

William Quindt

GERECHTIG
KEIT *oder*
APOKALYPSE
DER TIERE

Verlag Autonomie und Chaos
Leipzig \ Berlin 2024

Die Originalausgabe GERECHTIGKEIT. EIN ROMAN VON MENSCHEN UND TIEREN erschien 1958 (das Buch hat 733 engbedruckte Seiten). Im Jahr 1982 wurde eine gekürzte Taschenbuchausgabe (224 Seiten) unter dem Titel AUF VERWEHTEN SPUREN. GERECHTIGKEIT veröffentlicht.
Der vorliegenden einzigen Wiederveröffentlichung (2024) unter dem neuen Titel GERECHTIGKEIT ODER APOKALYPSE DER TIERE liegt die Originalausgabe zugrunde. Hinzugefügt wurde ein Nachwort des Herausgebers (MvL) sowie eine Bibliographie und Literaturempfehlungen, außerdem einige Abbildungen.

Neuausgabe 2024

© Verlag Autonomie und Chaos Leipzig / Berlin

ISBN 978-3-945980-90-3

Diese online-Ausgabe kann für den privaten Bedarf kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.



Inhalt

	<i>Hamburg / Deutschland..</i>
	Heimkehr 303
	Nächtliche Stadt 338
	Die alten Wege 374
	Flucht aus den Mauern 419
	Wind in den Bäumen 466
	Michael Delos 488
	Gestorbene Tiere 517
	Das Geld und die Ideale 565
	Geist und Seele 598
	Sumas Zahn 643
	Die Debattanten 675
	Das lebende Bild 712
	Eiswasser 742
	Die Bedenkenlosen 777
	Kerker und Gärten 810
	Der Hund Treu 852
	Spuren im Schnee 899
	Nachwort 2024 942
	Zu anderen Werken Quindts 956
	Werkverzeichnis 966
	Literaturempfehlungen 968
Vorwort des Autors 5	
	<i>Hamburg / Deutschland..</i>
	Der Garten Eden 9
	Der Auftrag 48
	<i>Ägypten / Afrika..</i>
	Steppen 77
	<i>Indien / Ceylon / Sumatra..</i>
	Dschungeln 173
	<i>Kanada / USA</i>
	Wälder 248

Vorwort des Autors

Durch lange Jahre habe ich mich mit dem Gedanken getragen, einen großen Roman zu schreiben, der das Schicksal des Tieres in unserer harten und wenig noblen Welt der Technik mit ihrer rationellen Rücksichtslosigkeit schildern sollte. Aber sooft ich diesen Gedanken auch wog und erwog – ich fand nicht die Form, die dieser ernste und traurige Stoff von mir verlangte. Nicht ein süßer Sang schien mir not, sondern ein starker Ruf; nicht ein gelöster Tanz, sondern ein schwerer Marsch; nicht die goldene Lüge der Kunst sollte betörend gleißen, die eherne und schmerzliche Wahrheit des Gesehenen und Erlebten allein mußte ihre Stimme erheben.

An einem leeren Abend kramte ich in meiner Bibliothek und stellte einen Stoß Bücher von Emile Zola in ein anderes Regal. Und dann stand ich eine Weile davor und strich nachdenklich mit der Hand über die Rücken der alten Bände. Emile Zola – ich habe immer eine Schwäche für ihn gehabt und eine nicht geringe Achtung vor der Größe seiner Arbeitsleistung. Er hatte den Mut, der wirklichen Welt in das nackte Gesicht, in die grausamen Augen zu sehen, er hatte den Mut, seine Künstlerschaft achtlos von sich abzutun, weil er nach Höherem trachtete als nach den Lorbeeren des Dichters – er war einer der ganz wenigen großen sich Erbarmenden, der blutige Tränen weinte über das Elend, die Not, die namenlose Verlassenheit der Menschen unserer großen Städte. Sein Sozialismus zwar, in dem er alles Heil erblickte, erschien mir immer verschwommen und phantastisch, und mit seinen Theorien über den

Roman habe ich um so weniger anfangen können, als er selbst sie alle im gegebenen Augenblick ignoriert hat. Einige seiner Bücher aber: da war ein Stück Leben, ein Stück Welt, kristallklar herausgeschält und in allen seinen Beziehungen zu anderen Welten bloßgelegt, scharf gesehen und erfaßt aus allen notwendigen Perspektiven, da schritt scheinbar ein hastig und bedenkenlos schreibender Journalist diesen Lebensbezirk ab, und dennoch hörte man hinter dem anscheinend so simplen Stil das Rad des Schicksals sich unaufhaltsam knirschend drehen. Emile Zola...

Dann ließ ich seine Bücher und blätterte in einer neu erschienenen Anthologie über "Tier und Mensch", fand wenig Gefallen daran, weil der Herausgeber wieder einmal mit dem Dünkel und dem Dogma des Laien gegen die Naturwissenschaften zu Felde zog, denen wir alle unsere Einsichten und Erkenntnisse zu verdanken haben, wollte sie schon zuklappen und zur Seite legen — da stieß ich auf Worte Zolas:

"Lieben wir sie (die Tiere), weil sie ein erster Entwurf, ein Herumtappen, ein Versuch sind, aus dem wir mit der verhältnismäßigen Vollendung erwachsen; lieben wir sie, weil, wenn wir auch andere Eigenschaften haben, sie keine haben, die nicht auch unsere wären; lieben wir sie, weil sie, wie wir, geboren werden, leiden und sterben; lieben wir sie, weil sie unsere jüngeren und unvollendeteren Geschwister sind, ohne eine Sprache, um ihr Leid klagen zu können, und ohne die Fähigkeit, ihre Gaben nutzbringend zu verwenden; lieben wir sie, weil wir die Klügeren sind und dadurch die Stärkeren wurden; lieben wir sie im Namen der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit, um in ihnen die Schöpfung zu ehren, um die Erschaffung des Lebens zu respektieren und unser Blut triumphieren zu lassen, das rote Blut, das das gleiche ist in ihren Adern und den unseren!"

Bei dem Worte "Gerechtigkeit" sprang der Funke in mir. Hatte Zola nicht noch einen Roman geplant, der "Gerechtigkeit" heißen und als Helden den vierten Sohn des abtrünnigen Priesters Pierre Froment — Johannes — haben sollte? Er war gestorben, ohne ihn beginnen zu können, kaum ein paar Stichworte für dieses geplante Werk fand man in dem berühmten Zettelkasten.

"Zola" — "Gerechtigkeit": da hielt ich die Form, die mein Stoff verlangt hatte durch die Jahre.

Schnell wuchs das Werk nun in mir und in seine Form. Ich habe mich der "naturalistischen" Darstellungs- und Ausdrucksweise bedient, soweit mir das möglich war, ohne mich selbst zu verleugnen. Ich habe dieses getan, weil der Stoff es von mir forderte. Und ich gebe meinem Buche den Titel "Gerechtigkeit" und meinem Helden den Namen "Johannes Froment", weil die Gerechtigkeit, nach der ich strebe, von mir verlangt, hier bescheiden zu sein.

Nun aber muß dieser Roman ein europäischer Roman sein, ein Roman des landschaftslosen Menschen der großen Städte, die in allen Ländern Europas das gleiche kalte und nervöse Gesicht zeigen, des Menschen, der die Natur vergessen hat, weil er ausgeschlossen wurde von ihr, dessen Gott der Motor ist, und dessen Herz verdorren muß zwischen eiserner Arbeit und alkoholisierten "Vergnügungen".

Geplant und begonnen in einer Zeit, da über dem verdunkelten Europa die Geschwader der Bombenflugzeuge dröhnten, beendet in der anderen Zeit, in welcher unser technisches Ingenium sich darin gefällt, eine ungeheuerlichste Vernichtungsapparatur zu konstruieren, und der Mensch unserer Tage sich rüstet, diesen geplünderten und verheerten Planeten zu verlassen, auf dessen ausgelaugter Erde die hungernden Menschen sich zu Millionen drängen, will dieses Buch nun nichts anderes sein als eine leise Mahnung an das unverlierbar, unzerstörbar Menschliche in uns allen. Alles Polemische, das unerlässlich war, ist von vornherein auf sein Mindestmaß beschränkt, ist auch nirgendwo gegen irgendwelche "wirkliche" Personen gerichtet — es wendet sich einzig und allein gegen den Geist des Unverständnisses, der Gleichgültigkeit, der Nichtachtung und des bösen Willens. Nicht gegen Tat und Täter also, sondern allein gegen den falschen und nur verlogenen Herrenhochmut, der überall dort seine Rechte verlangt, wo er seine Pflichten nicht erfüllt hat.

Fern von der gewachsenen Erde, fern von Sonne, Wind und Regen, sehr fern von Pflanze und von Tier, versteinert der weiße Mensch in seinen steinernen Städten. Gewiß: er hegt Pflanzen, er hegt Tiere, aber sie sind sein Werk, Menschenwerk — Gott hatte sie anders geträumt. Unser eigenes Leben

jedoch eint uns mit allem anderen Leben, auch mit dem Leben in fremdster und absonderlichster Form. Wir haben nicht das Recht, unanständig gegen fremdes Leben zu sein, und wir berauben uns nur selbst um alle die guten Möglichkeiten inneren Reichtums, wenn wir das andere Leben ignorieren wollen. Denn wir sind aus und mit diesem anderen Leben emporgestiegen, wir bleiben ihm immer verbunden. Es ist nichts als ein klägliches Ausweichen vor unseren großen Verantwortungen, wenn wir aus solcher Verbundenheit ein sentimentales und selbstgerechtes Lebensfüllsel für leere oder müßige Herzen machen — die gute Verbundenheit auch mit den Tieren kann nur der schlichte und selbstverständliche Ausdruck eines Ethos sein, einer zutiefst und allein sittlichen Weltanschauung.

Den Gehalt dieser Weltanschauung zu erloten, von der Magie dieses Ethos zu künden — darum bemüht sich dieses Buch.

Der Garten Eden

Durch das hell glühende, gelbgrün leuchtende Wasser des großen Beckens schwang, zitternd im Wellenatem, unsichtbar jetzt und greifbar aufleuchtend nun, ein Netz goldenen Lichtes, durch dessen zerfließende Maschen der silberne Glatthai seine schnellen und stillen Kreise zog. Rasch und unaufhaltsam, wie von einer rätselhaften Kraft bewegt, selten und sparsam nur seine Schwanzflosse rührend, glitt der große Fisch seine endlose Kurve: trieb jetzt gestreckten Leibes hinter dem dicken Glas des Schaubeckens entlang, bog vor der rechten Wand in weicher, gefährlich graziöser Schleife in den Hintergrund und abwärts, flog, ein traumhaft mystischer Schatten, dicht über den blanken Kies des Grundes dahin, schoß vor der linken Wand schräg von unten in die Höhe, die weiße Bauchseite glänzte silbern auf, leer schienen die kalten Augen durch leere Welten zu blicken, dann streckte sich der bedrohlich und vollkommen geformte Leib wieder dicht hinter der Scheibe, schnitt mit starrer Rückenflosse das Wasser, drehte, tauchte hinab, warf den grauen, dunkelnden Rücken durch das vertropfende Gold des Meerwassers und zeigte im atmenden Wiederauftauchen im breiten, quergespaltenen Maul drei Reihen scharfer, nadelspitzer Zähne.

Hans Froment trat einen Schritt von dem Becken zurück und hielt mit ausgestreckten Armen den Skizzenblock vor sich hin. Da lag der ruhelose Fisch still auf dem rauhen Papier, die grausamen Zähneweisend, mit kalten Augen starrend, den schlanken Leib streckend, während sich die Schwanzflosse schräg vom Körper bog. Mit halb verkniffenen Augen sah der junge Mann unzufrieden auf die kühne und genaue Zeichnung: ja, das war wohl der Fisch, der silberne Glatthai, und er war es wiederum nicht. Denn dieses Tier lebte in

ewiger Bewegung, sein Abbild aber war erstarrt und daher wie tot, es gab keine Möglichkeit für den Maler, die grenzenlose und erregende Ruhelosigkeit sichtbar zu machen, die zu diesem Tier gehörte wie das Wasser, in dem es lebte, wie der Knochenbau, der sein Fleisch trug und zusammenhielt. Dann aber schloß er mit leisem, melancholischem Seufzer die Mappe: er hatte getan, was getan werden konnte, daheim im Atelier wollte er das Blatt als Aquarell anlegen, vielleicht, daß die Farben des bewegten Wassers und das zerfließende Goldnetz der Lichtbrechungen dem toten Bild einen Abglanz der Seele des Lebendigen verleihen mochten.

Während er, die Mappe zwischen den Knien, ihre Bänder zu Schleifen band, sah er im Nachbarbecken den Adlerrochen sich von dem groben Kies erheben und mit schwerem Flossenschlag gleich einem großen, fledermausähnlichen Vogel durch das dunkelnde Wasser segeln. Als der flache und breite Fisch sich vor dem Seitenglas wandte, leuchtete seine weiße Bauchseite leichenhaft fahl auf, und Maul und Kiemenspalten schienen ein clowneskes und doch erschreckendes Gesicht zu bilden, das aus den schweigenden Wassern aufmerksam in die Stille des Aquariumganges spähte.

Angesichts dieser lautlos glotzenden Maske erkannte Hans Froment plötzlich, daß er allein inmitten der stummen Tiere in dem weiten, unterirdischen Hause weilte. Sein Blick, der den langen Gang durchmaß bis hin zum Eingang, über dessen Treppen sich noch vor kurzer Zeit das Licht der untergehenden Sonne ergossen hatte, stellte überrascht fest, daß dieses Sonnenlicht nun gestorben und dem hellen Grau der Abenddämmerung gewichen war. Er schob die Mappe unter den Arm und schritt langsam über die dunklen Fliesen des Ganges dem Windfang der großen Flügeltüren entgegen.

Dann aber blieb er doch noch eine gute Weile vor dem Becken der Pirayas stehen, neben dem Rudel der großen, hochleibigen, leuchtend bunt gestreiften Diskusfische, die unbeweglich im hell erleuchteten Wasser standen, sah den heringsgroßen, flirrenden Fischen zu, sein Malerauge freute sich an den metallisch glänzenden Farben, dem strahlenden Violett der Rücken, dem glühenden Orange der Leiber, immer wieder aber blieb sein Auge haften an den kurzen, gedrungenen Köpfen mit den überaus stark entwickelten Kiefern,

und mit einem Gemisch von Neugier und leisem Grauen blickte er in die dichtgedrängten Reihen dreieckiger, rasiermesserscharfer Zähne, die ihm von den atmenden Fischmäulern entgegengebleckt wurden. Der Piraya, der Raubfisch des Amazonasstromes, dessen Rudel große Säugetiere und auch Menschen in wenigen Minuten skelettierten, und dessen Zähne von den Waldindianern wirklich zum Rasieren benutzt wurden ...

Schwer nur löste er sich von dem bewegten bunten Schwarm, über dessen harmloses Spiel sein Wissen eine düstere und blutige Romantik ausbreitete, die wiederum tief und fast schmerzhaft seine Sinne berührte. Am Ende der langen gläsernen Zeile, nahe dem Ausgange, blieb er jedoch abermals stehen. Hier wölbte sich das große runde Schaubecken der Blumentiere des Meeres, und an diesem Becken kam Hans Froment niemals vorbei, gleichgültig, ob er den Raum betrat oder ihn verließ, denn nirgendwo in der Welt gab es für sein Empfinden ein betörenderes, rauschhaftes Farbenspiel als dieses der pflanzenhaften Tiere im stillen Grün des Meerwassers. Da stand im Hintergrund auf nacktem Gestein die Kolonie der Seanelken, deren zarte Farben vom unwahrscheinlich reinen Weiß bis zum leuchtenden Rotbraun spielten; da ließen Edelsteinrosen ihre tastenden Tentakel spielerisch lüstern im Wasser wehen oder ruhten verschlossen gleich seltsamen Schmucktruhen, während sich unter ihnen fleischig und rosarot die runden Fächer der Seemannsliebchen breiteten. Mitten im Raum aber, leuchtend weiß und mit moosgrünen Längsstreifen, alle anderen Tierblumen an Größe und Schönheit und Üppigkeit der Tentakel überragend, stand eine Witwenrose, und aus der unirdischen, leuchtenden Schönheit ihres Kelches ragte, ausdruckslos und tot, der Kopf des Futterfisches, den sie mit hundert giftig nesselnden Blumenarmen in sich eingeschlungen hatte.

Der Maler Hans Froment stand still vor dieser Symphonie zarter und kühner, ruhender und bewegter Farben und verlor sich zum tausendsten Male in seinem Leben an dieses stille Fest von Licht und Wasser und Glut. Es gab nichts Vollkommeneres für ihn als dieses, und er wußte nur eines, das vielleicht in seiner Zartheit und Durchsichtigkeit dieses schweigend ruhende Bild der lebenden Wasserblumen noch übertraf: das waren die Quallen der großen See.

In diesem Aquarium fern der Meeresküste jedoch gab es keines dieser überaus empfindlichen Meertiere, deren zarter Organismus einem längeren Transport nicht gewachsen war; dennoch tauchten sie jetzt vor dem geistigen Auge des jungen Mannes auf und segelten atmend durch das stille grüne Becken der Blumentiere: die runde Ohrenqualle und die gelben Haarquallen, die durchsichtigen Rippenquallen auch, wie Seifenblasen erglühend im zartesten Licht, und die große Kompaßqualle endlich, der die Tentakel durch das Wasser nachwehten gleich einer bräutlichen Schleppe. Und Hans Froment sah sich wieder durch die Nordsee fahren, groß und gewaltig ohne Vergleich war das Erlebnis der ewigen See, aber die tiefste Verzauberung hatte sie ihm gegeben, als er das Leben im Wasser entdeckte, als er den ersten Quallenschwärmen begegnet war. Und es war dann damals auf Helgoland eine lange selige Zeit des Schauens und Wunderns und Staunens gewesen, aus der er sich schließlich doch mit Gewalt hatte herausreißen müssen, weil er es sich nicht leisten konnte, in den zarten Farben und den kaum verständlichen Seltsamkeiten dieses durchsichtigen, empfindlichsten Lebens zu schwelgen, denn er war darauf angewiesen, Bilder zu malen, die sich verkauften. Und so riß er sich auch heute und jetzt fast ruckhaft von diesem Becken los, wandte ihm wie eilig den Rücken, trieb durch die Flügeltüren und ging dann hastig die stufenreiche Treppe hinauf, die ihn aus der kühlen Unterwelt des Aquariums in die abendwarme, sommerlich grünende Weite des Zoologischen Gartens führte.

Als er in die helle Vorhalle trat, sah er durch das Glas der großen Türen jenseits des Weges auf der Wiese am Stelzvogelteich die afrikanischen Kronenkraniche tanzen. Er schritt schnell hinaus und blieb dann dicht vor dem weitmaschigen Gitter stehen, von dem das große Gehege begrenzt wurde. Waren es zwei Männchen, die dort miteinander spielten, waren es Männchen und Weibchen? Hans Froment wußte es nicht, aber wie jetzt der eine hinter den anderen trat, sah das Spiel nach Balz und ihrer Zärtlichkeit aus. Der im Vordergrund stehende bog den schieferschwarzen, sperrig befiederten Hals in weicher Kurve zurück, weiß und rot leuchteten seine Wangen, und hinter dem schwarzsamtenen Barett, das sich über den hellen Augen wölbte, breitete sich im goldenen Glänzen die Strahlenkrone. Der andere stand hinter ihm mit

angehobenem Fuß und gefalteten Zehen, einen Augenblick berührten sich die Spitzen der Keilschnäbel, aus denen es, obwohl sie fest geschlossen waren, leise kreischte und trillerte, dann war es, wie wenn ein jäher Windstoß den Vordermann davontrieb, er breitete die Flügel aus, kastanienbraun und schwarz mit schneeig leuchtenden Decken, auf wippenden, federnden Stelzfüßen flog er tanzend dahin, ihm nach sein Gespiele, und nun schrien sie beide, durchdringend und hart. Mitten im Gehege standen wohl zehn andere Kronenkraniche wie aufgereiht nebeneinander, sie sahen den beiden Tänzern zu und schrien lauter noch als sie, wie das Knarren ungeschmierter Wagenräder quälte sich ihr Ruf, wer aber genau hinhörte, der mochte das Wort "Rharnuk" aus ihren Schreien lesen, mit welchem der Araber den schönen Vogel beim Namen nennt. Mitten aus seinem Tanz heraus preschte dann jählings der Verfolger gegen diese Reihe seiner trompetenden Brüder vor, ärgerlich und böse schlug sein Schnabel links und rechts, und mit verdoppeltem Geschrei stoben die Angegriffenen nach allen Seiten auseinander. Zwei Jungfernkraniche, klein, zierlich und silbergrau, mit glänzend schwarzem Hals und weiß leuchtenden Federschöpfen, die sich von den brennend roten Augen in weichen Bogen nach hinten und abwärts schwangen, standen still auf dem Platz und ließen gleichmütig die aufgeregte Schar links und rechts an sich vorübertreiben. Ein Schwarzstorch mit metallisch funkelndem Gefieder schritt langsam und gravitatisch quer durch das Gehege, wie im scheuen Bogen wich der ihm begegnende Abu Markub, der Schuhschnabel aus den Sümpfen des weißen Nils, seinem Gange aus, während sein kluges, gelbweißes Auge achtlos über ihn dahinglitt. Am sandigen Ufer des dunkelgrünen Teiches aber stand eine weißrote Wolke rosenzarter, rosenschöner Vögel mit langen, schön-geschwungenen Hälsen und bizarren Schnabelköpfen, standen auf unwahrscheinlich dünnen Stelzbeinen die Flamingos und weideten mit gründelndem Schwarzschnabel das abendlich aufsteigende Plankton des Gewässers ab.

Aber das Auge des jungen Malers löste sich bald wieder von diesen Vögeln und folgte wie voller Andacht dem Schuhschnabel, der still seinen Weg fortsetzte, der ihn in die äußerste Ecke des weiten Geheges führte. Dieser

seltene Vogel zog ihn stets wieder mit magischer Kraft von neuem an, er wußte kein Wesen im weiten Park, das einsamer dahinlebte als dieser fremde Storch aus dem Sudd des Bahr-el-Ghazal. Er wußte kein Tier, das derart von Geheimnis und Rätsel umwittert war wie dieser Vogel, über den in Bild und Wort mehr gesprochen und ausgesagt worden war als über jeden anderen Vogel. Heuglin und Schweinfurth hatten ihn in seiner Heimat beobachtet und eingehend darüber berichtet, der große Afrikamaler Wilhelm Kuhnert hatte ihn gezeichnet auf seiner Sudanfahrt, der Schwede Bengt Berg hatte ihn gefilmt — der Zauber des Einsamen, des Besonderen war nicht von diesem Tier gewichen, das jetzt langsam seiner Ecke zuschritt, den schweren, hornfarbenen Schnabel auf den Kropf des zurückgekrümmten Halses gebettet. Hans Froment sah dem Entschwindenden nach, und für einen Augenblick meinte er, in dieser merkwürdigen, absonderlichen Gestalt die ganze verführerische Lockung und grenzenlose Magie des innersten, fremdesten Afrikas zu verspüren.

Ach, Afrika — seine Brust hob sich unter tiefem Atem. Abu Markub war dort daheim, die Kronenkraniche waren es und auch die Flamingos. Immer noch war Afrika das große Land der Tiere, der gewaltigen Herden, vielleicht waren einige seiner Gebiete die einzigen Länder dieser Erde, die von Leben strotzten und dennoch nicht vom Menschen und seiner Kulturwalze ausgelöscht waren. Ach, Afrika — es war sein stillster und tiefster Traum, durch den Sudan, durch Kenya-Land und durch den Kongo ziehen zu dürfen, die große Sonne Afrikas zu schauen, die weiten Steppen, die endlosen Wälder, die Tiere ohne Zahl in ihrer Freiheit. Aber er war ein kleiner Zeichner und Maler, der sich um das tägliche Brot zu mühen hatte, recht hart sogar mitunter, er wußte nicht, wie sich jemals ein solcher Traum verwirklichen sollte. Und so gab er dem grauen Vogel Abu Markub, der im dunkelnden Dämmer, das unter den dichtkronigen Buchen sich sammelte, verschwand, noch einen letzten langen Blick, seufzte leise und setzte dann, tief in seine sehnsüchtigen Gedanken versunken, seinen Weg fort.

Als jedoch dieser Weg sich teilte, als ein schmaler Pfad sich in sanfter Kurve von dem breiten Damm abzweigte und verführerisch einsam hinter einem Wäldchen abgeblühter Rhododendronbüsche verschwand, heiterte sich

das umwölkte Gesicht des jungen Mannes rasch wieder auf, und fröhlich folgte er diesem schmalen Weg, der ihn in ein weites, dicht umgrüntes Rund führte, dessen glatte Rasenfläche umstanden war von mehr als einem Dutzend Einzelkäfigen. Jeder dieser Käfige schien ein kleiner Pavillon, erhob sich rund und geräumig vom felsigen Gestein, jeder enthielt totes Baumwerk, abgeschälte Stämme und starke Zweige, und jeder auch enthielt im Hintergrunde eine Art Grotte, die dem Insassen als Schlupfwinkel und Nachtlager dienen mochte. In dieser stillen Stunde aber waren alle die Käfigbewohner, von denen die meisten den ganzen Tag hindurch unsichtbar blieben, im Freien, und Hans Froment, der letzte Besucher dieses abgelegenen Gartenteiles, konnte sich an ihrer makellosen Schönheit erfreuen, denn diese Käfige enthielten Tiere, die von manchen Menschen als die schönsten, anmutigsten und vollkommensten aller Tiere bezeichnet werden: in diesem Käfigdutzend zeigte der Zoologische Garten die vielleicht reichhaltigste Kleinkatzensammlung des Kontinents.

Erfüllt von einem warmen Gefühl, das ihn wie eine stille Andacht ausfüllte und sanft verzauberte, trat er an den ersten Käfig heran. Ganz im Vordergrund, hart hinter dem Maschengitter, saß ein Kätzchen, einer grau und schwarz getigerten Hauskatze gleich, sah ihn an mit sanften gelben Augen und mauzte ihm dann zart und wie vertraut entgegen, daß er das blasse Rot ihrer Zunge sehen konnte und das schmelzende Weiß ihrer schlanken und doch starken Zähne. Sie war ein wenig fahl in der Farbe, das war alles, was sie von dem allbekannten Kurzhaartiger-Typ der europäischen Hauskatze unterscheiden mochte, aber den wenigsten Besuchern mochte wohl dieser kleine Unterschied auffallen. Dennoch war dieses Tier etwas ganz anderes als eine Hauskatze, es war die Falbkatze aus Nubien, die Stammutter also aller zahmen Katzenrassen dieser Welt. Sie war es, die einst vor Jahrtausenden die heiligen Löwinnen, an den Altären der Ägypter ablöste, die angebetetes Tempeltier wurde und verzärtelter Hausgenosse, die sich über die Erde ausbreitete, wiederum heiliges Tier in neuen Ländern des Orients, in den christlichen Reichen des Abendlandes aber Gesellin der Hexen werdend, Sendbotin der Hölle und aller bösen Teufel. Vielleicht blieb just in Europa ihre Rasse nicht ganz rein, vielleicht vermengte sich hier und da die sanfte

Afrikanerin mit den starken und wilden Katzen der nordischen Wälder — Hans Froment trat einen Schritt zurück, und da sah er am Nachbargitter den runden, starken Kopf des Wildkuders aus den Karpaten, der ihm mit furchtlosen und fast erschreckend klugen Augen in das Gesicht sah. Er hatte dieses Tier schon hundertmal gesehen, aber heute wieder wie immer klopfte ihm das Herz höher angesichts der prachtvollen wilden Schönheit dieses verführerisch anmutigen kleinen Raubtieres. Welch einen vollkommenen Bau zeigte dieses weiche, schlanke und doch sehnig starke Tier, wie frei und stolz trug es den kühnen Räuberkopf mit dem prächtigen Bart der Schnurrhaare, dem zierlichen Näschen, den spielenden Ohren und den hellen, klaren Augen eines sehr wachen und bewußten Geschöpfes, wie glatt und dicht floß der seidige Sommerpelz über Leib und Glieder, schwer und rund und stark legte sich der buschige Schweif um die nebeneinander gestellten Vorderbeine des Kauernden. Der junge Mann lockte das schöne Tier, indem er ein sanftes, katzenhaftes Schnurren versuchte, aber ungerührt blickten die hellen Räuberaugen hart an ihm vorbei, haarscharf ihm an Auge und Ohr vorbei in den Wipfel einer Eiche, in dem sich leise ein paar Blätter bewegten, die nicht vom sanften Abendwind berührt werden konnten, hinter denen vielmehr ein kleiner Vogel zu hüpfen schien. Hans Froment lächelte leise und resigniert. Es gab kein Tier, das ihm näher schien als diese Katzen, aber immer, wenn er hier bei ihnen weilte, spürte er auch fast schmerzhaft tief die große Fremdheit, die zwischen Tier und Menschen ist: sie waren ihm sehr nahe, aber sie sahen an ihm vorbei, sie lebten in ihrer eigenen Welt, in der er niemals mehr als ein Eindringling sein konnte ...

Etwas verlegen setzte er seinen Weg fort, sah die beiden Goldkatzen spielen, sah den Kopf der Fischkatze, der still und starr und mit glühend mißtrauischen Augen wie körperlos im Dunkel der Grottenhöhle hing, belauschte die javanische Zwergtigerkatze, die ihre Krallen an einem senkrecht stehenden Ast wetzte, aber dann hielt ihn die Seltsamkeit der fernöstlichen Amurkatze wieder lange Zeit vor dem Gitter ihres Käfigs fest. Das grauhaarige, rotbraun getüpfelte Tier saß still auf den Steinen der Grotte und sah wie träumend gegen die nahen Rhododendronbüsche. Wie doch die Erdteile ihre Wesen schufen und formten — diese Katze hier stammte aus Wäldern und

Bergen, deren Kälte und Strenge denen der Karpaten nichts nachgaben, und doch hatte sie nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem starken und schönen Wildkuder. Sie war seltsam und fremd, war wie ein Mongole im europäischen Haus, wie ein fernöstliches Kunstwerk zwischen den nach strengen Regeln erschaffenen europäischen Bildern, deren Gesetze der weiße Mensch im Blute trug, so daß sie ihm als die einzig richtigen und natürlichen erschienen. Den jungen Maler aber erfüllte vor dem Käfig dieser schönen und höchst eigenartigen Katze mit dem langen, ausdrucksvollen Kopf eine tiefe Bewunderung – eine fast grenzenlose Bewunderung vor den chinesischen Bildnern. Was seltsam erschien an ihrer Technik und an ihrer Darstellung der Tiere, was im Anfang den europäischen Beschauer verblüffte und irritierte, es waren keine intellektuellen Künstlichkeiten, es waren die Ergebnisse genauester Naturbeobachtung und die ehrfürchtigste Wiedergabe des Geschauten.

Katzen aus Bolivien, Katzen aus den Anden, der wildschöne Kopf der gefleckten Marmelkatze aus Sumatra, der silbern schwarze Serval Afrikas, der bunte Ozelot vom Amazonas, die zierliche Manulkatze und der kalt-böse Yaguarundi – bei den hochbeinigen sibirischen Luchsen blieb Hans Froment wiederum verweilend stehen. Das Tier stand auf starken Pranken, das dünne, eisgraue Sommerfell schmiegte sich glatt um den hageren Leib, lang aber zottelte der Backenbart herab von beiden Seiten des runden Kopfes, und die steil aufgerichteten Pinselohren lauschten in den sinkenden Abend. Im Nebenkäfig lauerte der afrikanische Wüstenluchs, der goldene Karakal, auf seinem schrägen Baumstamm, die gefleckten Karpatenluchse sprangen wie im Wettkampf über das dürre Gezweig des Käfigbodens, während der Pardelluchs aus Spanien am Gitter saß und sich sorglich putzte nach Kätzchenart. Der kanadische Luchs, dem sibirischen ähnelnd wie ein Bruder dem anderen, und der getüpfelte Sumpfluchs vom Kaspischen Meer schlossen das weite Rund der Katzenkäfige.

Noch aber blieb eine Grotte, die fast verborgen in den Rhododendronbüschen lag, eine breite und tiefe Felsenhöhle, die nicht mit Maschengitter gesichert war, sondern mit starken Eisenstäben. Und hinter

diesem Gitter war, erschreckend fast in seiner Größe nach der Anmut der zwar wilden, aber doch nur kleinen Räuberkatzen, hinter den Eisenstäben war ein weiches Schleichen, ein unruhiges Hinundher, der lautlose Schritt weicher Branten, das Spähen gelber, harter Augen, das erregte Hecheln geöffneter Mäuler, die rote Zungen und scharfe Dolchzähne zeigten: in dieser Käfighöhle wohnte das Paar der Schneeleoparden. Sie trugen das Sommerfell, aber es war viel zu stark und zu dicht für die gemäßigten Breiten des mittleren Europas, es war ihnen sehr warm, das zeigten ihre rasch atmenden Rachen, sie hatten den warmen Sommertag im hintersten und kühlestem Winkel der Höhle verschlafen, jetzt aber trieb die Unruhe ihres Blutes sie zur endlosen Wanderung gitterauf und gitterab. Hans Froment sah den schönen, elfenbeinfarbenen Katzen zu, sah die schwarzseidenen Rosetten im dichten Vließ, die starken Schweife, in denen ein schlangenhaft eigenes Leben zu leben schien, er sah ihnen zu, und eine kleine Trauer erfüllte ihn. Angesichts dieser schönen und starken Tiere, die offensichtlich von der Wärme des Sommerabends gequält wurden, entsann er sich der Erzählung des Inspektors dieses Parkes, der im vergangenen Winter einen Tiertransport nach dem Zoologischen Garten in Moskau gebracht hatte. Mit welcher Begeisterung hatte der Mann von diesem Park gesprochen, in dessen Schluchten und Gehegen die kältengewohnten und kältebedürftigen Tiere Sibiriens ein so ganz anderes Bild ihres Wesens gaben. Und als er von den Schneeleoparden berichtet hatte, war der sonst so nüchterne Mann fast lyrisch geworden. Ah, das waren andere Kerle als diese Schattengewächse hier, die man mühselig mit Dackelamme und Milchflasche hochgepäppelt hatte. Wilde, stürmische, vollkommen furchtlose Gesellen waren das, wie die Teufel tobten sie durch den stiebenden Schnee ... Hans Froment sah auf die unrastgeplagten Leiber, er hörte das heiße Hecheln, er sah, daß die Tiere wunderschön waren selbst noch jetzt in der engen und ihrer Natur so fremden Gefangenschaft – welch ein Bild großer, hinreißender Wildheit aber mußten ihre fessellosen Bewegungen, das ungehemmte Spiel ihrer verwirrend vollkommenen Katzenleiber in jenen fernen, verschneiten Schluchten abgeben, wie berauschend, wie betörend schön mußten diese Tiere in ihrer natürlichen Freiheit wirken: im felsigen Gebirge, in Schnee und Eis, zwischen dunkelnden

Schründen und den blau schillernden Gletschern der Gipfel – ach, gewiß, das eigentliche, das wirkliche, das wahre Tier konnte nur das Tier der Freiheit sein, lebend im angestammten Lebensraum, der allein ihm ermöglichte, alle seine Sinne, all sein Können zu entfalten und damit auch seine letzte und vollkommenste Schönheit zu zeigen. Er lächelte leise in sich hinein: da war er also schon wieder bei dem gleichen Gedankengang, mit dem er den Vogel Abu Markub verlassen hatte. Noch einmal ließ er seinen Blick in die Runde schweifen, über die glühenden Formen und Farben der weichen und leisen Katzen in ihren Käfigen, dann nahmen seine Füße den schmalen Pfad wieder auf, der ihn in weicher Kurve an den Hauptweg zurückführte.

An diesem zog sich nun in fast unabsehbar langer Front das Gitter der Hirschgehege entlang. Im ersten Gitter löste sich der große europäische Rothirsch von dem Rudel seiner Tiere, die vor der Blockhütte ihres Stalles wie unentschlossen hin und her trippelten, und kam im langsamen Schritt dem späten Besucher entgegen. Zwölfendig eckte sein Geweih, das er durch den Sommer neu geschoben hatte, und von dessen obersten Verzweigungen die letzten Reste des trockenen Bastes in langen, dünnen Strähnen herabwehten im sachten Wind seines Ganges. Hart hinter dem weitmaschigen Drahtgeflecht blieb das Tier stehen und sah mit seinen sanften und doch stolzen Augen auf die Hand des jungen Malers, die sich langsam durch das Gitter schob. Dann senkte es um ein kleines den Kopf und nahm still die Zärtlichkeit entgegen, mit welcher die Knöchel der Männerhand seine Stirn streichelte, unter den kurzen Rosenstöcken, von denen sich das Geweih abhob, und wo die kurzen, rotbraunen Haare seines Leibes sich lang und kraus verdickten. Still stand es länger als eine Minute unter der schmeichelnden Hand, dann wandte das Tier sich schweigend ab und ging fast lautlos auf federnden Schalen über den weichen Boden des Geheges zum Rudel seiner Weiber zurück, vor dem es stehen blieb und seine feuchten, dunklen tiefen Augen langsam in die Runde schweifen ließ. Der Maler sah auf die schlanken und doch so sehnig-kräftigen Läufe des Hirsches, die mühelos den starken Rumpf trugen, auf den edlen Nacken, der in stolzer Geste das fertig geschobene Geweih gegen den farblosen Himmel des Sommerabends reckte, gewiß hatten die Weidmänner Recht, die

den edlen Rothirsch als das schönste Tier der mitteleuropäischen Wälder bezeichneten. Trotzdem lächelte der junge Mann jetzt fröhlich vor sich hin, als ihm angesichts des Wildtieres die Jäger einfielen. Er hatte für manche Jagdzeitungen gearbeitet und entsann sich nun vergnügt heftiger Kontroversen mit einigen Männern der grünen Gilde, entsann sich einer tobenden Belehrung, die ihm einmal ein Jagdschriftsteller und ganz besonders energischer Jünger der Diana hatte zukommen lassen, der es ihm sicherlich noch heute nicht verzieh, daß Hans Froment seine temperamentvolle Mühewaltung einzig und allein mit belustigtem und verständnislosem Lachen quittiert hatte. Das war einer jener rechthaberischen Herren gewesen, die von jedem Menschen, der sich mit Wildtieren beschäftigte, kategorisch verlangten, daß er die merkwürdige, teils groteske und unsinnige, teils mittelalterlich romantisierende Weidmannssprache beherrschte und peinlichst zur Anwendung brachte, sobald er sich erlaubte, über die jagdbaren Tiere aus Wald und Feld zu sprechen. Wer aber diese Geheimsprache nicht beherrschte, der war eben nichts als ein blutiger Ignorant und verstand nichts von den Tieren. Hans Froment sah auf den edlen Hirsch und repetierte mit vergnügtem Schmunzeln seine mageren Kenntnisse: das Fell hieß Haut, die Hufe Schalen, die Afterklauen Aftern, die Luftröhre Drossel, der kurze Schwanz Wedel; das Tier hatte kein Blut, sondern Schweiß, kein Fett, sondern Feist, keine Ohren, sondern Lauscher, keine Augen, sondern Lichter. Und dann lächelte er leise vor sich hin und dachte still bei sich, daß es doch recht gut für ihn sei, daß er malte und nicht schrieb und also nicht den unerbittlichen Ansprüchen der gestrengen Herren Jäger als Künstler genügen mußte. Das mußte seine bösen Schattenseiten haben, und gut war nur, so dachte er, daß nicht auch die Schlächter gleich unnachsichtige Ansprüche an den Laien stellten und ihn zu zwingen versuchten, einzig und allein im Jargon ihrer Verkaufsstände vom Tier und von seinen Körperteilen zu sprechen.

Seinen Weg fortsetzend, ging er nun am Gitter der Hirschgehege entlang, schritt vom kleinen, grauen spanischen Hirsch zum riesigen gelbgrauen amerikanischen Wapiti, zum Altai-Maral und zum tibetanischen Hirsch mit seinem vereckten, im oberen Teil nach vorn gebogenen Geweih, das noch ganz vom durchbluteten Bast umkleidet war. Hier unterbrach ein offenes Gehege mit

Sumpf und romantisch verkleideter Festlandsplatte die Reihe der Gitter, still und unbeweglich gleich einem Denkmal stand auf dem höchsten Punkt des Geländes schwer, seltsam und fremdartig ein starker Schaufelch, stand, zwei gute Meter hoch, auf langen weißen Läufen, hinter seiner starken und gewölbten Muffel hing blauschwarz und lang ein dichter Bart herab, die sanften Hirschaugen sahen leer in die Weite, während sich über seinem Haupte die breiten, vielzackigen Schaufeln gleich vorweltlichen Schalen wölbten. Unter ihm in der Suhle plantschte ein Tier mit seinen zwei staksigen, noch allzu langbeinigen Jungen. Hans Froment aber wandte sich und folgte dem Blick des königlichen Tieres. Der lag auf der großen Wiese, die sich gegenüber der Freianlage erstreckte, und über deren Grün die abendliche Jagd des Damwildes stumm und leidenschaftlich dahinflog – über den grünen Rasen und durch die dämmernden Schatten lichten Baumbestandes. Gefleckte Tiere waren dabei und weiße Hirsche und manches Jungtier auch, sie rannten in offenen Rudeln, und ihr schneller, überaus sicherer Lauf, der spie ohne Stockung über alle Hindernisse trug, war wie ein Flug. Angesichts der vollkommenen Schönheit dieser Bewegung überkam den Maler wiederum der kleine Schmerz, der ihn schon im Aquarium vor dem Becken des Glatthais befallen hatte: warum gab es keine Möglichkeit für den Künstler, diese Bewegung einzufangen und wiederzugeben, warum war nichts anderes möglich, als nur eine kurze Phase dieses Laufes, kürzer als ein Sekundenbruchteil, festzuhalten und ihr den Anschein, die Illusion der Bewegung zu geben? Nicht die Momentphotographie des Zeichenstiftes, des Pinsels gab das wirkliche Tier, das in und aus seinem Körper lebte, und dessen eigentliches Wesen sich daher einzig in seiner Bewegung offenbarte. Dieses eigentliche Wesen des Tieres konnte vielleicht einzig der Film einfangen, aber der Film brauchte den Künstler nicht, der seine Gegenstände aus dem Wirklichen heraus und auf die höhere Linie des Wahren stellt.

Müde nun von einem Tag unentwegten Schauens und strengster Konzentration der Arbeit, setzte er seinen Weg fort, schritt fast achtlos an den exotischen Hirschen vorbei, dem indischen Barasingha und dem Leierhirsch, dem Sambar und dem Rudel der schönen Anishirsche, an der Herde der

zwerghleinen japanischen Sika-Hirsche, den Formosa-Muntjaks, den chinesischen Wasserrehen, dem südamerikanischen Gabelhirsch und dem winzigen Pudahirsch aus dem fernen Chile. Aber das Ende dieses Gatters wurde wiederum von einer Freianlage gebildet, und vor dieser blieb Hans Froment von neuem stehen. Unruhig kreuzten die wilden Rentiere hin und her über das zerrissene, steinblockübersäte Plateau, sie waren im fahlen, flockig lumpenden dünnen Sommerpelz, aber ihre Geweihe waren bereits vollendet, sie sperrten gleich vielzackigem Baumgeäst, während sich die Augensprossen weit über die Stirn bis fast zur Muffel schoben.

Wie der Maler aber nun seinen Blick wieder abwandte, sah er hinten, über den Rhododendronbüschen, die den sich hier wendenden Weg säumten, lautlos gleich einem Spuk dahinziehend, Kopf und Hals eines märchenhaft fremden Tieres, einer nubischen Giraffe, die an ihrem Gitter entlang schritt, das sie meterhoch überragte. Er ging rasch auf einem kleinen Seitenpfad durch den dichten Wald der abgeblühten Blumenbüsche und stand nun vor dem weiten Auslauf des Giraffenhauses. Vier der großen und merkwürdigen Tiere, die wie vergessene Überbleibsel längst versunkener Jahrtausende den Weg in unsere Zeit gefunden haben, befanden sich noch im Freien: die Nubierin, eine ostafrikanische Netzgiraffe, deren dunkle Flecken so groß waren, daß die helle Farbe dazwischen wie ein Netz erschien, das sich eng um den bizarren Leib des Tieres spannte, eine Rhodesierin, deren schwarze Zeichnung ihr wie ein Blätterwerk auf dem Leibe lag, und allein für sich ein alter Massai-Bulle, der stumm am Gitter stand und mit seinem strengen, beißenden Geruch dem alten burischen Ekelnamen "Stinkbull" alle Ehre machte. Die Südafrikanerin aber schritt, seltsam leicht bei ihrer Schwere, wie wehend im Wind über den Platz, blieb am Gitter stehen, legte den Kopf mit den kurzen behaarten Hornzapfen und den schönen, märchentief dunkelnden Augen zurück, blauschwarz und scheinbar endlos lang schob sich die Zunge aus ihren fleischigen Lippen und strebte vergeblich dem Baumgezweig entgegen, das sich in den Auslauf der Tiere streckte, aber bereits längst an seinen unteren Asten bis auf das letzte Blatt abgeweidet war. Dann schüttelte das Tier den schmalen Kopf, den langen, schön geschwungenen Hals, und dann schwebte es wieder galoppierend über

den Platz dahin, während der langbehaarte Schwanzwedel ihr nachwehte – ein unglaubliches Bild einer märchenfremden, märchenfernen Welt. Der junge Maler aber sah nur die raschen und spielerisch leichten Bewegungen der langen, knochigen Beine, sah das mühelose Spiel der Glieder, mit dem das große Tier sich über die weite Fläche trug – seine Hand nestelte bereits an den Schleifen der Skizzenmappe, während die andere nach den Bleistiften in der Jackentasche tastete, es mußte doch möglich sein, dieses merkwürdige Laufwerk, das sich scheinbar nach ganz anderen Gesetzen bewegte als die Beine aller anderen Tiere, diese einmaligen Gesten, diesen merkwürdig wehenden Schritt, diesen fliegend tanzenden Lauf einzufangen, festzuhalten auf dem Papier. Aber dann bezwang er sich schnell und gab sich selbst den Befehl, von seinem Vorhaben abzustehen. Er hatte den ganzen Tag hindurch scharf gearbeitet, er trug wieder einmal viele Blätter mit Skizzen und Bewegungsstudien der verschiedensten Tiere mit sich davon aus dem Park, er fühlte eine leise, müde Erschöpfung in Hand und Hirn, er wußte, daß er nicht mehr fähig war, in dieser späten Stunde noch etwas Ordentliches zu schaffen, etwas so Schwieriges, wie es der fliegende Paßgalopp einer afrikanischen Giraffe war. Aber dann blieb er doch noch eine gute Zeit vor dem Gatter stehen und sah den Tieren zu, die sich nach der Unruhe des Tages, den sich drängenden Besuchern und der lastenden Sommerhitze ausspielten in der guten Abendkühle, bevor man sie für die Nacht in ihre Ställe lockte. Nach einer geraumen Weile erst schritt er dann langsam am Gitter entlang, umrundete die weiten Ausläufe und gelangte so an die Vorderseite des Hauses, in dem die fremden Antilopen wohnten.

Hier erstreckte sich weit und vielfach geteilt das grünende, wasserdurchtronnene und mit alten Bäumen bestandene Gehege der afrikanischen Antilopen. Da war das schwere Riesen-Elen, das trotz aller edlen Schönheit in Gang und Haltung und Lebensart mehr den Rindern glich als den Antilopen, der schönen, silbergrauen Beisa etwa, die feierlich nebenan das Gitter abschritt, das lange, nadelspitze, von Mensch und Tier gleichermaßen gefürchtete Gehörn über den Draht klappern ließ und würdevoll mit dem leuchtend schwarzweiß gefleckten Schädel nickte, während im Hintergrund

des Auslaufes das erst wenige Monate alte Junge sich in den nimmermüden Bocksprüngen seiner Jugend tollte. Hans Froment blieb vor diesem Gehege stehen, dort, wo es an das nachbarliche grenzte, sein Blick wanderte hin und her zwischen den Bewohnern der schmalen und langen Flächen, niemals wußte er, niemals wußten seine Maleraugen, welchem Tier er die Palme der Schönheit zuerkennen sollte: der schönen Oryx-Beisa oder dem prachtvollen Hengst der Rappenantilope. Dieses Tier stand unbeweglich mitten auf dem zertretenen Gras seines Auslaufes, stand wie ein Bildwerk, aber diesmal brauchte sich Hans Froment nicht zu bemühen, brauchte nicht nach Feder und Block zu greifen, dieses Tier hatte er schon hundertfach gezeichnet. Dennoch lagen seine Augen lange, unverwandt und zum tausendsten Male wieder hingerissen von dieser edlen und wilden tierischen Schönheit auf dem still in vage Fernen spähenden Tier. Gertenschlanke und doch stählern starke Beine auf zierlich kleinen, scharfkantigen Hufen. Sein Bauch schimmerte wie weiße Seide, Rücken und Flanken glänzten wie blankes Ebenholz, das starke, nach hinten gebogene Gehörn berührte fast mit seinen Spitzen den Rücken, dicht und dunkel umschattete die Mähne den gestrafften Hals, über dem braun und weiß die nervösen Ohren spielten, edel und schön, graziös und stark, lag etwas undefinierbar Elegantes über dem Tier, während die schönen Antilopenaugen, groß und feucht, nachtdunkel und tief, unberührt schienen von der nahen Gegenwart der Menschen und der unbezwinglichen Schranke ihrer Gitter.

Langsam wanderte der Männerblick hinüber in das nächste Gehege: vielleicht war sein Insasse, ein seltener und teurer Gast des Gartens, noch märchenhafter in seiner fremdartigen Seltsamkeit, noch anziehender und faszinierender als der schöne Antilopenrappe. Dieses Tier, hellbraun wie die sonnenglühenden Steppen Abessiniens, in denen es gelebt hatte, mit weißem Bauch und weißen Wangen, mit starkem, gedrungenem und geripptem Gehörn über den großen, scharf abgespreizten Lauschern, erinnerte mit seinen langen Beinen und seinem ebenfalls sehr langen Hals auffallend an die Giraffen, die auf der anderen Seite des großen Antilopenhauses wohnten, und es wurde auch nach ihnen genannt, es hieß die Giraffengazelle. Ein leichtes Lächeln lief über das Gesicht des jungen Mannes: er traf das Tier just in der Situation an, in

der er es sooft gesehen, und in welcher seine Seltsamkeit am frappierendsten zum Ausdruck kam. Einige Bäume standen im Auslauf, unter dem einen tanzte die Gazelle steil aufgerichtet auf ihren sehnig schlanken Hinterläufen, tanzte mit steif durchgedrücktem Rücken, mit herabhängenden Vorderläufen und lang gestrecktem Hals, der sich vergeblich bemühte, die bebende Muffel an die Blätter der Baumkrone zu bringen, deren untere Äste bereits längst bis auf die Rinde abgeäst waren. Trotz der Aussichtslosigkeit seines Bemühens ließ das Tier nicht ab von seinem Tanz, und der junge Maler freute sich an ihm: er war töricht, weil er erfolglos oder zwecklos war, aber er war so schön, wie vielleicht nur das Zwecklose schön ist in dieser Welt.

Zwecklos vielleicht auch, aber dennoch oder vielleicht gerade darum eigenartig schön war der leuchtend weiße Ring des Wasserbockes, der nebenan im Sumpf seines Geheges herumstolzte, gefolgt von seiner dunklen Gattin und dem hellfarbenen, verspielten Jungen; zwecklos waren die langen oder hohen Sprünge, in denen sich das Rudel der großen Grantgazellen mit ihren überraschend verschiedenartig geformten Gehörnen durch ihre Laufbahn tummelten. Merkwürdig geduckt, mit langem Kopf, mit geknicktem Gehörn und abschüssig fallendem Rücken standen die Kuhantilopen in ihrem Gehege, aber wenn ihre Seltsamkeit überraschte, so wurde diese Überraschung sogleich wieder ausgelöscht von dem bizarren Aussehen der Gnus, die neben ihnen hausten: das blauschwarze Streifengnu, das graubraune Gnu mit dem weißen Pferdeschweif, das graue mit den weiß zottelnden Barthaaren. Hirschläufe, Pferdeleiber, Büffelköpfe und Eselschweife waren hier verwendet worden, ein neues Tier zu formen, ein merkwürdiges Tier, an dem jede Einzelheit gut war und manche auch schön, deren Gesamtheit aber neben der Vollkommenheit der Gazellen und Antilopen wie ein Alptraum wirken konnte. Dann ging Hans Froment mit einigen langen Schritten an jenes größte Gehege heran, das die Reihe der Ausläufe begrenzte, und durch dessen lichten Baumbestand der schwarze Bock aus Indien jetzt das Rudel seiner Hirschziegenantilopen trieb, mit denen mehr als ein gutes Dutzend Junge rannten. Das schnellte sich in langen, federnden Sprüngen, das warf sich über Gräben und Geröll in der bezaubernden Sicherheit vollkommener Körperbeherrschung, das wehte wie

rauschender Vogelflug durch Licht und Schatten, schnellende Läufe, fliegende Leiber, Tiergesichter, hingegeben an die Lust rasender Bewegung – abermals (zum wievielten Male an diesem Tage?) überfiel den Mann hinter dem Maschengitter das schmerzliche Gefühl des Künstlers, der sein Unvermögen erkennen muß, ein Letztes, ein Schönstes, ein Wahrstes gestaltet im Bilde festzuhalten. Und als der Antilopenflug im Halbdunkel der dicht schattenden Baumreihen des Hintergrundes verebbte, wandte er sich wie befreit und fast hastig ab und setzte seinen Weg fort. Dieser Weg aber führte ihn jetzt vor den großen Flugkäfig, den man den Raubvögeln erbaut hatte, und vor dieser luftigen Halle blieb Hans Froment wiederum stehen.

Hart hinter dem rostigen Maschendraht hockte auf der nackten Erde über einem formlosen, übelriechenden Stück Aas eine Harpyie, der wilde, majestätische Raubadler Südamerikas, und zerrte unlustig mit starkem, scharf gekrümmtem Schnabelzahn an dem fauligen Fleisch. Für einen Augenblick sah der schöne und fremdartige Vogel auf zu dem Beschauer und sah ihn aus harter, gelbroter Iris streng und abweisend an. Die graue Federhülle in seinem Nacken blähte sich um ein kleines auf, die schieferschwarzen Flügel hoben sich leicht von der weißen Brust ab, dann traten die gelben Beine von der Beute herunter, der Vogel beugte sich herab, nahm das Fleisch auf, wendete dem Mann den Rücken zu und watschelte schwerfällig von ihm hinweg in den Hintergrund zu dem kleinen Tümpel vor dem künstlichen Gefels, wo er wiederum an seiner Beute zu schlagen und zu zerren begann, mißtrauisch bestarrt von den braunen Augen des Rabengeiers, über dessen schwarzes Gefieder ein rostiger Schein lag wie über einem schlecht gefärbten, vertragenen Stoff. Hinter den Tieren erhob sich die Felswand mit Klüften und Zinnen, mit Höhlen und Vorsprüngen von vielerlei Art und Form. Und diese graue, mit dem weißen Kalk der Vögel dick verschmutzte Wand war bevölkert von den großen, scheuen und stolzen Vögeln, die bei allen Völkern und in allen Erdteilen als die Könige der Luft galten.

Links und rechts abseits hielten sich die Geier, der kleine, spitzflügelige und langschnabelige Schmutzgeier, der große braune Kuttengeier, der indische Kahlkopfgeier und der langhalsige Gänsegeier vom Balkan. Mitten im Gefels

aber saß, groß, bunt, stark und still der sagenhafte Kondor aus den Anden Südamerikas und sah mit karminroten Augen, die leuchtend im Schwarzbraun der Wangen standen, in eine ferne, den Menschen unerreichbare Weite. Und unweit von ihm, golden und dunkel, saß still jener andere königliche Vogel, um den sich kaum weniger Sagen und Märchen wanden als um seinen farbenfrohen Bruder aus dem fernen Kontinent jenseits des Atlantiks: der Bartgeier vom Altai. Schön und verführerisch, ein stählern blauer, kühner und heißer Traum, zum Fliegen geboren und nun in dieser Drahhalle zu allzulanger Rast aufgeblockt, saß neben ihm der afrikanische Schopfadler im Gestein. Und glühte die Iris des Lämmergeiers hartweiß gegen die Ferne, aus goldenen Augen schaute der blaue Vogel der afrikanischen Wälder über ihn hinweg, und es schien, wie wenn diese goldenen Augen ein Reich erschauten, das selbst der große Bartgeier nicht zu erreichen wußte. Hoch oben über all den anderen Vögeln, still, seidig braun und weiß, saß das Urbild all der tausend Wappen, mit denen die ahnungslosen Menschen ihre Geschlechterfolge zierten oder ihren Gemeinwesen ein stolzes Sinnbild zu geben versuchten: der Steinadler. Stiller noch schien er dem Beschauer im Gestein zu kauern als alle die anderen stillen und scheu stolzen großen Vögel. Hart unter dem Maschendraht saß er, das den weiten Bau gleich einer Kuppel überwölbte, saß bewegungslos zwischen Stein und Eisen und schien trotz seiner Ruhe wie ein Turf, wie ein Schwung, wie ein pfeilender Flug gegen den blauen, unerreichbar hohen Sommerhimmel, unter dem der sanfte Wind der mählich hereinbrechenden Abenddämmerung sich mit zärtlichem Summen verspielte.

Und angesichts dieses Vogels überfiel den Betrachter plötzlich und unabweisbar eine zwar leise, doch unwiderstehliche Beklemmung. In diesem weiten und luftigen Bau, hier bei diesen Herrschern der nie ausgemessenen Luftreiche war Ruhe und Stille. Aber diese Ruhe war ein Unnatürliches, ein Widernatürliches, diese Ruhe war nicht Schönheit und Größe, sie war das unbarmherzig zwingende Joch der Gefangenschaft. Hans Froment sah zu dem goldenen Adler auf, von dessen Auge er kaum mehr erhaschen konnte als einen braunen, feuchten Glanz. Kein Künstler in der weiten Welt vermochte der

Sehnsucht eine treffendere, überwältigendere Gestalt zu geben, als dieser Adler sie dort oben verkörperte. Hans Froment hatte sich lange genug mit den Tieren beschäftigt, um einiges von der Heimatliebe, von der Standorttreue auch der großen Raubvögel zu wissen, und er wußte, daß mancher gekäfigte und dann freigelassene Vogel immer wieder zu seinem Gefängnis zurückgekehrt war. Aber vielleicht war eine solche Rückkehr ganz belanglos und schloß ganz gewiß nicht die Sehnsucht aus, die Sehnsucht nach der Bewegung, zu welcher diese Tiere geschaffen worden waren: zum königlichen Flug durch die freien Himmel. Selbst der Körper des verwöhnten und verweichlichten Menschen würde sich auch aus den üppigsten Betten und Sesseln einmal heraus-sehnen nach Bewegung, nach Gang und Lauf, nach Tanz und Spiel warum nicht sollte ähnliches Sehnen in dem leichten Leib dieses Vogels leben, stärker leben als im Menschen, dessen Geist zu schweifen und wandern verstand, auch wenn der Leib ruhte. Der junge Maler, verliebt in das lebende Tier und in die erregende Schönheit seiner vollendeten Bewegungen, verbissen bemüht, diese flüchtige, verwehende Vollkommenheit des Augenblickes, in dem doch alle Schönheit und alle Seele des Tieres sich offenbarte, einzufangen mit seinem Zeichenstift und seinen Farben, Hans Froment sah wie ratlos gegen die schweigenden und reglosen Vögel in ihrem großen Drahtgehäuse, das von der Leitung des Gartens ein Flugkäfig genannt wurde, und das doch kaum jemals einer der gefiederten Räuber mit unsicher klatschendem Flügelschlag durchmaß – hier war nichts als die nackte, gnadenlose Gefangenschaft, die dem Leben dieser königlichen Geschöpfe jeden Sinn genommen hatte für alle Zeit und nicht nur für die Gefangenen selbst, sondern auch für die Besucher. Und vor dieser stillsten Zelle des weiten Gartens war es dem jungen Menschen, wie wenn er einen lauten, gellen, anklägerischen Schrei hörte: den Schrei der gefangenen, geschundenen Sklaven, die ihr Leid und ihren Zorn gegen die tauben Himmel brüllen.

Schnell schritt er davon, und nur aus den Augenwinkeln schielte er in eine niedere kleine Volière, in der man zwei der riesigen Seeadler aus der Mandschurei gefangen hielt, die zu stark und überlegen waren, als daß man es wagen konnte, sie mit ihren weit schwächeren Brüdern zusammen in der großen Drahthalle zu halten. Das starke Weibchen, ähnlich gefärbt wie der

Goldadler, aber mit wachsgelben leuchtenden Fängen und unwahrscheinlich starkem Schnabel, klafferte weit die Flügel auseinander, hielt den überaus kühn gekrümmten Fang geöffnet und hechelte wie ein Hund, der vom allzu langen Lauf in glühender Hitze ganz außer Atem gekommen war. Der große fremde Vogel, gewohnt an die rauhen und wilden Stürme des Sichota alin, an die Kälte des Japanischen Meeres, war wie verloren unter der Wärme dieses sommerlichen Abends im mittleren Europa, er litt unter der Hitze, wie ein Südländer leiden mochte unter der Kälte des eisigen Nordens. Und dieses Bild des leidenden Vogels, der zu der stummen Klage seiner gefangenen Brüder die sinnlose Qual des Vergewaltigten fügte, dieses schmerzliche Bild im Herzen, schritt Hans Froment hastig, wie flüchtend davon, um erst vor dem Nordlandpanorama zu erwachen und von neuem zu verweilen.

Diese große und weitläufige Anlage, nach jahrzehntelangen Erfahrungen mit allen Raffinements neuzeitlicher Technik ausgestattet, war erst vor wenigen Jahren fertiggestellt und der große Stolz des Zoologischen Gartens. Bei der Anlage dieses Felsmassivs hatte man das alte Monierverfahren verlassen, das darin bestand, über ein hölzernes oder eisernes Gerüst Maschendraht zu spannen, diesen mit Zementmörtel auszudrücken und also die kühnsten und bizarrsten Felsimitationen zu schaffen. Hier war man von dem Gedanken ausgegangen, daß diese künstliche, jeglicher Struktur und Schichtung entbehrende Felsanlage oft unschöner, unnatürlicher wirkte als ein ehrlich zweckmäßiger Backsteinbau, und so hatte man in einem nahen Gebirge aus dem natürlichen Gefels die Blöcke und Steine schlagen lassen, die nun in diesem Garten, neu zusammengefügt von wägender und formender Hand, die Becken umrundeten, die von den Eisbären und Robben bewohnt wurden.

Hinter dem niederen Steinwall, an den Hans Froment nun herantrat, fiel die Wand steil und tief ab und verschwand im dunkel grünenden Spiegel des Teiches, der die gesamte vordere Hälfte der weiten Grotte einnahm. Hinten im Gefels, dem scheinbar regellosen Gewirr von Klippen und Höhlen, die doch mit Vorbedacht so zusammengesetzt waren, daß keinem der Tiere sich eine Möglichkeit des Entweichens bot, hatten sich die weißen Bären niedergetan, ein jeder für sich auf dem Platz, der ihm zustand, weil er ihn sich erkämpft hatte.

Die Tiere, faul in der Hitze des hohen Sommers, lagen apathisch und in den seltsamsten Stellungen herum. Auf dem Rücken lag der eine, alle vier Branten in die Luft gestreckt; ein anderer lag bäuchlings über einem schmalen Vorsprung und ließ Kopf und Läufe schlapp herabhängen, so daß er einem ausgebalgten Fell glich. Sie schienen alle in tiefstem Schlaf zu liegen, keiner der schmalen Köpfe erhob sich, keines der kleinen, dunklen Augen sah auf den späten Besucher, nur ganz im Hintergrund, in einer Höhle zur flachen Erde, richtete sich schwerfällig ein recht üppig geratenes Weibchen auf, watschelte langsam heran bis an den Rand des Wassers, Hans Froment lächelte leise, es war die dicke, ewig verfressene Milly, die tüchtigste Bettlerin, die je ein Zoo gesehen und beherbergt hatte, setzte sich mit faulem Knören auf die kurzen Hinterläufe, um sich sogleich auf die Schinken plumpsen zu lassen. Aber nur einen Augenblick lang saß Milly gleich einem Sack und spähte zu dem jungen Mann hinauf. Ohne abzuwarten, ob er in seine Tasche griff und ihr etwas zuwarf, einen Kakes, ein Stück Zucker, irgendeine andere Leckerei, von denen Milly an manchen großen Besuchertagen fast ganze Zentner einzutreiben verstand, knörte sie abermals müde und traurig auf, ließ sich zur Seite und auf die Vorderläufe fallen, wandte apathisch dem Menschen ihr zottiges Hinterteil mit dem kurzen, breiten Schwänzchen zu und schlurfte langsam und lautlos wieder davon, der Kühle ihrer Höhle entgegen. Selbst Milly, die hartnäckige und unentwegte Eintreiberin des Tributes, den die Menschen den im Zoo wohnenden Bären schuldig waren, selbst Milly hatte heute keine rechte Lust zu ihrem Beruf, es war entschieden zu warm für die nordischen Bären unter dieser Sonne.

Da herrschte in dem anderen weiten Rund, das durch eine geschickt gezogene Felswand von dem Bärenzwinger getrennt war, ein anderes Leben. Hier war das große Becken der kalifornischen Seelöwen. Der Teil, der es fast völlig ausfüllte, und dessen grün glänzendes Wasser in rauschender, sich ständig erneuernder Bewegung war, maß fast dreißig Meter im Durchmesser, und auf der Insel, die sich in seiner Mitte reckte mit Sprungkanzeln und Klippen und Rutschbahnen, tobten, lauthals bellend, die geschmeidigen Tiere, warfen sich in das aufspritzende Wasser herab, durchschossen es gleich

stummen, behenden Fischen, enterten dann, wie gestoßen von einer unsichtbaren Kraft, wiederum die Insel, erkletterten lärmend das Gefels und warfen sich sogleich von neuem im lustvollen Sprung von der höchsten Klippe durch die Luft in das sprühend grüne Gewoge, das sie in fröhlichem Übermut mit ihren Flossen schlugen. Eine dünne Reihe später Besucher stand noch vor diesem Spiel, begleitete mit Lachen und erstaunten Ausrufen die Sprünge und Schwimmkünste der glänzenden, glatten Leiber, machte sich mit lauten Stimmen auf den alten Bullen des Riesen-Seelöwen aufmerksam, der an Größe alle anderen Tiere um fast das Doppelte übertraf und sich mit seiner bulldoggmäßig aufgeworfenen Schnauze auffallend von ihnen unterschied. Das schwere Tier, auflebend in der frischen Kühle des strudelnden Wassers, konnte sich nicht genug tun in meisterhaften, pfeilschnellen Sprüngen, mit denen er von der obersten Klippe im waghalsigen Schwung lautlos in das Wasser tauchte, um sogleich wieder, dunkel röhrend, aufzutauchen und sich auf das Gestein der Insel zu schnellen.

Hans Froment wich auf seinen Gängen durch diesen Park gern den Menschen aus, deren Lärmen und durchaus nicht immer kluge Reden ihn in seiner gesammelten Betrachtung oft peinlichst störten, und so schlenderte er auch heute, während er den tollenden Seelöwen zusah, langsam im Rücken der Zuschauer entlang, aber am Nachbarbassin erlebte er, wie der vierzig Zentner schwere See-Elefant seine gigantischen Körpermassen wippend über das flache Ufer aus dem Wasser auf den feinen Kies seines Platzes wuchtete, auf dem sein Weib, das nur etwa halb so groß war wie er, eine braune, glatte, trockene Spindel, bereits ruhte und sich nicht nach ihm umwandte, der nun langsam zu ihr heran geschaukelt kam, während er seine Nasenpartie rüsselmäßig aufblies und schwer und rhythmisch schnaufte, bis er endlich an ihrem Leib lag, sein Kinn aus den Speckschichten des Halses schob und es mit einem letzten befriedigten Schnaufer neben den schmalen Kopf seiner Frau bettete. Der Maler sah mit leisem Lächeln auf diese überwirklich großen, unwirklich fetten und formlosen Tiere, sie waren sehr interessant, ja, sie waren in ihrer Art durchaus nicht unschön, wie es ja überhaupt keine wirklich häßlichen Tiere gab, aber bis heute hatte er noch nicht vor ihrem Becken seinen Zeichenblock ausgebreitet,

seine Stifte gezückt, vor ihrer schweren Massigkeit stand er eigentlich immer nur dann, wenn er sich ausruhen wollte von der Fülle der Formen und Farben ringsum.

Im Nachbarbecken jedoch, das die große Anlage abschloß, wohnten weitaus possierlichere Gesellen, die Pinguine nämlich. Von ihnen hatte er schon hundert und aberhundert Skizzen gemacht und blieb doch jeden Tag wieder, immer erfüllt von der gleichen frohen Heiterkeit, bei ihnen stehen. Heute jedoch kam er nicht auf seine Rechnung, sämtliche Tiere hatten sich in die kellerartige Höhle zurückgezogen, an deren Wänden das Wasser herabrauschte, den Tieren des Südpoles, denen die gnadenspendende Sonne des Nordens ein mörderisches Gestirn war, wohlig Kühle verschaffend. Ein einziger der drolligen Vögel nur stand hart am Rande des Beckens, auf dessen weißgekacheltem Grund ein Häuflein toter, silberschuppiger Fische lag. Mit schräggeneigtem Kopf und höchst ernsthaften Augen blickte er durch das kaum meterhohe, durchsichtig klare Wasser auf die bewegungslose Speise, die ihn wenig zu locken schien, denn nach einem Weilchen wandte er sich im Zeitlupentempo ab, stellte umständlich seine schwarzen Flossenfüße in die entgegengesetzte Richtung, wies mit dem Schnabel auf die Höhlenwand, über die das Kühlwasser rieselte, und dann setzte er sich, füllig weiß bebaucht vorn und höchst ehrbar schwarz befrackt hinten, der kühlenden Unterkunft entgegen in Bewegung mit jenem gravitatischen Schritt, der jeden Beschauer unwillkürlich an einen nachdenklichen, gedankenbeladenen Börsianer erinnern mußte. Hans Froment sah dem grotesken Vogel nach, bis er im Dämmer der Felsnische verschwand, dann drehte er eilig ab, denn es wurde Zeit für ihn, den Park zu verlassen.

Aber er war kaum hundert Schritte gegangen und kam soeben an einem kleinen, kaum mehr als pavillongroßen Gebäude vorüber, als ihn ein Klopfen aufschrecken und seinen Schritt verhalten ließ. Als er stehenblieb und aufschaute, fiel die nackte, gelbe Affenhand am langen, haarigen Arm herab, ein helles Schimpansenkindgesicht drückte sich gegen die Fensterscheibe und spähte mit kugelrunden Augen und sich vorwölbender Schnute zu ihm heraus,

während hinter ihm, über ihm das schmale Gesicht eines dunkelblonden Mädchens dem Maler vertraulich und freundlich entgegenlächelte. Dieses kleine Haus war die Kinderstube der großen Menschenaffenstation, deren arabische Architektur sich hinter ihm erhob, von hoher, weißleuchtender Mauer umzogen. Nein, an diesem Häuschen kam Hans Froment unmöglich vorüber, was wohl sollte die kleine Eva von ihm denken, wenn er aus dem Garten ging, ohne ihr seinen Gruß entboten zu haben? Also schritt er schnell den schmalen Gang entlang, der an dem großen Schaufenster des Tagesraumes vorbei zur Haustür führte, die sich an der Schmalseite des Gebäudes befand. Und als er hier die Hand auf die Klinke legte, wurde die Tür im gleichen Augenblick von innen geöffnet, und das Mädchen Ulla, die kleine Schimpansin auf dem Arm, entbot ihm lächelnd die Tageszeit. Der Maler erwiderte diesen Gruß nur flüchtig, er beugte sich leicht dem Affenkind entgegen, wölbte die gerundeten Lippen vor und sang das aufmerkende Affenkind leise an: "O — o — o — wo ist denn meine kleine Eva, wo?" Sogleich entwand sich das Schimpansenjunge lebhaft den haltenden Armen seiner Pflegerin, streckte die beiden langen Arme dem Besucher entgegen, legte die Hände auf seine Schultern und zog fast gleichzeitig seinen Körper nach, den Hans Froment mit der freien Hand auffing und stützte. Nun die Arme noch fester um seinen Hals schlingend, schmiegte sich der junge Menschenaffe eng gegen den Mann und drückte in zärtlicher Geste seine behaarte Stirn gegen das Menschenkinn. Das Mädchen Ulla schüttelte mit leicht belustigtem Lächeln, in das sich doch etwas wie eine kleine, leise Eifersucht mengte, den Kopf: "Sie und die Eva, Herr Froment, das ist und bleibt nun mal eine ganz große Liebe!"

Hans Froment, das Affenkind auf dem Arm und auf es herabschauend, gab das Lächeln abwesend zurück. Die Tierpflegerin mochte das für eine Zustimmung halten, sie wandte sich ab und schritt dem Mann voraus aus dem Gang in den hellen, luftigen Tagesraum, dessen Einrichtung einer kleinen Turnhalle glich. Der junge Mann folgte ihr und setzte sich dann, seine Mappe zur Seite legend, auf einen Schemel, der an der Wand stand. Während das Mädchen den Raum aufräumte, sah er wieder auf die junge Schimpansin herab, die sich gegen seine Brust schmiegte und mit Zärtlichkeit seine Körperwärme

zu genießen schien. Noch klang ihm das Wort in den Ohren: "... eine ganz große Liebe ...", und noch immer lag das Lächeln auf seinen Lippen. Aber dieses war kein Lächeln des Wohlgefallens, der Zufriedenheit, es war nichts als ein Lächeln der Verlegenheit, denn er, der sonst leicht und schnell, nicht aus dem Geist, sondern aus seinem animalischen Einfühlungsvermögen heraus, Kontakt mit allen Tieren bekam, um die er sich mühte, er tat sich sehr schwer mit den großen Menschenaffen. Jahrelang hatte er sie belauert und studiert, hatte ihre Gesten, das ausdrucksvolle Mienenspiel ihrer Gesichter in manchen hundert Blättern eingefangen, aber noch heute mußte er jedesmal den kleinen Graus überwinden, der ihn immer überfiel, wenn er sich diesen fremden und doch so überaus anziehenden Wesen näherte. Sie waren so wenig Tier, wie sie Mensch waren, sie lebten in einem Zwischenreich, das war es, was die Verwirrung brachte, die jedoch maßlos erhöht wurde dadurch, daß man Vergleiche für ihr Verhalten nur schwer und umständlich bei den Tieren, mit Leichtigkeit dagegen bei den Menschen finden konnte. Gleich der rostrote, seltsame Mias Chappan, der Orang-Utan aus dem fernen Sumatra, nicht mitunter beklemmend einem melancholischen Schwachsinnigen, der Schimpanse vom Kongo nicht aufregend und verstörend einem cholischen, nicht ungefährlichen Wahnsinnigen? Hans Froment sah in die hellbraunen Augen des Affengesichtes, das sich zu ihm aufgewandt hatte. Sie waren wie Menschaugen, gewiß, aber ein Letztes fehlte ihnen doch, ein Schimmer, ein Glanz, es fehlte das Leuchten von innen heraus, und so nah dieses Tier dem Menschen schien, hier klaffte die unauslotbare Schlucht: diese Affen ähnelten zwar dem Menschen, aber vielleicht waren sie ihm ferner als manches andere Tier, das ihm nahe unter seinen Händen lebte.¹

Inzwischen hatte die Pflegerin mit flinken Händen die größte Unordnung beseitigt, die das kleine Schimpansenmädchen in den Tagesstunden angerichtet hatte. Nun setzte sie sich neben den Mann und sah mit stillen Augen dem Tier zu, das sich nach wie vor schmeichlerisch gegen die Brust des Malers drückte, wenn seine Hände jetzt auch den Menschennacken verlassen hatten und mit

¹ Dieses Thema hatte William Quindt ausgeführt in seinem Roman DAS KIND IM AFFENHAUS (1949).

nachlässiger Zärtlichkeit in seinen Haaren wühlten. Längst war die kleine Eifersucht aus ihrem Gesicht gewichen, es lächelte ruhig und mütterlich in der festen Gewißheit, daß das geliebte Wesen, wenn es sich auch einmal einem anderen Menschen zuneigen mochte, doch einzig ihr allein angehörte. — Dann begann sie unvermittelt mit ihrer leisen und dunklen Stimme zu sprechen: "Wissen Sie, Herr Froment, mich beschäftigt seit diesem Morgen ein Gedanke, ich komme nicht davon los. Eigentlich ist es reizend von Ihnen, daß Sie noch zu uns hereingeschaut haben, zu Ihnen kann ich ja immer von diesen Dingen sprechen. Wir waren nämlich heute wieder in der Klinik des Kinderheimes, der Direktor und ich. Sie wissen, er beschäftigt sich in der letzten Zeit sehr intensiv mit der Psyche der Menschenaffen und treibt umfangreiche vergleichende Studien, mit besonderer Vorliebe an Kindern, an Säuglingen, nicht wahr. Heute hatten wir einen ganz merkwürdigen Fall, ein schwachsinniges Kind. Es war so stumpf, daß es kaum merklich auf die Spielsachen und auf die lebenden Tiere reagierte, die ich mitgebracht hatte. Schaurig, wenn dem Menschen der göttliche Funke fehlt, das Bewußtsein, die Intelligenz, der Geist. Und dennoch verdanke ich diesem Schauer vielleicht doch eine Erkenntnis, ich glaube, ich bin heute dahinter gekommen, wo der Unterschied zwischen dem Menschenkind und dem Menschenaffenkind liegt. Nicht etwa der Mangel an Seele, Verstand oder Intelligenz ist es, diese Dinge finden Sie beim Tier auch, wenn auch anders oder nur in geringerem Maße. Irgend etwas muß aber dem Tier ganz abgehen, und dieses Etwas ist, so denke ich seit heute, die Phantasie. Die Phantasie ist der Ursprung allen schöpferischen Tuns, und schon das Kind ist Schöpfer in jeder Minute seines Lebens. Ihm wird ein simples Stück Holz zur Puppe. Es spielt Hund, Schaffner, Arzt, Flieger und Soldat mit gleicher Hingabe und Inbrunst. Das Tier kann dieses nicht. Meine Eva, die doch erst knapp ein Jahr alt ist, zieht auch mal vergnügt mit einem Stück Holz ab, wenn ich es ihr gebe, aber es wird für sie niemals etwas anderes als ein Stück Holz. Sie besitzt Stofftiere, aber sie nimmt sie niemals in den Arm, als wären sie etwas Lebendiges. Dagegen liebt sie kleine Tiere, mit denen sie in unverkennbarer Mütterlichkeit herumhantiert. Sehen Sie, das ist es: sie kann nichts Totes durch ihre Einbildungskraft lebendig machen, nur das Lebendige ist ihr lebendig.

Oder: das Kind baut mit Klötzchen einen Turm, einen Tisch, ein Haus. Eva spielt auch und sogar recht gern mit Klötzchen, aber immer doch nur so, ohne daß jemals etwas aus ihrem Spiel wird. Sie hat keine Phantasie, darum ist sie unschöpferisch. — Was meinen Sie: ist das nun ein kluger Einfall oder ist das keiner? Ich habe ihn auf dem Heimweg dem guten Direktor vorgetragen, aber er hat meine Worte nur still belächelt. Dabei glaube ich nicht, daß er etwas weiß, das besser ist. Was denken Sie, Herr Froment?"

Er antwortete nicht sogleich und strich mit leichter Hand über den runden Affenschädel, der vom weichen Haar dicht und glatt umflossen wurde. Da war es also wieder, das ewige große Rätselraten, dem alle die verfielen, die es zum Tiere zog. Es war nicht genug, daß man wußte, wie ein Tier aussah, wie es sich bewegte, wie es sich nährte, wie es liebte und spielte — immer wollte man wissen, wie es in den Köpfen der Tiere aussah, wie sie fühlten, wie sie dachten, aus welchen Antrieben heraus sie handelten. Er, als Maler, er hatte es sich bisher recht einfach gemacht, wenn er dem inneren Wesen eines Tieres nachgespürt war: er schloß es auf mit seinen Augen und mit seinem Einfühlungsvermögen. Er sah das Tier, er zeichnete, er malte es — und er war in seiner Arbeit unerbittlich hart gegen sich selbst: vollendet kann man nur das gestalten, was man vollendet beherrscht, was man bis in das Letzte hinein kennt. Wenn er seine Tiere so gründlich beobachtet und belauscht hatte, daß er sie kannte, daß sie scheinbar von selbst unter seinem Zeichenstift auf dem Papier erstanden, dann war es ihm ein leichtes, in ihre Haut zu schlüpfen, mit ihren Gliedern sich zu bewegen, zu leben aus ihren Sinnen heraus. Und dann waren die Wege ihres Handelns verblüffend leicht zu verfolgen. Aber in der letzten Zeit, verwirrt durch viele Gespräche mit strengen Wissenschaftlern, hatte er manchmal gedacht, daß diese seine Art vielleicht doch nicht genüge, und er hatte mit diesem Mädchen hier, das nach einer guten Schulbildung und nach Versuchen in manchen repräsentativen Berufen von ihrer Tierliebe in den Zoologischen Garten getrieben worden und nun schon seit Jahren eine Spezialistin für die Pflege junger Menschenaffen war, lange und eingehende Gespräche über die Tierseele geführt, und er hatte immer wieder zugeben

müssen, daß dieses kluge und wache Mädchen ihm an theoretischem wie auch an praktischem Wissen ungeheuer überlegen war. Dennoch hatte er auf diesen Streifzügen durch die Gefilde der strengen Wissenschaft wenig schmackhafte Kost für seinen Gaumen gefunden und sich längst wieder auf die reine Beobachtung und Betrachtung beschränkt, die ihm mehr gab als die gründlichste und exakteste Arbeit eines Wissenschaftlers, der die blendendsten Thesen über die Tierseele aufstellen konnte, ohne jemals wirklichen Kontakt mit diesen Tieren gehabt zu haben. Und so hob er auch jetzt nur mit leichtem, verlegenem Lächeln die Schultern und sagte, dem Mädchen in das gespannte und im Mühen um Erkenntnis leuchtende Gesicht sehend: "Ich weiß wirklich nicht, Fräulein Ulla. Ich verstehe nichts von Kindern, und Sie wissen auch, daß mir die Menschenaffen immer rätselhaft bleiben, trotzdem oder je mehr ich mich um sie mühe. Und dann weiß ich auch nicht, wie man die Begriffe Phantasie und Schöpfertum richtig und einwandfrei umreißt und versteht in der Psychologie — nein, wirklich, ich möchte mir über das alles kein Urteil erlauben!"

Das Mädchen, die Hände im Schoß ihres durchaus nicht mehr sauberen Arbeitskittels, saß eine gute Weile still und gedankenverloren neben ihm, dann stand sie plötzlich ruckhaft auf und sagte unmutig: "Da streitet man nun immer den Frauen den Erkenntnisdrang ab und gesteht ihn einzig den Männern zu. Dabei quäle ich mich nun schon seit Jahren mit tausend Problemen herum, und Sie, Herr Froment, drücken sich, seit ich Sie kenne, geschickt um alle Fragen und Schwierigkeiten. Sie wollen nur sehen, sehen, sehen und das Gesehene wiedergeben. Und da Ihre Bilder viel von den Tieren aussagen, was keinem Wissenschaftler so glücken würde, glaube ich bald, daß Sie gescheiter sind als ich. Auf alle Fälle haben Sie recht, daß es sehr schwer ist mit der Psychologie: Wer von uns beiden hat nun eigentlich die vorgeschriebene und normierte männliche Psyche: Sie oder ich?"

Er antwortete nicht und sah nur mit leichtem, vergnügtem Lächeln zu ihr auf. Dann bückte sie sich und nahm das Affenkind von seinem Schoß auf ihren Arm: "Sie muß nun endlich in ihr Bett!" sagte sie. "Gegessen hat sie schon, müde ist sie auch — kommen Sie, Herr Froment!" Den jungen Schimpansen im Arm,

schritt sie ihm wieder voraus, aus dem Tagesraum hinaus in eine angrenzende Kammer, deren Fenster bereits so dicht abgedunkelt waren, daß von außen kein Lichtstrahl in den kleinen Raum dringen konnte. Sie knipste die elektrische Birne an und blieb vor einem käfigartigen Verschlag stehen, der sich über eine Zimmerwand breitete und aus mehreren Kojen bestand, deren Klapptüren von Maschengittern gebildet wurden und deren Böden mit weichen Matratzen ausgelegt waren, über denen sich weiße Decken breiteten. Sie stand und sah auf das Affenkind herab. Die kleine Eva lag müde an ihrer Brust, ihre Augen waren klein und verschlafen nun, sie hatte die langen, behaarten Arme angewinkelt, den Daumen in den Mund gesteckt und saugte daran mit tragem Eifer.

"Sehen Sie sich dieses Kind an!" sagte Ulla leise, und Froment trat dicht an ihre Seite und sah über ihre Schulter hinweg in Evas Gesicht. Da war es wieder, das überraschende, verwirrende, das quälend Menschliche, nicht anders betrug sich ein Menschensäugling als dieses Schimpansenmädchen, es war, es blieb überaus schwer, diesem Tier gerecht zu werden ... So standen sie eine gute Weile und sahen still auf das Affenkind herab. Dann hob das Mädchen Ulla das kleine Geschöpf mit leichtem Schwung von ihrem Leibe ab und legte es behutsam auf die Matratze einer offenen Koje. Mit schnellen Fingern knüpfte sie eine Windel um ihre Hüften, zog die Decke über den schwarz behaarten Leib bis an das Kinn hinauf und schloß dann die Gittertür, die das Affenkind vor dem Herausfallen bewahrte und es auch am Fliehen verhinderte. Eva lag ganz still, immer noch an ihrem Daumen saugend, und blickte mit glanzlosen, müden Augen auf die beiden Menschen vor ihrem Bett. Dann fiel ihr Arm schlaff herab, und sie drehte ihr Gesicht dem blanken, hellen Holz der Rückseite ihrer Schlafkoje zu. Die beiden jungen Menschen entfernten sich sogleich, unwillkürlich nur mit den Zehenspitzen auftretend, um das Kleine nicht im Einschlafen zu stören. Ulla löschte das Licht und verschloß dann hinter sich den Raum, der zwölf Stunden hindurch in jeder Jahreszeit verdunkelt wurde, damit das Tropenkind den ausreichenden Schlaf seiner Heimat halten konnte.

"Wieder ein Tag!" sagte die Wärterin vor der verschlossenen Tür und reckte sich müde. "Ich habe nichts mehr zu tun, nicht einmal Windeln brauche ich heute zu waschen, wollen Sie in meiner Stube ein Glas Tee mit mir trinken, Herr Froment?" Er aber entschuldigte sich mit plötzlichem Eifer, er habe leider keine Zeit heute, habe sich schon ziemlich verspätet, jetzt müsse er unbedingt nach Hause, eine dringende Arbeit fertigzustellen. Dabei fühlte er, wie ihre Augen auf seinem Gesicht lagen, fühlte, während ihm das Blut gegen die Schläfen aufstieg, ihr wissendes und leise spöttisches Lächeln. Das Mädchen Ulla kannte ihn gut, sie wußte, daß er log, daß er sich nur um ein nahes Zusammensein mit ihr in ihrem schmucken und gemütlichen Zimmer drücken wollte, weil er gern allem engen Zusammensein mit Menschen aus dem Wege ging. Sie hielt ihn auch nicht auf, als er nun seine Mappe ergriff und sich in aller Eile von ihr verabschiedete. Als er aber den schmalen Gang entlang schritt, der ihn wegführte von dem Pavillon, stand sie hinter der Tür und sah durch ihr Fensterglas still und mit umdunkeltem Gesicht dem rasch Davonstrebenden nach.

Als Hans Froment den Hauptweg erreicht hatte, hörte er in der Ferne das blecherne, hell scheppernde Bimmeln einer Handglocke. Das war das Zeichen für die Besucher, den Park, der nun bald geschlossen wurde, zu verlassen. Seine Mappe unter dem Arm, strebte auch er jetzt dem Ausgang zu. Als er dann jedoch an dem hohen Felsen vorüberkam, der kühnsten und höchsten Anlage des Parkes, die Steinböcken und Tahrziegen überreichliche Gelegenheit gab zu Sprung und Kletterei, konnte er es doch nicht über sich bringen, vorbeizugehen, sondern bog mit schnellem Schritt in die Treppe ein, die in das Innere der Anlage und dort zur Höhe führte, von deren Plattform aus man eine unvergleichliche Übersicht über den ganzen großen Zoologischen Garten genießen konnte.

Hans Froment lehnte sich über die steinerne Brüstung und ließ seinen Blick in die Runde schweifen über das dichte Grün des weiten Parkes, aus dem grün und blau gleich blanken Schilden die Flächen der Teiche erglänzten und die fremdartig bunten Bauten der großen Tierhäuser sich erhoben. Er verlor sich zum hundertsten Male an diesen Blick, und zum hundertsten Male mußte

er denken, daß dieser Garten mehr war als nur ein Reich der Tiere, nämlich ein Bild der weiten Welt auf engem Raum, ein Bild der Welt, gegeben durch seine Bewohner, in denen der Geist der Erdteile sich offenbarte. Er sah, hoch über dem dichten Blattwerk der Baumkronen, nicht viel von den Tiergehegen, sah einen zottigen Bison still in seinem Gatter stehen, einen rosaroten Flamingo durch das seichte Wasser des Teichrandes stelzen, sah, wenn er sich über die Brüstung legte, unter sich die Tahrziegen im Gefels, aber wie in einer Vision erlebte er jetzt, sich in diesem Park auskennend bis in seine letzten, verschwiegensten Winkel, an diesem engen Abbild der Welt das Antlitz der Erde.

Er sah herab auf das bunte Dach des großen Raubtierhauses, aus dem lustige runde Kuppeltürmchen und nadelschlanke Minaretts erwachsen, und ohne sie zu sehen, schaute er die unruhevollen Bewohner der hundert stark vergitterten Zellen: die Löwen vom Senegal und die aus Kenya-Land, die Löwin vom Bangweolo-See, deren Gesäuge blutig war von den spitzen Milchzähnen ihrer immer hungrigen, maßlos neugierigen, stets rauflustigen und oft auch so rührend müden Jungen; die drei Söhne der schlank goldenen Abessinierin, die von der Bullenbeißer-Hündin Agathe großgesäugt werden mußten, um sie vor der trotzig Ablehnung ihrer Mutter zu schützen. Er sah die Tiger, die für ihn die schönsten und überwältigendsten Tiererscheinungen blieben, die von den Sundarbans im Gangesdelta und die aus den wilden Dschungeln des Terrai, die aus Radjputana und die schweren Schlächter aus der Mandschurei und aus den Nadelwäldern des südlichen Sibiriens. Er sah den koreanischen Panther, den Leoparden des Kongo und den gefährlich ruhigen Jaguar, der aus den grünen Dämmerungen des großen Waldes am Amazonenstrom den Weg in diesen Garten gefunden hatte. Der silberne Löwe Patagoniens, der Nebelpanther von den Sunda-Inseln und auch die Kreuzungen, die ewig suchender Forschergeist in das Leben gerufen hatte: Bastarde zwischen Tigern und Löwen, zwischen Leopard und Puma, zwischen Hund und Wolf. Und er sah diese Wölfe selbst, die, getrieben von der Unrast, die unbezwinglich in ihren Gliedern lebte, im endlosen Auf und Ab an den Gitterstäben ihre Flanken blankscheuerten. Und er sah die Hyänen, die

gefleckten und die gestreiften und auch die mit den starken Rückenmähen, wie Verdammte liegen im hintersten Winkel ihrer Käfige, als wüßten sie, daß es in der Welt der Menschen kaum jemanden gab, der sich ihrer Einsamkeit mit liebevoller Anteilnahme neigte. — Ach, wie war die weite Welt schon zusammengefaßt, zusammengeballt in diesem einzigen Hause: die Steppen. Afrikas und der Amazonaswald, die Dschungeln Indiens und die steinigen Einöden des Feuerlandes, die Wildnisse Sibiriens und auch die eisigen Unendlichkeiten Kanadas und Alaskas — ein tiefer Atemzug hob die Brust des jungen Mannes: wie gut doch hatte er durch die gefangenen Tiere und durch die Mühe, die er sich machte, sie im Bild wiederzugeben, gestaltet nach den Gesetzen und den Forderungen der Kunst und doch wahrhaft auch und auch mit der treuen Andacht des Liebenden, Verehrenden, wie gut hatte er durch sie die weite Welt kennengelernt, aus deren entlegensten Bereichen sie zu ihm gekommen waren. —

Vor seinem Blick lief breit und lang eine Allee auf einen weiten, leeren Sandplatz zu, hinter dem sich weiß und niedrig eine geräumige Halle erstreckte. Sandplatz und Haus waren das Heim des Elefanten, des stillen und seltsam verständigen, der aus Indien kam, von Fürstenhöfen und Arbeitsplätzen, und des bedrohlich undeutbaren, dämonischen Afrikaners, der so aufsässig und trotzig war wie sein indischer Bruder einsichtsvoll und willig. Und neben diesem Bau breitete sich lang und flach die große Menschenaffenstation, in welcher die zottig rostroten Orang-Utans gehalten wurden nach klugen Regeln und bei raffiniert ausgeklügelten Diäten, welche die seltenen und teuren Tiere hier im kühlen Europa älter werden ließen, als sie in der schwülen Feuchtigkeit des Rimba ihrer fernen Sunda-Inseln geworden wären. Herculisch massige Gorillas aus den Alumbongo-Bergen am Edwardsee im belgischen Kongo, viele Schimpansen aller Rassen: kahlköpfige aus Angola, hellgesichtige aus dem französischen Kongo, dunkle aus dem Herzen des schwarzen Erdteiles, Bonobos, die vielleicht zu den Schimpansen gehörten, vielleicht aber auch eine neue Art bilden mochten; Gibbons endlich, Siamang und Lar. Der junge Maler sah über diese drei großen Häuser, die in einer Linie

vor seinen Augen lagen: die Raubtiere, die Elefanten und die menschenähnlichen Affen, viele, die meisten der Besucher kamen gewiß nur wegen dieser großen und interessanten Tiere, wollten sich erfreuen an der königlichen Schönheit, der beispiellosen Stärke und bezwingenden Anmut der großen Raubkatzen, wollten sich verwundern vor der gescheiten Massigkeit der Elefanten, wollten Verblüffung, ein leichtes Gruseln und ein tobendes Gelächter vor den Gelassen der Affen, in deren Gehaben sie ein groteskes Zerrbild ihres Menschlichen wieder-fanden, das dem einen ein drückender Graus sein mochte und dem anderen ein unüberbietbarer Lachkitzel. Ja, so waren diese drei Häuser wohl die großen Zugstücke des Parkes, dazu waren ihre Insassen die teuersten und umhegtesten Tiere – Hans Froment, der Maler, verstand die Menschen gut, die sich nur von diesen fremdartigen Riesen der Tierwelt ergötzen lassen wollten, war er doch selbst Jahre hindurch fast ausschließlich zu diesen drei Häusern gewallfahrtet –, jetzt aber schweifte sein Blick in die Runde über das grüne Blätterdach.

Es gab tausend und aber tausend Bewohner dieses großen Gartens, in denen sich die Schönheit der Welt und das Geheimnis der Schöpfung nicht minder überwältigend manifestierte als in den vielbestaunten Menschenaffen, den Raubtieren, den Elefanten. Dort hinter den Blättern der hohen Bäume erhob sich weiß und golden und riesig der ägyptische Tempelbau, der die Strauße beherbergte, Kasuar, Nandu und Rhea; dort unter den abgeblühten Kastanien ergingen sich die schönen Antilopen der afrikanischen Steppen; dort stand der Indianerbüffel neben dem Wisent, beide vernichtet, ausgerottet vom Menschen und wieder von ihm mühsam herangekreuzt und gehegt. Hinter den stillen, dunklen Kerzen der Pappeln breitete sich die Wiese der Urwildpferde, der morastige Auslauf des Kaffernbüffels, des Gayals und des Gaur, der indischen Stiere. Hinter diesen Gehegen lagen die Fasanerie und das Haus, in dem mehrere hundert bunte exotische Vögel lebten, jeder so vollkommen in der Form, so erlesen in der Zusammenstellung der Federfarben, daß ein ehrliches Malerherz sich nur ehrfürchtig neigen konnte vor diesen vollendeten Werken jener geheimnisvollen, übermächtigen und nie zu enträtselnden Kraft, die von den Menschen hilflos "Natur" genannt wurde. Die Teiche der Stelzvögel, die

großen Volières, die künstlichen Berge der Gemen und Ziegen und Schafe und Steinböcke, die Bärenburgen, die Paradiese der Rhesusaffen und der Hamadryaden, das Insektenhaus mit der Mar von Schrecken und Spinnen und den zarten Märchen der Schmetterlinge und Falter, der dunkelnde Bau des Aquariums und der Gartenteil, in dem man junge Tiere heranzog, die den Kindern der Besucher zum Spiel überlassen wurden – Hans Froment sah seine Tiere nicht, er sah über ihr Reich, er hatte sie alle im Herzen, und durch die weiche Luft des Sommerabends stiegen unter dem Baumdach hervor ihre Stimmen zu ihm auf, und da er sie alle kannte, war jede Stimme ihm wie ein Gruß. Dieses harte Wagenknarren – das war der rauhe Laut des schönen Kronenkränichs; diese dünne, aber durchdringende Trompete gehörte den Pinguinen; das röchelnde, rülpsende Jaulen kam von den Seelöwen, und das Knurren und Knören von irgendwo stieg aus der Bärenburg auf und stammte gewiß aus den verdorbenen Mägen der überaus verfressenen und vom Publikum gnadenlos überfütterten Braunbären, deren Eltern sich noch in den Karpaten und Karawanken ihre Beeren gesucht und ab und zu auch einmal ein Stück Fleisch geschlagen hatten. Ein grelles Kreischen kam aus dem Freigehege, durch das immer noch die Rhesusaffen tobten, nahe in einer hell grünenden Eiche gurrte eine wilde Taube ohne Ruhe, dunkel und traurig stieg das Stiergebrüll aus der balkenbewehrten Festung, hinter die man die unbändige Kraft der Bisons gezwungen hatte. Hunde bellten, ein gefangener Rabe ließ seinen dunklen Ruf hören, ein australischer Flötenvogel versuchte hell und rein und sehr begabt eine Schlagermelodie, die er am Tag gehört haben mochte – dann entlud sich die gespannte, nervöse Unruhe, die wie eine dunkle, trüchtige Wolke über dem Raubtierhaus lag, im großen Gesang der Wildnis, der täglich mehrfach aufrührerisch und sinnlos aus den Kerkern gegen den freien Himmel stieg.

Hans Froment horchte auf mit glänzenden Augen: das war die Stimme des großen Löwen vom Oldeani, er kannte ihn gut. Er sah ihn hart hinter seinem Gitter stehen, die Flanke gegen das Eisen der Stäbe lehnd, den Kopf zurückdrückend in den starken Nacken. Hans Froment sah die goldenen

Löwinnen zu Füßen ihres Königs auf den Brettern liegen, jetzt gleißten die Zähne seines offenen Rachens, stoßweise, ehern, dunkel und gewaltig brach aus ihm das Gebrüll hervor, der grausam wilde Sang ferner Steppen, vor dessen Gewalt jedes lebende Wesen sich erschauernd neigte. Und nun fielen die Löwinnen gestreckten Leibes ein in den aufrührerischen Ruf ihres Herrn, und die anderen Löwen antworteten dem Kameraden, wie sie sich einander angerufen haben mochten unter den Sternen Afrikas, die aus der Dämmerung sprangen, durch welche die Löwen zur Jagd in die Steppe hineinpirschten. So brüllten sie nun, alle die gefangenen Löwen, brüllten laut und entschlossen und herrisch — dunkel und empörerisch aber, ein böse schweifender Gesang, mischte sich das dunkle Lied der indischen Dschungeln in die eiserne Orgel der afrikanischen Grassteppen, die Tiger husteten und raulten. Und nun tobten sie miteins alle miteinander los, die gekerkerten Insassen des Raubtierhauses: die Pumas schrien hell, Jaguare und Leoparden, die schwarzen Panther Indiens und die schlanken Geparden mit den Hundeläufen schrien und bellten, die Hunde winselten, die Hyänen schlugen stumm ihre wunden Stirnen gegen die eisernen Stäbe, die grauen Wölfe aus fernen winterlichen Wäldern weinten dunkel und wütig — ein großes Haus, gefüllt mit gefährlichen Rebellen, empörte sich voller Trotz gegen die unbezwingbaren Verließe, die der Mensch mit schlaug geschickter Hand für sie errichtet hatte.

Der junge Maler auf seinem Beobachtungsstand im hohen künstlichen Gefels straffte sich. Wie einst und immer traf ihn dieser eiserne, dunkel dröhnende Ruf der Wildnis mitten in das Herz. Dieses war der Schrei der weiten Steppen, der dunkel drohenden Wälder, der gefährlichen Wildnisse, die sich nicht vom Menschen bezwingen ließen, dieses war der Ruf einer Welt, der die Menschen nicht ihr Gesicht, ihre Norm, ihre Schablone hatten aufdrücken können — es war der Ruf einer Welt, die noch so war, wie sie den Nebeln der Schöpfung entstieg, einer Welt also, die allein wirklich war, trotz aller Fremde und Ferne wirklicher als das 'künstliche Gefüge von Stein und Eisen und Glas, das die Menschen Stadt nannten, und in dem zu leben und zu gelten ihr einziges Trachten war.

Dann stieg das freudige Leuchten des Beglückten auf in seinem hingegebenen Gesicht: am Ende der Allee, auf der seine Augen lagen, auf der weiten Sandfläche vor der niederen weißen Halle tauchte stumm und fremd, unwirklich seltsam und dennoch soviel Zuversicht und Vertrauen atmend und erntend, die riesige graue Kontur eines Elefanten auf. Ein zweiter folgte ihm, ein sechster, ein zwölfter: die Elefanten zogen aus dem Freigehege in ihr Haus, in welchem die duftenden Berge des frischen Heues, die Fässer voll Kleie und die altbackenen Brote auf sie warteten. Sie zogen dahin, ein unfaßbarer, unausdrückbarer Friede lag über ihrem stillen Zug, über ihrem schlürfenden Gang — jetzt aber, angerührt von dem großen Rufen aus den Käfigen des 'Raubtierhauses, bewegten sich ihre Rüssel, hoben sich windend, ihre Ohren breiteten sich, ihre Füße verharrten im Sand, und dann boten sie dem großen Ruf ihre größere Antwort, und die grellen, schmetternden Fanfaren der grauen Riesen wischten den dunkel dröhnenden Schrei der wilden Räuber aus der Welt.

Hingerissen lehnte Hans Froment an der Brüstung des hohen Felsens, hingerissen lauschte er dem Ruf und der Antwort, wie beseligt lagen seine Blicke auf der Elefantenherde, die, immer noch trompetend, langsam ihren unterbrochenen Marsch wieder aufnahm. Wieder einmal, hingerissen von der Schönheit und der unendlichen Vielfältigkeit der Schöpfung, sah er vor seinen Augen das wilde und bunte Reich dieses Parkes mit seinen tausenden tierischen Bewohnern, die gekommen waren aus aller Welt und hier versammelt, den Menschen der steinernen Stadt Zeugnis und Kunde zu bringen von Wildnis und Freiheit und von der Stärke des Ursprunges, von Steppe, Savanne, ewigem Eis und wildem Wald. — Und wieder stieg gleich einem knisternd lohenden Feuer der Brand in ihm auf: das hier war seine Welt, und er gehörte zu den Tieren, er gehörte ihnen an, er zeichnete sie, er malte sie, er schuf sie neu, er brachte sie damit den Menschen nahe, er war ihr eigentlicher Besitzer, denn jedes neu gestaltete Tier gehörte ihm, aber er war auch der Dolmetsch ihres fremden Wesens, der Mund ihrer scheuen Stummheit. Gleichzeitig aber mit diesem Brand der Berufung stieg auch die Flamme seines Denkens in ihm auf. Er verdankte den Tieren viel, vielleicht

verdankte er ihnen alles, was er war. Und wenn man ihm heute seine Bilder rühmte, so konnte er auf dieses Lob keine andere Antwort haben als ein stilles und recht bescheidenes Lächeln, denn er wußte, daß er nur treu und ehrlich gearbeitet hatte dort, wo enthusiastische Betrachter von genialer Inspiration sprachen. Was er konnte, die Tiere hatten es ihn gelehrt. Er hatte sich nicht begnügt an der Schönheit oder Merkwürdigkeit ihrer äußeren Erscheinung, er war ihren Wegen nachgegangen, er wußte um die Bedingungen, aus denen sie lebten, die Bedingungen ihrer Umwelt, aber auch um die Bedingungen ihrer Körper und ihres Inneren. Das war ein Studium ohne Ende, denn es glich keine Tierart der anderen, bei einer jeden hatte die Summe der Sinne und der Fähigkeiten eine andere Zusammensetzung. Diesem nachzuspüren, das war die harte Arbeit und war zugleich die große Lust. Wie gewaltig und neu war die Welt vor ihm aufgebrochen, als er gelernt hatte, in das Fell, in das Gefieder der Tiere zu schlüpfen, die Welt noch einmal zu sehen mit den Augen, noch einmal zu erleben mit den Sinnen der Wesen, die er bilden wollte. Anders sah ein Elefant die Steppe, anders ein Löwe; anders sah ein Orang den Wald, anders der Wildschweinkeiler; anders erlebte der Puma Fels und Geklüft, anders der Adler; anders war das Wesen der Pflanzenfresser als das der Räuber; niemals glichen die nächtlich Jagenden und Raubenden den unter der Sonne Weidenden – welch eine Fülle neuer Blicke und Einblicke hatten sich ihm hier eröffnet, wie geheimnisvoll und rätselhaft wurde das Leben der Tiere, je tiefer man in es eindrang – wie gewaltig aber auch, tief in ihrem Geheimnis, flirrend in ihrer Buntheit, erdrückend in ihrer Größe wurde die Welt, sah man sie nicht nur mit den Augen des Menschen aus der Stadt, sondern auch mit den Augen all der Wesen, die auf ihr, in ihr, von ihr lebten. Hier war die große Arbeit, hier war die große Lust. Denn nun konnte man nicht mehr den Elefanten malen mit dem gleichen Stift, mit dem man den Löwen zeichnete, und der Adler forderte andere Farben als der flötende Pirol. Jedes neue Bild führte zu neuen Tieren, jedes neue Tier aber öffnete neue Pforten in neue Welten. Es war ein Wandern und Streifen, ein Mühen und Ringen ohne Maß und ohne Ende geworden, Hans Froment war ihm längst verfallen, verfallen der Lockung, dem ewigen Reiz, der immer neuen und immer tieferen Verzauberung. Manchmal war er

wie berauscht von dem Zwang, der in ihm lebte, dieses tausendfältige, immer andere, immer besondere Leben auf unserer Erde nachzubilden, es neu zu gestalten mit Feder und Pinsel, auf dem Papier und auf der Leinwand.

Bereits hatten Kritiker in langen und klugen Artikeln über ihn geschrieben, hatten ihn gelobt in hohen Worten und hatten von seiner Arbeit gesprochen als von einer Berufung, einer Mission. Hans Froment lächelte dem letzten Elefanten nach, der stumm in das Schweigen glitt, das sich jetzt weich über das Elefantenhaus und auch über den ganzen weiten Park legte. Er wußte nicht, ob er berufen war und auserwählt, er wußte nichts davon, daß er sich mühte. Er wußte auch nichts von einer Mission, er kannte nur den Zwang des Schaffens, die Besessenheit von der Arbeit, er kannte aber auch nur allzu gut die Schmerzen des ewig Ringenden, der nach hohen Zielen langt und nie mit sich zufrieden ist. Dieses eine aber wußte er gewiß und unumstößlich: Mühe und Arbeit, Besessenheit von der Aufgabe und vom Werk, das Leid des Nichtgenügens und der stolze Trotz des ungebrochen weiter Strebenden: es war ihm nicht Berufung, nicht Mission — es war ihm Gnade und war ihm das Glück.

Der Auftrag

Die Straßenbahn trug ihn durch die Stadt Hamburg, er lehnte allein auf dem vorderen Perron des Anhängers und sah blicklos in die erleuchteten Straßen, gegen das dichtgedrängte Auf und Ab und Hin und Her der Menschen, gegen die endlose Kette der erleuchteten Geschäfte und ihrer übervollen, überbunten Auslagen. Einmal schreckte ihn grelles Gekreisch, zwei Gassenbuben, die johlend und trampelnd einer Katze nachjagten, die ihnen geduckt und gestreckt in eine dunkelnde Toreinfahrt entrann. An der abgrundtiefen Traurigkeit, die ihn angesichts dieser kleinen, bösen Szene überfiel, merkte er, wie müde und erschöpft er war, wie schwer er trug, wie er litt an der Sinnlosigkeit seines Seins: er gehörte zu den Tieren, denn er gehörte ihnen an. Aber er durfte nicht mit den Tieren, er mußte mit den Menschen leben, er hatte sein Geld in der Stadt zu verdienen, und er litt an der Stadt und litt an ihren Menschen, denn er lebte sehr einsam und recht eigentlich nur bei den Tieren, und er war für solche gefährdete Vereinzelung nicht stark genug.

Wenig später stand er in seinem Atelier, das, ein gläsernes Nest, unter dem Dach eines vielstöckigen Kontorhauses hing, und sah durch die großen Fenster über die Dächer der Hafestraßen auf den Strom hinab. Schwarz und seidig dehnte er sich in die Nacht, Mondlicht spielte silbern über schwache Wellen, die Sterne tanzten, und aus der Ferne kam, wie der starke Schrei eines fremden Tieres, der dunkle Ruf eines großen Dampfers. Und dann sah Hans Froment diesen Dampfer den Hafen verlassen, dunkel und still glitt er dahin, hell aber brach Licht aus hundert Fenstern und Bullaugen, goldgelbe Bänder zogen über die abendmüden Wellen und mischten sich verfließend mit dem

Silber des Mondes – ihm war, wie wenn alle Sehnsüchte seines Herzens mit diesen Lichtern davonzögen und dahin, mit den schlichten und schönen Linien des Schiffes, mit dem golden und silbern perlenden Leuchten, das streichelnd über die dunklen Wasser glitt, an denen der Atem des Meeres trank. Dieses lautlos ziehende Licht über dem schwarzen Strom, über dem die Sterne ihren stummen großen Reigen schwangen – es gab kein Bild in dieser Welt, das die Süchte seines Männerherzens gnadenloser überwältigte als dieses ...

Dann stand er verloren in dem großen Raum und sah gegen die Bilder, die auf den Staffeleien standen. Der Bär dort konnte gut werden, aber wie sollte er jemals die zottige, filzige Dichte des Felles auf die Leinwand bringen können ... Dagegen war der lauernd böse schielende Kopf des Schimpansen doch recht gut, den hatte er getroffen, merkwürdig eigentlich ... Regale, vollgestopft mit Büchern, Couch und Sessel und arabischer Rauchtisch, gute Teppiche, schwere Schränke, von der Wand grüßten die Bilder, die von allem Anfang sein Leben begleiteten: eine goldene persische Tafel, über die ein Rudel Gazellen vogelgleich schwebte, der schreitende Tiger eines unbekanntem englischen Radierers, grüßte Caspar David Friedrich mit den schleiernden Nebeln des Riesengebirges. Und auf dem großen Schreibtisch, an dem er zu zeichnen pflegte, wartete das schräge Reißbrett unter der starken Lampe auf die abendliche Arbeit – Hans Froment wandte sich ruckhaft ab, ging in den Baderaum neben dem kleinen Schlafzimmer, rasierte sich, duschte, gedankenlos, aufgezogen wie ein Automat, auf der Flucht vor diesem Zimmer, auf der Flucht vor der Arbeit, der er sich nicht gewachsen fühlte.

Als er seine Briefftasche mit Geldscheinen füllte, die er der Schreibtischlade entnahm, fiel er jäh wie erschöpft in den Sessel und stützte den Kopf gegen die geballten Fäuste. Er war leer, ausgelaugt und ausgebrannt, er war müde über alles Maß. Und zugleich war ihm, als solle das Glasdach über ihn stürzen, als sollten die Wände ihn erdrücken, die Dampfer, die da unten auf dem großen Strome rührten, ihn zerfetzen mit ihrem Ruf. Er war von den Tieren in die Stadt heimgekehrt, aber er war hier nicht beheimatet, er war hier fremd und lebte leer neben dem Leben her. Er wußte, daß es ganz unnütz war, diesem Leben nachlaufen, es in seine Arme zwingen zu wollen, und doch konnte er hier nicht

bleiben, die Einsamkeit in ihm war allzu groß, er gierte verzweifelt nach dem Einzigen, was dem schöpferischen Künstler in der abendlichen Stadt zustand: nach den Kameraden der Kneipen ... Es war ohne jeden Sinn: er würde jetzt also in den "Goldenen Keller" gehen, eine kleine Boheme-Kneipe, in der erfolglose Müßiggänger und Tagediebe für ein Abendessen auf die kleine Bühne stiegen und sich in arroganten Vorträgen gefielen. Er würde dort am runden Stammtisch sitzen, und Julius Worps, der dort den König der Boheme spielte und nichts war als ein verlogener Zuhälter und ein überfrecher Schnorrer, würde ihn den Abend hindurch malträtieren, würde sich lustigmachen über seine Pinselarbeiten, Tiger und Löwen und Affen, pah, das taugte für Kinderbücher oder für Schaubudenfassaden, würde sich auf seine Kosten genialisch aufspielen, würde ihn gröblichst und in aller Öffentlichkeit anpumpen, würde ihn damit vor aller Augen der großen und einmaligen Künstlerschaft des Kellerkönigs seinen Tribut entrichten lassen ... Und seine Kumpane würden ihm sekundieren: der schriftstellernde Drogist Franz Haken, der den Bürgerschreck spielte und dessen laut und ständig verkündete Weltanschauung aus Propaganda für die freie Liebe bestand, aus Kümmelschnaps und der unentwegt energischen Bekämpfung des Krawattentragens. Und Hugo Zahm, den sie den Akkordmaler nannten, weil er täglich an einen Händler im Hafenviertel drei Ölbilder verkaufte, deren Erlös er ebenso prompt am Abend im "Goldenen Keller" vertrank, würde ihn wie alle Menschen, Männlein wie Weiblein, mit seiner stereotypen Anrede "Altes Schwein" belegen, was er für höchst originell hielt. Und die Lisa Lasa würde dort sein, die sich Diseuse nannte und allabendlich einen frischen Freier an den Künstlerstammtisch schleppte, und das Mädchen Marleene, eine dicke, gutmütige Marketenderin der Liebe, die sich darin gefiel, für eine "Psychokratin", für eine Aristokratin abendländischen Geistes zu gelten ... Und er würde zwischen ihnen hocken, den Abend und vielleicht die Nacht, bei ihnen sein, um nicht allein sein zu müssen, nur um zu spüren, daß auch er lebte, wie die anderen lebten ... Mit aller Gewißheit würde er sich dabei betrinken, und sehr wahrscheinlich würde er am anderen Morgen in irgendeinem nicht sonderlich sauberen Gelaß aufwachen, ein fremdes Mädchen

würde neben ihm liegen, und er würde ihr so rasch wie möglich entfliehen – und sein Katzenjammer würde dauern, bis er wieder zum Tierpark hinausfand ... Er würde – ach, er wußte, es war alles ebenso sinnlos wie abgeschmackt, aber er würde gehen – und er ging ...

Aber dann ertrug er den verqualmten, von Menschen und Lärm erfüllten Keller doch nicht, dann fuhr er Julius Worps beim ersten dreisten Wort wütend über den Mund und hatte eine tosende Auseinandersetzung mit ihm und seinen Gesellen, einen Streit, den er natürlich verlor, denn er war ja nichts als ein Tiermaler, ein trauriger, geldverdienender Spießer, und die anderen hatten allen Geist des Jahrhunderts in unbestrittener Erbpacht – er floh schon nach einer Stunde, trank sich zornig und erregt von Bar zu Bar durch die heißen Lokale des Hafenviertels, und dann saß er gegen Mitternacht in dem teuersten und elegantesten Ballhaus der Stadt, saß in einer Loge, trank schweren Burgunder, sah den Tanzenden zu und den Artisten, die sich auf dem versenkbaren Parkett produzierten – und saß unter den Blicken der Frauen, die ihn aus seiner Einsamkeit herausholen wollten, saß, bereit sich zu verlieren an das alte heiße Spiel der Großstadtnacht, an die Täuschung, an die Illusion, an die nackte Grimasse der Liebe um Mitternacht, schon wartete er auf den Funken, der über die vage Sucht hinaus das ehrliche Begehren lösen würde, das einzig Ehrliche in diesem Spiel – da sah er Ilzabe ...

Sie stand unter den bunten Lichtern, mit funkelndem Schmuck behangen, so gut wie nackt unter den farbigen Schleiern, sie tanzte einen seltsam wilden und traurigen indischen Tempeltanz. Sie kam ein zweitesmal, im weiten, schwarzen Sammetrock, der mit roter Seide ausgeschlagen war, die rote Nelke im schwarzen Haar und in den spielerisch schmalen Fingern die klappernden Kastagnetten. Und sie kam ein drittesmal, knapp und schmal legte sich die weiße Seide um ihre Brust, um ihre Hüften, ein Blütenkranz hing über ihren Schultern, mit Chrysanthemen im Haar tanzte sie die ferne Südsee. Schmal und braun und dunkel war sie wie ein Araberknabe, ihre schlanken Beine waren elegant und fest und doch keusch wie die eines Kindes, rot lag der Mund unter der schmalen, gebogenen Nase, gleich einer seidenen Mähne fielen ihr die

schwarzen Haare in den beweglichen Rücken. Aber groß und hell im strahlenden Grau lagen die Augen unter den hochgewölbten Brauen – und diese Augen erwiderten den Blick des jungen Malers nun, den sie bei den ersten beiden Tänzen schon wieder und wieder gestreift hatte. Ihre Schultern und Brüste sprangen, ihre Hüften zuckten ekstatisch, mit vorgestreckten und erhobenen Händen sah sie ihn an, ihr grauer Blick war der eines sehr jungen Mädchens, ihre Augen waren keusch wie ihre nackten Beine. In dieser Sekunde fühlte er den Funken in sich zünden, und er las in ihren Augen, daß der gleiche Funke auch in ihrer Brust glühte – die gleiche vage Sucht, die den im leeren Trubel der Großstadt maßlos vereinsamten Menschen wie frierend treibt in die Wärme eines Fremden, der den Weg kreuzt, und in dessen Augen man die eigenen Träume zu erkennen glaubt.

Eine halbe Stunde später sah er ihr kühnes und zartes Gesicht für einen Augenblick auftauchen in dem Halbdunkel, in dem der Artistentisch im Schatten der vorspringenden Bühne lag. Da die Kapelle einen neuen Tango aufzuspielen begann, ging er mit schnellen Schritten hinüber und lud sie mit stummer Verbeugung zum Tanz. Vor der Tanzfläche aber, auf der sich bereits die ersten Paare hielten und die flüchtige Leere, die bald bedrängender Fülle weichen sollte, übermütig zu schnell und weit ausgreifenden wirbelnden Pas nützten, sagte er ihr lächelnd, daß er nur ein recht mäßiger Tänzer sei, daß er sich aber sehr freuen würde, wenn sie an seinem Tisch Platz nehmen und den Rest der Nacht mit ihm verbringen wollte. Sie folgte ihm ohne Ziererei, sie hob ihm mit dankendem Gruß das gefüllte Glas entgegen, sie nahm von den angebotenen Zigaretten, es war keine Fremdheit zwischen ihnen, es war, als wenn sie seit langem schon vertraut miteinander gelebt hätten. Sie war keines jener törichten Tanzmädchen, die da irgendwann einem Ballett entsprungen waren, sich von einem Tanzlehrer zwei, drei Tänze hatten einstudieren lassen, mit denen sie über die Bretter zweitklassiger Kabarets zogen und sich stolz als Solotänzerinnen fühlten, sie war, er wußte das nach einer kurzen Stunde, ohne daß sie selbst wesentlich davon gesprochen hätte, ein Mädchen aus guter Familie, das der gehegten Bürgerlichkeit entronnen war in das, was ihr einmal als eine Freiheit erschienen war, Ruhig und selbstsicher, wach und sehr klug

saß sie ihm gegenüber, sehr einfach und sehr elegant im knappen schwarzen Seidenkleid, über dessen Brust golden und zart eine gestickte Ranke sich wand, sie hatte ihr Metier gelernt, sie kannte die Welt, das Elternhaus, das sie hinter sich gelassen hatte bei ihrem Aufbruch in das Unbürgerliche, gab ihrer Weltläufigkeit den Charme der Dame, unter dem aber auch wieder das Verzogene und Verwöhnte und unbedenklich Anspruchsvolle lauerte, das den verhätschelten Kindern guter Häuser eigen ist. Sie war noch sehr jung, jung genug, um keine Dame, um nichts als eine Tänzerin, eine Gauklerin sein zu wollen, dünn und fein aber, wie ein zarter Strich mit der kalten Nadel des Radierers, lief eine kaum wahrnehmbare Linie von den Winkeln ihres schmalen und verhaltenen Mundes abwärts zum Kinn: das verwöhnte Kind, das dem abgezielten Leben ihrer Herkunft entlaufen war, hatte zahlen müssen für jede Freiheit, die sie sich erkämpft hatte. Auch sie war zu stolz gewesen, um sich um die Zahlung zu drücken, sie hatte gezahlt, hundert bunte Träume, die buntesten, schönsten und gläubigsten von allen, waren dabei hingewelkt wie Blüten im Frühling unter dem Hagelschlag grausamer Gezeiten. Und bisweilen lebte in ihrem Lächeln die milde Trauer dessen, der seine Kämpfe gekämpft, seine Schlachten geschlagen hatte und der dann erkennen mußte, daß der Sieg nicht des Einsatzes wert gewesen war.

Sie entflamten aneinander und an der trunkenen Nacht, sie mischten den Sekt mit Rotwein, sie tranken zwischendurch Kaffee und fremde Liköre. Nun folgte er ihr auch auf das Parkett, über dem glitzernd das Spiel der Scheinwerfer lag, und als er ihre schmale, weiche Schlankheit an seinen Gliedern spürte, fühlte er wieder die merkwürdige Mischung von Heimweh nach der Zärtlichkeit, von sinnlicher Erregung und gleichzeitiger Furcht vor dem Sichverlieren, vor dem Untergehen in das aufflutende Gefühl. Nahe unter seinen Augen aber lag ihr zärtlich schöner Mund, nun küßte er ihn im Rausch aus Tanz und Wein unter dem dunklen Gesang der Geigen und Hörner, küßte ihn rasch, schamhaft und verstohlen, und dennoch fühlte er, wie die schmalen Lippen ihm entgegenblühten, und dann sah er ihre grauen und warmen und keuschen Augen, und da beschied sich sein Kopf, der gegen die Fesseln rebellierte, die er ahnte, und verriet ihn an die Sehnsucht seines Herzens.

Sie waren dann unter den letzten Gästen, die das Ballhaus verließen, einen hellen Pelz umgehängt, schritt Ilzabe mit dem schwingenden Schritt der Tänzerin neben ihm durch die späte Sommernacht, sie war müde und trunken wie Hans Froment, aber noch wollte sie nicht heim, sie tauchten in eines jener kleinen Kellerlokale, die eröffneten, wenn die großen Vergnügungshäuser ihre Nacht beendeten, und die bereits überfüllt waren von Artisten, Musikern, von Männern und Frauen auch, die nicht den Weg zu ihren Betten fanden. Sie saßen am hellgescheuerten Tisch eng Schulter an Schulter und löffelten mit lachenden Gesichtern die kräftige Hühnersuppe, die in diesem Keller die morgendliche Spezialität war, während in anderen Kellern die Nachtschwärmer Bouillon oder Ochsenchwanzsuppe oder Bratwürste oder Sülzkoteletts verspeisten.

Als sie dann wieder die Straße betraten, lag giftig und grau die erste Morgendämmerung über der Stadt. Hans Froment fröstelte, er haßte dieses Zwitterlicht, es war böse und grausam, ein schäbiger, stupider Spuk war ihm jetzt die lange Hauptstraße des Vergnügungsviertels, die vor Stunden im Tanz der Lichter gebrannt und ihm den Leichtsinns der Großstadtnacht in die Adern geschleudert hatte. Und als die ersten Arbeiter mit laut klappernden Nagelschuhen an ihnen vorüber die Straße querten, das Paar streifend mit kaltgleichgültigem, ablehnendem Blick, da wandte Hans Froment sein Gesicht ab wie in Scham. Dann aber sahen seine Augen in das schöne Antlitz der Tänzerin, deren Jugend die durchschwärmte Nacht nicht anzutasten vermocht hatte, hell brannten ihm die großen grauen Kinderaugen entgegen, wie heischend wölbte sich der Mund. Da vergaß er seine Umgebung, den schmutzigen Alltag, das böse Licht des Morgengrauens, vergaß das Minderwertigkeitsgefühl, das den Bummler unabweislich überfällt, wenn er die Zeit verlumpt, in welcher die anderen Menschen ihren Pflichten nachgehen – er warf den Arm um ihre schmalen Schultern, und sein Mund fiel über ihre Lippen. Sie drängte ihm weich entgegen, wie er sie, so hielt sie ihn, sehr schön war sie, still und klug, in diesem Augenblick, in diesem ersten rechten, langen Kuß im Morgengrauen hätte er schwören können, daß er sie liebte ...

Ilzabe wohnte in einer der schmalen Nebenstraßen, in einem großen, grauen, unsauberen Haus, an dessen Eingang die Schilder von Fremdenheimen

und Artistenpensionen sich drängten. Als er jedoch in diesem Hausflur den Hut vor ihr zog, da war sie es, die mit einem stillen und trotzigem Lächeln seine Hand nahm und ihn mit sich zog, vier Treppen hinauf bis unter das Dach, dort bewohnte sie ein nüchtern und billig möbliertes Zimmer. Den Hut in der Hand, stand er dann vor der verschlossenen Tür, sie lachte, sie tat den Pelz von sich ab und das Kleid, und sie legte mit ihm mehr ab als deckende Hüllen allein: nun war sie das, was sie vielleicht einmal in den behüteten Stuben ihrer Kindertage geträumt hatte, zu sein — eine junge Zigeunerin, schön und heiß und wild...

Am anderen Morgen erwachte er zweimal. Einmal in ihrem Bett und unter ihren Küssen, ein zweitesmal vor ihrem Spiegel. Dieses war Stunden später, und er hatte sich bereits angezogen, weil sie miteinander zum Essen gehen wollten. Ilzabe hatte Kaffee gekocht, sie hatten gefrühstückt, und dann war der Wellensittich der Wirtin in das Zimmer gekommen. Hans Froment stand vor dem Spiegel, und der zartgefiederte, hellgrüne kleine Vogel turnte ihm eifrig auf Schultern und Kopf herum, knabberte mit seinem kleinen Krummschnabel an seiner Haut herum und flüsterte in zärtlichen Tönen: "Ich heiße Jacky — Jacky Krause heiße ich! Süßer Buttjer — süßer kleiner Buttjer! Mamas Liebling — Mamas Liebling —, wo ist denn Mamas Liebling?" Hans Froment stand still und freute sich an dem kleinen Vogel, dessen Spiel er im Spiegel beobachten konnte. Aber er sah nicht nur den Wellensittich, der jetzt versuchte, ihm seinen Schnabel zwischen Hemdkragen und Hals zu zwängen, er sah auch sich selber im Glas des Spiegels, und dann sah er hinter sich Ilzabe am Tisch sitzen, mitten 'in dem kargen und fast ärmlichen Milieu. Sie war schön wie in der Nacht, und der Duft ihrer Gepflegtheit erfüllte das Zimmer weich und schmeichelnd. Aber der Morgenrock, den sie über der Seidenwäsche trug, war verdrückt und war auch nicht ganz sauber, die weichen Schuhe wippten an ihren hochgezogenen Füßen und waren achtlos herabgetreten. Sie breitete mit flinken Fingern das Kartenspiel über das fleckige Tischtuch, sie beugte ihr Gesicht darüber, und ihre Wangen brannten in der Begier, aus den bunten Blättern das Schicksal zu lesen, sie wollte wissen, was die Karten zu ihrer Freundschaft, zu ihrer Liebe sagten. Sie seufzte: "Ich werde nicht klug daraus, ich werde nicht klug daraus! Du liebst mich, und dann liegst du doch nicht bei mir, und andere Frauen sind

da, aber sie sind dir gleichgültig, und neben mir ist ein anderer Mann, aber das ist ja ganz unmöglich — ach, Hans, ich versuche es noch einmal, und wenn die Karten jetzt nicht sprechen, dann ziehe ich mich auch ganz bestimmt sofort an und wir gehen essen!"

Er sah ihr zu im Glas seines Spiegels, überwach, unwirklich klar sah er mit einem Blick das Zimmer, dessen Kläglichkeit ihm tief zuwider war, mit fast trauriger Zärtlichkeit aber sah er das schöne Mädchen inmitten der kalten Stube. Sie hatte in ihrem Artistenleben wohl schon hunderte derartige Zimmer bewohnt, sie galten ihr längst nichts mehr, sie wählte sie nach ihrer Billigkeit, nach ihrer günstigen Lage zum Arbeitsplatz, sie blieben ihr vielleicht so gleichgültig wie ein Eisenbahnwaggon, wie ein Straßenbahnwagen. Dennoch hatte dieses Milieu der billigen Pensionen des fahrenden Volkes schon auf sie abgefärbt: da war der niedergetretene Schuh, der unsaubere Morgenrock, und vor dem Spiegel des Frisiertisches lag neben der schmutzigen Puderquaste der silberne Kamm, und ausgekämmte Haare füllten seine Zähne. Trauer und Zärtlichkeit stiegen in ihm auf und mengten sich seltsam. Ilzabe war ihm sehr nahe, er fühlte es beglückt und verwundert, denn sonst hätte er zu dieser Stunde nur den einen Wunsch gehabt, sie so schnell wie möglich verlassen zu können, ihre Nacht hatte ihn entflammt und bezaubert, er war der Ernüchterung entronnen und sah sie noch immer mit den schwärmerisch adorierenden Augen der Liebe. Aber die Trauer in ihm wuchs, als er die Spuren der Vernachlässigung, der leisen Schlamperei an ihr wahrte, er sah sie im Glas des Spiegels und sah sein eigenes Gesicht daneben, und er dachte — nein, irgend etwas in ihm dachte: *Arme Hascherln sind wir schon, was kann man Besseres anfangen mit diesem Leben, als es zu vertrinken?*

Eine Stunde später aber, dem kläglichen Pensionsgemach entronnen — sie schlenderten durch die rosenduftenden Anlagen der alten Festungswälle, Ilzabe neben ihm im leuchtend weißen Leinenkostüm mit roten Schuhen, rotem Hut und rotleuchtender Lackledertasche, Ilzabe strahlte, denn die Karten hatten ihr doch endlich das Glück, die Dauer der Liebe, versprochen, er sah mit Stolz auf ihre Schönheit, und vor einem Beet blaue Rosen fand er endlich den passenden Namen für sie, Yussuff wollte er sie nennen, denn in ihrer weißen

Jacke glich sie mehr denn je einem schmalen, braunen, edlen Araberprinzen – eine Stunde später waren Müdigkeit und Trauer verflogen: er war Hans Froment, er genoß sein Leben, die schönste und zärtlichste Frau, die er kannte, hing liebend an seinem Arm. –

Aber wenn er sie, ihre Liebe und ihre Zweisamkeit gewonnen hatte, sich selbst hatte er dabei verloren, denn der Künstler in ihm konnte nur leben in der tiefen Einsamkeit, die das Werk vom Schaffenden unerbittlich fordert. Hans Froment wußte das gut, er hatte es sooft erlebt, daß er seine Niederlagen nicht mehr zählen mochte. Ilzabe aber gab er nicht auf, er hielt sie, er blieb bei ihr, er ließ seine Arbeit liegen und teilte ihr Artistenleben. Er hatte Geld genug, nichts zwang ihn zu der Einsamkeit, vor der ihm grauste. Ilzabe war weich und klug und schön, wenn sie ihn verließ, war die Welt leer, waren nur kalte Straßen und kalte Menschen – und da war ein dunkelnder Torbogen, eine Katze rettete sich geduckt und gestreckt hinein, hinter ihr klapperte es eisern und kreischte aus gemeinen Kehlen.

Sie blieb in der Stadt um seinetwillen, wechselte nur die Bühnen, an denen sie auftrat, seine Hemden und Pyjamas lagen in ihrem Schrank, denn sie hatte sein Atelier nur einmal kurz besucht, sie mochte es nicht, sie wollte nicht mit ihm leben, er sollte ihr Leben teilen. Er konnte mit ihr reisen, er konnte auf solchen Reisen andere Dinge malen als Tiere, elegantere, scharmantere, gefälligere, verkäuflichere ... Er hörte ihr zu, er stritt nicht mit ihr, er wollte nur bei ihr sein. Abends, wenn sie tanzte, saß er an seinem Platz und sah ihr zu, er trank sich mit ihr in den Nächten durch alle eleganten und alle halbseidenen Lokale der Stadt – gut war nur, mit ihr zu liegen und ihre kühle und weiche Schlankheit in seinen Armen zu halten, gut war es, in den langen Küssen zu fühlen, daß man nicht allein war in dieser kalten Welt. Durch lange Wochen, schwer von Liebe, wenn auch durchblitzt von manchem kleinen Streit, der wieder und wieder wesenlos im ersten Kuß versank.

Und dann stand er eines Morgens in seinem Atelier, Ilzabe selbst hatte ihn nach Hause geschickt, sie mußte zur Friseurin, sie mußte zur Kostümschneiderin und dann zum Photographen, sie brauchte neue

Bühnenbilder, sie hatten sich zum Abend miteinander verabredet, er stand am Tisch, ein Fremder in fremdem Raum, sah die angelaufene Post durch, zerriß dieses und jenes, zuletzt wog er einen Brief aus gutem Büttin in der Hand. Als er dann den Bogen entfaltete, las er den Namen "Karl Weidemann" über dem kleingedruckten Namen des großen Verlagshauses, für das er in den letzten Jahren fast ausschließlich noch als Illustrator gearbeitet hatte.

Der Brief war mit der Schreibmaschine geschrieben, aber sehr privat und nahezu herzlich gehalten, Herr Weidemann aus dem bekannten Verlagshause, der sich seit langem für seine Arbeit interessiere, möchte die Gelegenheit eines Besuches in der Hafenstadt dazu benützen, die persönliche Bekanntschaft des Herrn Froment zu machen und würde erfreut sein, wenn dieser ihm das Vergnügen bereiten wollte, an einem Mittag mit ihm im Hotel "Zu den vier Jahreszeiten" zu essen. Da der genaue Termin des Eintreffens noch nicht feststehe, würde Herr Weidemann sich erlauben, an dem betreffenden Tage im Laufe des Vormittags anzurufen. Ein einfacher, sehr schlichter Brief, dessen Inhalt nichts besonders Aufregendes enthielt, Hans Froment hatte bereits mit einigen Dutzend Verlegern, Kunsthändlern und Schriftleitern in den Hotels zusammengesessen und mit ihnen gemeinschaftliche Pläne aufgestellt und entwickelt, aber gerade aus diesem sehr einfachen Schreiben wehte es ihn plötzlich magisch an, wie wir oft das Große und Besondere wittern hinter der schlichtesten Fassade. Er sah rasch nach dem Datum, das lag schon um einige Tage zurück, ach ja, er hatte drei Tage lang sein Atelier nicht betreten, hoffentlich hatte er dadurch nicht den Besuch des Herrn Weidemann versäumt. Aber während er den Brief zurückfaltete und in den Umschlag gab, schrillte das Telephon, und als er den Hörer abnahm, meldete sich am anderen Ende des Drahtes das Hotel "Zu den vier Jahreszeiten" und verband ihn sofort mit dem Zimmer des Herrn Weidemann. Die sichere, gute und warme Stimme eines älteren Herrn erhob sich, ja, hier sei Weidemann, also er sei gut angekommen und freue sich, Herrn Froment so prompt erreicht zu haben. Und ob es ihm nun recht sei, heute in das Hotel zu kommen, ja, das sei sehr nett, dann wolle er also gleich einen Tisch bestellen, es würde ihm ein Vergnügen sein, mit ihm zu plaudern, ehrlich gesagt, habe er nämlich eigentlich die Reise nur seinetwegen

unternommen. Nun, darüber zu sprechen habe man ja später genügend und gute Gelegenheit, er erwarte ihn also gegen ein Uhr in der Halle. Auf Wiedersehen bis dahin.

Leicht betreten legte Hans Froment den Hörer auf die Gabel zurück und blieb dann eine gute Weile nachdenklich in seinem Sessel sitzen. Mit leerer Trauer wanderte sein Blick durch das große Atelier über die bunten Bücherreihen, über Bilder und Schrank, es war also wieder einmal nichts mit einem ruhigen und schönen Tag, der ihm allein gehörte. Jedoch drang dieses Bedauern kaum durch die Oberfläche, denn still, aber stetig brannte nun die Neugier in ihm, er wußte, daß es ein Besonderes war mit diesem Besuch des Herrn Weidemann, ungeduldig wie einem Abenteuer sehnte er sich der Begegnung entgegen. —

Als sie sich dann aber im Speisesaal des eleganten Hotels an einem ruhigen Ecktisch gegenübermaßen, hatte die Situation durchaus nichts Abenteuerliches, sondern nur, wie Hans Froment es empfand, durch die lebenswürdige Aufmerksamkeit des Herrn Weidemann etwas anheimelnd und vertraulich Familiäres. Dieser Herr Weidemann nun war ein älterer, sehr sorgfältig gekleideter und peinlich gepflegter Herr mit sanft gerötetem Gesicht und schneeweißen, locker nach hinten gekämmten Haaren. Schon nach wenigen Worten war ein guter Kontakt zwischen den beiden Männern hergestellt, die Spannung in Hans Froment verlor sich schnell, obwohl Herr Weidemann nicht auf den eigentlichen Grund seines Besuches zu sprechen kam. Vielleicht gab es ja auch einen solchen Grund gar nicht, vielleicht wollte er eben nur einmal den Maler und Zeichner kennenlernen, an dessen Bildern er sich oft gefreut und deren Reproduktionen er mit besonderer Genugtuung in den Blättern seines Verlages sah. Und es überraschte Hans Froment wenig, als ihm Herr Weidemann zwischen Fisch und Braten so nebenher eröffnete, daß er kein Verlagsangestellter, sondern der eigentliche und alleinige Inhaber des großen Verlagshauses sei. Es war eine gute Stunde, die Männer waren einander sympathisch, der sicheren und warmen Freundlichkeit des Herrn Weidemann schloß sich auch der sonst recht zurückhaltende Hans Froment leicht auf, ja, das war ein Mann nach seinem Herzen, einer der guten Bürger, die

verantwortungsbewußt Hüter und Mehrer des europäischen Kulturgutes waren. Einmal nur überfiel ihn wieder die Unsicherheit, stieg der Neid in ihm auf, das war, als Herr Weidemann ihm von seinem Landhaus sprach und von den Bilderbänden seiner Bibliothek, in denen abends, bei einem guten Glas Burgunder, zu blättern sein stilles und bestes Vergnügen sei — ja, sie hatten es gut, die Bürger, sie konnten das genießen, was der Künstler geschaffen hatte, und möglicherweise glaubten sie, daß der Künstler aus der gleichen seelisch warmen Harmonie heraus schaffte, in welcher sie sein Werk genossen. Vielleicht mochten sie ihn sogar verachten, ihn, der sich nun seit Monaten in den Nachtlokalen herumtrieb und nicht von der Tänzerin ließ, weil er sich vor der Arbeit fürchtete wie vor einer Galeere. Ach, wahrlich, es war das alte Leid, der alte böse Witz: Der genießende Bürger hatte mehr von der Kunst als der schaffende Künstler selbst, denn selbst das Lichte und Harmonische wurde gezeugt und gebaut in den Wettern und Gezeiten des Dunklen und Chaotischen ...

Aber diese elegische Stimmung verflog schnell, als Herr Weidemann flüchtig und oberflächlich von neuen und großen Verlagsplänen sprach, an welche er Hans Froment gern beteiligen wollte, ein großes, mehrbändiges und reich illustriertes Tierwerk, eine umfassende Geographie, und überhaupt war Herr Weidemann der Ansicht, daß der moderne Verkehr mit Flugzeug und Motor die Welt kleiner gemacht habe, und daß es daher die Pflicht der Zeitschriften sei, ihren Lesern immer mehr vom Bild und Abbild der Welt zu bringen. Während des Essens jedoch ging er nicht näher auf diese Pläne ein, erst beim Mokka, den sie in der Hotelhalle nahmen, fragte er fast bescheiden, ob er nicht etwas mehr und Neues von Froments Schaffen sehen könne, und dann mußte Hans ihn natürlich in sein Atelier einladen.

Dort legte er ihm seine Skizzenbücher vor, zeigte ihm eine Reihe Aquarellbilder aus dem Aquarium, einige Dutzend Elefantenstudien, die er zu einem langgeplanten und nie vollendeten Bild des abendlichen Elefantenstalles zusammengetragen hatte, Landschaftsskizzen in Öl und Tempera. Mit gesammelter Aufmerksamkeit sah Herr Weidemann die Blätter durch und lauschte still den Ausführungen des jungen Malers, der diesem klugen und

verständnisvollen alten Herrn gegenüber nunmehr rückhaltlos von Wünschen und Zielen sprach — ach, alles bisher Erreichte war ja noch längst nicht das Richtige! Das Wahre, das Vollkommene, das trug man noch in sich, das drängte nach Gestaltung, einmal würde man es schaffen, dann würden die großen Bilder kommen, Bilder von Tieren vor allen Dingen ... Da, da hing der Caspar David Friedrich — einmal das als Tiermaler werden, was dieser da in der Landschaftsdeutung und Gestaltung erreicht hatte ...

Schließlich legte Herr Weidemann das letzte Skizzenbuch still zur Seite, beugte sich etwas vor in seinem Sessel, hielt die Hände vor sich hin mit zusammengelegten Fingerspitzen, und während er mit abwesenden Augen gegen das große, schräge Atelierfenster blickte, begann er zu sprechen und den eigentlichen Grund seines Besuches zu offenbaren: "Sehen Sie, Herr Froment, die Dinge liegen so: Ich plane in erster Linie dieses große Tierwerk, das nicht weniger umfassend sein soll als der gute alte Brehm. Und ich plane jenes große geographische Handbuch, das ebenfalls mindestens zwölf Bände umfassen wird. Wie gesagt, ich plane vorerst einmal und habe die Verhandlungen mit den Wissenschaftlern, die in Frage kommen, eben erst aufgenommen. Es wird sicher in der Ausführung noch manches ganz anders werden, als ich es mir heute denke, eines aber wird unter allen Umständen verwirklicht werden, eine sehr reiche Illustration, die neben der Photographie eine Fülle von Reproduktionen guter, wissenschaftlich einwandfreier, aber auch künstlerisch wertvoller Gemälde bringen soll. Und hier habe ich also an Sie gedacht, Herr Froment, und denke doch, daß Sie mir hier sehr viel helfen können. Über Europa, Südamerika und Australien habe ich nun freilich besondere Pläne. Ihnen möchte ich vorschlagen, für unseren Verlag durch Afrika, Asien und Nordamerika zu reisen. Sie könnten uns sicher aus diesen Kontinenten die Landschaftsgemälde bringen, die wir in unserem geographischen Handbuch reproduzieren werden. Und gleichzeitig wäre es Ihnen gewiß möglich, dort die Umwelten der Tiere gründlichst zu studieren, die Sie mit ihren Bewohnern für unser zoologisches Werk gestalten sollen, für das ich dann übrigens auch noch eine Reihe Federzeichnungen benötige, da sich ja nun wirklich nicht alle Tiere einwandfrei photographieren lassen. Das also wäre Ihre Hauptaufgabe, Herr

Froment, um nun aber die Reise finanziell gesund zu unterlegen, habe ich mir gedacht, daß Sie uns für die verschiedenen Zeitschriften unseres Verlages Artikel liefern, Zeichnungen und vor allen Dingen Photographien aus den von Ihnen bereisten Ländern. Sie können doch photographieren, Herr Froment?" hob er jetzt fragend den Kopf.

Hans Froment war es bei den ersten Worten des alten Herrn überkommen wie eine Erstarrung, dann war er überwältigt in einen Sessel geglitten, hockte vorgebeugt auf dem Polster und starrte mit ungläubig großen Kinderaugen in das kluge Gesicht unter dem lockeren weißen Haar. Was — was erzählte der Mann dort? Reisen sollte er, um die Welt sollte er reisen? Er, Hans Froment? Und davon sprach dieser alte Mann wie von einer Straßenbahnfahrt und kleidete seine Vorschläge ein, als ob er ihn um eine große Gefälligkeit bitte — er mußte doch wissen, daß ein solcher Auftrag mehr, weit mehr für ihn bedeutete, als wenn er das große Los gewonnen hätte! — Photographieren? Jetzt schreckte er auf, stotterte fast: "Ja, ja, natürlich kann ich photographieren! Ich habe es bei den Tieren mehrfach versucht, um bestimmte flüchtige Phasen und Stellungen festzuhalten. Aber es ist nicht sonderlich was daraus geworden, aus den Photos schon, das ist ja auch eine Frage der Qualität von Apparaten und Filmen und richtiger Belichtung, ich meine, aus der Arbeit nach diesen Vorlagen. Photographieren könnte ich also schon, Landschaften bestimmt, auch Architekturen, Menschen und Tiere auch, ich besitze sogar selbst mehrere gute Apparate."

"Ausgezeichnet!" gab Herr Weidemann in seiner bedächtigen Art zurück. "Es wird ja besser sein, wenn wir Sie mit neuen, tropenfesten Geräten ausstatten, aber die Hauptsache ist ja, daß Sie sich damit abzufinden wissen. Allzu schwierige Sachen verlangen wir ja auch nicht von Ihnen. Städtebilder, Architektonik und dergleichen kann ich mir mit leichter Mühe von anderer Seite besorgen, von Ihnen erwarte ich nur Bilder aus der freien Natur, Landschaften, Tiere und Menschen. Das wirkt ja alles sozusagen durch sich selbst, die einzige Bedingung ist, daß die Bilder einwandfrei aufgenommen und reproduktionsfähig sind. Ich nehme zur Kenntnis, daß Sie hier volles Vertrauen zu sich haben. — Sehr schön, ich freue mich, daß ich hier den richtigen

Gedanken gehabt habe. Dann finanzieren wir also Ihre Reise aus diesen Bildern und Artikeln. Freilich müßte ich Sie bitten, mir die Bilder, Skizzen, Zeichnungen und Gemälde, die für die beiden großen Werke vorgesehen sind, auch gleich von Ihrer Reise aus zu schicken. Natürlich wird Ihnen diese Arbeit nach Ihrer Rückkehr besonders honoriert werden. — Und dann wäre da noch etwas, über das ich mir bereits Gedanken gemacht habe. Ihre Reise würde ungefähr sechs Jahre dauern. Das ist keine ganz kurze Zeit, für einen Künstler in seiner Entfaltung kann sie sogar von ausschlaggebender, lebensentscheidender Bedeutung sein. Sie können sich aber auf Ihren Reisen nicht genügend um Ihre Werke kümmern, und ich möchte keinesfalls, daß Sie durch die Annahme meiner Vorschläge irgendwelchen Schaden erleiden. Natürlich habe ich recht gute Beziehungen zum Kunstmarkt, ich habe sogar in meinem Hause einige Herren sitzen, die auf diesem Gebiet mit allen Wassern gewaschen sind und denen es ein sportliches Vergnügen sein wird, Ihnen die Bahn frei zu machen und zu halten. Ich möchte Ihnen nun also folgende Vorschläge machen, die Sie vielleicht einmal in Ruhe überdenken. Sie reisen für uns, diese Reise wird durch Ihre Zeitschriftenbeiträge, die wir natürlich noch genauer festlegen müssen, finanziert. Und sonst malen und zeichnen Sie nach Herzenslust und schicken uns alles, was verwertet oder verkauft werden kann, in unser Haus zu getreuen Händen. Und ich übernehme mit meiner persönlichen Verantwortung diese Verwertung Ihres Werkes. Ich denke, daß sich das auch für unser Haus lohnen wird, unsere Zeitschriften werden natürlich gute Propaganda für Sie machen, und mir ist es selbstverständlich sehr lieb, wenn Sie bei der Herausgabe unserer großen Werke bereits in den weitesten Kreisen anerkannt sind. Und das kann ich bei Ihrem Können und mit dem mir zur Verfügung stehenden Verlagsapparat in einigen Jahren schaffen. Ich denke, daß Sie sich bestimmt dabei verbessern werden, denn leider ist ja heute die Leistung allein nicht immer ganz entscheidend, durch uns aber kommen Sie unbedingt in das große Geschäft hinein. — So also denke ich mir die Grundlage unserer noch abzuschließenden Verträge, wären Sie, Herr Froment, bereit, zu diesen Bedingungen für uns zu reisen?"

Hans Froment saß in seinem Sessel und fühlte, daß er bleich war bis in die Lippen hinein. Hier war die große, die unglaubliche, die traumhaft große Chance seines Lebens, seines Wollens, seiner Arbeit. Er sollte um die Welt reisen, nicht nur sorgenlos, weil ein großes Verlagshaus ihn finanzierte, sondern er sollte sich in diesen Jahren auch noch geschäftlich erheblich verbessern und nebenbei mehr Geld verdienen, als er es heute schaffen konnte. Er sollte reisen, die Welt sehen, er würde sich einen ungeheuren Schatz erwerben an Gesehenem und Geschautem, sein Leben lang würde er davon zehren können und tausend anderen Malern entscheidend überlegen sein — und dieser feine alte Herr da fragte ihn noch bescheiden, ob er mit seinen mehr als noblen Vorschlägen einverstanden sei ... Er fand nicht die Kraft, ihm in die Augen zu sehen, vorgebeugt starrte er auf den Teppich, er hatte nicht den Mut zu einem einfachen *Ja*, denn er fürchtete, er würde dieses Wort ausschreien, herausbrüllen, er fragte mit fast versagender Stimme: "Warum sind Sie gerade auf mich verfallen, Herr Weidemann?"

Der alte Herr lächelte verstehend und gütig zurück: "Ich hoffe, daß ich nicht verfallen bin, ich hoffe, daß ich Sie erkannt habe, Herr Froment. Ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich Ihre Arbeit kenne. Es ist doch sehr einfach: Einem großen, anerkannt großen Künstler kann ich nicht mit einem solchen Auftrag kommen, denn der steckt mitten im Betrieb und im Geldverdienen, der kann nicht sechs Jahre reisen, er würde zuviel verlieren dabei. Also muß ich mich nach jungen Kräften umsehen, was übrigens kein Nachteil ist, glauben Sie mir das. Sie habe ich lange Zeit beobachten können, Sie haben eine gute und schnelle Entwicklung genommen und haben immer wieder über das Erreichte hinausgestrebt. Ihre Landschaften sind gesehen, sind wahr und sind wirklich, und als Tiermaler haben Sie, denke ich, noch eine ganz große Zukunft. Keiner von den heute Lebenden kann das Tier, zumal das Tier in seiner Bewegung, besser, charakteristischer darstellen als Sie, Herr Froment; Sie können viel, Sie werden noch mehr können — und unser Haus wird den Nutzen davon haben, ich bin in keiner Weise Philanthrop! Und darum dürften Sie mir jetzt getrost einmal sagen, ob Sie mit meinen Vorschlägen einverstanden sind!"

Hans Froment war aufgestanden, denn das Lob des klugen alten Herrn hatte ihm das Blut in den Kopf getrieben, und er fürchtete, sich zu verraten. Das *Tier in seiner Bewegung* — ach, noch heute fand er jede seiner Wiedergaben unzulänglich und schwach, und dieser Herr Weidemann, der doch nun wirklich etwas von Kunst und Künstlern verstand, lobte ihn und sagte, daß keiner das besser machen könnte als er, Hans Froment ... Er war dicht an das Fenster herangetreten, drehte seinem Besucher den Rücken zu, er sah über die Dächer hinab zum Strom, der sich breit und süchtig dem nahen Meer entgegen dehnte. So antwortete er, und es klang beinahe wegwerfend gleichgültig durch die Stille des Ateliers: "Natürlich bin ich einverstanden, natürlich nehme ich mit Freuden den Auftrag an, Herr Weidemann!" Und er blieb stocksteif stehen und wandte sich nicht um, wenn ihm jetzt der alte Herr die Hand entgegenstrecken und ihn zum Einschlagen auffordern würde — nein, das ging über seine Kraft, schließlich spielte man doch hier nicht Weihnachten, schließlich doch hatte er eben nichts anderes getan, als ein Geschäft abgeschlossen, ein großes und gutes Geschäft zwar, aber doch nichts anderes als ein Geschäft ... Mit brennenden Augen schaute er durch das Glas gegen den hohen Himmel des Hafens, dessen Glocke von den schwarzen Rauchwolken der Werftessen dunkel verschleiert wurde.

Nach einer Weile hob sich die ruhige Stimme in seinem Rücken: "Und wann? Könnten Sie bald fahren, Herr Froment?"

Er sah auf den Strom, der golden unter der Sonne lag, eine Rauchfahne wehte querab im Fahrtwind — der Strom, das Meer, die große Fahrt in die freie Weite hinein und in die bunten und heißen Länder der Tiere, er fuhr herum wie gerufen: "Soll ich morgen schon fahren, Herr Weidemann?"

Der alte Herr stutzte einen Augenblick angesichts dieser wilden Heftigkeit, dann lächelte er fröhlich zurück: "Nun, morgen ist es ja nun noch nicht gerade unbedingt nötig. Aber ich würde mich freuen, wenn wir es nicht auf die lange Bank zu schieben brauchten."

Sie saßen dann noch eine gute Zeit beieinander und legten Punkt für Punkt des abzuschließenden Vertrages fest. Aber Hans Froment, der sonst ein klarer und sehr kühler Rechner war, der manchem seiner Vertragspartner

schon endlose gequälte Seufzer abgepreßt hatte, war heute wenig bei der Sache und mußte sich immer wieder mit ganzer Kraft zusammenreißen, um den wichtigsten Ausführungen folgen zu können. Denn jetzt brannte es in ihm, jetzt jubelte und sang es: hier wurde nicht Weihnachten und wurde wirklich kein Märchen gespielt, hier wurde ein klares Geschäft ausgehandelt, aber eben dieses Geschäft war für ihn märchenhafter als die tausend Geschichten der Scheherezade: er, Hans Froment, er würde nun durch die Welt reisen, über die Ozeane, durch Afrika, durch Indien und Ostasien und durch Alaska, Kanada und Nordamerika, er, Hans Froment, sollte sich die Welt ansehen überall dort, wo sie noch jung und schön und noch nicht vom Menschen verheert oder entstellt war, er sollte sehen, schauen, zeichnen und malen können nach Herzenslust, und er würde reisen können wie ein großer Sahib, wie ein Lord, er erschrak fast vor der Höhe der Summe, die Herr Weidemann als sein Fixum festsetzte, schämte sich beinahe, daß der alte Herr immer wieder betonte, daß dieses Fixum beileibe nicht seinen einzigen Verdienst darstellte, daß jede Mehrarbeit ihm besonders honoriert würde, daß der Erlös aus seinen Bildern dazu käme, daß die Verdienstmöglichkeiten in ihrer Gesamtheit noch nicht zu übersehen wären, schließlich konnte man auch noch die Artikel zusammenstellen und als Buch herausbringen, als mehrere Bücher, je eins über einen Erdteil und später vielleicht noch einen Band mit den besten Zeichnungen aus seinem Skizzenbuch über die ganze Reise. Er mußte an sich halten, er mußte aufmerksam mit seinem Partner die einzelnen Punkte durchgehen, er mußte schweigen, wenn der Verleger sich seine Notizen machte ...

Sie fanden kein Ende, niemals in seinem Leben hatte Hans Froment einen so noblen Vertragspartner gefunden, es ließ ihn nicht, irgendwie mußte er sich doch beschäftigen und sich dem feinen alten Herrn erkenntlich zeigen, er brühte also einen Mokka auf, von dem Herr Weidemann bekennen mußte, daß er niemals in seinem Leben einen besseren getrunken habe, der schwere Duft des starken Kaffees zog durch das Atelier, blaugrau stiegen die süßriechenden Wölkchen der Importe, die Herr Weidemann rauchte, über den Tisch auf und mischten sich mit dem Rauch der Virginia-Zigaretten des jungen Malers, der

nun, mit großen Augen und glühenden Backen, ein glückliches, glückstrahlendes Kind, in seinem Sessel saß und seinen Jubel kaum noch verbergen konnte. Reisen, reisen — die weite Welt mit fremden Menschen und Tieren zeichnen, malen, photographieren, Bilder machen ohne Zahl und von jeglicher Art — nun endlich hatte die sinnlose Schnapserei in der "Alhambra" und in den anderen heißen Lokalen des Vergnügungsviertels ihr Ende gefunden, jetzt hatte er ein Ziel, eine Arbeit, eine Aufgabe — von heute an begann er zu leben ...

Schließlich klappte der alte Herr dann doch sein Notizbuch zu, trank seine letzte Mokkatasse leer und erhob sich: "Das hätten wir also glücklich unter Dach und Fach gebracht, Herr Froment. Ich freue mich nicht weniger als Sie. Und nun tun Sie mir, bitte, noch einen Gefallen. Lassen Sie uns irgendwo gut zu Abend essen, und dann wollen wir miteinander eine recht gute Flasche auf das Gelingen trinken. Einverstanden?"

Natürlich war Hans Froment mit einem solchen guten Vorschlag einverstanden und nahm sogleich seinen Hut, als die beiden Männer dann aber in der Tür standen, schrillte laut und heftig das Telephon. Herr Weidemann machte lächelnd eine flüchtige Handbewegung gegen den Apparat: "Bitte!" sagte er. "Ich gehe indessen voraus!" ging auf den Gang und zog die Tür hinter sich ins Schloß. Als Hans Froment den Hörer abnahm, meldete sich Ilzabes zornige Stimme: "Ja, was ist denn mit dir? Hast du mich denn ganz vergessen?" — Er hatte sie vergessen in den letzten Stunden, so völlig vergessen, als ob sie nie gelebt habe für ihn, und jetzt hastete er, ungeschickt genug in seiner grenzenlosen Freude, in den Apparat hinein: "Ilzabe — Prinz Yussuff — nein, natürlich habe ich dich nicht vergessen, wie sollte ich! Aber es hat sich etwas zugetragen, du, etwas sehr Wichtiges, ich habe Besuch, Geschäftsbesuch, ich kann jetzt nicht kommen, wir wollen essen gehen — Yussuff, ich erzähle dir morgen alles!" — "Geschäftsbesuch?" das kam wild und höhnisch aus der Muschel heraus, und er wußte sogleich, daß Ilzabe ihm nicht glaubte, daß ihre ewige wache Eifersucht wieder mit ihr durchging, diese Eifersucht, die ihnen manchen Tag vergällt hatte, die sie alles hassen ließ, dem er sich hingab, einer Wolke im Blauen, einem Tier auf der Straße, Pinsel und Zeichenstifte, die er zur

Hand nahm, die Eifersucht, die verhindert hatte, daß sie ganz ohne Rest zueinander gefunden hatten. Sie träumte davon, seine Frau zu werden, aber sie wußte, daß sie dann in seinem Atelier mit ihm leben mußte, in diesem Atelier, dem er, sie wußte es gut, tiefer und restloser verschrieben war als ihr ... "Geschäftsbesuch? Den ganzen Tag? Und mit deinem Geschäftsbesuch kannst du essen gehen — mit mir aber nicht? Ich kann hier sitzen wie ein Mauerblümchen, und Herr Froment geht mit anderen Leuten essen ... Erzähl mir doch nichts, wenn ihr essen wollt, dann seid ihr mit dem Geschäftlichen fertig, aber keine Angst, ich will natürlich nicht dabei sein, ich weiß ja, ich bin häßlich, ich hab 'nen Buckel und bin strohdumm, mit mir kannst du dich in deinen Kreisen natürlich nicht sehen lassen ... Aber ich will dir etwas sagen, Hans Froment, entweder kommst du jetzt zu mir — oder — oder — nun, vielleicht kannst du dir das Oder denken?" — Und dann hörte er, daß sie drüben den Hörer aufgelegt hatte, das Zeichen der freien Leitung gellte in seinem Ohr, verstört legte er den Hörer auf die Gabel zurück. Er konnte doch nicht jetzt zu ihr! Warum nur war sie immer so wild und so ichbestimmt? Er hatte mit Herrn Weidemann noch genug zu reden, was sollte Ilzabe dabeisitzen — Welch ein Gesicht würde sie überhaupt zu seinen Reiseplänen machen? Yussuff, schöner, schlanker Prinz Yussuff ... Aber, vielleicht, belebte er sich nun wieder, ach, gewiß fand er am Abend noch Zeit, Ilzabe aufzusuchen, ihr alles zu erklären, ihr sein Glück, sein großes Glück zu erzählen. Und fröhlich schon wieder, unangerührt von der kleinen Szene, schwelgend in seiner Seligkeit, lief er zur Tür hinaus und sprang wie ein Junge, der zum Spielen will, die Treppen hinunter, dem Verleger, dem Weihnachtsmann, Herrn Weidemann, dem lieben Gott, nach ...

Als er aber nach Mitternacht in überaus gehobener Stimmung die "Alhambra" betrat — Welch ein reizender und gehaltvoller Abend war das gewesen mit dem klugen und gütigen Herrn Weidemann, und auf dem Wege vom Hotel in das Vergnügungsviertel hatte er sich ausgedacht, wie schön es sein würde, wenn Prinz Yussuff ihn begleiten würde auf seiner großen Reise ... Das war leicht zu verwirklichen, sein Fixum reichte auch für zwei, er konnte im

Anfang von seinem eigenen Geld zuschießen, später sich aus dem Ertrag für seine Bilder Beträge überweisen lassen, ach, mit Prinz Yussuff im Zelt unter den Sternen Afrikas, in den Kabinen der großen Dampfer, das Klopfen der großen Wasser drei Händebreit hinter der Wand, mit Prinz Yussuff im Land der Tiger und der Maharadjahs und in den großen Wäldern Kanadas — als er die "Alhambra" betrat, war Ilzabe nirgends zu sehen, und der Geschäftsführer erzählte ihm, daß sie sich nur kurze Zeit aufgehalten und nichts für ihn hinterlassen habe. Er zog sich in die Telephonzelle zurück, er rief sie an, nach einer guten Zeit meldete sich die verschlafene Stimme der Wirtin. Als er nach Ilzabe verlangte, schlurfte sie davon, er hörte fernes und undeutliches Gemurmel, dann hob die Alte drüben den Hörer wieder auf, sagte ihm kurz und patzig, Fräulein Ilzabe möchte jetzt nicht gestört werden, er möchte morgen wieder anrufen und beendete damit das Gespräch. Er verließ die Zelle und sogleich auch das Lokal, durch das die allnächtliche Lustigkeit lärmend tobte. Er bummelte die überhell erleuchtete Straße hinab, als er an dem Hause vorbeikam, in dem Ilzabe wohnte, drückte er sich in den Schatten und beeilte sich, davonzukommen. Er war im Glück, er wollte sie jetzt nicht sehen, nicht sich von ihr beschimpfen lassen, wenn sie ihm jetzt eine Szene machen würde, sie würde ihm albern, sinnlos und häßlich vorkommen, er war im Glück, vor ihm lag die Welt — dann ging er still und eilig zum Hafen hinunter, auf die Landungsbrücke, im silbernen Mondlicht setzte er sich dort auf einen Poller, sah über den nächtlich stillen Strom, hörte dem leisen Klatschen der Wellen am Ponton zu — das Glück seines Herzens verströmte sich stumm in die silberne Nacht.

Als er am anderen Tage, zur Mittagszeit, an Ilzabes Tür schellte, öffnete ihm, unfrisirt, im schlampig-schmutzigen Morgenrock, die Wirtin. Sie grinste ihn hämisch und böse an, sie hatte allzuoft die Antipathie, die der junge Maler gegen sie hegte, spüren müssen, um noch zu versuchen, mit Freundlichkeit und Schmeichelei seine Gunst zu erwerben. Sie ließ ihn auf der Matte vor der Tür stehen, und unaufhaltsam prasselte ihr Wortschwall über ihn herein, ja, also jetzt käme er nun endlich, und sie hätten sich so plagen müssen, das schöne Fräulein Ilzabe und sie, die Koffer hinabzuschaffen, der ungefällige Chauffeur

sei zu faul zum Treppensteigen gewesen, und – wie – was? Aber natürlich, das Fräulein Ilzabe war abgereist, in der Nacht schon habe sie gepackt – wie, das wisse er nicht? Hinterlassen? Ja, doch, einen Brief für ihn habe das Fräulein ihr gegeben, mit betonter Gleichgültigkeit schlurfte sie aufreizend langsam davon. Nervös betrat er den Korridor, den er sooft, die glückliche Ilzabe am Arm, durchschritten hatte, und in dem er jetzt stehen mußte, ein ungerne gesehener, ungerne geduldeter Fremdling, und als die Wirtin ihm den Umschlag aushändigte, riß er ihn sogleich vor dem Spiegel der Garderobe auf. Eine Briefkarte nur mit wenigen hastigen und großen Zeilen: gestern sei ein Agent in der "Alhambra" gewesen, der ihr ein sehr gutes Sofortengagement angeboten habe, sie nannte den Namen der Stadt im Süden des Landes, das Theater, sie habe angenommen, er wisse ja nun, wo sie zu finden sei. Und dann kein Gruß, kein warmes Wort, einzig ihr Name, der sich nervös und abweisend über das rauhe Papier sperrte. Die Kälte sprang ihn an aus den kargen Zeilen, wie ein Eishauch kroch sie durch seine Adern und ließ ihn frieren, dennoch konnte er Ilzabe nicht böse sein um ihren raschen Zorn – wer mochte der Liebe um ihren Drang nach Ausschließlichkeit zürnen ... Er steckte den Brief in die Tasche und schob sich mit kaum gemurmeltem Gruß an dem grinsenden Gesicht der Wirtin vorüber zur Tür hinaus. Im dunklen und schmutzigen Schlauch des Treppenhauses aber überkam es ihn wie das Schluchzen eines verlaufenen Kindes, das glaubt, für immer die Heimat verloren zu haben. "Yussuff!" sagte er sehnsüchtig und traurig vor sich hin. "Prinz Yussuff!"

Vor dem Hause, unschlüssig in der Sonne stehend, verwunderte er sich über die Heftigkeit des Gefühles, das seine Gedanken hetzte und seinen Körper fühllos machte wie in übergroßer Schwäche. Wild und maßlos sehnte er sich zurück nach Ilzabe und nach ihrer zärtlichen Nähe. Dabei wußte er schon, daß er sie nie wiedersehen würde, daß sie ihm verloren war auf immer. Es war ganz sinnlos, ihr jetzt nachzureisen, sie zu versöhnen durch Bitte und Gefügigkeit, wie sie es verlangte. Wenn er ihr von dem Plan seiner großen Reise sprechen mußte, würde sie sich abermals verschließen vor ihm, sie würde eifersüchtig sein auf diese Reise, sie würde es ablehnen, seine Kameradin zu sein, sie würde von ihm verlangen, daß er ihr diese Reise zum Opfer bringe. Er erkannte, daß

Ilzabe der Preis war, mit dem er das Glück dieser Reise zu zahlen hatte, und der Schmerz um die Verlorene schlug wie mit Adlerklauen in seine Brust. Unschlüssig sah er die lange, baumbestandene Zeile der Hauptstraße des Vergnügungsviertels hinab, dann wandte er sich müde ab und ging langsam wie ein alter, kranker Mann zum Hafen.

Manchmal in den vergangenen Jahren hatte er geglaubt, unfähig zur wirklichen Liebe zu sein, und in Wahrheit hatte er auch jede Frau achtlos zur Seite geschoben, sobald sie seinen Weg versperrte, sobald sie seiner Arbeit hinderlich wurde. Ilzabe aber war selbst aus seinem Weg gegangen, im funkelnden Trotz zwar nur, im flüchtigen heißen Ärger über eine Unbedachtsamkeit, im Gekränktheit über ein ungeschicktes Wort vielleicht ... Mochte das sein, wie es wollte, sie war gegangen, und sein Herz trauerte ihr nach. Er gab sie auf in dieser Stunde, und er nahm sich vor, ihr den Abschied leicht zu machen. Er würde nichts von sich hören lassen, auch einen Abschiedsbrief würde er ihr nicht schreiben, mochte sie dann schlecht von ihm denken, Trotz und Zorn würden ihr Herz verhärten, er würde ihr manchen herberen Schmerz ersparen. Es war bisweilen ein allzu heißes und ungutes Leben gewesen, das sie miteinander geführt hatten, seine Arbeit hatte darunter gelitten wie nie zuvor in seinem Leben — dieses aber wußte er nun: er liebte, und er hatte den schönen, heißen und klugen Prinzen Yussuff geliebt wie keine andere Frau. Bei ihr, so sagte es sein Herz, bei ihr war sein Glück, wenn er nun auch sie ließ, dann war es, daß er verloren, verfallen war an seine Arbeit, an den einsamen Weg des künstlerischen, schöpferischen Mannes, der ihn ganz forderte und ihn immer wieder von den Menschen fortriß. Die Arbeit oder das Glück — niemand hatte ihn je so grausam wählen lassen wie Ilzabe. Natürlich wählte er die Arbeit, im tiefsten Grunde seines Herzens sehnte er sich seit Monaten nach ihr zurück — war dieser Weg aber nun solche Opfer wert, waren es einige Dutzend gute Bilder wert, daß Ilzabe leiden mußte, daß er um sie litt, daß er sie ließ, die Schöne und Stolze und Zärtliche?

Er wußte es nicht. Vor den in der Sonne gleißenden Wellen des Hafenbeckens wußte er zu dieser Stunde nur das eine, daß er seinen Weg

gehen, daß er Ilzabe lassen und in die Welt fahren mußte. Seine Arbeit hatte alles Recht über ihn, er durfte nicht nach den Opfern fragen. Er überwand seinen Schmerz, und er nahm sein Herz in seine beiden starken Hände, sein müdes und trauriges Herz, das um den schönen Prinzen Yussuff weinte. Und dieses schwor er sich zu angesichts des Möwenfluges über den glitzernden Wassern: wenn er dieser seiner Arbeit ein solches Opfer bringen mußte, wenn er ihretwegen Menschen wehetun mußte, wie er heute Ilzabe wehetat, dann war es seine Pflicht, ein Werk zu schaffen, das so groß, reich und schön war, daß es den Schmerz, den er guten Menschen zufügen mußte, wieder aufhob durch die Beglückung, die es mit seinem Reichtum und seiner Schönheit in die harte und karge Welt vieler Tausender trug. Er aber, ach, er hatte also schon heute für dieses Werk gezahlt, und wie er für alles in seinem Leben hatte zahlen müssen, so würde er auch zahlen für den Schmerz, den Ilzabe um ihm erlitt. —

Am Spätnachmittag des folgenden Tages saß er im Restaurant des Zoologischen Gartens dem Reisenden eines großen Tierhandelshauses gegenüber, der ihm von früheren Besuchen gut bekannt war, und ließ sich von dem hageren Mann mit dem ausgedörrten Teint und den gelben Augäpfeln des Leberkranken auslachen wegen der endlos langen Liste, in welcher er alle die Dinge aufgezählt hatte, die er kaufen, verpacken und mit auf seine Reise nehmen wollte: "Wenn Sie das alles kaufen und verpacken wollen, dann kommen Sie in diesem Jahre nicht mehr weg, und dann reisen Sie mit achtundvierzig Koffern wie ein Niggertrader aus der alten Zeit. Ich will Ihnen einen guten Rat geben: Ziehen Sie sich Ihren Sportanzug an, packen Sie einen zweiten ein und einen warmen Mantel dazu. Und dann nehmen Sie Ihre Leibwäsche mit und sonst nichts. Drüben in den Häfen bekommen Sie alles besser und billiger, als Sie es hier kaufen und durch die verschiedenen Zollstationen bringen können. Auch den Photobedarf und Malutensilien, gewiß doch. Aber hier will ich Ihnen nicht dreinreden, in solchen sehr persönlichen Dingen hat jeder seine Eigenheiten und Gewohnheiten, machen Sie hier, was Sie wollen. Meinetwegen also kaufen Sie das, was Sie für Ihre Arbeit brauchen, und packen Sie sich damit einen zweiten Koffer voll. Und wenn Sie beweglich sein wollen, dann nehmen Sie einen kleinen Handkoffer für Ihre persönlichen

Bedürfnisse und vielleicht eine Aktenmappe für das Arbeitszeug, das Sie täglich zur Hand haben müssen. Dann ist es aber sehr reichlich — Menschenskind, hier haben Sie Waffen aufgeschrieben und einen Reitsattel sogar, machen Sie es gnädig, einmal können Sie von hier Ihre Bedürfnisse noch gar nicht übersehen, zum andern werden Sie die Maulsperre kriegen, wenn Sie die Läden drüben sehen. Mann, sogar Zigaretten wollen Sie hier hamstern, Sie haben ja keine Ahnung, was für Genüsse in punkto Tabak drüben auf Sie warten. — Nichts von dem ganzen Zeug brauchen Sie, zum Onkel Doktor müssen Sie aber! Lassen Sie sich die Spritzen geben, lassen Sie sich zeigen, wie man sich im Busch selbst Spritzen verpaßt, und dann lassen Sie sich eine gute Hausapotheke zusammenstellen, die ist viel wichtiger als ein Korkhelm!" —

So gab es dann ein schnelles und leichtes Arbeiten, und Hans Froment wunderte sich selbst, in welcher kurzen Zeit er mit allen Vorbereitungen fertig und ein für eine mehrjährige Reise freier Mann war. Die fertigen Bilder, die noch in seinem Atelier standen, schickte er dem Verlagshaus des Herrn Weidemann zu, seinen Händlern und Redakteuren teilte er seine Abreise mit und bekam seine Abrechnungen, Herr Weidemann schickte den Vertrag, die ersten Schecks, alles fügte sich schnell und leicht. Er brauchte auch sein stilles Atelier nicht aufzugeben, sondern nur eine Summe zu deponieren, die ausreichend war für die Miete mehrerer Jahre.

Und so waren die Tage rasch dahingegangen, still und stetig war die Erregung gestiegen, bis sie endlich den jungen Maler ausfüllte wie ein Brand. Und dann kam der letzte Abend, der Abend vor der Abreise, über dem Strom hing der volle Mond, silbern lag sein Licht auf den dunklen Wassern und über den Dächern, die hügelabwärts zum Strand hinab wanderten. Hans Froment stand am großen Fenster und sah in die stille Nacht hinaus. Mitten im Atelier standen die gepackten Koffer aus hellem Stahlblech, der Kabinenkoffer mit Wäsche und Kleidern, der kleinere Koffer mit den Photoapparaten und den Zeichenutensilien, die Aktenmappe und das Suitcase. Er sah in die Nacht, er zählte die Stunden, die ihn noch von der Abreise trennten — in zehn, nein, in neun Stunden schon würde er auf dem großen Dampfer stehen, der ihn hinaustrug in die weite Welt ...

Als am anderen Morgen die Schlepper, die das graue Schiff vom Kai verholt hatten, loswarfen, und nun der Dampfer mit eigener Kraft durch die Fahrtrinne des breiten Stromes glitt, dem Meere entgegen, stand Hans Froment vor dem Mast, und alle Nerven seines Körpers empfanden die Fahrt des Schiffes den Strom hinab, den Strom, der in tausend vergangenen Nächten einzig und allein seine Sehnsucht getragen hatte. Und er war wie ein Pfeil, der zitternd von singender Bogensehne sich schnell in die silbern dunstig sich dehrende Weite der Welt. Dann aber dröhnte nahe über seinem Kopf der grelle, süchtige, röhrende Schrei, der ihn schon einmal, vor wenigen Monaten, gerufen hatte in verlorener Nacht und ihn doch nicht daran hindern konnte, die "Alhambra" zu betreten, in der er dann Ilzabe getroffen hatte. Damals hatte er den großen Ruf verleugnet, obgleich dieser ihn angerührt hatte wie ein Tierschrei – an diesem Tage jedoch fiel jählings unter dem dröhnenden Ruf der Sirene alles Fieber, alle Erregtheit von ihm ab, sehr wach, sehr kühl und klar, wenn auch erfüllt von einer stillen, steten inneren Glut, die ihn nun durch Jahre nicht verlassen sollte, fuhr er hinaus in die Welt, sie zu sehen mit seinen Augen, sie noch einmal zu gestalten in Schönheit und Licht und mit dem Dunklen des Göttlichen hinter dem Licht für die hungrigen Augen derer, die ewig daheim bleiben mußten.

Sein Auge wanderte über die Stadt, die sich vom Strom herauf über das Land breitete, er grüßte die Kirchtürme, die bekannten und vertrauten, er sah das Fenster seines Ateliers in der Sonne erglänzen, er grüßte es. Unter dem schrägen Glasdach dort oben lag die gute stille Stube mit ihren Büchern und Bildern, das große Zimmer, das viel Arbeit und Mühen gesehen hatte und bisweilen auch eine leichte Stunde der Freude mit Wein und lachenden Mädchen. Wenn er einst nach Jahren zurückkehrte, dann würde er wohl reif und bereit sein, das zu genießen, was es zu spenden hatte und was ihm nicht genügen konnte in diesen Jahren seiner suchenden und drängenden Jugend: die stille Versenkung in die Bücher und Bilder der Großen dieser Erde.

Dann aber sah er eine Zinne die anderen Dächer überragen, und sein Blick wurde leer und schmerzlich. Dort war das Haus – jene Zinne erhob sich über

dem Zimmer Ilzabes, das er gehaßt hatte in seiner schäbigen Tristheit. Bis heute hatte er nichts von Ilzabe gehört, er wußte, sie wartete auf ihn, ihr verletzter Stolz erlaubte ihr nicht, das erste versöhnende Wort zu sprechen. Er aber — ach, er war so feige gewesen und hatte sich selbst um den Abschiedsbrief gedrückt .. . Yussuff, brauner, schmaler, stolzer Araberprinz — warum nur hatte er niemals eine Frau gefunden, die sein Leben mit ihm teilte und es damit erhob? Mit Ilzabe hätte er gern geteilt, jetzt aber fühlte er mit Erstaunen, daß sein ehrlicher und tiefer Schmerz um sie schon blaßte: sie war wie alle anderen, sie teilte nicht, sie verlangte ihn ganz ...

Leer glitt sein Blick über die Flut der sich drängenden Häuser und verfiel sich wiederum an einer bekannten Silhouette: Unter jenem Dache dort, in jenem Hause lag der "Goldene Keller". Ein schwermütiges Lächeln legte sich über seine Lippen, dann wandte er sich ab und sah wieder über den Strom, an dem der Atem des Meeres trank, und der das große Schiff auf seinem Rücken trug, der Mündung, dem Meer, der Weite der Welt entgegen.

Einiges von seiner Jugend blieb dort unten, blieb bei den Menschen vom "Goldenen Keller" — aber es blieb dort auch die Unsicherheit und der Zweifel am Werk und am Wert von Kunst und Künstler. Heute hatte er seine große Aufgabe, und sie war mehr als nur Kunst allein, Kunst, die nur um ihrer selbst willen, die nichts als ein Spiel war. Hinter sich ließ er so alle Zweifel, er folgte seinem Auftrag, er zog in die Welt, sie anzusehen, wie sie aus der Hand eines großen Gottes hervorgegangen war.

Aber er reiste nicht nur für sich allein, und er sah die Welt nicht nur für sich. Er würde sehen für die anderen, er würde malen für die anderen, er sollte nicht nur ein Künstler sein, er sollte wahr sein und sollte berichten. Und wenn er während seiner Reise an die Menschen daheim denken sollte, dann würde er nicht an die Stammtischrunde des "Goldenen Kellers" sich erinnern, dann wollte er an den guten und schlichten Menschen aus der Menge denken und daran, ihm mit seiner Arbeit Freude und Schönheit und Wissen in das harte und leere Leben der Stadt zu bringen — und er wollte an Herrn Weidemann denken, den Klugen und Gebildeten und Welterfahrenen, der viel und Großes von ihm erwartete, und daran, daß er ihn nicht enttäuschen durfte.



Steppen

Mitten im nackten Gestein der Ebene am Fuße des Berges lag der kleine See, von unterirdischer Quelle gespeist, in seinem seidig schwarzen Spiegel tanzten die flirrenden Sterne, und der harte Schrei des großen grauen Uhus schwang, eine düstere Glocke, über ihn hin. Der Strand war mit wild zerschrundenem Geröll beworfen, an einer Ecke aber führte es wie eine breite und glatte Straße aus der Steppe in das Wasser, aus dem sich hier, dieser Straße zur Seite, ein wetterzerfressener Felskegel hob, dessen Trümmern Menschenhände nachgeholfen hatten, so daß er, fünf Meter über dem See, eine Höhle barg, aus Platten und Klippen geformt, wenig größer als einen Meter im Geviert – und in dieser mit Blättern verkleideten Höhle saß zur nächtlichen Stunde, einsam und verloren mitten im Herzen des wilden Afrika, Hans Froment und erwartete den Aufgang des Mondes.

In den nahen Bergwäldern rauschte leise und süchtig die Nacht, im samtene Dunkel, das sich über die Steppe breitete, lebte die Unruhe ungezählter Füße und Hufe, die sich durch die dunkle Kühle spielten, Hans Froment saß still und dachte daran, daß er von den siebenhundert Nächten, die er in dem Kontinent Afrika verbracht, gewißlich mehr als zweihundert versessen hatte, um den Tieren an der Tränke zuzuschauen. Siebenhundert Nächte, zwei Jahre Afrika: mit maßloser Gewalt hatte ihn der ungeheure Erdteil ergriffen, maßlos hatte er ihn unterjocht, verfallen war er ihm nun für alle Zeit. Verfallen seiner Weite, seiner Freiheit, seiner Sonne und seinen Finsternissen,

den lichtlos dunklen und den golden durchsternten, verfallen für immer den großen Steppen, auf denen die ungezählten Tiere weideten und wanderten.

Nahe seinem Versteck glockte wieder der dunkle Ruf des Uhus — als der Kontinent Afrika ihn gepackt, hatte er ihn fast vernichtet, denn das Land, das sein Fuß zuerst betreten, war das Land des Nils, war Ägypten gewesen. Er war aus dem nüchtern-kalten Europa gekommen, aus der selbstsüchtigen, geltungheischenden Verspieltheit seines Kunstbetriebes, er war leichten Herzens, erfüllt von der beschwingenden Seligkeit des Wandernden, in die Museen getreten, in die Ruinenstädte der Pharaonen, vor die Sphinxen und Pyramiden — und vor den Kunstwerken längst verstorbener Jahrtausende war sein fröhlicher Mund verstummt, war sein Herz verschreckt, hatte seine Seele sich umdüstert. Er hatte geglaubt, ein Künstler zu sein, und er war nichts gewesen als ein spielender Knabe. Jedes Lachen dieser Welt war schon einmal gelacht, jedes Weinen war schon einmal geweint worden — aber vor Jahrtausenden hatte der Mensch sich kühner zu den Göttern aufgeschwungen, hatte furchtloser und mit besseren Augen in das strahlende Licht des Göttlichen geblickt, hatte sich demütiger vor Größe und Schönheit der Schöpfung geneigt, und er hatte hinter der goldenen Glut die tiefen Dunkelheiten erschaut und hatte nach ihnen gegriffen. Es gab nichts in der Welt, das dieser Kunst glich, dieser Kunst, die harmlos heiter und bunt erscheinen mochte wie das blühend fruchtbare Land des Nils, und die doch wieder unsäglich streng war, tief, still und geheimnisreich wie das Schweigen über der sonnendurchglühten Wüste oder wie der Tod ... Diese Kunst, die ein Dienen war und ein stummes Predigen von den großen und dunklen Mächten dieser Erde.

Ägypten, das Land, der Strom, die Museen und die Ruinen — wie tief hatte es ihn gebeugt ... Gedemütigt hatte er sich vor den Tierbildern: Gänse, Katzen, Krokodile, Löwen, Hunde und Gazellen — nicht ein Künstler der Jahrtausende hatte jemals ein Tier schlichter, wahrer und schöner hingestellt als diese namenlosen Steinmetzen und Grabmaler der Pharaonen. Neigen auch hatte er sich müssen vor der Menschendarstellung in Farbe und Stein. Wie war hier in priesterlich strengen Linien Schönheit und Anmut und Adel des

menschlichen Leibes, des menschlichen Antlitzes gestaltet, wie sang aus undeutbaren Hieroglyphen das ewige Rätsel des Seins. Erschüttert und zutiefst verwirrt hatten ihn Tempel und Gräber und Ruinen, die Säulenhalle des Horustempels von Edfu, die Pfeilerstatuen im Felsentempel des zweiten Ramses, der Säulensaal von Karnak und der in die Felsen gemeißelte Tempel von Abu-Simbel mit dem sitzenden Ramses in vierfacher Gestalt, mit dem falckenköpfigen Sonnengott und dem Fries der Mantelpaviane, die von hoher Felsenleiste das aufgehende Gestirn grüßten .. . Die Alabastersphinx von Memphis, die Widdersphinx in Karnak und die Mähnsphinx der Königin Hatschepsut: klein und vergänglich war der Mensch, groß und ewig aber war seine Sehnsucht zu den Göttern und unendlich seine Demut vor ihrer schweigenden Ferne .. .

Wie kindisch einfältig, wie tödlich naiv erschien vor diesen Bildwerken der leere Dünkel der Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, die ernsthaft glaubten, Erben und Bewahrer einer sechstausend Jahre alten Kultur zu sein. Wenn dieses Kunst war — und der gedemütigte Geist und das verwirrte und beglückte Herz zeugten von ihrer Gewalt —, dann war es Kunst von einem anderen Stern. Oberflächlich war alles Wissen und alle Lehre, man hätte ein Leben in Ägypten verbringen müssen, um aus seiner verstorbenen Geisteswelt nur einen einzigen befruchtenden Hauch zu spüren, ihn zu halten, zu formen mit den Werkzeugen der neuen Zeit. Aber man konnte das nicht, und so versagte man vor dieser Größe, dieser Ferne, so blieb nur ein Erstaunen und ein Erstarren, ein Erschauern auch und ein Sichneigen, ein Bescheiden und Demütigwerden zu guter Letzt.

Ja — Hans Froment lauschte in die Nacht hinaus, der große Uhu war wohl in die Steppe hinein geflogen oder in die Wälder am Berghang, er rief nicht mehr über dem See — ja, in Ägypten hatte ihn Afrika zum erstenmal geschlagen, und es war der gnadenlose Schlag einer Löwenpranke gewesen, die nach seinem Herzen gezielt hatte. Nun lächelte er leise vor sich hin in die Dunkelheit: damals hatte er durch Wochen Auftrag und Reise vergessen, hatte kopiert und photographiert, daheim im stillen Atelier über dem Strom wartete eine nicht kleine Kiste auf seine Rückkehr, wenn er sie einmal öffnete, würde

ihm Ägypten aus ihr erstehen, das alte, längst gestorbene Ägypten, dem er um ein kleines erlegen wäre, wenn er sich nicht endlich doch auf seine eigentliche Aufgabe besonnen hätte, die unberührt wilde Welt aufzusuchen und zu malen, wenn er nicht in Luxor, am Strande des schleiergrünen Nils, Scheich Moussa, den Herrn der wilden Schlangen, getroffen hätte.

Wie gut entsann er sich noch jener fernen Stunde: er war aus den Königsgräbern gekommen und in der Hotelhalle in ein lärmendes Rudel aufgeregter Touristen geraten, Engländer, Deutsche, Amerikaner, sie hatten den Scheich Moussa in ihrer Mitte und waren nicht gewillt, sich von ihm betrügen zu lassen. Sie wußten sehr gut, daß dieses Ägypten voll war von Schwindlern und Gauklern, von Dieben und Betrügern, warum sollten sie diesem alten, krummrückigen und schmuddeligen Mann glauben, daß er ein Herr der Schlangen war und der Skorpione? Einmal mußte hier ein Exempel statuiert werden, einmal und endlich mußte einer aus dieser lärmenden Heerschar aufdringlicher Betrüger entlarvt werden, seinen dreisten und schamlos frechen Brüdern zum warnenden Beispiel! Sie nötigten Hans Froment, mitzumachen, sie nahmen dem still lächelnden Scheich Moussa seine mit giftigen Schlangen gefüllten Körbe ab, setzten ihn in ein Auto und fuhren mit ihm weit hinaus, bis dort, wo die Zuckerrohrfelder und Baumwollplantagen in den heißen Sand der Wüste verflossen. Aber dort und dann entlarvten sie den Schlangenbeschwörer keineswegs, er strich witternd einher, es schien, daß er die Wahrheit sprach, wenn er behauptete, die Schlangen riechen zu können, in einem Haufen dürren Strohs stöberte er mit seinem Stock eine starke Kobra auf, griff lächelnd in den raschelnden Berg, faßte die Schlange, riß sie hoch, warf sie auf die Erde, und als sie nun eiligst zu entweichen strebte, sang er leise ein paar rasche wilde Takte, pfiß, stampfte mit dem Fuß, gestikuliert — da verharrte das starke, gefährliche Tier, ließ sich widerstandslos aufnehmen von ihm, und dann wies Scheich Moussa mit seinem stillen Lächeln den Herandrängenden die prall gefüllten Giftzähne im Rachen der züngelnden Schlange ...

Nein, er war keiner von jenen billigen Betrügern, die mit ihren Schlangenkörben in den Tempelruinen herumhockten, mit Körben, die nur ungefährliche, ungiftige Schlangen bargen, Kobras auch, denen sorgsam die

Giftzähne herausgebrochen waren, Scheich Moussa war ein echter Derwisch, ein begnadeter Liebling des Königs Suleiman, seines hohen Patrons. Er war kein Gaukler, er war ein festbesoldeter Beamter der Behörden und der großen Hotels, deren Gebäude er frei hielt von allen Schlangen und krabbelndem Giftzeug, er spürte sie auf in ihren Verstecken, er fing sie mit nackter Hand, er zähmte sie in kürzester Zeit. Wilde und erregte Gefangene mochten ihn bisweilen einmal beißen, er lächelte nur, sein Körper widerstand dem Gift, oder er wußte um geheime Gegenmittel, denn er heilte auch die Wunden anderer Menschen, die von Schlangen gebissen worden waren und machte das gefährliche Gift unschädlich in ihren Leibern. Er griff den Skorpion mit ungeschützter Hand, setzte ihn an einen Baum, auf einen Stein, mit der Spitze seines Fingers beschrieb er einen Halbkreis vor den Augen des Tieres, zitternd und gelähmt verharrte es dann auf seinem Fleck.

Die weißen Männer jedoch glaubten ihm weder Wort noch Tat, sie sprachen nur von Lüge und Trick, drei Tage hindurch preschten sie mit ihren Wagen, den Schlangenbeschwörer in ihrer Mitte, in der Umgebung von Luxor herum, stellten ihn wieder und wieder vor unlösbare Aufgaben, aber immer lächelte der Scheich Moussa nur still über ihren Eifer, er machte sich an seine Arbeit, vor ihren mißtrauischen Augen spürte er die Schlangen und Skorpione auf, fing sie mit nackter Hand und bändigte sie unwahrscheinlich rasch. Er war ein Berber, er lebte in Ägypten, das ständig überflutet war von neugierigen und reichen Fremden, er war geschickt und erfahren genug, seine Künste mit Zauber und Geheimnis zu verbrämen, er spielte nicht ungeschickt den Magier, den mit geheimnisvollen Kräften Begnadeten, während er doch nichts anderes war als ein vielgewandter Jäger, dem schon von seinen Ahnen her ein großes Wissen um die Schlangen überkommen war.

Hans Froment sah dieses alles bald und gut, seinen Respekt vor den Leistungen des Schlangenjähgers verringerte diese Erkenntnis nicht. Die Touristen aber wußten nichts von den Tieren, auch wurden sie niemals ihr leises Grauen vor den giftigen Schlangen los, was vor ihren sehenden Augen geschah, mußte ihnen also als unfaßbares Wunder erscheinen — aber mit dem

stolzen und naiven Trotz der Menschen ihres Jahrhunderts weigerten sie sich nach wie vor, an solche Wunder glauben zu sollen.

Hans Froment beteiligte sich nicht an ihren erregten und endlosen Debatten, in den Nächten packte er die Kiste mit seinen Sammlungen, schickte sie ab, er löste sich nun wie eilig aus dem von unruhigen Menschen überfüllten Touristenland, einzig ein faustgroßes Stück grünen Schiefers barg er in den Koffer, der seine Zeichenutensilien enthielt. Vor Jahrtausenden hatte eine Künstlerhand den wachen und klugen Katzenkopf der Göttin Bastet in den Stein geschnitten, dieses Stück strenger und phantastischer Kunst sollte ihn begleiten auf seiner Reise durch das wilde Afrika und sollte ihn immer erinnern an die mystisch dunkle und blühend bunte Kunst des überüppig fruchtbaren Nillandes inmitten der gnadenlos heißen und tödlich nackten Wüstenländer. Der Scheich Moussa hatte ihn von dem lastenden Bann befreit, mit dem diese übermenschlich große Kunst ihn geschlagen hatte, und als er von dem Schlangenbeschwörer Abschied nahm, trennte er sich auch von dem toten Reich, dessen Götter und Könige einst die heilige Uräusschlange gleich einem Diadem auf ihren Stirnen getragen hatten.

Und als er dann den Nil hinauffuhr, den großen und heiligen und ewigen Strom, hatte er einmal, unter den Sternen der schweigenden Wüstennacht, die Vision dieses Landes. Er sah das Reich Ägypten, regiert von den erdfernen, götternahen Pharaonen, die hoch über allen Menschen thronen und mit ihren Schwestern schliefen, er sah das Land des Nils und hörte die Seufzer der Sklaven und Gefangenen, die in den Steinbrüchen werkten, die in Hekatomben verdarben und elend sterben mußten, damit die schlanken Obeliske aus der Erde wachsen konnten, die Pyramiden sich türmten, die Tempel sich breiteten und die geheimnisvolle Schönheit der Sphinx sich löwengleich aus dem Sand erhob. Er sah die Millionen der scharwerkenden Heloten, und er sah die edel schmalen Ägypter, die mit stillen Händen das rohe Werk der Sklaven zur Kunst adelten. Zu der einmaligen Kunst des Landes am ewigen Nil: die Zugvögel brausten mit rauschenden Schwingen den Strom aufwärts oder hinab, in den Nächten rührten die schweifenden Löwen über die flutenden Wasser, rührten gegen die Mauern der Städte und Tempel, die den Tieren geweiht waren, den

Löwen, den Katzen, den Elefanten und den Wölfen. Unendlich verfeinert, verwirrend raffiniert war die Kultur dieses Landes, aber die unvergleichliche Kraft und der schwermütige Adel ihrer Kunst lag darin, daß ihre Künstler nichts waren als Söhne Afrikas, Söhne des Nils, dessen wechselnden Fluten der schmale Streifen Land all seine Fruchtbarkeit verdankte. Sie strebten zu den Göttern ihrer Träume auf, aber ihre Füße wurzelten im fruchtbaren Land, und ihre schmalen Hände schmeichelten den Tieren, mit denen sie brüderlich ihre Erde teilten. Die gleichen Hände, welche eben diese Tiere erstehen ließen in aller Schönheit und in allem Geheimnis auf den Steinen der Tempel und der Grabwände und auf den Rollen des Papyrus. Fern und fremd, namenlos grausam auch war der Untergrund dieser Kultur, die nichts nach Menschenleben fragte, unerbittlich gleich den Gesetzen der Sterne, zu denen die weißgewandeten Priester aufblickten durch die langen Nächte, bemüht um die Gezeiten ihres Wandels, um den ewigen Wechsel ihres Wesens — aber aus dieser todeskalten, erschütternden und oft auch erbitternden Grausamkeit stieg fein und süß und namenlos verführerisch das zarte Seelenlied des erdverbundenen Menschen, dem die Tiere brüderlich nahe waren und gleich ihm den Göttern angehörten. Mit milden Augen sah die Kuh Hathor über das Land, streng und fern und kühl saß der Falke Horus vor den Tempeln, in denen die Tänzerinnen der wilden Löwengöttin ihre Glieder wehen ließen, schön und verspielt glitten auf lautlosen Branten die geheiligten Katzen durch Straßen und Häuser und Göttertempel. Gleich einer blühenden Insel lag dieses Land Ägypten im wilden und finsternen Afrika, in diesem rätselvollen Kontinent, aus dem vielleicht einst der erste Mensch gekommen war, entronnen dem Paradies seiner Schöpfungssagen, das Land Ägypten, das gewißlich ein Paradies der Künstler gewesen war und die große Heimstatt der Naturgläubigen, die um die Götter wußten und die Erde liebten, die den Tieren gleich nahe waren wie den Sternen. Dieses Land Ägypten mochte reich gewesen sein an Männern und Frauen, die dem Scheich Moussa glichen, der alles von den Schlangen wußte, was ein Mensch von ihnen wissen kann. Männer und Frauen, die den Tieren der Wildnisse eng verbunden waren, die den Löwen in die Tempel geholt hatten, die nubische Katze in ihre Häuser und den Falken auf ihre Faust, die

den Wüstenluchs gezähmt hatten, den Geparden und den bösen und wilden Hyänenhund, die tief in das Innere Afrikas vorgedrungen waren, seltene und fremde Tiere zu jagen und zu fangen, die neben ihren großen Rinderherden andere Herden hielten, deren Haltung dem modernen Menschen noch heute unglaublich und unmöglich erscheint: tausendköpfige Herden von Gazellen, von Säbelantilopen und Mendesantilopen; Männer und Frauen, die den Wölfen eine Stadt gebaut hatten und eine andere dem Elefanten zu Ehren und zur Heimstatt auf einer Insel im ewigen Strom.

Das Land Ägypten, der Kontinent Afrika — jener Scheich Moussa also, der Lebende, der Merkwürdige und Seltsame, hatte Hans Froment gelöst aus der gefährlichen Verzauberung, in welche ihn die große Kunst vergangener Jahrtausende geschlagen hatte. Damals, als er dem listig blinzelnden Schlangenbeschwörer nachstolperte über die heißen und staubigen Wege der Baumwollfelder am Rande der Wüste, damals hatte er sich wiedergefunden, hatte sich abgewandt vom kalten Stein und war zurückgekehrt in das ewige und geheimnisreich lockende Leben.

Trotzdem war er vielleicht immer noch befangen und unfrei gewesen, als er dann den Nil hinaufgefahren war, vielleicht hatte er erst dann wieder ganz in diese Welt und auf seinen eigenen Weg zurückgefunden, als er dem ersten Elefanten in seiner Freiheit begegnet war. Das geschah — ach, er entsann sich jener fernen Stunde noch so gut und genau, als wenn er sie erst am gleichen Tage erlebt hätte — das geschah am Weißen Nil.

Er hatte in Khartum, der bunten, lärmenden Stadt der Derwische des Mahdi, den Postdampfer genommen, der ihn bis Gondokoro brachte, wo er sich verabredungsgemäß einer Jagdexpedition anschließen wollte, die durch Uganda in das Tanganjika-Territorium zog. Er hatte sich sehr auf diese Stromfahrt gefreut, aber dann war er tief enttäuscht, denn die Landschaft zu beiden Ufern des Nils war langweilig und öde über alle Vorstellung hinaus, war nackte Wüste, trüber Sumpf, bisweilen zog sich niederes Strauchwerk dahin, dann wieder breitete sich Elefantengras wie ein Meer. Dazu kam die ungewohnte schwüle Hitze der Tropen, die den Körper schwächte und das

Hirn mit unüberwindlicher Müdigkeit schlug, und auf dem Strom selbst gab es nichts weiter zu sehen als die trüg geblähten Segel der Barken und Dahabijehs, die Flöße aus Knüppelholz, auf denen die armen Leute stromabwärts fuhren, reglos faule Krokodile auf den Inseln und im Schlamm der Flußufer, Heerscharen von Vögeln wohl auch, aber sie mieden die Nähe des Dampfers und kamen ihm niemals so nahe, daß sein Malerauge sie hätte erfassen können zur Gestaltung, die deutschen Störche und die heiligen Ibis, die Gänse und Enten und die Kraniche, die Geier und Falken und Adler, von denen die Luft erfüllt war allüberall. Dennoch lag er durch die Stunden des Tages bis spät in die sternefunkelnde Nacht, deren silberdurchwobene Helligkeit ihn immer stärker bezauberte, auf Deck im langen Stuhl, ließ sich von dem schnaufend stampfenden Raddampfer stromauf tragen und erlebte in glühenden Tagen und glitzernden Nächten mit allen Fibern seines Seins den Kontinent Afrika, den fremden und wenig heimlichen.

Und dann geschah es einmal in der kurzen Zeit einer Abenddämmerung, daß der Dampfer ziemlich nahe am Ufer entlang glitt, über das dicht und gelb mannshohes Gras rauschend floß. Hans Froment lag in seinem Stuhl und sah abwesenden Auges über die endlose Fläche. Er wartete darauf, daß die farbigen Tinten, die der Sonnenuntergang verschwenderisch über die Himmel ergossen hatte, erlöschen, daß aus der dann jäh hereinbrechenden Dunkelheit hell und zauberhaft die Sterne Afrikas herausspringen und ihren großen Reigen anheben sollten. Aber dann hörte er im Grase einen dunklen, wütigen Ton, der ihm fremd war in diesem Land und dennoch sehr vertraut, vertraut aus seinen Tagen im Zoologischen Garten der Heimat. Er richtete sich wie gestoßen auf in seinem Stuhl, nahe am Ufer gewahrte er von seinem erhöhten Platz eine heftige Bewegung — und dann stand der Elefant fast frei vor ihm im niedergetretenen Gras.

Es war kein junges Tier und keine Kuh, es war ein ausgewachsener Bulle, seine starken, kühn geschwungenen Stoßzähne leuchteten grell weiß durch die Dämmerung, er hatte die großen Ohren scharf abgespreizt, der erhobene Rüsselmund witterte leise bebend gegen den Dampfer an, und er verdrehte im angestregten Schauen die Augen, daß der junge Maler ihr trübes Weiß

aufleuchten sah in dünn geschwungenen Halbmonden. So stand er und sah gegen das qualmende, lärmende Gefährt der Menschen, stand seltsam locker und schräg auf den vier Säulen seiner Beine, gleich bereit, so schien es, zur eiligen Flucht wie zum heftigen Angriff – so stand er, Hans Froments Augen hingen an ihm, und fauchend glitt der Dampfer vorüber.

Es war wie eine Erscheinung gewesen, wie eine Vision, die Überraschung lähmte den Mann und hielt ihn fest auf seinem Platz. Als er sich dann endlich zusammenriß, sich von seinem Stuhl herunter und gegen die Reling warf, suchten seine Augen vergeblich nach dem großen Tier, das im hohen Ufergras verschwunden war ohne Spur und ohne Laut. Hans Froment aber hatte noch dann an der Reling gelehnt, als sich längst die Nacht über den Strom und das Land breitete, als bereits die Sterne ihren gewaltigen Reigen über den Kontinent schlangen, still in seinem Herzen hatte das Glück gesungen: er war in Afrika, der große Erdteil hatte ihn begrüßt, er war seinem ersten freien Elefanten begegnet...

Glücklich wie damals auf dem Nildampfer lächelte er nun vor sich hin, und das silberne fahle Licht des aufkommenden Mondes glitt mit sanftem Schimmer über sein Gesicht. Seine Augen sprangen hin zum Rand des Sees, wo der flache Strand aus der Steppe in das Wasser führte, aber dieses Ufer war leer, von der Dämmerung bis nun war nicht ein einziges Tier an der Tränke erschienen. Dennoch blieb das Lächeln auf seinem Gesicht: er wußte, warum sich heute gegen alle sonstige Gewohnheit die Tiere verspäteten. Eine Stunde vor der Dämmerung etwa hatte der alte Mähnenlöwe, der in den Klippen hinter dem See seinen Einstand zu haben schien, lange und drohend am Seeufer gebrüllt, seine Weiber und Söhne schienen bei ihm gewesen zu sein, es war wie ein Aufruhr gewesen, der dröhnend aus den Bergen in die Steppen schlug und alle Tiere zu warnen schien vor ihren Schlächtern ... Das glückhafte Lächeln des Malers vertiefte sich noch: ach, dieses Löwengebrüll, das allabendlich, allnächtlich den Kontinent ehern durchdröhnte, er liebte es über alles Maß, er hatte es nun tausendfach gehört, bei Tage, in den Dämmerungen, unter den Sternen, es durchschauerte ihn heute noch genauso wie beim erstenmal, da

dieser große Ruf des Herrn der Wildnisse durch die Weite sein Ohr getroffen hatte.

Auch das war ihm damals auf jenem Postdampfer geschehen, unweit des Bahr el Arab, die Nacht hatte dunkel und lastend in undurchdringlicher Schwärze über Strom und Sumpf gelegen, das kleine Schiff ritt vor Anker, weil ein kleiner Kesselschaden behoben werden mußte, er hatte, um etwas Kühle zu finden, in seinem Pyjama auf der Reling gehockt – und dann hatte jähling aus Finsternis und Schweigen, kaum mehr als zehn Meter von ihm entfernt, ein Löwe seinen großen Ruf erhoben, und es hatte wenig daran gefehlt, daß Hans Froment in seiner Überraschung in das dünn gurgelnde Wasser gestürzt wäre, an dessen Rand die Krokodile stumm auf ihre Beute lauerten. Das war die Stimme Afrikas gewesen, die wilde, die gewaltige, die ungebrochen starke, der große Ruf der niemals gebändigten Wildnis, die dunkle Orgel der starken Freiheit – er hatte sein Herz an diesen Ruf verloren wie an das stille Bild des Elefanten ...

Und jetzt stand – rätselhaft leise mußte sie durch die Nacht gekommen und über das Geröll gestiegen sein – eine leuchtend schwarzweiße Zebramutter am Rande des Wassers, spähte mit großen, dunkelfeuchten Augen durch die Sternennacht, ernst und still stand das junge Fohlen auf staksig langen Beinen neben ihr und schaute an der Mutter vorbei auf den glimmenden Silberteppich, den das Mondlicht über den See spann. Die Zebramutter wandte den Kopf mit spielenden Lauschern hin und her, dann stieg sie langsam so weit hinab, daß ihre Hufe im Wasser standen, neigte den Nacken und trank in langen Zügen. Ihr Kind stelzte ihr nach, vorsichtig und auch unbeholfen noch, auch es senkte den Kopf, aber kaum, daß die Nüstern in das Wasser tauchten, riß es den Kopf wieder zurück und schüttelte ihn heftig und wie in Abwehr, das sehr junge Tier war wohl noch ganz an die Muttermilch gewöhnt, vielleicht war es heute zum erstenmal an der Tränke, vielleicht begegnete es heute zum erstenmal in seinem Leben dem merkwürdigen Ding Wasser ...

Hans Froment saß still hinter der Blätterverkleidung seiner Höhle und sah beglückt und auch ein wenig traurig den Tieren zu. Immer wenn er in diesem Lande die tausendfach gebotene Gelegenheit benutzt hatte, die Tiere zu

beobachten in ihrem Leben und in ihren Geheimnissen, immer hatte ihn diese stille, friedenvolle Seligkeit erfüllt, er wußte sich nichts Schöneres, und oft genug träumte er davon, hier in den Bergen und Steppen zwischen dem Victoria njasa und dem Kongo sein Leben zu beschließen als ein Eremit im letzten Paradies der Tiere.

Nachdem er damals Ägypten verlassen, hatte seine Reise einzig und allein den Tieren gegolten, ihrem Land und ihrem Leben. Vollgesogen hatte er sich mit aber tausend Bildern, mit ungezählten, niemals seinem Gedächtnis entswindenden Begegnungen und Erlebnissen, seine Skizzenbücher quollen über von Beobachtungen, die sein Stift festgehalten hatte, ungezählte Bilder und Studien hatte er heim nach Europa geschickt, Herr Weidemann hatte stürmisch begeistert den guten Empfang bestätigt – er aber wußte, daß er wenig, viel zu wenig getan hatte, und es brannte in ihm wie eine tiefe Beschämung: was galten schon zwei Jahre Afrika, zwanzig Jahre hätte er dienend diesem gewaltigen Kontinent darbringen müssen, und auch dann noch hätte er wohl kaum einen Bruchteil von dem geleistet, was er sich und den Menschen, die ihn ausgeschickt hatten, schuldig war.

Und darum erfüllte ihn heute die Trauer tiefer und schmerzlicher noch als sonst, denn er wußte, daß dieses seine letzte Nacht war, die er damit verbringen durfte, den Tieren an der Tränke zuzusehen. Morgen brachte ihn sein Wagen zurück nach Nairobi, dem Standquartier seiner letzten Monate, dort würde er den Zug besteigen, und er würde sich eilen müssen, den Dampfer zu erreichen, der ihn von Mombassa nach Bombay bringen sollte – in wenigen Tagen würde er den Kontinent Afrika verlassen, und nach aller Wahrscheinlichkeit würde er ihn niemals wieder in seinem Leben betreten ... Er hatte ihn durchquert, einmal der Breite, einmal der Länge nach: von Ägypten war er damals durch den Sudan zum Kongo gezogen, war den großen, rätselreichen Fluß, diese geheimnisvolle Herzader des dunklen Erdteils, hinabgefahren, war eine gute Zeit an der Westküste herumzigeunert, hatte sich dann endlich in Kapstadt in den Wagen gesetzt und war durch Südafrika, Rhodesien und Tanganjika bis in das Kenyaland hinein gefahren, in dem er seine besten, begeistertsten und

arbeitsreichsten Monate verbracht hatte. Wahrlich, es wurde Zeit, daß er aus diesem Land herausfand: bereits in Kapstadt war sein Zeichenmaterial, das für die ganze afrikanische Reise hatte reichen sollen, erschöpft gewesen, er hatte sich dort unter dem Tafelberg einen neuen, größeren Vorrat beschafft, er hatte ihn in Nairobi noch einmal ergänzt — und am vergangenen Tag hatte er über dem letzten Skizzenbuch kapitulieren müssen, weil nun auch dieses gefüllt war bis auf seinen letzten freien Fleck. Und darum also würde er morgen die Reise nach Indien beginnen, dem einstigen Märchenland der Sehnsucht seiner vergangenen Jahre. Heute aber schwieg diese einst so heiß brennende Sehnsucht ganz, heute war nichts als Trauer in ihm, ein schmerzhaftes Gefühl, dem Heimweh gleich — wenn es nach seinem Sinn ginge, dann würde er bleiben wollen in Afrika, bleiben für alle Zeit ...

Die Zebramutter mit ihrem Kind war plötzlich von der Tränke verschwunden, war wie weggeweht von einem fremden Wind, der ihre leuchtend gestreiften Leiber ohne Laut in die silberhelle Nacht hinaus-geweht hatte. Nun aber hörte der stille Lauscher das leise Trippeln und Trappeln ungezählter Hufe, die sich aus der Steppe dem See am Fuße der Berge näherten, und er wußte: nun kamen die großen Herden zum Wasser. Und da stand auch schon, sehnig, stark und schön, still wie ein Denkmal, stand mit hochgerektem Kopf, spielenden Ohren und spähenden Augen ein Zebrahengst auf dem Gestein der Straße zum See, stand bewegungslos länger als eine Minute — ach, man hätte ihn zeichnen können, hell genug war dieses Mondlicht dazu, und wenn man auch schon hundert und aber hundert Zebras gezeichnet und gemalt hatte, diese edle und stolze Geste des sichernden Leithengstes rief danach, festgehalten zu werden, sein schönes Bild unter den flirrenden Sternen würde für ewig fehlen in den afrikanischen Skizzenbüchern. Diese helle Sternennacht, der starke Mond, der silberne Dunst, der sich weit über die Steppe legte, das Dunkel, das in den Bergtälern schwamm, das Spiel der Gestirne im Spiegel des Wassers — und in diesem Spiel von silberner Helle und wehenden Schatten das schöne und stolze Tier, das nach den Gefahren ausspähte, die seiner Herde an der Tränke drohen konnten, ach, auch dieses Bild war weit mehr als eine Skizze, es war ein ganzes Gemälde, groß, voll und satt, seine Sinne tranken es

ein, einmal würde er dieses Gemälde malen, schon war es sein unverlierbares Eigentum, er wußte, daß er es auch nach Jahren noch würde aus sich wiedererstehen lassen können.

Eine lange Minute der Stille und des angehaltenen Atems, plötzlich dann war der Strand mit ungezählten Scharen der schwarz-weiß gestreiften wilden Pferde bedeckt. Sie drängelten, stießen und pufften sich nicht, reihenweise schoben sie sich an das Wasser heran, die vorderen schöpften in langen, tiefen Zügen, wenn sie sich sattgetrunken hatten, drückten sie sich stumm durch die Wartenden nach hinten und gaben den Platz frei für die kommenden. In kurzer Zeit hatte so die riesige Herde ihren Durst gestillt, und nun eilten auch die Hengste zum Wasser hinab, die bisher stumm auf erhöhtem Platz über die Tiere, die sie führten, gewacht hatten. Sie schöpften in Eile, stumm und schnell verschwanden sie dann mit ihren Rudeln in die silbern webenden Nebel der Nacht – hatten sie immer noch nicht das abendliche Gebrüll der Löwen vergessen, ahnten sie andere Gefahren? Wieder lag die Tränke still, lag wie verlassen und gemieden in der Nacht.

Bis dann wiederum ein vager Schatten sich lautlos aus dem silbernen Dunst löste, zögernd näherkam, verharrte, von neuem die Hufe setzte und schließlich dicht am Rand des Wassers stand, schön wie ein Tier aus dem Märchen: hellbraun Rücken und Flanken, weiß die Bauchseite und die schmalen, sehnigen Läufe, große Ohren spielten nervös, hoch erhob sich das dunkel geriffelte Gehörn, feuchte Antilopenaugen suchten durch die Mondnacht, während der kurze Wedel unruhig schlug – dann stand das Rudel der großen Grantgazellen am Wasser und löschte seinen Durst. Sie verschwanden bald und schnell auf zierlich trippelnden Hufen, noch im Gestein setzten sie an zum Galopp und flogen gleich Mondvögeln in die silbern dunstende Steppe hinaus, aus der sich nun ein dichtgedrängter Haufen zum Wasser schob, unruhig und eilig und doch auch wieder zögernd, irgend etwas schien die Tiere noch immer zu ängstigen. Am Strand stockte die Heerschar, dann schlugen die vorn stehenden Tiere einige verrückte Kapriolen, wie sie keinen anderen Tieren eigen waren, dunkle Eselsschweife wehten und zottende Mähnen, breitgebogene Rinderhörner reckten sich und weiße Bartmähnen

leuchteten – eine große Herde der Weißbartgnus drängte sich jetzt auf schlanken Hirschläufen in das Wasser, schöpfte hastig und stob dann sogleich in wirren Eskapaden und Evolutionen über das Geröll wieder davon in die Nacht.

Schon aber stand eine dünne Reihe von Riesen am Wasser, schwerer als Stiere wohl, aber unvergleichlich schöner, Riesen-Elenantilopen, der Mond lag auf ihren hellen Schädeln, aus deren dunklem Stirnvließ das starke gerade Gehörn sich hob, sie schienen ohne Furcht, sie wateten bedächtig in das Wasser, sie stillten ihren Durst, federnd auf ihren Läufen schritten sie wieder davon und verschwanden stumm, wie sie gekommen waren.

Dann tauchte hinter einem Felsblock ein Schatten auf, als habe er nur auf den Abzug der stillen Riesen gewartet, schwebte unhörbar leise heran, weiße Läufe, weiße Stirnen, graubraune Pferdeleiber, gefährlich gerade, florettspitze Hörner: zwei Beisa-Antilopen mit ihrem Kind, das zwischen den Steinen stehenblieb und verständnislos den Eltern zuschaute, die ihre Muffeln in das Wasser senkten, während ihre lauschenden Ohren sich nach den leisen Geräuschen der Nacht drehten. Einmal schreckten sie auf und lauerten sprungbereit, aber dann beugten sie beruhigt wieder die Häuse, eine Nachtschwalbe nur schoß dicht an ihren Hörnern vorbei aus der Steppe über den See, wie ein Pfeil trug ihr Flug sie durch den flatternden Tanz der wenigen Fledermäuse, die ihrer nächtlichen Jagd oblagen.

Dann schob es sich abermals gleich einer Wand aus dem silbernen Dunst an das Wasser heran, die Beisas schritten zur Seite durch das Geröll und gaben den Weg frei, jetzt war es eine große, gemischte Herde, Kongonis, Gnus und Zebras, die zum Wasser hinabstiegen und in langen Zügen tranken. Sie hielten sich länger auf, als es die anderen Rudel getan hatten. Hans Froment sah, wie hinter den Rücken der Trinkenden die Wartenden sich hin und her schoben, friedlich Gnus und Zebras und Kuhantilopen durcheinander, konnte beobachten, wie manche von denen, die ihren ersten Durst bereits gestillt hatten, sich wieder in die Reihen der Wartenden einschoben, um mit ihnen ein zweitesmal zur Tränke hinabzusteigen. Er saß den Tieren so nahe, daß das Geräusch ihres Schöpfens, ihrer sich aneinander reibenden Leiber, das

Klappern ihrer Hufe auf dem Gestein für ihn jedes andere Geräusch in der Mondnacht übertönte, manchmal nur glaubte er, das dünne Rauschen aus den Bergwäldern zu hören, in denen sich ein zager Nachtwind verlaufen zu haben schien, einmal drang an sein Ohr das ferne, wilde Geschrei von Mantelpavianen, die irgendwo auf ihrem Felsen hocken und in ihrem Schlaf gestört sein mochten. Er saß still, seine Hände lagen im Schoß, sein Gesicht badete im Mondlicht, er fühlte sich verwunschen wie in all den Nächten, in denen er die Tiere belauscht hatte, er wußte, er war im Paradies. Und wieder vertiefte schmerzlich süß die Trauer seine Freude: am kommenden Tag mußte er diesen Ort, dieses Land, diesen gewaltigen Kontinent Afrika verlassen, er war namenlos glücklich in ihm gewesen — warum durfte er nicht bleiben sein Leben hindurch? ...

Zögernd langsam löste sich die große Herde von der Tränke, langsam und leise verschwand sie in der schweigenden Nacht, wieder lärmten in der Ferne die aufgestörten Affen. Hans Froment hob den Kopf und lauschte hinüber, immer hörte man von den Affen weit mehr, als man von ihnen zu sehen bekam. Wie oft hatte er die Lärmenden angeschlichen und hatte nicht mehr von ihnen zu sehen bekommen als fliegende Glieder, huschende Rücken, ob es nun die Meerkatzen oder die Schimpansen der großen Wälder oder die Mantelpaviane der felsigen Steppen gewesen waren. Aber das Affengeschrei — ach, ohne dieses grelle und grobe Gezeter war der Kontinent Afrika nicht zu denken ... Damals, in jenen Tagen und Nächten, als er den großen Strom hinabgefahren war, als er gedemütigt und geknechtet sich unter der unfassbaren Größe und Wildheit Afrikas hatte beugen müssen, damals auf seiner ersten Fahrt durch die uferlosen, nebelfeuchten und gefährlichen Wälder des Kongo, damals hatte ihn dieses Geschrei, dieses Rufen und Zetern, fern, fremd, geballt oder vereinzelt, begleitet durch die Stunden der Helle und des Dunkels, tagelang, wochenlang ..

Der große Lualaba, der Kongo ... Still lag die Tränke, die Steppe schwieg, durch die Bergwälder weinte dünn der verlorene Wind, Hans Froment sah blicklos in die Mondnacht hinaus, und ihm war, als ob er in dem silbernen Meer den großen dunklen Strom erahnte, den gewaltigen Kongo. — Damals, als

er sich in der eleganten Villenstadt Kigoma am Tanganjika njasa von der Jagdexpedition getrennt hatte, war das für ihn wie eine Befreiung gewesen. Mondäne Italiener und Südamerikaner, sie kokettierten mit ihren teuren Wagen, mit ihren Zielrohrbüchsen und mit ihrem nagelneuen, überprächtigen Jagddreiß, sie flirteten heiß und unaufhaltsam mit ihren dickgeschminkten Damen und feierten allabendlich an den Lagerfeuern elegante Feste mit Radiomusik und Tanz, mit vielen Flaschen Sekt und ungezählten scharfen Drinks. Und sie knallten bei Tage auf alles, was vier Hufe hatte oder zwei Flügel, jene Wochen waren für Hans Froment eine einzige Qual gewesen, waren um so schmerzhafter, als sich ihm damals zum ersten Male die großen Landschaften seiner Tiere erschlossen hatten, der Sudan, die Berge und die weiten Steppen, die Seen und der lichte Wald. Entronnen den eisigen Grüften der allzu großen, beklemmend tiefen Kunst Ägyptens, hatte er damals endlich das Leben gefunden, das Land der Tiere, der großen Herden und der einsamen Riesen, und als sich ihm das Herz geweitet hatte in tiefster Beglückung, hatte er mit Menschen zusammen sein müssen, die den Tieren böse Schinder waren. Nicht nur, daß sie die Jagd als einen Sport betrieben hatten, bei dem es einzig um die größte Strecke ging, sie jagten dazu wenig weidgerecht und gaben sich niemals auch nur die geringste Mühe, angeschossenes Wild zu verfolgen und von seinen Leiden zu erlösen. Nein, es war keine gute, es war eine sehr böse Zeit gewesen, er war glücklich, als sie in Kigoma ihr Ende gefunden hatte. Wenige Tage später bestieg er damals in Bukoma den ersten Kongodampfer, stieg um in die Eisenbahn, um dann wieder an Bord zu gehen, nach dem frechen, niemals ruhenden Lärm der Jagdsafari erlebte er nun das große Schweigen des stillen Stromes, und auf der langen Fahrt zwischen Stanleyville und Leopoldville verfiel er dann dem Dunklen und Schweigenden wie einer übermächtigen Geliebten. Das eilig strömende rostbraune Wasser, der schweigende Wald, die Nächte auf dem Strom, in denen der kleine Heckraddampfer vor Anker lag ...

Ja, er hatte ihn unterjocht, dieser große Strom, gedemütigt, hatte ihn aber auch befreit. Befreit von dem Rausch der Sonne und der flirrenden Weite, von

dem wilden Gestaltungsdrang, der in ihm aufgeflammt und an dem er fast zerbrochen war. Denn es war eine ungute Zeit gewesen mit der snobistischen Jagdsafari, Hans Froment hatte vor ihrem dummen und grausamen Treiben beide Augen verschließen müssen, gehetzt und besessen hatte er sich in seine Arbeit gestürzt. Welch ein Land, dieses Afrika, dieser Sudan! Welch eine gnadenlose, verzaubernde Sonne fuhr gleich einem dröhnenden Götterwagen über die heiligen Wildnisse! Hatte William Turner, der englische Maler, nicht einmal gesagt, daß die Sonne Gott sei? Warum war er dann nicht über Italien hinaus, warum war er niemals nach Afrika gefahren? Hier war die Sonne in Wahrheit der Gott, die Landschaft lebte unter ihr, lebte aus ihr, lebte in einem herrischen Rausch von Farben und Glut. Die weiten, graugelb verbrannten Steppen, die lang dünenenden Hügel und die hohen Berge, die lichten Parkwälder und die schimmernden Seen: Hans Froment trank die Weite in sich ein, die wabernde Glut und die nie geahnten Farben, er berauschte sich an der dünnen, klaren, weitsichtigen Luft – und in diesem Rausch malte er mit vollem Pinsel und mit kühner Palette, malte Bild um Bild, malte die ganze große Serie der "Bilder des Sonnenanbeters", wie er sich später in den Stunden der Erschlaffung selbst verspottete. Aufgelöster, bedenkenloser hatte kein Monet gemalt, kein Renoir, kein van Gogh und kein Cézanne, ja er schuf einige Bilder, funkelnd und glitzernd in Brechungen und Reflexen, wie die Pointillisten sie gemalt hatten: Flamingos am See, Sterne über der Steppe, Riedböcke im Schilf, die Wolken der Zugvögel über den in der Abendröte erglühenden Bergen – er hatte die Bilder gemalt, wie er sie gesehen, er hatte keineswegs ihre technischen Effekte errechnet, er hatte sie dann mit Dutzenden anderer Bilder verpackt und abgeschickt, als er Monate später in Kapstadt den Brief des Herrn Weidemann bekam, der die gute Ankunft der Sendung bestätigte, hatte er diese Arbeiten schon fast vergessen gehabt und hatte lachen müssen über die guten und doch auch wieder leise verstörten Worte des väterlichen Freundes daheim. Der schwelgte in Superlativen, die Bilder hätten alle seine Erwartungen weit übertreffen, sie seien sämtlich auch sofort sehr günstig verkauft, jedoch, so schrieb er mit vielen zögernden Umschweifen, jedoch seien Händler wie auch die Kritiker der entschiedenen Ansicht, daß es

für Ansehen und Absatz wesentlich besser sei, wenn der Maler bei einem festen Stil bleiben wollte, seine erstaunliche artistische Vielseitigkeit verwirre heute bedenklich die öffentliche Meinung und erschwere auch das Durchsetzen des jungen Künstlers ungemein. Gewiß, so schrieb der gütige Herr Weidemann, was der Kunsthandel brauche, sei eben genau das, was das Publikum wünsche, Markenartikel nämlich, auf den ersten Blick kenntlich und rubrizierbar — er selbst aber wolle keineswegs Froment in sein Schaffen hineinreden, er habe sich jedenfalls die Reproduktionsrechte für alle Gemälde gesichert, die "Sterne über der Steppe" habe er für sich erworben, sie hingen nun in seinem Herrenzimmer, und alle seine Besucher hielten sie für einen traumhaft vollendeten Signac.

Hans Froment hatte gelacht, weil der alte Herr von Stilen und Schulen und Manieren gesprochen hatte, und weil er ihn bei aller Freundlichkeit doch zwischen den Zeilen ernsthaft warnte und ermahnte — ach, er hatte bei seiner Fahrt durch den sonneglühenden Sudan mit keinem Gedanken an die kühnen französischen Meister der starken Farben gedacht, er hatte niemals seinem Stoff, seinen Vorwürfen einen bewußten Stil gegeben, es war der Stoff, es waren die Vorwürfe selbst, die den Stil der Bilder bestimmt hatten. Aber in Afrika war die Sonne der Gott, ihre Glut, ihr Glanz und der unfaßbare Rausch der Farben, den sie weckte, in welchem dem trunkenen Auge jede Form zerrann, jede Kontur zerfloß — Hans Froment hatte im Sudan erst von neuem wieder sehen lernen müssen, sehr langsam nur behauptete er sich gegen diese allgewaltige Natur, die ihn malen ließ nicht nach seinem Wollen, sondern einzig unter ihrem vergewaltigenden Zwang. Was Herr Weidemann für ausgeklügelte technische Raffinements ansah, war nichts anderes gewesen als sklavisches Konterfei — endgültig hatte wohl erst der Kongo ihm wieder den Blick zurechtgerückt für Form und Farbe und Licht und für die gefährliche Durchsichtigkeit der reinen und erhitzten Luft. Jedoch das Merkwürdigste an dieser großen Stromfahrt mochte sein, daß der junge Maler sich dieses Erlebens nicht hatte bemächtigen können mit Stift und Farben, wenn er auch auf dieser Fahrt manche Skizzenbücher gefüllt hatte mit ungezählten Studien. Das große Erleben des Kongo war nicht Farbe und Form, nicht Fülle, Glanz und Lichterspiel gewesen — es waren die stummen Nächte auf dem breiten Strom inmitten des wilden

Waldes gewesen, das schweigende Dunkel, das lautlos Lauernde der großen Wälder. Dieses überwirkliche Schweigen war in sein Herz gezogen, ein fremder Zauber, diese große Einsamkeit, die in Gottes Händen zu schlafen schien wie am ersten Tage der Schöpfung, hatte ihn von seinen Räuschen befreit, hatte ihm Sicherheit gegeben, Ruhe und Klarheit, hatte ihn erhoben und gestärkt.

Der große Strom, das Herz der Wildnis, begrenzt von der hohen, dichten, lebenden, atmenden Wand der Wälder, hinter deren schweigenden Dunkelheiten die große Sehnsucht daheim war, die lockend stachelnde Verführung, aufzubrechen, um einzugehen in dieses ewig Gestaltlose, in das nie zu zähmende wuchernd Wilde, hinter denen man aber auch das Grauen ahnte, den Ruf des Todes, süchtiges Fieber und giftschwülen Traum. Manchmal, zur Nacht, stieg aus den stummen Wäldern der hämmernd schwingende Ruf fremder Pauken, wilder Trommeln, sie schlugen durch die Weite im Takt wie ein großes Herz, dessen Blut die Götter speisten, sie schlugen hart und herrisch, wild und unbezähmbar wie das Herz von Afrika.

Schmal, klein und nichtig, eine fauchende, schnaubende, berußte Raupe, glitt der Dampfer über die breite, dunkle, vielfach gefährliche Strömung, die voller Untiefen war, voller Sandbänke, schwimmender Inseln, treibender Baumstämme, immer grenzte die kirchturmhohe Wand der Wälder den Blick. Diese Wälder gaben mit ihrem Holz dem Menschen die Nahrung für seine Dampfkessel, die Möglichkeit, den Strom zu befahren, aber ihr Schweigen war groß und erhaben und schien voller Ablehnung des gemeinen Lärmes, der den schmutzigen Dampfer erfüllte, der von seinen Decks aufstieg, um wie zurückgestoßen von der Wand der Bäume in den dunkel wirbelnden Wassern des Kongo zu versinken. Grenzenlos aber weitete sich dieses Schweigen zur Nacht, wenn der Dampfer vor Anker lag, wenn die Menschen an Bord, die vielen schwarzen und die wenigen weißen, schliefen, wenn der silbrig sprühende Reigen der Sterne sich über dem Kongo schwang. Hans Froment hatte nicht eine von diesen Nächten verschlafen können, er hatte allnächtlich in seinem Langstuhl auf Deck gelegen, hatte in den Sternenhimmel gesehen, gegen die schwarzen Waldwände, und das Rauschen der dunklen Wasser an den Schiffsflanken hatte sein Herz getragen und seine Sehnsucht — in diesen

Nächten war der Fluch der Sonne des Sudans von ihm gewichen, in diesen Nächten hatte er sich von Ägypten befreit und hatte hundertfach alle Kunst verraten an die Natur, in deren stillstem und tiefstem Schoß er lag.

Dieses Schweigen der Wälder war größer als das Schweigen der Sphinx, diese ineinander versponnenen Baummauern waren gewaltiger als ein ganzer Säulenwald der großen Tempel, dieses Verströmen, Verblühen, Verleben in Farben und Formen, dieses milliardenfache Wuchern, Sicherschöpfen und Sichbehaupten überwältigender als alle jahrtausendealten Spiele der Künstlerhirne. Alle Kunst war nur ein armseliges Nachahmen, ein mühsames und kindlich naives Rekapitulieren der maßlosen und unergründlichen Schönheit, in welcher die Natur sich verströmte, ohne sich jemals zu erschöpfen, ohne sich jemals auch nur zu wiederholen. Und das Leben war tiefer und geheimnisvoller als sein vollendetstes Bild ...

In einer Morgenfrühe aber, in jener Minute vor dem Erwachen des Lebens und Lärmens auf dem kleinen Kongodampfer, in jener Minute vor dem sprunghaften Aufstieg der Sonne, während bereits amethysten und opalen das erste Licht des jungen Tages über das düster und eilig dahinströmende Wasser floß, in einer solchen Morgenfrühe, als der Dampfer noch still im Tiefwasser dicht am Ufer verankert lag und der glitzernde Tanz der Sterne in der milchigen Dünung stumm ertrank — da teilte sich nahe vor dem Angesicht des jungen Mannes das Gezweig eines fremden Baumes, mit dunkelroten Blüten dicht und flammend bestickt, lautlos schob sich ein Gesicht aus dem verdämmernden Grün und Rot, das diffuse Licht des leicht bewegten Stromspiegels wehte über das hellbehaarte Antlitz des jungen Schimpansen, ernst und forschend, fremd und fern sahen zwei braune, feuchte Negeraugen ihn an, hielten seinen Blick eine gute Zeit — und dann verschwand das Gesicht stumm und eilig, wie es gekommen war ...

Als dann wenige Minuten später die Pfeife des Bootsmannes schrillte, erhob sich der junge Maler und vergrub sich still in seine Kabine: dieses Leben war alles, dieses Leben, das heute wie zu Urtagen nahe bei Gott atmete. Gegen

seine Tiefe, gegen das Geheimnis der unberührten Wildnis verblaßten selbst die strengen und fernen Träume der ägyptischen Bildner zu wesenlosem Spiel. Und wenn er sich bis dahin in einer geheimsten Kammer seines Herzens immer ein wenig geschämt hatte für seine wildbunten Bilder aus dem Sudan, an jenem Morgen wußte er, daß er recht gehandelt hatte, als er sie mit Auge und Pinsel dem Spiel der Naturkräfte entriß und sie auf die Leinwand bannte, all den akademischen Lehren der Kunst zum Trotz: der Mensch, gewohnt, nur Bild und Abbild zu sehen, mußte immer wieder von neuem lesen lernen in der Natur, im unverfälschten Werk Gottes, um seine Augen von den Künstlichkeiten zu erlösen, mit denen durch die Jahrhunderte tausend Künstler seinen Blick verstellten hatten. Damals, als er sich im Sudan in allen Stilen auszurasen schien, damals hatte er sich für immer von allen Überheblichkeiten der Akademien befreit, aber sein Werk, das nun heranwuchs, wuchs nicht in Trotz und Auflehnung, sein Malen war nun nichts mehr als ein demütiger Dienst. Ja, der Kongo, der große Lualaba, das wilde Herz des wilden Afrika —

Hans Froment schreckte zusammen, schreckte auf aus Traum und Erinnerung: nahe in der Steppe, nahe der Tränke erhob sich der große Ruf eines alten Mähnenlöwen, hob sich und verschwieg, und dann antwortete, fern aus der weiten Stille, der kichernde Schrei einer streifenden Hyäne. Sogleich antwortete der Löwe wieder, röhrend und wütig, und als dieser machtvolle Schrei verdröhnte, schwieg nun auch das giftige Lachen in der Ferne. Dann war eine kleine Bewegung im Gestein, sie war nichts mehr als eine dunkle Schwanzquaste, die hin und her fegte: aber ganz plötzlich nun sah Hans Froment den Löwen stehen, der ihm bisher unsichtbar gewesen, sah ihn deutlich und nahe. Er stand im Gestein, er wandte ihm die volle Breite zu, dunkel und dicht zottete die starke Halsmähne, abgewandten Hauptes spähte und lauschte er in die Steppe hinaus, während die dunkle Schwanzquaste weiterhin gegen die goldene, prallgerundete Flanke schlug. Er sah den Löwen stehen in der silbernen Mondnacht, das königliche Tier der afrikanischen Weiten, und er fühlte, wie das Herz in seiner Brust schneller und höher schlug. Nach ungezählt vielen an den Tränken verbrachten Nächten, nach ungezählten

Begegnungen und Treffen war es ihm heute noch wie am ersten Tage Freude und Beglückung, das räuberisch schöne Tier durch die starke Freiheit seines Landes ziehen sehen zu dürfen.

Eine gute Weile stand der Löwe unbeweglich, nur der Schweif peitschte seine Lenden im rhythmischen Schlag, wie nun aber alles still blieb in der Steppe, wendete er sich ab und schritt langsam zur Tränke hinunter. Einmal, als der Mond voll in das mähnenumhüllte Antlitz traf, durchzuckte es Hans Froment: die Augen des Löwen glühten auf und leuchteten lampengleich durch die helle Nacht gegen den See, und, so schien es ihm, gegen den stillen Lauscher in seinem Versteck. Aber dann senkte sich der schwere Löwenschädel auf das Wasser, und aus dem Gestein, in dem sie geduckt gelegen und gelauert haben mochten, glitten schnell und lautlos zwei schlanke, goldene Löwinnen hervor, vier, sechs halberwachsene Junglöwen, drei Jüngere noch, die kaum ein Vierteljahr alt sein mochten, eilig und still folgten sie ihrem Herrn auf der Straße, die an den Rand der Tränke führte.

Der Alte stand bereits mit geneigtem Nacken, der harte Schlag seiner Zunge, die das Wasser in den Rachen schaufelte, zerschnitt das samtene Schweigen der Nacht, schon glitten die beiden Löwinnen ihm rechts und links zur Seite und neigten ihre schmalen Katzenköpfe dem silbernen Wasserspiegel entgegen, über den jetzt zart und stetig die fliehenden Kreise zogen, die von der Zunge des alten Löwen aufgerührt worden waren. Drei der Junglöwen folgten ihren Müttern, etwas abseits stillten sie ernsthaft und bescheiden ihren Durst. Ihre Brüder lungerten indessen im Hintergrund, einer stelzte im Gestein herum, einer saß auf der Hinterhand, es schien, wie wenn er gedankenschwer zum Mond aufsah, einer nützte die gute Gelegenheit im Rücken der Eltern, den Jüngsten die überlegene Kraft des bereits Halberwachsenen zu demonstrieren. Sie drängten sich verspielt aneinander, wollig-runde, pummelige Katzenkinder mit dicken Köpfen und großen Branten, auf denen sie wie in allzu großen Schuhen einerschliderten, sie mauzten wie junge Katzen und versuchten die nadelfeinen Zähne ihrer Milchgebisse an den großen, dicht behaarten Ohrmuscheln ihrer Brüder.

Der Große wandte sich ihnen zu, duckte sich, schmiegte sich ganz eng gegen die Erde. Verstrickt in ihr kindliches Spiel beachteten sie ihn nicht, jaulend, maunzend, knurrend, ein einziger Knäuel, schoben sie sich dahin – da sprang er jählings dicht vor ihnen auf, schnellte meterhoch in die Höhe und zur Seite, wieder auf den Steinen, drehte er eine veritable Pirouette, dann fauchte er gläsern und hell, um gleich darauf, still und versammelt, den Schweif sorgsam um die Vorderbeine gelegt, vor ihnen zu sitzen und zu gähnen, wie wenn er den Mond verschlingen wollte. Die drei überrundlichen Löwenbabys waren bei seinem jähen Überfall auseinandergefahren, zwei setzten sich überrascht in die Steine, aus großen, runden, furchtlosen Katzenkinderaugen sahen sie verblüfft und verständnislos gegen den großen Bruder, dessen Neckerei sie nicht begriffen, der dritte mauzte unternehmungslustig und steuerte schwankend auf seinen patschenden Pranken den Großen an. Aber ehe er ihn noch erreichte, kam dessen Pfote, legte sich weich und schwer in sein Genick, drückte ihn nieder, rollte ihn herum, und über sein Gestrampel und verärgert klagendes Maunzen hinweg setzte im schlanken Sprung der ältere Bruder und gesellte sich nun still den Trinkenden zu.

Fast überstark lag das Licht des vollen Mondes auf dem weißen Papier des Skizzenblockes, über das ein Bleistift rasch und sicher seine Zeichen zog – war auch nicht eine einzige freie Seite mehr in diesem Buch, diese Linien, diese schattenhaften Umrisse mit den unter dem Mond silbern aufglühenden Konturen mußten festgehalten werden, irgendwo, irgendwie: die sich katzengleich gegen das Gestein schmiegenden Löwinnen, deren rasche Zungen durch das Wasser schlugen, der gesenkte schwere Schädel, die schwarz zottende Mähne des alten Löwen, die knabenhafte Anmut der Halberwachsenen, der stille, edle Ernst, mit dem die Tiere ihren Durst stillten – und ganz unbedingt mußte mit raschen Strichen der drollige Kindskopf festgehalten werden, der da mitten auf der Straße saß, die zur Tränke führte, die bratpfannengroßen Vorderbranten links und rechts breit aufgestützt wie in Furcht, daß sie unter ihm davonglitschen könnten, den runden Kopf schräg gelegt und aus unendlich harmlosen blauen Katzenkinderaugen gegen den

silbernen Mond aufträumend. Dann aber zog die linke Hand der Rechten das Skizzenbuch unter dem Bleistift weg: es war sinnlos, die Skizze verfloß mit anderen zu undeutbaren Linien, sein Material war bis zum Grund erschöpft, seine Arbeit war getan im Kontinent Afrika. Mit leeren Augen blickte er über den silbernen See: ach, nicht der zehnte, nicht der hundertste Teil der Arbeit, die hätte getan werden müssen, war getan worden – wenn er ein Menschenleben im wilden Afrika verbringen würde, noch an seinem letzten Tag würde ihn wohl das Maß versäumter Arbeit bitterlich schmerzen ... Aber morgen schon fuhr er nach Nairobi, in einigen Tagen bestieg er den Indiendampfer, er hatte sich nun endlich zu bescheiden, diese Linien der geduckten Löwenleiber dort, die in die wilde Grimasse eines sein starkes Gebrechweisenden Warzenschweins verflossen, sie bedeuteten nun nichts anderes als seine letzte Arbeit in diesem Lande – wie ein Weinen stieg es in ihm auf unter dieser Erkenntnis.

Aber dann verstob die dunkle Trauer vor neuer Erregung: fern in der Nacht, am Fuße der Berge vielleicht, hob sich die grelle Trompete eines Elefanten. Und Hans Froment kannte diesen Elefanten, der da unter dem vollen Mond durch sein Land schrie, es war der große, starke, böse Einzelgänger, der sich von der Herde getrennt hatte und allein seine unberechenbaren Pfade zog. Und sein Herz klopfte hoch in der Freude, daß er ihn in dieser Abschiedsnacht noch einmal sehen sollte, ihn, den Großen, Gewaltigen, von dunklen Geheimnissen Umwitterten, dieses Tier ganz ohne Vergleich, in dem sich ihm der Kontinent Afrika verkörperte. Er würde an die Tränke kommen, noch einmal würde ihm die Gnade zuteil werden, ihn, den Wilden und Starken, den Bösen und Großen zu sehen in seiner einsamen Freiheit.

Wie nun sein Blick, der sich aufgehoben hatte zum mächtigen Himmel, sich wieder senkte, sah er den Mähnenlöwen aufgereckt am Rande des Wassers stehen, dessen blanker Spiegel noch zerschnitten war von den letzten Schlägen seiner Zunge. Neben ihm sah er, schmal und sehnig, die goldenen Löwinnen kauern, gleich ihrem Herrn dem Wasser abgewandt in die Nacht der Steppe hinaus lauschend und spähend. Aber es war nicht der ferne Elefantenruf, der sie aufgeschreckt hatte, sie lauschten einem anderen Geräusch, eilig und dumpf

stampfend näherte es sich aus der Steppe dem See, unwillig grollte der alte Löwe auf, ging dann auf weichen Branten von der Straße herab in das Geröll hinein, lautlos wehten ihm die Löwinnen nach, die Junglöwen, die Löwenkinder, sie stiegen, sie glitten über das lockere Gestein, verwehten wie ein goldener Traum und lösten sich auf in der silbernen Mondnacht und unter den flirrenden Sternen über dem sich dunkel und schweigend breiten Land.

Am gleichen Fleck aber, an dem eben der Mond mit dünnen Fingern in der Löwenmähne gespielt hatte, tauchte jetzt ein neuer Gast auf, und das war ein alter Nashornbulle, fast meterlang reckte sich sein Horn in den silbernen Dunst über dem See. Er sah sich nicht lange um, er sicherte nicht erst nach allen Himmelsrichtungen, wie das andere Tiere taten, das Nashorn kannte keinen Feind, vor dem es sich zu fürchten hatte, er stampfte schwer einige Meter in das aufspritzende Wasser hinein, und schon versank sein Schädel bis über die Nüstern in der aufgewühlten Flut. Hans Froment sah auf den schweren, massig ungefügten Leib, der unter dem Mond erglänzte wie ein grauer Felsen, sah auf die urweltliche Wucht dieser schweren Gliedmaßen, auf das gefährlich geschwungene starke Horn, das der Löwe fürchtet und dem selbst der Elefant gern aus dem Wege geht, er sah das kleine, braunblanke Auge aufglänzen unter dem Mond, unbeweglich abgebreitet standen die Ohren des Tieres, es gab sich restlos seinem tiefen Trunke hin, er hörte das Saugen und Schmatzen von Zunge und Lefzen, er sah die hellen Kreise durch das dunkle Wasser ziehen — er ließ kein Auge von dem trinkenden Nashorn und war doch mit keinem Gedanken bei diesem Tier: Er hatte den Elefanten gehört, sein Herz war bei dem fernen Rufer, sein Herz zog mit dem einsamen Elefanten durch die Nacht der dunkelnden Wälder am Berghang ...

Der Elefant war ihm zum Sinnbild der Wildnis, zum Symbol dieses Kontinentes geworden, an die Elefanten und an das große Geheimnis, das um diese Tiere war, hatte er sich verloren — warum, so dachte er in dieser Minute zum tausendsten Male, warum nur konnte er nicht sein Leben lang in Afrika bleiben ... Dann würde er dieses Leben dem Elefanten verschreiben und alle seine Tage verbringen auf der Spur des geheimnisvollen, riesenhaften

Geschöpfes, das wie ein letzter Gruß aus den großen ersten Tagen der Schöpfung durch dieses nüchtern, arm und leer gewordene Jahrhundert zog.

Die Elefanten — — — Als er sich damals aus der Verzauberung seiner Kongofahrt gelöst hatte, als er den Dampfer verließ und an Land stieg, da war er in die größte Elefantenherde geraten, die er jemals gesehen hatte, in die zahme Herde der großen Fangstation und Zähmungsfarm, die am Rande des großen Stromes von wenigen weißen Männern unterhalten und geleitet wurde. Und dann hatte er durch Wochen alle Reismöglichkeiten ignoriert, hatte bei Tage zwischen den Elefanten gelebt und hatte die Nächte versessen und verredet und vertrunken mit den Männern, die gleich ihm diesem seltsamen und nie ausdeutbaren Tier verfallen waren und von ihm besessen schienen.

Die Elefanten vom Kongo ... Ach, dieser große Strom war gewaltiger, war unvergleichlich reicher und für den ganzen Kontinent unendlich bedeutsamer als jener andere große Strom dort oben im Norden und Osten: als der Nil, an dessen Ufern sich die heroischen Ruinen einer versunkenen Menschenherrlichkeit breiteten, durch deren Trümmer die Touristen in endlosen Schwärmen zogen, und auf deren zerbröckelnden Steinen die späten Kinder des gestorbenen Reiches ihre Hände zur Bettelschale wölbten neben dem Schritt der weißen Menschen. Das Land am heiligen Nil war der Friedhof toter Menschenträume — in den wilden Wäldern des Kongo aber schlug, heute wie vor Jahrtausenden, das starke Herz der ewig ungebrochen jungen wilden Welt. Und gellte durch das Land der Pharaonen das Geschrei der ständig überladenen und ewig roh gequälten Esel, das gurgelnde Röhren der Kamele, die sich nutzlos auflehnten gegen ihr hartes Joch — hier am wilden Kongo schmetterte die stolze Drommete des Elefanten, der noch nicht versklavt war, der sich langsam erst aus seinen Wäldern zu den Menschen fand. Ja, nur zögernd, sehr langsam nur fand er sich zum Menschen, zum alten Sohn des Kain, und kaum in seiner Nähe, löste er sich auch schon wieder von ihm, denn das, was einmal vor wenigen Jahrzehnten als ernste, zukunftssträchtige Arbeit begonnen hatte, war nun schon wieder kaum mehr als ein Spiel, eine bereits überlebte Tradition: man fing den Elefanten, man zähmte ihn, aber man wußte kaum noch etwas Rechtes mit seiner ungeheuerlichen Arbeitskraft anzufangen.

Die maßlos harte Arbeit, die Gefahren und Abenteuer des schwierigen Fanges, der mühsamen Zähmung waren längst nutzlos, sinnlos geworden – vielleicht lag in eben dieser Nutzlosigkeit der große, verführerische Zauber dieser abseitigen Welt..

Das wilde und romantische Heerlager am Ufer des Kongo verdankte seine Entstehung im letzten Grunde dem frommen Wunsch einiger guter und kluger Menschen, den afrikanischen Elefanten vor seinen Jägern und Schlächtern, vor seiner drohenden Ausrottung zu schützen. Vor etlichen Jahrzehnten hatten sich diese abendländischen Menschen verwundert und erschreckt über die so verschiedenartige Rolle, die das gleiche Tier, der Elefant, in den Erdteilen spielte, in denen er noch lebte: in Afrika und in den beiden Indien Asiens. War er hier das klügste, fähigste und geachtetste Arbeitstier, ein williger und treuer Diener des ihm brüderlich nahen Menschen, galt er dagegen in Afrika den Negern nichts als die größte und daher begehrtesten Fleischbeute, und den weißen Jägern darum als das verlockendste Wild, weil es mit dem teuren Elfenbein seiner Zähne auch die mühseligste und gefährlichste Jagd reichlich bezahlte. Ungezählte Mengen dieses Elfenbeins verbrauchte der europäische Markt, rastlos durchstreiften schwarze und weiße Jäger jagend oder wildernd den Kontinent, hundert Elefanten und mehr mußten täglich sterben, damit im unablässigen Fluß auf schmalen Negerpfaden die weißen Zähne zu den Häfen wandern konnten, um dort die auf sie wartenden Schiffsleiber zu füllen. Afrika allein lieferte dieses begehrte Elfenbein, einen nur geringen Teil des Bedarfes deckten die sibirischen Mammute, vor Jahrtausenden verstorbene Tiere, im Grundeis der Tundren konserviert durch die Zeiten, man schlug ihre Zähne aus der gefrorenen Erde am Aldan und am Amur, aber aus Indien kam kein Elfenbein, hier lebte der Elefant im Frieden, als Haustier fast mit den Menschen. Und an diesem Punkt nun setzte die Propaganda der Männer ein, die den afrikanischen Elefanten schützen wollten: war der Elefant in Indien das tüchtigste und wertvollste Arbeitstier, geschickt zu jedem Dienst, warum sollte er das nicht auch in Afrika sein, dessen weite, unerschlossene Wildnisse zudem solche starken Arbeitskräfte weitaus mehr benötigten als das unvergleichlich kultiviertere Indien?

Also hatte sich mit erheblichem Lärm eine Gesellschaft aufgetan, die einflußreiche Namen und namhaft runde Spenden sammelte, Gegner rührten sich sogleich mit heftigem Spott, erklärten das ganze Projekt für eine Fata morgana, wiesen höhnisch hin auf die erheblichen Unterschiede, die zwischen den afrikanischen und den indischen Elefanten zweifelsohne bestanden, Unterschiede nicht nur anatomischer, sondern vor allem charakterlicher Art – nach ihrer Überzeugung, nach ihrem fest begründeten Wissen war der afrikanische Elefant ein böses Tier und niemals zu zähmen. Die Männer der Gesellschaft aber streckten ihre Waffen keineswegs vor diesem Angriff – wenn der indische Elefant zahm war, so lag das nach ihrer Auffassung eben an der Lehre Buddhas, des Erleuchteten Herrn, die Menschen und Tiere brüderlich einte –, war der afrikanische Elefant dagegen böse, so allein darum, weil die Neger, die keine Religion, sondern einzig blutige Kulte kannten, ihn stets nur gejagt und unerbittlich verfolgt hatten. Sie schickten einen Beauftragten an die Höfe der indischen Fürsten, damit er dort Fang und Zähmung des Elefanten studiere; zur gleichen Zeit demonstrierte der große Tierhändler Hagenbeck einem Wissenschaftler, daß der afrikanische Elefant durchaus zu zähmen sei, indem er fünf Afrikaner in einem einzigen Tag zu den einfachsten Arbeitsleistungen abrichtete.

Dann aber, als der Weg scheinbar hindernisfrei vor ihr lag, löste sich die Gesellschaft ohne Not auf, aus Geldmangel, aus Uneinigkeit, der große Plan verlief im Sande, und die schöne Idee zeitigte nur wenige karge Blüten: in Ostafrika demonstrierte ein Deutscher auf seiner Farm die Zähmbarkeit des afrikanischen Wildes, indem er Zebras einfuhr und zuritt, und hier am Kongo waren belgische Offiziere in aller Stille darangegangen, das Problem auf ihre tätige Weise zu lösen, sie fingen Elefanten, sie zähmten sie. Zuerst arbeiteten sie mit der Hilfe und unter dem Rat indischer Mahouts, später allein mit den eingeborenen Negern. Die erzielten Erfolge waren keineswegs überwältigend gut, waren aber auch nicht geradezu abschreckend schlecht: ohne Zweifel war der afrikanische Elefant zähmbar, wenn auch sein Fang und seine Dressur unvergleichlich härtere Arbeit forderte als die seines indischen Vettern. Als man dann aber endlich eine gut gezähmte Elefantenherde besaß, wußte man

nichts mit ihr anzufangen. In den Kongowäldern selbst gab es wohl einige Möglichkeiten, dort half der zahme Elefant den Holzfällern, die geschlagenen Edelholzstämme aus dem Dickicht heraus an den Fluß zu schaffen. Auf der Steppe jedoch, als Trag- und Zugtier, versagte der Waldelefant, auch wurde hier seine Arbeitskraft nicht mehr benötigt, denn gerade in diesen Jahren kam das Auto sieghaft auf, und wie es die sechzehnspännigen Ochsenwagen der Treckburen verdrängt hatte, so erstickte es auch im Keime alle Nutzungsversuche des Elefanten. Dennoch wurde hier weitergearbeitet, die Station verblieb, war ein Luxus, war Spiel und Sport, aber die Männer, die davon geschmeckt hatten, mochten ihre Arbeit mit den Elefanten nicht wieder aufgeben, konnten wohl auch nicht wieder lassen von diesem Leben.

Und so also geriet Hans Froment in diese Welt. Diese Welt: das waren einige bescheidene Bungalows, in denen die weißen Männer hausten, war ein Negerdorf, waren die großen Corrals und die langen Schattendächer für die gefangenen Tiere. Und vor dieser Station strömte breit und gewaltig und dunkel der ewige Kongo, zu beiden Seiten floß der Urwald zum Strom hinab, und auch hinter den Schattendächern reckten sich die Bäume, eine dichte, kirchenhohe, blaugrün verdämmernde Mauer. Und hundert Elefanten lebten hier in allen Stadien zwischen trotziger Wildheit und einsichtsvoll kluger Helferschaft an der Arbeit des Menschen, und in den späten Abendstunden, wenn die weißen Männer auf der Veranda des großen Meßbungalows zusammensaßen, gellten oft die wilden Schreie der Gorillas aus dem nahen Wald, das dumpfdunkle Dröhnen, mit dem die großen Affen mit den Fäusten ihre Brustkörbe bearbeiteten, manchmal bellte ein streifender Leopard zwischen den Hütten, und immer, wenn durch das unendlich tiefe Schweigen der schwarzen afrikanischen Nächte, zwischen dem seidig leise ziehenden Strom und dem glitzernden Sternenreigen am hohen sammetdunklen Himmel, immer, wenn durch die feierliche Stille ein erschreckend wilder Tierschrei schnitt, die Trompete eines Elefanten, der dunkle Ruf einer Eule, Affenschrei oder wütiges Katzengefauch, immer dann krampfte Hans Froments Herz sich zusammen in süßer Beglückung: er war dort, wo das Herz dieser Erde schlug,

das Herz der unverfälschten Erde, die von den Menschen noch nicht planiert und noch nicht geschändet worden war, groß in ihrer erhabenen, ungebrochenen Stille und stark und erschütternd in ihrer unbezwinglichen Wildnis. Und schon in jenen Nächten wußte er, daß er diese Stille und diese Wildheit niemals wieder aus seinem Herzen verlieren würde, daß er sie mit sich nahm auf seinen Lebensweg als unverlierbares Eigentum, und er ahnte, in diesen Nächten zwischen Strom und Urwald, zwischen stummem Sternentanz und hellem Elefantenschrei, daß er dieser Stille und dieser Wildheit hörig sein und ein Fremdling werden würde in der lauten und leeren Gemeinschaft müßig schwatzender Menschen. Ja, damals schon waren ihm solche Gedanken gekommen, aber er achtete ihrer nicht sonderlich, sie quälten ihn noch nicht, sein Herz schwang in den Erregungen, aus denen dieses wilde Paradies zwischen Strom und Urwald lebte, er lief mit den Männern durch Camp und Wald, er sah, er schaute, er hörte und lauschte, er lebte und arbeitete ohne Maß. Hier geschah es ihm, daß der Vorrat seiner Skizzenbücher, seines Arbeitsmaterials, verhängnisvoll zusammenschrumpfte, daß ihm die Leinwand knapp wurde und die Farben ausgingen – und Blätter und Leinwand füllten sich mit Elefanten, mit Elefanten ohne Zahl ...

Gleich in den ersten Tagen nahmen ihn die Männer mit auf eine kleine Jagd, die einem einzelnen Elefanten galt, dessen Wechsel und Tränke man aufgespürt und erkundet hatte. Sie ritten auf gezähmten Tieren durch den dichten Wald, sie kampierten einige Tage und Nächte nahe der verschwiegenen Wasserstelle, an welcher der heimliche Einzelgänger seinen Durst zu stillen pflegte. Als er endlich kam, ein grauer Berg im ewigen schwülgrünen Zwielight des großen Waldes, näherten sie sich ihm schnell und gefahrlos auf ihren zahmen Tieren, die der Wildling sorglos an sich herankommen ließ. Als er dann endlich die Menschen im Nacken seiner Brüder erahnte, war es bereits zu spät für ihn: schon mauerten ihn die schweren Jagdelefanten ein zwischen ihre gewaltigen Leiber, ehe er sich von ihnen befreien konnte, waren die Neger heran, hatten ihm die Schlingen der starken Hanftrossen um die Hinterbeine gelegt und die Taue fest an den nahestehenden Bäumen verankert. Dann freilich tobte er wild gegen seine Bezwinger an – sprachlos und erschauernd

hatte Hans Froment dieser wütenden Auflehnung zugesehen, gleich scharfen Messern schnitten die trotzig und verzweifelten Schreie des sich werfenden, wälzenden, sich bäumenden und krümmenden Tieres ihm durch Hirn und Leib – aber die Taue hielten gegen jeden Sturm, zwei Tage in Fesseln, zwei Tage Hunger und Durst wandelten die Wildheit in müde Apathie, neue Taue schlangen sich um den ermatteten Riesenleib, die alten fielen, vier der starken Arbeitselefanten schleppten den kranken, gebrochenen Bruder aus dem Wald heraus zu den Corralen, wo er in einem engen Gatter untergebracht und von den Stricken befreit wurde, kühles Wasser, sein erstes Futter und seinen Frieden fand. An diesem Tier hatte Hans Froment dann alle Stadien der Zähmung erlebt, die Verzweiflung, den immer wieder wild und böse aufspringenden Trotz, die Niedergeschlagenheit, das langsam vererbende Mißtrauen gegen die Menschen, das erste ängstliche Dulden einer streichelnden Hand, die Nähe eines leise gute Worte redenden Mannes. Und wieder das Aufbegehren, als er zum ersten Male die Last eines Menschen in seinem Nacken fühlte, die Versöhnung mit guten Leckerbissen, das endliche Sichfügen, das Zahm- und Stumpfwerden des hoffnungslos Gefangenen, das Wiederaufleben unter dem Zuspruch seiner Lehrer, das allmähliche Begreifen ihrer Wünsche.

Tage und Tage und Woche um Woche. Tage und Tage zwischen den Elefanten aller Altersstufen, den jungen, verspielten Elefantenmädchen und -knaben, den phlegmatischen Kühen, den ewig gefährlich bleibenden starken Bullen mit dem schweren Gewaff des schimmernden Elfenbeines. Und die langen Abende auf der Veranda des Meßbungalows mit den schweigsamen Männern, die, wenn sie einmal sprachen, von nichts anderem zu reden wußten als von den Elefanten. Männer, die unglaubliche Quantitäten schwerer Getränke in sich hineinschütteten und doch niemals auch nur ein einziges mißachtendes Wort darüber verloren, daß der junge Maler in ihrer Mitte sich nur einen lächerlich dünnen Strahl Gin in seinen Grapefruitsaft spritzte. Ihre höflich-ruhige, sehr gerechte, wenn auch recht strenge Kritik seiner Bilder. Sie waren ganz frei von dem theoretischen Kunstgeschwätz der europäischen Zeitungen, sie ließen nicht die kleinste Schluderei durchgehen, sie gestatteten

keinesfalls, daß einer kam und ihre Elefanten in Farbflecken auflöste oder ihre Konturen der Handschrift seines Zeichenstiftes anpaßte. Sie hätten einen jeden Maler, dessen Bilder einer Gebrauchsanweisung nicht hätten entraten können, gnadenlos in den dunkel strömenden Kongo getaucht, mit ihm aber waren sie recht zufrieden, sie lobten seine Zeichnungen und Bilder, weil er niemals Wahrheit und Genauigkeit mißachtete, sie taten alles, um ihm seine Arbeit zu erleichtern, ihn immer neu lohnenden Motiven zuzuführen — aber dann war es ihm sehr schwergefallen, seine Bilder aus diesem Lager herauszubringen, einige gute Stücke hatte er ihnen lassen müssen, recht schweren Herzens trotz der fürstlichen Gastfreundschaft, die er bei ihnen genossen, und obwohl sie ihm eine geräumige Kiste mit prächtigen Geschenken füllten und sie an seine heimatliche Adresse expедиerten: Leopardenfelle und Elefantenzähne, Gorillaschädel und die Decke eines Okapi, Elfenbeinschnitzereien der Eingeborenen und ein dickes Album mit Elefantenphotographien. Ach, sie wußten ja nicht, daß ein Bild mehr als nur ein Wertgegenstand war, daß es unwiederbringliches Leben und Erleben in sich barg, daß der junge Maler die Welt bereiste, um seine bunte Ernte heim in die Dürre und Kälte der weißen Länder zu bringen, daß es ihm unverzeihlich erschien, diese Bilder hier zu lassen in den Bungalows, an deren Veranda die großen Tiere täglich vorbeizogen und ihre Rüssel erhoben zum grüßenden Ruf. Aber als er dann endlich — niemals in seinem Leben würde er diese erfülltesten Wochen vergessen — zum Strand hinunterging, zum wartenden Dampfer, da ritt neben ihm der Leiter der Station auf dem Elefanten, dessen Fang und Zähmung er zugesehen hatte, und das Tier hörte jetzt auf den Namen Charlemagne, und wie ein Heiligtum trug es in seinem halb aufgerollten Rüssel den Koffer des jungen Malers. Ja, die Elefanten vom Kongo, das Camp zwischen dem dunklen Strom und dem schweigenden Urwald ...

Hans Froment schreckte auf und riß sich zusammen, er hatte sich an seine Erinnerungen verloren und hatte dabei die Gegenwart unbeachtet gelassen. Wohl hatten seine Augen die wechselnden Vorgänge an der Tränke verfolgt, aber die Bilder waren vor seinen Augen geblieben und waren nicht tiefer

gedrungen, weil sein Herz erfüllt war von der sehnsüchtigen Erinnerung an die guten Männer jenes Urwaldlagers, und an die Elefanten, mit denen sie ihr Leben teilten. — Das Nashorn war längst wieder aus dem Wasser herausgewatet und mit seinem schnell stampfenden Schritt im silbrigen Mondnebel verschwunden, der über der Steppe lag. Ein Rudel Warzenschweine hatte sich dann eine gute Zeit grunzend, schnüffelnd und schnaufend herumgetrieben zwischen dem Geröll und am Wasserrand. Nun waren auch sie bereits wieder verschwunden, dem Waldrand zu, und auf der Straße, die an den kleinen See heranführte, stand schwer und still ein mächtiger Kaffernbüffel, die hellen Spitzen seiner starken Hörner glänzten im Mondlicht, wie wenn Elmsfeuer aus ihnen sprühte, und hinter ihm drängte sich, geduldig wartend, die Mauer der hundert Tiere seiner Herde. Dann klapperten auch schon die Schalen ihrer hundert Hufe im Gestein, klatschend traten einige in das silbern aufstiebende Wasser, in langer Reihe neigten sich die schweren Nacken, senkten sich die starken Schädel, halb bedeckt von den breit flachen Hornwülsten, senkten sich dem Teichspiegel entgegen und versanken darin bis an die Nüstern. Das Mondlicht schmeichelte über die kraftstrotzenden Leiber, sie schimmerten in seinem Glanz wie seidig dunkle Pelze — Hans Froments Augen lagen auf den muskelbepackten Rücken, den drohend stark herauspringenden Schulterblättern, auf den matt glänzenden Gehörnenden, er sah die Tiere und sah sie nicht, denn schon wieder hatte er sich an seine Erinnerungen verloren.

Ja, die Elefanten vom Kongo und die guten Männer, die über sie wachten ... Ganz gewiß war Afrika, dieser ungeheuerliche, in großen Teilen immer noch unbezwungen wilde Kontinent der Erdteil der Tiere. Aber es war nicht mehr so, daß Mensch und Tier nebeneinander erlebten auf der freien Erde, denn überall war der weiße Mann eingedrungen, der weiße Mann wollte herrschen und das Freie knechten, sein Wille bestimmte in den entlegensten Wildnissen. Und dem weißen Mann galten die großen Herden der Tiere bisweilen noch weniger, als sie dem Neger galten — Hans Froment sah aus dem silbrigen Mondnebel, der weich über der Steppe wob, ein unendlich zarter, durchsichtiger Schleier, eine

schlanke Gestalt erwachsen, sie steckte in einer sehr eleganten, peinlich sauberen und schwer mit Gold bestickten Uniform, in dem blassen, von den Fiebern der Tropen gezeichneten Gesicht standen groß und kühl und klug zwei graue Augen, unter dem dünnen, lackschwarzen Schnurrbärtchen hing die ewige Zigarette, und dieser befehlsgewohnte Mund verzog sich ablehnend und sagte, sagte vor einer Unzahl auf die roheste Weise hingeschlachteter Tiere – Büffel und Elefanten und Gazellen und Giraffen und Löwen –, sagte wegwerfend und auch voll Hohn das eine böse Wort: "Ungeziefer!"

Das war am Flusse Schari gewesen, in den großen, üppigen, regenreichen Steppen südlich des Tschadsees, zu dessen Ufern Hans Froment nach seiner Kongofahrt gepilgert war. Wie hatte ihn dieses Land erinnert an die weiten Steppen und an die lichten Parkwälder des östlichen Sudans, und doch: wie unvergleichlich wilder war dieser regenreiche Bezirk mit seinen Sümpfen und Überschwemmungsgebieten, mit den in die Savanne eingesprengten Urwaldinseln, mit seinen endlosen, undurchdringlichen Dschungeln, mit seinem Tierleben, dessen Reichtum jede Vorstellungskraft beschämte. Und so leicht und heiter das Gesicht des Sudans sein konnte, diese Wildnisse wiesen nur allzu oft ein erschreckend düsteres, bedrohlich böses Antlitz. Düsterer aber noch als das grausame und gnadenlose Antlitz einer wilden und heißen, im Zeugen wie im Töten überüppigen Natur war der Wille des Menschen, der sich in diesen Bezirken behauptete gegen Mächte, die ihm unbegreiflich waren und daher feindlich dünkten.

Das war damals im Fort Archimbault gewesen, daß ihn die Offiziere eingeladen hatten, mit ihnen einer Negerjagd zuzusehen, die an den Ufern des Flusses Schari stattfinden sollte. Hans Froment machte sich nicht sonderlich viel aus Jagden und hätte am liebsten abgelehnt, er liebte seine einsamen Streifzüge durch Steppe und Wald, auf denen sich ihm dieses strenge und gefährliche Land geheimnisreich tief erschloß. Aber dann trieb ihn sein Pflichtgefühl doch, sich diese seltene Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, mit zwei eleganten Motorbooten brach man auf, ein Dutzend Offiziere und er, ihr Gast, den sie scharmant verwöhnten, fuhr den Fluß hinauf und ankerte schließlich an einer Stelle, an welcher eine Patrouille die Gesellschaft erwartete. Man war sehr

fröhlich und guter Dinge auf den Booten, man feierte die Ferientage bis in die späte Nacht hinein mit europäischer Radiomusik, mit spritzigem Alkohol und zahllosen melancholisch heiteren Erzählungen von galanten Abenteuern in allen Hauptstädten dieser Welt. Am andern Morgen aber begann das große Treiben, und es war das Schauerlichste und Schändlichste, was der junge Maler bis dahin gesehen hatte.

Die Sonne ging auf über einer Welt, die sich still unter ihr breitete und voll tiefsten Friedens schien. Hans Froment, der als erster an Bord aus seinem Bett gefunden hatte, lehnte an der Reling und sah über das weite Grasmeeer, das sich am gegenüberliegenden Ufer schier endlos breitete. Einige Baumgruppen schwammen wie Inseln in dieser stillen Flut meterhohen Grases, das von der starken Sonne Afrikas gelb gedörnt worden war. Geier hingen hoch in der Luft, ein Flußpferd schwamm fast lautlos an den Booten vorüber und schaute mit vorquellenden Augen drollig besorgt zu ihm herauf. Kein Geräusch sonst störte die große Stille des feierlichen Tagesanbruches, ergriffen von der Erhabenheit der Stunde schämte sich Hans Froment der lauten und läppischen Zecherei, der er beigewohnt hatte am vergangenen Abend, er mußte an ein Wort denken, das er irgendwann gehört oder gelesen hatte, und das jetzt auferstand in seinem Herzen: "Das Schweigen ist die Stimme Gottes!" — da sah er, fünf, sechs Kilometer vielleicht vom Fluß entfernt, einen dünnen Rauchstreifen aufsteigen, der gedankenschnell, dem Fluß parallel, dahinlief, sich rasch verdichtete zu einer Wand, und nun sah er auch schon am Fuße dieser Wand, die gegen den Strom drängte, die hellen Flammen aus dem dürren Steppengras schlagen: es brannte in der Savanne. Und schon wollte er, schreckhaft überrumpelt, die noch schlafende Besatzung alarmieren, da sah er, wie an den Enden dieser Wand rechts und links neue Brandstreifen erstanden, die bis zum Ufer reichten, da erkannte er, daß dieser Brand kein Zufall war, sondern daß er planmäßig von Menschenhand angelegt wurde, und dann sah er auch schon die Neger in Scharen auftauchen, hinter den Brandlinien, am Ufer auch, wo sie sich leise und lauernd in das Gras warfen, und dann hörte er hinter sich eine zufriedene, selbstgefällige Stimme: "Das Treiben beginnt!"

Wenige Minuten später hatten sich alle Herren an Deck eingefunden, lehnten animiert an der Reling oder lagen in den Langstühlen, die schußbereiten Büchsen quer über den Knien. Ja, das Treiben begann: die Savanne war voll von Wild, es wurde aufgescheucht von den sich schnell durch das Gras fressenden Feuerwänden, es suchte diesem Feuer zu entfliehen, dem rettenden Wald zu, der freien Steppe, aber schon war es zu jeder Flucht zu spät, der Halbkreis des Feuers war geschlossen, es gab kein Entrinnen landeinwärts mehr, es gab nur ein Ausweichen zum Fluß. Hier aber lauerten überall die Neger, schreckten die Flüchtenden zurück gegen die wabernden Feuerwände oder schlugen sie nieder mit jubelndem Geschrei.

Ein Rudel anmutiger Gazellen war ihr erstes Opfer, sie kamen dahergejagt in hoher Flucht, zierlich und schön, ihre großen Augen glänzten tief und zärtlich, ihre Ohren spielten – "schönste Töchter des Windes und der Sonne" nannte der Araber sie – sie verzuckten stumm unter den barbarisch auf sie eindreschenden Knüppeln der schwarzen Jäger. – Eine Herde Kaffernbüffel donnerte gegen das Ufer an. Sie stockten, sie drängten zurück, als sie sich plötzlich den schreienden, stöckeschwingenden Negern gegenüber sahen. Von Bord der Motorboote knallten einige Schüsse, warfen zwei der Stiere in das Gras, da drehten die anderen ab und herum, wichen zurück vor den Menschen, das Feuer schien ihnen weniger fürchterlich zu sein.

Nun blieb es einige Zeit still am Flußufer, obwohl die Flammen sich näher und näher fraßen und der von ihnen umschlossene Raum nur noch wenige Quadratkilometer zählte. Von den Schiffen aus sah man viel rasche Bewegung im hohen Grase, konnte aber nur selten einmal ein Tier genau erkennen, denn was nicht vom Gras verdeckt wurde, über das wehten jetzt bereits die nebelgrauen Rauchfahnen der immer näher und lauter heranprasselnden Feuerwände. Bis dann jählings der vom Wild erfüllte Kessel überquoll: wieder donnerten die Kaffernbüffel heran, Speere sausten ihnen entgegen, Schüsse peitschten scharf und böse, nicht eines der Tiere erreichte den rettenden Fluß, sie starben alle an seinem Rand. Mit großem Geschrei wurden zwei Giraffen begrüßt, die sich auf unbegreifliche Weise bisher allen Blicken entzogen hatten, sie waren im Augenblick von den Negern umringt, unter den Knüppelhieben

brachen ihre Läufe, sie sanken stumm und schön zur Seite – "Serafe, die Liebliche" wurden sie im östlichen Land genannt – und am Boden zerkrachten ihre Hirnschalen unter den dröhnend schmetternden Knüppeln.

Ein einzelner Elefant folgte ihnen, schon vom Rauch geschwärzt, bereits vom Feuer gezeichnet, ein junges, maßlos verstörtes Tier, es hatte immer wieder versucht, die Feuerwände zu durchbrechen, weil es sich fürchtete vor den schreienden Menschen, vor dem Lärm ihrer Stockhiebe, den aufgellenden Schüssen. Er trompetete verstört und ängstlich, schon sah, schon roch er das Wasser, er strebte darauf zu, eilig und gehetzt, Hans Froment erkannte überrascht bei seinem Anblick, welch eine seltsame Anmut doch in dem ungewohnt schnellen Lauf dieses anscheinend so plumpen Riesen war, da bellten drei Schüsse von den Motorbooten, und der Elefant blieb stehen, wie wenn er gegen eine Mauer gelaufen wäre. Schon warfen sich drei, vier Dutzend Neger schreiend über ihn, und die handgroßen Blätter ihrer Speere versenkten sich tief in seinen Leib. Weich kippte er zur Seite, im Fallen aber schrie das große Tier einen Schrei, der grell die Luft zerriß in Trotz und Trauer – nie wieder in seinem Leben würde Hans Froment diesen Schrei vergessen können.

Durch die jubelnd ihre große Beute umtanzenden Neger aber schoß es miteins schmal und golden, eine Löwin glitt geduckt und gedankenschnell zum Wasser hinab, einen vor ihrem jähen Anblick verwirrt auf der Stelle trippelnden Neger fegte ihr rascher Brantenschlag zur Seite, sie erreichte den Fluß, aber dann zauderte sie einen Herzschlag lang, und dann wurde sie auch schon von der Salve, die von den Motorbooten aufdröhnte, zerschlagen in das Gras geworfen.

Zwei andere Rudel Gazellen, die stumm unter den Knüppeln und unter den Speeren starben, Antilopen, die den weißen Männern gute Ziele für ihre Schießkünste boten, ein Nashorn, das einem schreienden Neger mit schlagendem Horn das Kreuz zerbrach, um dann im Fluß unter klatschendem Kugelschlag still zu versinken, wieder Kaffernbüffel, die in wenigen Minuten hingemetzelt waren, schon erstarb streckenweise das Feuer im feuchten Ufergras, und die Neger, welche die schwach brennenden Stellen erreichten, schlugen bereits die qualmenden Reste aus und halfen ihren Brüdern, die

überreiche Beute zu einer Strecke zusammenzutragen — da schoß inmitten des Berges wüst durcheinandergeworfener Büffel und Antilopen silbern und gefleckt, unendlich geschmeidig und schneller als jedes Denken, ein Leopard heraus, zerfetzte einem aufkreischenden Neger den Bauch, sprang einen zweiten an, zerbiß ihm die Kehle, schlug dem dritten seine Pranke in das zerbrechende Gesicht und war davon, ehe eine der Büchsen an Bord sich gegen ihn erheben konnte. Und dann ein wundes Buschbäckchen mit zerbrannten Fesseln, das fast auf den Knien zum Wasser kroch, ein Neger, nackt, schreiend und überaus häßlich, warf es grinsend mit einem Fußtritt um und sprang ihm dann mit beiden Füßen auf den zerplatzenden Leib...

Hans Froment wandte sich ab, dieses war nicht länger zu ertragen. Hinter ihm aber stand die elegante, goldbestickte Uniform. Er sah in die kühlen grauen Augen, er sah, wie die Zigarette sich unter dem dünnen Schnurrbart bewegte, er hörte die verbindlichen Worte: "Eine gute Jagd und ein großes Schauspiel, n'est ce pas, M'sieur?" Hans schüttelte verzweifelt den Kopf, seine Stimme klang heiser: "Es ist der nackte Mord, unmenschlich, brutal. Die armen Tiere ..." Die grauen Augen wurden eiskalt, der schmale Mund verzog sich indigniert: "*Vermissé* — Ungeziefer! Es sind nur Tiere, M'sieur, wilde Tiere, die keinerlei Nutzen bringen und nur schaden. Wir tun unser Bestes, das Land von ihnen zu befreien, damit es bewohnbar wird. — Haben Sie gesehen, in dem ganzen Komplex war nur ein einziges Nashorn. Also bekommen wir doch langsam Luft, in den letzten zwei Jahren haben wir rund fünftausend Nashörner erledigt, eher mehr als weniger!" Und die gepflegte, sympathisch warme Männerstimme fuhr mit ehrlicher Besorgnis fort, als Hans Froment dem Sprecher nur bleich und unverwandt in das Gesicht starrte: "Kein Sport also, M'sieur, eine Notwendigkeit. Ich weiß, es gehören gute Nerven dazu. Vielleicht nicht gut anzusehen für einen Künstler, Ihnen ist nicht wohl, M'sieur, trinken Sie einen Kognak vor unserem Sektfrühstück, besser noch zwei!"

Nein, die Tiere gaben dem großen Kontinent nicht mehr sein Gesicht, und auch die Neger nicht, die zu Dienern und Sklaven herabgesunken waren, zu Bettlern und Dieben, die nicht mehr frei in ihren Wildnissen leben durften,

sondern fronen sollten in den Fabriken und Schächten der Städte — das Gesicht dieses Erdteils bestimmte der weiße Mann. Und der weiße Mann hatte viele Gesichter, gute und böse, heitere und grausame, mutige und tückische. Hans Froment hatte mit ehrlicher Freude die chevalereske Gastfreundschaft genossen, die ihm am Fluß Schari entgegengebracht worden war, nach dieser Jagd aber nun trennte er sich eilig von den weißen Herren, und wenn ihm ein freundlicher Gedanke an diese Tage verblieben war, so war es einzig der, daß der silberne Panther, der schnelle und wilde, dem Morden entkommen war. Was ihm aber für immer blieb, das war die quälende Erinnerung an den furchtbaren Schrei des jungen Elefanten, des gehetzten Tieres, das sterben sollte und sterben mußte, und das im Sterben seinen Haß gegen die rohen Verfolger und Mörder erkannte, und das diesen Haß aus berstenden Lungen gegen die große Sonne Afrikas schrie ...

Hans Froment riß sich ruckhaft auf seinem Sitz zusammen, in seine abgezogenen Augen kehrte das Leben zurück, er war nicht mehr am Tschad, er war hier im Kenya-Land, er saß unter den Sternen an der Tränke, und diese Tränke war leer, nahe dem Wasser aber rief ein Elefant durch die Nacht. Und dieser Elefant schrie nicht in Todesqual und Haß, er rief gedämpft und zärtlich: eine Mutter ermahnte ihr verspieltes Kind, auf den Weg zu achten — eine vierköpfige Familie zog langsam und behäbig die Straße zum See herab. Ein mittelstarker Bulle, dessen rechter Stoßzahn zur Hälfte abgesplittert war, eine schwere Kuh, ein Junges, vielleicht drei Jahre alt, ein zweites, das erst vor wenigen Monaten geboren sein mochte. Und dieses Kleine, es war immerhin schon einen guten Meter hoch und mochte wohl drei Zentner wiegen, dieses Kleine war so unnütz und verspielt, wie sein großer Bruder und seine Eltern ernst waren, schwerfällig und würdig — es quirlte hin und her über den Weg, es stieg in das Geröll, es stolperte quietschend wieder heraus, es lief eilig zum See, sah mit schräggeneigtem Kopf über die im Mondlicht schimmernde Fläche, es schnellte sich wieder herum wie gestochen, lief zurück, rempelte derb mit eingezogenem Schädel den Bruder an, um einen Augenblick später mit zärtlich verliebtem Trompetenruf nach dem Rüssel der Mutter zu angeln. Der große

Vater jedoch schob es sanft zur Seite, grau und groß gleich wandernden Bergen glitten die Elefanten zur Tränke hinab, und dann standen sie still nebeneinander in einer Reihe und füllten ernsthaft und sachlich ihre Leiber mit den Wassern der dunklen Flut. Sie versenkten das Rüsselende in den See, dessen blinkender Spiegel kaum bewegt wurde von der unendlich vorsichtigen Bewegung, sie saugten ihn voll Wasser, sie hoben ihn an, das Rüsselende glitt über die fleischige Zunge tief in den Rachen, und dann preßten die starken Muskeln alles Wasser, zwanzig Liter und mehr, im rauschenden Strahl hinaus. Und dann wiederholten sie dieses Spiel mit feierlichem Ernst unzählige Male, und das Junge stand neben ihrer Front und sah erstaunt und gedankenschwer dem Treiben der Großen zu. Wassertrinken – wer mochte das wohl tun, wenn doch die Brüste der Mutter voll süßer Milch waren? Und da puffte es auch schon wieder derb den großen Bruder an und drängelte sich an ihm vorbei zur Mutter hin und unter deren Schädel und zwischen die Säulen ihrer Vorderfüße, und während die Elefantin ihren Durst weiter am Wasser des Sees stillte, rollte ihr jüngstes Kind seinen noch kurzen und schwachen Rüssel zurück und fand mit behaglich mummelndem Mund den mütterlichen Quell.

Der Blick des unsichtbaren Beobachters lag voller Liebe auf der stillen Gruppe. Die Elefanten – ihm verkörperten diese großen und seltsamen Tiere den ganzen Erdteil: seine wilde und düstere Grausamkeit, seine dunklen Geheimnisse, den großen Frieden seiner menschenleeren Einsamkeiten. Er war das große weise Tier der Stille und des Friedens, er war sehr stark, aber er war auch klug und gut, und er war scheu, wie alles Edle vor dem Lauten und Gemeinen scheut. Wenn er heute aber auch ein böses und grausames Tier sein konnte, dann war er das geworden durch die unablässigen, listigen, gemeinen und brutalen Verfolgungen des Menschen. Hans Froment kannte ein Wort des großen Deutschen Alfred Brehm, und er, der tausend Elefanten beobachtet hatte und dem hundert Menschen ihre Erfahrungen mit diesem merkwürdigsten Geschöpf Gottes erzählt hatten, er wußte, daß dieses Wort die schlichte Wahrheit faßte. Und das Wort lautete: "Verträglich und friedlich würde der Elefant auch mit dem Menschen leben, verdiente dieser das

Vertrauen des edlen Geschöpfes!"² Aber der Mensch verdiente dieses Vertrauen eben nicht, nicht das des Elefanten, nicht das eines anderen Tieres — als Hans Froment damals der Flammenjagd am Flusse Schari zusehen mußte, als der wilde Todesschrei des gehetzten, schmerzhaft verbrannten Elefanten in sein Ohr gellte, des Elefanten, der nichts für sich wünschte als die Stille seiner Einsamkeit, der nicht sterben wollte und der doch sterben mußte, weil es den Menschen Vergnügen machte, ihn zu morden, ach, damals war etwas in ihm zerborsten, und es dauerte sehr lange Zeit, bis er sich wiedergefunden hatte.

Eine Weile war er dann an der Westküste herumzigeunert, lustlos, erlebnismüde und faul, Nigeria, Kamerun, Äquatorial-Afrika und Angola, er hatte nur kurze und rasche Vorstöße in das Innere der Länder gemacht, hatte viel photographiert und sonst fast nur Landschaften gemalt, hatte sich selbst mit den Schwierigkeiten der Regenzeit entschuldigt, erst in Kapstadt war er aus dieser Trägheit wieder aufgewacht, aus nackter Angst vielleicht nur und aus dem Drang zur Selbstbewahrung, denn die große Stadt hatte ihn erschreckt und verstört — und dann hatte er in drei Tagen all das erledigt, wozu er eigentlich ebensoviel Wochen hatte gebrauchen wollen.

Er hatte sich einen kleinen Wagen gekauft, hatte ihn voll Konserven und Proviant gepackt, hatte sich überreichlich mit neuen Skizzenbüchern und frischem Arbeitsmaterial aller Art versorgt, und dann war er wie ein Gehetzter wieder aus der großen, lärmenden Stadt hinausgebraust. Diese neuen Wege hatte er sich vor Antritt der Reise oft genug in den verführerischsten Farben ausgemalt gehabt: Südafrika zu bereisen auf den Spuren der alten, mythisch großen Trecker, der wandernden, das Paradies ihrer Freiheit suchenden Buren von einst. Aber dann war er enttäuscht und geistesabwesend durch die wilde Schönheit der Berge gefahren und hatte wehmütig über die schale Weisheit gelächelt, daß Träume, die sich erfüllen, niemals gute Träume sind. Längst erschlossen und reich besiedelt war das bergige Land, überall reckte die Industrie ihre Türme und Essen, und die bärtigen, bibelfesten Patriarchen, die

² Zitat aus: BREHMS TIERLEBEN. SÄUGETIERE. Band 10: Vielhufer – Flossenfüßler. Gutenberg-Verlag, Hamburg 1927
<https://www.projekt-gutenberg.org/brehm/band10/chap001.html>

einstmals dieses Land erobert hatten, das Gewehr in der Rechten, das Buch mit den Worten ihres Gottes in der Linken, diese ehrfurchtheischenden Pilgrime der Wildnis fand er nirgendwo mehr auf seinen Wegen. Er traf nur auf kühle Geschäftsleute, auf ihren Vorteil bedachte Händler, er sah unübersehbare Kinderscharen die Höfe bevölkern, und durchaus nicht alle Gesichter in diesen bunten Rudeln waren einwandfrei weiß, und er sah nichts von der milden Gerechtigkeit dessen, der sich seines Viehes erbarmt, er traf in diesen leergeschossenen weiten Gebieten die rücksichtslosesten und unerbittlichsten Jäger Afrikas. "*Vermisse*" — auch sie mochten dieses böse Wort sagen angesichts eines jeden Tieres, das sich ihren Feldern näherte.

Nein, die großen Zeiten Südafrikas waren längst vorbei, die Träume der Kindheit hatten getrogen, und so fuhr er nicht langsam und genießerisch durch das Land, er hetzte dahin, und das erste Aufatmen schenkte er sich erst dann, als er den Nationalpark inmitten der wilden Schönheit der Drakensberge am Flusse Tugela erreicht hatte. Wildromantisch war diese Landschaft, von einer unglaublichen Ansichtskartenschönheit, das Wild war zahlreich und vertraut wie Herdenvieh — aber als ihn am dritten Tage eine große Touristengesellschaft im Frieden seines Tales aufspürte, riß er sein kleines Zelt unter den Syringendornbäumen ab, warf es in seinen Wagen und fuhr den lauten Menschen und bettelhaft zudringlichen Tieren davon — fuhr davon, um in einem anderen Naturschutzpark zu landen, in Krügers Nationalpark an der Grenze von Portugiesisch-Ostafrika.

Dieses Land war nicht von der hinreißenden, märchenhaften Schönheit und war darum weniger überlaufen von den Menschen, fast zwei Wochen kampierte der junge Maler ungestört in einem stillen Winkel des weiten Gebietes. Und hier entstand, auf fast mühelose Art, eine lange Reihe Bilder von Rappen-Antilopen, Giraffen, Zebras und Löwen. Denn auch in diesem weiten und wilden Gebiet, in dem seit Jahrzehnten kein Schuß fallen und den Frieden der Tiere stören durfte, waren die Herden und auch die Einzelgänger von unglaublicher Vertrautheit. Die Löwen beispielsweise lagen mitunter zu Rudeln auf der Straße und dachten nicht daran, den Autos den Weg freizugeben. Mehrfach fuhr er bis auf wenige Meter an solche Rudel heran,

legte sein Skizzenbuch auf das Steuerrad und porträtierte in aller Ruhe jeden einzelnen Kopf aus der Schar, sie rührten sich kaum, blinzelten nur ab und zu faul und wie verächtlich zu ihm herüber. Und die Giraffen konnten halbe Tage in Steinwurfnähe vor seinem Zelte stehen und sich die langen Hälse verrenken im unermüdlichen Bemühen, das merkwürdige Treiben des Fremdlings zu ergründen. Und die Zebras führten regelrechte Rennen und Spiele vor ihm auf, und die Springböcke schossen fast in sein Zelt hinein im spielerischen Lauf. Nur ein böslauniger alter Kaffernbüffel schrammte ihm einmal sein Horn über den rechten Kotflügel – und gerade darum wurde ihm dieser verknurrte alte Herr zum liebsten Tier im weiten Park ...

Denn so verzaubernd, so vielfach verführerisch auch die sorglose Vertrautheit des Wildes in diesem Park war, für einen Mann, der vom Tschadsee kam, war dieses Idyll nicht das Rechte, es schien irgendwie schief und falsch und widernatürlich. Gewiß, er hatte hier ein leichtes Malen gehabt, die Tiere drängten sich, ihm Modell zu stehen, irgend etwas aber fehlte diesem allzu stillen, allzu friedenvollen Land, es war kaum mehr als ein großer Tiergarten, die eigentliche Atmosphäre der tierischen Heimat ging ihm ab – es fehlte der große, dunkle, der gefährlich glühende Geist von Afrika. Nein, diesen Großen Geist der Wildnisse hatte er nicht in Krügers Nationalpark gefunden, ihn fand er erst später, als er auf seiner Fahrt zum Sambesi, zu den großen Victoria-Fällen, dem "Mosi-oa-tunja" Livingstones, die Kalahari schnitt. In diesem trockenen Land, das sehr zu Unrecht als Wüste verschrien war, fand er dann auch endlich sein seelisches Gleichgewicht wieder, das er am Flusse Schari verloren hatte, und hier war es, daß er dem Großen Geist von Afrika in die Augen sah, sehr tief und lange Zeit ... Und der Geist Afrikas war ein anderer, als er ihn am Nil geahnt, am Kongo geträumt, am Flusse Schari zu sehen vermeint hatte, er gesundete an diesem Blick, an dieser Begegnung, wohl blieb sein Herz wie für alle Zeit von einer stillen Traurigkeit erfüllt, aber es erstarkte auch, und die tiefe Ruhe, die nun in das Herz eingezogen war, wurde überglänzt von einer linden Fröhlichkeit, die wie das Lächeln des Himmels über dem wechselvollen Gesicht der Schöpfung war – ja, die Kalahari, die Seele der Wildnisse, und der Große Geist des dunklen Afrika ...

Drei Tage lang war er damals schon durch das Ödland gefahren, bummelnd und faul, schauend nur und sich kräftigend an Freiheit, Weite und Stille dieses Landes, das als Wüste verschrien war, weil es keine offenen Wasserläufe besaß, und das dennoch keineswegs ärmer war als irgendein anderer Landstrich. Die großen Tierherden zogen auch hier, und sie schienen ihm größer noch als die in den Schutzgebieten, waren gewißlich ursprünglicher, wilder und härter. Sie fanden reichliche Tränke an den Vleys, wie der Bure die flachen Wasserpfannen nannte, deren kalkiger oder lehmiger Boden das Wasser vor dem Versickern im tiefgründigen Sand bewahrte. Sie war nicht ungefährlich, diese große, stille Kalahari, denn sie war überreich an Raubwild, an Löwen und Leoparden. Nach einer ruhelosen Nacht, in der ein Löwe nicht und nicht von seinem niederen Zelte wich, es wieder und wieder brummend umschlich und es schließlich grollend niedertrat, hatte Hans Froment darauf verzichtet, es in dieser Gegend noch einmal aufzuschlagen. Zum Abend nahm er die Hintersitze aus dem Wagen, legte die Vordersitze auf das Verdeck, ließ alle Türen offen, solange er am Feuer saß, bis der Blechkasten in der hereinbrechenden Nachtkühle gut ausgelüftet war, dann bezog er in ihm bei handbreit herabgelassenen Fenstern sein Nachtlager. Der Geruch von Benzin und Öl erstickte für die schweifenden Räuber jegliche menschliche Witterung, oft, wenn er in der Nähe einer Wasserpfanne rastete, sah er die Löwen fast auf Reichweite an sich vorüberziehen und blieb unbeachtet von ihnen. Nur ein Leopard, war es im Spiel, war es in der überkühnen Tollheit seines Geschlechtes, sprang ihm einmal auf das Verdeck, als er durch parkartig lichtstehenden Baumbestand fuhr, tobte darauf herum, raunzte und schrie, um dann jählings im schlanken Satz wieder herabzuspringen und in Gedankenschnelle zu verschwinden. Es lag in bequemer Griffnähe ein gutes, geladenes Gewehr in Hans Froments Wagen, und es lag auch in den Nächten neben seinem Lager, dennoch hatte der junge Maler auf der langen Fahrt durch die Kalahari nicht einen Schuß daraus abgegeben, hatte auch nicht nur ein einzigesmal ernsthaft den Gedanken erwogen, es zu seiner Verteidigung aufzunehmen. Wenn man ein wenig die Augen offenhielt, wenn man sich zurückhaltend benahm, wie es dem Menschen geziemt, der im fremden Lande

zu Gast ist, und wenn man dazu einige Sicherheitsmaßnahmen traf, weit weniger, als sie der Bürger in der großen Stadt braucht, um sich vor ständig lauernenden Gefahren von Einbruch, Diebstahl und Überfall zu schützen, dann kam man leicht ohne den Gebrauch eines Schießens durch diese menschenleeren Wildnisse, zumal der Mensch die Gefahren, die ihm vom Tiere kommen können, leicht berechnen und einschätzen kann, indessen Grausamkeit, Hinterlist und Tücke des Menschen gegen den Menschen stets unberechenbar, ja unerahnbar blieb.

Und so hatte er also auch an jenem Abend seinen Wagen geparkt, einige hundert Meter von einer gefüllten Wasserpfanne entfernt, vor ihm floß endlos die Savanne gegen den fernen Horizont, mehr als meterhohes Gras, das wie im Wellenschlag des Meeratems über sanfte Hügel und zärtliche Täler floß, hinter ihm breitete sich ebenso endlos der lichte Buschwald, Hans Froment saß auf dem Trittbrett seines Wagens, rauchte eine Zigarette und erwartete den Untergang der Sonne. Hinter ihm sang leise und süchtig der Abendwind durch die Bäume, und in der weiten Steppe geigten die Grillen ihr dünnschrilles, eindringliches Abendlied. Tiere ohne Zahl tauchten an der Pfanne auf und verschwanden schemengleich wieder im hohen Gras, Nashörner und Büffel, Zebras, Gnus und Gazellen, Warzenschweine und Erdferkel schnüffelten unter den Bäumen am Waldrand, eine starke Puffotter, sandgelb gefärbt, mit weißen Winkelzeichen und schwärzlichen Runen bedeckt, glitt am erlöschenden Feuer vorbei aus dem Wald in die Steppe hinein, Giraffen, eine Herde von zwanzig erwachsenen Tieren, ästen an den Bäumen – tief verloren an seine Gedanken sah Hans Froment in die Weite, gegen den Himmel, der bereits von den ersten farbigen Tinten des Sonnenunterganges durchflossen wurde.

Seine Gedanken in dieser Stunde galten dem Buschmann, dem zwerghaften Eingeborenen dieses als Durstveld verrufenen Landes. Diese Buschmänner hatten einmal ganz Südafrika bewohnt auf ihre zigeunerhaft nomadisierende Weise, ein Jägervolk, das keiner Kultur zugänglich schien – aber Hans Froment hatte auf dieser letzten Strecke seiner Fahrt viele Tage damit verbracht, ihre Zeichnungen, die reichlich zu finden waren im Gefels und

Höhlengestein, zu kopieren und zu pausen. Und das waren zum guten Teil vollendete Tierzeichnungen, die in nichts den unvergleichlichen Zeichnungen und Friesen des fernen Rentierzeitalters nachgaben, die man einst in den Höhlen des südlichen Europas aufgefunden hatte. In Europa jedoch war es leicht, angesichts dieses jahrtausendealten Erbes, von den Anfängen und der Entwicklung der Kunst zu sprechen, Europa hatte in späteren Jahren einen Leonardo da Vinci hervorgebracht, einen Dürer, Raffael und Rubens, die Bewohner Europas lernten seit langem "Kunst" in Universitäten und Akademien, längst war der weiße Mann zum Hirn und Herzen dieser Welt geworden — der Buschmann jedoch war ein Menschengeschöpf der afrikanischen Erde, er schien einzig begabt mit den scharfen Sinnen und den untrüglichen Instinkten der Wildnis und war längst zum Aussterben verurteilt in einer Welt, die alles Wilde als unnützlich und schädlich zum Tode verurteilte. Warum war der Buschmann, dessen Seele also doch einstmals auch aufgesungen haben mußte unter den Schauern des Ungreifbaren und Unbegreiflichen, so ganz andere Wege gegangen als der Europäer? Er war unfähig zur Arbeit und zum geregelten Leben der Gemeinschaft, er lebte in seinen Wildnissen wie ein Tier unter Tieren — vielleicht also mochten die Schwärmenden in den weißen Ländern den kleinen, gelben, schmutzigen Mann als den vollkommen Naturgebundenen ansehen, als das Ideal, von dem ihre Phantasie träumte. Aber die Träume der Schwärmer wogen leicht und waren nichts anderes als Spreu im Wind, ganz gewißlich war es die Sendung des Menschen in dieser Welt, menschliche Eigenheit zu entwickeln. Aber warum vor Jahrtausenden dieser Aufbruch zum Geist und zur Gestaltung, und warum andererseits dieser Sturz in das primitiv Animalische? Hans Froment seufzte: hier war ein Problem, allzu hart und schwer, als daß er es hätte lösen können .. .

Aber dann geschah es — und es geschah nichts weiter, als daß der Grillensang mit eins verebbte und verschwieg, und daß über der Kalahari ein Schweigen lag, das nicht von dieser Welt schien. Schon war die Sonne gesunken, schon wehten die ersten dünnen grauen Nebel der Dämmerung über das Land, in dem alle Farben verblaßt waren. Angerührt von dieser jähren und

tiefen Stille, blickte Hans Froment auf, und dann erschrak er beglückt, denn nahe von ihm zogen drei Elefanten aus dem Wald zum Vley hinab. Drei riesengroße, riesenschwere Bullen mit machtvoll geschwungenen Stoßzähnen, sie gingen hintereinander, man hörte nicht ihren Schritt, aber die Grillen mochten wohl die Erschütterung des Bodens gefühlt haben und darum verstummt sein, wolkenleise glitten die urweltlichen Kolosse durch das Gras, einer still hinter dem anderen. Noch einmal brach die glühende Abendröte über dem Horizont auf, mitten hinein in dieses blutend flackernde Rot zogen die Elefanten, über ihren Häuptern segelte ein weißes Federwölkchen, das jetzt ebenfalls golden erglühete, es schwebte wie eine Glorie, wie ein unwirklicher Segen über den Tieren. Hans Froment sah ihnen nach, sein Herz, erfüllt von der unendlichen Stille, die über der Welt lag, weitete sich angesichts dieses großen Bildes.

Und dann wußte er plötzlich: nicht das Land am Nil, das er aufglühend erlebt und schmerzenreich erlitten hatte, war von Gott, es war von den Menschen. Nicht die Tage im Elefantenkamp am Kongo, die ihn tief beglückten, hatte Gott ihm geschenkt, er verdankte sie den Menschen. Und ganz gewiß waren jene blutigen Greuel, die er in den Steppen am südlichen Tschadsee hatte ansehen müssen, nicht von Gott, sie waren einzig und allein von den Menschen. Aus Gottes Hand aber kamen diese heiligen Wildnisse, noch hatte der Mensch sie nicht verderben und nicht schänden können, noch war in ihnen Gott stärker als der Mensch. Und solange noch Tiere lebten auf dieser Erde in unbedrohter Freiheit, Gottes kühnste und zärtlichste, Gottes schönste und reinste Träume, solange war es den Menschen nicht gelungen. Gott zu morden und völlig aus ihrer Welt zu tilgen. Wenn es ihnen aber doch einmal gelingen sollte, diese reiche und schöne Welt auszubrennen, auszumorden, dann würden die Gemordeten stärker sein als ihre Mörder, die Geschändeten, die Vertilgten würden ihren Vernichter beschämen, daß er sich in schlotternder Furcht würde verleugnen müssen vor der Stimme des letzten Gerichtes. Und wenn diese Wildnis einmal sterben mußte, dann würde sie mutig und voller Adel sterben und mit dem stillen Stolz des Unschuldigen, der von keiner Furcht weiß, weil er keine Schuld kennt — sie würde in den Tod gehen, so still und

ruhig und bewußt, wie die Elefanten dort in das Blut der Abendröte tauchten, die nun dahinstarb im dämmernden Grau .. .

Und schon flogen seine Hände über den Skizzenblock, dieses Bild würde er malen: die Dämmerung, die vertropfende Abendröte, das leise bewegte Gras, den abendlichen Wind in den Bäumen, die große Stille und die drei Elefanten, deren schiefergraue Leiber zu erglühen schienen im Lichte der sinkenden Sonne wie die stumm segelnde Federwolke am hohen Himmel ...

Ja, in dieser Stunde hatte sein Herz das große Herz von Afrika schlagen hören, und die beiden Herzen schienen gespeist vom gleichen Blut und schlugen im gleichen Takt, er hatte sich wiedergefunden, er war gesundet — es hätte des großen Rufes des Löwen nicht mehr bedurft, der ihn zur Nacht aus seinem Schlaf stieß. Er erwachte aus traumlos tiefem Schlummer, er fuhr auf und blickte durch das halb herabgelassene Fenster seines Wagens. Über ihm blühte die goldene Sternennacht im ungeheuren Raum des Himmels, vom schmalen Mondhorn silbrig durchleuchtet. Mit dem ersten Blick sah er den Löwen stehen in der Sternennacht, er stand auf einem nahen Hügel, das Gras dort mochte abgeweidet oder niedergetreten sein, Hans Froment sah das starke, schöne Tier in ganzer Gestalt silhouettenhaft dunkel vor den Sternen stehen. Es hatte den Kopf vorgestreckt, es rührte seinen großen Ruf in die schweigende Nacht. Welch eine Kraft, Welch ein Selbstbewußtsein, Welch ein Mut und Welch ein Stolz schwang in diesem gewaltigen Raub- und Reißruf — gleich einer dröhnend schwingenden Glocke aus dunklem Erz tönte er ehern durch alle Weiten: Wenn die Wildnis sterben sollte, dann würde sie groß und mutig sterben, und es würde nicht leicht und nicht ungefährlich sein, sie auszurotten. Ein starker alter Mähnenlöwe, der zage Nachtwind spielte in den dunklen Locken seiner tiefen Brust und seines Nackens ... In dieser Nacht fand Hans Froment erst spät zurück in seinen Schlaf, und dann blieb er durch Tage an diesem Vley, blieb, bis die beiden Bilder gemalt waren, die ersten großen Tierbilder, die er malte, seit er den Kongo verlassen hatte: die drei Elefanten vor der Abendröte und den einsam rufenden Löwen im Nachtwind unter dem Mondhorn und unter den Sternen Afrikas .. .

Und jetzt sah er, daß die kleine Familie bereits still wieder die Tränke verlassen hatte, die schwere, massige Gestalt, die dort mitten auf dem Wege stand, mehr als zwanzig Schritte vom Strand entfernt, das war, er sah es an den Zähnen, ein anderer Elefant. Er wiegte sich hin und her auf seinen vier Beinsäulen, er hob den Rüssel, windete in die Luft hinaus, ließ ihn wieder sinken und hob ihn sogleich von neuem. Und dort seitab im Geröll stand eine zweite Gestalt, der ersten gleichend, wie ein Schatten dem anderen gleicht, und dort stand ein dritter, und auf der anderen Seite der Straße stand ein vierter und fünfter, sie alle wiegten sich leise in der Nacht, sie alle witterten angespannt und lauschten in das Dunkel. Hinter ihnen aber, undeutlich und verschwommen, stand es wie eine Wand, wie ein Wall, der sich quer vor die Steppe legte und die Tränke abriegelte. War es nur der ziehende, webende Nebel, der Leben und Bewegung in dieser dunklen Mauer vortäuschte, oder bewegte sie sich wirklich leise und rhythmisch in sich selbst? Bisweilen leuchtete es auf, weiß, stark und schön geschwungen — und nun, langsam, lautlos und unaufhaltsam, näherte sich die dunkle Wand dem See, schwenkte und zerbrach, schleuste sich ein in die breite Straße — eng Schulter an Schulter, hundert Tiere und mehr, zog die Elefantenherde zum Wasser hinab, und die Wachen, die Vorposten, die sie ausgeschickt hatte, damit sie sahen, ob die nächtliche Wasserstelle frei war von jeder Gefahr und Beunruhigung, wurden aufgesogen in dem dunklen Strom und verschwanden in ihm.

Es war die große Bullenherde, Hans Froment kannte sie gut, denn er war ihr schon mehrfach begegnet in den letzten Tagen, am Waldrand, in der Steppe auch und hier am See. Große, schwere Tiere in den Tagen ihrer Kraft, wenn sie die Ohren abspreizten, war es, wie wenn sich Haustüren öffneten, Zähne in allen Größen glommen schimmernd auf unter dem Mondlicht, von armstarken armlangen Zähnen bis hin zum phantastischen Gewaff, zentnerschwer, sanft gebogen und so lang, daß ihr Träger sich mit leichter Neigung seines Schädels darauf stützen konnte. Grau dunkelnde Riesen der Urzeit, mythisch und mystisch, unwittert von den Geheimnissen vieler Jahrtausende, in denen der Mensch noch nichts galt auf dieser Erde, so oft war ihr Wesen dem jungen Maler geheimnisschwer, ernst und abgezogen von den Dingen dieser Welt

erschieden — nun aber war es, wie wenn ein Rudel übermütig fröhlicher Knaben sich hastend im stillen Vergnügen zum Planschbecken drängte. Und da spritzte auch schon das Wasser auf unter den breiten, runden Sohlen der ersten Füße, die fröhlich und eilig in den See hinauswateten, schon prallte der erste starke Wasserstrahl aus dem hochgereckten und über den Schädel zurückgeschlagenen Rüssel über einen schiefergrauen Rücken, schwemmte über ihn dahin und tropfte dann in silbernen Perlen an den wuchtig gewölbten Flanken hinab. Und das lustige Quieken endlich gestillter Sehnsucht schwang sich satt und selig über den See. Aber es ging sogleich wieder unter in dem sorglos fröhlichen Getöse, das sich jetzt am Rande des Wassers erhob. Sie fühlten sich ganz sicher an diesem Fleck und in dieser Stunde, diese vielgejagten, vielbeunruhigten Tiere, sie tummelten sich voller Lust und Heiterkeit in dem geliebten Element, sie tranken, sie bespritzten sich und brausten ihre schweren, faltenreichen Leiber ab bis in die letzte Falte, einige wälzten sich bereits am Strand, andere wateten weiter und weiter hinaus, bis das Wasser über ihre Rücken zusammenschlug, über ihre Köpfe schließlich, bis endlich nur noch ein aufgerecktes Rüsselende durch das Wasser zog gleich dem Periskop eines Unterseebootes, bei jedem Schritt um Fingerbreite tiefer sank, bis es dann plötzlich ein ganz großes Gestrudel gab, ein gewaltiges Geschnauf, der Elefant wieder auftauchte gleich einer vulkanischen Insel und sich mit ungeheurer Wasserverdrängung wieder zurück und an das Ufer heranarbeitete.

Die Elefanten im Bad — jetzt hatte Hans Froment eine gute Stunde lang keinen Gedanken für etwas anderes in dieser Welt, jetzt hockte er fast atemlos in seinem Versteck und trank mit allen seinen Sinnen das große Bild in sich ein: die Elefantenherde an der Tränke in der schweigenden Sternennacht. Trinkende, Schwimmende, Suhlende und sich Brausende, manche standen auch schon wieder am Ufer, und über den dunkel und naßglänzenden Leib warf der Rüssel, der eben noch Wasser schöpfte, grau zerstäubende Wolken des feinen Sandes, wieder und wieder, bis das ganze große Tier endlich wie gepudert erschien. Eine Stunde und länger, dann lichteten sich langsam die Reihen, wurde es mählich stiller am nächtlichen See, und endlich verschwanden auch die letzten Nachzügler, drei starke Bullen waren es, sie schienen schwer an

ihren Zähnen zu tragen, naß und dunkel glänzten ihre machtvollen Silhouetten, da zogen die drei lautlos hintereinander hinweg vom See und tauchten in den silbernen Dunst, der über der Steppe lag, wie wesenlos verglitten ihre schwarzen Leiber in den ziehenden Mondnebeln. Drei Elefanten, wie jene damals, die durch das vertropfende Blut der Abendröte schritten, damals in der Kalahari, bevor er Mosi-oo-tunja erlebte, die majestätisch großen und unirdisch gewaltigen Victoria-Fälle des Sambesi.

Aber was in diesem Erdteil, was in dem ungeschändeten Lande seiner Wildnisse wäre nicht majestätisch, nicht unirdisch groß, segnend oder niederdrückend gewaltig? Das romantisch wilde Bergland im Süden, die dichten Regenwälder, geschützt von dem glühenden Schwert des Äquators, die Kette der großen Seen, Hochland und Sumpf, die gewaltigen Ströme, der dunkle Kongo, der schleiergrüne Nil, der stürmische Sambesi, die Wüsten in ihrer Einsamkeit, die Kalahari im Süden und die große Sahara im Norden, mordender Sand und mörderische Sonne, die er an den Ufern des Nils erlebte, das grenzenlos sich breitende Grasland und die länderbedeckenden lichten Dornbuschhaine — Hans Froment wüßte niemals zu sagen, welche Landschaft den tiefsten, den unvergänglichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Nur dieses hatte er gelernt in seinen afrikanischen Jahren: daß die Maßstäbe, die er sich in Europa für Natur und landschaftliche Schönheit erworben hatte, nichts galten in diesem unbändigen Kontinent. Hier in Afrika hatte er ganz von vorn anfangen müssen, zu sehen, zu denken, zu beurteilen, zu erleben, und wenn er sich auch hundertfach fast gewaltsam zu Nüchternheit und kühler Distanz gezwungen hatte, schließlich hatte ihn doch die ungeheure, die majestätische, die göttliche Schönheit der großen Wildnisse endgültig bezwungen, zum Schluß war er trotz allen Sträubens dem unsagbaren Zauber dieser großen Natur, die jung war, wie wenn sie eben erst aus Gottes Hand geglitten sei, verfallen für alle Zeit.

Konnte einer, der durch Wochen und manchmal durch lange Monate durch die Wildnis gewandert war, selten einmal nur stillen, schwarzen Jägern begegnend und niemals einem weißen Menschen, konnte ein solcher Mann

später leben, wie er einst gelebt hatte: in dem Glasnest seines Ateliers über den eng sich drängenden Häusern am Hafen? Konnte er leben in den Städten Europas, in denen sich die Menschen zu Millionen dicht an dicht drängten, in engen Stuben, nachdem er durch Jahre im leichten, lichten Zelt geschlafen hatte, über sich den gewaltigen Sternenhimmel Afrikas und endlos weit um sich das Schweigen der großen, abgeschiedenen Wildnisse, in denen nur die Stimmen der schweifenden Tiere lebten? Niemals, niemals wieder würde er so leben können: in Haus und Stadt, in lärmenden Restaurants und in den überfüllten Sälen der Unterhaltung und des Vergnügens. Die großen Städte Europas – er dachte an sie zurück wie an etwas Unwirkliches, wie an einen Nachtmahr aus den Märchen längst vergangener Kindertage, dachte an sie mit keiner kleinsten Sehnsucht, aber auch durchaus nicht etwa mit Haß oder Abscheu. Hier in der großen Stille am Herzen Afrikas konnte er die Städte nicht glauben, konnte nicht glauben, daß es diese Städte gab und diese Millionen Menschen, die sie drängend füllten.

Aber nicht allein diese Städte waren ihm wesenlos und unwirklich geworden – wie klein und blaß erschienen ihm auch heute die Landschaften Europas, von denen nicht eine verschont geblieben war von der Hand des Menschen. Die Pyrenäen oder die Karawanken, der Bodensee, die Riviera, der Lago Maggiore und der See von Luzern, die schottische Heide oder die ungarische Pußta, der Rheinfall bei Schaffhausen oder die Themsemündung – angesichts der Maßstäbe dieses Erdteils schrumpften sie zu belanglosem Kinderspielzeug, zu umhegten, längst gebändigten und dem Willen des Menschen dienenden Gebilden zusammen. Die donnernden Fälle des Sambesi, die unübersehbaren Weiten des Victoria njasa oder des Tanganjika, die großen Wälder des Kongo, das Schweigen der Kalahari, das Hochland Abessiniens und die Kette der Gebirge, die sich vom Amhara-Land bis zum Kap der Guten Hoffnung zogen – hier war Größe und Weite kein Begriff, sondern erdrückende Wirklichkeit, hier blühte der unvergleichliche Zauber der Schöpfung, die allein war mit sich selbst.

Gewiß, auch in Afrika gab es Städte, auch in diesem gewaltigen Kontinent drängten sich stellenweise die Menschen quälend eng aneinander. Aber wenn

man den Süden der Union abstrich und das Ägypten am unteren Nil, dann klebte der weiße Mensch doch eigentlich immer noch erst an den Küsten Afrikas, und wenn auch seine Zivilisation mit hundert und tausend Zungen mehr oder minder tief in das Land hinein-schleckte, der Kern dieses Landes, von der Kalahari bis in die Cyrenaika, dieser Kern war wild und frei, wie er es vor Jahrtausenden gewesen war. Mochten bisweilen die Flugzeuge mit Post und Passagieren über das Land dahindonnern im ewig eiligen Flug, der Erdteil duldete gelassen das Gesumm der Propeller, es schändete sein ewiges Antlitz nicht.

Das große Antlitz der wilden Welt — Hans Froment hatte in seinem Wagen eine Strecke zurückgelegt, die länger war als eine Straße von der portugiesischen Küste bis tief in das russische Reich hinein, und er war dabei immer durch freie und oftmals nicht ungefährliche Wildnis gefahren. Und auf dieser einsamen Fahrt war ihm ein neuer, ungeahnter Landschaftssinn aufgegangen, und dieser Sinn trachtete nicht nach augenfälliger Schönheit, nach bizarr verführerischen Reizen, er regte sich zum Leben erst in der Stille und im menschenleeren Land...

Damals an den Victoria-Fällen hatte er es gut getroffen, keine der üblichen Touristenexpeditionen machte sich dort breit mit ihrem leeren Lärm, leicht hatte er den Hotels und den vereinzelt Siedlungen aus dem Wege gehen können, er hatte zwei Tage auf Livingstones Insel verbracht, die inmitten der stürzenden Wasser auf der Schneide der donnernden Fälle lag, umzogen und umweht von den grausilbernen Wassernebeln, geschützt durch ausgespannte Zeltplanen vor dem feinen Sprühregen, hatte er damals diesen donnernden Gigantentraum im tropischen Wald gemalt, gemalt mit dem Mysterium der drei leuchtenden Regenbogen, die sich im "tönenden Rauch" spiegelnd wölbten. Aber vielleicht würde er daheim dieses Bild noch einmal erschaffen, würde das Wunder gestalten, das ihm widerfuhr, und dem er damals nicht gewachsen gewesen war: zur Nacht war der Mond stumm über die schweigenden Wälder gezogen, die Wasser donnerten, und es war kein anderer Laut in der Welt als ihr ruhelos dröhnender, orgelnder Sang — und dann spannte sich über den

bewegt steigenden und fallenden Silbernebeln der mystisch grüne hohe Reifen eines Mondregenbogens. Nein, damals, zutiefst erschüttert, hatte er dieses Bild nicht malen können, aber er trug die unvergleichlichen Farben unverlierbar in seinem Herzen – vielleicht, wenn er einmal in Europa Heimweh nach Afrika haben würde, vielleicht würde er dann aus dem zehrend süßen Schmerz der Sehnsucht dieses große Bild gestalten können .. .

Heimweh nach Afrika? Ach, er wußte schon heute, daß er sicherlich sein Leben hindurch an dieser Krankheit leiden würde, schmerzhaft und unheilbar ...

Groß und übermächtig war damals das Erlebnis der Victoria-Fälle gewesen, still wie auf Zehenspitzen hatte er sich entfernt und war zurückgetaucht in den Tropenwald. Und doch war die gewaltige Schönheit der donnernden Fälle nur ein Bruchteil, ein ganz winziges Spänchen nur von dem gewesen, was Afrika dem schönheitsuchenden Auge zu schenken hatte. Ach, die Drakensberge, der rund vergletscherte Kibo und der zerrissene Felsengrat des Mawensi, die Sternennächte am Niassa-See und die kirchenhohen, blaugrünen Baumwände, die den dunklen Kongo säumten ... Schönheiten ohne Maß und Zahl bot der unerschöpfliche und namenlos vielgesichtige Kontinent, und vielleicht hatte Hans Froment nur einen verschwindend geringen Bruchteil dieser Schönheit gesehen, denn er stellte ihnen nicht nach, er ließ sie auf sich zukommen, schon längst trachtete er nicht mehr nach Einzelheiten, nach schönen Blicken, die mit klingenden Namen zu nennen waren, schon war ihm Afrika mehr als eine Geliebte, die mit der Schönheit ihres Leibes entzückt und mit jedem neuen Kleide neu verführt, Afrika war ihm wie eine Frau, deren Seele sich mit der seinen vermählt hatte. Und diese Seele fand er nicht in den großen und vielgerühmten Schönheiten, obgleich er auch zu diesen wallfahrtete, sich vor ihnen neigte und sie mit allen Farben auf seine Leinwand bannte, diese geliebte Seele, der er bedingungslos hörig war, fand er am lautesten in den stillen Weiten, die als Wüsten und gefährliche Wildnisse verschrien waren – in der Kalahari, im nördlichen Rhodesien, in Uganda und im Sudan. Wohl wußte er gut: die Gebirge und die großen Seen, die dichten Regenwälder und die dunklen Ströme, die trockenen Durststrecken und die

unüberwindlich weiten und bösen Sümpfe – das alles gehörte zu Afrika, das alles war Afrika. Aber am tiefsten und innigsten blieb sein Herz verhaftet dem weiten Grasland, das wasserreich war und üppig, sumpfig wohl auch und dann sich wieder wandelnd zum parklichen Wald – am tiefsten liebte er das düstere, unwandelbare Antlitz, aus dem er den Pulsschlag der unberührten Welt am stillsten, vielleicht aber darum auch am eindringlichsten vernehmen durfte. Aber vielleicht liebte er solches Land auch nur darum, weil es die eigentliche Heimat der großen Wildherden war und die Lieblingsheimat des großen Tieres, das ihm zum Inbegriff Afrikas geworden war, des Elefanten. Mochte das alles sein, wie es wollte, das eine wußte er fest und unumstößlich, daß ihn sein wochenlanger Aufenthalt am Bangweolo-See stärker und nachhaltiger bereichert hatte als selbst seine Kongofahrt, sein Erleben der Sambesi-Fälle, seine Fahrt über den Victoria-njasa, seine Besteigung des Kilimanjaro und die des Oldeani. Und gewiß, er lächelte leise vor sich hin, gewiß hing das Glück dieses Erlebens auf das engste zusammen mit den Elefanten – mit den Elefanten vom Bangweolo-See.

Und abermals schüttelte er den Kopf über sich selbst: Schon war er ganz dem Abschied verhaftet, schon lebte er einzig und allein noch im Vergangenen, und doch war diese verschwiegene Nacht im tiefsten Afrika so reich wie kaum eine zweite, die er an seinen zahllosen Wildtränken verbracht hatte – da stand eine große Elefantenkuh mitten auf dem breiten Wege, der zum Wasser hinabführte, ihr Rüssel war hochgereckt und witternd seinem Sitz zugewandt, es schien, wie wenn die graue Riesin den verborgenen Lauscher erspäht hätte. Er sah ruhig gegen sie an, denn er wußte gut, daß sie keine Witterung von ihm erhalten haben konnte, es war nur ein leiser Wind in der Nacht, und er fühlte seinen weichwarmen Hauch auf seinem Gesicht. Und da drehte sich auch schon der Rüsselmund von ihm ab und wanderte langsam im halben Kreis durch die Nacht, und wie er dieser Bewegung mit seinen Augen folgte, sah Hans Froment, daß im Gestein am Rande des Bergsees wiederum die Vorposten einer Elefantenherde standen. Er war darüber nicht erstaunt, er kannte dieses Spiel,

nach der Herde der Bullen kam nun die größere Herde der Elefantenkühe, kamen die Matter mit ihren Kindern.

Und wieder sah er die dunkle, leise in sich bewegte Mauer vor dem Silbernebel der Steppe stehen und sah, wie sich nun diese Wand der Elefanten langsam näher schob, sah die einzelnen Gestalten aus dem Nebel in das Licht erwachsen, sah, wie die Vorposten aufgenommen wurden, zurücksanken in die dunkle Kohorte – und dann waren die Elefanten auch schon am Wasser. Auf den ersten Blick schienen es durchwegs große, voll ausgewachsene Kühe zu sein, kaum weniger leicht als die Bullen, und nur die Stoßzähne, die auch jetzt im Mondlicht erglänzten, waren schwächer und dünner, wirkten vielleicht aber gerade darum um so bedrohlicher. Aber dann zerbröckelte der stille Heerhaufen, die eng gedrängte Wand der Tierleiber schob sich auseinander, es quirlte und stapfte aus ihr heraus, junge Elefanten in allen Größen, vom wenigen Wochen alten schüchternen Säugling bis zum Dreijährigen, der des ernststen Glaubens schien, bereits mitten in den gesegneten Flegeljahren zu stehen. Die Säuglinge blieben nahe bei ihren Müttern und sahen wie verlegen in die Nacht über dem See, eine huschende Fledermaus, ein nah vorübersummendes Nachtinsekt konnte sie erschrecken, die Größeren aber stampften mit fröhlichem Quietschen zum Wasser hinab und hinein, und eine Minute später war es, wie wenn eine tolle Horde übermütiger Schulbuben in den wilddurchwühlten Wassern tobte, indessen die Mütter still am Ufer standen und ihren Sprößlingen wohlgefällig zuschauten.

Das war ein Planschen und Prusten, ein Tauchen und Trinken und Spritzen und Strampeln, da sandte einer dem anderen mit Nachdruck einen Rüssel voll Wasser klatschend auf den Leib, da versuchten sie sich gegenseitig anzurempeln, weiter hinaus in das tiefere 'Wasser zu drängen und sich gegenseitig unter die Oberfläche zu tauchen – und das Quietschen und Grunzen und Trompeten war ein pausenloser Chor ausgelassener Freude, schwelgerischer Seligkeit. Und immer näher schoben sich die ganz kleinen dem Wasserrand, verrenkten sich fast Rüssel und Köpfe, um dem Spiel der großen Brüder zusehen zu können, zögernd schoben sie sich weiter und weiter vor, wie dann aber das kühle Wasser ihre Fußsohlen berührte, trippelten sie verlegen

auf der Stelle, und wenn von irgendwoher aus dem gellen und turbulenten Getöse eine stiebende Wasserfahne über sie dahinsprühte, dann schrien sie ängstlich, wie ein Schauer lief es über ihre jungen Leiber, sie wandten auf der Stelle und kehrten eiligst zurück in den mütterlichen Schutz. Noch immer stand diese große Reihe der Mütter still und dunkel in der Nacht, ganz langsam aber näherte auch sie sich nun dem Wasser, schon tauchten einige Rüssel in das Wellengebraus des eben noch so stillen Sees, hier und da löste sich eine Alte aus der Reihe und watete genüßlich durch den silbernen Mondschein weit hinaus. Und dann ging es bald genau so wild und lustig an der Tränke zu wie vor kurzem, als die Bullen hier ihren Durst löschten und ihre sonnenheiße Haut in den kühlen Fluten labten, jetzt wußten die Elefantenmütter, daß ihren Kindern keine Gefahr drohte an diesem Platz, freudig und verspielt gaben auch sie sich dem geliebten Element hin und labten sich an ihm innerlich und äußerlich.

Hart unter Hans Froments Sitz blieb eine große Elefantin stehen und scheuerte ihren schweren Leib, der wie ein Ballon auf dem Wasser lag, an dem kantigen Gefels. Er blickte auf sie herab, wenn er sich vorbeugte, hätte er leicht mit seiner Hand ihren erhobenen Rüssel berühren können. Aber dann lächelte er nur vor sich hin und dachte, daß es damals am Bangweolo-See, als er auch dort an der Tränke saß, in jener dünnen Blätterhütte verborgen, die er mit wilden Eingeborenengerüchen verwittert hatte, als das kaum mannshohe Junge nicht und nicht von diesem fremden Bienenkorb hatte weichen wollen, und die Mutter wieder und wieder mit leisem Schnauben und rastlosem Rüssel das fremde Ding umstrich und umlauerte, ob es auch wirklich ganz ungefährlich sei für das Kind ihres Leibes — daß es damals am Bang-weolo-See ungleich gefährlicher für ihn ausgesehen hatte als heute und hier .. .

Aber damals hatte er zum erstenmal die Teilung der großen Herden beobachtet: die Bullen zogen gern für sich, und ebenso gern gingen die Mütter allein mit ihren Kindern, und die ledigen Elefantinnen spielten Tante bei den Kleinen — aber wenn man sich auch solcherart getrennt hielt, man blieb und zog doch in einem Bereich, der es jederzeit erlaubte, daß man sich wieder vereinigte. Und es wurde bald augenscheinlich für den Beobachter, daß eine Verbindung blieb zwischen den beiden Herden, auch wenn sie durch Tage,

durch große Strecken von Sumpf und Wald und See voneinander getrennt waren, daß sie sich verständigten über die Weite hinweg, auf eine Weise, von welcher der Mensch nichts ahnte. Damals am Bangweolo-See war Hans Froment zum erstenmal auf dieses Geheimnis des stillen, grauen Riesenvolkes gestoßen, er hatte Wochen verbracht, um ein wenig hinter dieses Geheimnis zu kommen. Aber der Elefant war nicht das Tier, dessen Rätsel der Mensch leicht mit seinem Verstand hätte lösen können — er war um nichts klüger gewesen, als er endlich wieder jenes Gebiet verlassen mußte.

Das Land am Bangweolo-See — als er es damals erreicht hatte, sich in einer Landschaft fand, wie sein Herz sie liebte, eine Steppen- und Sumpf- und Parklandschaft, nicht so karg und trocken wie im Süden, nicht von der finsternen, feuchten Überüppigkeit wie am Tschadsee, als er sein Zelt aufgeschlagen hatte, gewillt, hier einige Zeit zu verbleiben und sich auszuruhen von seiner Fahrt durch die Union, von den Erlebnissen ihrer romantischen Berglandschaften, von seiner Begegnung mit dem Mondregenbogen über den Victoria-Fällen und der langen Wanderung durch die schwülgrüne Eintönigkeit der großen Wälder, da hatte er noch nicht gewußt, daß wenige Tage vor seiner Ankunft eine große Jagdexpedition dieses Gebiet verlassen hatte, in dem durch mehrere Wochen alles Wild gnadenlos von ihr verfolgt worden war.

Das war auch auf den ersten Blick kaum zu erkennen gewesen, denn die weiten Steppen waren überflutet von den großen Herden, aber dann merkte er doch bald, daß die Antilopen sehr scheu waren und die Kaffernbüffel recht angriffslustig, und dann stellte er fest, daß eine Elefantenherde, mehr als hundert Tiere zählte sie, ihre Tage in einem Sumpf verbrachte, der vom Menschen kaum zu erreichen war. Dort stellten die Tiere sich ein, von Schilf und Riedgras gedeckt, das Wasser reichte ihnen bis an die Mitte ihrer Leiber, sie verhielten sich still den Tag hindurch, vom Sonnenaufgang bis zur Abenddämmerung, nur in der Nacht verließen sie ihr Versteck und stillten eilig und scheu ihren Hunger.

Hans Froment hatte damals wenig gearbeitet, hatte er doch in den vergangenen Wochen mehr als genug gemalt, er streifte und pürschte durch die Tage, führte nur sein Skizzenbuch mit und seine Büchse. Ja, seine Büchse, denn

damals hatte er geschossen, hatte täglich Tiere aller Art getötet, hatte schießen müssen mit Trauer im Herzen und zornig zusammengebissenen Zähnen: fast stündlich begegnete er angeschossenem Wild, verwundeten Tieren, die sich, krank und verzweifelt, abgeschlagen von ihren Herden und bereits verfolgt von den gierig lauernenden Hyänen, durch die Einsamkeit, durch ihre Verdammnis schleppten. Antilopen mit zerschlagenen Läufen, Büffel mit zerschossenem Leib, Schweine mit zerschmetterten Kiefern, Adler mit zerfetzten Schwingen, hilflos herumhüpfend im hohen Grase — diese Tiere von ihren Leiden zu erlösen war eine harte, bitterböse Arbeit gewesen, aber sie war nötig, und darum hatte sie getan werden müssen.

Bis er dann auf diesen Streifzügen die große Suhle und Tränke der Elefanten entdeckte, da baute er sich die Negerhütte an ihren Strand, verwitterte sie und bezog sie für viele Nächte. Und dort also war er zum erstenmal den beiden verschiedenen Herden der Elefanten begegnet, den Bullen und den Müttern mit ihren Kindern. Und dann hatte er in tagelanger Spürarbeit ihre Fährten ausgearbeitet und war ihren Wegen gefolgt. Diese Wege gingen auseinander und schnitten sich nie, nur hier an der Tränke trafen sie sich. Immer aber kamen die Weiber zwei Stunden später als die Bullen an diese Tränke, in der seltsamerweise auch die Elefantenmänner, trotzdem sie doch ihre Tage im Wasser des Sumpfes verbrachten, ihren Durst stillten und sich hier auch mitunter badeten und suhlten. Ja, es waren die Bullen, die sich auf ihre stille und scheue Weise vor den Menschen in die Sicherheit des unwegsamen Sumpfes zurückgezogen hatten, vielleicht, weil ihrer Herde, in der viele Träger starker und schöner Stoßzähne waren, am heftigsten von den Jägern nachgestellt worden war.

Tage und Tage verbrachte Hans Froment auf diesen Elefantenfährten, und dann glaubte er schließlich annehmen zu dürfen, daß die Elefanten immer nach Geschlechtern getrennt ihre Wege zogen und nur zu gewissen Zeiten sich einzelne Bullen zu einzelnen Kühen fanden. Aber dann hatte er auch einmal die Sumpfmenschen aufgesucht, die auf ihren schwimmenden Inseln im Bangweolo-See lebten und fast niemals das Festland betreten, und von diesen Inseln aus war er Augenzeuge eines geheimnisvollen Vorganges geworden, der

seine ganze junge Weisheit wiederum über den Haufen warf. Er hatte an der Spitze einer solchen schwimmenden Insel gestanden und hatte hinausgesehen in die weite Steppe rechts und links. Und dann war der Rauch eines Steppenbrandes aufgestiegen, und die prasselnde Feuerwand hatte das Land durchrast. Und fast gleichzeitig hatte er die beiden Herden gesehen, die der Bullen, die eiligst ihr sicheres Versteck verließ, und die der Weiber, die von den Bullen viele Kilometer weit entfernt waren, so weit, daß sie sich unmöglich sehen, unmöglich hören konnten, und auch der Wind stand so, daß keine der beiden Herden Witterung von der anderen haben konnte. Sie aber waren eilig und sicher dahingezogen, aufeinander zu im spitzen Winkel, dann hatten sie sich vereinigt, waren zusammengeflossen zu einer einzigen großen Herde und waren dann mitsamt in das sichere Land hinausgezogen. Er hatte diesem großen Schauspiel wie gebannt zugesehen mit seinem guten Glas, zuerst glaubte er, daß es sich hier um einen reinen Zufall gehandelt hatte, der die beiden Herden in der Stunde der Gefahr vereinigte. Aber dann überlegte er sich, daß die Bullen im feuchten Versteck ihres Sumpfes keine Ursache gehabt hatten, vor den Flammen, die weit von ihnen entfernt waren und ihnen in keiner Weise gefährlich werden konnten, zu flüchten. Und mit den Weibern war es so, daß sie, um sich und ihre Kinder mit den Bullen zu vereinigen, nicht vor dem Feuer weg, sondern ganz im Gegenteil der Flammenwand im spitzen Winkel entgegengezogen waren. Also flüchteten sie nicht vor dem gefürchteten Brand, sie bezwangen ihre Furcht und die Angst um ihre Kinder so lange, bis sie sich mit den Männern vereinigt hatten.

Ja, die Elefanten vom Bangweolo-See – seit jener Stunde, da sich ihm in ihren vorweltlich gewaltigen Leibern das Walten des Geistes offenbart hatte, eines Geistes, vor dem der kluge Mensch nichtbegreifend stand, weil er ihn nicht und nie zu fassen vermochte mit seinen so ganz anders gearteten Gaben, von dieser Stunde an war Hans Froment von dem geheimnisvollen Tier wie gefesselt gewesen und hatte in fast sträflicher Weise die übrige Tierwelt des großen Afrika darüber vernachlässigt. Den starken Gorilla, der wie ein Nachtmahr war, und den beklemmend menschenähnlichen Schimpansen, die wilden Hamadryaden und die farbenprächtigen Mandrills, den weißgrau

gemähnten Wanderu und das bunte, lärmende Volk der Meerkatzen, die wilden, schöngestreiften Pferde der Steppe, die Nashörner auch, das mit dem spitzen und das mit dem breiten Maul, das seltene Okapi, das man ihm bei der großen Elefantenstation am Kongo gefangen vorgeführt hatte, und die donnernden Herden der starken und gefährlichen Büffel, die Mähnschafe der nördlichen Gebirge und die Klippschliefer, die bisweilen den gleichen Fels mit ihnen bewohnten, das vielgestaltige Heer der großen Antilopen, das schwere Elen, die dunkle Nyala, die schöne Beisa, das rote Bongo, die Rappen-Antilope mit dem vollendet geschwungenen Gehörn, die Oryx, die Hörner gleich spitzen Floretten führte, die Grantgazelle, die ihm wie ein schönes Tier aus dem Märchen war, die teuflische Heerschar der Gnus, die mannigfachen Wasserböcke, den zierlichen Buschbock, das wildgierige Warzenschwein, das bunte Pinselohrschwein und auch das weißgemähnte Waldschwein mit den unglaublich großen und gefährlichen Zahnwaffen, das speckschwere Flußpferd und seinen kleinen Vetter, der an der Westküste ein verschwiegenes Waldleben führte, die Krokodile und Schlangen, die unübersehbare Fülle der hunderttausend Vögel und die Millionen Insekten, aber auch den blausilbernen Honigdachs, die hetzenden bunten Hunde, die gestreiften oder gefleckten oder gemähnten Hyänen, den anmutigen Fennek, die kleinen und die großen Katzen, Serval und Gepard, Ginsterkatze, Karakal, Leopard und Löwe, ja, den Löwen und den schönen Leoparden in hundertfacher Gestalt, das frech über alle Wege rasselnde Stachelschwein, den Springhasen und das niedliche Koboldvolk der Wüstenspringmäuse, Schuppentiere und Fledermäuse, Goldmull, Felsenagame und Chamäleon – gewiß: er hatte sie alle, alle gezeichnet und auch gemalt, hatte ihr einmaliges Wesen im Bild festgehalten mit aller Sorgfalt und mit Liebe und auch mit mancher Leidenschaft – sein Herz jedoch, sein Herz war immer mit den Elefanten gezogen, wie es jetzt wiederum und abermals mit der Herde der Mütter und ihren Kindern in die silbern dunstende Steppe hinauszog, das Spiel der Tränke verlassend und zugewandt dem großen Schweigen der durchsternten Nacht. Der Elefant war nicht nur das größte und seltsamste Tier dieser Erde, er war auch unter den anderen Tieren ein fremder, ein unerklärbarer Riese ...

Und nun stand wieder der ferne, wilde, böse Schrei in der Nacht, der rauhe Ruf des alten Einzelgängers, einige Atemzüge lang vertiefte sich das große Schweigen der Dunkelheiten zur herzengenden Beklemmung, dann war es, wie wenn ferne Herden dahindonnerten in eiligem Lauf, der Weite entgegen, die den trommelnden Hall ihrer Hufe trank, dann rief miteins wieder der große graue Uhu über dem See – am Rande der Tränke aber stand, vollendet schön, edel in jeder Linie, unendlich graziös in der leisesten Geste, silbern und seidig leuchtend in der Mondnacht, mit den blumenhaften Runen schwarzschimmernder Rosetten geziert, mit grünglühenden Augen über den blanken Silberschild des Wassers spähend, das gefährlichste Raubtier des Kontinents: ein großer, starker Leopard. Nur einen Herzschlag lang stand er allein unter dem Mond, dann glitt es schlangengleich lautlos und niedrig aus dem Geröll, glitt zu ihm heran, eine silbern schlanke Leopardin, sie rieb mit zartem Murren ihren Schädel an seiner Schulter, glitt vorbei und voraus, hinab zum Wasser, dort kauerte sie sich schön zusammen nach Katzenart, die Vorderfüße achtsam nebeneinandergestellt, neigte den schönen, schmalen Kopf, und dann hörte Hans Froment den schnellen Schlag ihrer wasserschöpfenden Zunge. Gleich darauf war der Gemahl an ihrer Seite, die Tiere stillten langsam und bedächtig ihren Durst, dann zog sich das Männchen etwas zurück vom Wasserrand, saß auf der Hinterhand und begann, sich eingehend und umständlich zu putzen. Die Leopardin raulte, federnd glitt sie heran, federnd umschritt sie den starken Räuber, wieder und wieder rieb sich ihr Kopf an seinen Schultern und strich seine Flanken entlang. Bis er endlich das Reinigungsgeschäft aufgab, einmal fauchte er, gläsern und hell, aber dieses Fauchen schien durchaus nicht ein Ausdruck unguter Laune zu sein, nun strichen die beiden wildschönen Räuber umeinander herum und wieder berührten sich in zärtlicher Geste ihre Köpfe – die Leoparden hatten ihre hohe Zeit ...

Hans Froment sah glücklich dem verliebten Spiel zu, sein Malerauge erfreute sich an der restlosen Schönheit von Form und Bewegung, genoß die federnde, unvergleichliche Eleganz der Katzenleiber, das Spiel der Farben unter

dem silbernen Mond — ach, dachte er, ganz gewiß sind die Katzen inmitten der unermeßlichen Schönheiten der Schöpfung die schönsten und vollkommensten von allen Tieren, die edelsten und adligsten, und wer sich, allein die Schönheit suchend, der Tierwelt nähert, der wird wohl immer zuerst die Katzen sehen und wird sie wegen ihrer Schönheit lieben müssen, und ich kann es wohl verstehen, daß manche Menschen sich derart in die Katzen verlieben, daß sie keine anderen Tiere neben ihrer Schönheit gelten lassen wollen. Und gewißlich liebe auch ich alle die Katzen, liebe ihre Schönheit, ihren Adel, ihre bösen Wildheiten, denn ich kenne sie auch aus ihren Gefangenschaften und weiß, daß ihr Sinn unbeugsam ist. Ja, ganz ohne Zweifel liebe ich sie, und wenn ich sie malen darf, dann ist das wie ein Fest für alle meine Pinsel, und ich habe sie oft gemalt, mehr als oft. Dennoch aber ... Ja, hier gibt es nun ein Aber, und dieses Aber heißt: der Elefant, der Große, der Seltsame, der Mythische, das Tier aus einer fern fernen Zeit, das Tier, das ein Rätsel und graues Geheimnis ist ... Es galt Hans Froment nicht länger, sich nur an der Schönheit zu erfreuen, es galt ihm nun, dieses Jahrhunderte alte Wesen zu enträtseln, an den sich hier in Afrika sein suchendes Menschenherz verloren hatte.

Und wie die schlanke silberne Räuberin da unten sich duckte und streckte, der seidig schmiegsame Gesell ihrer wilden und stillen Räuberpfade sich über sie schwang — da stob abermals der grelle, böse Schrei des einsam schweifenden wilden Elefanten auf, und diesmal schien er recht nahe zu sein, ein fremder Wind wehte im Augenblick die beiden heißen Katzen von der breiten Straße und aus dem Mondlicht in das Geröll, und Hans Froment trauerte nicht um das seinen Augen entgangene Liebesfest, kaum daß er sie aus den Augen verloren hatte, den Schrei des großen Elefanten noch in den Ohren, hatte er sie auch schon vergessen, gehörte sein Kopf, gehörte sein Herz wiederum allein dem Elefanten an und dem Geheimnis, das um sein Leben war.

Und er verlor sich an die tiefste und verschwiegenste seiner Erinnerungen. — Als er damals den Bangweolo-See verlassen hatte, kam er nach manchen Umwegen an den Tanganjika. Und an dessen Westufer, am Rande der großen

Kongourwälder im Lande der Pygmäen, dort geriet er in eine Elefantenherde, und sie duldeten ihn, und er zog mit ihr einen Tag und eine verwunschene Nacht. Er hatte an jenem Tage eigentlich eine gute Strecke fahren wollen, aber dann war er am frühen Morgen auf eine breite Spur frischer Elefantenfährten gestoßen, und dann hatte er dieser Lockung nicht widerstehen können, hatte seinen Wagen unter einen Baum gestellt und ihn mit rasch gekappten Dornbuschzweigen gesichert, hatte den Photoapparat ergriffen, das Skizzenbuch und das Gewehr, und dann war er eilig und wie gerufen der straßenbreiten Fährte gefolgt. Und schon nach einer kurzen Pirschstunde hatte er dann den ersten Elefanten gesehen. Es war im niederen Wald, und das große Tier, ein junger Bulle, war gut sichtbar, äste vor sich hin und schien an keinerlei Gefahr zu denken. Und auch Hans Froment vergaß rasch alle Gefahr, die Gelegenheit, einen Elefanten in seiner Freiheit zu beobachten, war selten genug und beschränkte sich fast ganz auf die kurzen Nachtstunden an der Tränke, wo sich jedoch das fast immer gleiche Spiel von Trinken und Suhlen und Baden abrollte. Nun aber war er schon längst befallen von der stillen und unabweisbaren Sucht, mehr zu wissen, alles zu wissen von diesem geheimnisvollen Tier, für ihn war also diese unerwartete Begegnung eine große Gelegenheit, aus seinem Versteck heraus beobachtete er das Tier eine gute Zeit und machte auch eine Reihe Skizzen von ihm. Den Photoapparat zu betätigen, wagte er dagegen nicht, weil er fürchten mußte, den Elefanten durch das metallische Klicken der Auslösung zu vergrämen.

Er saß also und schaute und zeichnete, bis er plötzlich bemerkte, daß er sich inmitten einer durchaus nicht kleinen Elefantenherde befand. Vor und hinter sich, rechts und links, überall sah er nun die ungefügen grauen Leiber, die sich gemächlich durch Busch und Baumwerk schoben. Sie fühlten sich völlig sicher, er hörte das laute Kollern in ihren Leibern, sie rissen Zweige von den Bäumen, schlenkerten sie durch die Luft und zogen sie dann durch ihre schwer malmenden Zähne — hundert Elefanten, und er, ein Mensch allein, befand sich in ihrer Mitte. Er wußte, daß ihm bei einem Angriff die Büchse nichts nützen würde, vielleicht konnte er die Tiere durch eine Reihe schnell abgegebener Schüsse erschrecken und in die Flucht schlagen, vielleicht aber

auch — beim Elefanten blieb ein jedes Spiel offen — bewirkte er damit das Gegenteil und beschwor seinen sicheren Untergang herauf. Er tat also das, was als das Einfachste erschien und in solcher Lage doch in Wirklichkeit das Schwerste war: er tat nichts, blieb hocken an seinem Baum, das Skizzenbuch auf seinen Knien, das Gewehr zur Seite gelegt, und nur bisweilen, wenn einer der wandernden Felsenleiber ihm ganz nahe kam, ertappte er sich darauf, daß er im Übermaß der Spannung den Atem anhielt.

Einmal aber, wie er so kauerte und angespannt einem großen Bullen zusah, der einen mannsstarken Baum zwischen seine Stoßzähne nahm und ihn dann mit der Wucht seines Leibes niederdrückte, um an das Gezweig zu kommen, nach dem ihm der Sinn stand, gerade, als er erschreckte an diesem Übermaß von Kraft, das sich hier so ganz nebenbei, selbstverständlich und spielerisch, offenbarte, just in dieser Sekunde fühlte er eine leichte Berührung an seiner Schulter, und zur Seite blickend, sah er den Mund eines Elefantenrüssels über seine Brust gleiten. Er erstarrte, und der Rüssel sank tiefer, hob sich dann wieder und fuhr tastend über sein Haar. Er drückte sich zurück und gegen den Baum, und wie er dabei den Kopf hochnahm, sah er über sich den Schädel einer alten Elefantenkuh. Dicht neben ihm standen die gewaltigen Säulen ihrer Vorderbeine, ein einziger Tritt von ihnen vermochte, ihn aus der Welt zu löschen, aber er dachte mit keinem Gedanken an diese grausige Gefahr, er sah wie fasziniert auf gegen dieses unwirkliche Haupt, er lag gebannt unter dem Blick dieser kleinen, braunfeuchten Tieraugen, die stumm und forschend auf ihm ruhten, Er sah in diese Augen, prüfend, streng und eindringlich gingen sie über ihn hin, eine Klugheit lebte in ihnen, die nicht von dieser Welt war, aber da war auch eine Güte in ihnen, die nicht minder groß, nicht minder unwahrscheinlich war bei diesem gejagtesten Tier der afrikanischen Erde. Augen voll heiter-sicherer Kraft und Augen ohne jedes Falsch, Augen von einer tantenhaft gutmütigen Verschmitztheit — er wußte unter diesen Augen von der ersten Sekunde an, daß dieses Tier sein Leben nicht bedrohte.

Und dann löste sich auch schon der Rüssel von ihm, der schwere Schädel wandte sich ab, langsam und gleichmütig schob sich das gewaltige Tier an ihm

vorbei – er war geprüft und war für harmlos befunden worden. Und da saß er also am Fuße seines Baumes, das überwältigende Erleben engte ihm die Kehle und schleierte über seine Augen: er saß inmitten einer Elefantenherde, ein weißer Mann mit seinem niederträchtigen Gewehr, aber weil er sich ruhig verhalten und die Elefanten ihn hatten prüfen können, galt er ihnen als ungefährlich – und sie hätten ihn doch mit der gleichen Leichtigkeit vernichten können, wie Menschen eine lästige Schabe auf ihrem Weg unter ihren Schuhen zertraten . . .

Als sie ihm den Rücken kehrte, schrie die alte Elefantin einmal, laut, kurz und dunkel. Wie gerufen richtete er sich auf unter diesem Schrei, er hätte später niemals sagen können, warum er das tat, das unter diesen Umständen einem Selbstmord gleichzukommen schien, er richtete sich auf, er stand auf seinen Füßen, er sah mit seinen Augen, daß sich in der gleichen Sekunde alle Rüssel der weidenden Elefanten gegen ihn richteten. Aus jedem Strauch, hinter jedem Baum erhob sich ein solcher Rüsselmund, zielte gegen seine Brust und erzitterte leise in dem Bemühen, die Luft, die von ihm kam, zu prüfen – und es waren weitaus mehr Rüssel, als er geahnt hatte, als er geschätzt haben würde, der weite Wald schien voll von Elefanten zu sein. Er stand und schaute, eine Minute und länger dauerte diese stille Prüfung, dann schrie die Elefantin wiederum – und in der gleichen Sekunde wandten sich die anderen Elefanten gleichmütig von ihm ab und fuhren gelassen fort, ihr Futter zu suchen und zu verschmausen.

Und da stand er nun, und es war keine Feindschaft zwischen den Elefanten und den Menschen. Wenn sie ihn auch nicht aufnahmen in ihre Gemeinschaft, so duldeten sie ihn doch großmütig in ihrer Nähe – wie sie vielleicht eine Antilope bei sich geduldet haben würden, einen jungen Büffel, einen Strauß oder eine Giraffe. Er aber war mit dem Fluch des weißen Mannes beladen, er war gewohnt, daß die Tiere flohen vor seinem Anblick, oder daß sie sich trotzig zum Angriff gegen ihn kehrten, mit ungläubig großen Kinderaugen blickte er in das Märchenland, das sich ihm hier erschloß. Diese Elefanten schienen den weißen Menschen nicht zu kennen, schienen noch niemals gejagt und gehetzt worden zu sein, ihnen verband sich seine Erscheinung noch nicht

mit dem Peitschen und Blitzen der Gewehre, die unverständlichen Tod gegen ihre friedliebenden Völker warfen, diesen Elefanten war er nichts als ein Tier des großen Waldes, sie duldeten gelassen seine Gegenwart, mochte er auch nach seinen anderen Gesetzen leben, wie sie lebten nach ihrem Gesetz.

Noch heute, in der Erinnerung, überkam ihn das Unwirkliche, das Märchenhafte jener fernen Stunden – er war mit den Elefanten gezogen, er war nichts als ein Teil ihrer Herde gewesen. Im Anfange hatte er sich noch recht scheu unter ihnen bewegt und sich immer in der Nähe starker Bäume gehalten, stets bereit, sich dahinter zu decken oder sie mit größtmöglicher Geschwindigkeit zu erklettern, wenn die Situation sich einmal ändern, wenn eines der großen Tiere ihn angreifen sollte. Aber ein solcher Angriff geschah nicht, behaglich ästen sich die Tiere durch Wald und Unterholz, eine gemischte Herde von fast gleichaltrig scheinenden Männern und Frauen, manchmal boxten sich zwei mit den Köpfen, gelinde nur und scheinbar nur halb bei der Sache, manchmal spielten andere miteinander, mitunter schlangen zwei ihre Rüssel ineinander und blieben so lange Zeit wie im Kuß verhaftet, und der Menschenzwerg in ihrer Mitte, der sich leise und zurückhaltend benahm, niemanden belästigte oder störte in seinem Treiben, dieses lächerlich ungefährliche Geschöpf beachtete keiner der Giganten. Und so zog er dann mit ihnen dahin, sein Zeichenstift hielt eine große Ernte, und sein Skizzenbuch füllte sich mit hundert Elefantenphysiognomien und mit den verschiedenartigsten Bewegungsstudien.

Aber als dann zur Dämmerung das letzte Zeichenlicht geschwunden und das Skizzenbuch gefüllt war bis zum letzten Blatt, da hatte er sich dann nicht mehr aus der Herde lösen können, hatte sich vielleicht auch nicht mehr lösen wollen, sie hatten ihn eingemauert in die dunkle Flut ihrer Leiber, sie waren mit ihm davongezogen ...

Stunden und Stunden durch den nächtlichen Wald. Elefanten vor sich, hinter sich, dicht zu allen Seiten, es war wirklich kein Vergnügen gewesen, kein Fest und keine Lust, es war eine böse Strapaze, ständige Furcht, zertreten zu werden unter einer achtlosen Beinsäule, einmal wurde er im Dunkeln angerempelt, daß er meterweit zur Seite flog und gegen einen Baum prallte, an

dessen rauher Borke er sich seine Wange aufriß, nein, es war keine Lust, es war wie Grauen, wie das Grauen des Menschen, der aus seiner wohlbehüteten Sicherheit herausgefallen ist zwischen die unbegreiflichen und übermächtig starken Wesen einer fremden Welt. Und an der verborgenen Tränke im Wald, am still verschwiegenen Teich, abgeschieden und einsam wie ein Märchensee, hatten ihn nur niegeahnt schnelle und weite Sprünge davor gerettet, von der zum Strand stürmenden Flut der Elefantenleiber in das Wasser hinausgedrängt zu werden. Schließlich rettete er sich auf einen Baum, dicht unter ihm tranken die Elefanten und suhlten sich und badeten mit Eifer und viel Getöse, über ihm aber war nun der ewig dunkelnde Dom des Waldes aufgerissen, und der sammetdunkle Himmel Afrikas schaute mit tausend goldenen Sternenaugen zu ihm herab ..

Was wog es gegen das Erleben dieser Stunden, daß er am anderen Tage Stunden und Stunden durch Wald und Steppe stolpern mußte, unsagbar müde und zerschlagen und hungrig, bis er endlich am späten Abend zu seinem Wagen zurückgefunden hatte, daß er Tage brauchte, um sich von den Anstrengungen dieses Abenteuers zu erholen — niemals und nie würde er diese Stunden vergessen können, in denen er, geduldet von den großen, klugen und guten Tieren, mit den Elefanten gezogen war, niemals jene Nacht an der Waldtränke, im Baumgezweig hängend, die Elefanten unter sich und den großen, flimmernden Sternentanz über seinem Kopf — ja, die Elefanten, die Unvergeßlichen vom Tanganjika-See ...

Nun aber war es geschehen — nun stand er auf der Straße, die durch das Geröll zum Wasser führte, lautlos wie eine Wolke mußte er durch die Steppe herangetrieben sein, nun stand der große Elefant unter dem Mond, dessen groben Ruf Hans Froment in dieser Nacht wieder und wieder vernommen hatte, den er erwartet hatte durch die Stunden — nun stand der starke, böse, wilde Einzelgänger an seiner Tränke. Groß war er, größer als alle Elefanten dieses Landes, sehr stark und schwer, mehr als zwei Zentner mochte jeder seiner wuchtig geschwungenen Zähne wiegen. Er schien uralt, denn seine schiefergraue Haut zeigte unzählige Falten und Runzeln, spannte sich dann

aber wieder merkwürdig fest und glatt über die gebuckelte Stirn. Uralt, aber Hans Froment wußte, daß man sich über keine Sache in dieser Welt leichter täuschte als über das Alter der Elefanten. Die Zweihundertjährigen, von denen vergangene Forschung viel geredet hatte, gehörten der Fabel an, wenn der Elefant die Hälfte dieses Alters erreichte, so mochte das schon sehr viel sein. Es war wohl die Größe, die Seltsamkeit seiner Erscheinung, seine fremde, ernste Würde, die dem Menschen zu solch trügerischen Vermutungen Anlaß gegeben hatte, aber wenn man auch alle Märchen, die der Mensch um dieses seltsamste Tier gewoben hatte, abstrich und sich nur auf das Sichtbare, Greifbare und Beweisbare beschränkte, dieses Tier verlor nichts von seinem Geheimnis, im Gegenteil: je mehr man von ihm wußte, desto geheimnisvoller wurde es, wurde sein Wesen, sein Leben und sein Sterben ...

Da fegte der Schrei über den See, der Schrei des Riesen, der gefürchtet war im weiten Land, weil er seine Herde verlassen hatte und als böslauniger Einsiedler, der nicht gestört und nicht belästigt werden wollte, durch die Wälder und Savannen zog, der gelle, böse, grobe Schrei, den alles Getier fürchtete, und dem selbst der Löwe im scheuen Bogen aus dem Wege ging. Groß und dunkel wuchtete der Elefant unter den Sternen, das volle Licht des Mondes schmeichelte seinen Konturen mit silberner Hand, langsam sank der erhobene Rüssel herab, die abgebreiteten Ohren, die in die weite, stille Nacht hinaus lauschten, legten sich zurück, er nickte mit dem Kopf, dreimal, sechsmal, dann setzte er Fuß vor Fuß und wandelte wie ein Berg zum Wasser hinab.

Unendlich lag das Schweigen über der Welt, es war, wie wenn Berg und Wald und Steppe, der Himmel selbst mit seinen Sternenaugen den Atem anhielten, um den starken König ihrer wilden Einsamkeiten nicht zu stören bei seinem Trank. Welch ein Tier — Hans Froment blickte auf ihn hinab, auf diese gebuckelte, zerklüftete Stirn, auf die träge schlagenden, tischplattengroßen Ohren, auf dieses Wunderwerk eines tierischen Organes, den Rüssel, der sich stumm saugend voll Wasser füllte, auf die schwer fließenden Linien von Nacken, Rücken, Flanken und Beinsäulen, auf das bedrohlich geschwungene Elfenbein, das fast schmerzhaft stark aufgleißte unter dem vollen Licht des

Mondes. Welch ein Tier, dieser Einzelgänger, der gefürchtet wurde von allen Wesen, die an diese Tränke kamen, welch ein Tier, der Elefant ... Er war wie Afrika, er war wie dieser Kontinent, zuerst erschien er nur fremd und fern, aber je mehr der forschende Geist sich um ihn mühte und Wissen sammelte von ihm, desto fremder, desto rätselvoller wurde er ... Der Kontinent Afrika, dieses Tier, der Elefant ...

Als er damals auf seiner Fahrt endlich nach Nairobi gekommen war, entschlossen, sich in dieser reichen und luxuriösen Stadt nicht länger als einige kurze Tage aufzuhalten, wie er in keiner Stadt länger verweilte, als es die Neuauffüllung seiner Vorräte unbedingt erforderte, da war er dann, dem Elefanten zuliebe, doch weit länger geblieben, als es geplant war, und wegen den Elefanten hatte er nicht wenige Nächte in den Bars der eleganten Hotels vertrunken. Damals war er in eine recht angeregte Gesellschaft afrikanischer Großwildjäger geraten, die sich aus irgendwelchen Gründen hier zusammengefunden hatten und unter denen einige alte Herren waren, die noch die gloriosen Zeiten erlebt hatten, in denen ein mutiger Mann sich als Elefantenwilderer durchaus angenehm und zufriedenstellend durch diese Welt hatte schlagen können. Hans Froment war kein Jäger, aber er kam aus dem allzu eng gewordenen Europa, in dem die Jagd kaum mehr bedeutete als das Abschießen gehegter, halbzahmer Tiere, und so entdeckte er in sich bald eine kleine Liebe zu diesen Männern, die in fast unbegrenzten Weiten stark und frei aufgewachsen waren, und deren verwegene und dennoch wieder streng disziplinierte Männlichkeit auf ihn einen eigenen Zauber ausübte. Sie hatten den jungen Maler, der zufällig in ihren Kreis geriet, natürlich zuerst einmal eingehend und recht mißtrauisch besehen, waren der Ansicht gewesen, dafür sorgen zu müssen, daß ihn ob seiner Afrikareise kein falscher Stolz erfüllte, hatten ihn auch nach seinem Geständnis, daß er kein Jäger sei, so ein bißchen in allen Tonarten verhöhnt, vom gelinden Spott angefangen bis hinunter zur massiven Grobheit. Aber dann sahen sie, daß er keineswegs eitel und ein mundschneller Besserwisser war, dann setzte seine stille, sachliche Bescheidenheit, die stets einzig und allein dem Tatsächlichen verhaftet blieb,

sich durch, und als er ihnen einige seiner Elefantenbilder gezeigt hatte, als er ihnen schließlich gar seine große Geschichte erzählte, wie er mit der Herde am Tanganjika-See gezogen war, nicht anders als ein Tier im großen Rudel, da war dann die Stimmung schnell und gründlich umgeschlagen, und von dieser Stunde an war er das Schoßkind dieser Tafelrunde rauher und vielerfahrener Jäger gewesen. Und dann wurde in dieser Tafelrunde einige Tage und Nächte von nichts anderem gesprochen als vom Elefanten, und derjenige, der sich in diesen männlich aufgeschlossenen Stunden afrikanischen Jägerlateins bedient hätte, der wäre gewißlich von seinen Kumpanen auf grausame Art mit leeren Buddeln zur Bartür hinausgeprügelt worden.

Und in diesen Tagen und Nächten lernte Hans Froment so manches vom Elefanten, das er sonst und auf andere Weise niemals gelernt haben würde – beispielsweise, daß er keineswegs der gegen alle Gefahren, gegen alles Ungemach gefeite König dieses Landes war. Auch er war nur ein Geschöpf der Wildnis, und diese Wildnis war gewißlich groß und gewaltig und war von Gott, aber ein Paradiesgarten war sie nun nicht, und sie war das auch nicht für den Elefanten.

Da war die eine Geschichte des alten englischen Berufsjägers, der in den Serengetisteppen einem tobsüchtigen Elefanten begegnet war, der wie ein Irrer durch das Land preschte, sich aus vollem Lauf auf die Erde fallen ließ, sich wälzte, wieder aufsprang, tosend, schreiend einen Baum entwurzelte, an anderen Bäumen sich scheuerte, daß die Borke in breiten Stücken abblätterte, um dann wieder brüllend und mit vorgerecktem Rüssel dahinzutoben, bis die Schüsse des Jägers ihn vom Leben befreiten. Und als dann dieser Jäger vor seiner Beute stand, da stellte er die Ursache der Tobsucht des gequälten Tieres fest: die graue Haut war wie bedeckt von einem zottenden Gewand, tausend und abertausend, Heerscharen von Zecken hatten sich an dem gewaltigen Körper festgesaugt, hafteten, prall und feist gesogen, in allen Hautfalten, ballten sich zu dichten Haufen an den Weichteilen, an den Lefzen, in grausigen Ringen um die Augen, der Elefant mußte Unsagbares gelitten haben unter seinen Peinigern.

Da war die grausige Geschichte von der Elefantin und ihrem Kalb, die ein anderer Jäger erzählte. Der hatte auf einer weiten Streife nach tagelangem Marsch endlich das gesuchte Wasserloch erreicht. Aber die Trockenzeit war schon weit vorgeschritten, das Wasser in der flachen Senkung war zurückgegangen, der Rand um den eng gewordenen Wasserspiegel war im breiten Rund zerstampft von den unzähligen Tierhufen, die zu diesem einen Wasserloch gezogen kamen Nacht für Nacht, dieser Rand war nun nichts mehr als ein grundloser, zäher Schlamm. Und mitten in diesem Schlamm war Bewegung und ein böses Leben, Hyänen fraßen dort an einem Wesen, das noch lebte und schrie. Schüsse töteten und verscheuchten sie, hilflos im Schlamm steckte ein junger Elefant, eingesunken bis über die Mitte des Leibes, unrettbar festgehalten von der nachgiebigen und doch wieder unentrinnbar zähen Sumpferde. Schon hatten ihm die Hyänen große Stücke aus seinem Leib gefetzt, aber noch blickten seine Augen rund und angstvoll, noch bewegte er zitternd den schwer verletzten Rüssel – und dann neigte er ihn wie dankend, als ein Schuß alle seine Qualen endete. In der folgenden Nacht wurde der Jäger geweckt durch Elefantenschreie, wie er sie niemals so wild und entfesselt gehört hatte, hilflos im Dunkeln mußte er ihnen lauschen durch die Stunden, am Morgen erst sah er das neue Drama der Nacht. Eine Elefantenkuh war zur Tränke gekommen, gewißlich war sie die Mutter des toten Jungen, denn sie war in gerader Linie auf seine Leiche, die kaum noch sichtbar war, zugezogen. Sie hatte diese Leiche nicht erreicht, der trügerische, tückische Sumpf mochte noch leichte Tiere tragen, die Elefanten waren zu schwer für ihn, die Mutter steckte nun ebenfalls bereits bis über die Leibesmitte im Schlamm, sie schrie und schrie, sie erschöpfte sich immer noch in wilden und vergeblichen Versuchen, sich zu befreien, der Jäger erlöste auch sie mit einer Kugel, und dann veranstaltete er im ohnmächtigen Zorn ein Gemetzel unter den lüstern von allen Seiten heranstreichenden Hyänen, und als er im Morgengrauen des anderen Tages seinen Marsch fortsetzte, waren beide Leichen, Kind und Mutter, vor dem Angesicht der Sonne verschwunden in der blankschwarzen, blasig-feuchten Erde ...

Ja, es gab eine unabsehbar lange Reihe derartiger grausamer und trauriger Geschichten, und es war wohl gut, sich an die Wahrheit zu erinnern, daß das Paradies ein Menschentraum ist, und daß kein Geschöpf über diese Erde wandern darf, das nicht auf eben dieser Erde seinen bösen Tod finden kann. — Aber dann gab es auch wieder andere Geschichten vom Elefanten, viele andere Geschichten, und sie waren alle umwittert von seiner großen Einsamkeit und von seinen großen Geheimnissen. Da räumte einer der Jäger die Flaschen vom Tisch und stellte zwischen die Gläser einen Abguß der schönen Bronze Carl Akeley's: zwei Elefanten, starke Stoßzahnträger, hatten einen dritten in ihrer Mitte, der sichtlich krank war, den sie mit den Wällen ihrer Leiber vor dem Niederbrechen bewahrten und den sie einsichtig stützten in seinem beschwerlichen Gang. Und dann berichtete dieser Mann, wie er das gleiche Schauspiel, das der Amerikaner hier gestaltete, ebenfalls erlebt hatte, vor Jahrzehnten, unten im Betschuana-Land. Da hatte er eine Elefantenherde angepirscht und hatte schließlich dem Bullen mit den stärksten Stoßzähnen die Kugel angetragen. Sie war nicht sogleich tödlich gewesen, die Herde war geflohen, dem nahen bergenden Waldrand zu, der krankgeschossene Bulle hatte ihr nachgestrebt, so schnell, wie seine schwere Wunde das nur zuließ. Es war unmöglich gewesen, sogleich einen zweiten, einen Fangschuß abzugeben, dann war die Herde am Waldrand stehengeblieben, zwei starke Bullen hatten sich aus ihr gelöst, waren zurückgeschritten, achtlos der Gefahr entgegen, hatten den wunden Bruder in ihre Mitte genommen, hatten ihn gestützt und fortzuführen versucht. Aber ehe sie dann mit ihm die wartende Herde erreicht hatten, war er ihnen entglitten und mit einem letzten Schrei auf die Erde gestürzt. Sie versuchten mit Zähnen und Rüsseln, ihn wieder auf die Beine zu stellen, es war vergeblich gewesen, und dann hatten sie im plötzlich wild aufbrennenden Zorn den sich langsam nähernden Jäger angegriffen, er mußte noch einen von ihnen mit der Kugel strecken, ehe der andere, angeschossen zurückgeschlagen, die Flucht ergriff und mit der Herde in den Wald tauchte.

Ein anderer Jäger, ein Schwede, wußte eine noch seltsamere, noch großartigere Geschichte, sie war ihm selbst im belgischen Kongo, am Njangwe, widerfahren. Er sah eine große Elefantenherde von vielen hundert Tieren

beiderlei Geschlechtes, die nicht ästen, sondern sich langsam, einer hinter dem anderen, durch die Steppe schoben, jeder für eine kurze Zeit wie meditierend verweilend vor einem großen, dunklen Gegenstand, den er zuerst für einen in die Savanne versprengten Felsen gehalten hatte. Sich vorsichtig anpüirschend, erkannte er dann einen außergewöhnlich starken, fraglos sehr alten und vielleicht an Altersschwäche verstorbenen Elefanten, der dort tot im Grase lag, geehrt wie ein abgeschiedener König von seinem Volk, geehrt durch die grandioseste Trauerparade, die jemals ein menschliches Auge sah. Mehrere Stunden währte dieser würdig-langsame Vorbeimarsch der großen Herde, dann entschwand sie still im Dornbuschwald, an der Leiche aber blieben die vier stärksten Stoßzahntäger zurück. Sie ästen bisweilen in der nahen Umgebung, dieser oder jener zog auch einmal zum nahen Wasserloch, aber es war über jeden Zweifel, daß diese vier Elefantenbullen ihrem alten König oder Bruder die Totenwache hielten. Der Jäger legte sich auf die Lauer, er beobachtete die Tiere in ihrem tiefsten Geheimnis. Zwei Tage, vier Tage, fünf Tage verblieben sie an ihrem Platz, weder Schakale noch Hyänen noch die Heerscharen der Geier, die sich sonst schnell und unverscheuchbar bei jedem Kadaver einstellten, zeigten sich — am sechsten Tage zogen die vier grauen Riesen still auf den Spuren ihrer Herde davon. —

Ja, das also war der Elefant, der Große und Geheimnisvolle, und je mehr man von ihm wußte, desto fremder wurde das Tier, desto größer und dunkler wurde die rätselhafte Welt, der er angehörte ...

Der böse alte Einzelgänger stand nicht mehr am Wasser, er hatte nur getrunken, hatte sich nicht gesuhlt und sich auch nicht durch ein Bad erfrischt. Jetzt war er zehn gute Schritte vom Strand zurückgewichen und stand unbeweglich, schlafend vielleicht, mitten auf der Straße, die zum See führte. Es war ein großes Schweigen um das Tier, es war ein großes Schweigen in der Nacht. Noch lag die Hand des sich neigenden Mondes weich und silbern auf der schiefergrauen Haut des Riesen, aber es webte wie ein graues Dämmern unter den Sternen, und die Nebel über der Steppe hatten sich verdichtet. Und sie leuchteten nicht länger silbrig, sie waren grau und ohne jeden Glanz

geworden. Es war so still wie im Schoße der Unendlichkeit, auch der kleine Nachtwind hatte sich nun wohl in den Bergwäldern müde gelaufen und endlich zur Ruhe gelegt. Der See, dessen Form einem Schilde glich, lag blank und ruhig wie ein Spiegel, nahe bei ihm stand das große Tier in der Nacht und regte kein Glied. Hans Froment sah gegen die schwere, massige Kontur, um die das Mondlicht wie ein silberner Segen floß. Diesen Formen, die erschienen wie der Urwelt entstiegen, die aus den fernen Frühen des Lebens bis in unsere späten Tage gekommen waren, diesen Formen war er verfallen, war er nachgezogen durch den Kontinent, der vielleicht das Geburtsland des Elefanten war, sicherlich aber das Land, in dem dereinst der letzte freie Elefant sterben würde unter hallendem Schuß ... Diesen Formen? Nein, dem Seltsamen, dem Rätselvollen war er nachgezogen, das von den Menschen "das Leben" genannt wurde, und von dem man nichts wußte, weniger als nichts ... Er hatte durch die Jahre und durch das weite Land den Elefanten verfolgt, weil er dessen Seele, sein innerstes, wirklichstes Wesen gesucht hatte — und nun saß er hier auf diesen Steinen am See, und es war seine letzte freie Nacht im großen Afrika, und er wußte vom Elefanten viele Dinge, und er wußte doch von ihm nicht mehr als am ersten Tag. Nicht von dem Elefanten, nicht von dem Kontinent Afrika ...

Die letzte Nacht — da war wieder die große Trauer in ihm, sie stieg auf aus seinem Herzen und erfüllte ihn ganz. Dieser Kontinent hatte ihn ergriffen, hatte ihn geformt und erfüllt, er verdankte ihm unsagbar viel — was aber, was hatte er gegen diese Gnade, gegen diese Begnadung einzusetzen? Er hatte gearbeitet, gewiß, wenn er zurückblickte, verwunderte er sich selbst über das ungeheuerliche Maß an Arbeit, das er in diesen zwei Jahren des Reisens und Schauens hinter sich gebracht hatte, er wußte sehr gut, daß er in der Heimat niemals in der gleichen Zeit ein solches Maß hätte erfüllen können. Er hatte also gearbeitet, ja, ja — aber wenn er zurückblickte, dann sah er nicht die geleistete Arbeit, dann erschauerte er, dann grauste ihm vor dem vielen, dem allzuvielen an Arbeit, das nicht getan worden war, und das er nun auch nicht mehr tun konnte, weil er am nächsten Tage diesen Kontinent verlassen mußte ...

Zwei Jahre waren ihm gegeben worden, aber sie waren ein Nichts in diesem großen Lande. Er war seinen Verpflichtungen überreichlich nachgekommen, Herr Weidemann daheim konnte nur einen Bruchteil des ihm übersandten Materials verwenden, das andere brachte er auf den Markt und verkaufte es zu hohen Preisen. Mit einigem Unbehagen nur dachte Hans Froment an gewisse Briefe, in denen Zahlen und Summen genannt wurden – während er hier reiste und arbeitete, reisen und arbeiten durfte, wuchs daheim in Europa etwas für ihn heran, das er nicht zu verdienen glaubte, dem er nicht gewachsen war. Daneben bargen seine Skizzenbücher Schätze, von denen er, das wußte er gut, daheim noch viele Jahrzehnte, von denen er sein Leben lang zehren konnte. Alles aber, was in ihm erstanden war, das hatte Afrika in ihm, durch ihn erstehen lassen, er hatte kein Verdienst dabei, er hatte nur seine Pflicht getan. Aber es war nicht genug, wenn man seine Pflicht tat, heute, da er seine Arbeit beschließen mußte, heute sah er nicht das Geschaffene, er sah das Fehlende. Und wieder brannte es in ihm wie Scham neben der großen Trauer, er kam sich vor wie ein Verräter, wie ein Flüchtender, wenn er dieses Land verlassen mußte, dann würde er sich wie ein verjagter Dieb in der Nacht aus ihm davonschleichen. Wie stolz und selbstbewußt hatte er einmal diese Erde betreten – gedemütigt und mit nagend schmerzenden Selbstvorwürfen mußte er sie jetzt verlassen. Und dabei verließ er doch dieses Land wie einer, den man aus der Heimat, aus dem Elternhaus wies. Er gehörte diesem Lande an, in ihm und unter seiner großen Sonne hatte er sich verwandelt für alle Zeit.

Er hatte in den Städten gelebt und hatte geglaubt, in der Welt zu leben. Eine Blume im Gras, ein blühender Baum im Garten, Tiere in engen Gelassen, gestutzte Parks, straßendurchzogene Kornfelder, Wiesen und Weiden – das war ihm Natur gewesen, die Natur. Und er hatte tausendfach dieses große Wort schnellfertig dahingesprochen, unbeschwert leichten Sinnes, er hatte erst nach Afrika kommen müssen, um zu sehen, wie groß und reich diese Welt war, die ein unausdenkbar großer, weiser und gütiger Gott schuf, um die Menschen darin leben zu lassen. Und wenn er wußte, daß er für immer dem Leben in den Städten entfremdet und verdorben war für ihre enge Gemeinschaft, so wußte er

heute auch, daß er dreißig Jahre in der Stadt gelebt und nichts empfunden hatte, daß sie ihm nicht mehr gewesen war als eine zufällige und gleichgültige Behausung. Menschenunwürdig, menschenunmöglich hatte er dahingelebt, wie eine Biene in ihrer Wabe hatte er in seinem Glasnest, in seinem Atelier über dem Strom gehockt, weltabgewandt und nur eigenen, ganz unwichtig persönlichen Dingen hingegeben.

Hier in Afrika aber hatte er sich zu einem freien Vogel gewandelt, getragen von seinen ungehemmten Winden hatte er im schrankenlosen Flug die Welt durchsegelt, die sich unter ihm weit und ohne Grenzen breitete. Und diese Welt war anders, ganz anders, als man sie von den Städten aus sah, die in ihr nichts waren als belanglose, unwichtige, künstliche Gebilde des ameisenhaft robottenden Menschevolks. Die Welt — das war die See und die großen Ströme, das waren die gewaltigen Wälder, die Steppen ohne Grenzen, die unbezwungenen Berge, das war die weite Wildnis, erfüllt von millionenfachem Leben, das dem Menschen nahe war und doch ungreifbar fern. Und diese Welt nun war in sein Blut gedrungen, er würde sie niemals wieder daraus verleugnen können. Ja, tausendfältige Wurzeln hatte er geschlagen in diesem Land, und nun mußte er mit eigener Hand alle diese Wurzeln kappen, mußte sich herausreißen aus dieser Erde — es war kaum anders als ein Selbstmord ...

Ach, bleiben dürfen in diesem wilden Land, ein Eremit seiner tiefsten Einsamkeiten, schauen und lauschen und still sich neigen unter dem großen Gesang der ewigen Götter, leben dürfen als freie Kreatur und niemals wieder Mensch unter Menschen sein müssen, nie wieder zurück in die steinerne Widernatürlichkeit der Menschenwelt, nie wieder zurück in das leere Geschwätz, in die sinnlose Emsigkeit, in Enge, Schmutz und Niedertracht der menschlichen Gemeinschaften. Wenn er an Europa dachte, so geschah es, wie wenn vor einem Freien das Bild eines Zuchthauses erstand, schmerzhaft-übermächtig erfüllte ihn das Heimweh nach dem Lande, in dem er noch weilte mit seinem Körper und mit allen Sinnen, das er aber morgen verlassen mußte ...

Hans Froment sah still über das vom Mond versilberte Wasser gegen den großen, einsamen Elefanten hin, der reglos mitten auf der Straße zur Tränke stand. Wie ein Felsen dunkelte er vor dem trüben Nebel, der sich jetzt über die

Steppe breitete. Die Sterne blaßten, auch das Licht des Mondes war dünn und schwach geworden, Hans Froment blickte verloren in das Grau zwischen Himmel und Erde, er sah mit leeren Augen, denn er sah über den Dingen, hinter den Dingen noch einmal das große, wilde Land Afrika, dem sein Herz gehörte, weil es das Herz dieses Kontinentes hatte schlagen hören dürfen.

Es brauste in seinen Ohren, das war das Rauschen der großen Ozeane, auf deren Wellen der Wind spielte wie auf einer Harfe – oder waren es die Wälder, die sich neigten unter der raschen Hand des Windes vor der Regenzeit? Da lag der Erdteil im blauenden Kranz der Meere, ein gewaltiger Eolith, nach dem die Finger Eurasiens schon griffen. Da breitete sich grenzenlos die ungeschändete Erde, weiter, als alle Augen reichten, der Mensch, ein emsiger Zwerg, hämmerte und lärmte an den Küsten, aber noch waren die Wildnisse des Inneren stärker als der Mensch, sie duldeten ihn nicht. Schleiergrün floß der Nil durch das Land, dessen Fruchtbarkeit von ihm geschaffen worden war und von ihm beschirmt wurde, an seinen Ufern breiteten sich die Ruinen vergangener Jahrtausende, aber es war, wie wenn man ein Grab öffnete und vor den ehernen Sarkophagen toter Zeiten stand, die fruchtbaren Gewässer des Nils waren nicht Afrika, und nichts war vor den Ewigkeiten seiner Wälder und Wüsten die Geschichte des Menschen, die einst an diesen Ufern sich erhoben hatte zu ihrem wirren und blutigen Gang durch die Zeiten.

Aber der dunkle Kongo war Afrika, seine Wälder waren es, die Flüsse, die ihn speisten, die großen Seen, die Gletscher des Kilima, die menschenfeindliche Wüste zwischen Kunene und Vaal. Afrika, das waren nicht die Landstriche, in denen der Mensch lärmte, nicht die Küstenstreifen mit ihren lauten Städten, in denen er sein leeres Leben geschäftig verhetzte, war nicht das schmale Land am Nil mit seinen zerbröckelnden Tempeln und seinen vielfach geschändeten Gräbern. Afrika, das war die wilde Erde, war das Unbezwingliche, das Starke und Große und Schreckliche und Grauenhafte. Afrika, das war das magisch lockende Land, das sich vor den Pforten jenes lieblichen Gartens breitete, das der Mensch, ewig hungernd nach befriedeten Sicherheiten und immer furchtsam vor dem Ungewissen, sich in tausend Märchen erträumt und in

hundert Sprachen das Paradies genannt hatte. Afrika, das Land, das ewig war, tausendfach älter als der Mensch und heute noch so jung wie am ersten Tage der Schöpfung. Afrika, das war wie eine Tafel, in die Gott selbst seine Gesetze und seinen Willen um diese Welt gemeißelt hatte. Und der große Gott war sehr fern den Menschengedanken, der Gott wollte, daß diese Erde wild sei, und wo man seine Erde schändete, sie zähmte und verdarb und vergiftete, da wandte der große Gott sein Antlitz ab von dieser Erde, und die Rufe der Menschen erreichten niemals mehr sein Ohr.

Über das Herz von Afrika jedoch hielt der große Gott noch immer seine schützende Hand, im wilden Herzen von Afrika ging sein großer Atem und mengte sich mit dem Wind. Drei Elefanten zogen gegen die blutig vertropfende Abendröte, ein Löwe rührte gegen die tanzenden Sterne an, und der Wind wühlte wie eine zärtliche Hand in seiner Mähne – Hans Froment biß die Zähne übereinander, ihm war, als müsse er weinen. Er war begnadet und gesegnet worden, er hatte Gott selbst in die Augen sehen dürfen, konnte er, durfte er nun sein Antlitz abwenden von Gott, ungerührten Herzens zurückkehren in die enge und leere Geschäftigkeit der Menschenwelt und ihren steinernen Wüsteneien? Er war ein Fremdling unter ihnen geworden, und er würde immerdar unter ihnen leben wie ein Ausgestoßener ..

Der Mond über dem Kilima, die Sonne über dem Victoria-See, die Schreie der fremden, fernen Affen hinter der kirchturmhohen, blaugrün dichten Baumwand am großen Lualaba, der Wind über der Kalahari, die großen Regen, die über das Land am Oldeani brachen, Mosi-oa-tunja, die donnernden Fälle des Sambesi, der große Sternentanz, die blühenden Farben der Sonnenaufgänge, die blutenden Abendröten, die Dämmerungen und die tiefen Finsternisse – und die Herden der Tiere in ihren Steppen, der donnernde Ruf des Löwen, die Drommete des Elefanten, das Schleichen der Leoparden, das Trippeln und Trappeln der tausend Hufe, der dunkle Glockenruf des grauen Uhus in den Nächten, der pfeilende Flug der Falken, die auf dem Wind ruhend kreisenden Adler, die rosafarbenen Wolken der Flamingos am flachen Seegestade, die tanzenden Kraniche mit den goldenen Strahlenkronen – ach, dachte Hans Froment beklommen wie ein ertapptes Kind, den Vögeln Afrikas

bin ich nicht gerecht geworden! Gewiß, ich habe sie gezeichnet und gemalt, vom kleinen purpurfarbenen Feuerweber an bis zum blauen Schopfadler mit seinen goldenen Augen und bis zum windschnell dahinstürmenden Straußen, aber ich hätte mehr, viel mehr tun müssen, ich habe die Vögel vernachlässigt, weil die nahe Vielzahl der großen Säugetiere mich immer wieder abgelenkt und gebannt hat, wie nur kann ich dieses Versäumnis wieder gut machen? Und dann krächzte der Rabenruf an seinem Ohr: "Nie, du Tor!" und dann neigte er sich wieder in drückender Scham: er hatte mit seinem Pfunde nicht gewuchert, er hatte Wichtiges versäumt, er war seinem Schicksal nicht gewachsen gewesen ...

Und wieder sah er den Elefanten in der schweigenden Nacht stehen und dachte: Wenn ich so lange Zeit in diesem Lande leben dürfte, wie du in ihm lebst, dann würde ich wohl am Ende meiner Tage so viel geschaffen haben, daß ich bestehen könnte – vielleicht sogar vor mir selbst ... Aber die Zeit ist zu kurz gewesen, und zu groß war Erschütterung und Wandlung, Befruchtung und Reife, o du schweigendes, geheimnisreiches Tier in der Nacht, ich bin ja wie ein Kind gewesen, als ich den Boden deines Landes betrat, ich wußte nichts von der Welt, ich wußte nichts von der Kunst, ich hatte ja nicht gelebt bis zu jenem Tag! Erst in Afrika habe ich sehen gelernt, zeichnen und malen, erst in Afrika hat mein Leben begonnen!

Und dann dachte Hans Froment, daß es vielleicht doch recht gut für ihn gewesen war, daß er das Land Afrika zuerst am Nil betreten hatte und nirgendwo anders. Denn nur darum, weil er dieses Land zuerst gesehen hatte, war es ihm möglich gewesen, in den Wildnissen und Wäldern, unter den Sternen und unter den freien Tieren seine Kunst zu überwinden, diese Kunst, die er lieben und vor der er sich neigen wird bis an seinen letzten Tag. Vielleicht, wenn er Europa niemals verlassen hätte, wenn er in den Museen der großen Städte in einer aufgeschlossenen Stunde der Kunst Ägyptens begegnet wäre, vielleicht würde er ihr dann verfallen sein, wie andere Maler dem Exotischen verfielen, den Chinesen und Japanern, der Südsee, den Primitiven. Diese priesterhaft strenge Kunst, die aus der nervös flirrenden Leere unserer

harten und lauten Tage begrüßt werden mußte wie die Kunst eines fremden Sternes, voll doppelt magischen Zaubers, weil aus diesen Bildwerken die Uranfänge menschlicher Geschichte, menschlichen Denkens und Träumens zu lesen waren wie aus einem vergilbten Buch.

Niemals wieder, er wußte das gut, würden in der Welt Bildwerke erstehen wie die granitene Statue des Gottes Khonsa, das Antlitz der Göttin Mut, die Falken und Löwen von Deir-el-Bahri, die Esel vom Grabe des Ti, die ungezählten Tierbilder im Sonnentempel von Abu Gurat und in den Gräbern bei Sakkara, niemals wieder würden die Menschen dem fernen Göttlichen solche Tempel erbauen, wie sie sterbend noch heute von ihren Gottheiten zeugten in Karnak und Edfu, in Gizeh und Luxor, in Abu Simbel und auf der Insel Philae, keine Zeit würde wieder diese Sphinxen meißeln aus Granit und Alabaster, in Kalkstein und Diorit, keine Zeit würde sich wieder so tief und demütig den Göttern neigen, um zur gleichen Zeit diesen Göttern so erschreckend nahe zu sein.

Das Land am Nil – wohl ihm, daß er es sehen durfte mit seinen Augen, durchwandern auf seinen Füßen, wohl ihm, daß er blicken durfte in die Augen der Sphinxen. Daheim in Europa, vor ihren Bildern, hätte er vielleicht niemals bemerkt, daß diese Augen leer waren und leer in eine entgötterte Welt schauten. Denn die Götter Ägyptens, diese klugen und heißen und dunklen Träume ferner Menschen und Zeiten, diese Götter waren so tot, daß heute niemand sie noch sehen oder gar gestalten konnte. Das Land Ägypten war nicht mehr als ein Lustgarten auf den Trümmern toter Herrlichkeiten, abgewandten Antlitzes schauten die leeren Augen der Sphinxen über die grenzenden Wüsten gegen das wilde Herz von Afrika. Und das wilde Herz von Afrika erwiderte den Blick der Sphinxen, der nach den toten Göttern suchte, die einst aus ihren Wildnissen an den Nil gekommen waren, um dann, als ihre Zeit erfüllt war, wieder im Wilden und Weiten zu vergehen. Und unter dem sengenden Sonnenwagen wurden die Sphinxen längst zum seelenlosen Stein, aber das wilde Herz von Afrika lebte heute wie einst und zu allen Zeiten in seiner Fülle und Kraft. Ägyptens Erbe war tot, aus seinen Steinen neigte sich dem Menschen von heute keine Frucht, denn auch die Werke der Kunst können sterben. Ägyptens

Kunst war nichts anderes mehr als die unsagbar edlen Linien eines Katafalkes der ersten Menschenräume, und der sandige Strom der Jahrtausende und der Wind der Wüsten hatten längst die Mumien der einst Lebendigen hinweggefegt bis zum letzten Rest. Nur die Memnonssäulen mochten noch weich und süchtig singen unter der steigenden Sonne, aber die Wildnis antwortete ihrem zagen Sang mit größerem Ruf, antwortete mit dem ehernen Röhren des schweifenden Löwen, mit der großen Trompete der wandernden Elefantenvölker — die kunstvoll behauenen Steine waren nichts als ein toter Mechanismus, aber das Leben blieb sieghaft in niegebrochener Kraft. Ägypten war tot, das wilde Herz von Afrika aber lebte — denn Gott lebt nicht in den Ruinen der Menschen, er lebt in seiner eigenen Welt. Und das Antlitz dieser Welt war das Antlitz einer anderen Sphinx, und sie trug strengere Rätsel in sich, tiefere, dunklere, blutigere, grausamere und größere als alle die steinernen Gebilde am grünschleiernden Nilstrom. Nein, das Land Ägypten war gestorben mit allen seinen Göttern und mit seinem Geist, ewig aber nach wie vor ruhte das wilde Afrika in den sicheren Händen Gottes, und Gottes Augen schauten segnend darauf hinab.

Und diese ewigen Wildnisse waren wie die Götter, die der Mensch wohl träumte, die er aber niemals ausdenken konnte, Gut und Böse in sich einend, die Hüften von ziehenden Wolken gegürtet und mit dem Haupt in den Sternenhimmel tauchend. Daheim in weißen Mannes Land hatte Hans Froment gleich seinen Brüdern viel und oft über den Büchern gesessen und hatte vergeblich versucht, den Begriff "Natur" zu ergründen. Dichter nannten sie gern die Mutter Natur und träumten viel und seicht von einem idyllisch verspielten Sein in ihrem bergenden Schoß. Denker und Forscher aber bewiesen, daß sie grausam war ohne Maß und Vergleich, grauenhaft verschwenderisch mit allem Leben und unendlich gleichgültig gegen das Wohl des einzelnen. Aber in Europa blieb dieses Wort Natur immer nur ein kühler, unpersönlicher Begriff, vage und unfaßbar, denn das Bild, das man sich von ihr machte, setzte sich aus tausend und abertausend Einzelheiten zusammen, die ein jeder an seinem Wege aufas und zum Bild zusammenfügte. Denn Europa war wie ein

geschorener Rasen gegenüber den Wildnissen, und Hans Froment hatte erst in das Herz von Afrika vordringen müssen, ehe er der wirklichen Natur in die Augen sehen durfte.

Und es waren die Augen einer dunklen Sphinx, die Löwin reckte das Frauenantlitz gegen die glühenden Himmel, sie sah mit gnadenlosen, weltfern abgezogenen Augen in nie zu ergründende Fernen, in denen sie beheimatet war. Sie war nicht gut, sie war nicht böse, sie war erhaben über alles Menschenmaß, und der Mensch, der alle Kultur seines Geschlechtes in sich trug, von den ersten Höhlenzeichnungen der Steinzeit bis zum reinen Gold einer Bachschen Fuge, dieser Mensch galt vor ihrem Antlitz nicht mehr als eine Ameise im Sand. Auch Hans Froment hatte das Rätsel der großen Sphinx nicht lösen können, er hatte nur ahnen dürfen, daß kein Auflehnen half und keine Empörung, daß ihm, dem Menschen, einzig die sich neigende Demut anstand. Voller Grauen, aber auch wie hypnotisiert, hatte er der schwarzen Sphinx in die Augen gesehen, und ihr Antlitz hatte sich unter seinem Blicke vielfach gewandelt, bis er endlich glaubte, es als Januskopf fassen zu können.

Und das eine Gesicht dieses überirdischen Hauptes war kalt und wild und sehr böse, dieses eine Gesicht offenbarte das Gewalttätige, das Grausame und Giftige des unbezwinglichen Kontinentes. Hier offenbarte sich die Natur in ihrer verschwenderischsten Fülle, in ihrem strotzendsten Reichtum. Die Welt quoll über von Leben in jeglicher Gestalt, unter den Tieren kreiste Leben und Tod nach ehernem Gesetz. Jedes lebte sein Leben, die Herden weideten, die Räuber schlugen, und ihr Handwerk trug ein ehrliches, fast biederes Gesicht, alles war einfach und klar, und der Tod schien so leicht zu sein wie das Leben, denn die gleiche Natur, die ihren Geschöpfen die Lust am Leben gab, enthielt ihr das Wissen und damit die Furcht vor dem Tode. Immer wieder aber stießen von allen Seiten die Menschen gegen das Herz von Afrika vor, und der Mensch war getrennt von allem Getier durch Sprache und Geist, er stand unter anderen, er stand unter den eigenen Gesetzen, und darum erschien er ewig als böser Fremdling auf der entweihten Erde. Die Massai mit blinkendem Speer, die Zulu mit Speerdolch und Keule, Herero, Hottentotten mit ihren an allen Wegen aufgelesenen Waffen, der Buschmann mit vergiftet zischendem Pfeil, die

Pygmäen mit listig gebauten Gruben und Fallen — ach, alle diese Dunkelhäutigen gehörten gleich den Tieren diesem Lande an, sie wuchsen in ihm heran, sie gingen spurlos unter, und wenn sie auch grausam und im ewig ungestillten Hunger nach Fleisch jagten, das sie in unendlichen Mengen schlingen konnten, Afrikas Erde trug leicht ihre Last. Vielleicht war es auch diese ewig üppig zeugende afrikanische Erde gewesen, dieser große, nie endende Rausch vom ewigen Leben und raschen Sterben, der alle die blutigen Mythen der Neger hatte erstehen lassen und es ewig verhinderte, daß ein guter Glaube, eine sanfte Religion erwachsen konnte im Herzen der Jäger, die ihre karge Beute mühsam und vielfach gefährdet den großen Herden abkämpfen mußten, und die sich nur dann ihres Sieges erfreuen durften, wenn der Elefant sie nicht zertrat, der Löwe oder der Leopard sie nicht schlug, wenn sie dem Gift der Schlangen entrannen und dem verheerenden Ungetüm der wechselnden Jahreszeiten mit Dürre, Brand, Orkan und über alle Ufer tretenden Fluten. Dieses Afrika war der Kontinent der großen Herden und der großen Jäger, aber das eigentliche, das grundlos böse Morden hatten erst die Fremdlinge in den weiten Wildnissen begonnen, die klugen, kalten Araber, die in das Land eingefallen waren, die langgezogene, silberbeschlagene Büchse in der Hand, hetzend durch das Land, die freien Menschen aus Wald und Steppe unter das Sklavenjoch peitschend, die Elefanten metzelnd, um ihre Zähne zu gewinnen, Menschen und Elfenbein dem Land entreißend, sie daheim in Gold umzumünzen, um dann auf den seidenen Pfühlen der Harems, umgeben von schönen und willigen Frauen, den großen Geschicken ihrer fürstlichen Geschlechter nachzuträumen oder mit grübelndem Sinn in den kühlen Rechenkünsten von Algebra und Astrologie zu schwelgen. Und nach dem Araber war der weiße Mann gekommen, und er war wie die Neger, er sah im Tier nur das Fleisch liefernde Objekt, er tötete es in Scharen, um dieses Fleisch oder die Häute zu gewinnen, und er wollte über des Leibes Notdurft hinaus immer Geld und mehr Geld, darum tötete er alles, was ihm Geld bringen mochte, und dann blieb er im Land, damit die alte Erde ihm Früchte bringe zu seinem Gewinn. Die Menschen waren von den Tieren getrennt durch eine breite und tiefe Kluft, sie dachten und handelten nach eigenen, kalten, nach

menschlichen und also un-göttlichen Gesetzen – und darum also war das eine Gesicht der schwarzen Sphinx der großen Wildnisse kalt und wild und böse.

Das andere Antlitz aber war das Gesetz der ewigen Gottheit, es war milde und von tiefem Ernst und voll einer Weisheit, die vom Menschen nicht erahnt werden konnte. Und diese Weisheit goß über das reiche Leben und das vielfache Sterben eine Schönheit aus, vor der das Geschick jedes einzelnen klein wurde und nichtig. Und wer Augen hatte für diese Schönheit, dem wurde jeder Tag zur Feier, jede Sternennacht zum Gottesdienst.

Hans Froment grübelte längst nicht mehr über das Rätsel der dunklen Sphinx, sann nicht mehr in endlosen Nächten über Gut und Böse, er beugte sich vor der Weisheit, die tiefer war als alles Menschendenken, und er neigte sich vor der unerfaßlichen Schönheit, mit der die freien Wildnisse Leben und Sterben segneten. Er wußte, daß eine derartig grenzenlose Schönheit auch eine gleich große Wahrheit in sich einschließen mußte – wenn er nur schaute, immer nur schaute auf das Schöne in dieser Welt, ob es ein Käfer auf dem Blatt war, der schwirrende Flug eines Vogels, der gaukelnde Reigen eines märchengroßen, märchenbunten Schmetterlings, der seidene Glanz des silbernen, dunkelfleckigen Leoparden, der schwere Schritt des gewaltigen Elefanten, ob es die schwelgerische Pracht der Sonnenaufgänge oder das große Farbenspiel der Abendröten war, das Mondlicht über der stillgewordenen Weite, das Toben der Unwetter oder die unendlich tiefe, unauslot-bare Stille, durch die der dröhnende Sonnenwagen sich schwang – wenn er nur lauschte und schaute und jedem Wesen sich liebend neigte, damit er es erkennen konnte in seinen Gesetzen und in seinen erahnten Tiefen, einmal dann nach so viel Mühen und so viel Liebe mußte die Sphinx ihn mit der Erkenntnis segnen, nach der sein Menschensinn sich sehnte.

Gewaltiges Afrika – schon verdankte er der schwarzen Sphinx viel, ungeheuer, unaussprechlich viel. Sie hatte ihn befreit von dem Alpdruck Ägypten. Wenn er heute an dieses tote Land zurückdachte und seiner Kunst nachsann, dann fühlte er sich nicht mehr bedrückt, er fühlte sich frei. Er hatte die große Harmonie der Wildnisse in sein Blut beschlossen, er hatte dem

Wirklichen allzu lange, allzu nah und allzu einsam in die Augen gesehen, als daß er immer noch nach dem Denken des weißen Mannes die Kunst hätte über die Natur stellen können. Er hatte dem Meer gelauscht, dem Wind, dem Gesang der Wälder, dem großen Schweigen über den Wüsten. Und wer diesen großen Geräuschen der Welt gelauscht hatte, der hatte den Gesang Gottes gehört, und die Stimmen der Menschen konnten sein Herz nimmermehr versehren. Groß und edel war die Kunst Ägyptens, war geschaffen von sehr klugen Köpfen, heißen Herzen und überaus geschickten Händen, manchmal wohl hätte er den Weg gehen mögen, den diese ältesten Bildner der Menschheitsgeschichte gegangen waren, diesen Weg zur künstlerischen Erfassung der Natur durch die tiefste Ehrfurcht vor ihr.

Aber er wußte heute auch, daß alle Kunst allein aus der Natur geboren wurde, wußte, daß alles, was die Menschen an Kunst erzeugt hatten, der Natur abgezwungen, abgelauscht, abgestohlen war. Alle Kunst steckte in der Natur, wer sie erspähte, heraushob und sichtbar machte, dem gaben die Menschen den Ehrentitel eines großen Künstlers. Hans Froment wußte nicht, ob er noch immer den Ehrgeiz hatte, ein großer Künstler zu werden, denn er kannte die Kunst, und er kannte heute die Natur. Und er wußte, daß viele Künstler nur darum so laut gelobt wurden, weil sie mit frecher Hand fälschten und logen und verbogen. Aber, so dachte der Maler, einsam in der sich neigenden afrikanischen Sternennacht, aber es ging ja nicht um Ruhm und Ansehen und Verdienst des einzelnen, das war ja alles so leicht zu erwerben mit ein wenig Talent und Können, mit etwas Fleiß und einigen eigenen Gedanken, es ging um die Erkenntnis des ewig Wahren im vergänglich Schönen — wenn aber Kunst schönen, fälschen, lügen heißen sollte, dann legte er keinen Wert darauf, ein Künstler genannt zu werden. Denn seitdem der dunkle Blick der großen Wildnisse ihn getroffen hatte, gehörte er nicht mehr den Zielen der weißen Männer, er gehörte der schwarzen Sphinx an, und alles, was er schaffte, würde immer Arbeit in ihrem Dienst sein. Gewaltiges, segnendes und gesegnetes Afrika — dunkel verzauberte Sphinx der unentweihten Erde...

Der Elefant im trüb gewordenen Mondlicht stand immer noch unbeweglich auf der Straße zur Tränke, hatte die starken Zähne auf den Boden gestützt und schien zu schlafen. Es war ganz still um ihn, kein Tier wagte sich zum Wasser hinab, solange der große und schwere König dieser Weiten seinen Platz nicht verließ. So tief und unwirklich war diese Stille, daß Hans Froment den flaumig weichen Flatterschlag eines großen Nachtfalters zu hören glaubte, der sich vom Waldrand oder aus der Steppe über den See verirrt hatte. Die Sterne blichen mehr und mehr, der samtschwarze Himmel hellte sich grau auf, wesenloser Widerschein fernen Lichtes geisterte durch das hohe Gewölbe. Und noch tiefer, noch traumhafter wurde das Schweigen, es war so still in der Welt wie vor dem ersten Schöpfungswort. Hans Froment saß und sah auf das große und seltsame Tier, das reglos wie sein eigenes Monument am Wasser stand, er sah auf den Elefanten. War es die Müdigkeit der durchwachten Nacht, war es die Hellsichtigkeit der spürenden, forschenden, fragenden Liebe – nun flossen ihm die beiden großen Rätsel zusammen, die Wildnis und der Elefant, sie wurden eins und untrennbar, oder dieses, dem Menschen so nahe und doch wieder so unendlich ferne Tier wurde zum vollendetsten Ausdruck der wilden Welt, groß und fremd und dunkel und niemals ganz zu enträtseln.

Er kam aus fernen Tagen in unsere Zeiten geschritten mit dem leisen, ruhigen und sicheren Schritt des Weltenwanderers, denn er hatte diese weite Welt gesehen, Jahrzehntausende, Jahrhunderttausende vor der Zeit des Menschen. Das Land Afrika war seine Wiege gewesen, in der Erde von El Fayum hatte man seine älteste Stammform gefunden, er hatte sich vielfach gewandelt in seiner äußeren Gestalt und war doch immer das gleiche Tier geblieben, ein Herdentier, das einsam war unter seinen Mitgeschöpfen. Er war der große Wanderer, er hatte Afrika verlassen, er hatte die Kontinente durchmessen, die damals andere waren als die der heutigen Tage, er hatte in Europa gelebt, er war über die atlantische Brücke, war über Grönland nach Amerika gezogen³, aber er war auch durch Kleinasien gewandert, durch die Wüste Gobi und durch China, hatte von dieser Seite über Sibirien und Alaska

³ https://de.wikipedia.org/wiki/Amerikanisches_Mastodon

Amerika zum anderen Male erreicht und hatte sich durch den großen Kontinent geschwemmt von Kanada bis Feuerland. War dann vielleicht in diesen Ländern ausgestorben oder war zurückgewandert, über alle Länder der Welt verstreut aber hatte man die Reste seiner Skelette gefunden. Eine gute Zeit blieb er noch als Mammut in Europa und dem nördlichen Asien, um dann auch hier zu vergehen. Nun lebte er nur wieder in Afrika und in Indien – zog der Elefant sich wieder zurück in den Schoß der Erde, die ihn geboren hatte, wußte er, daß es nun zu Ende ging mit ihm, wollte er, gleich einem wandermüden Menschen, nirgendwo anders sterben als in seiner Heimat?

Wenn man den Wegen des Elefanten nachging durch die Jahrhunderttausende, dann erkannte man, daß dieses Tier eine Geschichte hatte von balladesker Größe, und sie war älter und war vielleicht größer als die Geschichte des Menschen, und gewißlich war sie erhabener, denn wenn Blut geflossen war auf den Wegen des Elefanten, so war es immer nur sein eigenes Blut gewesen. Er war das große weise Tier der stillen Einsamkeiten – aber es war der Mensch, der in dieser Welt weder das Stille duldete noch das Einsame, es war der Mensch, der niemals den Frieden hatte ertragen können. Und darum verfolgte er auch den Elefanten, und darum hatte der Elefant sich gewandelt und war böse und angriffswütig und grausam geworden, wo er nur den Menschen auf seinen Wegen betraf, die im ungestörten Frieden zu gehen das einzige Verlangen seines Herzens war. Und darum also war er wie diese Wildnis, oder diese Wildnis war wie er: sie war uralt, unausdenkbar älter als der Mensch, sie war voller Schönheit und Geheimnis, und sie ruhte sicher in sich selbst mit der heiteren Ruhe, in der sich das unverbildete, ungeschändete Leben verschwingt in seinen Harmonien.

Ja, sie waren eins, dieses scheue Tier, dessen großer Kraft doch kein anderes Lebewesen gleichkam, und die großen Wildnisse, und sie waren beide noch immer so, wie sie einst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen waren. Noch lebten sie, aber ihre große und starke Freiheit war bedroht von allen Seiten, wurde bedroht vom Menschen, der nicht leben konnte, wenn er nicht die letzte Wildnis in Acker verwandelte, der ihm Frucht zu tragen hatte,

und der um diese Frucht alles Leben, das seinen Acker gefährden konnte, vernichtete und aus der Welt tilgte, die er neu ordnete nach seinem Sinn. Der Mensch, der in der Einsamkeit der Wildnisse seine Schächte trieb, seine Bohrtürme aufrichtete, seine rauchenden Fabriken erbaute und die Straßen seiner Bahnen durch die Berge sprengte.

Unaufhaltsam vermehrte sich dieser Mensch, unaufhaltsam drang er vor, ein hungriger Knecht seiner Technik, die ihm das Leben erleichtern sollte, und an die er sich längst versklavt hatte — und darum lag jetzt die Abendröte des Lebensendes über der Wildnis und ihrem geheimnisreichsten Tier. Aber dieses nahe Ende wurde nur von den schweifender Gedanken des Menschen gesehen, weder dieses Land noch dieses Tier ahnten, daß ihre Tage gezählt, und daß sie dem Untergang geweiht waren. Unberührt wie einst und immer dehnte sich die Weite, bevölkert mit den Herden der Tiere, gelassen und unangerührt von allen Verfolgern zog der Elefant seine einsame Straße und lebte sein eigenes Leben, wie er es gelebt hatte vom Anbeginn aller Zeiten. Sie waren zu stark, um gebeugt, zu rein und echt, um geschändet zu werden — wenn sie nicht mehr leben konnten, dann würden sie sterben, würden still in den Schoß der Schöpfung zurückkehren, aus dem sie gekommen waren, und dann würden sie den Menschen allein zurücklassen in seinen kalten und lauten Einsamkeiten zwischen glatten Steinen und surrenden Maschinen. Und dieses war die letzte Größe, die über dieser Landschaft lag, von der dieses Tier geadelt wurde, und es floß wie ein Strom von Ruhe und Kraft aus dieser Größe in Hans Froments Herz, erhob es, stärkte und erfüllte es, erfüllte es mit dem tröstlichen Wissen, daß er das Ende dieser letzten Heiligtümer der Welt nicht zu erleben brauchte, erfüllte ihn tief mit der stolzen Freude, begnadet worden zu sein, diese große Schönheit, dieses letzte Geheimnis der wilden Welt schauen zu dürfen mit seinen Augen. Und das war, wie wenn dem Gläubigen der Blick aufgetan wird und er die Hände seines Gottes sieht, in dessen väterlicher Kraft die Schönheit und das Geheimnis allen Lebens befriedet ruht ...

Nun waren die Sterne ertrunken im nebelnden Grau des Himmels, der volle Mond war verblaßt und sein milder Glanz verwelkt. Fern in der Steppe

dröhnte es wie der Galopp von Millionen trommelnder Hufe, gleich einem dunklen Felsen wuchtete noch immer der einsame Elefant auf der Straße zur Tränke. Die Nebel schleierten dünn, grau kroch die Helligkeit über die Steppe gegen den Bergwald an. War das jene Stunde, die Hans Froment einmal bitterlichst gehaßt hatte, jene fade, schale, giftige *heure grise*, die ihm unerträglich erschienen war, wenn er in ihrem harten Helldunkel die Straßen der großen Stadt durchquert hatte, die Alkoholnebel im Kopf und den Gram um die sinnlos vergeudeteten Stunden der Nacht im Herzen – und dazu die Scham vor den Menschen, die zu ihren Arbeitsstätten eilten? Er dachte mit keinem Gedanken zurück an jene vergangenen Tage, und wenn er zurückdenken würde, so würde er an sein Leben und an diese grauen Straßen der Stadt nur denken können wie an unwirkliche, düster verhangene Fieberträume – er sah in das sich hellende Grau, er bedauerte, daß er in seiner Höhle den Sonnenuntergang in seinem Rücken nicht beobachten konnte.

Jetzt, so dachte er, jetzt schießt der Morgenstern, die "Verscheucherin der Nacht", über den Horizont, jetzt färben sich einige verlorene Lämmerwolken am Himmel blutigrot, jetzt ist für einen Augenblick das grüne Leuchten über der Welt, das blitzartig am östlichen Himmel aufschießt – und dann rollte schon die Sonne über die Berge, golden floß ihr Licht über Steppe und Wald und See, die Nebel waren verflogen, endlos breitete sich die Weite dem Blick, erfüllt von den großen Tierherden, unweit im Geklüft erhob sich der rollende Ruf eines Löwen, der nun wohl seinen Schlafplatz in irgendeiner Höhle aufsuchen mochte, schwer gesättigt von der nächtlichen Jagd, und wie sein Ruf verebbte, antwortete ihm das Konzert der Frösche und Unken am jenseitigen morastigen Ufer des Sees.

Durch den einsamen Elefanten lief es wie ein Schauer, er hob die Zähne von der Erde, er spannte die großen Ohren, er wog den Kopf auf und ab, hin und her, er trat eine kurze Weile auf der Stelle, dann wendete er sich still und wie eilig vom Wasser ab und zog raschen Schrittes davon. Hans Froment sah ihm nach, bis er seinen Augen entschwunden war und sich in der Steppe verloren hatte, auf seinem Weg den Bergwäldern zu, verharrte noch einige Minuten still auf seinem Sitz, dann zog er flink die weichen Segelschuhe ab,

turnte über die scharfrandigen Felstrümmer in die Tiefe, durchwatete das Wasser, das ihm kaum bis zu den Knien reichte, trocknete am Ufer seine Füße, schlüpfte in die Schuhe zurück, und dann ging er langsamen Schrittes den Weg, den in der Nacht so unzählig viele Tiere gekommen und gegangen waren, ging in die Steppe hinein und seinem Lager zu.

Golden floß das Licht der jungen Sonne über die Weite, und die weiche Luft war erfüllt von Vogelruf und Sang und Grillenschlag. Fern in der Steppe zog die Herde der Elefantenbullen schräg davon, dem Walde zu, unter dessen Bäumen die Schweine wühlten. Über die Kronen der licht stehenden Dornbuschbäume reckten sich die langen Hälse der Giraffen, hier und da stand unbeweglich ein Nashorn und döste im, frühen Morgenschatten, und über die Steppe zogen die großen Tierherden, die Zebras, Antilopen, Gazellen und Rinder, im nahen Wald lärmten die Colobus-Affen, aus dem Felsgeröll gellte das Kreischen der Paviane – dann dröhnte noch einmal aus dem Gefels das donnernde Brüllen des Löwen. Hoch in der Luft hingen die Geier, stumm und schön segelten die Adler, ein Zug weißer Reiher klatschte mit eiligem Flügelschlag dahin, und ihr Zug glänzte wie ein Silberpfeil unter der Sonne.

Sehr einsam ging Hans Froment durch diese vom tierischen Leben erfüllte Welt, benommen von einer jähren und knechtenden Vision: so wie dieses Land unter der Morgensonne, so mochte dereinst die ganze Erde ausgesehen haben, keinen anderen Gesetzen untertan als denen ihres Gottes. Dann aber war der Mensch auf dieser Erde erschienen, ein schwaches, nacktes, furchtsames und feig-verschlagenes Tier mitten in diesem ungebrochen starken Leben, gegen dessen Kraft die seiner Arme ein Nichts war. Aber es lag nicht in seiner Natur, in Frieden zu leben mit Wesen anderer Art, was ihm nicht glich, was anders war als er, das war ihm fremd und feindlich und schreckhaft, er fand nicht eher zum Frieden seiner Seele, als bis dieses Fremde und Feindliche vernichtet war und getilgt von dieser Welt. Er war schwach und feige und furchtsam, es schien ein völlig aussichtsloser Kampf, aber er schuf sich die Waffen, die er brauchte, er erklärte allem Lebenden den ewigen Krieg, er nahm den Kampf auf und dezimierte grausam alles Leben, das ihn umgab – heute war er daran, es in

seinen letzten Resten zu vernichten und auszulöschen. Längst schon war ihm das Töten zum heiteren Spiel geworden, längst schon hatte er den Mord, den er in die Welt gebracht, ein Steine schleudernder, Gruben grabender, Schlingen legender, nach Giften spürender Zwerg, in sportliche Normen festgelegt, er sprach von Ritterlichkeit und edlem Weidwerk und schmähte den Neger sehr, der in der Entwicklung ihm noch einige Jahrtausende nach war, der dort noch grausam-plump und kindlich-naiv erschlug, wo er längst schon elegant vernichtete.

Der Mensch, das böseste Tier dieser Welt, listig, gemein und verschlagen, ein Töter, ein Schlächter, ein abgefeimter Mörder, der kein Gewissen und keine Reue kannte. Er wollte leben, allein und in Sicherheit, sein Leben war ihm heilig, aber er achtete kein anderes Leben auf dieser Welt, auch nicht das seines Bruders, er prägte dieser Erde, die unter Gottes Gesetzen stand, seinen ichtsüchtigen Willen auf und verwandelte, gestaltete sie nach seinem Wohlgefallen. Und darum schien alles schmutzig und grausam und verlogen, was in seinem Namen dem Leben geschah, wo er die Erde unter seine Gewalt gebracht hatte, wo allein sein Gesetz galt – und alles schien rein und erhaben, voll Weisheit und Güte, alles erschien vollkommen, was seine gierige Hand noch nicht berührt und damit verfälscht hatte...

Wenn er mordete, so sagte er, daß es zu seiner Sicherheit geschehe und zu der seiner Kinder und der ihm Anvertrauten. Aber er wurde nicht bedroht: seit Jahrtausenden waren die Zebras die Lieblingsspeise des Löwen – und Afrika war erfüllt von den großen Zebraherden. In Indien lauerten angeblich Tiger und Panther und Giftschlangen an allen Wegen auf ihre menschliche Beute – aber das Land Indien quoll über von Menschen. Und nur dieser tötete um des Tötens willens, er war der einzige Mörder in dieser Welt und konnte niemals vom Morden lassen ... In den Anfängen ihrer dunklen und blutigen Geschichte hatten sich die Menschen gegenseitig umgebracht und aufgefressen, dann hatten sie durch Jahrtausende darum gekämpft, sich gegenseitig zu versklaven, auf der Höhe ihrer Kultur brachten sich die Völker um das Leben mit den gemeinst raffinierten technischen Erfindungen. Klug und erfindungsreich schien der Mensch nur dort zu sein, wo es galt, dem Nebenmenschen an den

Besitz und an das Leben zu gehen, er war ein einfallsloser, geistesarmer Wicht, galt es dagegen, sich gegenseitig das Leben zu erleichtern, sei es unter den einzelnen Menschen, sei es unter den Klassen oder unter den Völkern. Der Mensch war das wahrhaft böse Raubtier dieser Welt, er war laut und lärmend, wo er sich sicher fühlte, aber er war auch feige und schwach; von grauen Ängsten geschüttelt, winselte er zu seinen Göttern auf, die er sich nur streng und strafend denken konnte, schreiend und verzückt lief er jedem Scharlatan nach, der ihm den ewigen Frieden, die Sicherheit des Paradieses und des tausendjährigen Reiches versprach. Und um seine Angst, seine Hilflosigkeit vor dem Leben vor sich selbst zu verbergen, redete er laut und immer lauter von Gesittung, von Moral, von Recht und Kultur — aber nicht für einen einzigen Tag beendete er sein Morden. Seine Gesittung bestand darin, daß dieses Morden heute entweder heimlich oder nach bestimmten Regeln geschah. Seine Moral, sein Recht bestand in dem Grundsatz, daß der Stärkere den Schwächeren ungestraft morden durfte. Und seine Kultur umkränzte die Stirnen seiner größten Mörder mit Liedern und Gesängen. Immer noch, wie in seinen frühesten Faustkeiltagen, galt ihm das Leben, das nicht sein Leben war, nichts, diente es ihm nicht, vernichtete er es — bald würde er allein sein mit den rauchenden Scheiterhaufen seiner Opfer, zitternd und nackt, wie er in diese Welt gekommen war, die er allein ausgemordet hatte, verlassen und einsam, feige wie immer, würde er dem Strafgericht entgegenbeben, das ihn erwartete — und wie immer würde er sich für gut und für unschuldig halten, wie immer würde er niemals eine Schuld bei sich selbst finden ...

Hans Froment atmete tief auf: es war nicht leicht, sich in der Fülle dieses Lebens, im Paradies dieses Abglanzes der ewigen Schöpfung, zum Menschen zu bekennen. Und er wunderte sich über sich selbst: er hatte in diesen beiden letzten Jahren ein bewegtes, ein rauhes und hartes Leben geführt, aber in all dieser Härte hatte sich sein Empfinden unendlich verfeinert. Er hatte hungern und dürsten müssen, ungeahnte Strapazen ertragen, er hatte auch töten müssen, und er hatte viel Kampf und manches tierische Sterben gesehen. Aber dieses Töten in der Natur war geschehen, damit ein anderes Tier leben konnte, und es war sehr rasch und gnädig geschehen. Und wenn er darum auch

heute dem Tod mit anderen, mit kühleren und gleichmütigeren Augen in die leeren Höhlen sah, so entflammte er vielleicht gerade darum, wo er sehen mußte, wie Qual und Mord ohne Sinn geschah. Und Qual und Mord ohne Sinn geschah den Tieren nur vom Menschen. Mit sehenden Augen hatte er erlebt, wie diese Empfindsamkeit langsam und stetig in ihm herangereift war, er wußte: sie war nicht das Produkt verzärtelnder städtischer Kultur, sie war ein sehr Natürliches — vielleicht wurde sie darum von den Menschen so grausam bespöttelt und verhöhnt.

Seine Schritte verlangsamten sich — dort unter dem Baobab, eingehüllt in das gekappte Astwerk grüner Dornbuschbäume, dort stand sein Wagen und wartete auf ihn. Auf seinem Verdeck saß ein Nashornvogel, legte den Kopf schräg, als er den Menschen auf sich zukommen sah, und flog dann mit einem rauhen Schrei flatternd auf. Wehmütig blickte Hans Froment auf das gute Gefährt, in dem er Afrika durchquert hatte. Es gehörte nicht mehr ihm, er hatte es bereits verkauft, am Abend dieses Tages würde der Wagen in der Garage seines neuen Besitzers stehen, und er selbst würde einige Stunden später seine Koffer in den Zug werfen, der ihn nach Mombassa brachte...

Wie er nun die Zweige von dem Wagen räumte, würgte wieder die Trauer seine Kehle: so manchesmal war er solcherart aus Steppe oder Wald zu seinem Wagen zurückgekehrt und hatte dann in ihm seine Fahrt durch den Kontinent Afrika fortgesetzt, diese Fahrt durch das Paradies, durch die Schöpfung Gottes, den er in den großen Wildnissen gefunden hatte. Heute aber — heute sollte ihn dieser gleiche Wagen aus der Einsamkeit der Wildnis hinaus und zurück zu den Menschen führen.

Und sein Herz fühlte sich einsam und bedrängt über alles Maß.



Dschungeln

Hoch über den Wolken breitete sich das Gebirge der Götter, Gipfel, Klippen, Grate, Schründe, und die Gletscher glitzerten grün im Widerschein der Sterne. Ein Felsen schoß wie eine weiße, eisige Flamme gegen den Himmel auf, ein zweiter wölbte sich zur Schale, die Kontur eines dritten glich einer im Eis erstarrten Woge, ein vierter war wie eine verkrümmte Hand, die nach den Sternen zu greifen versuchte. Nackter Fels, breite Schneefelder, die sich durch die Wolken abwärts wälzten gegen die Erde, sich in klaffende Täler ergossen, deren Dunkel gespenstisch erhellt wurde von ihrem bleichen Licht. Ruhelos strich der Wind um die Berge, brauste dunkel über die Hochebene, sang süchtig und stark durch Pässe und Klüfte, fegte die Gletscher blank und warf sich über die höchsten Zinnen pfeifend in die Unendlichkeit. Und auf dem Rücken des Windes segelte das Mondhorn, eine grüngoldene Barke, segelte über den Himalaja, erleuchtete das Land Tibet, das ihm auf seinem Wege von Ost nach West zur Rechten lag und grau im grauen Schweigen der Nacht versunken war, und geisterte mit dünnen Lichtfingern durch das Land Indien zu seiner Linken, dessen Städte leuchteten und lärmten, dessen Fabriken surrten, dessen zahllose Tempel sich marmorn weiß aus dem Dunkel hoben, dessen große Ströme sich träge durch versumpftes Land wälzten, an vielerlei armen Dörfern vorüber, in dessen Tempelteichen der weiße Lotos blühte, und in dessen Dschungeln – wie waren sie schmal und bedrängt, diese heiligen Bezirke, die einstmals das

ganze weite Land überflossen hatten! — in dessen Dschungeln der Tiger mürrisch raunzend seine Fährte zog.

Tief unter den Wolken, die der Wind hetzte wie ein Rudel zottiger Mondwölfe, tief unten am Fuße des Himalaja, vor dem Königreich Nepal und vor dem verbotenen Land Bhutan, tief dort unten auf der flachen Erde Indiens breitete sich schwül, üppig, heiß, giftig und voll tausend Gefährlichkeiten der böseste Landstrich dieser Erde, die große wilde Dschungel, die das Terrai genannt wurde.⁴ Umflossen von den dichten Mauern der Regenwälder war hier der Baumbestand nur spärlich, Hartgras und Röhricht hatten den Wald gesprengt und erstickt, Bäche summten breit und seicht dahin, an den Sümpfen dehnten sich die Lilienwiesen, wucherte reich der wilde Mohn und ballten sich die Rhododendronbüsche zu undurchdringlichen Wäldern. Dann wieder schnellte der Bambus auf, haushoch, Teakeichen, Erlen, Weiden, Gambogebäume und Palmen reckten sich aus dem Elefantengras, an anderen Orten schlossen sich Lärchen und Eichen eng zusammen, bedeckten eine ungeheure Strecke, bis dann der Wald abermals versiegte, dürres Gras und krüppelhaftes Baumwerk ein mühsames Leben fristete auf fast nacktem, kiesigem Grund, der jählings wiederum vom Sumpf und der geilen Vegetation seiner torfigen Erde gefressen wurde. Ein Land ohne Gesetz und ohne Norm, tückisch und unberechenbar, die wildeste Wildnis im Lande Indien, die Dschungel, das Terrai. Es lag in der halbhellen Nacht wie ein atmendes, lauerndes Tier, von den grünen Lichtfingern des Mondhornes gestreichelt, von den tanzenden Sternen lautlos überspielt und frostig erhellt vom kühlen Abglanz der Gletscher und der großen Schneehalden in den Götterbergen.

Aus dem Flachland führte eine breite und gute Straße in sanften Windungen und ohne Ziel in die Dschungel hinein, sie verlief endlich im großen Sumpf, und hier blieb keine Spur von ihr. Aber vor diesem Sumpf hatten sich von dieser Straße einige Wege abgegabelt, sie wanden sich durch die Wildnis, um dann irgendwo unmotiviert und freudlos zu enden. Einer dieser Wege schlängelte sich in langen Kurven dahin, zog sich, ihn halb

⁴ "Die Dschungel" (mit dem Plural "die Dschungeln") wurde von den Übersetzern des DSCHUNGENBUCHES von Rudyard Kipling verwendet und von daher zeitweise populär. Die Etymologie des Begriffs ist kompliziert.

umrundend, am Rande eines grünen Waldsees entlang, führte durch Rhododendronwälder, durch Elefantengras und Bambusdschungeln. Es war kein angelegter, festgetretener Weg, er bestand fast nur aus den Wagenspuren der schweren Ochsenkarrenräder, war zertrampelt und verfahren und bisweilen fast unkenntlich, ein Weg, der nichts als ein Wildpfad und ein Wechsel der Tiere zu sein schien. Bis er sich dann jählings wieder breitete und ebnete, aber hier nun hatten Menschenhände nachgeholfen, hatten Bäume gefällt, die seine Ränder engten, hatten Gestrüpp und Unterholz niedergebrannt, dann führte dieser Weg durch die kaum handhohe Flut eines Baches, und dann endigte er in einem weiten Platz, der aus der Dschungel geschlagen und gebrannt war.

Am Waldrand erstreckte sich lang, sehr lang ein Dach ohne Wände, ein dicht geflochtenes Grasdach, auf Pfählen über festgestampftem Boden errichtet, ein Sonnendach, unter dem in Reih und Glied hundert Elefanten und mehr ihren Platz finden konnten. Über die freie Fläche aber, die mitten im lichten Dschungelwald im vagen Mondlicht lag, zogen sich die Gassen einer kleinen Stadt. Und diese Stadt war an allen Ecken erleuchtet, und auch in ihren breiten Hauptstraßen knisterte das Licht der Pechfackeln. Dunkel und still lagen abseits dieser Stadt einige Grashütten, einige weißleuchtende Zelte, ein Bungalow, der nach dem schlichten und praktischen Muster der staatlichen Rasthäuser erbaut worden war, die man an allen Landstraßen Indiens fand. Sie schliefen in der Nacht, dieses Haus und die Hütten, unter dem Schattendach regte sich kein Tier, es war leer unter ihm, die kleine Stadt aber war voll Leben und voll Lärm.

Und dieser Lärm hob sich von Zeit zu Zeit und breitete sich aus über die Dschungel, die mit angehaltenem Atem diesen Geräuschen zu lauschen schien, diesen Geräuschen, welche die Dschungel am Fuße des Himalaja gut kannte. Aber es durfte nicht sein nach den Gesetzen der Wildnisse am Fuße der Götterberge, daß diese Rufe und Schreie sich sämtlich von einem engen Platz erhoben, die Dschungel war es gewohnt, sie nur aus der Weite und von den einsam Streifenden zu hören. Und darum brannten die vielen Fackeln und erhellten diese seltsame Niederlassung, damit die wilden Tiere der Dschungeln nicht neugierig in ihren Bannkreis eindringen und nach ihren gefangenen

Brüdern sahen. Denn es war so mit dieser Stadt im Herzen der Dschungel, daß ihre Häuser Käfige waren, und alle ihre Bewohner Gefangene. Diese Stadt war das Sammellager von Tierfängern, von sehr fleißigen und überaus geschickten Männern, die einige Monate in diesen und anderen Revieren des Landes Indien mit dem denkbar besten Erfolg gearbeitet hatten.

Breit und lang zog sich eine Straße quer durch das Geviert, es war die Straße der Tiger und der Panther. Sie waren in Käfigen geborgen, in den schmalen und engen Käfigen der Kastenfallen, in die man sie mit der überlegenen List des Menschen hineingelockt hatte, oder aber in den festen, noch schmaleren und niederen Gehäusen der Reisekäfige, in denen man die Gefangenen ihren Wildnissen entführen und nach Europa bringen würde. Viele Tiger in allen Lebensaltern, schwere Schlächter, starke Jäger, geschmeidig-schlanke Tigerinnen, eine lag in einem größeren Käfig, man hatte sie mit ihren Jungen gefangen, aber sie hatte die Früchte ihres Leibes am dritten Tage ihrer Gefangenschaft erschlagen und ihre Leichen dann wie im Widerwillen aus dem Käfig gedrängt. — Keines der starken, räuberischen Tiere schief zu dieser Stunde, sie lagen wach und gespannt hinter den eisernen Gittern, die ihre Käfige vorn und hinten sperrten, sie sahen in die vom atmenden, knisternden, schattenden Licht der Fackeln erhellte Straße hinaus, ihre Augen glitzerten grün und böse in der Brechung des wehenden Fackellichtes, sie röhren und jaulten, sie husteten und winselten auch leise vor sich hin, denn die drückende Qual dieses fremden Gefangenseins war für die freien Jäger der Dschungeln so groß und unerträglich, daß manches Tigerherz daran zerbrach. Eine lange Straße der Käfige, endlos, endlos zog sie sich dahin.

In den eng vergitterten Käfigen den Tigern gegenüber war ein stärkeres Leben, denn die Leoparden konnte auch der engste Käfig nicht daran hindern, sich schlangengleich zu drehen und zu winden, ständig in Bewegung zu sein und unermüdlich und sinnlos nach einer Gelegenheit zum Entkommen zu spähen. Seidighell, fast weiß, leuchtete ihr Fell mit den vielen dunklen Rosen, aus den fauchenden Gebissen bleckte das Elfenbein der Zähne, das feuchte helle Rot von Gaumen und Zunge, auch ihre Augen glühten grün wie die

Augen aller Katzen, in die zur Nachtzeit ein geringes Licht fiel, das sie sammelten und wiedergaben. Sie fauchten, sie schrien hell, einer, ein schwerer, starker Kater mit zerzackten Ohren, stöhnte tief und dunkel wie ein Mensch in Todesnot.

Und dann war ein Schlagen und Kratzen und Scharren, ein wütiges Versuchen, den Käfig zu zerbeißen, ein aufrührerisches Grollen in der Nacht, es kam von dem schönen Tiger, dessen goldenes Fell wie das dünne Licht des jungen Mondes war. Und dann ein müdes, resigniertes Fauchen, das wie ein trübes Greinen war, ein todtrauriges Weinen, der Käfig war zu stark und zu eng, der Tiger konnte in ihm seine Kraft nicht entfalten.

Aber diese Tigertrauer erstarb in dem pausenlosen, lauten und dunklen Weinen der grauen Wälderwölfe, deren hagere Läufe ruhelos über die Bretter ihrer Käfige trommelten. Sie waren, den Tigern nah benachbart, in einer anderen Straße untergebracht, unablässig warfen sie sich hin und her, bleckten das starke Gebiß, hechelten mit hängender Zunge, wenn ihr dunkles Weinen einmal erstarb, winselten sie in Angst und Grauen. Die ihnen beigeesellten Geparden, silbern und gefleckt wie die Panther, mit runden Katzenköpfen und langen Hundeläufen, lagen still auf den Brettern, aber ihre Augen waren weit geöffnet, ihre Ohren spielten, sie fügten sich am leichtesten unter die Hand des Menschen, manche von ihnen durften am Tage, geführt an dünner Kette, schon auf und ab gehen in den Käfigstraßen, sie wurden zahm und harmlos genannt, in den Nächten aber waren sie eng verbunden den wilden Gezeiten in den Herzen ihrer unzählbaren Brüder.

Ihre Straße setzte sich fort in den kleineren Käfigen der Wildkatzen, der roten, glatten Luchse mit den Pinselohren, den gefleckten Tigerkatzen, der Pardelkatze und der Otterkatze. Klagende Füchse, winselnde Wildhunde, der Goldotter, das große gelbbäuchige Wiesel, zahllose Mungos und Zibethkatzen, Palmenmarder und Igel, der Baummarder und der Honigdachs — sie alle waren wach in der langen Reihe ihrer Käfige, die Nacht erregte ihre scharfen Sinne, sie alle lauschten aus ihrer Gefangenschaft und lechzten wütend oder geängstigt nach ihren verlorenen Freiheiten. Die großen, schweren Käfige ihnen gegenüber, aus deren dunklen Höhlen es ununterbrochen weinte und klagte

und brummte, bargen Lippenbären und Kragenbären zu Dutzenden, in den blechbeschlagenen Kastenkäfigen rasselten die Stachelschweine, und durch eng geflochtenen Maschendraht sah das gute Gesicht des goldroten Panda verstört und traurig in die von tausendfachen Schmerzen durchweinte Welt unter den knisternden Fackeln.

Straßen um Straßen, Kasten, Kisten, Kerker und Verließe, ein ganzes großes Viertel wurde bewohnt vom bunten Affenvolk. Rhesusaffen hockten zu sechs und zehn in ihren Holzkästen, eng zusammengedrängt klammerten sie sich aneinander wie Verdammte in letzter Verlassenheit, sahen mit ratlosen Augen in die vom Fackellicht durchatmete Nacht und lauschten erzitternd dem nahen Lärm der großen Räuber. Bärtige Wanderus, Schlankaffen und ungezählte Hanumans – sie alle waren den Freiheiten ihres Lebens entrissen, sie alle gehörten bereits diesem ihrem Leben nicht mehr an, wenn sie einmal ihre Käfige verließen, so würde das in einem anderen Lande weit jenseits der Ozeane sein und nur, um diesen engen Käfig gegen einen größeren zu vertauschen.

Leichte Drahtkäfige in langen Reihen bildeten neue Straßen: da hockten die Maskeneulen neben dem kleinen Uhu, der Adler neben dem Gänsegeier und dem Sahikrahabicht, der Berrasperber neben dem kahlköpfigen Geier, bunte Fasanen dann, Trappen und Flughühner, Kormoran und Höckergänse, in kleinen Volières schliefen die Strichelhäher, Raken und Spinte, Elstern, Kuckucke und Schamadrosseln. Im halben Dunkel neben ihren Gehäusen häuften sich neue Körbe, andere Kisten. Weidengeflochtene Körbe, mit Pythonschlangen gefüllt, mit Kobras, grünen Peitschenschlangen, in den Kisten atmeten Krokodile, Warane, Schildkröten und Echsen in vielfältiger Gestalt, raspelten kleine Nager, Buschratten und Himalajamäuse, Flughörnchen, Murmeltiere und Fliegende Hunde.

Groß war das Geviert der Käfige, aber weiter noch breiteten sich Gatter und Korrale um diese Stadt der Gefangenen. Jedoch waren ihre Bewohner nicht minder gefangen als die Räuber hinter den Eisengittern, diese Dornbuschhecken, diese Palisaden aus starkem Bambus waren viel zu hoch und fest, als daß auch der flüchtigste Hirsch sie hätte überspringen können. Die

schweren Stiere hatten es sich längst abgewöhnt, auf den nächtlichen Lärm der gefangenen Räuber zu lauschen, warm dunstend ruhten sie in der Nacht, und ihre Weiber waren nahe bei ihnen. Der hochbeinige wilde Gaur mit dem wachsfarbenen Gehörn, der schwere, kurzbeinige Gayal, die milchweißen, milchsanften Zebus, der tückisch wilde Wasserbüffel, dessen starkes und breites Gehörn geschwungen war wie die böse Mondsichel am nächtigen Himmel. Gefangen auch war der braune Sambarhirsch mit Tieren und Jungen, der Barasingha und der kleine Muntjak, die Gazellenherden und der schwarze Bock mit seinen hellbraun-weißen, unendlich zierlichen Tieren, die Nilgauantilope, der Goral, die wilden Ziegen und auch die kleine Antilope, die vier Hörner auf ihrem schmalen Schädel trug.

Ausgeplündert, ausgeräubert war die große Dschungel am Fuße des Himalaja, und während die Gletscher der Götterberge im Gleichmut der Ewigkeiten, die an ihren Häuption vorüberzogen, sich gegen die Himmel reckten und sich badeten im Sternenlicht, schien die Dschungel in Angst und Schrecken versunken und mit angehaltenem Atem der Klage ihrer entführten und gefesselten Kinder zu lauschen.

Unbewegt von der schwülschweren Luft knisterten und flammten die Fackeln im Park, gleich der Brandung eines Meeres stieg die Klage der Tiere durch die schweigende Nacht, stieg an zum zornig brüllenden Schrei, ebte wieder ab zum hilflos dunklen Weinen, aber weder der ferne Himmel noch die verschreckte Dschungel schenkten den Gefangenen ihre stolzen Freiheiten zurück, in den dunklen Wächterhütten schliefen die braunen Menschen, den großen und ergreifenden Klagegesang der Gefangenen achtlos überhörend, und nur in einem Zimmer des strohgedeckten Bungalows brannte ein einsamer Kerzenstumpf.

Er erhellte mit seiner kleinen, atmenden Flamme fahl das ganze enge Gemach, gespenstisch weiß leuchtete der Baldachin eines dünnen Netzes auf, das in hundert Falten verrieselnd von der Decke über ein Bett herabfiel, das mitten im Raume stand. Auf den schweißfeuchten Laken dieses Bettes, unbedeckt, nackt, mit schlaff gelösten Gliedern, lag reglos ein Mann. Aber er

schief nicht, groß und offen und unnatürlich geweitet blickten seine Augen müde und schwer durch den weißen Schleier des Moskitonetzes gegen das leise knisternde Flämmchen. Er war sehr müde, er war unendlich geschwächt von den Fiebern, aber er wagte nicht, dieses kleine Licht zu löschen – wenn die Flamme erstarb, war er allein in der Dunkelheit und ganz wehrlos ausgeliefert den klagenden Rufen und Schreien, dem trotzigem Aufbrüllen und dem gebrochenen Weinen der Tiere dort draußen. Und er konnte nicht mehr allein sein mit diesem großen und erschütternden Gesang, er ertrug ihn nicht mehr, darum mußte das Licht nahe seinem Lager brennen durch alle Stunden der Nacht. Und dieser Mann, der da mit mühsam und keuchend atmender Brust auf seinem Bett lag, wie aufgebahrt unter dem Baldachin des Mückennetzes, dieser Mann war Hans Froment, und er war krank und schwach, er war zum Sterben müde.

Länger als ein Jahr war er nun in Indien, hatte es durchzogen von Ceylon bis zum Himalaja, wandernd und schauend, zeichnend und malend, hier im Terrai hatte ihn ein Zufall in das Sammellager der englischen Tierfänger geführt, und die Männer waren begeistert gewesen über seinen Besuch. Sie wollten zu einem anderen Lager, das noch tiefer in der Dschungel lag, wollten von dort die gefangenen Tiere abholen und in dieses Lager bringen, das dann zur Küste und zu den Dampfern geschafft werden sollte, sie hatten Ausfälle in ihren Reihen gehabt durch Fieber und Krankheit, sie konnten ihn gut brauchen, sie ließen nicht locker, er war ein weißer Mann, er verstand sogar einiges von den Tieren, sie preßten ihn dazu, daß er für die zwei Wochen ihrer Abwesenheit das Lager bewachte und den erfahrenen braunen Tierpflegern auf die Finger sah. Sie hatten leichtes Spiel mit ihm gehabt, denn er hatte geglaubt, hier unendliche Möglichkeiten zum Schaffen zu finden, und er hatte am Anfang auch mehr als fleißig gezeichnet und überreiche Beute eingeheimst. Aber dann war er mit jedem Tag dem Kern der Stadt, der Straße, der Raubtiere, die ihn am Anfang unwiderstehlich und fast allein angezogen hatte, weiter ausgewichen, war zu den Hirschen und Rindern hinübergewechselt, schließlich sogar über das lange Schattendach hinaus zu dem großen Korral im Walde, den die

Elefanten bewohnten, die Elefanten des Fürsten dieses Landes, die hier im Wald und in halber Freiheit ihre jährlichen Ferien verbrachten.

Ja, er hatte sich wieder einmal zu den Elefanten geflüchtet – als er sich dann darüber Vorwürfe machte und sich selbst zur Rechenschaft zog, wußte er, daß es nicht gut für ihn gewesen war, hier geblieben zu sein, denn er lernte es nicht, den Lärm der gefangenen Tiere zu überhören, nur tiefer und immer tiefer drang dieser in sein Herz, schloß es auf, zwang es, zu lauschen, zu deuten, zwang ihn, mitzufühlen, mitzuschwingen im abgründigen Leid der Kreatur, die aus ihrem Leben gerissen war und nichts von dem begriff, was ihr widerfuhr. Nein, er hatte nicht das harte Herz der weißen und der braunen Menschen, die gleichgültig am Tage ihren Pflichten nachkamen, diese Tiere mit Nahrung und Trank zu versorgen, und die am Abend beieinandersaßen und fröhlich mitsammen schwatzten über die bunten und albernen Nichtigkeiten der Städte, die sie nur ungern verlassen hatten, um in der Dschungel Geld zu verdienen, und nach denen sie sich aus diesem ihrem Erwerb immerfort zurücksehnten. Er aber hatte seine Ohren nicht zum Verschließen, er mußte der großen Klage lauschen alle Stunden des Tages und der Nacht, er war gebenedeit oder verflucht, diese Klage nicht nur zu hören, sondern sie auch zu verstehen.

Er atmete mühsam hochauf und griff dann nach dem Zigarettenpäckchen über seinem Kopfkissen. Traurig seufzte er vor sich hin, es würde doch wieder einmal eine schlaflose Nacht werden, da war es schon besser, man bekannte sich zu ihr, man dachte und sah den Dingen in die Augen, als daß man sich selbst immer wieder einredete, der Schlaf, nach dem er sich so unsagbar sehnte, könne in der nächsten Minute wie ein Geschenk des Himmels auf ihn herabschweben und seine Lider trostreich schließen. Er rauchte in tiefen Zügen und blies die blauweißen Wolken durch das dünne Schleiernetz. Das einzige Gute in diesem Lande waren diese starken, süßdunklen Zigaretten – aber die wurden schließlich nach englischen und amerikanischen Methoden gefertigt, sie gab es überall in der Welt, nein, nicht einmal den Tabak konnte er rühmen ...

Er dachte nicht sonderlich gut über dieses Land Indien, und er quälte sich auch in dieser Nacht wieder einmal damit herum, es wirklich zu schauen, zu fassen, zu halten, zu formen in ein Bild, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Gewiß, dieses Land hatte ihn enttäuscht, aber vielleicht war das nur darum geschehen, weil er aus den großen und wilden Freiheiten des wilden Afrika hierhergekommen war und ein Märchenland zu finden gehofft hatte, von dessen Schönheiten bereits seine Kinderträume angezogen waren. Und er wußte, daß er in dieser Nacht am allerwenigsten gerecht sein konnte, zu schwer hatte ihm das Fieber in den letzten Tagen zugesetzt, er war todkrank von dem Gifthauch dieser überschwülen Dschungel am Fuße des Himalaja, krank auch vom ewig ungebrochen wilden Aufruhr der Tiere dort draußen, in seinen Ohren brauste das Chinin, das er wieder einmal überreichlich eingenommen hatte, und wenn er sich zu klarem, bewußtem und überlegtem Denken zwang, dann entglitten ihm seine Gedanken immer wieder in bunt verhuschende Fieberbilder – und dann wußte er wieder, daß er nicht nur krank vom Fieber, daß er zutiefst krank von diesem Land Indien war.

Aber eben dieses wollte er sich keinesfalls selbst eingestehen müssen, das Land Indien war maßloser Schönheiten voll, es hatte ihn unzählige Male gesegnet und erhoben, vielleicht hatte er in diesem Lande noch besessener gearbeitet als in Afrika, wenn er auch hatte lernen müssen, daß die Wildnisse hier ungleich gefährlicher waren als in dem anderen heißen Kontinent, nicht durch Tiger und Büffel und Giftschlangen etwa, sondern durch den fiebrig schwülen Sumpfhauch und die allerorten dünn surrenden Fiebertücken. Nein, es war kein seliges Aufgehen gewesen, kein Einswerden mit den großen Einsamkeiten der unberührten Erde, es war auch kein solch fröhliches Wandern im Angesicht der großen Tierherden gewesen, wie es ihm drüben in Afrika selig geschehen war, nein, er war diesem Lande nicht verfallen in Demut und Liebe wie den großen Steppen dort drüben zwischen dem Tanganjika und der östlichen Küste, hier war er in jeder Minute der weiße Mann geblieben, der nach Indien gekommen war, um zu zeichnen und zu malen, und der täglich ungezählte Motive für seine Stifte und Pinsel fand. Nein, dem Lande Indien hatte er sich nicht hingeben können, wie er sich dem großen Afrika

besinnungslos ergeben hatte, kühl und fremd stand er seiner heißen Buntheit gegenüber – hatte sich ihm vielleicht darum das Geheimnis dieses Landes verschlossen, hatte er darum niemals seine Seele finden können und sich immer weiter und weiter von ihr distanziert, bis das Land sich endlich an ihm rächte, indem es ihn mit den kaltheißen Peitschen des Fiebers geschlagen hatte, daß er glaubte, sterben zu müssen?

Er wußte es nicht, er wußte nur um die große Fremdheit, er wußte. immer, wenn er seinen Gedanken die Zügel frei ließ, tobten sie mit ihm davon in einer Bilderflut, die voll unsinnigen Lebens und voller wahnwitzigen Farbengluten war. Und an diesen formlos wirbelnden Bilderfluten erkannte er bisweilen, daß er an diesem Lande ganz hilflos herumrätselte, und er fühlte in seinem Herzen etwas, das wie der Haß der Ohnmacht war. Aber nein, hassen war ein viel zu großes und schweres Wort, er verzweifelte an diesem Lande, und es grauste ihm auch bisweilen vor ihm, aber das alles kam schließlich nur daher, weil er an seinem Unvermögen litt, dieses Land wirklich und von innen heraus zu sehen – das Land Indien zeigte ihm tausend Gesichter und Fratzen, aber es verbarg sein Antlitz vor ihm. Wie so ganz anders doch war da der Kontinent Afrika gewesen: Städte wohl auch, reichlich genug, Straßen und Bahnen, Ägypten, das Land der toten Götter, die schaurige Wüste der Sahara – und doch: da lag der Kontinent im blau rauschenden Kranz der Meere und war ein Großes und war ein Ganzes, und selbst wo Menschenhand die Erde verschändet hatte, sah man immer noch das ewige und unzerstörbare Gesicht. Afrika blieb das Reich der Tiere, blieb das Land der dunklen Wildnisse, wie sie von Gott gewollt waren. Dieses Indien aber ...

Ah, wenn Afrika war wie eine nackte Negerin, ein erschreckendes Antlitz auf einem makellosen, wundervoll gewachsenen Körper, Indien war wie eine verhüllte Frau, duftend nach fremden Spezereien und wilden Parfümen, man ahnte Schönheit und die rasche Grazie der Tänzerin unter den bergenden Hüllen, aber dann sah man nichts als eine schmale braune Hand mit purpurn gefärbten Fingernägeln, mit einem guten Dutzend glühender, sprühender

Ringe an den geschmeidig festen Fingern und mit zahllos klappernden Armreifen am schmalen Gelenk.

Und unter der sackartigen Hülle rauschten seidene Frauenkleider, und bisweilen erschien der hohe Absatz eines Pariser Schuher unter dem schleppenden Saum. Indien war längst nicht mehr große Natur, einfach, klar, rein und dunkel, Indien war wie jene Zauberröhre der Jugendzeit, das Kaleidoskop, aber man schaute hinein, und soviel man auch drehte an dem schwarzen Rohr, niemals ordneten sich die bunten Steine zum Bild. Es blieben Farben, Gluten, Geflacker, es blieb die stechende Sonne, der giftige Atem der Sümpfe, es blieben die Fieberschauer. Sie schleierten den Blick, sie knechteten das Hirn, sie verwirrten alle Gedanken, sie mordeten jedes Fühlen, sie zertraten jedes Ahnen.

Hans Froment drehte müde das bleiche, schweißnasse Gesicht vom Licht ab und sah blicklos gegen das Moskitonetz. Und schon verlor er sich wiederum: nein und nein, er tat diesem Land Unrecht an! Es war von gewaltigem, erdrückendem Reichtum, aber es war auch wie ein Labyrinth oder wie eine vielfach gesicherte Veste und ganz sicherlich war es nur das mörderische Klima, dem er nicht gewachsen war, das ihn daran hinderte, den Eingang zu dieser Festung zu finden, das Garnknäuel der Sage an ihre Tür zu knüpfen und einzudringen in die tiefen, kühlen Dämmerungen des innersten Heiligtums. Denn man konnte ein Ding, eine Sache, ein Leben, mochte es nun ein edler Stein sein, ein Tier, ein Mensch oder ein ganzes Land, niemals wirklich kennen, wenn man es nur von außen betrachtete. Wenn man wahrhaft wissen wollte um Wesen und Sein, dann führte der Weg des Betrachters vom Außen nach dem Innen, um dann wieder hinauszuführen und nun erst die äußeren Formen und Wesenheiten wirklich zu verstehen.

Wer aber verstand etwas von diesem Lande Indien? Wer wußte um das Grundlegende, Entscheidende und Gestaltende in ihm? Da war niemand, so weit er auch sah — hatten sie alle vor dem überwältigenden Reichtum kapituliert, vor dem Tanz der tausend Gesichter, waren sie alle von diesen bösen Klimaten geschlagen worden, alle die Gelehrten, die Forscher, die nach Erkenntnis Strebenden, waren sie alle in den heißen und volkreichen Städten

gestrandet, hatte keiner von ihnen hinaus und auf den Weg gefunden, der in das Herz der Dschungeln führte? Wie doch hatte man das große und wilde Afrika ausgeforscht bis in seine geheimsten Falten, wie hatte man dort alles Leben registriert und aufgezeichnet, hatte es gemalt, photographiert und gefilmt. Wie gründlich hatte man beispielsweise sein unsagbar reiches Tierleben ausgekundet — Afrika war der große Tummelplatz aller Wissenschaftler, es war leicht, ihre tausendfältige Einzelarbeit zusammenzufügen zur Schau, die immer und allein nur aus dem Wissen kommen kann.

Was aber wußte man dagegen von den indischen Tieren? Die kargen Erzählungen der Jäger und der Dschungelläufer, und die wußten wenig genug zu sagen vom Leben der Tiere, sie jagten Trophäen nach und hatten immer nur einige wenige bestimmte große Tierarten im Auge. Dabei waren die Dschungeln erfüllt vom Leben in tausenderlei Gestalt, aber es wurde in ihnen drainiert und gerodet und geforstet ohne Unterlaß, und sie würden vielleicht in naher Zeit spurlos aus dieser Welt gehen, ohne ihre Schilderer in Kunst und Wissenschaft gefunden zu haben. Und das Land war voll von Geheimnissen zwischen Tier und Mensch — da waren die singhalesischen Elefantenwärter, die eine eigene Elefantensprache besaßen, die nur sie und die ihrer Obhut anvertrauten Tiere verstanden, da waren — ach, wenn der Elefant nicht in diesem Lande gelebt hätte, dann wäre Hans Froment wohl längst an ihm verzweifelt, hätte er kapituliert vor den überlauten, überbunten, übereleganten, überschmutzigen, reichen und elenden Städten, vor dem irrsinnigen Prunk der Fürstenschlösser, vor der unausdenkbaren Armut der Hütten in den Dörfern, vor den wildzerrissenen Linien der figurenreichen Tempelwände, vor der gefährlichen und giftigen Undurchdringlichkeit der Dschungeln. Und wenn er wirklich ein Kleines mehr als nur das Äußere entdeckt hatte in den langen Monaten seiner Reise, dann dankte er das einzig und allein dem Elefanten ...

Wieder wandte er langsam und schwer den müden Kopf, jetzt lag er auf dem Rücken und sah zur Decke auf oder in die Spitze des Moskitonetzes vielmehr, in der sich die tausend Falten eng miteinander vereinten. Draußen

rührten die Tiger, weinten die Wölfe, bellten die Leoparden und winselten die gefangenen Bären, schmerzlich lag das Bewußtsein der quälenden Nähe der gefangenen Kreatur auf seinem Gesicht, und dennoch war in seinen fiebermüden Augen ein ferner Glanz – als er nach Indien gekommen war, nach der Insel Ceylon, da war er zuerst dem Elefanten begegnet. Dann hatte er, der auf den Spuren des Elefanten durch Afrika gewandert war, für den der Elefant zum Symbol des großen und wilden Kontinents geworden war, dann hatte er damit begonnen, die Spur des gewaltigen Tieres im neuen Land aufzunehmen, dann war er dieser Spur nachgegangen und hatte das Tier gezeichnet und gemalt mit neuer und ungeahnt heftig brennender Besessenheit, denn der Elefant, den er in Indien getroffen hatte, war ein ganz anderes Tier als sein Bruder, der durch die Steppen und Parkwälder des wilden Afrika seine Fährte zog.

Ceylon – die Wochen am Fluß mit den schönen, stillen, klugen braunen Menschen, mit der großen Herde der Arbeitselefanten, die weisen und einsichtigen Pfleger der Tiere, die bunten Windlichter auf der Veranda des Bungalow, die zahllosen Elefantengeschichten, die er unter ihnen hörte in unvergeßlichen Stunden, die Tage in den Wäldern, in denen die stillen Riesen geduldig arbeiteten, die festlichen Stunden am Wasser, wenn die Glocke die Elefanten zum Bad gerufen hatte ... Wie liebevoll und freudig dies alles in ihm auferstand in der Trübnis dieser nächtlichen Stunde, durch deren schattende Halbhelle die Fiebertögel rauschten mit schwerem Schwingenschlag, und der immerwährende Ruf nach Freiheit aus den Käfigen der gefangenen Tiere dröhnte und gellte. Er zwang sein Denken hinweg vom Jetzt und Hier, er zwang es zurück und klammerte sich an die Freuden längst vergangener Stunden. Die badenden Elefanten auf Ceylon...

Die Insel Ceylon – wehte nicht durch die dunstige, überschwüle, schwere und feuchte Luft eine fröhliche Flut von süßen Gerüchen, wölkte nicht ein Duft auf wie von tausend Düften? – Als er damals in Colombo an Land gegangen war, unlustig und abwesend, immer noch verhaftet den gigantischen Einsamkeiten der verlassenen, maßlos geliebten afrikanischen Wildnis, als er durch Colombos bunte und lärmende Straßen getrieben, damals war er sich

vorgekommen wie ein Ausgestoßener, wie ein Verdammter. Er hatte seine Geschäfte erledigt, eilig und gehetzt, hatte die umfangreiche Post aufgearbeitet, die ihn hier erwartet hatte, seine letzten Arbeiten verpackt und nach Europa abgeschickt, hatte sich von allem getrennt, was er von Afrika noch mit sich führte, und selbst der wache und kluge Katzenkopf der Göttin Bastet hatte ihn in Colombo verlassen müssen. In drei großen Blechkisten war neues Zeichenmaterial eingetroffen, das er sich aus der Heimat bestellt hatte, Leinwände, Farben, Skizzenbücher, Stifte, Tinten und Tuschen — dann hatte er sich ein kleines Skizzenbuch in die Tasche gesteckt und war viele Stunden durch die Stadt geschlendert. Tausend und abertausend lockende Motive boten sich ihm dar auf Schritt und Tritt, aber er hatte nicht einen einzigen Strich getan, es dünkte ihm wie eine Entweihung, wie ein Verrat, daß er jetzt die mitunter traumhaft schönen Menschen, diese entfesselten Europäisimen, das bunte und laute Lärmen dieser gewöhnlichen Stadt festhalten sollte, nachdem durch Jahre seine Arbeit dem Elefanten gegolten hatte, den Löwen und den anderen großen und stillen und edlen Tieren aus Afrikas verschlossensten und geheimsten Reichen.

Ja, so hatte es damals in Colombo angefangen, mit Unlust und Widerstreben nämlich, und dann war er durch Monate auf Ceylon geblieben und hatte dort das überdimensionale Bild von den badenden Elefanten gemalt, über das sich Herr Weidemann daheim verstört erregt hatte, trotzdem es ihm sofort zu einem sehr guten Preis für ein Museum abgenommen worden war. Nun hing es drüben in Europa in einer großen Halle, die erfüllt war von den Gerippen und den präparierten Fellen toter Tiere, Herr Weidemann sah es sich dort immer wieder an, aber noch immer schrieb er ihm warnende Briefe . . .

Ja, der gute alte Herr, der ihn in die Welt geschickt hatte, verwarnte ihn ernstlich und höchst eindringlich: es könne doch keinesfalls gut gehen mit ihm bei derart ungezügelter Arbeitswut, er überanstrengte sich zweifellos, er würde gewiß über kurz oder lang zusammenbrechen, er möchte doch um des Himmels willen endlich einmal an sich denken und an seine unersetzliche Gesundheit. Das Bild — ja, dieses Elefantenbild sei wohl ein ganz großer Wurf: das glostende Grün der Baumwände, das lärmende Rot der Fuchsien, das sich

über Stämme, Zweige und Äste ergoß, der weißgelbe Strand, das durchsichtige und bewegte Wasser des Flusses im Widerspiel der Sonne, die gewaltigen Leiber der Elefanten in diesem aufgischenden Wasser, die Valeurs schmeichelten über die grauen Leiber und machten die Haut seltsam warm und lebendig — ja doch, das Gemälde war natürlich sehr gut, es hatte Aufsehen erregt, viele Blätter brachten seine Reproduktion, man sprach davon in allen Kreisen, aber nur ein Besessener, ein Gehetzter hatte es in dieser unglaublich kurzen Zeit sehen und erstehen lassen können. Und derart dürfe er also keinesfalls weiter wüten, er solle langsamer reisen, weniger arbeiten — ach, dieser gute alte Herr Weidemann, was wußte er schon vom Dämon des Wandernden und Schauenden, was wußte er von den Erregungen der Tropen, von dieser Bilderflut der Welt, die durch ein beseligt gläubiges Herz braust, was wußte er von Ceylon und was von den Elefanten ...?

Damals, auf der Terrasse des Gall-Face-Hotels, den berauschten Blick über die lang dünende blaue See und die weiß verschäumende Brandung vor sich — ach, wie erbarmungswürdig wenig Bilder konnte ein Maler von denen schaffen, die er sah! — damals hatte Hans Froment auch noch nichts von den Elefanten gewußt, er hatte in seinem Korbstuhl gesessen, er hatte zur stillschweigenden Mißbilligung des braunen Kellners eine eisgekühlte Zitrone naturell nach der anderen getrunken, hatte dann schließlich das Skizzenbuch hervorgezogen, man mußte doch endlich einmal wieder das gute heimatische Papier unter dem Stift fühlen, über die ungewohnten, in Kapstadt gekauften Materialien hatte er sich ja oft genug geärgert, aus reiner Langerweile hatte er eine dunkle Palme gezeichnet, die schräg vor Strand und Skyline stand, vor den gischtenden Brandungswellen, in deren weißflockendem Schaum sich das Licht der Sonne golden verspielte. Aber unter seinen Augen, unter seiner Hand war ihm dann das Bild entglitten, das Meer war zu einem kleinen See am Fuß der Berge geworden, und unter der Palme stand, einsam im Mondlicht, der alte, starke Einzelgänger-Elefant, er hatte die Ohren halb gespannt und stützte im Schlaf seine schweren Zähne auf den felsigen Weg, der zur Tränke führte ...

Dann aber hatte plötzlich eine tiefe, leise belustigte Männerstimme neben seinem Stuhl gesagt: "Ein prachtvolles Tier — *Loxodonta africana cavendishi* — aber wie kommt das aus Kenya-Land nach Ceylon?" — Und da hatte Hans Froment wie befreit aufgelacht zu dem großen, hageren, sonnenbraunen Mann, der dann an seinem Tisch Platz nahm, und auf diese Weise also hatte er den guten Anthony Huddleston kennengelernt. Der war so schweigsam, wie nur ein Mann schweigsam sein konnte, der gewohnt war, in der Einsamkeit und allein seinen abseitigen Interessen zu leben. Er wohnte im Lande, nach den wenigen Worten, mit denen er sich eingeführt hatte, verstand er einiges vom Elefanten, wenn nun aber Hans Froment mit der geheimen, uneingestandenem Absicht das Gespräch begonnen hatte, sich von diesem Manne raten zu lassen, auf welchen Wegen er sich das Ceylon und das Indien, das er suchte, erschließen konnte, so war er auf diese Weise keineswegs zu einem Ergebnis gekommen. Anthony Huddleston erzählte nichts irgendwie Interessantes — aber durch die langen Stunden des Nachmittages auf der Terrasse, angesichts des blauen Meeres und unter den tausend zarten Düften der Insel, während des gemeinsamen Abendessens dann und schließlich während der langen Nacht in der verschwiegenen Lederecke der Kellerbar, war es einzig und allein Hans Froment gewesen, der erzählen mußte, wieder und wieder von einigen wenigen, sehr klugen Worten gestachelt, der alles erzählen mußte, was er nur vorn Elefanten erfahren hatte in seinen afrikanischen Jahren.

Im Morgengrauen dann aber revanchierte Anthony Huddleston sich königlich: er lud den Maler ein, mit ihm zu kommen in sein Reich, es würde sich lohnen für ihn, sagte er mit stillem Schmunzeln, und einige Wochen müsse er unbedingt bleiben, bei ihm könne er sich am besten in Indien akklimatisieren, und außerdem würde er, Anthony Huddleston, sehr erfreut und dankbar sein über einen recht ausgiebigen Besuch, in seinem ganzen Leben habe er sich nämlich noch nicht so gut unterhalten wie an diesem gesegneten Nachmittag. Und dann war man einige Stunden später losgefahren, Huddleston am Steuer seines schweren und sehr starken Wagens, Hans Froment saß neben ihm, seine Koffer waren hinten im Wagen verstaut, er glaubte, er würde einige vergnügliche Tage auf der Besetzung eines Kaffee-

oder Teeplantagenbesitzers verbringen, er hatte sich auch schon ganz darauf eingestellt, sich keine Sorgen mehr zu machen, in den nächsten Wochen nichts anderes zu tun als sich erholen von Reise und Arbeit und dann langsam und gemächlich Bekanntschaft zu schließen mit diesem neuen und ihm noch sehr fremden Land.

Sie kamen in der tiefen Nacht an auf einem wahrhaft fürstlichen Besitz, Froment, übermüdet und erschöpft von den allzu rasch vorüberfliegenden, allzu starken Eindrücken der schnellen Fahrt durch dieses an Schönheiten und Wundern überreiche Land, hatte fast sogleich nach der Ankunft sein Zimmer aufgesucht, aber dann war es ein ganzes Appartement gewesen, das ihm angewiesen wurde, ein Herrenzimmer mit Veranda und Terrasse, ein Schlafzimmer mit angrenzendem Bad — am anderen Morgen, als er in die Veranda trat, in der Huddlestone bereits beim Frühstück saß, stand ein großer Elefant vor den Steinstufen der Terrasse, trug eine Reisematratze auf seinem Rücken, und braune Diener schnallten Hans Froments Koffer an den Stricken fest, die seinen Leib umliefen. Der Elefant begrüßte ihn mit einem freundlich wohlwollenden Trompetenstoß, Huddlestone schmunzelte den Überraschten an: "Setzen Sie sich hin, Froment, frühstücken Sie, gut und reichlich, wenn ich Ihnen raten darf, und dann reiten Sie los! Ach, fragen Sie doch nicht, Mann, lassen Sie sich überraschen, der Elefant wird Sie führen, Sie werden sehen ... Aber an Ihrer Stelle würde ich doch darauf achten, einiges Zeichenmaterial zur Hand zu haben!"

Und eine Stunde später hatte er sich dann also in den Nacken des Elefanten geschwungen, "dunkle Abendwolke mit dem Silberrand" wurde die große, stille, sehr kluge Kuh gerufen, Huddlestone hatte ihm lächelnd den bronzenen Ankus hinaufgereicht, dann hatte er den Ohrzipfel der Elefantin ergriffen, sie hatte ihm den schweren Kopf schräg zugeneigt, er hatte einige leise Worte, einige zärtliche Sätze in ihre Ohren geflüstert, dann hatte sie verständnisvoll aufgequietscht, fröhlich und recht animiert, so war es Hans Froment erschienen — und dann war sie mit dem Mann auf ihrem Rücken eilfertig davongezogen, über die Sandwege, die durch den dichten grünen Rasen hügelabwärts führten, an Rhododendronhecken vorüber, hinunter dann

auf breiter Straße zum Fluß, und den Weg an dessen Ufer entlang hatte sie dann eilfertig und vergnügt unter ihre schweren Beine genommen ... Diese gute breite Landstraße war bald zu einem recht bescheidenen Waldweg zusammengeschrumpft, aber ständig führte dieser Weg dicht am Ufer entlang, die hohen Bäume des Urwaldes, der an den Fluß grenzte, schirmten den Weg ab vor der aufsteigenden Sonne, Hans Froment ritt durch den gefiederten Schatten, weich wie eine Wolke glitt die große, stille Elefant in mit ihm durch das Reich ihrer wilden Heimat — und wie ein Rausch war es über ihn gekommen auf diesem Ritt, auf dem er zum erstenmal die Schönheit dieses neuen Erdteils gesehen hatte, der ganz anders geartet war als das wilde Afrika, das er verlassen hatte, aber keineswegs weniger zaubervoll, weniger reich an Lockung und Verführung.

Der Fluß rauschte klar und grün dahin, bisweilen wusch er mit weißem Schaum durch Felsblöcke und Engen, rings herrschte das tiefe Schweigen des menschenleeren Wildlandes, dünner, süßer Vogelruf, mitunter ein zeternder Affenschrei, mehrfach in der verblauenden Ferne der waldigen Hügel der Ruf eines Elefanten — und dieser Duft aus tausend Düften schwang gleich einer feinen Melodie über Wasser und Wald, und die bunten Blüten der Schmarotzerpflanzen prunkten leuchtend überall im Grün der alten, starken Bäume oder am glatten Silbergrau ihrer Stämme. Welche Farben, welche Formenfülle — ach, es war eine Lust, ein Maler zu sein und durch die Welt reisen zu dürfen .. .

Eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden — einige Male hatte die Landschaft sich gelichtet, hatte er in der Nähe oder in der Ferne ein Dorf sich breiten sehen inmitten bestellter Felder, ungerührt aber war die dunkle Abendwolke mit dem Silberrand daran vorübergezogen — dann aber hatte sich mit eins der Waldrand weit zurückgebogen, mit einem zufrieden lauten Seufzer hatte die Elefant in den Flußrand verlassen, war eilig über die breite und tiefe Lichtung getrabt, einem merkwürdigen Bauwerk entgegen, das sich auf der Höhe des sanften Hügels breitete mit endlosem Zaun, der es weit umlief, und über dessen Spitzen merkwürdig lange und formlose Dächer sahen.

Das große Tor stand weit geöffnet. Als die dunkle Abendwolke es passierte, hatte auf der Mitte des Platzes eine Glocke geläutet, hell und dünn und silbern: ein alter, würdevoller Singhalese mit schneeweißem Turban und schneeweißen Tüchern bekleidet, und mit einem ebenso weißen, dichten und weichen Vollbart stand mitten auf dem weiten, glattgestampften Platz und schwang den kurzen Eschenstock, an dem eine kleine Glocke befestigt war. Und rings unter den langen Schattendächern hatten hundert Elefanten unter dem ersten Klang dieser Glocke begeistert aufgeschrien, klirrten mit ihren Ketten, schwenkten ihre Rüssel, gebärdeten sich wie Kinder in der Schule, denen überraschend herrliche Ferien verkündet werden, und dann waren einige hundert Männer aufgetaucht, die Mahouts der Elefanten, hatten die Ketten ihrer Tiere gelöst und sich rasch in den Nacken der sich nun eiligst dem Tor entgegendrängenden dunklen Riesen geschwungen. Und die große Elefant, auf der Hans Froment gesessen, hatte sich nach wenigen Sekunden des Zögerns wieder gewandt und war mit ihren Brüdern und Schwestern zum Fluß hinabgezogen, nicht minder fröhlich rufend als diese. Und schon schwammen sie mitten im Strom, im Strom von hundert, zweihundert Elefanten, die sich fröhlich trompetend den Hügel hinab zum Fluß hinunter wälzten, die lustig schreienden Mahouts in ihren Nacken. Hans Froment begriff nicht recht, was rings um ihn, was mit ihm geschah, aber seine Augen flogen und rafften: zweihundert Elefanten – und der Elefant war in Indien ein ganz anderes Tier als im fernen Afrika ...

Dann aber griff eine edel schmale braune Hand an seinem Arm vorbei in das Ohr seiner Elefant, eine gute, dunkle Stimme sang: "O du dunkle Wolke des Abends, du trägst einen weißen Mann auf deinem Rücken, und du trägst auch seine Koffer, ich bitte dich sehr, warte mit dem Bad, das dir zusteht am heutigen Tag, wie es allen meinen Elefanten zusteht, warte mit deiner Freude, bis wir deinen Rücken von aller Last befreit haben. Wenn ich dich bitten darf, Abendwolke mit dem Silberrand, dann folge mir, folge deinem Freund, den ich reite, ihm, dem guten und alten Tänzer im Tempel, folge uns aus der Herde zur Seite und verstatte mir gütigst, einige Worte mit deinem Herrn zu sprechen!"

Hans Froment, verwundert zur Seite sehend, erblickte neben sich im Nacken eines übergroßen, überstarken Elefantenbullens den weißgewandeten alten Singhalesen, dessen Hand noch immer die kleine Glocke hielt, und der nun mit der freien Hand seine Elefantın zur Seite lenkte, aus dem drängenden Strom der zweihundert gewaltigen Tiere hinaus in das freie Land. Dort dann standen die beiden großen Elefanten dicht nebeneinander, und ihre Rüssel verschlangen sich wie im liebevollen Gruß, der dicke, klobige Rüssel des starken, sehr hochbeinigen und breitstirnigen Bullen mit den weißleuchtenden schweren Zähnen und der schlanke Rüssel der guten, klugen Kuh – und der braune Mann in seinen schneeweißen Kleidern hatte sich in seinem hohen Sitz geneigt und hatte feierlich und voll einer hohen Würde zu Hans Froment gesprochen: "Sahib, verzeihe mir diesen Überfall, verzeihe, daß ich deine Elefantın lenkte, ohne zuvor nach deinem Willen zu fragen, aber wenn du an deine Kleider und an den Inhalt deiner Koffer denkst, wirst du sicherlich einsehen, daß ich nicht unrecht gehandelt habe an dir und dem Tier, das du reitest. Erlaube mir, daß ich dir sage, daß man mich Zena nennt. Es ist nicht mein ganzer Name, denn dieser ist zu groß und zu schwer für die Zungen der weißen Männer, aber es ist der Name des Mannes, der allen Mahouts der Elefanten übergeordnet ist, es ist der Name, zu dem die Elefanten Vertrauen haben. Sahib, ich habe dich erwartet, denn ich wußte von Sahib Huddleston, daß du heute zu uns kommen würdest, in dieses große Lager der Arbeitselefanten der Regierung, das Sahib Huddleston, der ein sehr mächtiger Mann ist in unserem Lande, neben vielen anderen Dingen verwaltet und mit seinem weisen Rat beherrscht. Und ich bin Zena, der oberste der Mahouts, ich freue mich, Sahib Froment, dich an diesem Tage begrüßen zu dürfen in unserer Mitte, denn dieser Tag ist ein Feiertag und wird durch ein besonders langes und ungebundenes Bad von meinen Elefanten festlich begangen. Denn die große Lust des Elefanten, du weißt das sicherlich, Sahib Froment, ist das Bad im fließenden Wasser, er hat die Freude des Edlen an der Pflege seines Leibes ..."

Der alte Zena hatte noch viel gesprochen in jenen Minuten, sehr Kluges, aber auch manche nur schönen und sonst recht inhaltlosen Worte flossen im sanften Strom seiner warmen, guten Stimme von seinen Lippen, die ihre Freude

zu haben schienen am Wohlklang der Sätze, aber Hans Froment, der sich später mit diesem klugen und noblen Diener der Elefanten innigst befreunden sollte, hatte ihm nur mit halbem Ohr gelauscht: an ihm vorüber liefen eilig und fröhlich zweihundert Elefanten gegen den Fluß und wateten mit begeisterten Drommetenstößen in das Wasser hinein.

Noch trabten einige mit fröhlich schlenkerndem Rüssel im spritzenden Flachwasser herum, die anderen jedoch hatten sich schon längst hineingeworfen in die grün rauschende Flut, wälzten sich prustend und quietschend, umhüpft von den fröhlich scheltenden Mahouts, die nur einen schmalen Schurz um ihre Lenden gewunden hatten und in ihren Händen flache Steine hielten, mit denen sie die Haut des Elefanten, dieses nur scheinbar borkig dicke Gebilde, zu säubern hatten bis in ihre letzten Falten hinein, daß es den Glanz und die Weiche seidenen Papiere behielt, die ein gut gepflegter Elefant den Augen des Kenners zu weisen hatte.

Und nun rannte durch dieses Gewühl, wie Brandungswellen lief es unter seinem Schritt durch das Wasser, ein großer, gigantisch schwerer, makellos schöner Bulle, dessen überstarke Zähne mit breiten Goldreifen geziert waren, er lief wie ein edles Rennpferd, federnd im Schritt, klein und seltsam geduckt saß der Mahout in seinem Nacken, flog dann auch schon in gleicher Sekunde im hohen Bogen aus seinem Sitz heraus: aus seinem schnellen Trab hatte sich der Elefant nach vorn und in das aufgischende Wasser geworfen. In diesem Augenblicke segelte ein leuchtend grüner, handgroßer Schmetterling über das Wasser und gaukelte eine Weile um das kurze, dunkle Rüsselende, das spannenlang aus dem schäumenden Fluß hervorsah, sich atmend bewegte und das einzige war, was der große Bulle noch von sich sehen ließ. Und die Sonne lag groß und golden über dem bewegten Strom, auf dem Sand seines Strandes, in dieser goldenen Sonne erglühete dunkel das Grün der Bäume, die Farben der Schmarotzerpflanzen funkelten auf, der grünsamtene Schmetterling war wie ein Leuchten im duftenden Licht, und der gefiederte Schatten der Palmen verspielte sich in das Dunkel der Waldmauer — in diesem Augenblick sah Hans Froment sein großes Elefantenbild, und dieses Bild ließ ihn nicht eher

wieder los, als bis er es gemalt hatte bis zu dem dünnen Strich unter seinem Namenszug .. .

Er hörte nicht mehr, was der alte Mann noch zu ihm sprach, er glitt von seinem Sitz im Elefantennacken zur Erde hinab, er setzte sich auf die Koffer, die rasche Diener losgebunden und zur Seite in den Sand gestellt hatten, abwesenden Blickes sah er dem alten Singhalesen zu, der sich aus seinen weißen Tüchern schälte, nur ein kurzes Verwundern war in ihm, daß der braune Leib dieses weißhaarigen Mannes so schlank und adlig und so merkwürdig jung war, er sah ihm nach, wie er nun mit den beiden Elefanten in das Bad ritt, übermütig wie ein tollender Knabe, ganz hingeeben der Lust dieses großen Spieles — schon griff seine Hand nach dem Skizzenblock, nach den Stiften, und während sein Herz nach den Farben schrie, in denen dieses Fest aus Licht und Glut und Leuchten auf der Leinwand erstehen sollte, das Wasser, die Bäume, die Blüten, die massigen Leiber der Elefanten, deren stumpfe Haut merkwürdig wach und lebendig wurde und aufzublühen schien in den weißschäumenden Wellen unter der Sonne, die nackten braunen Gestalten der schöngewachsenen Männer mit den unverschnitten langen schwarzen Haaren — während sein Herz nach diesen Farben schrie, rissen seine Hände Linie nach Linie über das rauhe Papier, haschten sie nach Konturen und prägten die Form...

So durch die langen Stunden, bis endlich das fröhliche Bad seinen Schluß gefunden hatte, bis die Elefanten unter ihre Schattendächer zurückgekehrt waren und der alte Zena ihn in den kleinen Bungalow führte, den Sahib Huddlestone bewohnte, wenn er an diesem Platze weilte, und den er nun dem Sahib Froment zur Verfügung gestellt hatte für die Dauer seines Aufenthaltes. Aber früh am anderen Tage saß er schon wieder im Schatten am Strand, und der Ertrag dieses Tages bestand in drei großen Farbskizzen — und dann jagte er einen Boten nach dem Besitz seines Gastgebers mit dem Notschrei: "Ich brauche eine Leinwand, soundsoviel Quadratmeter groß, einen Blendrahmen dazu, auf den ich sie spannen kann — Sahib Huddlestone, Sie müssen mir helfen!"

Und der gute Sahib Huddlestone hatte geholfen, drei Tage später war die Leinwand eingetroffen, und während Hans Froment sie auf der Veranda seines Bungalows dem Blendrahmen aufnagelte, um sie dann sogleich voll Feuereifer zu grundieren, hatte der alte Zena am Fluß ein Schattendach errichten lassen, und schon am anderen Tage hatte Hans Froment unter diesem Blätterdach seinen Arbeitsplatz bezogen, den er dann durch Wochen nicht verlassen sollte. Wochen, in denen er gemalt hatte, wie er noch nie gemalt in seinem Leben, selbst in Afrika nicht, als der Zauber von Wildnis und Weite ihn zum erstenmal befallen hatte — er hatte die Sonne gemalt, diese dufftrunkene Luft, die Bäume und die glitzernden Blüten, den hellen Strand und das weiß verschäumende, grün durchsichtige Wasser, die nackten braunen Menschen und die Elefanten in ihrem Bade, die großen, geheimnisreichen Tiere, denen die braunen Menschen stille, kluge Diener waren. Und viele Tage hindurch hatte der alte Zena, der Weise, Gerechte und sehr Kluge, stumm an seiner Seite gesessen, hatte ihm mit Eifer den leisesten Wunsch erfüllt, hatte immer wieder Elefanten und Mahouts herangeholt und sie in den Fluß getrieben, damit sie dem großen Bild des Sahib Froment dienten, das an diesem Ufer erstehen zu sehen der große Stolz des obersten der Mahouts war.

Und manchmal auch hatte der alte Zena mit seiner guten, dunklen Stimme gesprochen und dem jungen Maler vieles von dem erzählt, was er erlebt hatte in einem langen Leben mit den Elefanten. Und derart war das große Bild gewachsen und war gut geworden. Sahib Huddlestone, der Nachricht von dem Treiben seines Gastes bekommen haben mußte, hatte ihn zartfühlend sich selbst überlassen und war erst dann zu ihm herausgekommen, als das Bild fertig gewesen war. Und dann war der sonst so wortkarge Mann in einen Begeisterungssturm ohnegleichen ausgebrochen und hatte fast geweint vor Glück, als Hans Froment ihm einige Farbskizzen mit Elefantenstudien geschenkt hatte — ja, das also war Ceylon gewesen und sein Beginn im Lande Indien ... Da hatte er am Flußrand gesessen, hatte die maßlose Schönheit in sich eingetrunknen und hatte sie mit demütig behutsamer Hand gestaltet, die gute, kluge Stimme des alten Mahouts hatte an seinem Ohr geklungen, und in seinem Herzen waren die dunklen Märchen, die der weißbärtige Singhalese ihm

erzählt hatte, auferstanden zu neuem Leben, goldgrün dunkelnd und purpurn blutig leuchtend – ach, Ceylon, die Elefanten, der alte Zena, der Kluge und Weise und Gütige, ja, das war wohl eine gute Zeit gewesen ...

Aber Ceylon war nicht das Land Indien – nun war er länger als ein Jahr in diesem Land, er hatte tausend Gesichter gesehen und hunderttausend Bilder, aber niemals hatte er bis heute das eine Bild, das eine Gesicht gesehen, dem zu begegnen sein Herz trachtete. Ja, sein Herz, denn dieses Indien war ein großes und oft unausdenkbar schönes Land, es war bewohnt von schönen Menschen, deren stille Geistesart viel Verführerisches hatte für den weißen Mann, es war die friedliche Heimat des größten und gütigsten Tieres dieser Erde, des Elefanten, der hier wie ein Bruder zwischen den Menschen lebte, und es war auch die Heimat des schönsten und furchtbarsten Tieres dieser Welt, des Tigers – wo aber schlug das Herz dieses Zauberlandes, wo konnte, wo durfte er diesem Herzschlag lauschen?

Nirgendwo – denn niemals fand er sich zur geheimen Gestalt, und wenn er das Wort "Indien" dachte, dann sah er nicht wie einst einen schweigenden Kontinent im Kranz der Meere liegen, dann hatte er nur immer wieder die Vision eines der großen Tempel, wie er sie zu Hunderten gesehen hatte zu Madura und Srirangam, in Benares, Delhi und Chidambaram. Ach, vielleicht hatte ihn einst die strenge und priesterlich ernste Kunst Ägyptens in das Land Afrika eingeführt und hatte ihn mit sachter Hand geleitet zu seinen verschwiegensten Heiligtümern – und vielleicht war es die Kunst Indiens, die ihn verdorben hatte für das Wirkliche, die ihn taumeln ließ auf seinem schmalen Weg, bis seine Füße ihn endlich verraten hatten und er sich in die Dschungeln verlieh.

Diese Tempel – vielleicht spukte die Erinnerung sehr ferner Tage noch durch ihre Form, die den Pyramiden Ägyptens glich, dann aber ergoß sich über ihre marmornen Wände ein Hexensabbat namenloser und beklemmend seltsamer Wesen, Tiere, Götter, Menschen und Dämonen, Affen mit Tigerköpfen, Menschen mit Elefantenhäuptern, Nateshvara, der tanzende Shiva, setzte seinen Fuß leicht und grausam auf ein sterbendes Kind, und die

wollüstige Geste einer im Stein erstarrten Tänzerin bot sich lächelnd der grausigen Grimasse eines zwanzigarmigen, zwölköpfigen Fabelwesens. Wenn man eine Stunde vor solcher Tempelwand gestanden hatte, dann sah man nichts Ganzes mehr und sah auch keine Einzelheit, man sah nur ein flutendes, ewig sich wandelndes Meer abscheulicher Unverständlichkeiten, denn hier war nichts von dem strengen Geist einer Kunst gestaltet, geläutert und geadelt – hier schrillte nur das gemeine Leben und eine tropisch wirr-heiße, ganz ungezügelte Phantasie.

Und das Land Indien war wie eine solche Tempelwand, nun hatte er ein Jahr vor ihr gestanden, nun sah er keine Grenzen mehr, keine Formen und kein verzauberndes Idyll – da war nichts als ein tönend buntes Rauschen, sein Herz schwamm verloren mitten darin, aber es hatte sich in Furcht und Grauen eng und stark verkapselt, weil es fühlte, daß es sich bewahren mußte, wollte es nicht untergehen.

Nein, dieses Land Indien hatte sich ihm nicht erschlossen, je mehr er nach ihm gesucht hatte, in desto tiefere Unendlichkeiten war es ihm entglitten. Aber trug er nicht vielleicht selbst alle Schuld an dieser schmachvollen Niederlage, hatte er den schmalen und verschwiegenen Pfad in das Herz dieses überreichen Landes verfehlt, den es zu gewinnen galt, um diese bunte, heiße, grelle und erschütternd naive Außenwelt richtig zu verstehen? Man konnte das nur von innen heraus, und es gab ein solches Innen, es mußte ein solches geben, aber er hatte nicht den Weg zu ihm finden können – ach, vielleicht, wenn er auf der Straße des Elefanten gezogen wäre, auf der er sich das weite Afrika erschlossen hatte, vielleicht hätte er auch auf diesem Wege Indiens Herz gefunden, aber er war ja diese Straße nicht gegangen, er hatte den schmalen, vielgewundenen und gefährlichen Wechsel des Tigers betreten ...

Dennoch war dieser wild und eng verschlungene Pfad vielleicht doch wiederum der einzige, den man zu gehen hatte in diesem Lande, und daß er ihn betreten hatte, daran war wieder Anthony Huddleston schuld. Froment hatte sich die Insel Ceylon angesehen, war dann auf das Festland übergesetzt und hatte sich danach im Kanan-Devan-Gebirge festgelaufen: diese Erde

wimmelte von Städten, Dörfern und Plantagen, gewiß, es gab noch manche Wildnisse, aber sie waren eingezwängt, wurden umdrängt von allen Seiten, und es schien, wie wenn sie sich gegen ihre Feinde zur Wehr setzten mit den grausamen und skrupellos heimtückischen Mitteln des Verfolgten, sie waren unwegsam, undurchdringlich und waren erfüllt von tödlichen Giften. Wohl, es führten Straßen durch diese abweisende Gefährlichkeit der Dschungeln, wenn man aber einmal eine solche Straße verließ, dann versank man wie in einem Sumpf, dann stürzte man in eine fremde und wilde, unbewohnbare und böartige Welt, umsonst suchte das Malerauge nach einem großen, frei durch die wilden Weiten schweifenden Ausblick, hier gab es nur die Enge und das Gefangensein, gab es die dichte, üppige, feuchtgrüne Schwüle der Wälder, den tödlich giftigen Fieberhauch der unwegsamen Dschungeln, durch deren haushohes Hartgras man sich mühselig zu schlagen hatte wie das Knäblein aus den Gulliver-märchen im reifhohen Roggenfeld. Nein, dieses Indien wollte sich ihm nicht erschließen, die Wälder und Dschungeln schienen leer von allen Tieren, was man von ihnen zu sehen bekam nach mühsamster Spür-arbeit, das reichte nicht zur raschen Skizze, geschweige denn zum Malen aus, verdrossen bosselte er an Landschaftsbildern, unzufrieden auch mit ihnen, denn er suchte ja nicht das Allgemeinzugängliche, er suchte das Abseitige, das Verschwiegene, Übersehene und damit allein Wesentliche — da erreichte ihn auf einer Kaffeeplantage, auf der er zu Gast weilte, der Brief eines Radschahs aus den Zentralprovinzen.

Ein schlichtes, wenn auch wiederum umständlich höfliches Schreiben, der Fürst bezog sich auf seine gute Freundschaft mit Huddleston, der ihm über den jungen Maler und seine Arbeit berichtet habe, er war ein Kunstfreund und ein Bildersammler, er würde es sich zur Ehre schätzen, ihm behilflich sein zu dürfen, nirgendwo könne er Indien, seine Wälder und Dschungeln, seine Tiere und Menschen besser kennenlernen als in seinem Reich, er lud ihn mit aller Förmlichkeit ein, als sein Gast in einem seiner Schlösser einzukehren und so lange dort zu bleiben, wie es ihm gefiele oder nötig erschiene. Dienerschaft und waldkundige Führer erwarteten ihn, und in Mysore stünde vom heutigen Tage an ein guter Reisewagen für ihn bereit, er möge ihn benutzen, wann er wolle.

Hans Froment erschien es unhöflich, diesen Wagen allzulange warten zu lassen, er machte sich also auf den Weg, bestieg in Mysore den schweren, dunklen Packard und fuhr mit ihm geradenwegs in das Märchenland, in das Indien seiner Jugendträume – aber es war bunter und schöner und üppiger, als alle seine Träume es hatten erschauen können. Ein unendlicher, überaus gepflegter Park, der marmorne Alptraum eines Schlosses mit einigen hundert Sälen und Gemächern, Dienerschaft in niemals zu ergründender Vielheit, ein Hofmeister, der ihm alle Wünsche erfüllte, bevor er sie auch nur gedacht hatte, Tempel und Bungalows in der kleinen Palaststadt, ein großer Autopark, eine zahme Elefantenherde, ein mit erlesen schönen Tieren bevölkerter zoologischer Garten, Tänzerinnen und Gaukler auf einen Wink zu seiner Verfügung – und hinter den marmornen Mauern bellten in den Nächten die streifenden Panther der Dschungeln.⁵

Einige Tage nach seiner Ankunft erschien der Fürst zu kurzem Besuch, er war leider durch Staatsgeschäfte verhindert, sich seinem Gast zu widmen, er stellte ihm nochmals das ganze Schloß zur Verfügung, er fragte dringlich nach seinen Wünschen – aber Hans Froment hatte längst keine Wünsche mehr, er hatte sich bereits die Freundschaft des alten Sarbatti erworben, und dieser alte Schikari hatte ihm die Wege durch Wald und Dschungeln gewiesen, nach denen er gesucht hatte, die wilden Pfade, auf denen er dem Tiger begegnen durfte.

Sarbatti war ein kleines, hageres Männchen, aber in seinem gebrechlich scheinenden Leib schlief eine erstaunliche Kraft und eine unbeugsame Zähigkeit, sein gelbbraunes Gesicht mit dem buschig dichten, grauweißen Husarenschnurrbart schien das eines Greises, er schien uralte Erfahrung und Weisheit, aber Sarbatti war nur etwas über fünfzig Jahre alt. Er trug einen dunklen Turban über der grau-grünen Khakijacke, gleichfarbene Shorts und hohe Stiefel mit dicken und lautlos weichen Pirschsohlen – und Sarbatti wußte alles von den wilden Tieren in Dschungel und Wald, was ein Mensch nur von ihnen wissen konnte. Stets sprach er sehr nüchtern und sachlich von ihnen und

⁵ Ein derartiges fürstliches Anwesen mit seinen Lebensformen steht im Mittelpunkt des Romans GÖTTER UND GAUKLER (1954).

ihrem Leben, aber doch auch immer so, wie man von Persönlichkeiten spricht, denen man selbstverständliche Achtung entgegenzubringen hat. Niemals verriet er in solchen Worten sein Gefühl, aber Hans Froment glaubte immer, daß er in mystischer, leidenschaftlicher Liebe selbst den Tigern und Leoparden seiner Dschungeln zugetan war. Dagegen ging er an den Elefanten gleichgültigen Gesichtes vorüber, sie waren zahm, sie waren Diener des Menschen, Sarbattis Herz gehörte den bösen Räubern im wilden Wald. Ihm unterstanden die weiten Wälder, die wilden Dschungeln im Reiche seines Herrn, seinem Winke gehorchten die Treiber und Jäger, die Schikaris und Fährtenleser, er schien jeden Baum in seinen Wäldern zu kennen, er wußte um jedes Tier, keinen besseren Führer hätte Hans Froment finden können als ihn. Und Sarbatti führte ihn bei Tag und in der Nacht, er zeigte ihm tausend Dinge, hundertfältiges Leben in seiner Verschwiegenheit, aber dann wurde es wie in stiller Verzauberung so, daß die beiden Männer ihre Tage und Nächte damit verbrachten, den Tiger zu spüren und sein Treiben zu belauschen. Und das begann mit der unwirklichen Nacht, die sie miteinander im Tigerturm verbrachten.

Mitten in den abgelegensten, unwirtlichsten Tälern der weiten Dschungel erhoben sich hier und da karge, hohe und enge Gemäuer, massive Türme, errichtet zur Jagd oder zur Augenweide des Fürsten und seiner Gäste, die Tigertürme. Und die Augenweide bestand darin, daß man auf dem freien Platz vor einem solchen Turme ein Rind anpflockte, daß man diesen Platz mit einem Scheinwerfer erleuchtete, daß man, geborgen hinter den sicheren Steinquadern, zusah, wie der Tiger aus der Dschungel trat, wie er sein Opfer schlug, und wie er sein nächtliches Mahl hielt. Und das war ein Schauspiel, das Hans Froment mitriß und faszinierte durch ungezählte Nächte, er war nur dann mit sich und der Welt zufrieden, wenn er in einem dieser Türme saß, wenn die Nacht sich über die Dschungel senkte, wenn die Eulen schrien, die Fledermäuse huschten, die flaumig weichen großen Nachtschmetterlinge im Lichte tanzten, er schwelgte, wenn er den Tiger kommen sah, wenn er ihn beobachten durfte durch die Stunden, in denen er sein königliches Mahl hielt, indessen am Waldrand die hungrigen Schakale winselten. Und neben ihm, hinter

dem schmalen, langen Fensterloch, das einer Schießscharte glich, neben ihm saß auf den hochgetürmten Kissen der alte Sarbatti, mitunter glänzten seine braunfeuchten Augen im Widerschein des Mondes oder des Scheinwerfers, mit leiser, monotoner Stimme konnte er durch die Stunden der langen Nacht erzählen, endlose, niemals sich wiederholende Geschichten vom Tiger, dem golden gestreiften, schweifenden Fürsten der Wildnisse, oder vom Panther auch, dem silbernen, dunkel gefleckten, gefährlich unberechenbaren Räuber.

Aber es gab auch manche Tiger im großen Revier, die nicht zu den Tigertürmen zu locken waren, Sarbatti jedoch kannte ihre Wechsel oder erkundete sie nun neu aus, dann schlug er an diesen Wegen einen Hochsitz auf in den Bäumen, und der junge Maler verbrachte die hellen Mondnächte in diesen Matschans, wenige Meter über der Erde, verborgen hinter der Blätterverkleidung – und der Mond ging hin über diese wilde Welt, die niemals schlafende, und über die schmalen Straßen ihrer Spur zogen auf lautlosen Branten die goldenen Mörder aus zu ihrer Jagd ...

Ja, den Tiger erlebte er damals in hundertfacher Gestalt, fast vergaß er über seiner Schönheit ganz den Elefanten, treulos, wie es nur ein Künstler sein kann, verfiel er der wilden, der unvergleichlichen, der hypnotisierenden Schönheit des starken und vollendet gebildeten Räubers – und in diesen Wochen entstanden eine Unzahl Tigerbilder in Wasserfarben, in Tempera und Öl. Die Nächte auf dem Matschan oder im Tigerturm, eins der immer schneller sich füllenden Skizzenbücher auf den Knien, die Tage hinter der Staffelei, ja, nun war ihm dieses Indien in das Blut gesprungen, wie der Tiger dem Gaur in den Nacken springt, das wilde Indien – in seinen Blättern und Bildern erstand es ihm neu, und die vollendete, makellose Schönheit des Tigers glühte aus ihnen heraus wie ein Edelstein aus einem giftigen Sumpf.

Ja, es war etwas Giftiges in allen diesen Arbeiten, er fühlte es besser als jeder andere, vielleicht auch wußte nur er allein darum. Und wenn der gute Herr Weidemann ihm auch lange Elogen schrieb, wie er mit delikatester Pinselführung Indien ganz anders erfasse, ganz anders darstelle als den Kontinent Afrika – es war nicht Berechnung, Überlegung, kaltes Kalkül in

seiner Arbeit: es war das Gift der schwülen Dschungeln, das Wilde und Böse und schleichend Grausame dieser ganz anderen Welt, die ihm den Pinsel führten und ihm seine Farben mischten. In diesen großen Dschungeln war nichts von der großen Freiheit der Steppen, über die der königliche Ruf des Löwen ehern rollte, in ihnen war die lautlos gleitende, stumm lauernde Gefahr der dichten Wälder, das schwüle Dämmern, das niemals von der Sonne golden durchpfeilt wurde, in ihnen war die Wildnis nicht frei und weit, wie sie in Afrika gewesen war, sie war wie ein Kerker, und die Luft war nicht klar und durchsichtig, sie nebelte schwül und feucht – in diesen Bildern war nicht die gesunde, berauschte Kraft des Wandernden, der sich eine maßlos schöne Erde entdeckt hatte, in ihnen schwelte das Fieber, das aus den Sümpfen in seine Adern gekrochen war, grinsend darin hockte und ihm alles verdarb. Ja, verdarb – denn er hätte gern diese Bilder, die er malte, anders gemalt, er wollte gerecht sein auch gegen dieses unbändig wilde Land, aber dessen Wildnisse waren stärker als sein Gerechtigkeitssinn, sie hatten ihn längst überwältigt und unterjocht: giftig glühte aus allen seinen Bildern die dämmernde Schwüle der Dschungeln, gleich Dämonen glitten golden und schwarz die Tiger durch ihre Nächte, silbern huschten die schmalen Leoparden durch den Mondschaten zu schnellem Überfall und flinkem Mord.

Ja, Indien und die Tiger ... Manchmal hatte er gedacht, daß wohl Afrika ihn verdorben habe für dieses Land, das er einst in Europa als das schönste und verführerischste Reich dieser Erde schwärmerisch aus der Ferne verehrt und ersehnt hatte. Und ganz gewiß war es überreich an Schönheit, reicher als Afrika, das harte und wilde, wenn auch seine Wildnisse sich dem Wanderer nur sehr schwer erschlossen und ganz selten nur den grandiosen, den göttlichen Schwung in ihrer Monotonie wiesen, wie ihn Afrika immer wieder herrisch bezeugte. Und weich und schön wie ihr Land waren die braunen Menschen und waren so ganz anders geartet als die unbeschwert starken und gefühllosen Neger, die auf alles Wild Jagd machten, um sein Fleisch in blutenden Fetzen zu schlingen. Und in den Städten breiteten sich Tempel ohne Zahl und barsten von fremdartigen Kunstwerken, und die Schlösser der Fürsten gleißten weiß und marmornen, unausdenkbare Reichtümer in sich

bergend, durch das Land. Gewiß, gewiß — aber diese verschlossenen Dschungeln waren giftig und schlugen den Wandernden mit tödlichen Fiebern, und die braunen Menschen waren arm und halb verhungert und wenig ehrlich, und die Schlösser der Maharadschahs waren nur darum so reich, weil die Hütten der Armen so entsetzlich elend und jämmerlich waren. Und die Kunstwerke in den Tempeln — ach, war denn das Kunst, wenn man Fratzen und Alpträume überlebensgroß in den Stein meißelte und mit Bedacht Fratzen Fratzen bleiben ließ? Dieses Land Indien war wie seine Tempel, war wie ein entfesselter Nachtmahr und knechtender Alptraum, es war, so schien es Hans Froment, wie eine solche Fratzenflut seiner Tempelwände, aber vielleicht war es das nur für ihn geblieben, weil er auf den Wecheln des Tigers und in der Fährte des alten Sarbatti durch dieses Land gezogen war.

Damals aber führte ihn die Fährte des alten Waldläufers von Tigerturm und Matschan zurück in den marmornen Palasthof des Fürsten und brachte ihn vom Anblick der freien und starken Kreatur in die Käfige der gefangenen Tiere. Und hier geschah ihm das Seltsame, daß er, der aus den Wildnissen kam, denen er geschworen war, weil sie allein Zeugnis ablegten von der Hand Gottes, aus der diese Erde hervorgegangen war, hier geschah es ihm, daß er in den Bannkreis der gefangenen Tiere geriet, sich tief darin verstrickte und wie ein Verzauberter lange Zeit nicht wieder aus dem magischen Zirkel herausfand. Es waren nicht die Gefangenen des zoologischen Gartens, die ihn solchermaßen festhielten, wenn hier auch in Gehegen und Käfigen Tiere lebten, deren Vollendung in Kraft und Schönheit die Insassen europäischer Tiergärten zu farblos blassen, hungerschwachen Schatten zusammenschrumpfen ließ. Aber solche Erkenntnis war dem jungen Maler längst nicht mehr neu, sie war ihm bereits vertraut aus Afrika: Die wilden Tiere in ihren großen Freiheiten hatten wenig gemein mit ihren Brüdern, die in den Kerkern Europas freudlos und ohne Frieden ihr leer gewordenes Leben zu Ende lebten. Ein Löwe in der Steppe, ein Tiger in der Dschungel, ein Adler im Flug und der Galopp der Antilopenherde durch die in der Sonne glühende Weite — ach, die Tiere waren zur Freiheit geboren, und die Gitter und Eisen und Drähte und Gräben des

Menschen formten eben Kerker und Verließe und nichts anderes. Und es gab kein starkes Leben in den Gefängnissen, es gab keine Schönheit ohne Freiheit – und der Gefangene siechte immer dahin an seiner Gefangenschaft.

Nein, nicht diese Tiere waren es, zu denen der alte Sarbatti ihn jetzt führte. In der marmornen Stadt lebten noch andere Gefangene, sie lebten nahe mit den Menschen zusammen, und es war wohl die Magie, die im vertrauten Umgang des Menschen mit den stärksten und schönsten Tieren der freien Wildnis ist, die Hans Froment nunmehr umzauberte. Zwischen dem Tiergarten des Fürsten und dem marmornen Hof des Palastes, in dem durch die brennenden Stunden des Tages und durch das sammetdunkle Schweigen der gestirnten Nacht die springenden Brunnen rauschten, dehnten sich andere Höfe, offene Hallen und Gänge, niedere Gebäude auch, alle aus dem gleichen weißen, ewig schweigenden Marmor erbaut. Und diese Höfe und Hallen waren bevölkert, nicht nur mit Kunstwerken aller Art, an jeder Säule stieg eine bunte Bilderflut drängend hinauf oder rieselte von ihr fremd und grinsend herab zur Erde, nein, es lebten Tiere ohne Zahl in diesen steinernen Gärten, lebten unter dem Schutz des ewigen Liebespaares Shiva und Parvati, bewacht auch von Kama, dem Gott der Liebe, vom tanzenden Nateshvara, von nackten Götterfrauen mit schweren Brüsten, runden Hüften und gewinkelten Schenkeln, von Ganesha auch, dem Gott der Weisheit, der einen Elefantenkopf trug auf schmalen Menschenschultern.

Da lebten im Hof der Springbrunnen, geschmiedet an silberne Ketten, sechs voll ausgewachsene Tiger, sie waren zahm wie Hunde und freuten sich sichtlich über jeden Menschen, der in ihre Einsamkeit kam und ihnen die leeren Stunden ihres Lebens füllte mit seiner Gegenwart und sie ihnen kürzte mit Spiel und Zärtlichkeit. Dereinst waren sie in der wilden Dschungel von ihren Müttern geboren, die erschossen worden waren, erschossen werden mußten, weil sie sich zu Wegelagerern, Viehräubern oder Menschenfressern entwickelt hatten, die Jungen hatte man aus dem Nest genommen und den Frauen in der Zenana zum Spiel gebracht. Sie waren dann durch Monate verwöhnte, verhätschelte Schoßtiere im Haremshaus gewesen, dann aber waren ihre Krallen im Gleichmaß mit ihren Kräften gewachsen und hatten die umhütete

Schönheit der braunen Frauen bedroht, und dann hatte man sie also in den Hof getan und sie an die Kette gelegt. Sie wurden getränkt und überreichlich gefüttert, mancherlei Menschen der weißen Marmorstadt gaben sich in Güte und auch in Zärtlichkeit mit ihnen ab, zum rechten Hofstaat eines Hindufürsten gehörte eben auch eine gute Anzahl solcher Palasttiger, sie durften also weiterleben im stillen Marmorhof, soweit die Ketten ihnen Bewegung und Spiel verstatteten. Vielleicht verschenkte man sie einmal, bisweilen verkaufte man sie auch einem europäischen Händler und Tierfänger, obwohl die Männer von Zirkus und Zoo wenig wissen wollen von solchen Palasttigern und lieber mit wildgefangenen Tieren arbeiten, die den Menschen nicht kennen und ihn daher fürchten, im Gegensatz zu ihren früh gefangenen Brüdern, die den Menschen nur allzu gut kennengelernt hatten und ihn fast niemals fürchteten, weil sie sehr gut wußten, daß sie stärker und schneller und mutiger waren als er, der Nackte, Zweifüßige, Zweihändige ...

Ja, sie waren verdorben vom Menschen, diese Tiger im Hof der springenden Brunnen, sie waren unberechenbar wie launische, verzogene Hauskatzen, die Dolche ihrer Branten glitten leicht aus ihren Scheiden, aber dann waren sie auch wieder anschmiegsam wie verzärtelte Stubenkatzen, liebten über alles die Nähe des Menschen, schnurrten unter seiner streichelnden Hand – und sie waren schön über alle menschlichen Begriffe hinaus ...

Und Hans Froment versafß Tage und Tage in diesem stillen Hof, er kannte jedes Tier, jedes Tier kannte ihn, sie freuten sich sichtbar, wenn er zu ihnen kam, sie schmiegten sich gegen ihn, sie lagen zu seinen Füßen, sie betteten ihren Kopf in seinen Schoß, und ihre goldenen Tigeraugen gingen weich über sein Gesicht. Und hier war die Verzückung, war der große Zauber, alle Grenzen waren aufgehoben, Tiere und Mensch wurden zu einer Bruderschaft, und diese Welt bekam ein anderes Gesicht, wenn man auf den kühlen Marmorstufen saß, dem Rauschen der Springbrunnen lauschte, wenn die Hand in der samtenseidenen Wärme eines Tigerfelles lag, und die Augen sich nicht satt-trinken konnten an den leuchtenden Farben und den vollkommenen Linien dieses schönsten aller Tiere. Aber natürlich tranken nicht nur die Augen, sondern Feder und Pinsel suchten einzufangen, festzuhalten, was von diesen

königlichen Leibern zu erlauschen war – und das war unendlich viel. Und die weißen Marmormauern des Schlosses leuchteten, im stürzenden Wasser der Brunnen brach sich die Sonne Siebenfarben, die tausend großbunten Blumen und Blüten des Landes Indien säumten den steinernen Platz, und bisweilen trug über die schimmernden Platten der Höfe ein Pfau die schillernde Glut seiner gefiederten Schleppe – ach, warum nur wunderte Herr Weidemann daheim sich so sehr, daß die indischen Blätter und Bilder von ganz anderen Gesetzen diktiert, aus ganz anderer Anschauung erstanden als die afrikanischen Arbeiten – dieses hier war Indien, und es war ein anderes Land mit anderen Tieren.

Und auch hier saß der alte Schikari Sarbatti oft durch Stunden neben ihm, saß da auf den Marmorstufen, hatte den schweren Schädel eines verliebt schnurrenden Tigers auf seine hageren Schenkel gebettet, kraute dem götterschönen Tier Stirn und Nacken, sah still und klug dem arbeitenden Pinsel zu und erzählte seine Geschichten, diese Geschichten aus der Dschungel und von den wilden Tieren, wie nur Sarbatti sie zu erzählen wußte. Sie schienen geformt aus Gold und Ebenholz und Elfenbein, ihr Fluß glich den makellos vollendeten Linien der Tigerleiber, sie waren heiß und hart und wild, sie schauten aus tausend dunklen Augen wie die schillernden Federschleppen der schreitenden Pfauen – und dann glitten aus dem seidenen Gold stumm und tückisch die mörderisch krummen Yatagane, die mit einem dünnen Riß das Blut vergiften konnten. Ja, der alte Sarbatti paßte gut zu den Tigern im kühlen Hof der springenden Brunnen, seine bunten und schönen und grausamen Geschichten waren wie ein Teppich dieses Landes, auf dem die Tiger ruhten mit weich gelösten Gliedern, indessen ihre achatenen Augen, goldgerändert, in erhabener Einsamkeit an den Menschen vorübersahen in nie entdeckte, unausdenkbare Fernen – aber in ein anderes Haus ging Hans Froment niemals in der Begleitung des Schikari, das war das Haus seiner stillsten Andachten und seiner tiefsten Versenkungen, er betrat es stets allein, ging auf Zehenspitzen über seine Marmorfliesen und verbrachte täglich viele Stunden darin.

Ja, dieses war kein offener Hof, dieses war ein Haus, ein Haus der Kühle, der Stille, der Schönheit — es war das Falkenhaus des Fürsten, in dem seine Adler und Falken und Habichte wohnten, die zur Beizjagd abgerichtet waren. Die edlen Vögel hockten stumm auf ihren hohen Recken, an die sie mit der Kurzfessel angelascht waren, wenn sie sich allein wußten, sahen sie alle durch die spitzbogigen Fensteröffnungen hinaus gegen den hoch sich wölbenden Himmel, gegen die nahen Palmen, durch deren Fiederblätter traumhaft leise ein unspürbarer Wind sang; wenn ein Mensch im Raume war, sah ihn bisweilen einer der stolzen und schönen Vögel stumm an durch lange Zeit. Und immer dann überkam es Hans Froment, wie wenn er die Hände falten müsse vor der Brust und niederknien hier auf die kühlen Marmorplatten und beten zu der Schöpfung, deren tiefer Adel und geheimnisvolle Schönheit so sichtbar in diesen Vögeln verkörpert war, daß ihr Anblick schmerzte bis tief in das Herz hinein. O über diese Wunder an Schönheit, die im kleinen Wanderfalken schliefen und sich offenbarten in den letzten Linien, im dünnsten Federstrich, der majestätische Traum der Adler aus dem Himalaja, die gebändigte Wildheit in Habicht und Habichtsadler, die stolze Einsamkeit, die verzückende Schönheit der Merline und der Baumfalken, der Polarfalken und Isländer, der Gerfalken aus dem Altai, aus Turkestan und aus dem Ural — es gab nirgendwo in der Welt etwas Vollendetes als diese Vögel, es gab keinen tieferen, innigeren Gottesdienst, als still in diesem kühlen, stillen Hause zu stehen und diese Vögel anzusehen, wie sie, gefesselt an ihren Platz, sich mit harten und kühnen und stolzen Augen durch die Fenster warfen, den fernen Himmeln entgegen, wie wenn der Leib nichts wäre als nur die Befiederung des pfeilenden Blickes, der in unendliche Freiheiten zielte. Und es dünkte ihn bis in die letzten Tage wie eine Entweihung dieser Stille, wie eine Schändung dieser Schönheit, wie ein herzloser Verrat dieser unstillbaren Sehnsucht, wenn er das Skizzenbuch hervorholte, oder wenn seine Pinsel lautlos Form und Farben von diesen Gefangenen stahl und sie auf das Papier legten, auf die Leinwand bannten.

Aber dann war es doch wieder der alte Sarbatti, der listige und vielerfahrene Zauberer, der diese Beseligung löste, indem er den jungen Maler

noch tiefer der Schönheit dieser Vögel verstrickte, indem er mit ihm zur Jagd ritt und vor seinen Augen die Adler und Falken gleich den fremden Engeln eines fernen Gottes gegen die Himmel steigen ließ. Und es wurde ihm beglückende Erfüllung und Inhalt seiner Tage, den schnellen und kühnen Greifen zuzusehen, wie sie aufstanden von der Faust des Falkners, wie sie ihre Beute schlugen, wie sie kreisten hoch in der Luft, um zurückzukehren auf den ledernen Handschuh, den Sarbatti ihnen mit flatterndem Federspiel vom Rücken seines Rosses entgegenstreckte. Und es war ein Rausch, anzusehen, wie ein Falken-terzel sich in die aufgeschreckte Hühnerkette schwang, wie er ihr stumm und entschlossen nachstieg, sich tiefer fallen ließ als die schwirrenden Hühner, um dann mit einem letzten raschen Stoß von hinten und unten her eines der Tiere zu schlagen. Oder der Wanderfalke, der die Entenkette zersprengte und sich aus dem klatschend dahinstiebenden Schwarm seinen Vogel herausholte. Oder der Beizhabicht, der einen Hasen nach dem anderen schlug, wie ein Stein aus den Himmeln stürzend und niemals seine Beute verfehlend. Der braune Adler, der den Wolf hetzte und faßte und auf ihm ritt mit schlagenden Flügeln und ihn manchmal warf und getötet hatte, ehe die berittenen Jäger heran waren — oder das wunderbarste aller Schauspiele, das ein Künstlerauge erblicken kann zwischen Himmel und Erde: wenn der Falke mit den Reihern um die Wette flog unter den ziehenden Wolken, wenn er den großen und wehrhaften Vogel hetzte und schlug und ihn herabzwang auf die Erde ...

Ja, solchen Schauspielen zuzusehen, wurde Hans Froment zur Leidenschaft, und bisweilen verwunderte er sich über sich selbst und erschrak vor der Stärke der jägerischen Instinkte, die in ihm erweckt wurden durch diese schönen Vögel, denn er hatte bis dahin immer geglaubt, kein Jäger und frei zu sein von dem nicht ungefährlichen Bluterbe, das ferne Ahnen den Männern im grünen Rock vermacht hatten. Aber auch jetzt war noch keineswegs der Trieb in ihm, zu jagen, zu töten, schließlich erkannte er das gut, er war nur wie berauscht von den überaus schnellen, sicheren und immer vollkommen schönen Flugbildern der hetzenden Greife, die er nie zuvor in derartig freier Bewegung gesehen hatte. Welch eine unvergleichliche Flugkunst zeigten hier

Jäger und Gejagte, welch eine bedenkenlose Kühnheit die Räuber, welch eine unerschütterliche Tapferkeit ihre Gegner, die sich selbst im Tod nicht beugten. Dieser Rausch der rasenden Bewegung, in welcher der Kampf um das Leben ein fast spielerisches Gesicht bekam, war es, der ihn überwältigte, und weil er von allem Anfang an um den Sinn dieser Jagd wußte, rissen ihre Spannungen ihn mit und erwachten die Leidenschaften des Jagens in ihm. Er selbst aber hielt eine andere Jagd in diesen Stunden: aufgeschlagen vor seinem Sattel lag das Skizzenbuch, und vor seiner Brust hing der photographische Apparat, denn selbst der flinkste und gewandteste Bleistift war nicht fähig, die Phasen dieser rasanten Flugbilder, dieser schnellen und erbitterten Luftkämpfe einzufangen. Aber trotz dieser Schwierigkeiten füllte sich auch hier so manches Skizzenbuch, und ins Endlose wuchs die Zahl der belichteten Filme.

Der kluge alte Sarbatti sah wohl die Hingerissenheit des weißen Mannes, dem er als Führer zu dienen hatte. Er sprach niemals ein Wort darüber, vielleicht verzogen sich manchmal die Runzeln seines Gesichtes zu einem wohlgefälligen Schmunzeln, er bot dem Maler aus Europa noch andere Jagd. Da lebte in einem zweiten Haus des marmornen Palasthofes, der schlafend lächelnde Kopf einer adelig schönen Devata hielt Wache über seiner Pforte, ein Rudel seltsamer Tiere, die vom Leoparden das Fell, vom Hund die langen Läufe hatten, die von schmiegsam-weicher Zärtlichkeit waren und doch alle scharfen Instinkte kluger Jäger wundersam in sich bewahrten: die Geparden. Hans Froment befreundete sich rasch mit diesen harmlos heiteren, überaus zutunlichen Tieren, gab sich viel mit ihnen ab und erfreute sich an ihrer verspielten Anmut, als er sie dann alle, einen nach dem anderen, porträtiert hatte — denn hier im üppig reichen Indien entdeckte er, daß es nur für den Anfänger darum ging, die Idee einer Tierart im Bild sichtbar werden zu lassen, daß aber dem, dessen Blick und Erfahrung tiefer drang, sich das Wunder erschloß, daß die Tiere wohl artgebundener sein mochten als der Mensch, daß es aber unter ihnen kaum weniger Vielfalt und persönliche Prägung gab als unter den Menschen, daß man also, um den Tieren gerecht zu werden, ein jedes Tier als selbständiges Einzelwesen, als Persönlichkeit aufzufassen hatte — als er

dann also dieses Dutzend Geparden gezeichnet und gemalt hatte, ritt Sarbatti mit einer Kavalkade festlich geschmückter Reiter vor das Haus, jeder Sattel trug hinter dem Reiter ein schmales Brett, die Geparden sprangen hinauf, wurden festgekettet, man zog ihnen, gleich den Falken, Lederkappen über die Köpfe, sie nahmen den jungen Maler in ihre Mitte, sie preschten mit ihm und den Geparden weit hinaus in die Steppe. Und als sie dort eine Herde Antilopen ausfindig gemacht hatten, zeigten sie ihm, wie der Gepard jagt.

Zwei, drei der Tiere wurden von ihren, den Blick deckenden Lederkappen befreit, man drehte ihre Köpfe in die Richtung der Herde, die ihr Äsen unterbrochen hatte und mißtrauisch die Reiterschar aus der Ferne beäugte, sie hielten die runden Katzenköpfe, bis diese das Rudel erspäht hatten, dann sprangen die Geparden lautlos und eifrig von den Sattelbrettern hinab, glitten durch das Gras, schnell, leise und niedrig gleich Schlangen, nach einer Weile tauchten sie weit draußen in der Steppe auf, unbeachtet von den jetzt wieder geruhig äsenden Antilopen. Sie schlichen sich an, Fuß um Fuß, Meter um Meter schoben sie sich kriechend vor, schnellten dann jählings auf und warfen sich gegen ihre Beute, die augenblicks davonestob. Schneller aber noch als der schnelle schwarze Bock war der Gepard, gestreckt flog er dahin, noch ehe der Leiter der Herde seine volle Geschwindigkeit entwickeln konnte, war es Tiber ihm, trommelte ihn nieder mit schlagenden Läufen, hing ihm an der Kehle und riß ihn zu sich auf die Erde hinab. Eine Antilope wurde die Beute des zweiten Geparden, und nur die dritte Laufkatze ging leer aus bei dieser Jagd. Als man die Jäger wieder auf die Sattelbretter hob, sie kettete und über ihre Köpfe die Lederkappen stülpte, wandte sich Sarbatti aus seinem Sattel Hans Froment zu und dozierte trocken in dessen erglühtes Gesicht: "Der Gepard ist keine Katze und ist kein Hund, Sahib. Aber für kurze Strecken, für hundert Meter etwa, ist er das schnellste Tier dieser Welt, und wenn er seine Beute anschleichen kann, wird er immer sein Tier schlagen, sobald er dann zum Sprung ansetzt. Der dritte Gepard, Sahib, der, welcher keine Beute gemacht hat bei dieser Jagd, war weiter von der Herde ab als seine Gefährten, sie sprangen vor ihm und verdarben ihm so die Jagd, es lag nicht an ihm, daß er leer ausging!" — Und dann ritten sie über die Steppe zur neuen Jagd, das Sattelzeug jankte, die

Farben ihrer fremdländischen Kleidung leuchteten unter der starken Sonne, still hockten die merkwürdigen, silbern und dunkel gefleckten Tiere auf den Brettern hinter den Sätteln ihrer Führer, Hans Froment ritt inmitten dieser bunten Schar kluger Jäger und kühner Reiter, und es war kein anderer Wunsch zu dieser Stunde in seinem Herzen, als nur der eine: nichts zu sein, nichts anderes zu sein als ein Reiter und Jäger.

Aber es gab noch ein drittes Haus im marmornen Palasthof des Fürsten, über seiner Pforte reckte sich der "Löwe des Südens", ein geschmeidig sich bäumender Katzenleib, dessen glotzendes Löwenhaupt in einem lang geschwungenen Elefantenrüssel auslief, und in diesem Hause wohnten die Karakale, die goldenen Luchse der Wüsten. Immer, wenn Hans Froment dieses Haus betrat, dünkte es ihm, daß die Stille in ihm nicht weniger tief sei als drüben im Hause der Falken. Und doch waren die Bewohner dieses marmornen Saales, untergebracht in geräumigen Einzelkäfigen, die in der Brusthöhe eines Mannes über dem Boden aufgestellt waren, ganz anderer Natur als die Falken und Habichte und Adler, die zur Beizjagd dienten, sie waren starke, hochbeinige, samtig goldene Katzen mit den dunklen Pinselohren und den verschlossenen, weltabgewandten Gesichtern der Luchse. Hans Froment wäre kein Maler gewesen, verfangen in den Formen und Farben dieser Welt, wäre er nicht immer auch ein wenig verliebt geblieben in die vollkommensten Tiere der Erde, in die bunten und schönen und starken Räuber, in Tiger und Löwen, in die Leoparden und in die hundert Arten wilder Katzen aus aller Welt. Er hatte sich viel mit ihnen abgegeben in ihren Gefangenschaften, er wußte, daß sie ganz anders waren, als der Mensch sie dachte und sah, sie waren nicht blutdürstige Mörder, sie waren eigentümlich sanfte Geschöpfe, die die Stille liebten und die maßvolle Zärtlichkeit eines Menschen, von dessen ehrlicher Freundschaft sie sich überzeugt hatten. Wenn er aber geglaubt hatte, einiges von den Katzen zu wissen und ohne Zweifel das eine, daß nämlich die Luchse die unzugänglichsten, wildesten, verschlossensten, fremdesten Tiere unter allen Katzen waren, abweisender und unberechenbarer selbst als Jaguar und schwarzer Panther — die Karakale in

diesem Marmorhaus belehrten ihn eines besseren. Sie schmeichelten nicht, sie duldeten nur wenig Zärtlichkeit, sie liebten es keineswegs, angefaßt und verhätschelt zu werden, wenn man aber ihre Eigenart respektierte, dann waren sie fröhliche Gefährten, sehr selbstbewußt, immer auch, so schien es, versponnen in ihre eigene Welt, die keineswegs die des Marmorhofes war, dennoch so gute Begleiter des Menschen, wie er sie sich nur wünschen konnte, und dazu Jäger, gegen deren Kunst selbst die der Geparden, selbst die der Adler und Falken verblaßte. Sarbatti war es, der ihm, als er seine Skizzenbücher mit Luchsstudien angefüllt hatte, diese Jägerkünste der Karakale wies. Er zeigte ihm die Meisterleistung des sich anschleichenden Luchses, der aus einer Schar Tauben, die über spiegelglattem Marmorboden trippelten, das einzelne Stück herausholte mit unfehlbarem Sprung. Sarbatti wies ihm, wie der goldene Luchs die Gazellen jagte, Hasen, Kraniche und Pfauen, zeigte ihm, wie er mit den Schlangen kämpfte, wie er aufsteigenden Vögeln nachsprang und sie noch aus zwei Meter Höhe wieder herab und zur Erde schlug. Ja, und über diese Luchse vernachlässigte Hans Froment bald ganz und gar die Geparden, viele Tage versäß er bei ihnen, sah in ihre wachen, sehr klugen und doch auch wieder so maßlos fremden Augen, zergrübelte sich den Kopf über das, was wohl hinter diesen Augen leben mochte, denken und dieses Tier handeln ließ – und in das Falkenhaus ging er jetzt wie in eine Kirche, stand stumm vor der stillen Schönheit dieser Vögel und dachte unter ihren Augen manche Stunde darüber nach, daß Indien ihn nun doch geschlagen hatte, daß er sich tiefer und tiefer in dieses Land verstrickte, eingefangen von seinen räuberisch schönen Tieren, daß er es aber immer noch nicht schaute und sah, dieses Land, und dann dachte er schließlich, daß es die Menschen Indiens waren, die ihm den Blick verstellten.

Einmal, vor vielen Jahren, hatte er aus bunten Büchern und tausend fremden Erzählungen stille Träume geträumt von dem indischen Menschen und seiner brüderlich innigen Verbundenheit mit aller Kreatur. Nun weilte er in diesem Lande seiner Sehnsucht, nun hatte er es durchzogen und hatte tausend Dinge in ihm gesehen, aber nun wußte er auch, daß alle die Erzählungen der bunten Bücher nichts als Märchen gewesen waren, Märchen,

wie der Mensch sie gern träumt, weil er schwärmend glaubt, in den fernsten Ländern dieser Erde wohne das Seltsame und Schöne und Heilige, nach dem er sich sehnt, und das er schmerzlich vermissen muß in seiner Heimat, die ihm ewig kalt und nüchtern und auch voll Ungerechtigkeiten erscheint. Aber alles in dieser Welt war voll Bitterkeiten, denn alles in ihr war anders, als es die sehnsüchtigen Träume der Menschen begehrt. Und auch dieses Land Indien — dieses Land Indien hatte nicht ein großes und ewiges und geheiligtes Antlitz, das den Gläubigen segnete, es hatte tausend fremde, wilde und heiße Gesichter, und der weiße Mann mußte sich sehr hüten, daß ihm diese Gesichter nicht zur Fratzenflut wurden, wie sie sich durch Indiens Tempel ergoß über alle Wände außen und innen.

Und dennoch zog das Weben zwischen Mensch und Tier Hans Froment tief in seinen Bann. Da war der alte Zena von der Insel Ceylon, der von sich selbst sagte, daß er ein Diener und ein Bruder des Elefantenvolkes sei, und daß der tiefste Wunsch seines Herzens dem Traume galt, dereinst einmal seine Wiedergeburt in der Gestalt eines Elefanten begehen zu dürfen. — Und da war Sarbatti, der Dunkle und Vieldeutige, der Alte, dessen Glieder wie die eines jungen Tigers federn konnten, niemals sprach er von sich oder gar von seinen Gefühlen den Tieren gegenüber, und doch konnte Hans Froment es täglich sehen, daß dieser Spurenleser und Jäger und nimmermüde Waldläufer wie ein Bruder war mit allem starken und bösen und räuberischen Getier. — Und beide, der alte Elefantenhirt und dieser rastlose Dschungelwanderer, beide konnten sie wohl den naiven Zuschauer leicht verblüffen durch ihre restlose Vertrautheit mit den Tieren, aber dieses Vertrautsein entwuchs keineswegs einer mystischen Verbundenheit, sie kam allein aus dem restlosen Aufgehen der beiden Männer in ihren Beruf. Sie war nicht die Gnade eines geheimnisreichen Erdteiles, in dem Menschen und Tiere miteinander lebten wie in den frühen Tagen des Paradieses, sie war das Produkt einer lebenslangen, fanatisch besessenen Arbeit, die nichts anderes kannte, nichts anderes wußte und nichts anderes wollte, als die gründlichste Kenntnis von den Tieren zu erwerben, mit denen die Männer zusammenlebten oder auf deren Spur sie sich bewegten.

Nein, hier war kein Zauber und kein Geheimnis, hier war durchaus nicht eine dem europäischen Denken entgegengesetzte Geisteshaltung und war auch keinerlei Mystik – Männer wie den alten Zena, den still verschlossenen Sarbatti mochte man wohl auch in Europa finden unter den Tierwärtern und Tierzüchtern, unter den Jägern, Hirten und Dompteuren. Nur daß es dem europäischen Menschen in der lärmenden und überbunten Fülle seiner Tage, in denen sich Reklame und Propaganda aller Art überschrien, das Radio sang und redete ohne Unterlaß, Filme gesehen und Zeitungen und Bücher ohne Zahl gelesen sein wollten, durch deren Stunden der Motor dröhnte und herrisch das Zeitmaß bestimmte, das darin bestand, daß niemand auch zu den ihm wichtigsten Dingen die rechte Zeit fand, daß es dem europäischen Menschen keineswegs so leicht gemacht wurde, seinem Beruf und seinen Interessen derart hingegeben leben zu können, wie die Männer am Rande der indischen Wildnisse das immer noch durften und konnten.

Wurde der Mensch Europas geworfen und gewirbelt von einer tosenden Flut, so schwamm der braune Mensch Indiens bisweilen noch still nach seinem Willen durch den Tempelteich seiner Einsamkeiten, und nur sein eigener Gesang schwang sich über die Wasser. Vielleicht auch fehlte heute schon dem seit Jahrhunderten gehetzten und überbeanspruchten Europäer das tiefe Konzentrationsvermögen, das diese Männer, die nichts wußten von dem Joch der Maschinen, an die Europa sich versklavt hatte, als selbstverständliches Gut in sich bargen. Zena hatte sein Leben unter den Elefanten verbracht, und es gab für ihn nichts anderes in dieser Welt als diese großen Tiere, er hatte Tage und Nächte mit ihnen verlebt. Jahre um Jahre, er kannte sie bis in ihre leiseste Geste, und so kannte er auch das geheime Walten ihres Geistes, die Gezeiten ihres Gemütes, er las ihre Geheimnisse ab von den gewaltig gebuckelten Stirnen gleich den Lettern aus einem Buch. Sarbatti hatte sein Leben in den tiefsten Wildnissen begonnen, unterwiesen von seinem Vater, dem letzten Sprossen einer alten Familie, deren Männer alle Jäger gewesen waren und Fährtenleser, und die nun durch ihn ihrem Enkel all ihr Wissen vererbten im Blut und in der mündlichen Überlieferung, er hatte Monate auf einer einzigen Tigerfährte verlegen, hatte durch Wochen die verschlungenen Pfade eines Leoparden

verfolgt, er hatte sich solchermaßen in Jahrzehnten zu seinem ererbten Wissen tiefe eigene Erkenntnisse erworben — nein, es war kein Geheimnis um diese beiden Männer, sie kannten nichts als ihre Tiere, ihren Wald, sie lebten und liebten unter ihnen, sie hatten keine anderen Interessen als solche, die sich mit ihrem Beruf verbanden — sie waren vielleicht Fanatiker ihrer Arbeit, ihres Gewerbes, aber niemals waren sie Yogis aus fremdem Mythos. Hans Froment hatte manchen Mann kennengelernt, der ihnen gleich war, auf Ceylon, in der Palaststadt des Fürsten, in den kommenden Monaten dann auch, als er langsam durch die Zentralprovinzen und durch Bengalen und durch die Gangesebene bis in die Dschungeln vor dem Himalaja gewandert war, Männer, die dem Elefanten dienten, den heiligen Kühen, den heiligen Affen, den Krokodilen der Tempelteiche, Männer, die jeden Grashalm und jede Tierfährte in ihren Dschungeln kannten.

Heilige Rinder, heilige Affen — er warf sich auf seinem schweißnassen Bett und lachte grimmig vor sich hin — ach ja, davon redete man viel in Europa und viel auch in diesem Lande ... Aber alles in diesem Lande war Fratze, und nichts war so, daß ein Mann aus Europa es bejahen konnte mit fröhlichem Herzen. Gewiß: die Rinder waren heilig, und es galt als eine Todsünde, eine Kuh zu töten. Aber dann ließ man eine alte Kuh herrenlos herumlaufen, ließ sie hungern und dürsten und verkommen, bis sich endlich der Tiger über sie erbarmte und sie schlug — und im ganzen weiten Lande Indien gab es nicht einen einzigen Ochsen, der im Dienste des Menschen stand, den man hätte am Schwanz fassen dürfen. Denn man prügelte kein Rind im Lande Indien, das wäre gegen das Gesetz der Götter und gegen das Verbot der Priester gewesen, und man wußte feinere, bökere Mittel, einen phlegmatischen Ochsen anzutreiben: man drehte die dünnen Schwanzknochen aus ihren Gelenken, wieder und wieder und überall, bis ein Griff an dieses gepeinigte Glied genügte, das Tier vorwärts zu treiben nach des Menschen Willen. Und man tötete auch die herrenlosen, verkommenen, räudegeplagten Hunde nicht, obwohl sie alle einen guten Schuß als Wohltat empfunden hätten, aber wo sie, wie beispielsweise auf Ceylon, zur Plage wurden, da hoben die Menschen

Gruben aus, hetzten die Hunde hinein und begruben sie bei lebendigem Leib. Man hatte solcherart ihr Blut nicht vergossen, man hatte sich nicht befleckt und doch von der Plage befreit – so war es gut und richtig und kein Frevel gegen das Gebot der Götter ... Und auf den Märkten lag das Fleisch der Tiere, deren Genuß auch dem Hindu erlaubt war, Schildkröten und Warane, und dieses Fleisch wurde lebend zum Markte gebracht, es wurde dem lebenden Tier pfundweise ausgeschnitten und verkauft. Und die Tiere lebten weiter, und wenn eines an einem Markttag nicht gänzlich verkauft worden war, wenn ihm nur einige Stücke aus seinem Leibe fehlten, dann schlug man es in nasse Tücher, um es frisch und am Leben zu halten, man bewahrte es auf bis zum nächsten Tage, vielleicht, daß dann ein Käufer kam, dessen Fleischkauf das Tier endlich von seinem Leben befreite ...

Ach nein, dieses Indien war ganz gewiß nicht ein Paradies der Tiere, in vielen Zügen war es weit grausamer als das ferne, kalte Europa. Tierhospitäler, ja, deren gab es wohl, und es gab sie seit Jahrtausenden⁶ – aber von tausend Tieren, von tausend Kühen, von tausend Hunden, von tausend Katzen, die elend verwilderten und verhungerten, fand vielleicht ein einziges, fand eine Katze, ein Hund, eine Kuh den Weg in eines dieser stillen Häuser, in denen die Gläubigen sie wohl fütterten und tränkten, in denen man aber auch die Leidenden, ohne einen Versuch ihrer Heilung zu machen, dahinsiechen ließ. Denn die Religionen dieses Landes wußten nichts von der tätigen Hilfe am Bruder oder an der Kreatur, sie wußten nur um ein stummes Gewährenlassen der Kräfte, die man für göttlich hielt. Und ihrem primitiven Sinn mußten alle Kräfte dieser Welt und dieses Lebens als göttlich erscheinen. Denn waren sie nicht von den Göttern, so hätten sie nicht sein können. Und darum gab es nirgendwo und in keiner Weise jene schlichte, innige Verbundenheit von Mensch und Tier und gnadenreicher tropischer Natur, von der in Europa so viel gefaselt und geschwärmt wurde, gab es sie nie und nirgends im weiten Lande Indien.

⁶ https://refubium.fu-berlin.de/bitstream/handle/fub188/3863/11_tildj.pdf?sequence=12&isAllowed=y

Dieses Land Indien bestand aus großen Städten, in denen die Fabriken dröhnten, die Musik der Tanzlokale lockte und die bunten Filmstreifen huschten, in denen sich der Reichtum protzig breit machte und die Armut sich ihr Nachtquartier auf Treppenstufen suchte; es bestand aus Straßen, über die moderne Autos rollten, es bestand aus den prunkvollen Hofhaltungen der Fürsten, aus endlosen Plantagen, überaus langweilig und eintönig anzusehen, und es bestand aus kleinen, elenden Dörfern, und in denen verrammelte man abends Türen und Fenster der armseligen Hütten, weil man sich fürchtete vor der Dschungel und ihren Tieren – das Land Indien war dem Gesicht der großen, ungeschändeten Natur kaum noch um Fingerbreite näher als das gartenhaft zahme Europa. Nur, daß die heiße Erde in den wenigen Flecken, die ihr noch verblieben, wildere Blüten trieb, stärkere Tiere zeugte, aber in diesen Dschungelresten lebten nur einige wenige, kleine, vagierende Reste ehemaliger Völkerschaften, dem Tode geweiht wie die Wildnisse ihrer Heimat. Die Hindus selbst mieden ängstlich die Dschungel und fürchteten sich vor ihr, tausendjährige Überlieferungen hatten sie zu Aberglauben und Feigheit erzogen. Und die gleiche Furcht, die sie hinderte, den Dschungeln den ehrlichen Krieg zu erklären und sie zu unterwerfen, diese Furcht, die sie nur immer und immer die Ränder der Dschungel benagen ließ, ihr Feld nach Feld stehend und ablistend, diese gleiche abergläubische Furcht verbot ihnen den Fleischgenuß, und die Kinder, die kräftig und blühend geboren wurden, wandelten sich schnell zu geschwächten, ewig unterernährten Männern und Frauen, die ein klägliches, ein feiges und schwaches Leben führten und allzufrüh dahinwelkten, indessen Menschen gleicher Rasse, die Sikhs oder die Mohammedaner, deren Religion ihnen das Fleisch nicht verbieten konnte, zu kräftigen, stolzen, lebenssicheren Männern und Frauen heranwachsen, die mit Verachtung auf die "Kühe" herabblickten, wie sie die vegetarisch lebenden Hindus höhnisch zu nennen pflegten. Und nur aus Feigheit und Aberglauben setzten sich die Hindus nicht zur Wehr gegen die wilden Tiere, die manchmal aus der Dschungel brachen und ihre Dörfer schrecklich zehnteten. Wer konnte wissen, ob nicht in den Leibern der stampfenden Büffel, der wühlenden Schweine, der zeternden Affen die Seelen der Vorväter wohnten? Niemand

konnte solches wissen, aber ein jeder wußte, daß der Acker, auf dem ein Wolf erschlagen wurde, niemals wieder Frucht tragen konnte, und daß ewige Verdammnis den traf, der seine Hand gegen den Tiger erhob, der, wie allen Menschen bekannt war, ein Tier der Götter war und Dämon und schweifender Fürst der Wildnisse zugleich ...

Ah, und wenn diese Religionen noch klar gewesen wären, schlicht und durchsichtig, daß man sie hätte sehen können, schauen und verstehen, aber sie waren wie die Tempel dieses Landes: eine Flut von Fratzen und unverständlichen Gebärden, und manchmal erschien es dem Wandernden, daß es im Lande Indien nicht nur hundert Sprachen gab, sondern daß auch hundert Religionen blühten in einem einzigen Haus, das den Göttern geweiht war. Da waren Brahma und Ishvara, die Absoluten, die obersten Weltprinzipien, und da war Brahma wieder der schöpfende Gott, und Vishnu war der Erhalter und Shiva der Zerstörer, und diesen feierten seine Jünger wiederum als den ersten und obersten Gott, weil keine Neuschöpfung sein kann ohne voraufgegangene Zerstörung des Alten. Und dann wieder galten die Drei nur als eine einzige Inkarnation des einen einzigen und höchsten Wesens, und dann wieder galten alle Götter nichts vor dem Karma, vor dem Götter und Menschen gleich sind und auch die Tiere, das über allem Leben waltet, das Gute lohnt und das Böse straft, wie es geschrieben steht in den mannigfaltigen Gesängen der uralten Veden. Und dann war eine Heerschar von Göttern und Dämonen und Geistern und Gespenstern, da war eine Wirrnis ohnegleichen, und selbst Buddha, der Erleuchtete Herr, hatte in dieser Fratzenflut seinen Platz gefunden und war nun nichts anderes mehr als eine irdische Inkarnation Vishnus, des Erhalters.

Und so unfafßbar wie diese Religion, so unverständlich waren die Menschen. So wie in den Tempeln die wildesten und bösesten Zerrbilder sich mit den sanftesten und süßesten gatteten, so lebten sie nebeneinander her, waren Kinder einer Erde, eines einzigen Glaubens — und der eine opferte der dunklen Durga, der blutigen Göttin des Todes, schwarze Ziegen, wie sein Vater ihr noch vor wenigen Jahrzehnten Menschenopfer dargebracht hatte zur süßen Speise — und an seinem Opferplatz schritt, barfüßig und verlaust, der Jaina-Priester vorüber, der ein Gaze-tuch vor seinem Mund trug, damit er durch

seinen Atem auch nicht das kleinste Lebewesen gefährde, und der den Platz, auf den er sich setzen wollte, zuvor kehrte mit dem weichsten Besen aus Baumwollfasern, um auch in seiner Ruhe kein kleines Getier zu schädigen ... Nein, es war nicht leicht, sich durch diese Labyrinth zu finden, und es war unmöglich, das magische Licht eines himmlischen Gestirns dort zu sehen, wo allein die düsteren Fackeln des finsternen Aberglaubens glühten und knisterten und blutig verzuckten. Und mochte dieser Aberglaube sich auch manchmal hüllen in das verführerischste, zaubervollste Gewand, das gegen europäisches Denken war wie blauer Lotos gegen die Blüte einer Heckenkirsche – Völker und Länder lebten nicht aus Märchen heraus und nicht aus Legenden, und funkelten diese auch gleich geschliffenem Stein. Die Sage vom Kabir im Herzen der Welt war eine Lüge, und der Traum von Mowgli, der mit den Tieren durch die blühende Dschungel läuft, war ein Märchen, das, verzaubert von fremdblühenden Gärten, eine schwärmende Nurse ihren Kindern erzählt ...

Hans Froment aber war es nicht gegeben, an der Wirklichkeit vorbeizusehen, er sah die Städte und die Dörfer, er sah die Reichen und die Armen, er sah die hageren Gläubigen und die wohlgerundeten Priester, sein Herz verhärtete sich gegen dieses Land und gegen seine Menschen, sein Herz sehnte sich bisweilen zurück nach der kindhaften Brutalität der Neger, zurück nach den menschenleeren und vielleicht nur darum so grandiosen Einsamkeiten Afrikas. Hier aber war Asien, heiß, überbunt, fiebrig durchpulst, ewig sich wandelnd, Schönheit und Grauen spendend aus der gleichen Hand, die nach Sandelholz duftete, mit Hennah gefärbt war, und von deren Fingernägeln das Blut tropfte. Das Blut der Opfer ohne Zahl und ohne Sinn – Hans Froment, seiner Aufgabe getreu, sah die Wildnisse und sah die Tiere, aber er konnte es nicht vermeiden, auch die Menschen sehen zu müssen und ihrem Werk zu begegnen, und den Menschen erkannte man an seinen Taten und durfte niemals vertrauen seinem gleisnerischen Wort ...

Da war der Elefant, das große und seltsame Tier, um das soviel Geheimnis webte auch in diesem Land. Ganz besonders in diesem Land, das ihn besang in Mythen und Sagen, das ihn tausendfach in Stein meißelte, das ihn zur Arbeit

erzogen hatte, das mit ihm die Aufzüge seiner Fürsten und Tempel festlich zierte, dieses Land, das mit diesem Tier einen förmlichen Kultus zu treiben schien, der tief an das Herz des Europäers rührte, der sich aus seiner entgötterten Welt sehnte nach der blutwarmen Nähe schlichter und doch großer Geschöpfe. Wie aber stand dieses Land Indien nun wirklich zu dem Tier seiner schönsten und reinsten Sagen, seiner tiefsten und weisesten Märchen? Hans Froment hatte es gesehen, und weil ihm nichts geblieben war von den Träumen seiner Jugend, darum war er verzweifelt an dem Lande Indien, an seinen wildblühenden Religionen und an der leisen, feige schleichenden Grausamkeit seiner Bewohner ... Der Elefant — noch lebte er in dem großen Lande in mancher Freiheit, und auf seiner Wanderschaft hatte der junge Maler oftmals Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten, hatte auch einmal der Jagd eines kleinen Fürsten zusehen dürfen, der eine kleine Wildherde von etwa zwanzig Tieren durch seine Schikaris in die Korrale treiben ließ. Und es war bei dieser Gelegenheit gewesen, daß ihm der weiße Forstmeister des Fürsten einige Dinge über die Elefanten erzählt hatte, die den jungen Maler tief erschütterten, und die er niemals wieder vergessen konnte.

Obwohl er den Elefanten bereits gut aus Afrika zu kennen glaubte, war ihm sein indischer Bruder doch ein Märchentier geblieben von weiser und sanfter Art, das sich schnell der verständnisvoll schmeichelnden Hand der Hindus fügte, um dann wie ein einsichtsvolles, brüderlich gehaltenes Haustier neben und mit den Menschen zu leben. Gab es nicht in diesem Lande die schöne und tiefe Sage, daß einstmals, in den guten Tagen, bevor noch die große Verwirrung über die Welt kam, der Elefant über diese Welt herrschte, weise und gerecht und gütig, wie es nicht anders seine Art sein konnte, und daß die Menschen Diener, glückliche Diener des Elefanten gewesen waren? Und hielten nicht noch immer die Mahouts den Zauber dieser alten Legende aufrecht, indem sie sich Diener des Elefantenvolkes nannten? Und ganz sicherlich gab es manche unter ihnen, die wie in Ehrfurcht zu den großen Tieren aufsahen, und sie alle zeigten erstaunliches Verständnis für seine Eigenart — sonst aber blieb nichts, rein nichts von all den Legenden und Mythen, der Elefant war nichts als ein Tier unter anderen Tieren, er wurde von den Menschen gezwungen, ihm zu

dienen, wie andere Tiere ihm dienten, und da der Mensch hier wie an allen anderen Orten der Erde nur seiner eigenen Selbstsucht lebte, so zahlte auch der Elefant dem Menschen seinen Tribut, wie ihn alle Tiere zahlen mußten, die der Mensch versklavt hatte.

Er war ein Tier — also war er für die Freiheit geboren und nicht für die Ketten des Menschen. Und so begann sein Leidensweg schon mit der Gefangennahme. Wenn man hundert Elefanten fing, so starben davon mehr als fünfzig im ersten Jahr ihrer Gefangenschaft. Manche starben bereits in den allerersten Stunden, kaum daß sie die Ketten an ihrem Leibe verspürten, sie lehnten sich dagegen auf, die sträubten sich und setzten sich zur Wehr gegen all das namenlos Fremde, das sie plötzlich umgab und sie in ihre Fesseln zwang, sie tobten gegen das Unangreifbare an, bis ihnen das Herz brach. Andere starben in den ersten Monaten, die sie in den Stockaden verbringen mußten, die meisten starben aus unerklärlichen Gründen, sie ließen sich sterben, weil sie nicht länger leben mochten, weil sie dieses andere, dieses fremde Leben unter den Menschen nicht wollten. — Nein, es war nichts mit der großen Bruderschaft zwischen dem Elefanten und den braunen Menschen, und der bronzene Stachelhaken der Mahouts spielte eine böse und grausame Rolle in diesem sooft und vielfach verherrlichten Zusammenleben zwischen Mensch und Tier. Und die großen Bullen, die in Europa für unzähmbar galten, und die immer wieder erschossen werden mußten in Zirkus und Zoo, weil immer wieder und ganz unberechenbar ihre Bösartigkeit aufflammte und allen Menschen und Tieren gefährlich wurde, die großen Bullen, die den Fürsten zum Prunk dienten, oder die in den Wäldern oder auf den Holzstapelplätzen hart arbeiteten im Dienste des Menschen, sie waren hier zahm und demütig, weil der Inder das Geheimnis des rätselhaften Zustandes kannte, der sie oft befahl, der "Must"⁷, sie niederschlug und brach mit geheimen Mitteln, so daß sie niemals zur gefährlichen Auswirkung kommen konnte. Und der Elefant war beliebt und hochgeschätzt, weil er das stärkste und zugleich billigste aller

⁷ Musth oder muss (aus dem Persischen, wörtlich "berauscht") ist eine periodische Erkrankung bei männlichen Elefantenbullen, die durch aggressives Verhalten gekennzeichnet ist und mit einem starken Anstieg der Fortpflanzungshormone einhergeht. (engl. WP)

Arbeitstiere war, er arbeitete willig und klug und oft mit menschenähnlich strebsamem Eifer, und er ließ sich nach der Arbeit in den nahen Wald treiben, in dem er sein Futter fand, und er stellte sich anderen Tages pünktlich wieder zum neuen Arbeitsbeginn ein. Und die wilden Bullen, die sich gern an den Arbeitsplätzen ihrer gefangenen Brüder einfanden, paarten sich mit den zahmen Kühen, und so pflanzten sie sich fort, ohne daß der Mensch Sorgen oder Mühen von ihnen hatte.

Nun aber war es wohl so, daß der Elefant immer größer, fremder und rätselvoller wurde, je länger grübelnder Menschensinn sich mit ihm befaßte, er war ein Tier ohne Vergleich, und niemals kam man seinem Charakter auf den Grund, der ein überaus seltsames Gemisch war von verblüffender Klugheit, unerklärlicher Demut, Sanftheit und bisweilen auch unfaßbarem Versagen vor den vom Menschensinn gesehenen scheinbar simpelsten Aufgaben, er war ein Rätsel, er war ein Mythos, wenn es ein Tier der Götter gab, so war das der Elefant. Aber keinerlei Zauber war um seine braunen Wärter, sie hatten gelernt, oft durch lange Generationen, dieses schwierige Tier zu verstehen und zu behandeln, sie nützten geschickt seine Klugheit und seine Kraft, sie waren in vielen Dingen weicher und sanfter als der Europäer, weil sie eben in diesen Dingen klüger waren als er, und weil sie genau wußten, daß hier mit Härte und Strenge nichts zu erreichen war — nein, bei diesen Menschen gab es nichts, das den Suchenden, dessen klaren Blick nichts zu beirren vermochte, veranlassen konnte, Zauber und Geheimnis zu ahnen. Der Inder war ein Mensch und hatte seine menschlichen Schwächen, wenn er auch in vielen Dingen anders war als der Europäer, so war er darum noch nicht besser, auch sein Verhältnis zu den Tieren erhöhte ihn noch nicht, und es lebte keine höhere Weisheit in ihm, denn auch er verließ in Scharen sein altes Land und drängte in die Städte, um sich dort den Maschinen zu verknechten, die ihm das kleine Geld gaben, das er brauchte, sein Leben karg zu fristen, in den Straßen zu flanieren und in den Filmtheatern zu sitzen. Und er hatte für dieses enge und vielfach gefährdete Leben weniger geistigen Halt als der Europäer, der langsam aus seinen Dörfern herausgewachsen war in das Steinmeer der Stadt, er hatte nur seinen bunt

verworrenen Glauben, er hatte nur seine Tempel, seine unduldsamen Priester, und er hatte seinen Kastenstolz ...

Manchmal dachte Hans Froment: es liegt an den Städten, es liegt an diesen wilden Tempeln, daß mir dieses herrliche, von Wundern überreiche Land nicht näher kommt, daß es mir fremd bleibt. Diese Städte sind allzu eng, sind allzu schmutzig, die Armut dieser Menschen ist unvorstellbar für ein westliches Hirn. Eine Hütte aus Bambusmatten in irgend einem verschmutzten, verseuchten Winkel, eine Schale Reis, eine armselige Frucht, ein Fetzen, der die Blöße deckt — und diese Menschen sind zufrieden mit ihrem Los, wenn nur die Sonne sie bescheint, wenn sie im kühlen Schatten ihrer Tempel hocken dürfen, wenn sie einem dummdreisten Fakir zusehen, der ihnen ihre paar Kupfermünzen mit schundigem Gaukelspiel aus den Taschen zieht, wenn sie herabschauen können auf ihre Brüder, die minderere Kaste sind als sie selbst, wenn sie die Nautschmädchen⁸ tanzen sehen können auf öffentlichem Platz, wenn sie die starken und schnellen Autos der Europäer fahren sehen, oder wenn sie ihre Tage in den heißen und übelriechenden Kinos versitzen könne ...

Alles in diesem Lande war ein unübersehbares Fließen, Glauben und Leben und Sein und Tod, vergeblich spähte das Auge des weißen Menschen nach einem Festen, nach einem Halt in dieser dunklen und wiederum auch farbetollen Flut. Aber wenn dieses Auge, geschult an der blanken Härte abendländischen Lebens, gelernt hatte, die tausend bunt lockenden Hüllen des Morgenlandes zu durchschauen, wenn es ausspähte mit dem Herzen des nach dem ewigen Guten und ewigen Wahren Suchenden, nach diesen vielgelobten Dingen, die allein das Herz des Suchenden befruchten mochten, so sah es bald unter den bunten Hüllen nichts anderes, als was es gesehen hatte in aller Welt: die herzlose Grausamkeit des Menschen gegen den Menschen. Gleich Zwingburgen breiteten sich die Tempel, unbesiegbare Festungen der Priester, die wie Blutegel an allen Adern dieses Volkes saugten und sein Blut tranken, ihm sein Geld räuberten und seinen kümmerlichsten Erwerb mit ihrem Zoll

⁸ Der Nautch (na:tf) war ein beliebter höfischer Tanz in Indien, der von Mädchen aufgeführt wurde.

belegten. Und breiter noch und prächtiger und ebenso marmorkühl und steinern hoben sich die Burgen der Fürsten überall im Lande, das einzig diesen Herren gehörte, und auf dem der freie Mann nur als Pächter des Pächters, als der Sklave des Knechtes fronden durfte. Tempel und Paläste, die zu rühmen das ferne Europa kein Ende fand, sie nahmen den elenden Hütten der Dörfer, den noch elenderen Behausungen der großen Städte die Luft weg zum Atmen, die Sonne des Lebens. Die aber in den Hütten saßen, träge ergeben dem Unabwendbaren ihres Schicksals, sie bespionierten den Paria, der es wagte, seinen Schatten fallen zu lassen auf den Bannkreis ihres Eigentumes.

Nein, diese Welt war nicht gut, ihre Menschen konnten nicht besser sein, als es die weißen Menschen waren, viel zu langsam setzte sich der gute und klärende Einfluß des weißen Mannes durch in diesem Land. Hatte er Schienenstränge gelegt, deren rollende Wagen heute dafür sorgten, daß nicht mehr wie einst alle sieben Jahre eine Hungersnot ohne Ausmaß die Bevölkerung schauerlich dezimierte, so schreckte er doch noch heute zurück vor den Burgen der Tempel und der marmorn glänzenden Pracht der Schlösser. Er wagte weder Fürsten noch Priester anzugreifen, zu erschüttern in ihrer Macht, unsäglich schwer darum wurde ihm seine Mission, das Licht Europas in diesem quälenden Dunkel leuchten zu lassen. Und es wäre vielleicht besser für dieses Land, so dachte Hans Froment mitunter, wenn das Licht Europas käme als die Brandfackel einer Revolution⁹, Tempel und Paläste schleifend und aus ihren Quadern gute Häuser bauend für ein freies Volk auf freier Erde. Denn nichts auf dieser Welt, kein Mensch, kein Tier, keine Pflanze konnte gedeihen ohne das Licht der Sonne, ohne den freien Boden, dem es angehörte, und auf dem es sich erheben konnte als Freies unter freien Himmeln. Und die Knechtschaften von Aberglauben und Kastenwesen konnten vielgestaltiger und giftiger sein als selbst die brutale oder listige Macht des Geldes, von der das Abendland beherrscht wurde ...

⁹ wie 1933?

Er lag auf seinem schweißnassen Lager, einsam brannte das Licht in seiner stillen Stube, er sah gegen das Moskitonetz, über das die grotesken Schatten der Geckos huschten, die ihrer nächtlichen Mückenjagd oblagen, er sehnte sich aus diesem Lande heraus, daß es ihn schmerzte — er würde es nie begreifen, nie und nie ...

Draußen brüllten und weinten und klagten die gekäfigten Tiere, nun ging für eine kurze Zeit das Fieber etwas zurück, aber nun war er auch wieder so schwach, daß er sich fürchtete, auf den Füßen stehen zu müssen, die Knie würden ja doch sogleich wieder weich und haltlos nachgeben, also blieb er liegen, griff nach den Zigaretten, rauchte, lag zu Füßen des ewigen Himalaja und sehnte sich maßlos zurück nach dem verlassenen Afrika. Ach, Afrika — wie wenig hatte er sich dort geschert um die Menschen und um ihre Städte und um die Dummheiten, die sie darin ewig trieben — in Afrika führte ein jeder Weg von den Menschen fort in die große und immer noch heilige Natur. In diesem Indien aber führte ein jeder Weg, und begann man ihn selbst in der tiefsten Dschungel, zu den Menschen ... Ach, wie hatte er im fernen Afrika gelebt in das Große und Weite hinein, wie hatte er dort gemalt aus dem Großen und Weiten heraus — und welch ein mühseliges Kriechen durch Dickicht und versumpfte Wälder war daraus in diesem Lande geworden. Wohl hatte er für seine Landschaftsbilder große und einzigartige Vorwürfe gefunden, fast seine ganze Tiermalerei jedoch war Skizze und Komposition geblieben — ach, wenn doch nur endlich die Tierfänger zurückkommen wollten, daß er erlöst wurde aus seiner Haft in diesem Lager, daß er seine Reise fortsetzen konnte ... Was nutzte es ihm, daß er auch in diesem Lager wieder Skizzenbuch nach Skizzenbuch gefüllt hatte, er mußte hier heraus, er mußte in gesündere Gegenden, damit er endlich das Fieber los wurde, damit er nicht mehr die ewige Klage der Gefangenen hören mußte, die ihn untergrub und ihn zermürbte ...

Er lag ganz still und lauschte: da war das wütige Heulen der Tiger, das böse Pantherbellen, da war das Bärenweinen und war die dunkle Wolfsklage, die wie eine schmale, purpurn vertropfende Fackel in der Nacht stand. Bisweilen aber auch kam es aus der Ferne wie ein Ruf, kurz und hell und stark,

dann wehte es wie ein Lächeln über das fieberbleiche, übel von den Tropen gezeichnete Gesicht, er kannte diesen Ruf gut, er kam von den Elefanten im Walde. Das waren keine freien Elefanten, das waren Arbeitstiere eines Fürsten, die hier ihre drei Monate Ferien verbrachten. Sie durften frei durch die Dschungel ziehen, viele von ihnen aber kamen in den Nächten nahe an das Lager heran, und wenn auch keiner von ihnen das Schattendach aufsuchte, unter dem die Tiere, die in Arbeit standen, angekettet wurden, so hielten sie sich doch gern in den Stockaden auf, die an das Tierlager grenzten – es war, wie wenn der Elefant die Gezeiten seiner Freiheit von sich abgetan hätte, wie wenn er, der sich dem Menschen gesellte, nun wie dieser sich fürchtete im nächtlichen Wald, in den unheimlich belebten Finsternissen der Dschungeln ... Und doch, so dachte Hans Froment, und doch ist es gut, daß es den Elefanten gibt, daß er hier in meiner Nähe ist, und nur meine Schuld ganz allein ist es, daß ich die Straße der Elefanten verlassen habe und den Wechsel des Tigers beschritt, der mich in die Irre geführt hat, daß ich mich nun zerquälen muß über Dinge, die mich nichts angehen, daß ich verzweifle an diesem Land...

Aber dann richtete er sich plötzlich verstört auf in seinem Bett: draußen war es jählings ganz still geworden, atemlos, unheimlich still. Und das war eine Stille, mit der es nicht in Ordnung sein konnte, eine Stille, aus der es stieg wie tödliche Gefahr, die ihm lähmend an das Herz griff und ihn zitternd lauschen ließ durch eine lange, unendlich lange Minute. Und dann heulte der tausendfältige Chor der Gefangenen abermals entfesselt los, und jetzt war es, als wenn alle die eisernen Käfigstäbe zerbrechen sollten unter diesem Aufruhr, unter diesem Schrei der Empörung und der klirrenden Wut. Wie die Tiger brüllten, wie die Panther schrien, wie die Wölfe heulten – was nur, was war da draußen geschehen, welch ein Furchtbares war da aufgebrochen und wälzte sich durch die tobenden Käfiggassen?

Und dann war in der Nähe ein anderer Lärm, leise und verhalten und zitternd gedrückt, ein Tappen und Flüstern und Eilen und Hasten, nun brandete es über die Veranda, nun brach es in sein Zimmer, braune Menschen ohne Zahl, sie drängten sich herein zu ihm, sie füllten den Raum, der keinen Platz für sie hatte, sie fielen fast in sein Bett, sie schnatterten und schrien und

gestikulierten wild, und Panja, der die Wache hatte in dieser Nacht, Panja hing im Moskitonetz, gedrängt von den schrill rufenden Männern, Panja gestikulierte am heftigsten und schrie am lautesten und hemmungslosesten.

Hans Froment schob das Netz zur Seite und schwang sich schwer und müde auf die Kante seines Bettes. Nur mit den Pyjamahosen bekleidet, mit zerrauften Haaren, mit nacktem und schweißnassem Oberkörper sah er stier gegen den brüllenden Haufen an, seine Augen lagen in tiefen, dunklen Höhlen, sie waren blutunterlaufen und starr. Warum nur fand er nicht heraus aus diesem Land, aus dieser Hölle, aus diesem Zuchthaus der Tiere ... Aber dann verstand er ein Wort, einen kurzen, bösen, angstgehetzten Satz — Panja hing vor seinem Gesicht, seine Hände flatterten, Panja warf sich in die Brust, ach, natürlich war Panja ein Held wie aus den alten Epen, er hatte die Wache, selbstverständlich setzte er jederzeit sein Leben ein, um die ihm aufgetragenen Pflichten zu erfüllen, aber schließlich war auch er nur ein Mensch, und ein Tiger, der nicht mehr im Käfig, sondern ausgebrochen und in der Freiheit war, nun, ein solcher Tiger war eben ein Tiger, und dann hatte Panja sein Gewehr verloren, ja, es war ihm hinderlich gewesen beim Davonlaufen, er hatte es fallen lassen, denn er hatte sich doch eilen müssen, dem Sahib Bericht abzustatten. Wenn er nicht in solcher Eile gewesen wäre, aus Pflichtgefühl, Sahib, nur aus Pflichtgefühl, dann hätte er sicherlich mit dem guten Gewehr ein Dutzend Tiger abschießen können, ganz gewiß, und das wäre ihm ein leichtes gewesen, ein Schütze, ein kaltblütiger Kämpfer wie er ... Und es ist der schöne Tiger, dessen goldenes Fell wie das dünne Licht des Mondes ist, Sahib, er ist frei, das Gitter seines Käfigs liegt mitten auf seinem Weg, er hat es herausgesprengt, ich weiß nicht, wie, er ist frei, aber er entweicht nicht, er flüchtet nicht in den Wald und in seine Freiheit zurück, er tobt an den Käfigen entlang, er brüllt an gegen die gefangenen Tiger, sie schlagen nach ihm — höre doch, Sahib, höre den Aufruhr — und wenn du den Tiger nicht schießt, dann mag kein Mensch wissen oder sagen, was noch geschehen mag in dieser Nacht des Unglücks ...!

Hans Froment hörte, hörte die dummen und eitlen Worte des zitternden Mannes, aber noch eindringlicher hörte er den Aufruhr in der Nacht. Der brüllte durch das Dunkel wie eine Sturmsee am Klippenstrand, es war keine

Frage, daß diese Sturmflut die Klippen zerschlagen und die Deiche sprengen würde — taumelnd erhob sich der Mann und stellte sich auf seine Füße. Er war der einzige weiße Mann in diesem Lager, er hatte den Tierfängern in die Hand versprochen, daß er sich um alles, was mit den Tieren zusammenhing, kümmern wollte, und daß er jede Verantwortung übernahm — da standen die zitternden braunen Männer, sie durften ihn nicht für feige und unentschlossen halten, denn dann würden sie allen Respekt vor ihm verlieren, und mit Arbeit und Ordnung würde es vorbei sein in diesem Lager, was sollte wohl dann aus den gefangenen Tieren werden! Und dann wußte wirklich niemand, was geschehen konnte, wenn der Tiger noch länger frei zwischen den Käfigen seiner gefangenen Brüder herumlief. Wenn in der Kraft ihrer Wut noch einige dieser Tiger ihre Käfige sprengten und die Freiheit gewannen, dann waren die Folgen ganz unausdenkbar — er stand, er schwankte, er trat in die weichen Schuhe, die vor seinem Bett standen, er marschierte steif gegen die Tür an. Die braunen Männer dachten nicht daran, ihm zu folgen, ihm zu helfen, sie drängten sich noch enger zusammen, nur Panja, der Held, rief ihm, als er durch die Tür wankte, noch zu: "Sahib — vergiß nicht dein Gewehr!" Und dann drückte er sorgsam hinter ihm die Tür in das Schloß, es war überaus tröstlich, eine feste und verschlossene Tür zwischen sich und einem Tiger zu wissen, denn niemand wußte doch, ob Verlaß war auf diesen Sahib, der weder ein Jäger noch ein Fänger war, ein Bildermacher war er nur, sehr krank obendrein und mehr tot als lebendig ...

Hans Froment schwankte über die Veranda, eine Pechfackel zischte, und ihr blutiges Licht spiegelte sich im dunkel polierten Stahl einer Doppelbüchse, sie hing an einem der hölzernen Pfeiler, die das vorspringende Dach trugen. Er nahm sie vom Haken, und dann geschah ihm das Merkwürdige, daß er, sobald er den kühlen, glatten Lauf in seiner Hand fühlte, mit eins ganz ruhig war, und die Schwächen des Fiebers fielen wie weggeblasen von seinem Leib. Rasch und geschmeidig glitt er jetzt die breite, flache Treppe hinab, und eine flüchtige Freude wehte durch ihn hin, daß er beim Aufstehen in die leichten Hausschuhe getreten war, denn jetzt knirschte es erdig unter seinem pürschenden Fuß. Er zögerte keinen Augenblick, er wußte, wo er den Feind zu suchen hatte, er

kannte die Straße der Tiger gut, allzugut. Aber wenn er auch nichts von dieser Stadt der Gefangenen gewußt hätte, unfehlbar würde ihn der Lärm geleitet haben, der Aufruhr, das wilde Toben der Empörung. Wie die Tiger wüteten gegen die Freiheit ihres Bruders, wie sie sich gegen die Gitter ihrer Käfigkisten schmetterten, wie sie dunkel brüllten, kreischend schrien, gläsern fauchten – Hans Froment bog um die Ecke der Gasse und legte leise den Sicherungsflügel der Büchse um. Und in dieser sekundenschnellen Handbewegung durchlief ihn das Grauen der Unsicherheit: zwei Wochen schon weilte er in diesem Lager, noch nicht ein einzigesmal hatte er ein Gewehr zur Hand genommen, diese Gewehre waren einem Boy anvertraut, der sie täglich zu pflegen hatte, und dem aufgegeben war, daß ein Gewehr niemals ungeladen an seinem Platz hängen durfte. Gewiß, aber die Tierfänger, die der braune Boy als seine Herren ansah, waren seit langem fort, Hans Froment hatte sich niemals um die Büchsen gekümmert, hatte niemals auch nur eine Frage nach ihnen gestellt, der Boy war ihm ganz unwichtig gewesen, er hatte nicht daran gedacht, ihn und seine Arbeit zu kontrollieren. Dabei hatte man ihm gerade dieses an das Herz gelegt, denn natürlich gab es keinen zuverlässigen Boy, und einer, der sich ohne Aufsicht wußte, tat, was er wollte, das heißt, er tat nichts – es bestand also sehr wenig Wahrscheinlichkeit, daß die Büchse geladen war. Und dabei war nun keine Zeit mehr, nachzusehen, etwa umzukehren, um Patronen zu holen – Hans Froment sah den Tiger.

Links und rechts lagen die Käfigreihen im Halbdunkel, ohrenzerreißend, jeden Nerv erschütternd, quoll das Brüllen und Schreien und Fauchen aus den engen Gitterkästen, schlanke Pfoten schoben sich zwischen den engstehenden Stäben heraus, tasteten in der Luft, schlugen nach dem freien, der Gruft seines Kerkers entronnenen Bruder. Augen glühten grün und wild aus dem Dämmer, die bunten Gesichtsmasken der Tiger preßten sich, fauchende Dämonenantlitze, gegen das Eisenwerk, die weißen Dolchzähne blitzten durch die Nacht – Hans Froment schaltete sein Gehör aus, weil er anders unrettbar verloren gewesen wäre, er glitt durch den Lichtkreis der Fackel am Anfang dieser teuflisch tobenden Gasse – und da stand er dem Tiger gegenüber.

Es war der schönste der Gefangenen, er kannte ihn gut, er hatte ihn vielfach gezeichnet und gemalt, immer lag er still und wie abwesend in den Hintergrund seines Käfigs gedrückt, ein starkes, geschmeidiges, verwirrend schönes Geschöpf mit einem auffallend hellen Fell, in dem die breiten Runen der Streifen nachtschwarz dunkelten. Und jetzt war er frei – warum nur war der Törichte nicht nach der anderen Seite durch diese Straße gelaufen, dort wartete der schweigende Wald auf ihn, warum tobte er hier herum, warum duellierte er sich zornig wie ein Besessener mit dem schweren, dunklen Schlächter, der beide Branten weit aus dem Gitter herausgedrückt hatte und wütend und hilflos nach seinem Bedränger zu schlagen versuchte, der vor dem Käfig gleich einer goldenen Feder hin und zurück sprang mit fauchendem Rachen und schlagenden Pranken – warum nur war er nicht davongelaufen, warum wollte er die Freiheit nicht, warum zwang er den Tod zu sich heran?

Nun aber erstarb jählings der Aufruhr, Hans Froment stand inmitten atemloser, beklemmend unheilschwangerer Stille, stand – und stand Auge in Auge dem Tiger gegenüber in der halbhellen, vom flackernden Licht der Fackeln blutig durchatmeten Nacht. Der Tiger hatte ihn gesehen, er ließ ab von dem Bruder, der seinem Käfig nicht entrinnen konnte, er wandte sich dem Menschen zu, und alle die Tiger in ihren Gitterkisten sahen, wie der Genosse ihrer Art, der Freie und Ungehemmte, sich dem Menschen zum Kampf stellte, sich gegen ihn wandte mit einem einzigen weich und stählern federnden Herumschwingen seines Körpers – und alle die Tiger schwiegen jetzt und starrten mit großen grünglühenden Augen .. .

Große, grünglühende Augen, das war es auch, was Hans Froment sah. Sie waren ihm zugewandt, sie glitten lautlos näher um ein Kleines, dann schwebten sie stumm herab und verharrten dicht über dem Boden. Der Tiger hatte ihn erblickt, hatte ihn als seinen Feind erkannt, er kündigte den Kampf an und kauerte sich nieder zum Sprung. Im gleichen Augenblick hob Hans Froment das Gewehr und zog den Kolben fest in die nackte Schulter. O weh, dachte er erschrocken, bei dem Rückschlag! Hätte ich doch nur eine Jacke übergezogen, ich werde mich böse schinden! – Aber dann dachte es in ihm: Ach, Unsinn, das Gewehr ist ja doch bestimmt nicht geladen – und dann sah er

den Tiger ganz deutlich, kaum drei Meter vor ihm lag dessen Kinn auf der Erde, die Augen glühten, heiß röchelte es aus dem sich sperrenden Rachen, und die Hinterhand zuckte und trat auf der Stelle, sie sammelte die Last des Körpers auf sich zum Sprung. Da legte sich der Finger des jungen Malers auf den Stecher, trocken und hell peitschte der Schuß. Er sah, wie der Tiger den Kopf einzog, ihn unter sich drückte wie unter einem Schlag, im gleichen Bruchteil der Sekunde, in dem die Hinterläufe den schweren Körper von der Erde abstießen – vor seinen Augen überschlug sich der Tiger, stand auf dem Kopf, schlug herum, die weiß und rot und schwarz gebänderte Rute fegte an seinem Gewehrlauf vorbei, da lag der Tiger auf dem Rücken, seidig glänzte das weiße Bauchfell auf, die Halskehle – Hans Froment hielt mitten darauf und riß zum zweitenmal durch. Dieser zweite Schuß durchschlug die Drossel, das Tier kippte weich zur Seite, streckte die Läufe, die blanken, krummen Dolche der Krallen glitten aus ihren Scheiden, dann lag der Tiger ganz still – er war seinem Käfig entronnen in die letzte und größte Freiheit aller Geschöpfe. Und in der gleichen Sekunde, in der er verzuckte, brach in allen Käfigen wiederum der Aufruhr los, unglaublich stark, wilder und böser und wütender noch als zuvor, er brandete an gegen den Menschen, gegen den weißen Mann, der den entronnenen Bruder getötet hatte mit seiner listigen Waffe, gegen die kein Tier bestehen konnte ...

Hans Froment stellte den Kolben des Gewehres auf die Erde und hielt sich mit zitternden Fingern an dem Lauf fest. Er schwankte, die Knie waren weich und zitterten unter ihm, schüttelnd und mit verdoppelter Heftigkeit überfiel ihn die Schwäche, die er für die kurzen Minuten der letzten Anspannung unterdrückt hatte. Er taumelte zur Seite, hinein in die Lücke zwischen zwei Käfigen, aus denen es fauchte und brüllte und donnerte, das Gewehr entglitt seiner Hand, achtlos ließ es es zu Boden poltern, er legte beide Arme auf die eine Käfigkiste, in der ein Dämon wütig fauchte und dunkel schrie, er bettete den Kopf auf die Arme – und dann beutelte das Weinen ihn wie ein Krampf. Dieses Weinen war nicht nur die Reaktion des von den Fiebern zerrütteten Hirnes, des von Frostwellen und Hitzeschauern ausgelaugten Körpers, war nicht nur der körperliche Zusammenbruch des kranken Mannes nach der für

seinen Zustand ungeheuerlichen Anstrengung – es war auch der Gram um seine unentrinnbare Verflechtung in dieses Leid, mit der Tragik, an der diese Tiere zerbrachen, mit der Schuld des Menschen an ihnen. Er war niemals ein Schießer gewesen, niemals ein Jäger, in Wahrheit haßte er diese Waffen, mit denen der weiße Mann so gern dumm und eitel protzte, weil sie der Unsicherheit seiner verborgenen Feigheit so überaus wertvoll erschienen, weil für ihn in den geladenen Gewehren ewig und allein Stärke und Sicherheit und Überlegenheit des Europäers beschlossen lag – er hatte mit den Gefangenen getrauert, hatte mit ihnen gelitten, und nun hatte er einen, den schönsten unter ihnen, töten müssen, weil dieser nicht sogleich den rechten Weg in seine Freiheit gefunden hatte. Und er empfand seine Tat wie eine Schmach, sie brannte sich ihm in Hirn und Herz, er würde sie mit sich tragen durch sein Leben wie einen fluchwürdigen Mord, und niemals mehr würde er sich freuen können an Welt und Leben ...

Unter ihm in der Käfigkiste rührte dunkel der Gefangene, ein starker Tiger aus den Bergwäldern. Hans Froment, mit den Ohren nahe über den Brettern, durchstoßen von den Donnern des unbrechbar Trotzigen, hörte, wie das verzweifelte Tier mit den Krallen klirrend gegen die Eisenstäbe schlug, wie es hineinzubeißen versuchte, wie es wütig hustete und gläsern fauchte. Wieder und wieder schüttelte ihn das Weinen – ach, wäre er doch weiter, wäre er nicht mehr hier, wäre er endlich heraus aus diesem Lande des Fiebers, der Träume und des Fluches ...

Aber dann brandete es mit triumphierend gellem Geschrei durch die Gassen – das waren die braunen Menschen, sie kamen, seinen Sieg zu feiern. Sie hatten einen Späher ausgeschildt, den verachtetsten Arbeitssklaven natürlich, denn ehe ein Mann von geringster Kaste sich in Gefahr begab, hatten zuvor alle Kastenlosen zu sterben, sie hatten seinen Bericht gehört, jetzt kamen sie herbeigerannt, jetzt grollte ihr Geschnatter durch die Nacht, das den toten Tiger beschimpfte und den weißen Sahib, den sicheren und furchtlosen Schützen, verherrlichte und feierte. Zwei drängten sich an Hans Froment heran, wollten ihm unter die Arme greifen, wollten ihn stützen und zurückbringen in

sein Bett. Er schreckte auf unter ihrer Berührung, er schob sie von sich ab, er sah wild um sich aus kranken Augen, aus denen hell und dick die Tränen quollen – war da nicht ein ferner Ruf in der Nacht, ein Ruf, der ihm galt? Er stieß die verblüfften braunen Männer zur Seite, trat zwischen den Käfigen hervor, trat auf die Straße und ging sie dann eilends entlang. Aber er ging nicht in der Richtung, in der sein Bungalow lag, in dem sein Bett auf ihn wartete, er ging entgegengesetzt, dem Walde zu, von dessen Rand der ferne Schrei ihn grüßte und rief. Verwundert sahen die Hindus ihm nach, der Boy nahm das abgeschossene Gewehr auf, dann riß er einen zotigen Witz über die halbnackte Gestalt, die da durch den rotflackernden Lichtkreis der Fackeln schritt, dann kicherten einige amüsiert – und dann lachten sie alle gekitzelt und ohne Scham über den komischen weißen Sahib, der da einen Tiger schoß und dabei weinte wie ein altes Weib.

Am dunkelnden Waldrand war eine Palisade, da war ein Tor, es war nur angelehnt, Hans Froment stieß es zurück. Das Licht aus dem Tierlager kroch dünn und schattend über die Lichtung, die sich in der halbhellen Nacht breitete, schwere dunkle Schatten ruhten still unter den licht stehenden Bäumen. Hans Froment ging auf diese Schatten zu, es war ein Doppelschatten, ein großer und ein kleiner, es war eine Elefantenmutter mit ihrem Kind. Hart vor ihnen blieb er stehen, die Elefantin hob im Halbschlaf ihren Rüssel etwas an, musterte mit ihm kurz den nächtlichen Besucher, erkannte den weißen Mann, um dessen gutes Herz sie wußte, ließ den Rüssel wieder fallen und quiekte leise und beruhigt. Hans Froment machte zwei, drei Schritte nach vorn, er erkannte die alte Elefantin auch in diesem dünnen Zwielight, es war die "blaue Lotos vom Tempelteich", er griff mit beiden Händen nach ihrem Rüssel, er hielt ihn, preßte die Stirn gegen ihn, er stöhnte auf, gehetzt und besänftigt zur gleichen Zeit: "Laß mich – laß mich bei euch sein! Ich habe getötet, ich habe töten müssen – blaue Lotos, die Welt ist grausam und schmutzig, und sie fließt über von den Blutströmen der Opfer. Mir graust vor der Welt, mir graust vor den Menschen – blaue Lotos, laß mich bei dir bleiben, bei dir und deinem Kind!"

Wieder stürzten ihm die Tränen über die hager eingefallenen Wangen, wieder zitterte er unter dem würgenden Schluchzen, aber wie der zärtliche Singsang einer besorgten guten Mutter stand nun das Brummen der Elefantin über ihm. Und dann wachte das Jungtier auf aus seinem Schlaf, rappelte sich in die Höhe und rempelte vergnügt seine Kehrseite: wenn der weiße Mann schon mal hier war, dann konnte man ja auch ein kleines Spielchen halten, einen fröhlichen Ringkampf vielleicht oder Räuber und Gendarm oder vielleicht auch nur ein kleines, einfaches Haschenspielchen. Man soll gut und fröhlich sein miteinander, solange man beisammen war ...

Mählich wurde es still in der Stadt der gefangenen Tiere, nur die Wölfe heulten noch, dunkel und süchtig, der Lärm der Menschen war verstummt, die Tiger schwiegen, und über den eisig glitzernden Schründen des Himalaja stieg, schmal und böse geschwungen im letzten Viertel, das Mondhorn auf und war wie eine Sichel des Todes über der Welt...

*

Der nachtschwarze Fluß strömte breit und lautlos unter den Sternen dem nahen Meere zu. Über der Java-See kam der halbe Mond auf, er schimmerte grün wie leuchtender Jade, und die Wälder, die im Mondschatten von den Bergen zum Strom hinabflossen, lagen schwarz und schweigend. Kein Vogelruf, kein Affenschrei, bisweilen zirpte am nahen Ufer eine müde Zikade, bisweilen tönte es aus den Wassern wie das Konzert von Fröschen, tiefes Schweigen lag über der Insel Sumatra und über ihrem Wald, dem Rimba, aber diese Stille war nicht die der Ruhe, des Friedens, es war wie immer ein Unruhiges und Gespanntes in der Tropennacht, eine beklemmende Stille war es, wie vor dem nahen Ausbruch eines Gewitters. Aber weich und wolkenlos spannte sich der Himmel, die Sterne sprühten golden aus seinem samtene Schwarz, der leuchtende Jademonde segelte seine Straße, und sonst war nur noch ein einziges winziges Licht in der schweigenden Nacht, ein Licht in einer bunten Papierlaterne, die hing über dem Skylight vor dem Kartenhaus der

Segeljacht, die im Fluß vor Anker lag, fast unbeweglich in der stetigen Strömung. Die Papierlaterne beleuchtete ein kleines Tischchen, auf dem Gläser und Flaschen standen, zwei Lehnstühle daneben, in denen die Männer saßen, ein haarig dunkles Etwas noch, das auf dem sanft gerundeten Dach des Kartenhauses behaglich hockte, es war ein junges Orang-Weib, man hatte sie Rimba getauft, weil sie aus dem Walde stammte, sie war halbzahm und hätte eigentlich schon längst schlafen müssen. Aber in der letzten Zeit ließ sie sich nur von einem Mann zu Bett bringen, das war der, neben dem sie hockte und dem sie den langen, dicht behaarten Arm um die Schultern gelegt hatte, während sie mit halbgeschlossenen, müden Augen in die grünglimmende Nacht zwischen Wasser und Urwald sah. Solange der Mann nicht schlafen ging, solange blieb auch sie wach .. .

Mijnheer ter Veen bückte sich, holte einige Eiswürfel aus dem Nickelkasten, ließ sie in sein Glas klappern, füllte es zur Hälfte mit dem dickflüssigen Grape-Fruit-Saft, auf den er dann den goldenen Gin goß, bis das Glas zum Rand gefüllt war. Er tat einen tiefen Zug und lehnte sich dann wie lauschend gegen die Reling. Breit und schwer saß er in seinem Stuhl, über das gutgeschnittene Gesicht wölbte sich eine hohe, schöne Stirn, dünn legte sich das blonde Haar über seinen Kopf, seine kräftige Männerhand spielte mit der Zigarette.

"Das wird heute nichts Rechtes mit unserem Fischkonzert!" meinte er dann mit milder Resignation. "Ist einmal nicht das richtige Wetter, und außerdem ist es Ebbe, es ist also noch zu viel Süßwasser hier, Ikan-kérong-kérong aber zieht das Brackwasser vor. Manchmal ist hier ein Krach, sage ich Ihnen, Froment, daß selbst der müdeste Mann keinen Schlaf findet, daß mitunter sogar die Malaien verzweifeln, die doch einen ganz anderen Stiefel vertragen können als wir Europäer mit unseren schwachen und mitgenommenen Nerven. Eine verrückte Welt, geht gegen alle Ordnung und Ehrbarkeit, konzertierende Fische, was? Ein Landsmann von mir hat das herausgekriegt, einer, von dem ich das Segeln gelernt habe, das Jagen, das Fischen und die stille, geduldige Beobachtung der Natur. Sind nur lächerliche kleine Kerle das, diese Fische, Schichtstreifen-Barsche, zehn Zentimeter

vielleicht sind sie lang — Ikan-kérong-kérong, ja, natürlich, das ist ein Eingeborenenname. Damit können Sie nichts anfangen? Froment, Sie sind der unersättlichste Frager, der mir je begegnet ist, aber hier haben Sie sich doch mal geschnitten, ich weiß nämlich auch den lateinischen Namen: Terapon theraps, bitte sehr! Nun zufrieden? Was Sie mit dem Namen nun schon groß gewonnen haben! Erinnern Sie mich morgen, wenn wir segeln, ich habe einige gute Photos und ein paar recht anschauliche Zeichnungen von diesem quakenden Fisch in meiner Kabine, ich zeige sie Ihnen, ja, gewiß doch, Sie müssen doch Ihre Unterlagen haben, wenn Sie in Europa berichten wollen, daß die Fische um Sumatra nicht stumm sind! Wenn Sie das nicht beweisen können, haarscharf und unantastbar, glaubt Ihnen kein Mensch!"

"Ja, Froment, morgen segeln wir also! Schade drum, wir haben eine gute Zeit miteinander gehabt, Wasser und Fische und Wald und Jagd, Tiger und Elefanten auf Sumatra, Orangs und Panther auf Borneo, Warane auf Komodo — sehr gute Jagd haben wir gehabt, haben wenig geschossen und darum viel gesehen. Und Sie sind natürlich wie immer unmenschlich fleißig gewesen, Sie schufteten ja immer wie so'n armer Sünder, der Angst um sein Stipendium hat — Menschenskind, woher nehmen Sie bloß diese irrsinnige Arbeitskraft? Der Mensch muß doch auch mal faul sein können, und in den Tropen ist Faulheit geradezu die Bestimmung des Menschen, zumindest des weißen Mannes, so wie ich einer bin, höhhöhh! — Weil Sie nicht trinken, was? Na ja, wenn ich malen könnte wie Sie, würde ich wahrscheinlich auch nicht trinken .. . Aber bleiben wir bei der Wahrheit, sagen wir, ich würde vielleicht ein bißchen weniger trinken, höhhöhhöh! — Lassen Sie nur, Froment, in jedem Leben bleibt ein Rest, er wächst beängstigend, je älter man wird, das Trinken ist gut gegen diesen Rest, es hilft dagegen, daß man als weißer Mann mit Kinderträumen durch diese Welt irrt — oder doch, daß man nicht Tag und Nacht heult wie ein Schloßhund, weil einem das Leben und der liebe Mitmensch alle die herrlichen Kinderträume von einst versaut haben bis zum tiefsten Grund — na ja, ich halt ja schon meine Klappe!

Ist schon gut, schon gut, ich werfe Ihnen ja auch nicht vor, daß Sie meinen Weinkeller geschont haben wie ein Konfirmand die dicken Zigarren des guten

Onkels, ich gönne Ihnen ja vom ganzen Herzen Ihre geliebten Fruchtsäfte. Was – in meiner Schuld stehen Sie? Sie sind ja verrückt, Mensch! Ich habe die Aquarellserie von Ihnen, die Korallenbänke mit ihren bunten Fischen, meine heimlichen Meergärten, die ich Ihnen gezeigt habe. Natürlich habe ich sie Ihnen gezeigt, war ja wohl meine Pflicht, was? Nee, nee, lassen Sie nur, ich bin ein alter Egoist, nur aus christlicher Nächstenliebe habe ich es nicht getan, ich hab doch immer selbst die größte Freude daran! Und denken Sie man bloß nicht, daß ich schon so verniggert bin und nichts mehr weiß von europäischen Kunstpreisen – Sie haben sich böse von mir übers Ohr hauen lassen, junger Mann! Aber Ihre Aquarelle werden sauber gerahmt, und dann werden sie in Batavia in mein Kontor gehängt, wenn ich sie ansehe, dann weiß ich doch wenigstens, warum ich die guten Leutchen dort so ruchlos über den Löffel balbiere und ihnen das Geld abnehme mit beiden Händen. Damit ich nämlich segeln kann und fischen und jagen und mir die schöne Welt ansehen, Froment!

Und ob diese Welt schön ist! – Wissen Sie, immer, wenn ich auf dem Wasser bin oder im Wald, dann danke ich meinem Schöpfer, daß ich aus Europa und den Städten herausgefunden habe. Wie gut doch könnten es die Menschen haben, und wie jämmerlich verhunzen sie sich ihr bißchen Leben, weil sie es niemals lernen, dem Wirklichen in die Augen zu sehen. Wenn sie die Woche hindurch gearbeitet haben, dann laufen sie am Sonntag in die Kinos, oder sie hocken über dummen Romanen, die ihnen grausliche oder schmalzige Geschichten aus Schlössern oder Grandhotels servieren – soviel Schlösser und Grandhotels und soviel feine Leute wie in den Büchern gibt es in der ganzen Welt nicht, das ist ja eigentlich alles man ziemlich dürftig gesät, nüch?

Aber, was ich sagen wollte: wenn die Menschen also nicht arbeiten, dann fliehen sie in eine unwirkliche Welt, die weiß Gott noch dümmer ist als ihre Arbeit. Und darum sind sie alle so jammervoll allein und so hilflos wie eine Hammelherde. Felder und Wälder, die See und der Sternenhimmel, Froment, das alles kostet ja nichts, man braucht dafür kein Eintrittsgeld zu zahlen – also kann es auch unmöglich etwas wert sein! Doch, doch, lachen Sie mir nicht immer in meine lichtvollen Ausführungen hinein, junger Mann, so denken die Leute daheim, so denken sie wirklich!

Ich hätte gut lachen, meinen Sie? Höhhöh, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, aber jetzt sind Sie böse auf dem Holzwege, mein Lieber! Natürlich: ich habe mir hier eine Stellung geschaffen und ziemlich rasch sogar auch ein ganz leidliches Vermögen, ich habe mein Landhaus und habe vor allem mein gutes Schiff hier, mit dem ich durch den größten Teil des Jahres herumzigeunere, segele, fische, jage. Ja, natürlich in der Sunda-See, in Hinterindien. Wenn Sie das den Leuten daheim erzählen, kriegen sie Stielaugen und platzen bald vor Neid und giften: ‚Der Kerl hat's gut, wer's doch auch so haben könnte!‘ — Ja, natürlich, ich muß es ganz besonders gut haben, weil ich meine Angel in den Toelang-Bawang stippe oder in irgendeinen anderen Fluß von Sumatra, Borneo oder Java. So ein Angeln muß natürlich eine ganz exquisite Angelegenheit sein, jaja, ich weiß: das Exotische, das Fremde, das Fernliegende.

Und dabei bin ich eigentlich nur hierher gekommen und habe mich hier in die Höhe geknufft, weil ich endlich mal in Ruhe angeln wollte, denn als ich noch in Holland lebte, ein kleiner Handlungsgehilfe, der sich nicht recht in der Welt zurechtfinden konnte, als ich abends nicht mit meinen geschniegelten Kollegen tanzen ging, sondern allein in den Zoologischen Garten, als ich nicht die Sonntage mit ihnen und ihren albernen kleinen Mädels verbrachte, sondern mich mit meinem Angelzeug an allen möglichen und unmöglichen Wasserläufen herumdrückte — Froment, damals bin ich für die ganze kluge Gilde nichts als ein lächerlicher Narr gewesen, ein nicht einmal bedauernswerter Querkopf, denn ich war bei allen meinen anderen Lastern obendrein noch stolz und eigensinnig und ließ mich keineswegs belehren, nicht vom Bürovorsteher, nicht vom Prokuristen, nicht einmal vom Chef höchstpersönlich, höhhöh!

Nein, ich war kein feiner Mann, ich war ein Strolch, ich war ein Vagabund, niemand mochte recht mit mir verkehren, denn niemand hatte Verständnis für mich und wollte einsehen, daß mir eben andere Dinge Vergnügen bereiteten als die, denen alle Welt nachlief. Selbst Hammel können den für schwachsinnig und entartet halten, der nicht mit in ihrer Herde läuft und blökt wie sie. Und wenn diese Leutchen, die damals nur mit gelinder Verachtung auf mich herabgesehen haben, heute von mir und meinem

Wohlergehen hören, dann werden sie mir einzig und allein das Geld neiden, das ich besitze und verdiene, und vielleicht auch noch, daß ich mir mein Leben einrichten kann, wie ich will. Sie selbst aber würden sich ihr Leben natürlich ganz anders einrichten. Wenn sie einmal ins Geldverdienen kämen, dann würden sie nicht wieder davon loskommen, sie würden durch das Geld nicht frei werden, sie würden von ihm noch mehr geknechtet werden wie als kleine Gehaltsempfänger. Sie würden sich nicht einrichten, wenn sie sich ihre Wünsche erfüllen könnten, sie würden mit dem Geld immer neue, immer andere Wünsche bekommen, sie würden also immer mehr und mehr Geld verdienen müssen, sie würden nur aus der Sklaverei dessen, der nicht genug Geld verdient, hinausfinden in die Sklaverei des anderen, der viel zu viel Geld verdienen kann. Sie würden also ihr Leben lang dem Geld nachlaufen, und würden es dann ausgeben auf die dümmste Art, wie das Geld, das man anderen abgejagt hat, immer ausgegeben wird: für teure Frauen, an den Spieltischen, im sogenannten mondänen Leben, an dem doch nun mal jeder teilnehmen muß, der etwas ist und noch mehr scheinen möchte. Das ist es, dieses Noch-mehr-scheinen-Wollen, das würde sie ständig in Atem halten und sie hetzen bis an ihren letzten Tag. Denn man kann ja doch unmöglich zufrieden sein auf dieser Welt, wenn ein anderer ein größeres Haus, einen besseren Wagen, eine elegantere Freundin, ein dickeres Bankkonto besitzt ... Und wenn wir heute wieder oder noch immer eine Clique wären wie damals in unseren grünen Lehrjahren, dann würde ich in diesem Kreise abermals verschrien sein als der Strolch und der Vagabund, als der unmögliche Patron, aus dem nie und nie ein feiner Mann werden kann. Ja, dieses mondäne Leben, höhhöh – natürlich nehme ich nicht daran teil, und natürlich werde ich darob auch hier in den Kolonien über die Achsel angesehen, gelte als zweifelhafter Einzelgänger, als grober Kerl, mit dem niemand etwas Rechtes anzufangen weiß, als – was weiß ich sonst noch. Aber hier und heute mit meinem Geld kann ich mir eins lachen über die faule und dumme Bande, hier kann sie mir nicht mehr das Leben verbittern wie damals in Holland. Höhhöh – hier lache ich sie alle aus, die daheim und die hier auf den Inseln, die ein traurig

nachgemachtes Europa spielen und das doch gar nicht nötig hätten, höhhöh! Sie vertun ihr Leben, und ich genieße es, höhhöh!

Aber, und das wollte ich ja eigentlich nur sagen, Froment: ich würde es im alten Europa genau so genießen wie hier. Es ist ja nicht die Fremde, es sind nicht die Tropen, es ist nicht Sumatra und ist nicht Indien. Mensch, wie gern tunkte ich meine Angel daheim in irgendeinen Teich und holte mit dem Blinker den Hecht aus seinem Röhricht, wie gern ließe ich daheim über schmalen, schnellen Flüssen die bunte Fliege tanzen, um die Forellen zu erwischen. Und einmal einen Fuchs im Winterwald zu sehen — Froment, das ist ein jahrzehntealter Wunsch von mir, ich fürchte, er wird sich nie erfüllen! Na ja, vor allem hat mich ja das Wasser — die Bäche und Flüsse, Froment, die Teiche und die große See. Das Geheimnis des Lebens in ihren Tiefen und Gründen, das niemals richtig zu sehen ist, niemals ganz zu enträtseln — das Wasser und die wandernden Wolken darüber und der Wind. Und Sonne und Regen und die freie Luft, in der die Menschen leben sollten. Schließlich, Froment, schließlich ist man unermesslich reich, wenn man ein Gefühl für Landschaften hat, für die Schönheit der Pflanzen, und wenn man Neugierde aufzubringen vermag für das Leben der Tiere — es wird soviel Unsinn geschwätzt in den Schulen, warum lehrt man nicht diese Dinge, die das Wichtigste sind, was ein Mensch erwerben und erstreben kann — die sie nicht haben, sind arme Tröpfe und müssen ihr Leben verbringen, wie sie es heute und immer tun: voller Unrast und ewig ungesättigt ...

Froment, als ich mein erstes Rendezvous haben sollte mit meiner richtigen ersten Liebe, bin ich eine Stunde zuvor bei einem guten Freund über das Mikroskop geraten, auch zum ersten Male in meinem Leben, höhhöh! Natürlich war er ein stolzer Aquarienbesitzer, darum besuchte ich ihn ja, er wollte Stichlinge züchten und hatte keine Männchen, ich brachte sie ihm. Ich hatte noch niemals durch ein Mikroskop gesehen, ich fischte mir nach der Anweisung meines Freundes einen Süßwasser-polypen aus dem Grünzeug seines Aquariums, legte ihn unter die Gläser, und dann sah ich dieses namenlos fremde und doch bald durchaus verständliche Leben, und dann stellte ich sogar fest, daß der Polyp Läuse hatte, höhhöh, Moneren, wissen Sie, mit basalem

Wimperkranz, auf den sie sich vertrackt geschickt bewegen, wie wirkliche Läuse, sage ich Ihnen, höhhöh — also mein Freund hat mich in jener Nacht in seiner Kammer verbergen müssen, ich war von dem Mikroskop nicht wegzuprügeln. Und zum Rendezvous, zu dem netten Mädels, das mit mir ins Kino gehen wollte und glaubte, mir damit eine Ehre anzutun, bin ich natürlich nicht gekommen, es war mir vor den Polypenläusen überaus gleichgültig geworden — drei Jahre später erst hat es ein anderes Mädels geschafft, höhhöhöh, vorher hatte ich keine Zeit für solche Dinge, erstmal mußte ich mir nämlich ein Mikroskop anschaffen — war verdammt teuer für einen Handlungslehrling — und dann mußte ich hindurchsehen und alles unter seine Gläser packen, was sich mit Erfolg und Gewinn vergrößern ließ ... Na ja, Froment, sowas also ist auch 'ne Einstellung zum Leben, aber es ist nun mal meine Einstellung, und ich fühle mich sehr wohl dabei, höhhöh ..

Und nun gehe ich schlafen, Sir, jetzt habe ich nun schon drei Gläser puren Gin hintereinander getrunken, und Sie sitzen immer noch hinter Ihrem Grape-Fruit-Saft. Nee, nee, bleiben Sie nur, wie Sie sind, ich glaub's Ihnen gern, daß es Ihnen nicht schmeckt, malen ist besser als saufen. Aber ich kann ja nun mal leider nicht malen, Froment, also muß ich — höhhöh ... Und morgen segeln wir. Ich bringe Sie nach Batavia, und Sie kriegen noch bequem Ihren Amerikadampfer — darauf können Sie 'nen Besen fressen und 'ne Büchse Bohnerwachs dazu. Morgen werden wir wieder mal dem Teufel ein Ohr absegeln ... Aber wie man das tun kann, Froment, aus der Sunda-See nach Amerika, aus dem Rimba zwischen die Wolkenkratzer ... Menschenskind, bleiben Sie doch bei mir und pfeifen Sie auf den ganzen Hühnerkram in den weißen Ländern, drüben ist die Welt doch längst nackt und ausgeplündert, und hier ist sie noch groß und wild und brauchbar für richtige Männer. — Na ja, ist schon gut, schon gut, ich schweige ja schon .. Und jetzt trinke ich noch einen Whisky pure, ganz schnell und im Stehen, damit ich schlafen kann, vous comprenez, M'sieur! Aber Sie sollen nicht ohne Ihren Mokka in die Baba gehen, ich schicke Ihnen noch den Boy — gute Nacht, Froment, ich bin gern mit Ihnen gesehelt, sind ein feiner Junge, trotz des Apfelsinensaftes, höhhäh, und

meinetwegen könnten Sie bleiben. Aber Sie tun es ja doch nicht — na ja, schlafen Sie wenigstens gut ..."

Der starke Mann wuchtete auf, ging schwer an der Reling entlang und tauchte in den Niedergang. Aus der Tiefe kam noch einmal seine Stimme, dann war es wieder still im Schiff, das Orangweibchen turnte langsam und umständlich vom Dach des Kartenhauses herab auf Froments Schoß, legte den Arm um seinen Hals und lehnte ihren Kopf gegen seine Brust. Nach einigen Minuten war ein huschender Schritt auf der Treppe und näherte sich über die Planken des Decks. Stumm und geräuschlos stellte ein malaischer Diener ein Tablett vor Hans Froment hin, Silberkanne, Mokkatasse, verneigte sich tief und schweigend und verschwand dann wieder genau so still, wie er gekommen war. Hans Froment schenkte sich ein und trank in kleinen, genießerischen Schlucken. Nun war das Schweigen rings unausdenkbar tief, die Zikaden waren verstummt, und auch die merkwürdigen quarrenden Fische waren nicht mehr zu hören. Die grünleuchtende Jadeschale des halben Mondes war höher gestiegen, aber der Glanz der Sterne schien sich noch vertieft zu haben, und der undurchdringliche Urwald der Uferhügel lag stumm, lauernd, unheimlich und wie sprungbereit .. .

Das junge Affenweib seufzte leise und tief auf, schmiegte sich enger gegen das weiße Flanellhemd des Mannes, und legte nun auch den zweiten Arm um ihn. Hans Froment strich sacht über das seidene Haar ihres Rückens, er schloß seine Augen, morgen würden sie segeln, morgen begann er, Indien zu verlassen — und es war ihm nicht leid darum .. .

Das Land Indien, das Reich Insulinde ... Von Ceylon bis Kaschmir, vom Himalaja durch Hinterindien nach Sumatra und Java und Borneo, zu den großen und kleinen Inseln im Archipel — welch ein Land, welch ein Erdteil, welch eine zaubervoll fremde Welt. Von den Elefanten auf Ceylon bis zu den Korallengärten in der Sunda-See mit ihren unwirklichen Zauberfarben und mit ihren märchenbunten Fischen. Die Tiger, die Panther, die Schlangen — ah, die Schlangen, wie sie Hochzeit hielten in der zerbröckelnden Ruinenstadt mitten in tiefster Dschungel, unter den steinernen Götterbildern der Khmer.

Welch ein Land – und er hatte es auf den falschen Wegen durchwandert. Er hatte die Straße der Elefanten verlassen und war die Pfade des Tigers gepirscht. Aber auf diesen Pfaden war er den Menschen begegnet und hatte sehen müssen, daß sie nicht so waren, wie er sie sich erträumt hatte – vor Jahren, als er glaubte, die tiefste und gütigste Weisheit dieser Welt lebe in diesem Land, täglich hunderttausendfach verwirklicht, die Weisheit des kleinen Gebetes: "Laßt alle Wesen schmerzfrei sein!"

Aber dieses Land war der gütigen Weisheit fern, wie ihr Europa fern war. Er hatte die Kühe gesehen, die heilig waren und verhungern und verdursten durften. Er hatte die viel zu vielen Hunde gesehen, die man in tiefe Gruben getrieben hatte und mordete, ohne Hand an sie zu legen. Aber er hatte auch den Ankus der Elefantenleute in seinen Händen gewogen, und ihm hatte geschaudert vor den fingerlangen, dolchspitzen, dolchscharfen Messern, die er trug. Er hatte gesehen, wie man ein erstes leises Rebellieren eines Elefantenbullens einmauerte mit einer Unzahl giftscharfer Lanzenspitzen. Und er hatte gesehen, wie man Elefantenbullens mit künstlichen Mitteln in das gefährliche Fieber der Must peitschte und sie auf Leben und Sterben miteinander kämpfen ließ. Er hatte gesehen, wie man gefangene Tiger speerte, wie man sie, geblendet, halb verhungert, halb verdurstet, kampfgierigen Büffeln auslieferte, die sie zerfetzten und zerstampften. Er hatte die bösen Hahnenkämpfe gesehen und hatte der tückischen Grausamkeit in die Augen geblickt, die sich am Kampf und Sterben kleiner, traumschöner Fische erfreute, die man unausweichbar zusammengesperrt hatte.

Er hatte sich die blutigen und bösen Märchen von den Tigermenschen aufgeschrieben, die ihr Wesen trieben von den Sunda-Inseln bis zu den Gletschern des Himalaja, er hatte Wundermännern, Wunderfrauen auf die Hände gesehen und hatte sehen müssen, daß sie nichts als dreiste Gaukler waren – bis zu dem heiligen Berg in Burma war er gewallfahrtet, bis zu den zierlich schönen, leisen Priesterinnen des Schlangengottes Naya. Und ihr kultischer Tanz vor den königlichen Kobras war ein trainiertes Artistenstück gewesen, und seine große Szene, in welcher der Schlangengott sich küssen ließ auf den schmalzüngelnden Kopf, war ein billiger Trick: wenn man eine

aufgerichtete Schlange nötigt, sich weit zurückzulehnen, kann sie von einem bestimmten Winkel an nicht mehr nach vorn schlagen ... Und die Opfertgaben, die sich um die Schlangenhöhlen häuften, wanderten zur Nacht in die Hütten der Priesterinnen.

Vielfach und grausam war er von den Menschen gedemütigt worden, und er wußte, daß er kein Recht hatte, sie dafür verantwortlich zu machen, weil sie nicht waren, wie er sich das aus der Ferne von Raum und Zeit einmal gedacht hatte. Immer, wenn er aufbegehren wollte, gegen die Menschen, gegen das Land, sah er Sarbattis dünnes Lächeln und spürte er den dumpfen Schmerz in seiner Schulter. Und dicht vor ihm überschlug sich der Tiger, dessen Fell dunngolden leuchtete wie das Licht des jungen Mondes, und er jagte den zweiten peitschenden Schuß in die weiße Kehle des verzuckenden Tieres ... Das Land Indien war ihm wie ein Fieber, das ihn erschöpft und ausgebrannt zurückgelassen...

Er hob den Blick: grün wie Jade stand die Schale des Mondes über dem nachtschwarzen Urwald, der über die Hügel zum Wasser herab-floß. Kein Laut war in der schweren Luft der Tropennacht, traumhaft leise nur, das Atmen eines schlafenden Wesens, gurgelte das Wasser an den Schiffswänden entlang. Vor einer guten Zeit, kurz nachdem der Boy den Kaffee gebracht hatte, war die Jacht herumgeschwoit, die Flut drückte in den Strom. Wenn diese Flut wieder kenterte und die Ebbe einsetzte, dann würde Mijnheer ter Veen an Deck erscheinen, und dann würde ganz gewißlich eine turbulente Hetzjagd anheben, Mijnheer ter Veen konnte es nicht leicht laut und fröhlich genug zugehen beim Segeln, er wollte Batavia anlaufen, bevor ein bestimmter Dampfer in See ging, ganz gewiß würde er sein Ziel erreichen — und dann würde Hans Froment auf jenem Dampfer Asien für immer verlassen ...

Leer lagen seine Augen in der grünen Nacht. Dieses Land, die Wälder, die Dschungeln, die Riesenberge des Himalaja, die heiligen Ströme ... Und die Tiere dieses Landes: der Tiger, das schönste Tier dieser Erde, der Elefant, das klügste und gütigste Tier dieser Welt — Leopard und Einhorn, Panther und Schlangen, Büffel und Krokodile, die Geparden und die Falken, die Reiher und die Karakale, die Warane und die Schmetterlinge ... Und die blühenden Orchideen

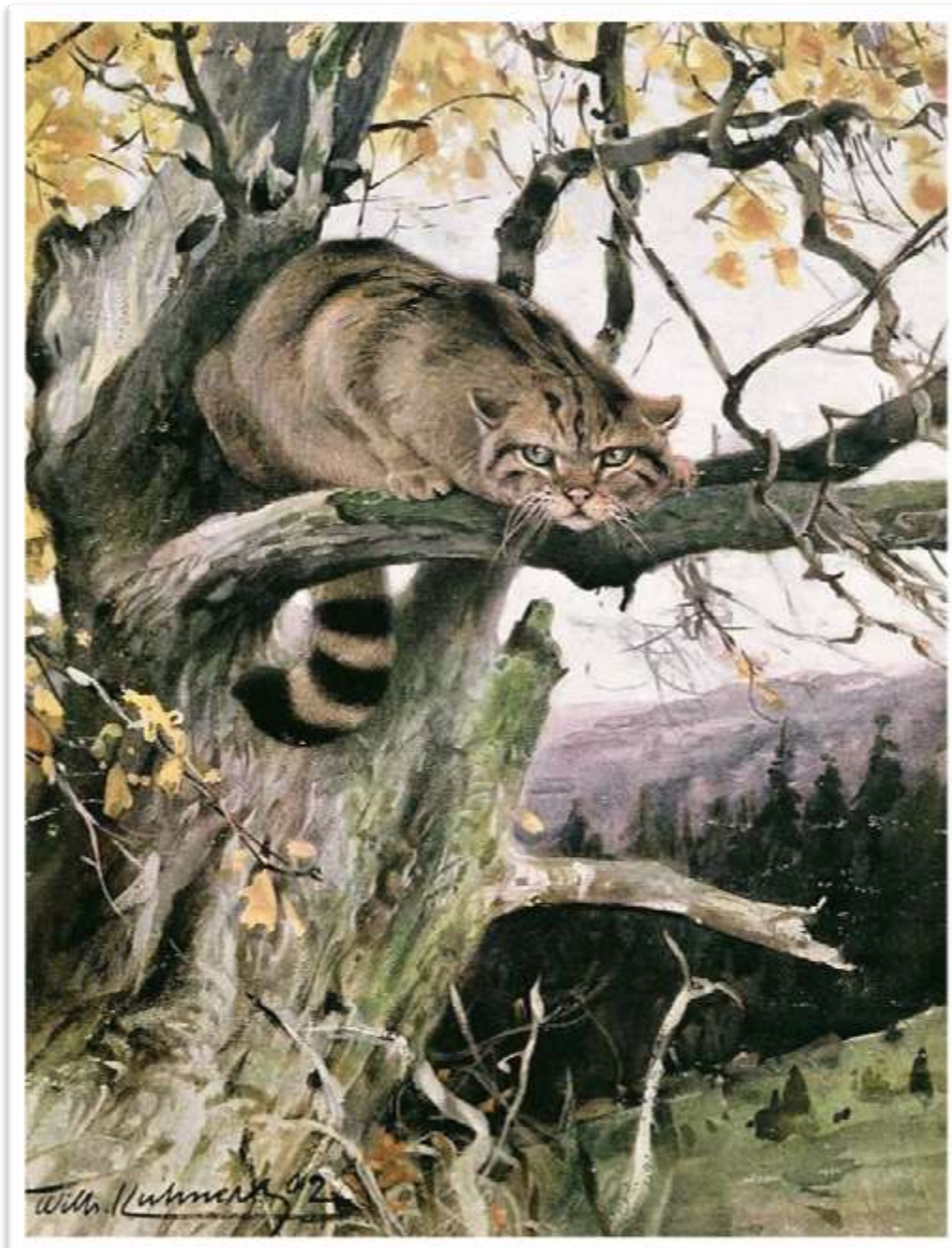
im wilden Wald. die weiße und die blaue Lotos in den Teichen und an den Rändern der Sümpfe, der Gaukelflug der zauberbunten Falter, das nächtliche Summen der Insekten – und die unfaßbare Gewalt der Jahreszeiten. Sonnenglut und Monsumwetter – ach, Hans Froment wußte gut, daß dieses Land trotz seiner Fieber und seiner Rätsel sich unverlierbar in sein Herz gegraben hatte, er wußte, daß er die fremden braunen Menschen vergessen würde, vergessen Tempel und Priester, Glauben und Irrwahn, daß er aber diesem Land mit seinen Tieren und seinen unausschöpfbaren Schönheiten angehören würde für alle Zeit, daß es ihn zwar mit den Geißeln seiner giftigen Fieber geschlagen hatte, ihn aber in Qual und Verwirrung nicht weniger bereichert als der große Kontinent Afrika ..

Lauschend zuckte er auf, dann wehte ein mildes Lächeln über sein Gesicht: über dem Fluß im wilden Wald rührte verärgert ein schweifender Tiger, böse und dunkel flatterte sein Ruf aus der Schwärze des Waldes in die jadegrüne Nacht über den schimmernden Wassern. Fast gleichzeitig fiel ein warmer Wind aus dem unbewegten Himmel und wühlte sich durch den Wald – das war der Wind, der nun bald die großen Regen bringen würde, das war der Wind, mit dem Mijnheer ter Veen gerechnet hatte, dieser Wind würde morgen die weiße Jacht durch die blaugrün wogende Sunda-See hetzen, Mijnheer würde an der Ruderpinne sitzen, und ein wildes Lächeln würde auf seinem männlichen Gesicht sein ..

Langsam und schwer stand Hans Froment auf, aus verschlafenen Augen sah das Orang-Mädchen gegen den dunklen Wald, aus dem sich jetzt das scharfe Fauchen des nahen Tigers gläsern schwang.

Bald würden die großen Regen anbrechen, aber dann würde er nicht mehr in diesem Lande sein ..

Wie ein milchiger Schleier legte es sich vor das Jadegrün des Mondes, und das schmale Schiff hinter seinem Anker zitterte leise wie ein edles Tier, das die Wölfe wittert. Fern am Horizont über der See flackerte ohne Laut ein Wetterleuchten, kupferrot und messinggelb ...



Wälder

Das unwirkliche Schweigen der Winternacht hing wie ein flaumiges Fell über den weltweiten Bezirken der vereisten Wälder. Weich und leise glitt der Schnee in großen Flocken zur Erde, sie fielen so dicht, daß es schien, wie wenn die Wolken sacht aus dem Himmel herabsegelten, um dann, geschlitzt von den höchsten Wipfeln der uralten schwarzen Fichten, ihren Inhalt wie aus gigantischen Säcken über die Wälder zu ergießen. Die niedrig ziehenden Wolken hielten den Himmel dunkel verhangen, dennoch kroch ein vages Licht durch die Schneenacht, das Licht des Mondes, das sich, tausendfach gefiltert und gedämpft und verfälscht, zur Erde herabkämpfte und von Zeit zu Zeit ein eisblaues Glitzern durch den Wald laufen ließ.

Vor einigen Tagen hatte das Tauwetter eingesetzt, aber dann hatte der Winter noch einmal zurückgeschlagen, der Wind aus dem Norden und Osten, der Wind aus dem Lande Ki-wä-din war gekommen, drei Tage und drei Nächte hatte er wütig das Land durchbrüllt, hatte über den Bergen geschrien und war durch alle Täler gefaucht, unter seinem kalten Atem war der feuchte Schnee zu Eis erstarrt, überall auf der Erde, im Wald, in den Bergen, auf dem Gezweig der Bäume, er hatte die Wellen der Flüsse abermals verstummen lassen, hatte die breiten und tiefen Sprünge im glänzenden Schild der Seen geschlossen, wie ein Leichentuch hatte er das Eis ausgebreitet über die Welt, und dann war er wieder zur Ruhe gegangen: senkrecht und unbewegt fielen jetzt die Schneeflocken in Myriaden Schnüren durch die nächtliche Luft, und nur

zuweilen lief ein Windstoß aus Nordosten zage und verspielt durch das Tal, jaulte über den gefrorenen See wie ein kranker Hund und erstarb dann müde vor der Baumwand des Waldes, der von den Bergen herab bis dicht an das Ufer floß.

Es war ein großes Schweigen in den Wäldern, das Schweigen der bitteren Not und des kalten Todes. Ganz selten einmal erhob sich ein Ruf in der Nacht, der traurig grausame Schrei des Nebelkauzes, aber er schnitt nicht wie sonst aus der Tiefe des Waldes bis an das Ufer des Sees, er wurde sogleich erstickt im stumm und weich rieselnden Schnee. Kein Pelztier fährtete sich, das Wild hatte sich hungernd und frierend in die Windbrüche eingeschoben und wärmte sich dort aneinander im drängend geballten Herdenhauf. Und über das Eis des Sees glitten schwarze Schatten durch das trübe Zwielight der Nacht, sie huschten verstört und getrieben ziellos hin und her, bisweilen weinten sie dunkel und verloren durch den wolkendichten Schneefall: die Wölfe fühlten die Feuer des Hungers durch ihre Eingeweide brennen, sie fanden seit Tagen keine Beute, sie waren dem Wahnsinn nahe und der heulenden Verzweiflung. Der Schnee deckte jede Spur, verwischte jegliche Witterung, alle Tiere blieben in ihren Verstecken, von der Geißel des Hungers gepeitscht, rannten die Wölfe ratlos durch eine leere Welt.

Schon deckte der Schnee fußhoch das blanke, starke Eis, schon umschmeichelte die dichte Weiche seiner Flocken das erstarrte Nadelgezwieg der Kiefern und Tannen, schon betteten die Flocken sich dicht und dick in die Astgabelungen der Birken und Pappeln und Weiden in den Tälern. Aber alle die Millionen und aber Millionen Baumstämme blieben wie gepanzert, und wenn das verirrte Mondlicht zu ihnen fand, glitzerten sie silbern, das Eis hatte ihr Leben in seinen kalten Bann geschlagen, es schien, daß sie für alle Ewigkeiten vereist und versteinert bleiben, daß sie niemals wieder zum Leben erwachen würden. Und Frost und Sturm hatten in den weiten Wäldern Kanadas gewütet gleich frevelnden Mördern. Hier hatte der Frost starke Bäume gesprengt und auseinandergebrochen, daß das nackte Fleisch ihrer klaffenden Trümmer sich wie die Leichen Verstümmelter aus dem Schnee reckten. Dort hatte er Baumstämme durch das Gewicht, das er in ihre Kronen gebettet hatte,

gekrümmt, sie standen wie geduckte Sklaven im Joch. Und der Wind aus dem Lande Ki-wä-din hatte breite Straßen durch das Land gefetzt, überall dort, wo die geschlossene Masse der Bäume ihm eine Lücke, eine Blöße gezeigt, in die er hatte springen können wie ein Wolf mit reißenden Zähnen in einen Schafpferch. Unübersehbar weit lagen hier die Bäume darnieder, vernichtet, gebrochen oder entwurzelt. Die schweren Kronen der gestürzten Tannen und Kiefern erstickten im Schnee, während die toten Stämme vom dicken Eis umkrustet waren und sich in den leeren Gruben, die einst von ihren Wurzeln ausgefüllt worden waren, der Schnee sammelte und ihre Dunkelheiten mit seiner weichen Hand in die Nacht verwischte.

Einmal schien es, als ob dieser Schnee nun leichter und sachter fallen wolle, als wenn die Wolken sich hoben und teilten, es ward hell über der stillen Welt, und durch dünne grausilberne Schleier schaute der gelbe Mond auf die Erde herab. Er sah über das Land Kanada, er sah über das Reich des Windes Ki-wä-din. Er sah die großen Seen im Süden, erstarrt unter der Faust des Eises, er sah die weiten Wälder durch Unendlichkeiten nordwärts fluten, er sah viele Ströme, zahllose Seen, er sah die Berge und spielte mit Silberfingern über ihre Gletscher, daß sie das große Glitzerspiel begannen mit grün und blau und silbern gleißenden Strahlen, er sah die Wälder, die Hügel und die Täler. Er sah die Wälder nordwärts wogen, er sah, wie sie lichter wurden, wie die Bäume kümmernten, er sah die großen Wälder verrinnen wie die Weltmeere am flachen Strand, sah sie dahinsterben in den schneeverwehten Tundren, die an das Land des ewigen Eises grenzten. Stärker wurde sein Licht: da lagen die Wälder wie am ersten Tage der Welt, seine Silberfinger tasteten sich den großen Strom hinab, den Nebenfluß, der in das Herz des Wäldermeeres führte, seine Lichtfinger spielten über einen gefrorenen See, und ein Wolf, der über den dunkel glatten Spiegel schnürte, setzte sich in den dünn verwehten Schnee, legte den Kopf in den Nacken, hob den hungernden Fang zum Monde auf und heulte traurig und süchtig an gegen das ferne Gestirn. Ungerührt wanderte der silberne Mondfinger weiter, dann aber schien er zu erschrecken, dann stockte er, dann begegnete er unter der schattenden Baumlast am Seeufer einem anderen Licht. Und dieses war ein Licht, das nicht von ihm gezeugt worden

war, kein kalt glimmendes, eisig grünes Schimmern und Schillern, kein frostig weißes Flirren und Gleißern, wie es seine Hand überall auf der Erde und im Gezweig der Bäume zum Leben weckte, dieses Licht stammte nicht von ihm, es war warm und atmend, es war rötlichgelb, war gebändigt in einer Flamme und stand geschirmt hinter den Scheiben eines Fensters. Und da zuckte der Silberfinger beleidigt und gekränkt zurück, am Himmel verbarg sich der Mond hinter stumm sich aufwälzenden Wolken, und dichter noch als zuvor setzte der Schneefall von neuem ein.

Es stand ein einsames Blockhaus am Ufer des Sees, stand wie geduckt unter dem weitgreifenden Gezweig der Schwarzkiefern, stand still unter dem Frost und schien langsam zu versinken im Schnee, der an seinen Wänden unaufhaltsam in die Höhe kroch. Aber aus seinem Schornstein sprühte das knisternde Funkenspiel in die Winternacht, aus seinem Fenster, dessen Scheiben naß waren vom geschmolzenen Eis, brach hell und stark das Licht – in diesem kleinen Blockhaus, verloren im tiefsten Geheimnis der Wälder, war Leben, das sich nicht fürchtete vor den Schrecknissen der Urzeit, die über Kanadas Wälder hereingebrochen waren. Der eiserne Kastenofen in dem einzigen Raum, den das Haus enthielt, glühte rot auf allen seinen vier Seiten, links und rechts von ihm türmten sich die Berge der starken Holzscheite, die ihm zur Nahrung dienten. Vor das Fenster war ein Tisch gerückt, zwei Petroleumlampen brannten darauf und vier Kerzen noch, die in einer Reihe aufgestellt waren. Und hinter diesen Kerzen, flankiert von den beiden Lampen, lag ein Zeichenblock, auf den ein dünner Pinsel mit Wasserfarben den zimtbraunen Kopf eines Berglöwen mit grüngelb glitzernden Katzenaugen erstehen ließ. Der Mann, der das Feuer besorgte, stand zur Linken des Malers und schaute ihm in heiterer Verblüffung auf die Finger, und zu seiner Rechten stand ein anderer Mann, ein Mann in Lederhemd und Lederhosen, Mokassins an den Füßen und das schwarze, straffe Haar in zwei feste Zöpfe geflochten, ein hochgewachsener Mann mit braunrot verwittertem Gesicht und schwarzleuchtenden Augen, ein Indianer, dessen strenge Züge sich glücklich

verklärten, während unter Hans Froments gewandter Hand rasch und genau das Bild des Pumakopfes zum Leben erwachte.

Der weiße Mann an der anderen Seite des Tisches, hager, verwettert und dem Indianer auf seltsame Weise ähnlich sehend, geformt von dem gleichen Land, gezeichnet von den gleichen Klimaten, wandte sich ab, schob frische Holzscheite in die gefräßig aufheulende Ofenglut und rückte den Wasserkessel, der sogleich eifrig zu summen begann, näher zum Feuer. Wie er dann wieder auf das Bild blickte, das mit jedem der schnellen und sicheren Pinselstriche stärkeres, überzeugenderes Leben gewann, lachte er kurz auf in Bewunderung und Staunen, kramte dann, verlegen vor sich selbst über diesen Gefühlsausbruch, in seinen Taschen, förderte Pfeife und Tabaksbeutel hervor, stopfte den vielverschmauchten Kopf und sagte dabei, knurrend in ehrlicher Anerkennung: "Feine Sache, das Malen!" Und setzte den Tabak in Brand, blies dicke blaue Wolken von sich und sah wiederum gebannt dem Maler über die Schulter und auf die geschickten Hände.

Der Indianer stand stumm, seine Augen lagen leuchtend auf dem schönen Katzenkopf, der den Rachen halb geöffnet hielt und dem Beschauer ein leises Fauchen entgegenblies. Er hob nicht für eine Sekunde den Blick, und wie dann Hans Froment mit spitzem Pinsel die schmalen weißen Lichter in die grünglostenden Augen setzte und damit dem Tiergesicht letztes Leben gab, schien sein Gesicht in staunender Begeisterung zu erstarren. Aber dann folgten diese Augen wiederum mit wachem Blick der Hand des Malers, der nun einen Bleistift aufgenommen hatte und auf den freien unteren Rand des Bildes die Worte schrieb: "Bob Cat, meinem Freunde, zur Erinnerung an den Maler, der durch seine Wälder wandern durfte." Er stand still und vorgebeugt und sah ihm zu, der das Bild zur Seite geschoben hatte und nun mit flinken Fingern aus der Pappe eines leeren Schreibblockes eine Rolle formte, die er mehrfach maß und verglich an der Größe des Bildes. Erst als dann der Maler kurz zu ihm aufblickte und sagte: "Wir werden das Bild in diese Rolle tun, Bob, dann kann es auf deiner Reise keinen Schaden nehmen!" kehrte das Leben in seine unbeweglichen Glieder zurück. Er neigte sich, er nahm still die Rolle entgegen, er öffnete den Mund, er sprach mit schwerer und harter Stimme die zwei

Worte: "Danke, Maler!" dann ließ er sich auf seinem Platz nieder, auf einer Kiste, die an der Schmalseite des Tisches stand, saß still, hielt die Rolle mit beiden Händen in seinem Schoß und sah wiederum unverwandt auf das Bild, das vor ihm auf der Tischplatte unter dem starken Licht der Lampen und der Kerzen lag, auf das Bild des schönen und trotzigem Pumakopfes, der ihm leise entgegenfauchte.

Hans Froment, beide Hände auf der Tischplatte, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sah über die niedrig gebrannten Kerzen hinweg gegen das blanke Schwarz der Fensterscheiben. Vom übergreifenden Dach hingen meterlange, armstarke Eiszapfen herab, hinter ihnen stand der fallende Schnee wie eine atmende Wand. Hans Froment sah blicklos gegen diesen dichten und lautlosen Schneefall, er fühlte, daß sein Herz schwer war von Traurigkeit. Ach, alles Leben war ein beständiges Lassen, war ein immerwährendes Abschiednehmen. Vier Wochen war er mit diesen beiden Männern zusammengewesen, morgen wollte der Indianer aufbrechen zu seinen Leuten, er hatte ihm die unausgesprochene Bitte erfüllt und hatte ihm ein Bild gemalt und geschenkt zum Abschied. Und wenn dieses dichte Schneetreiben sich aufklärte, würde der weiße Mann, Nick Boone, der Waldhüter des Naturschutzparkes, ihn durch die hundert Meilen wilden Winterwaldes zurückgeleiten zur Station, auf der er den luxuriösen Schnellzug erwarten durfte, der ihn zurückbrachte in die Riesenstadt New York, in deren Hafen sich bereits das Schiff zur Reise rüstete, das ihn über den Ozean zurück nach Europa bringen sollte, in das Land, das er Heimat zu nennen gewohnt war, in jene ferne, fremde Stadt, in der zu leben ihm einmal Gewohnheit gewesen war. Die große Reise war zu Ende, zu Ende war der unausschöpfliche Segen der Erde, der durch sechs Jahre in verschwenderischer, überwältigender Fülle auf ihn herabgeströmt war, der ihn namenlos bereichert und unfafßbar gewandelt hatte – die große Reise war zu Ende, er sah in seine Zukunft wie in das schwarz und drohend gähnende Nichts.

Der Deckel des Wasserkessels klapperte, Nick Boone blies die eine Lampe aus und auch die vier Kerzen und räumte sie zur Seite. Der Indianer schob mit

lautloser Bewegung das Pumabild in den Lichtkreis der brennenden Lampe, die der Wildhüter nun in die Mitte des Tisches rückte. Er ließ den Blick nicht von dem Papier, seine Augen glänzten, sein hart verwittertes Gesicht war weich wie das eines beschenkten Knaben. Er hob diesen Blick auch nicht, als nun der weiße Mann die Aluminiumbecher klirrend auf die Tischplatte stellte, als ein Propfen schnalzte, als der schwere Rumduft aufwölkte, als es sich glucksend aus der Flasche in die Becher ergoß und sie zur Hälfte füllte, als dieser Geruch sich dann noch verstärkte, sobald die andere Hälfte mit dem kochend heißen Wasser nachgefüllt wurde. Und nur als Nick den einen Becher dicht neben seine Hand schob, hob er kurz den Blick und sah in das Gesicht des weißen Mannes. Der zwinkerte kaum merkbar leise mit einem Auge, schweigend neigte der Indianer das stille Gesicht wieder über den Tisch und über das Pumabild, er hatte verstanden: es war allen Weißen bei harter Strafe verboten, an Indianer Alkohol auszuschenken, und Nick Boone war ein Mann des Gesetzes und hatte darauf zu achten, daß es befolgt wurde. Aber hier im Herzen der Wildnis war man mit sich allein, man hatte durch Wochen gute Kameradschaft gehalten, war gemeinsam gewandert und hatte gemeinsam der gleichen Kälte getrotzt, hier draußen unter den Männern galten die Gesetze der Städte weniger noch als der dünne Ruf des Nebelkauzes, der sich hinter den tausendfachen Vorhängen der fallenden Schneeflocken nutzlos und ohne Sinn abmühte: Bob Cat ließ die Rolle in seinem Schoß liegen, hob beide Hände und legte sie um den geräumigen Becher, als wolle er seine Finger daran wärmen.

Hans Froment war zusammengeschockert, als die Lichter vor ihm erloschen, er hatte seine Gedanken zurückgerufen, die sich da draußen in der Schneenacht verloren hatten, die sich bereits aus den schweigenden Wäldern in den Lärm der steinernen Riesenstädte verirrt hatten, hatte sie zurückgerufen in das Jetzt und Hier der kleinen Blockhütte im Herzen der Wildnis. In diesen engen und überwarmen Raum, in dessen Ofen die schweren Holzscheite knallend und kreischend zerbrannten, auf dessen Platte der Kessel sang, in diesen kargen Raum, der außer dem Tisch und einigen fragwürdigen Sitzgelegenheiten nur noch einige Schlafpritschen nahe am Ofen enthielt, der im Winter bei Tag und Nacht brennen mußte. Hatte sie zurückgezwungen aus

der Bedrohung der unendlichen Einsamkeiten inmitten der von Menschen wimmelnden Metropolen in die warme und nahe und gute Gemeinschaft mit diesen beiden Männern, dem Waldläufer Nick Boone und dem alten Indianer, den die Fellaufkäufer der Hudsonbay-Companie einmal Bob Cat getauft hatten, weil sein Name ihnen unaussprechbar erschien, und weil er ihnen bekannt geworden war durch die Felle der seltenen Wildkatze, die er ihnen in größerer Anzahl lieferte als irgendein anderer Jäger. Und er lächelte dankbar, als Nick Boone sich nun neben ihm niederließ, ihm den Becher zwischen die Finger schob und mit vergnügtem Lächeln sagte: "Wollen trinken, Froment, damit die Flaschen leer werden und wir sie nicht zurückschleppen müssen!" Er sah in das harte und strenge, aber auch klare und gute Männergesicht, das sich ihm entgegenneigte, er wußte den Indianer an seiner anderen Seite, noch einmal erfüllte ihn das stille Glück des Mannes, der sich unter guten Kameraden weiß. Vier Wochen Wanderung durch die winterstrengen Wälder Kanadas, vier Wochen Seite an Seite mit diesem weißen Mann, mit dem stillen und ernstesten Indianer, vier Wochen Männerfreiheit und Männerherrlichkeit — ach, dieses Land Kanada war groß und weit und wild und war unsagbar schön, was galten die schwülen Tropen gegen diese winterlichen Wälder, was galten die südlich fernen, heißen und bunten Kontinente gegen diese große Waldheimat des nordischen Herzens ... War er aus Afrika schweren und bekümmerten Herzens geschieden, war er aus Indien bedrückt und verstört geflohen — jetzt hockte das nackte und bittere Leid in seinem Herzen und nagte an ihm ohne Unterlaß, das Leid dessen, der aus seiner Heimat vertrieben werden und über fremde, kalte Straßen ziehen soll, allein und einsam und anders im schwatzenden Strom der feindlich fremden Menschen ...

Er nahm den Becher entgegen, er legte beide Hände um seine Wärme, aber dann blickte er nicht, wie es Nick Boone tat, der schwer-züngige Waldhüter, versonnen still hinab auf den goldglänzenden, duftig wölkenden Trank, er hob das Gesicht, er sah wieder gegen die blankschwarze Fensterscheibe, hinter der die weißen Eiszapfen weiß und kalt und strahlend aufglühten im Widerschein der Lampe, er blickte gegen den dicht und stetig wallenden Vorhang des aus unerschöpflichen Himmeln herabfließenden

Schnees. Dieses Land, das Land Kanada – er schied aus ihm schwereren Herzens als aus dem großen Afrika, als aus dem bunten Indien. Mehr als das unsagbar Vielgesichtige, das er in den heißen und farbentrunkenen Ländern hatte erschauen dürfen, hatte das nordisch strenge, herbe und kühle Land Kanada ihn bereichert, die großen Ströme, die tausend Seen, die endlos weiten Wälder, das stille und scheue Getier. Ja, das Land Kanada hatte ihm mehr gegeben als sein ganzes vergangenes Leben, denn es hatte ihm die Entscheidung gebracht, die Entscheidung über sich selbst, über den Inhalt seines Strebens und über dessen letztes Ziel.

Ein Jahr hindurch war der kleine Fordwagen, den er billig erhandelt hatte, mit ihm durch die Staaten gerollt, durch das Schwemmland der großen Flüsse im Süden, durch Steppen und sandig knirschende Wüsten, durch die endlose Prärie, durch die weiten Wälder, durch das Gebirge, das sich wie ein Wall an der Küste des Pazifik erhob. Und wenn er sich auch, seiner Sendung getreu, redlich bemüht hatte, das Gesicht des Kontinentes dort zu suchen, wo es noch wild war und noch nicht entstellt von der Hand des Menschen, wenn er sich tief in das Felsengebirge verkrochen hatte, in die große Einsamkeit der Wüsten und Steppen und in das leise und stetig durchsauste Schweigen der großen Wälder, wenn er nur schwer herausgefunden hatte aus den an Wundern reichen, überwältigend großen Naturschutzgebieten, die in reicher Zahl über das weite Land verstreut waren, hingegeben in ihnen dem großen Antlitz dieses gewaltigen Erdteiles und dem verschwiegenen Reich seiner Tiere, wenn er die großen Ströme hinabgefahren und über die weiten Seen gesegelt war – er hatte es doch nicht vermeiden können, immer wieder den kühnen und harten Gebilden der Menschenhand, den Zitadellen und Metropolen der Technik zu begegnen.

Immer wieder hatte er überall in diesem großen und reichen und schönen Lande den Menschen geschäftig am Werke getroffen, an seinem Werk, das Gesicht dieses Weltteiles zu formen nach seinem Wollen, es dienstbar zu machen seinem Verlangen. In vergangenen Zeiten hatten die Eisenbahnen dieses grenzenlos scheinende weite Land erschlossen, dann hatten die Straßen

es eingesponnen wie in ein Netz, Aderwerk eines neuen Lebens, das sich über das verblühende gelegt hatte, nun breiteten sich an allen Kreuzungen von Bahn und Straßen die Städte, rauchten die Schornsteine, hämmerten und rasselten die Fabriken. Und Wagen ohne Zahl rollten eilig über alle Straßen dahin, in der Luft dröhnten die Motoren der Flugzeuge, und wo das Land unter dem Pfluge lag, da hing auch dieser Pflug an einem Motor, und die ewige Brotfrucht der Mutter Erde wurde gezeugt und geerntet wie in einer Fabrikhalle unter den hoch verblauenden Himmeln.

Ein Jahr in den Staaten, ein schweres, erregendes, vielfach verstörtes und oftmals auch trauriges Jahr — ein anderes Jahr dann, selig ver-schweift in den Wäldern Kanadas. Welch ein anderes Land war dieses: hier war die große Freiheit und die ewige Wahrheit, die in der Schönheit wohnte, hier trug die Erde überall und noch in ihrer geheimsten Falte die Spur von den Händen des Schöpfers. Wälder und Wälder, ein Meer, ein Ozean von Bäumen, er überschwemmte den Kontinent in seiner ganzen Breite, er flutete hinauf gegen Norden, um dort am Eiskranz des nahen Poles zu verebben. Berge und Täler, Täler und Berge. Berge ohne Namen, Täler, die kaum noch ein Mensch gesehen hatte, Prärien, durch die kein anderer Weg führte als die schmalen Wildpfade, die sich aus dem Herzen der Wildnis zu den Tränken schlängelten, zu den Tränken an rauschenden Gebirgsbächen, an den gewaltig dahinströmenden Flüssen, an den verlorenen Bergseen, die wie schimmernde Schilde blauten im großen Schweigen der häuserhohen Fichten und Tannen, in denen das dünne Summen, das in den Nadelwäldern webt, wie ein leises und ewiges Gebet stand. Land ohne Weg und Steg, Berge und Täler, Bäche, Flüsse und Seen, die kein Menschenmund mit Namen nannte, ungeheures, menschenleeres Land, in den Wintern mochten einige hundert weiße Männer darin trappen, bisweilen glitt ein Indianer auf lautlos weichen Mokassins durch den Baumschatten, scheu und stumm und wenig anders als eines der stillen Tiere im Wald: Bär und Luchs, Caribou und Wapiti, Elch und Maultierhirsch und Antilope, Dickhornschaf und Bergziege, Timberwolf und Eisfuchs, Biber und Fischkatze, Vielfraß, Nerz, Marder, Eichhörnchen und Baumstachler.

Das Land Kanada, die stillen Tiere, die schweigenden Wälder mit dem surrenden Gebet der Ewigkeit in ihren Zweigen, die stumm träumenden Seen im waldgrünen Kranz der blauenden Berge. Einmal, im frühen Herbst, hatte Hans Froment auf einem dieser Berge gestanden, und hier war ihm die große Erleuchtung widerfahren. Er sah gegen Mittag in das flache Land der Staaten, und er sah gegen Abend über die endlose Breite der Wälder gegen das eisige Land, das den Menschen nicht mehr duldet. Und er sah und wußte und erkannte: dort unten im flachen Lande pulste der Menschenwille über alle Straßen wie das Blut im Aderwerk eines herkulischen Körpers, die Motoren dröhnten ohne Zahl und ohne Pause, Dampf stieß aus den Kesseln, die Fabriken werkten, maßlos breiteten sich die Städte aus, der Mensch, der diese Erde als sein Eigentum ansah, planierte alles Ungezähmte aus dieser Welt und machte sie sich dienstbar bis zum letzten Quadratfuß. Hier lag die große Aufgabe des Menschen, er mußte sie erfüllen, wollte er sich selbst getreu bleiben und dem Gesetz, nach dem er angetreten war. Er schuf sich seine eigene Welt auf dieser Erde, eine Welt nach seinem Willen, nach seinem Wunsch und nach seinem Gesetz. Eine nüchtern sachliche Welt aus Stein und Glas, aus Stahl und Beton. In dieser Welt hatten einzig und allein die Dinge Wort und Namen und Gewicht, die gezeugt und geformt waren von Menschenhand, stumm und ohne Gesicht blieben in ihr die Dinge und Wesen der wirklichen Welt. Entronnen war der Mensch der Natur, fremd und feindlich stand er, ein winziger und schwacher, aber auch ein furchtloser und unentwegter Kämpfer, vor dem Elementaren und trotzte ihm sein eigenes Reich und die von ihm gewollten Freiheiten ab. Durch dieses Land ging die Menschheit ihren großen und kühnen Weg, Hans Froment sah diesen Weg, sah wohl seine Größe und Kühnheit und versuchte sie niemals zu verkleinern oder gar zu verleugnen, auch nicht vor sich selbst und nicht in seinen einsamsten Stunden. In diesen grausam einsamen, namenlos bitteren, aber auch oftmals schwingend beseligten Stunden, in denen er sich selbst eingestehen mußte, daß dieser Weg der Menschheit nicht mehr sein Weg war ...

Er wandte sich ab von dem geschäftig lärmenden Süden, er sah gegen den stillen Norden, sah über die Wälder unter den ziehenden Wolken am hoch

verblauenden Himmel, er sah auf die schweigende Erde, die immer noch so war, wie ein Gott sie einst gedacht hatte, und er wußte: wenn er diesem großen und sehr fernen Gott gehorsam sein wollte, dem Gott, den sein Herz gesucht hatte, dann mußte er still und allein den Wildpfad ziehen und mußte die bequemen und breiten Betonstraßen, über die der Mensch dahinstürmte, trunken lärmend in seiner Kraft, die mehr und besseres zerstörte, als sie schuf, dann mußte er die Menschenstraßen meiden für alle Zeit. Wenn er sich diesem Gott der Wildnisse angelobte, blieb er einsam und fremd und anders unter den Menschen ... Ein Adler kreiste im Blau, sein harter Ruf fiel aus den Himmeln herab, weich sang der Wind im Nadelgezwieg der Bäume, in der Tiefe rauschte schäumend ein Bach, fern in den Wäldern blauten die einsamen Augen der Seen – in dieser Stunde hatte Hans Froment zum erstenmal den Mut gefunden, sich abzuwenden von dem fordernden Blick der Menschheit, den er auf sich brennen fühlte, sich abzuwenden und sich zum Geist der wilden Wälder, zu seinem Traum von einem fernen Gott der Wildnisse zu bekennen. In dieser Stunde hatte er den Mut gehabt, zu lächeln über die Einsamkeit, die ihn in der Menschenwelt erwartete, unter den Millionen Menschen, die sich dem Fortschritt versklavt hatten und für eine leer und dunkel drohende Zukunft frohnten, in dieser Stunde hatte er sich gläubigen Herzens bekannt zu den wenigen Stillen im Lande, deren sehnsuchtschwere Blicke nach rückwärts, in die vergangenen Zeiten gerichtet waren, die dieser Erde im ewigen Dank dienend ergeben waren und die nicht danach trachteten, sie zu unterjochen, aufzulösen, sie zu entstellen, zu plündern und zu schänden.

Dieses Land Kanada – es hatte ihm den Mut zu dieser bitteren Erkenntnis und zu dieser schweren Entscheidung gegeben, aber vielleicht auch hatten die wenigen Männer der wilden Wälder, die er auf seinem abseitigen Wege getroffen hatte, ihren nicht geringeren Anteil an seinem Werden und an seiner Wandlung, vielleicht waren sie es gewesen, die ihm zuerst die neuen Wege gewiesen hatten, die alten, die Wildpfade, an deren still sicherer Ruhe und Kraft er den Mut zum Wagnis des einsamen Denkens gefunden hatte. Männer wie der stille Nick Boone, wie dieser alte Indianer, dessen blanke, schwarze Augen noch immer verklärt auf dem Bild des Pumakopfes lagen.

Nick Boone, der Wildhüter, hob den Becher, sein strenges Gesicht versuchte ein Lächeln: "Wollen jetzt einen kleinen Schwatz halten, Froment – wieder vom Bären?"

Hans riß sich gewaltsam zurück mit seinen Gedanken, die schon wieder durch die still verschneiten Wälder wilderten, er hob grüßend den Becher, aber dann schüttelte er den Kopf: sie hatten den langen vergangenen Abend vom Bären gesprochen miteinander, vom Schwarzbären und vom Zimtbären, seinem Bruder, vom braunen Bären und viel und besonders vom starken Grizzly, dem *Ursus horribilis*. Jagderlebnisse, abenteuerliches Geschehen, viel Dunkles und Krauses auch, das aus dem Aberglauben dieser Wälder gewachsen war, von den Sagen und Märchen und Fabeln der Indianer, die einen Kult um den Bären woben, den sie beseelten, wie sie jedes Ding und jedes Wesen dieser Welt beseelten. Sagen und Märchen der weißen Männer aber auch, die in vielem merkwürdig den Werwolvesagen des alten Europa glichen, nach denen also ein verwunschener, zumeist blutig grausamer und verbrecherisch rachsüchtiger Mensch im Bärenfell lebte. Hans Froment hatte im Frühjahr, Sommer und Herbst ungezählte Bären belauscht in ihrem heimlichsten Leben, er wußte gut um die seltsame und mitunter auch verstörende Menschenähnlichkeit seiner Bewegungen, seines ganzen Verhaltens, seine Skizzenbücher bargen ungezählte Studien von fischenden, kletternden, wandernden und ruhenden Bären – nein, heute wollte er nicht schon wieder vom Bären hören, der Abend hatte erst begonnen, man würde nicht wieder wegfinden von diesem Gespräch, er schüttelte uninteressiert den Kopf, er sagte: "Sprechen wir heute einmal von etwas anderem, bitte!"

"Von den Büffeln also!" antwortete Nick Boone ruhig. "Ich weiß: wenn ihr nichts mehr vom Bären hören wollt, dann muß man euch vom Büffel erzählen!"

Hans Froment sah ihn mit verwundert großen Augen an: "Das ist ein trauriges Kapitel, Nick. Es hat einmal Millionen und aber Millionen von Büffeln auf euren Prärien gegeben, ihr habt sie hingemetzelt, ihr habt sie sinnlos und grausam ausgerottet!"

"Richtig und falsch, Froment!" erwiderte der Waldhüter ruhig seinen Blick. "Was geschehen ist, ist geschehen, ich streite es nicht ab. Die großen Herden sind dahin, aber neue Herden wachsen heran unter unserer Hand. Sie zählen nicht nach Millionen – für Millionen von Bisonten hat die Welt heute nirgendwo noch Raum – aber sie zählen doch schon wieder nach Zehntausenden. Kein Grund also, die Hände in den Schoß zu legen und über Vergangenes zu weinen. Wir sind nicht in Europa – hier ist Amerika, young man!"

Hans Froments Augen glänzten auf in freudiger Überraschung, dann konnte er nicht anders: seine Hand hob sich und legte sich im kurzen Gruß über die harten, braunrissigen Finger des Waldläufers, er sah ihn an, dankbar für dieses gute Wort. Ja, das war Amerika, das soeben mit diesem Munde zu ihm gesprochen hatte – und Europa war es, das müde und wohl auch kranke, das ihn in sinnlosen Sentiments an inhaltlose und lähmende Erinnerungen verkettete. Man tat sein Werk in diesem Lande, seine tägliche Arbeit, und hatten vergangene Generationen die großen Büffelherden abgeschlachtet, jetzt mühte man sich, neue Herden in freier Wildbahn heranzuzüchten. Das war die große Aufgabe des Tages, der kam man nach – und eine schwere, aber doch lösbare Aufgabe war wertvoller als tausend Bücher, schwer angefüllt mit geschichtlichen Daten und sinnlos später Entrüstung.

Hier ist die Schwelle, dachte Hans Froment, die Schwelle, die uns trennt. Wir in den alten Ländern leben ohne große Aufgaben, wir sind blasse Epigonen auf allen unseren Wegen, wir klammern uns an das Vergangene, das unter unseren Händen längst dahingewelkt ist, damit schaffen wir selbst die Leere unserer Tage, über die wir klagen, dadurch versinken wir immer tiefer in Schwäche und Hilflosigkeit. Wir sind ein Krankes und Überflüssiges und Schädliches in dieser Welt, wenn wir uns nicht endlich und fast in letzter Stunde zu neuer Tatkraft ermannen, uns zu neuen großen Aufgaben finden und an ihnen neu erstarren. Denn unsere alte Geschichte und unsere müden Kulturen genügen längst nicht mehr unter den Sternen dieser Tage, und wenn Europa mit seinen vergangenen Taten auch oft genug das Gesicht dieser Welt verändert hat, heute kommt es darauf an, endlich diese Welt zu verbessern! –

Und dann dachte er wieder, was er tausendmal gedacht hatte in den Jahren seiner Wanderfahrt durch die Welt, einsam und klein vor der Größe und Schönheit der Natur oder auch als stiller Gefährte guter Männer in abseitig wilden Winkeln der reichen Erde: Und auch ich muß einen Weg finden, einen neuen und guten, ich will nicht nur ein Maler sein, der hübsche Bilder pinselt für die guten Stuben der kleinen Leute in Europa! — Und dann drückte er noch einmal die Hand seines Tischkameraden, die still unter seiner Hand lag, dann nahm er wieder den Becher auf, trank einen guten Schluck — wie leicht doch der schwere Alkohol, der ihm sonst widerstand, in den trotz aller guten Wärme der Blockhütte bis in das Mark durchkälteten Körper herabfloß! — setzte den Becher zurück und sagte fröhlich: "Gut, Nick, gut — also erzählen Sie, erzählen Sie von den Büffeln!"

Der breitschultrige Mann im farblos grauen Wildlederhemd, von dessen Ärmelnähten lang die Fransen rieselten, lehnte sich vor, legte beide Ellenbogen auf die rauhe Tischplatte, sah nachdenklich auf die glimmende Pfeife herab, die seine schweren, arbeitsgewohnten Hände ein wenig verlegen hin und her drehten, und begann dann zu erzählen, zu sprechen mit der rauhen, schwerfälligen und wenig gelenken Stimme des Wäldlers, der die Einsamkeit gewohnt ist und das Schweigen der Natur mit ihren kargen und klaren Lauten. Aber dann war es, wie wenn er sich etwas vom Herzen redete, wie wenn er sich daran freute, diese Gelegenheit gefunden zu haben und sprechen zu dürfen, denn je länger er sprach, desto freier und fröhlicher kamen seine Worte, und manchmal drängten sie sich aneinander und stolperten in Eile, aber mitunter erhoben sie sich auch wie feierlich, und dann glich seine Rede mitunter einer Predigt, der seltsamen und sehr männlichen Predigt eines Menschen, der gewohnt war, auf sich selbst gestellt in den Einsamkeiten der wilden Wälder zu leben, ihre harten Gesetze anerkennend, und dessen grüblerische Gedanken solcherart ganz andere Wege gehen mußten als die der tausendfach behüteten und beengten Menschen ferner und sehr komfortabler Städte.

"So geht das nicht, Froment, so einfach nicht! Wenn man die Geschichte der Büffel erzählen will, kann man nicht nur so von den Tieren sprechen und nur von ihnen. Ihre Geschichte umschließt eine andere Geschichte, eine

größere, wenn Sie so wollen. Nicht die Eroberung Amerikas meine ich, die ist natürlich auch in dieser Story, ja, gewiß, und sie ist groß genug, denke ich. Nein, was zu erzählen wäre, und was ich nicht erzählen kann, weil es bei mir nicht ausreicht dafür, Froment, das ist die Geschichte des Menschen in der Natur, ist das Hohelied von seiner Unerschrockenheit und seiner Zähigkeit, mit der er den großen Kampf angekündigt und durchgestanden hat. Und es wäre die dunkle Ballade zu erzählen von dem Fluch, den er damit auf sich lud, er, der Mensch: daß er, wo immer er auch lebt oder leben will, kein anderes Leben gelten lassen kann, das sich nicht seinen Lebensgesetzen fügt. Eine mehr als problematische Geschichte also, Froment, ein feines Fressen für eure Doktoren und Professoren, für kluge Männer, die eine Bibliothek zur Verfügung haben, damit sie ihre Weisheiten mit Zitaten gut fundieren können.

Ich kann das nicht, Sie wissen das und werden es auch nicht von mir verlangen. Aber vom Büffel allein kann ich auch nicht erzählen. Ich weiß wohl: ich müßte anfangen bei den großen Herden, die damals, es sind keine zweihundert Jahre her, die Prärien des Kontinents über-schwemmt haben. Aber das genügt eben nicht, auch bei den bescheidensten Ansprüchen nicht, denn mit den Büffeln zur gleichen Zeit lebten andere Tierarten, eine ganze Reihe und jede Art in großer, uns heute unglaublich erscheinender Zahl, auch sie zogen durch Wald und Prärie, auch sie waren Amerika — das Amerika, bevor der weiße Mann von der Küste aufbrach, das Gebirge querte, bevor er mit Büchse und Pflug den Westen zu erobern begann.

Froment, ich heiße Boone, ich weiß wenig von meiner Herkunft, aber ich habe manchen einsamen Abend in meiner Waldhütte versessen und habe darüber nachgesonnen, ob ich wohl verwandt bin mit jenem Mann, dessen Bildnis in Washington hängt, der uns noch heute als der erste und größte unserer Pioniere erscheinen will, und der doch vielleicht nichts anderes als ein unruhiger Jäger gewesen ist, so, wie ihn Cooper porträtiert hat, Daniel Boone, Wildtöter, Falkenauge, Pfadfinder, der Lederstrumpf unserer Welt und unserer Wälder. Er war es, der damals aus seiner Farm am Yadkin aufbrach, die Alleghanies querte und als erster seinen Fuß in das Land setzte, das man später mit vielen Namen genannt hat: Kentucky, der Garten, die finsternen und

blutigen Gründe, das Land des grünen Rohres. Daniel Boone hat dieses märchenumwobene Land als erster weißer Mann mit den Augen des Ostens gesehen, er sah die Tierherden, denen es gehörte, er hat von ihnen in seinen Erinnerungen berichtet.

Er trat aus den Gebirgswäldern, er sah das neue Land sich breiten, es glich einem Park, die Bäume standen licht im kurzen Gras, er sah die Herden der Tiere. — Froment, Sie haben mir von Zentral-Afrika erzählt, Sie haben davon gesprochen wie von einem Paradies, aber es kann dort heute nicht viel anders sein, als es damals in unserem Lande gewesen ist: das Land gehörte den großen Herden, es gehörte den Tieren. Nicht den Büffeln allein — es gab die Nistplätze, die Schlafplätze der wilden Tauben im Wald, auf Meilen in der Runde zerfraß dort das scharfe Geschmeiß der Vögel Bäume und Unterholz. Äste, starke Zweige, herabgedrückt und gebrochen von dem Gewicht der ungezählten Vögel, lagen überall auf dem Boden, Federn und Gewöll; wenn die Züge mit klatschendem Flügelschlag über das Land brausten, verdunkelte sich die Sonne, die Taubenvölker zählten nach Milliarden. Vielleicht sollte man von ihnen sprechen, wenn man von den Tieren des alten Amerika berichten will, von den wilden Tauben, von denen heute nicht eine einzige mehr lebt. Oder von den Trompeterschwänen, die einst auf allen Seen ihren Ruf erhoben, und die ausgestorben sind, wie wenn sie niemals ihre weißen Flügel über diesen Kontinent ausgebreitet hätten.

Aber sprechen wir nicht von ihnen, sprechen wir von Daniel Boone, dem Pfadfinder der Menschen, der am Waldrand stand und in die Prärie hinaussah, durch deren Weite die großen Tierherden zogen wie dunkle Wolken, vom Winde bewegt und getrieben. Da waren die unübersehbaren Herden der Bisons, sie zogen hin, sie zogen wider: aus der Prärie zur Salzlecke, vom Leck wieder in die weite Prärie hinaus. Gewaltige Herden, deren Kopffzahl sich nicht feststellen, sich nicht schätzen ließ, einige tausend Tiere waren noch in der kleinsten Herde, und auf etwa achtzig Millionen hat man den Büffelbestand jener Jahre geschätzt. Aber die Herden der Wapitihirsche, die neben und mit den Bisons zogen, waren kaum kleiner, und Völker von Antilopen zogen dahin, still äsend oder wie ein Sturmwind durch das Land brausend. Bären,

braune und schwarze, schmausten in dicken Rudeln in den Beeren am Waldrande, Räuberscharen von Wölfen lungerten zwischen den Herden nach Beute. Und die Luft war wie angefüllt von Falken und Adlern und Bussarden – und Daniel Boone stand im grüngoldenen Dämmern der hohen Fichten am Waldrand und schaute klopfenden Herzens in das Paradies seiner Jägerträume. Und vielleicht stieg zu jener Stunde brausend ein Taubenschwarm am Horizont herauf, brauste heran, verdunkelte die Sonne, und die Adler und die Falken stießen in die blitzenden Schwärme und holten sich ihre Beute vor den Augen des Jägers. Das war Kentucky, Froment, das war Amerika zwischen den Alleghanies und dem Stillen Ozean.

Aber wenn es bis zu jener Stunde das gewesen ist, was wir so gern und so wenig zutreffend ein Paradies nennen, nun hatte seine Stunde geschlagen, nun mußte seine uralte Form sich wandeln, denn nun hatte der weiße Mann seinen Fuß auf diesen Boden gestellt. Und dieser weiße Mann, Froment, vergessen Sie das nie, kam aus dem drängend dicht erfüllten Europa, er suchte die Freiheit und den Frieden neuer Heimstatt auf dieser neuen Erde, die sich weit und schön und reich und ohne Grenzen vor ihm breitete. Mag man nun heute so klug reden, wie man will, es ist damals dem weißen Mann keine Wahl geblieben: er mußte zum Schlächter der Tiere werden! Denn wer wohl will sein Haus bauen, wer seinen Acker bestellen auf einem Grund, über den täglich und stündlich Heerscharen der Bisonten mit trommelnden Hufen dröhnen? Das Gesetz konnte damals nicht lauten: der Mensch und das Tier, es mußte heißen: der Mensch oder das Tier. Froment, wenn wir uns nicht selbst belügen wollen, wie es die alten Tanten gern tun, dann lautet dieses Gesetz auch heute noch so, lautet es überall dort, wo die Welt noch wild ist und frei. Es ist billig und sehr leicht, über gemordete Tiere zu klagen, über Land, das der Wildnis abgezwungen und dem Menschen dienstbar gemacht worden ist. Es ist so sehr leicht, große und zu nichts verpflichtende Worte zu machen, wenn man dabei in seiner sicheren Stadtwohnung sitzt, im bequemen Sessel unter dem elektrischen Licht und neben dem singenden oder schwätzenden Radiokasten, während draußen an allen Straßenecken die Bogenlampen brennen, das Auto in der Garage wartet, und in den stillen Straßen des Abends der langsame Schritt

des patrouillierenden Schutzmannes widerhallt. Aber man denkt anders über solche Dinge, wenn man als Vorposten der Zivilisation am Waldrand steht, wenn man den überreichen Segen der Erde vor Augen hat, das Land Kanaan, das Heimat werden soll und Brot und Milch und Honig geben kann für ungezählte Menschenbrüder mit ihren Frauen und Kindern. Wenn man vor dem gesegneten Land steht und sieht, wie die sinnlos großen Tierherden es verderben.

Sehen Sie, Froment, der Daniel Boone damals ist ein Jäger gewesen, ein stiller Mann, der das freie Schweifen durch einsamen und grenzenlosen Wald über alles geliebt hat, das gute Weidwerk mit beschaulicher Wanderung und sparsamem Schuß, er war die Idealgestalt eines Wäldlers, denn er liebte die Wildnis, liebte sie nicht mit den großen und leeren Worten der Stadtmenschen von heute, sondern sehr still und den lauten Menschen abgewandt, er brauchte die Einsamkeit der großen Wälder zu seinem Leben wie die Luft zum Atmen. Und dennoch hat er diesen lauten Menschen die Straße in das gelobte Land des grünen Rohres geöffnet und gewiesen, er ist der eigentliche Erschließer des großen Amerika geworden. Und zum Dank dafür haben ihn die Menschen wieder und wieder aus ihren sich schnell füllenden, lärmenden Gemeinden hinaus- und davongetrieben in neue Länder, in neue Einsamkeiten, in neue Wälder — Daniel Boone ist dann für den Rest seines langen Lebens vor der Menschenmeute davongezogen, um nur das stille Jägerleben nach seinem Sinn führen zu können, jeden Besitz, den er für hunderttausend andere Menschen erobert hatte, immer wieder verlierend — und wie die Schakale, wie die Coyoten unserer Prärien drängten die Menschen, vor denen er floh, ihm nach auf seiner verschwiegenen Jägerspur.

Ja, Froment, Sie sehen, ich kann den alten Boone nicht anklagen. und das ist nicht nur, weil ich seinen Namen trage, ich meine, sein Schicksal ist leicht zu verstehen aus den Nöten, von denen die Menschen seiner Zeit bedrängt wurden. Und auch der wilde Menschenhaufen, der ihm folgte auf seinen einsamen Wegen und ihm die stille Jagd verdarb, die Menschen, die sich ansiedelten im neuen Land, es unter ihren Pflug nahmen und ihre Häuser darauf bauten — Froment, es geziemt uns Enkeln nicht, gegen sie auch nur das

kleinste Wort einer Anklage zu erheben. Mögen sie in manchen Dingen gesündigt haben, sie wußten nichts von ihren Sünden. Sie kamen aus engsten Verhältnissen, waren geknechtet worden mit Fron und Abgabe und Zins, oft genug auch gehetzt und schimpfiert um ihres Glaubens willen, den sie von ihren Vätern ererbt hatten und ihn daher für gut und richtig hielten. Hatten sie bisher ihr Leben wie in einem Kerker verbracht, jetzt sahen sie die großen Freiheiten, die ungeahnt reichen Möglichkeiten eines Lebens aus dem Vollen heraus vor sich — sie waren Männer, Froment, sie waren keine Betschwestern, die sich zur Dämmerung nicht mehr über die Straße wagen, die Ideale ihrer Zeit waren andere als die unserer Tage, sie schnitten sich ihr gutes Stück aus dem Kuchen Welt, den ihnen, so war ihr Glaube, Gott selbst reichte auf offener Hand. Und natürlich mühte sich ein jeder, ein besonders großes und gutes Stück dieses Kuchens zu erwischen, denn je mehr einer gehungert hatte in seinem Leben, desto mehr wollte er nun schlingen, und immer faßten seine Augen ein Vielfaches mehr als sein Magen — und nicht einer fragte danach, daß anderes Leben mit seinem Untergang die Zeche für ihn zahlen mußte: die Tiere und der Indianer.

Ja, Froment, der Indianer. Vielleicht sollte man nicht von den Wandertauben sprechen, nicht vom Trompeterschwan und nicht von den Bisontenherden, vielleicht könnte man am knappsten und klarsten und vielleicht auch mit der wichtigsten Anklage die Geschichte unseres Landes erzählen, wenn man schlicht und einfach die Geschichte des Indianers berichtete. Er hatte seit Ewigkeiten in diesen seinen gesegneten Jagdgründen gelebt, er hatte sich fortgepflanzt durch ungezählte Generationen auf dieser reichen Erde und hatte doch keine Spur auf ihr hinterlassen, er hat niemals nach Herrschaft und Macht über diese Erde gestrebt, er hat immer still und selbstverständlich als ein Teil, als ein stiller und bescheidener Teil in dieser Welt gelebt. — Froment: immer, wenn ein halbes Dutzend weiße Männer durch einen Wald gewandert sind, kann man noch nach Wochen mühelos ihren Weg verfolgen. Sechs Indianer aber gehen hintereinander in einer Spur, sie gehen auf schmiegsam weichen Mokassins, schon nach wenigen Stunden richtet sich das

von ihren Füßen niedergetretene Gras wieder in die Höhe. Auf dem Wege des weißen Mannes aber bleibt es zertreten zurück. Und wenn ein weißer Mann ein Haus baut auf bis dahin wildem Grund, so legt er zuerst feste Wege an, dann fällt er Bäume, dann rodet er Unterholz und Gestrüpp im weiten Umkreis, brennt und schlägt und läßt seine Hunde bellen — der Indianer errichtet mit flinker Hand sein Zelt aus Hirschhäuten auf verschwiegener Lichtung, schlägt es ab am anderen Morgen und ist dann ohne Spur davon. So war der Indianer vor Jahrhunderten, so ist er noch heute, und mit der Kenntnis von Welt und Menschen, die wir heute haben, müssen wir ihn bewundern, erscheint uns sein Wesen, das so anders ist als das unsere, als das bessere und weisere.

Unsere Urgroßväter aber, laut und lärmend und in ihre Stärke verliebt, Raufer und Boxer und Schießer, sie haben den Indianer niemals verstehen können. Sein stiller Gang war ihnen ein bedrohlich verdächtiges Schleichen, sein gastfreies Entgegenkommen legten sie ihm als Feigheit aus, seine Wortkargheit nahmen sie für Dummheit — Froment, sind wir heute wirklich schon erhaben über alle Vorurteile unserer Ahnen? Gilt in unseren Städten der still Bescheidene mehr als der selbstbewußt Laute, der auf allen Gassen und in allen Stuben seine Gaben preist? Es ist schon klüger, wenn wir nicht über unsere Ahnen rechten. Und ganz gewiß dürfen wir sie nicht darum verurteilen, daß sie, die ihre Acker bestellen wollten, ihre Büchse erhoben gegen die Tiere, daß sie, die zumeist aus den engsten europäischen Ländern gekommen waren, kaum mehr als ein Jagd- oder Nutzwild für ihre gewissenlosen und geldhungrigen Fürsten, daß sie ihre Büchse auch gegen den Indianer erhoben. Die Tiere und der rote Mann bedrohten den neuen und noch ungesicherten Besitz der Grenzerleute, sie kannten nur das Gesetz von Faust und Flinte, von Muskel und Messer, von Büchse und Beil, sie nahmen den Kampf auf um das neue Land, so, wie sie ihn verstanden: sie gingen daran, die Tiere abzuschießen und die Indianer zu vertreiben. Goldenen Weizen sollten ihre Felder tragen, ihre Kinder sollten spielen im grünen Rohr, schweres Buntvieh sollte über die Weiden gehen, Frieden sollte sein im Land — aber der Friede ist für den weißen Mann immer erst nur dort, wo er allein ist mit seinesgleichen und er alles von dieser Erde vertilgt hat, das anders ist oder anders scheint als er. Froment, ich

glaube, wir haben immer noch nicht das Recht, über solche Gedanken zu Gericht zu sitzen, sie walten und wirken noch heute sehr lebendig in unserer Welt.

Derart also begann damals das große Sterben, das Morden und Schlachten, und, es soll wahr sein, der weiße Mann allein hat es über diese Erde gebracht. Zu Hunderten, zu Tausenden, zu Zehntausenden bald drängten sich die Menschen durch die Pässe der Gebirge, drängten nach auf den Spuren Daniel Boones, der ihnen vorausgezogen war, drängten hinein in das Herz dieses gelobten Landes. Und mit ihren Büchsen drängten sie das Wild zurück, scheuchten es hinweg von der Erde, auf der ihre Häuser erwachsen, über die ihre Acker sich breiteten. Das Wild: die Herden der Büffel, mit ihnen aber auch den Indianer, der von diesen Herden lebte, dem der Bison alles gab, was er zum Leben brauchte, Wolle für seine Kleider, Speise für alle Monate des Jahres. Das Wild: die Antilopen und die Hirsche, die Wölfe und die wilden Tauben, die Bären und die silbernen Löwen. Sie alle mußten weichen von der Erde, die der weiße Mann für sich und die Seinen beanspruchte. Und kein Ende nahm dieser Strom der weißen Menschen: hinter ihnen lag das Weltmeer und das Gebirge, vor ihnen breitete sich das reiche Hügelland, dehnte sich endlos und mit der ewigen Verlockung fern blauender Horizonte die unübersehbare Prärie, die nirgendwo ihrem Vorwärtsdrang ein ernsthaftes Hindernis setzte. Und so ergoß der Strom der Menschen sich breit in das Land hinein und überflutete es wie die Brandung einen flachen Strand.

Seine Schußwaffe war es, die den weißen Mann zum Herrn über diese jungfräuliche Erde machte. Und dieser weiße Mann war hart, wie es der Heimatlose ist, der den heimatlichen Boden ohne Schuld verloren hat, und der nun entschlossen ist, sich aus dieser neuen Welt, die sich vor ihm im ungeahnten Reichtum breitete, ein größeres Stück zu sichern, als er aufgegeben hatte jenseits des Meeres. Die Büchsen knallten, die Äxte bissen sich in die Wälder, über die Prärie liefen die Feuerbrände, die großen Herden der Tiere wogten beunruhigt hin und her im weiten Land, sie wurden vielfach gezehntet, aber die Urkraft ihres Lebens füllte die unermesslichen Scharen immer wieder

von neuem auf. So ging es durch lange Jahrzehnte, dann aber trieb der weiße Mann seine eiserne Bahn vom Osten nach Westen durch das Land, und damit hub die Todesstunde an für die großen Herden der Bisonten.

Sie wurden in zwei Hälften gesprengt, in eine nördliche und eine südliche, vom Schienenstrang aus brachen die Jäger gegen sie vor wie eine Schützenkette, das große Schlachten begann, das Schlachten, das wenig mehr nach dem Fleisch fragte, wenn es nicht gerade die erlesensten Stücke waren, um die es sich handelte, die Zunge oder der Höcker, aber nun konnte man mit der Bahn die Häute auf die Märkte an der Küste schaffen, die Jäger schossen und töteten also. Und schnell und immer schneller dann spann sich das Netz der Bahnen über das Land, und was in die Maschen dieses Netzes geriet, das wurde aufgerieben und restlos vernichtet, die Herden schwanden dahin wie Schnee in der Maiensonne. Kein Zweifel, daß viele der Schießer aus solcher Jagd ein recht einträgliches Geschäft gemacht haben, daß sie blanke Taler münzten aus Fleisch und Pemmikan, aus den Häuten und schließlich noch aus den zu Bergen in der Sonne verbleichenden Knochen. Kein Zweifel aber auch, daß viele andere redlich bei dieser Jagd halfen, um das Land zu befrieden: eine ausgetilgte Büffelherde machte ein großes Stück Land bewohnbar für ungezählte Menschen. Und jede Büffelherde, die man vernichtete, verurteilte eine große Anzahl Indianer zum Tode, Indianer, die man dann nicht mehr zu fürchten hatte, denen nichts anderes übrig blieb, als in ihren Schlupfwinkeln zu verhungern. Nur ein toter Indianer war für die Männer der alten Tage ein guter Indianer, wenn sie die Büffel abschossen, sicherten sie ihr Land vor den Amalekitern. Und wenn diese sich erhoben gegen das Schlachten, das sie um Heimat und um alle Lebensmöglichkeit brachte, metzelte man die Empörer ohne Zaudern und ohne Gnade dahin — der weiße Mann dünkt sich zum Herrschen geboren, und er ist ein grausam strenger Herrscher überall dort, wo ihm niemand hineinreden kann und darf in die Ausübung seiner Macht. — Längst waren die Hirsche vernichtet, längst waren die Antilopen dahin, nach den Brutplätzen der wilden Tauben zog man wie zu einem Volksfest, schoß sie zu Zehntausenden von den Nestern herab und trieb die Schweine zur Mast über den hoch mit Taubenleichen bedeckten Waldboden. Die Indianer

verkrochen sich in die unwegsamsten Falten des Erdteiles und starben dahin, wie Freie sterben, die ihrer Freiheit beraubt sind, klaglos und still – und dann gab es eines Tages nicht eine einzige der wilden Tauben mehr im weiten Land, dann waren die Prärien leer von allen Büffeln, aber die Propheten, die vorausgesagt hatten, daß nach der Vernichtung der Bisontenherden das Land wimmeln würde von hungrigen Wölfen, die gewohnt waren, ihre Nahrung auf der Spur der großen Herden zu finden, behielten nicht recht: die Wölfe wurden zu keiner Plage, so nebenher hatte man auch sie mit abgeschossen und ausgerottet, und mit ihnen waren auch alle die anderen Tiere dahingegangen. Das Land war leer, das Land war frei, die Wildnis war aus ihm getilgt, nun war es bewohnbar geworden für den weißen Mann, einige Jahre noch karrten die Loren der Bahn die Tonnen der Büffelknochen in die Fabriken der aufschießenden Städte – dann ruhte der weiße Mann sich aus von seinen Taten und sah sich um in seinem Land und sah, daß er allein war.

Ja, Froment, das ist also die Geschichte der Büffel, und sie ist tausendmal erzählt worden als eine Anklage gegen den weißen Mann, der diesen Kontinent für den Menschen erobert hat. Und vielleicht wäre sie wirklich eine vernichtende Anklage, hätte die Geschichte an diesem Punkt ihr Ende. Aber sie hat hier eben nicht ihr Ende: Sie selbst haben unsere Büffelherden gesehen, sie zählen bereits wieder nach Zehntausenden, würden wir sie in voller Freiheit sich vermehren lassen, sie würden in nicht hundert Jahren wieder in ihrer alten Millionenzahl unseren Erdteil durchdonnern und würden alles niedertrampeln, was unsere Hände darauf erbaut haben, was uns Reichtum und Freiheit und Größe gebracht und uns zum mächtigsten Land dieser Erde gemacht hat.¹⁰ Sie wissen so gut wie ich, Froment, daß das unmöglich ist, zuzulassen, die Gesetze der Menschenwelt sind eben andere als die der wilden Erde, es ist in Stadt und

¹⁰ Während der Bestand der Bisons vor der Ankunft der europäischen Siedler in Nordamerika auf rund 30 Millionen Tiere geschätzt wird, ging er bis zum Ende des 19. Jahrhunderts aufgrund exzessiver Bejagung dramatisch zurück. Dank der Gründung des Yellowstone-Nationalparks im Jahr 1872 sowie des Wood-Buffer-Nationalparks im Jahr 1922 erhielten die Bisons noch rechtzeitig Rückzugsgebiete. Heute wird die Gesamtzahl der wildlebenden Tiere auf mehr als 30.000 Individuen geschätzt. Die Art wird aufgrund ihrer Abhängigkeit von Schutzmaßnahmen und der nur geringen Zahl von Einzelpopulationen als „potenziell gefährdet“ eingestuft. (WP Abruf 30.12.2023 15:35) – Also 70 Jahre nach Veröffentlichung dieses Buches.

Garten, auf Feld und Acker niemals ein Platz für das freie Wildgetier. Aber davon sprachen wir jetzt nicht, wir wollen davon sprechen, daß die empfindsame Geschichte von der Vernichtung der Büffelherden eben nicht ihr Ende mit dieser Vernichtung gefunden hat. Und vielleicht glauben Sie mir, der ich in diesem Lande daheim bin und seine Gesetze am eigenen Leibe erlebt habe, daß ich nur um ihre zweite Hälfte diese Geschichte zu Ende erzähle, und glauben mir auch, wenn ich Ihnen sage, daß diese zweite Hälfte der Geschichte die wichtigere ist. Sehen Sie, Froment, es ist von keinem Wert, über alte Dinge zu Gericht zu sitzen, die Männer der alten Tage zu verdammen und ihre Enkel mit solchem Richterspruch zu kränken — es ist von Wichtigkeit, daß jeder sein Tagewerk leistet, und wenn dieses dem Tage dient und der Zukunft nutzt, dann ist es gesegnet und fruchtbar. Die Taten vergangener Tage aber, begangen von Menschen, deren Wissen und Glauben nicht sonderlich viel mit dem unserer Tage gemein hatte, diese Taten bergen in ihren verstaubten Gewändern dunklen Haß, wenn der Mund der Schwätzenden ihnen nicht das Vergessen gönnen will — verdammt soll die Hand sein, die solchen Haß mit bösem Willen weiterhin über diese Erde schleift, die nach dem endlichen Frieden lechzt, der aus dem Verstehen kommt ...

Die Büffel also, Froment! — Man hat die Erde erobert, man hatte die Wildnis überrannt, nun lehnte man sich auf die Büchse, die kein Ziel mehr fand, nun sah man sich um und sah, daß es leer geworden war im Lande. Nun ist es ganz gleich, wie man die Worte setzt, ob man sagt, daß auf Wellenberge Wellentäler folgen, oder ob man die Ansicht vertritt, daß der Fortschritt keineswegs ein gerader und zielbewußter Marsch ist, sondern daß der Mensch noch stets nur aus einem Extrem in das andere gefallen ist, daß immer die heutige Generation alles verwirft und verdammen muß, was die gestrige gedacht und geleistet hat, und was dann wiederum von der Generation von morgen mit neuem Mut und neuen Worten auf den Schild gehoben wird, daß aus diesem ewig unentschlossenen Hin und Her von Denken und Handeln, drei Schritt voran, zwei Schritt zurück, und immer wieder ein ausweichender Schritt zur Seite, mal links, mal rechts, daß aus diesem bocksteifen Tanz der ganze vielgepriesene Fortschritt besteht — wie man das also fassen will,

Froment, das soll uns jetzt gleich sein. Damals jedenfalls dachte man, daß es eine Schande sei, diesen Erdteil derart leergemetzgert zu haben, daß es schade sei um die gigantischen Werte, die dabei ohne Skrupel und ohne großes Nachdenken vernichtet worden waren, daß es ein Jammer sei um die bezwungene, beschnittene, niedergetrampelte und leergeschossene Wildnis, die doch voller Schönheit und voller Zauber gewesen war, wie der Mensch sie niemals in seinen Kulturlandschaften erzeugen und bannen kann.

Und dann ging man mit der ungebrochenen Tatkraft des freien Mannes auf freier Erde daran, dem Fortschritt der Zivilisation, für den man länger als ein Jahrhundert erbittert und gnadenlos gekämpft hatte, einige der schönsten Flecken dieses Landes aus den Zähnen zu reißen, ihre Schönheit zu sichern vor der Vernichtung, die der jagende und ackerbauende und städtegründende Mensch der Natur unausbleiblich aufzwingt. So machte man die großen Wälder zum Eigentum der Nation und sicherte das Wild mit guten Jagdgesetzen, und so auch entstanden die großen Naturschutzgebiete unseres Kontinentes, jeder immer noch so groß wie ein europäisches Fürstentum: Sequoia, Grand Canyon, Yosemite und Yellowstone, Glacier und Mount Rainier. Es gelang, hier die großen Wunder der Natur vor aller Entstellung und Schändung zu sichern, die Schluchten und die Wasserfälle, die tausendjährigen Bäume, die Geysier, die Felsen und die Seen und die Wälder mit ihrem Wild. Es darf nicht geschossen und nicht gemordet werden in solchen Gebieten, das Wild begriff sehr rasch, und seine scheue Flucht vor dem Menschen wandelte sich zu oft rührendem Vertrauen.

Noch immer lebte das Wild in den Tiefen der Wälder, in den vielen verborgenen Winkeln der Berge, nach dem Büffel aber, dem starken Tier der großen Prärien, sah man sich vergebens um im weiten Land, er schien ausgerottet zu sein bis auf das letzte Kalb. Auf ewig schienen sie dahin zu sein, die großen Herden, und die Indianer saßen in ihren Reservat-Territorien, die man ihnen eingeräumt hatte, vergifteten sich am Alkohol und starben an der Schwindsucht. Sie hatten vom Büffel gelebt durch ungezählte Generationen, sie waren die stillen und klugen Jäger der wilden Welt gewesen, nun war kein

Platz mehr für sie in dem von Menschen durchdrängten, von Maschinen durchbrauten Land. Und es half auch nicht mehr sonderlich viel, daß der Staat sich ihrer annahm, sie nun hätschelte und verwöhnte, jeden Alkoholverkauf an sie mit hohen Strafen belegte, daß er für komfortable Heimstätten sorgte und für tausend andere Dinge noch. Was sollte ein Indianer mit einer Heimstatt? Er war ein schweifender Jäger gewesen, er war für die Freiheit geboren, jetzt aber war er ein Gefangener, und er hielt es für klüger, leise und unauffällig, wie er gelebt hatte, zu sterben und aus dieser Welt zu scheiden, die längst nicht mehr seine Welt war.

Man sah sich um, und endlich dann entdeckte man doch noch eine kleine Büffelherde, zwanzig Dutzend Köpfe vielleicht stark¹¹, sie vegetierten in einem versteckten Winkel des weiten Landes dahin. Und dann entdeckte man auch, daß nicht alle Menschen des Kontinentes dem Rausch des Tötens und des Vernichtens verfallen gewesen waren: hier und da im Lande lebten heimliche Sonderlinge, stille Einzelgänger, verlacht, verhöhnt, oft genug geschmäht von ihren Nachbarn. Sie hatten nach ihren bescheidenen Kräften ihre Hände über das Büffelvolk gehalten, hatten einzelnen Stücken Weide und Sicherheit geboten, sie wollten nicht, daß das mythische Tier, das einst in ungeheuren Herden den Kontinent durchdonnert hatte, aussterben sollte wie ein lästiges Ungeziefer. Froment, wenn wir über die Menschen richten, dann sollten wir weniger an die lauten, prahlerischen, gewissenlosen Zerstörer denken, wir sollten uns umsehen nach den Stillen im Lande, die den Mut haben, sich von Mode und Geschwätz, von Propaganda und allen irr dahinstrudelnden Zeitströmungen frei und fern zu halten, die es wagen, und denen es gelingt, ihr Leben so zu leben, wie es die Wünsche ihres Herzens wollen. Bei ihnen findet man den wahren Menschen, findet ihn so, wie er sein sollte, wie vielleicht, spräche man ihnen nicht immer von falschen Heroen, viele von denen wären, die heute noch nichts mit sich anzufangen wissen, die nicht den Mut zu sich selbst finden können, und die darum auf allen Straßen lärmten oder sich von

¹¹ Die amerikanische Wikipedia nennt 541 Tiere (im Jahr 1889).

den blutigen Narren der Weltgeschichte auf die Schlachtfelder verschleppen lassen ...

Ein paar Männer, eine kleine Handvoll eigensinniger, verquerer Köpfe im weiten Land: Walking Coyote, der Indianer, Mitchel Pablo, ein Halbblut, einige wenige weiße Farmer noch. Sie hatten wenig tun können, was sie aber getan hatten, genügte, um das Volk der Büffel vor dem Untergang zu retten.¹²

Hier oben im Norden, im Lande Kanada, lebten damals die letzten großen Herden, vielleicht tausend Köpfe stark, lebten im damals noch unerforschten Gebiet am Großen Sklavensee, Waldbüffel, die der Vernichtung durch ihre Flucht in Schnee und Eis entronnen waren. Hier oben aber auch lebten noch viele Indianer in ihrer alten Freiheit, es war, wie wenn ein Wetter über das Flachland der großen Prärien gegangen wäre, und wie wenn dieses Wetter sein Strandgut in unsere Wälder geschwemmt hätte. Und darum erwuchs aus unseren Wäldern das neue Leben. Noch als fast das ganze Land Kanada wild war, als nur wenige Menschen, Trapper und Fischer, Jäger und Händler, die unausgeforschten Wälder durchzogen, erließ die Regierung strenge Gesetze zur Schonung des Waldes und des Wildes, und sie schuf, bevor noch Vernichtung die Wildnis bedrohte, die großen Schutzgebiete, in denen kein Baum gefällt, kein Tier geschossen werden durfte. Und in diese gesicherten Bezirke brachte man die Büffel, die man noch im Lande vorgefunden hatte. Freunde der wilden Natur, ein englischer Lord und andere, stifteten die ersten Büffel für dieses schwierige und kostspielige Werk, bezahlten die Tiere und den Transport der Wildlinge über Tausende von Meilen, man sammelte die einzelnen Stücke zu Herden, man führte den altgewordenen frisches Blut zu, und während unten in den Staaten heute noch kaum erst fünftausend Büffel ihre Fährten ziehen durch die vor den Menschen gesicherten Bezirke — in unserem Lande Kanada haben bereits zehnmal so viel von ihnen ihren alten Lebensraum wiedergefunden. Es steckt eine ungeheure Lebenskraft in den Überresten der großen Herden von einst, ich sagte es schon, Froment, wir brauchten nur die Hände in den Schoß zu legen und wenige Jahrzehnte abzuwarten, und wir würden es erleben, wie

¹² https://en.wikipedia.org/wiki/Bison_hunting

die Büffel sich diesen Kontinent, aus dem man sie hinausgemordet hat, wieder erobern würden. Wir können das natürlich nicht, solche Rückkehr ist unmöglich, wir sind schon seit langem gezwungen, einen guten Teil unserer Hege mit der Büchse auszuüben.

Aber wir haben es der Welt bewiesen: der Büffel lebt und wird nicht untergehen. Wir, die Nachkommen jener schrullenhaften Einzelgänger von einst, die sich dieses oder jenes versprengten Büffels angenommen und ihn an ihren häuslichen Herd geholt hatten wie einen zu Unrecht verfolgten Menschen. Aller Fortschritt dieser Welt kommt von den stillen Außenseitern, von den kauzigen Sonderlingen und den hartgesottenen Rogues! Auf unsere guten, alten Daddys von einst — prosit, Froment!

Ihr Werk ist gelungen, Sie haben es gesehen, Sie wissen es, und weil es gelungen ist, glaube ich an den Menschen. Er bleibt mit der großen Mutter Natur verbunden und weiß darum, schon tastet er sich zu ihr zurück, zu der kaum Verlassenen, er wird immer klarer und zahlreicher seine Konsequenzen ziehen. Und einmal werden Millionen sich von den steinern kalten Paradiesen der Städte abwenden und werden fragen nach unseren Wäldern und nach den Tieren, die in ihnen leben. Und wir arbeiten heute schon dafür, daß diese Suchenden in kommender Zeit nicht enttäuscht werden, daß auch für sie der Wind durch die großen Wälder singen wird, daß sie den Elch ziehen sehen können durch seine Einsamkeiten, den Bären, Luchs und Puma, Wapiti und Caribou — wir arbeiten dafür, daß der Mensch seine alte Heimstatt auf dieser Erde wiederfinden soll, wenn er sich einmal aufmacht, sie zu suchen.

Ein guter Beruf, Froment — und eine lange Rede und eine schlechte Predigt noch dazu. Verargen Sie das nicht einem Manne, der viel Zeit zum Grübeln und Denken hat und höchst selten einmal eine Gelegenheit zur vernünftigen Aussprache. Prosit, Froment!"

Der junge Maler hob im schweigend dankenden Bescheid seinen Becher und leerte ihn. Dann, zurückgelehnt in seinem Stuhl, sah er wieder, wie er das die ganze Zeit getan hatte, gegen das blanke Schwarz der Fensterscheibe, dessen strenge Linien von den gleißenden Eiszapfen zerrissen wurden wie der

Eingang zu einer phantastischen Höhle. Hinter diesem blanken Schwarz stand nicht mehr die dicht rieselnde weiße Wand des Schnees, er sah das Eis an den nahen Baumstämmen glitzern und sprühen im Licht der Lampe, der Schneefall hatte aufgehört, über die bewaldeten Höhen sang dunkel der Wind der Nacht, der Wind, den die beiden Waldmenschen, der Weiße und der Indianer, prophezeit hatten, der Wind, der die Wärme brachte, die dem letzten Schnee dieses Winters ein Ende machen würde.

Nick Boone klapperte mit dem Wasserkessel, hob ihn vom Ofen und füllte die Becher nach, aus denen frisch der schwersüße Rum duftete. Dann erhob sich lautlos der alte Indianer von seinem Sitz. Seine Hände griffen behutsam und zärtlich das bunte Bild des Pumakopfes auf, bargen es geschickt in die Papprolle und legten es bedächtig zur Seite. Dann stand er still und unbeweglich, seine dunklen Augen lagen auf dem Spiel der Glut, die unter den Herdringen fauchend lebte. Hans Froment sah erstaunt zu ihm auf. Er wußte, daß der Alte dem Rum nicht abgeneigt war, das war kein Mann in diesen Wäldern, deren winterliche Kälte durch Kleider und Fleisch bis in die Knochen drang, er wußte aber auch, daß jeder Indianer weit weniger Alkohol vertragen konnte als ein weißer Mann. Wie alle Naturvölker — es war, wie wenn die weiße Rasse hundertjähriges Erbe trinkfroher Ahnen im Blute trug und damit eine runde Summe von Abwehrstoffen. Aber zwei Becher Rum, die einen weißen Mann erfreulich durchwärmten, konnten einen Indianer in sinnlose Betrunktheit stürzen ... Er sah zu dem Alten auf, er sah in das unbewegliche Gesicht, aber er sah auch das fremde heiße Glitzern in den schwarzen Augen des Waldmenschen, er sah, wie er ganz leise schwankte in seinen Mokassins, er sah das dünne Zittern, das wieder und wieder durch die hochgeäderten sehnigen Hände lief, deren Fingerspitzen auf der Tischplatte standen. Aber dann hörte er auch schon die tiefe, dunkel gutturale Stimme, die mühsam und schwer ihre Worte formte:

"Wenn mein Bruder Nick Boone sich heute freut, daß kleine Büffelherden wieder dort weiden, wo einst die unübersehbaren Heerscharen dahingedonnert sind, dann weiß der rote Mann, daß dies alles kaum mehr ist als ein Spiel. Nick

Boones Enkel vielleicht schon werden sagen oder sagen müssen: es ist kein Platz mehr für Büffel auf dieser Erde, denn viele Menschen suchen nach Heimstatt, und darum soll auf diesem Fleck nun eine Stadt erstehen, Häuser sollen sich aneinanderreihen, Felder und Gärten müssen sich breiten und Frucht tragen und die vielen Menschen nähren, die in den klirrenden Fabrikhallen werken, um andere Menschen zu kleiden, um Fahrzeuge zu bauen für ihre müden Beine, für die Menschen, die Schächte in die Erde treiben oder Bohrtürme auf ihr errichten, um das Öl zu gewinnen, mit dem euch die Motoren eurer Flügel durch die Lüfte tragen.

Es ist der unreine Pfad. Meine weißen Brüder, mit diesem Wort haben unsere Ältesten den Kriegspfad genannt, den manchmal auch wir beschritten haben, ja, auch wir roten Männer. Aber wir haben von ihm immer wieder heruntergefunden und zurück in die heilige Stille Manitous. Ihr jedoch habt nicht nur anderen Stämmen, ihr habt der ganzen großen Manitou-Welt den Krieg erklärt, und euer Krieg währt bis in alle Ewigkeit.

Sagte ich, daß ihr diesen Weg zu Ende gehen müßt? Schlecht gesagt, meine Brüder, meine Zunge ist schwer und ungelenk, denn ihr geht diesen Weg nicht. Eure Füße tragen euch nicht so schnell, wie euer Sinn es wünscht, ihr habt euch die Maschinen gebaut, um euren Weg zu beschleunigen. Sie sollten euch dienen, Maschinen und Motoren, aber nun hockt ihr hilflos darauf, nun rasen sie mit euch dahin und davon, unaufhaltsam, immer wilder und stürmischer, einige von euch wagen wieder und wieder den Absprung, aber die meisten von ihnen zerschlagen sich dabei schwer an Leib und Seele, und ihr, die ihr hilflos auf den rasend rollenden Wagen hockt, ihr speit ihnen eure Flüche nach, ihr rast eurem Untergang entgegen, es dünkt euch eure Ehre zu sein, beieinander zu bleiben, miteinander unterzugehen.

Opfer ohne Zahl bedecken eure Straße, nur ein einziges Opfer unter den namenlos vielen ist der Büffel, ist der rote Mann. Kaum einen Blick habt ihr für eure Opfer, allzu schnell rollen eure Wagen, und ihr seht nicht gern zurück, ihr seht nur nach vorn. Und weiter rast ihr dahin, obwohl immer mehr Herzen sich heraussehen aus der lauten und schnellen Bewegung, heim nach der Stille Manitous, in der alle Weisheit und alles Glück wohnt. Aber allzu gut habt ihr

gelernt, die Wünsche eures Herzens zum Schweigen zu bringen — und darum, meine weißen Brüder, ist jedes Wort vergebens, wie es vergebens gewesen ist durch die Jahrtausende. Ihr rollt eurem eigenen Grabe zu und dem Ende der Welt, ihr wollt nicht hören, wenn der rote Mann aus seinem Grabe, in das ihr ihn geworfen habt, euch diese Wahrheit nachruft, ihr wollt nicht hören, und ihr hört ihn nicht. Und darum sind auch meine Worte in den Wind gesprochen, wie alle Reden des roten Mannes an den Lagerfeuern der Weißen in den Wind gesprochen wurden. Eitel und leer sind alle Worte, wenn Welten zum Sterben verurteilt sind. Laßt uns darum schweigen, meine weißen Brüder, laßt uns schweigend in unser Sterben gehen!"

Die sehnigen braunen Hände nahmen die Papprolle auf, die vor ihnen auf der Tischplatte lag. Mit geneigtem Haupt trat der Mann hinter dem Tisch heraus, er schwankte ein wenig, als er nun an den Männern und an dem heulenden Ofen vorbei zum hintersten Winkel der Pritsche ging, die zwei Becher des starken Grogs waren überreichlich gewesen für diesen Mann, der am Herzen der Natur gelebt hatte und durch Jahrzehnte nichts wußte von den gefährlich schmeichelnden Giften des weißen Mannes. Vor der Wand turnte er auf die Pritsche, nahm eine Decke auf, wickelte sich hinein, zog noch ein Bärenfell heran und legte es über seine Füße, dann streckte er sich aus und zog die Decke über seinen Kopf — nach wenigen Minuten schon kündeten die tiefen und gleichmäßigen Atemzüge seinen Schlaf.

Hans Froment hob das Gesicht und sah fragend gegen Nick Boone, der, die Ellenbogen auf den Schenkeln, mit hängenden Händen neben dem glühenden Ofen saß und vor sich hin gegen den Boden starrte. Die Augen des alten Waldläufers begegneten den seinen, etwas wie ein verlegenes Lächeln huschte schattenhaft über die verwitterten Züge: "Da haben wir es, Froment!" sagte er im halben Flüstern. "Gegen einen Indianer kann man nicht diskutieren. Der rote Mann sieht alles aus ganz anderem Blickwinkel als wir. Und vielleicht, ich weiß es nicht, aber vielleicht sieht er wirklich besser und schärfer. Dennoch, Froment: all das ist tausendmal gesagt worden und hat keine Frucht getragen — und es ist auch heute in den Wind geredet und kaum für die Wölfe da draußen. Wenn wir so denken wollten, wie der rote Mann denkt, dann würden

wir uns selbst lähmen und hilflos verkrüppeln. Wir aber haben unser Tagewerk zu tun, wie unsere Väter das ihre getan haben, wie unsere Enkel wiederum das ihre tun müssen. Das ist es – und nur unser Tagewerk rechtfertigt unser Leben!"

Er erhob sich, müde und schwer, er sah sich wie hilflos um in dem engen, von der einzigen Lampe schattend durchhellten Raum. "Bob Cat verläßt uns morgen – vielleicht können dann auch wir bald aufbrechen. Wachen Sie jetzt beim Feuer, Froment, ich schlafe ein paar Stunden und löse Sie dann ab. Den Alten wollen wir schlafen lassen, er hat einen weiten Weg, und der wird nicht leicht sein bei diesem Schnee, auch nicht für seine wandergewohnten Füße. – Gute Nacht, also, Froment – und sparen Sie nicht mit dem Holz!"

Er schwang sich auf die Pritsche und schlängelte sich auf ihr mit der Gewandtheit des Vielgeübten in seinen Schlafsack. Hans Froment stand auf und füllte von neuem den Ofen mit den dicken, starkduftenden Holzscheiten, dann löschte er die Lampe, der Schein, der von dem glühenden Ofen und von den flackernden Flammen unter seinen Ringen kam, genügte ihm. Er saß in der Wärme, die ihn wohligh umstrahlte, ach, wieviel von dieser guten Wärme konnte sein in diesen Wildnissen sooft grausam durchfrorener Körper in sich aufnehmen, er saß am Tisch, die Hände auf der Platte, er sah gegen das blanke Schwarz der Fensterscheibe, das sich nun seinem vom künstlichen Licht geblendeten Auge langsam erhellte. Der Schnee rieselte, aber er war nun nicht mehr wie eine Mauer, er war nur noch wie ein dünner Vorhang, und der unsichtbare Mond wischte einen gelb verschwimmenden Lichtteich auf die Fläche des Sees, in der die dunklen Wolfsfährten standen. Dann schrie wieder der Nebelkauz in der Nähe, hart und scharf und grausam, und Hans Froments Gedanken zogen mit diesem Schrei in die Nacht hinaus und tief hinein in das Land Kanada ...

Es war nun also die letzte Station seiner Reise, dieses Land Kanada, und in ihm, er wußte es gut, ließ er sein Herz zurück für alle Zeit. Er seufzte: sehr schwer war es, wenn man endlich nach solch langer Sucherfahrt die wahre Heimat gefunden hatte, "nach Haus" fahren zu sollen, zurück in die große Stadt, in das gläserne Ateliernest über den Hafenstrassen. Und dann lächelte er

leise und bedrückt: es war schwer, gewiß, aber so leicht und fröhlich war schließlich seine weite Wanderung durch diese Welt auch nicht gewesen, er hatte an manchem Ort und in manchen Ländern dieser Erde ein Stück seines Herzens gelassen. Und dann atmete er tief, seine Augen verloren sich, er sah mit leerem Blick gegen die Schnüre des Schnees, die hinter dem blankschwarzen Fensterglas standen – und wieder fühlte er sich bedrückt von der Überfülle der Gesichte, die in den vergangenen Jahren gegen ihn angestürmt, die in ihn eingedrungen waren, die ihn heute erfüllten und von denen er besessen war. Wieder bedrückte ihn das allzu reiche Erleben – wie ein trockener Schwamm war er gewesen bei seiner Ausreise, jetzt hatte er sich übervoll gesogen, so übervoll, daß es ihm manchmal scheinen mochte, daß ihm Hirn und Herz in übersatter Trägheit in Kopf und Leib lagen. Und dann wieder war es ganz anders, dann war es, wie wenn er einer überstark gespannten Bogensaite glich, leise klingend in erregt zitternder Vibration – und die Pfeile lagen auf seiner Sehne, bereit, hoch und weit durch das Blau zu steigen.

Einmal, vor unausdenklichen Zeiten, war er aus seiner Enge hinausgezogen, um sich die Welt anzusehen. Aber er hatte diese eine Welt, die er sich damals gedacht hatte, nicht gefunden, er hatte Welten erleben müssen, Welten von ungeahnter Pracht und Tiefe und Mannigfaltigkeit. Und wenn in stillen Stunden die Bilder dieser so verschiedenartigen Welten in ihm aufstiegen, wirr bunt durcheinander quellend, dann ging es oft wie ein scharfer Schmerz durch ihn hin, und mitunter auch erfüllte ihn eine feige und primitive Freude: er war durch die Welt gefahren, aber er hatte nur Teile von ihr gesehen, Kontinente waren links und rechts an seinem Wege geblieben, ohne daß er seinen Fuß in sie gesetzt hatte. Und das erschien ihm mitunter recht gut, in seinen verzagten Stunden erschien es ihm bisweilen wie ein Segen, daß er nicht auch diese Weltteile hatte durchwandern müssen. Sie zu sehen war ihm verweigert, aber auch erspart worden, vielleicht hätte er sie nicht mehr ertragen, vielleicht wäre er unter der Last des Gesehenen und Erlebten zusammengebrochen ... Wenn er an seine Arbeitsleistung in diesen vergangenen sechs Wanderjahren zurückdachte, dann wußte er, daß es gut und an der Zeit war, daß diese Reise nun ihr Ende fand, nicht lange mehr hätte sein

Körper, hätten seine Nerven diese endlose Kette von Strapazen, diese ununterbrochene scharfe Anspannung und letzte Konzentrierung durchstehen können. Vielleicht hatte er ohnehin das Maß des Erträglichen bereits längst überschritten – warum anders waren die bunten Bilderfluten, die ihn beim ersten Sehen so tief beglückt und so märchenfroh verzaubert hatten, heute so quälend und schwer, warum war ihre unaufhörliche Folge, die manchmal in ihm auferstand, wie eine Marter?

Aber nein, dieses brauchte nicht aus Müdigkeit und Erschöpfung zu kommen, er brauchte nicht schwach und müde geworden zu sein, er konnte es auch damit erklären, daß er nur ein Mensch, und daß diese Welt so überaus reich und übermächtig stark war. Die Welt, die Welten, die er erlebt hatte: das große Afrika, das funkelnd bunte Indien, Amerika, das Land Kanada, in dem ihm das Herz aufgegangen war unter den Zauberfingern des über die Wälder wandernden Mondes.

Und Afrika war Ägypten und der Sudan, war der Kongo und die Dschungel der Westküste, war das Bergland im Süden, waren die Einsamkeiten der großen Steppe, waren die Meere der Seen, die Herden der Tiere, Elefant und Löwe, waren die stämmigen Bantus und die zwerghaften Pygmäen, die streifenden Ndorobos und die Hirtenvölker der Massai.

Und Indien waren die Elefanten am Fluß der duftenden Insel Ceylon unter den brennend rot blühenden Fuchsien in den blankgrünen Bäumen, war der Tigerturm in dürrer Dschungel, waren die Tempel der Götter und der reifenklappernde Tanz der Nautschmädchen, Indien war das stille Falkenhaus im marmornen Palasthof des Fürsten, die schlagenden Karakale, die jagenden Geparden, Indien war das quälende Brüllen der gefangenen Tiere im Lager des Terrai, war die sanft verführerische Schönheit des bewaldeten Berglandes von Kaschmir und waren die eisig glitzernden Felsengletscher des Himalaja, des Thrones der Götter, Indien war die kindhaft unschuldige, kindhaft durchtriebene Schlangenspriesterin in Birma, war Rimba, das junge Orang-Weib, das zur Nacht in seinem Schoß saß, den lang behaarten Arm um seinen Hals tat und mit ihm in die Nacht über dem Toelang-Bawang lauschte, durch welche die singenden Fische leise rührten und knurrten, während aus den nahen

Uferwäldern das heisere Husten des streifenden Tigers zu ihnen her über das atmende Wasser wehte.

Und Amerika war die Mohave-Wüste und das Grand Canon des Yellowstone-Flusses, war der Mississippi und waren die Alleghanies, waren die Prärien und die Wälder und die Berge und die Seen, war das große Land, so weit und so schön und so reich, daß es ein Fremdes blieb dem europäischen Auge — und Kanada, das waren die Wälder ohne Ende, das war die stille Wanderung auf federndem Nadelteppich, das waren die weißen Wolken, die vom Meer zu den Bergen segelten, war das dünne Sausen, das immer in den Nadelbäumen stand, war das dunkle Donnern, mit dem der Wind durch das Baummeer orgelte, Kanada war der stille Indianer und der stumm pirschende Luchs, war das Wolfsgeheul in verlassener Nacht und der glimmende, glühende Tanz des Nordlichtes, das sich durch alle Weiten schwang — Kanada gehörte zu Amerika, Kanada war Amerikas schönster Teil, aber Kanada war kein Land, kein Erdteil, es war die Heimat, in der das wanderfrohe Herz seine Ruhe gefunden hatte.

Und doch: wenn die Bilder flutend aufstiegen und durcheinanderquirlten, was blieb von ihnen, in welchen von ihnen war der Hauch der Welten beschlossen, aus welchen stieg der Atem des Gottes, den man erahnte hinter den Dingen?

Die Feuerwände am Flusse Schari, zwischen denen die gehetzten, halb verbrannten Tiere sterben mußten, von den Keulen der johlenden Neger gemetzelt — das stille Tierhospital in Benares hinter den Ghats, wo man auf qualmenden Holzstößen die Leichen verbrannte — der blutige Kampf der Hähne auf der Insel Sumatra, um den sich ein schwatzendes, geiferndes, wettendes Volk drängte — der Glanz in den schwarzen Augen Bob Cats, die auf dem Bild des fauchenden Puma-kopfes lagen, seines Totemtieres ... Was war echt, was blieb, was war wahr?

Scheich Moussa, der schlangenbeschwörende Berber am Ufer des schleiergrünen Nils unter den jahrtausendealten Säulen von Luxor — Mijnheer ter Veen, der ruhelos durch die Sunda-See segelte — Nick Boone, der

unangerührt von allem Lärm der Welt seine schützende Hand über das langsam wieder erwachsende Büffelvolk hielt ...

Die ferne Tränke im Kenya-Land, auf deren Straße der alte Einzelgänger-Elefant schlafend stand und den schweren Kopf auf die gewaltige Gabel seiner elfenbeinernen Zähne stützte — der Karakal, der die aufflatternde Taube aus Manneshöhe auf die Marmorplatte hieb mit gedankenrascher Tatze — das Weinen der Winterwölfe durch die Nacht der eisig verschneiten Wälder unter dem Wind Ki-wä-din ...

Die Lumpenneger Südafrikas — die ausgemergelten Hungergestalten der Hindus, die fremde Acker bestellten und freiwillig hungerten ihr Leben lang — die betrunkenen Indianer an den Stationen der Railway ... Der Touristentrubel im Land der Pharaonen — die fratzen-übergossenen Tempel, die sich von der Malabarküste bis zum Himalaja dehnten — Amerikas gewaltige Städte, Amerikas gigantisch durch alle Weiten dröhnende Motoren ... Die Minen in Transvaal — die unübersehbar weiten Plantagen Indiens — die unermeßlich großen Weizenfelder der Staaten ... Was war, was blieb?

War es das Brüllen der Löwen, das wie ein schwingendes Erz den Kontinent Afrika durchdröhnte zum Anbruch der Nacht — war es das dunkle Raunzen des Tigers in unbezwinglicher Dschungel — war es das traurige Knören des Grizzly-Bären über dem Wapiti-Kalb? War es das Trommeln der Millionen Hufe der großen Herden, die sich unter dem Mondlicht durch die Steppe verspielten — war es die anmutig fliegende Jagd der braunen Antilopen, des schwarzen Bockes durch den gefiederten Schatten der parklichten Vorwälder — war es das elektrisch leise Knistern, das über der Herde der wandernden Caribous stand wie eine Wolke? War es die Pracht der bunten Tinten, die beim Sonnenuntergang über Afrikas hohem Himmel flossen — das Glitzern der Sterne in den donnernd stürzenden Wasserfällen des Cauvery — oder das Mondhorn, das die Gletscher der Rocky Mountains durch die Nacht ihr demanten glitzerndes Spiel treiben ließ? War es der große Sang der Wellen des Weltmeeres — das Schweigen der Wüste Thar — war es das dünne Summen, das ewig in den großen Nadelwäldern Kanadas war? Was war wahr, was würde bleiben?

Ach, bleiben würde wohl für alle Zeiten seine Begegnung mit dem Geist der Steppe, als die drei Elefanten still an ihm vorüber gegen die purpurn vertropfende Abendröte zogen – bleiben würde des alten Zenas leise surrender Gesang weiser Worte nahe seinem Ohr – bleiben würde die zärtliche Geste, mit welcher die Elefantenmutter ihren schweren Rüssel um seine Hüften legte und ihn wie tröstend an sich zog, als er damals zu ihr gekommen war, ein Mörder, der ein schönes und schuldloses Tier, dem er jede Freiheit gönnte, hatte schießen müssen – bleiben würde die weich verschlafene Geste des jungen Orang-Weibes, das sich gegen seine Brust lehnte und ihre Finger bedächtig an seiner Schulter verankerte – bleiben würde der beglückte Blick des alten Indianers, dem er zum Abschied sein Totemtier gemalt hatte, bleiben seine beiden Worte, heiser von Rührung: "Danke, Maler!"

Aber was konnte man heute schon wissen von dem, was die Seele befruchtet hatte für alle Zeiten, heute waren es noch allzu viele der Bilder, und alle brannten sie in gleich starken Farben, heute trösteten sie noch nicht, beglückten noch nicht, heute lasteten sie schwer auf dem Herzen, das nun beauftragt war, sich aus dieser Bilderflut zu lösen und aus ihrem Glanz und ihrer Wärme hinauszusteigen in die graue Enge der bilderlosen großen Stadt. Heute belasteten sie noch, heute bedrückten sie, das Herz mochte seufzen unter der allzu schweren Last, das Herz mochte mitunter glauben, daß es genug, daß es schon zuviel der Bilder und Gesichte waren, die es in sich beschlossen zu tragen hatte, daß es gut sei, nicht noch einmal anderen und neuen Bilderfluten ausgesetzt zu werden, daß es genug war, daß es sehr schwer halten würde, sich daheim dieses erwanderten, erarbeiteten Schatzes zu erfreuen. Und manchmal zweifelte das Herz daran, ob es wirklich ein Schatz war, den man mit heimbrachte, ein Schatz, wie man sich ihn erträumt hatte, als man damals vor sechs Jahren, vor sechs Unendlichkeiten ausgezogen war wie ein Knabe zum lustigen Spiel. Man brachte allzuviel nach Hause, und der allzu große Segen konnte sich am häuslichen Herd vielleicht zum Fluch verderben.

Und dennoch wußte er schon heute: manches von dem, das er sich erworben hatte, würde sich ändern und würde nach einer Zeit ein ganz anderes

Gesicht weisen. Vielleicht würde das sein wie bei einem jener zauberbunten Korallenfische, den man mit feinmaschigem Netz behutsam aus dem Meere holt, der nach einer Zeit alle Farben verlor und dann wie ein nasser, grau verwaschener Lappen auf dem Tisch des Forschers lag. Vielleicht würde anderes wieder aufblühen wie die kaiserliche Blume, die dann für eine einzige Nacht das atemversetzende Wunder ihrer Blüte öffnete und ihren unvergeßlichen Duft in die Nacht über den dunklen Wassern verströmte. Ja, manches würde sich wandeln, das war mit aller Sicherheit zu erwarten. Welcher Art aber diese Wandlung sein würde, das konnte man heute weder ahnen noch errechnen. Das alles war wie ein Segen oder wie ein Fluch, man hatte sich zu beugen unter ihm, man konnte nur in Demut warten, wie nun er sich erfüllen würde, zum Guten oder zum Bösen. Aber Wandlung würde kommen und sein, er wußte es, wußte es gut, wenn er an Indien zurückdachte.

Wie hatte ihn dieses Land doch damals gequält in seiner überbunten Farbenfülle, mit seinem Schillern und Glitzern, hinter dem sich jede feste Form verbarg, wie hatte es ihn gemartert mit seinen still schleichenden oder grell kreischenden blutigen Grausamkeiten ... Dann aber, nachdem er es verlassen und eine gute Zeit durch das nordische Land gewandert war, dann war das Indien seiner Erinnerung blaß und farblos und schlimmer noch: es war ihm gleichgültig geworden, fremder noch als an jenem Tage, an dem er seinen Strand betreten hatte. Und dann wieder, nach einer stillen Zeit im verschneiten Winterwald, die ihn zur Ruhe und zu den langen Grübeleien der Winterabende gezwungen hatte, dann war das erlebte Indien wieder in ihm auferstanden – und nun war es wie jene zauberhafte Blüte, die sich der Nacht über den Wassern öffnete in einer Wolke von Duft. Nun trug er ein Indien im Herzen, an dem er sich freuen und wärmen konnte. Es glich in nichts den Träumen seiner Jugendtage, die von goldener Sonne, gleißend bunter Pracht, funkelnd schönen Tieren und von dem heilig naturverbundenen Lebensweg seiner Menschen geschwärmt hatten. Allzu tief war das Erlebnis der fernfremden Religionen in ihn eingezogen, die den europäischen Menschen so leicht mit ihren schönen und weisen Worten betören, daß er glaubt, in ihnen die wahre Überwindung des Leidens in dieser Welt zu finden, und die doch in Wahrheit allesamt kalt

und gleichgültig am fremden Leid vorübergingen. Aber nun sah er das Land, nun sah er die Tiere, nun sah er die Menschen leben auf ihrer Erde, nun rechtete er nicht mehr erbittert über Priester und Tempel, über sybaritische Fürsten und ihre dürren Arbeitssklaven – er hörte die guten Worte des alten Zena nahe an seinem Ohr, er sah das dünne Lächeln Sarbattis, des Jägers, und er wußte nun, daß er diesen Mann, den er lange Zeit zu hassen geglaubt hatte, zutiefst liebte.

Sarbatti war ein Jäger, sein Herz war den jagenden, den schweifenden und räuberischen Tieren sehr nahe und war ihnen eng verbunden, er hatte dem weißen Sahib, dem Gast seines Fürsten, alles gezeigt, was er wußte von den starken und schönen Tieren seines wilden Landes – und von Sarbatti hatte Hans Froment mehr über die wilden Tiere gelernt als von irgendwelchen anderen Menschen, als aus den dicksten und gelehrtesten Büchern des heimatlichen Europas. Sarbatti hatte ihm nicht ein einziges Tier gefälscht, er kannte sich aus in der Seele eines jeden, er hatte ihm gezeigt, wie ein Tier in Wahrheit ist: ohne Makel und Fehl, fraglos seiner Bestimmung lebend und sie erfüllend mit Anmut und ohne Gewissen ... Damals war er dem alten Jäger regelrecht entflohen, in Furcht und auch in Auflehnung gegen seine unerbittlichen Wahrheiten – heute lag ihm auf den dünn lächelnden Lippen unter dem buschigen Husarenschnurrbart die letzte und tiefste Weisheit, die das Land Indien zu vergeben hatte: daß alle Wesen aus Gottes Hand gekommen sind, daß sie leben nach seinem Gesetz, daß es allein der Mensch ist, der in dieser Welt um Gut und Böse zu wissen glaubt. Und er hätte nicht ein grübelnd weltfahrender Europäer sein dürfen, hätte er sich nicht sogleich zu dem Satz bekannt, der diese Erkenntnis zur Lehre wandelte: daß dieses Wissen um Gut und Böse den Menschen verpflichtete zu guten und helfenden Taten, daß es sein Amt war, die Leiden dieser Welt zu mindern; das Elend zu tilgen, Gerechtigkeit zu bringen und die Altäre der Liebe zu errichten.

Dank also diesem Indien, Dank dem alten Sarbatti, dem Jäger, dem Klugen, dem Vielerfahrenen, gegen dessen scharfe, schweifende Klugheit Zena, der Gute, ein gesprächiger Hirt war und nicht mehr. Dank dem langen Jahre, das er dazu gebraucht hatte, Indien in sich zu bewahren, es endlich wirklich zu sehen und neu in sich auferstehen zu lassen, Dank dem anderen Kontinent,

dem großen Amerika, dem unbeschwert lauten und fröhlich weiten, der ihm Muße zu seinen Gedanken, Mut zu neuen Erkenntnissen gegeben und ihn auf ungeahnt neue Wege geführt hatte. Vielverschlungene Wege, die schließlich glücklich eingemündet waren in das große Schweigen dieser nördlichen Wälder.

Was aber würde ihm nun bleiben von diesem Land, wie würde dereinst der Kontinent des nördlichen Amerika in seinem Herzen erstehen, wenn er ihn von fern über dem Ozean und aus dem Abstand einiger fern von ihm verbrachten Jahre betrachtete? Noch wußte er das nicht, noch fand er nicht den Mut zum geformten Bild.

Immer würde seine Erinnerung um ein gewaltiges Afrika wissen, immer würde es übergroß, überstark und mächtig in seinem Herzen leben, in dem die Sehnsucht nach seinen großen Einsamkeiten und dem verschwiegenen oder lauten Leben ihrer Tiere niemals verstummen konnte. Immer wieder würde, wenn er an Indien zurückdachte, die kaiserliche Blume ihre Blüte der Nacht öffnen, er würde niemals satt davon werden, in Meditation vor dieser Blume zu sitzen, ihren Duft zu trinken, sie anzuschauen, und immer wieder würde er wohl auch versuchen, denn er war ein weißer Mann, die Zahl ihrer Blütenblätter festzustellen, diese Zahl, die nicht zu zählen war. Aber wenn er an Amerika dachte — er fuhr erschrocken von seinem Stuhle auf und begann in Eile Holzscheite zusammenzuraffen und auf das tief herabgebrannte Feuer zu häufen. Fast hätte er dieses Feuer ausgehen lassen, schon waren die glühenden Blechwände schwarz geworden, aber nun heulte die geringe Glut unter der frischen Nahrung sogleich wieder gefräßig auf, und bald danach erglühten auch schon wieder die Blechwände im tiefdunklen Rot.

Als er sich dann wieder in seinem Stuhl zurechtsetzte, sah er, daß das Dunkel hinter dem Fenster sich noch mehr vertieft hatte, es fiel kein Schnee mehr, lautlos stand die Nacht, ein Wolf weinte auf dem Eis des Sees und umschlich scheu den gelben Mondflecken im tiefen Schnee, der sich fett und faul verbreiterte wie ein Teich, der über seine Ufer tritt. Es schneite nicht mehr, dann würde Bob Cat also einen guten Weg auf seinen Schneereifen haben und

würde ohne Mühe und Gefahr die Häuser der letzten Männer und Frauen seines Stammes erreichen. Es schneite nicht mehr — vielleicht also würde Nick Boone am kommenden Morgen sagen, daß nun auch für sie gute Zeit zum Aufbruch gekommen sei. Dann würden sie sich also ebenfalls auf den Weg machen und würden vielleicht die kommende Nacht erschöpft im Schlafsack unter irgendeinem starken Baum im weiten Wald verbringen, und würden vielleicht die andere Nacht in einem Trapperhaus verbringen oder im Store eines Indianerhändlers, und dann würden sie am dritten Tage die Station erreichen — und dann also war diese seine letzte stille Nacht, die ihm allein gehörte in diesem Land, die Nacht, die er hinter diesen Fenstern, an diesem Tisch verbrachte, während die Gefährten schliefen auf der Pritsche — wieder stieg es in ihm auf wie ein Weinen. Leben — das war wie ein ewiges Abschiednehmen ...

Amerika — in der jäh aus ungeahnten Tiefen in ihm aufbrechenden Trauer wandelte sich die Bilderflut, mit welcher auch dieser Kontinent ihn beschenkt hatte, nun doch zum großen Bild, und nun sah er das Land wie damals auf dem Berge, vor sich die flache Weite der Staaten, hinter sich die Wälder Kanadas, für die er sich dann entschieden hatte. Nun sah er das große Bild, und abermals entschied er sich für die wilden Wälder. Es war ein einziges Land, ein Großes und Ganzes, dieses Amerika, und die Grenze, die Kanada von den Staaten trennte, war unnütz und ärgerlich wie alles Menschenwerk. Ein großes, ein gewaltiges Land, und noch vor wenigen Jahrhunderten war es eine freie Wildnis gewesen, wie es der Kontinent Afrika noch heute in seinem Herzen war. Keine tropische Wildnis jedoch, es war die Wildnis der gemäßigten Breiten, vielleicht hatte sie darum so tief an sein Herz gerührt, wo nur im weiten Lande er ihren Resten begegnet war. Den kargen Resten, die geblieben waren von der einstigen großen Herrlichkeit ...

Denn über diesen wilden und weiten Kontinent war vor einigen hundert Jahren der weiße Mann gekommen, eine gute Zeit hatte er an der östlichen Küste geklebt, hatte geackert und gebaut und gehandelt, die sicheren Berge im Rücken, aber dann war seine Zahl angeschwollen, schnell war das Land zu eng

geworden, einsame Coureure und waghalsige Jäger brachten immer wieder neue Kunde von den Reichtümern der Erde im Westen. Als man die Pässe der Gebirge erkundet hatte, war auch gleich die erste Menschenwoge hindurchgeschlagen, und dann war die große Flut gekommen, Wellenschlag nach Wellenschlag, weiter und weiter hatte sich die Grenze vorgeschoben, getrieben vom mächtigen Atem der Gezeit – schließlich hatte die Flut brüllend den Kontinent überrannt und hatte alles Land bedeckt.

Das große, das weite Land – Hans Froment sah es, wie Gott es gewollt hatte, wie es den Indianern einmal Heimat gewesen war. Der Wind weinte in den Bergen, Nebel zogen über die großen Seen, in den endlosen Wäldern stand das Schweigen und hütete die Tiere, die in seinem Schutz lebten, über die Prärien zogen die großen Herden und deckten in unübersehbaren Scharen die grüne Weite. Ein Land der Tiere, der Mensch spielte keine Rolle in ihm, er war ein stiller, fast scheuer Jäger, nicht zu vergleichen mit dem afrikanischen Neger, der wild und johlend hinter allem Fleisch her war, das er glaubte, überwältigen zu können. Ein Wanderer war der Mensch dieser Erde, um ihn stand die Stille, die um den Edlen ist, und seine Mythen und Fabeln kündeten von der Weisheit, die dem Menschen aus dem Schweigen der Wälder zuwächst. Wenn man sich vertiefte in diesen Glauben, diese Religion, konnte man bisweilen erschrecken vor der nahen Verwandtschaft, die sie teilte mit den Gebäuden moderner Naturmystik und spürender Naturphilosophie. Und noch tiefer konnte man erschrecken, wenn man dann feststellen mußte, daß Europas durchgeistigste Philosophie diese Religion der stillen Jäger noch längst nicht erreicht hatte an Weite und Tiefe und sittlichem Gehalt. Ja, der Indianer und dieses weite Land, das er Manitous Erde nannte, das er, ein einsamer Wanderer, still durchschweifte, immer nur sich mit der Beute begnügend, die er zum Fortbestand seines Lebens brauchte und immer sie wie ein Geschenk aus Manitous Händen entgegennehmend...

Dagegen das Land, wie es heute war: die weiße Flut, Europas Flut war darüber hingebraust, es war längst fest in der Hand des weißen Mannes, wenn dieser auch ganze große Gebiete nur sehr dünn besiedelt hielt. Aber er hatte diesen Kontinent versklavt, er hatte ihn zum Tribut gezwungen, er hatte den

Indianer vertrieben, er hatte das Wild vertilgt, er hatte die Wälder geschlagen. Reich und fruchtbar war die alte gute Erde gewesen, durch Jahrzehnte breiteten sich die goldenen Weizenfelder und brachten goldene Ernte. Schon aber auch hatte der Mensch einsehen müssen, daß sein stürmischer Weg nicht der rechte gewesen war, daß er sich versündigt hatte an der guten Erde, die mehr und anderes war als ein Objekt der Ausbeutung. Schon hatte sich der geschändete Boden erhoben, das zerstörte Gleichgewicht in der Natur hatte sich gerächt: die Wälder waren geschlagen, darum versiegten die Wasser, der Boden verkarstete, und Sandstürme ohne Ende verwehten die reichen Weizenfarmen, jagten die Männer von den Feldern und machten sie in wenigen Sommern zu Bettlern. Hans Froment war durch die Wüsteneien dieser vom Sand verworfenen Farmländer gefahren, ihm hatte gegraust vor der Rache der allzu hart gezwungenen Erde. Aber an anderen Stellen breitete sie sich wieder blühend und fruchtbar wie zuvor, und überall war das große Land voll von großen Schönheiten, war voll Zauber und Geheimnis, wenn auch diese Schönheit für Hans Froment niemals ganz frei von Trauer blieb, weil er, immer, wo er ihr auch begegnete, sie nur als einen Rest ansehen konnte, einen kümmerlichen Rest einstig unvergleichlich großer Pracht und Herrlichkeit.

Und wieder, wie einst auf jenem Berge, wandte er sich ab und richtete seinen Blick auf das Land Kanada. Über das flache Land der Staaten war die große Flut dahingegangen, es war in der Hand des Menschen, es hatte sich seinem Willen zu fügen und wurde verwandelt von seinem Pflug. Das Land Kanada aber — ach, es war, wie wenn die große Flut alles in diese Wälder geschwemmt hätte, das nicht mehr leben mochte auf der ermüdeten Erde des Flachlandes, es war, wie wenn der Kontinent hier noch einmal seine wilde Größe zeigte und sie verteidigte gegen den Menschen. Das Land Kanada: Berge und Täler, Wald ohne Ende, Bäche und Flüsse und blauende Seen, grünende Berghänge, kalt leuchtende Gletscher, das Nordlicht über der schweigenden Weite und der Ruf des Wolfes aus tiefstem Wald ... Der Maler Hans Froment hatte auch in diesem Lande reichste Ernte gehalten mit Stiften und Pinseln, er hatte Landschaften ohne Zahl auf seine Leinwände gebannt, er hatte die stillen

Tiere beschlichen und belauscht auf Wechsellern und Futterplätzen, war ihnen nachgekrochen durch die Wälder, nachgestiegen in die schrundigen Berge, er hatte seine Arbeit getan, er hatte geerntet.

Aber dann hatte er sich doch über sich selbst verwundert: seine Arbeit in diesem Lande war von ganz anderer Art gewesen als in den vergangenen Jahren seiner Reise. In Afrika war er immer wie staunend vor der Größe und Gewalt der Natur und ihrer überreichen Tierwelt gestanden. Indien hatte ihn erfaßt wie ein Wirbel und hatte ihn durch schillernd glühende Farbengluten gehetzt. Aber zutiefst war er in beiden Ländern ein Fremdling geblieben, mochte dabei auch noch heute die Sehnsucht nach seinem verlorenen Afrika groß und verzehrend in seinem Herzen stehen — in Kanada jedoch war er vom ersten Tage an daheim gewesen. Hier war er niemals verzweifelt vor fremd großartiger Landschaft, hier war ihm kein Tier zum überwältigenden Erstaunen geworden — hier war er den stillen und zwingenden grüngoldenen Augen der ewigen Wälder begegnet und war ihnen selig erlegen. Groß war Afrika, bunt war Indien — Kanada aber war tief, unausdenkbar tief, das war die Weisheit, die er in seinen schweigenden Wildnissen gelernt und die für alle Zeiten Heimstatt in seinem Herzen gefunden hatte.

Hier war sein Herz nicht bedrängt worden, hier hatte es ausgeruht. Und dann war die Stille tönend geworden und hatte gesprochen: in diesem Land war seine Seele daheim. Ja, hier waren es Land und Landschaften, die über den Menschen kamen: das große Schweigen der Prärien unter der Sonne, das feine Summen, das in den Fichtenwäldern stand, der Wind, der über die Berge harfte, der dunkel tosende Sturm in der Nacht, das nimmermüde Lied der wandernden Wasser. Und die Tiere lebten in diesem Lande nicht in drängender Zahl und betörender Vielfalt, sie fügten sich still ihren Einsamkeiten, wollte man mehr von ihnen sehen, mußte man sie aufsuchen, mußte oft genug sie mühevoll beschleichen — vielleicht war es darum, daß jede nahe Begegnung, die einem widerfuhr, mit besonderer Kraft an das Herz rührte.

Groß war Kanada, schön war Kanada, es war vor allen anderen Dingen tief. Hatte Afrika ihn tief gebeugt und ihn oft gewaltsam verzaubert, hatte Indien ihn in flirrend bunte und qualvolle Fieber gestürzt — in Kanadas

Wäldern war er wie ein Kind zum wahren Leben erwacht, hier hatte er wie zum ersten Male die Augen aufgeschlagen. groß wie noch niemals war diese Welt in sein Herz eingezogen, die leise und weise Stimme der Wälder war nahe seinem Ohr gewesen, und als er sich auf seine Füße stellte, hatte er gewußt, daß er befruchtet, daß er verwandelt war für alle Zeit. Verwandelt, ja — aber war es wirklich Kanada allein, das ihm diese Wandlung gegeben hatte, wurde er heute nicht vielleicht schon bedrängt von dem mit jedem Tag näher heranrückenden Termin seiner Abreise, hatte vielleicht seine stille Furcht vor dieser nahen Stunde der Trennung ihn dazu gezwungen, in den stillen Tagen und Wochen seiner letzten Wanderung durch die großen Wälder das Fazit seiner Reise zu ziehen, sich klar zu werden über die Ernte, die er heimbrachte? Nein, so war es nicht, trotz mancher Wahrscheinlichkeit war es nicht so, er hatte sich weder gemüht noch gequält — Kanada hatte ihm die Augen aufgetan, Kanada hatte ihn mit Erkenntnissen und mit dem Mut zu ihnen gesegnet.

Wahrlich, es gehörte Mut zu dieser Erkenntnis, vor wenigen Jahren noch wäre er erschrocken vor ihr zurückgewichen oder hätte sich gegen sie empört. Denn die Wahrheit, die Weisheit, die er sich erwandert hatte, erkämpft und erlitten, war diese, daß er nun lange Jahre durch die Welt gewandert war, daß er sie sich angesehen hatte, daß er als Künstler tausende Bilder eingefangen hatte, ihre Landschaften, ihre Bäume und Blumen, die Gezeiten der wechselnden Jahre, ihre Gestirne und ihre Tiere, ja, ihre Tiere vor allem anderen, daß er seine Pflicht als Künstler getan hatte, und daß er nun, da er heimkehrte, nicht länger ein Künstler sein wollte, wie man dieses Wort in Europa verstand.

Denn was war ein Künstler? Ein spielender Knabe, ein träumender Mann, ein singender Hermaphrodit. Was war ein Künstler? Er war unnütz. Vor den Wundern der Schönheit im All waren die Bilder der Meister nicht mehr als die ungelungenen Kreidestriche der Kinder an Bretterwänden und auf Pflastersteinen vor dem Blick des Direktors einer Gemäldegalerie. Der Künstler konnte nur bestehen, wenn er sich selbst als einen Herrn der Welt sah, wenn er aus diesem Impuls an sein Werk ging, die Welt noch einmal und ganz neu zu erschaffen mit seinen Augen und mit seinen Farben. Aber dieses Spiel blieb ein kindisches

Spiel, es gab keine Kunst, die tiefer war als das Leben, und gegen den Gesang der Sphären blieben die gewaltigsten Lieder der Menschen nichts als ein törichtes Gestammel leerer Worte, die verwehen mußten im Wind. Es ging für den Künstler nicht darum, über diese Welt und die Formen ihrer Erscheinungen zu herrschen mit billigsten technischen Mitteln, es ging darum, sich wohl dieser technischen Mittel bis zur Meisterschaft zu versichern, um dann demütig und forschend und wissend die Schönheiten nachzubilden, mit denen diese Erde von einem fernen Gott überreich gesegnet worden war.

Demütig, forschend, wissend — Hans Froment, das Kind enger Stadthöfe, hatte auf seiner großen Fahrt diese Demut gelernt, denn so allgewaltig groß und reich war diese Welt, daß er, der sie bis dahin nur im kargen Ausschnitt, aus Abbild und Büchern gekannt hatte, sich vor ihr hatte neigen müssen. Seit er die große Schönheit dieser Welt gesehen hatte, die so tief ging, daß sie noch überwältigend lebte in den Dingen und Wesen, die dem menschlichen Auge ohne die Waffen starker Gläser unsichtbar blieben, glaubte er nicht mehr an die göttliche Gnade der Intuition, von der die Künstler daheim so gern, so lange und so laut sprachen. Denn er wußte nun: es war noch keinem bildenden Künstler irgend etwas eingefallen, das nicht schöner, prächtiger, vollkommener und von tieferem Geist beseelt in der Natur lebte. Er hatte in Wanderung und Arbeit gelernt, daß die Gnade der Schau aus der Fülle der Gesichte kommt, daß der Weg zur Erkenntnis ein langer und mühsamer ist, der durch die tiefen Wälder der Kenntnisse zu führen hatte wie ein Weg, der sich aus der Tiefe des flachen Landes durch die Bergwälder zum hohen Felsenkamm kämpft. Und darum hatte er sich abwenden müssen von den lauten Phrasen seiner Malerkollegen daheim, hatte sich abgewandt vom fröhlich-schnellen Handwerk und hatte sich dem stillen und mühereichen Forschen ergeben. Das zwar schwierig sein mochte und viel Zeit verschlang, das dann aber wieder und wieder seine Jünger segnete mit Blicken und Einblicken von ungeahnter Tiefe.

Da war also die unendliche Schönheit der Natur, war beispielsweise nichts anderes als ein Wald am Bergabhang. Man sah ihn aus der Ferne, man setzte sich unter gutem Blick und schuf ein gutes Bild von ihm. Aber wenn man dann

dicht vor ihm stand, dann gab es ungezählte Möglichkeiten für andere Bilder, und wenn man aus der Fülle nur einen einzelnen Baum herausgriff, so konnte man diesen Baum hundertfach malen und zeichnen. Aber man brauchte nicht einmal einen ganzen Baum, ein ganzer Baum war schon viel zuviel, man nahm einen Ast, man nahm einen Zweig, und immer wurde ein gutes und schönes und neues und nie gesehenes Bild daraus. Man nahm einige Blätter nur, und ihr Bild wurde abermals zum Kunstwerk, ohne daß der Mensch etwas aus eigenem hinzutun brauchte oder durfte. Man nahm ein einzelnes, ein einziges Blatt, man fing das Aderwerk seiner Rippen ein, die Struktur des Blattfleisches: das Bild blieb gut, und das unendlich simpel Scheinende wurde unsagbar neu. Man zerstückelte, zerfetzte dieses Blatt, man brachte seinen unscheinbarsten Rest unter das Mikroskop – und das große Geheimnis des Lebens, das in allen Dingen wohnt, erhob sich strahlend und mit göttlicher Leuchtkraft aus der getreuen Wiedergabe des Präparates.

Das also war das Forschen, und dieses Forschen führte auf endlosem Weg zum Wissen. Das Wissen aber schöpfte aus jeder Antwort hundert neue Fragen, das Wissen weitete den schmalen Menschenweg über diese Erde in ungeahnter Weise, es führte zu unendlicher Arbeit, führte aber auch zu immerwährender Beglückung, zu unaufhörlicher Bereicherung, es wuchs dem bescheiden Forschenden zu und wandelte sich unter seinen Händen zur ewigen Schönheit, die durchgeistigt leuchtete – der vielgerühmte naive Blick des Künstlers war ein Narrenspiel, das vor der ersten ernsthaften Frage kapitulieren mußte.

Hans Froment lächelte trübe gegen das blanke Schwarz des Fensters: ein schwerer und recht verschlungener Weg, auf dem mancher in die Irre gehen mochte – aber nun war es sein eigener Weg geworden, und er wußte, daß es der einzig rechte für ihn war. Denn das Wissen war noch nicht das letzte Ziel, es mußte zur Wahrheit, mußte zur Weisheit führen. Er sah sie dämmern in der Ferne über seinem Weg, noch hielt er sie nicht, noch immer hatte er sich um sie zu mühen. Aber was er aus seiner Ferne von ihr erahnte, das mochte er wohl heute für sich in diese Worte fassen: Arbeit und Kenntnisse, Forschen und Wissen führten zu der einen großen Erkenntnis, daß alles Äußere sehr wichtig

ist und geformt werden muß bis in die letzten Geheimnisse seiner Struktur. Aber alles Äußere blieb ein Äußerliches, drang man nicht zum Kern vor, zur Seele. Denn es lebte eine große Seele in dieser Welt und lebte tausendfältig in tausend Landschaften, in Wettern und Gestirnen, in der Stille und im Sturm, sie lebte, wie im Menschen, so auch im Getier. Man mochte tausend Bilder von einem Tiger zeichnen, sie blieben immer nur Bilder eines Tigers. Aber dann begegnete man vielleicht nach all dieser unnützen Mühe der Tigerseele, dann verstand man sie in einem begnadeten Augenblick, dann hielt man sie — und in dem Bild, das man nun schaffte, lebte der Tiger, das Tier seiner Art und das unverwechselbare Individuum, wie es der ferne Gott über diese Erde gehen ließ. Die Seele war das Letzte, das auszusagen war, und alle Kunst, der die Seele fehlte, war weniger als ein Nichts.

Europa aber, an das er in seiner stillen Einsamkeit dachte wie an ein Kaltes und Fernes und sehr fremd Gewordenes, Europa hatte sich dem Geiste verschrieben, unter welchem Wort es den kühl und klar spürenden, von keinen Gefühlsregungen irritierten Intellekt verstand, dem Geist, der die Wesen nicht formte nach ihrem innersten Wesen und Gesetz, sondern der sie seziierte. Das galt — mit allem Recht — für die Wissenschaften, das galt — und hier ohne jeden Sinn — auch längst für die Kunst. Aber was in den Wissenschaften groß war, das war in den Künsten verächtlich, weil es nichts anderes war als eine Kapitulation unter heuchlerisch lauten Siegesfanfaren. Denn wenn es gut war, daß der Künstler in seinem Bemühen um Kenntnis und Erkenntnis vor seinem Werk den strengen, erdgebundenen Weg des Wissenschaftlers ging, einmal hatte er sich zu erheben von diesem Weg, an jener Stelle, wo er endigte für die Männer der Wissenschaft, einmal hatte sich der Künstler über die Erde zu erheben und hatte den Flug zu wagen über das neue Land. Und er hatte den Mut zu zeigen, bei solchem Flug auch von jenen Dingen sich tragen zu lassen, die angezweifelt und nicht beachtet wurden, weil sie nicht zu sezieren waren. Aber wenn etwas verpönt war in weißen Mannes Land, dann war es das, Gefühl zu zeigen, Gemüt, von der Seele zu sprechen, von diesen Unwägbarkeiten, Unmeßbarkeiten, von der die Ratio sich nicht verwirren lassen will.

Hans Froment lächelte abermals, müde und schwer. Nun, er hatte gelernt auf seiner Reise durch das Wunderreich dieser Welt, er hatte vor allem gelernt, daß der ewig dozierende, ewig die Welt nach seinem Maß bestimmen wollende europäische Mensch nicht so wichtig war, wie er sich gab und angesehen werden wollte. Wenn er wieder daheim war, dann würde er also auch den Mut aufbringen, sich zu dem zu bekennen, das seiner Kunst als Letztes in diesem Lande Kanada zugeflossen war: zur Seele. Und er würde auch den Mut haben, Gefühl und Liebe zu zeigen, die gleicherweise streng verpönt waren in dem, was der weiße Mann "Kunst" nannte. Er würde den Mut zu seinem Wissen haben, das er sich erwandert, erarbeitet und erkämpft hatte in den vergangenen langen Jahren: Kunst war nicht viel, Kunst war nicht allzu wichtig, wenn aber Kunst mehr sein sollte als ein Spiel für Kinder, als ein Zeitvertreib für kühle und auf ihre modischen Raffinessen dressierten Hirne, dann mußte sie eben mehr sein als nur Kunst allein. Dieses "Mehr" aber konnte der Kunst nur heranwachsen aus den seelischen Bezirken des Schaffenden und des Dargestellten. Dieses Seelische jedoch konnte nur dann sichtbar werden, wenn der Künstler sich zuvor aller technischen Mittel versichert hatte, wenn er sich des geistigen Gehaltes seiner Schöpfung bemächtigt hatte, um nun mit Können und Wissen den Absprung zum nicht ungefährlichen Flug zu wagen. Von der Demut zum Forschen also, vom Forschen zum Wissen, vom Wissen zur Erkenntnis, von der Erkenntnis zur Weisheit, von der Weisheit zur Seele, von der Seele zu dem Mute, der sich zu Gefühl und Liebe bekannte — ein langer und wahrlich nicht leichter, aber ein nun endlich nötig gewordener und für ihn der einzig gemäße Weg.

Wie an so vielen vergangenen Tagen hatte er auch an diesem Abend die beiden Männer angehört, seine beiden Kameraden auf dem Weg durch die vereisten Wälder Kanadiens. Nick Boone und den alten Indianer, den man Bob Cat nannte, weil keiner wissen wollte von dem guten Namen, der zu ihm taugte wie kein zweiter: Der vom endlosen Pfad. Nick Boone hatte lange gesprochen und aufgeschlossen wie selten, denn seine Arbeit für die Büffel und dieses wildschöne Land lag ihm am Herzen, und doch — überall dort, wo es geglolten

hätte, das fühlende Herz aufzudecken, von seinen Empfindungen zu sprechen, von seinen Gefühlen, von seiner Seele und dem Unwägbareren, von dem sie bewegt wurde, überall dort war er ausgewichen – es war nicht weißen Mannes Art, derartiges in Worte zu kleiden. Das mochte Kindern anstehen, kleinen Mädchen vielleicht, die man verlachte, sobald sie den Mund öffneten, damit sie ihn schließen lernten für alle Zeit. Es war, wie wenn der weiße Mann sich fürchtete, sich aufzugeben, den Halt für seine Füße zu verlieren, sich schandbar lächerlich zu machen, wenn er nur das Wort Seele, das andere Wort Liebe aussprach. Immer noch war der weiße Mann wie ein ungelinker Jüngling, der vor den Ohren anderer Menschen lieber fluchte, als daß er betete, lieber sich verderbt zeigte, als daß er eine innere Bewegung verriet, der lieber roh erscheinen wollte als weich und gut. Weich und gut – immer noch galt das dem weißen Mann für unmännlich und daher lächerlich, immer noch blieb er unfähig zur Güte und fand niemals den Mut zu seinem wirklichen Selbst, immer noch gehörte für ihn ein unmöglich großer Mut dazu, schlicht gut zu sein. In den Krieg zu ziehen, war viel leichter geschehen als eine gute Tat, als nur ein Wort vom Guten zu sprechen, vom Völkerhaß war weit leichter zu reden als von der Liebe – immer noch nicht war er gereift, der weiße Mann, auch an seinem unendlichen Unglück nicht, er blieb ein unbeholfener, vertrotzter Knabe. Hans Froment aber, der in seinen früheren Tagen selten genug über solche Fragen nachgedacht hatte, Hans Froment hatte es auf seiner langen Reise erlebt, wie in seiner Brust das weiche und sich nach der Verwirklichung des Guten sehrende Herz erwacht war, hatte erlebt, daß es um so lauter zu ihm sprach, je härter das Leben war, durch das er gehen mußte, je mannhafter er sich darin zu behaupten hatte in Sturm und Bedrohung und auch in Gefahr für sein Leben. Und er glaubte heute, weil er sich das Wissen darum erworben hatte, daß ein Herz wohl sich zur weichen Güte bekennen konnte, ohne dem Trübsinn verwaschener Sentimentalitäten zu erliegen.

Er glaubte nicht nur, er wußte darum aus manchem Erleben – von welchen Dingen denn hatte der alte Indianer gesprochen? Von der Seele, von der Liebe, von Gefühl und Gemüt und von der weichen Güte. Er hatte davon gesprochen wie von etwas Selbstverständlichem, er hatte gewußt, daß alles

dieses auch in den Herzen der weißen Männer wohnte, aber er hatte auch gewußt, daß der weiße Mann niemals den Mut finden würde, sich dazu zu bekennen. Er aber fand ihn, diesen Mut, er, der alte Indianer. Und er hatte ein langes, sehr einsames Jägerleben in diesen Wäldern verbracht, sein Jägerhandwerk war oft überaus hart und auch blutig genug gewesen, aber er suchte nicht seinen Stolz in diesem blutigen Handwerk, ruhig bekannte er sich zu zarten Gefühlen, von denen in Europa die kindjung schwärmenden Mädchenlippen nur mit wehmütigem Lächeln zu sprechen pflegten, mit jenem traurigen Lächeln, das zu wissen glaubt, daß das Leben alle diese zarten Blüten schon grausam zertreten wird. Diese schwärmenden Mädchenlippen, die nicht wissen können, daß es nur die Menschen selbst sind, die mutlos und töricht diese Welt grau in grau in Stahl und Eisen erstarren lassen ...

Von neuem füllte Hans Froment den hungrigen Ofen, dann saß er wieder am Tisch und sah gegen das Fenster, hinter dem die schweigende Nacht ohne Laut stand, ertrunken im tiefen Schnee. Er war durch diese Wälder gezogen, sie hatten ihn gezwungen, vielleicht hatten sie ihn verwandelt, weil ihre stille Weisheit in sein Herz geflossen war. Aber er war auf diesem Wege und in diesem Land kein Indianer geworden, er war weiß geblieben, wie er immer weiß gewesen war. Nick Boone stand ihm sehr nahe, er war sein guter Kamerad, sein Bruder vielleicht — den alten Indianer aber, er wußte es gut in dieser nächtlich schweigenden Stunde, den alten Indianer liebte er, wie er einen uralten Baum liebte, ein schönes, starkes, fremdes Tier, liebte ihn, wie er vielleicht den Elefanten liebte, den Großen, den Seltsamen und Rätselschweren.

Aber, und nun lächelte er wieder abwesend vor sich hin, aber wenn er nun nach Europa heimkehrte, dann würde er dort ein Fremder sein und bleiben, und vielleicht würde er in den engen Straßen der fernen Städte dem Alten vom endlosen Pfad näher sein, als er ihm in dieser Hütte nahe war, vielleicht würde er den Menschen dort drüben in vielen Dingen so fremd erscheinen, wie ihm heute der alte Indianer fremd geblieben war, vielleicht würde er in den europäischen Metropolen so verlassen und gezeichnet seinen Weg ziehen müssen, wie wenn er nicht ein Weißer, wie wenn er ein roter Mann

war, dessen Herz unlöslich dem bienenfein surrenden Gesang seiner heimatlich großen Wälder verhaftet geblieben war. Vielleicht ...

Seine Reise war lang und weit gewesen. Jetzt erst, an ihrem Ende, wußte er um ihre Gefährlichkeit. Sie hatte ihn weiter und weiter weggeführt von den heimischen Bezirken, sie hatte ihn entfernt und los- gelöst von den Ursprüngen seines Denkens. Europa — das blieb ein unwirklicher Traum, sehr wirklich aber waren diese Wälder, er hatte in ihnen denken gelernt, wie seit Jahrtausenden in ihnen gedacht worden war vom roten Mann — war er wirklich ganz weiß geblieben? ...

Eine Hand legte sich mit leichtem Druck auf seine Schulter. Erschrocken fuhr er herum auf seinem Sitz, denn er hatte keinen Laut in dem engen Raum gehört. Neben ihm stand der Alte, an den er eben noch gedacht hatte, seine schwarzblanken Augen sahen ihn eindringlich an, das von den scharfen Falten zergerbte Gesicht war starr und unbeweglich wie immer. War es das — oder lag wirklich die ferne Ahnung eines leisen, guten Lächelns auf den schmalen Lippen? Die schwarzen Augen blickten so gut und kameradschaftlich, blickten in solch einer herzlichen Verbundenheit, wie ihn noch kein Mann angesehen hatte in seinem Leben.

Bob Cat tat die Lippen auseinander, leise wie ein Hauch karren seine Worte: "Bruder Maler, laß deine Wache zu Ende sein, dein Schlafsack wartet auf dich. Geh, leg dich schlafen, denn Nick Boone wird morgen mit dir durch den Wald wandern wollen, es wird gut sein, wenn du ausgeschlafen bist am Morgen, es ist kein leichtes Wandern durch unsere Wälder im tiefen Schnee und mit den schweren Reifen an den Füßen. Geh, leg dich und schlaf! Der Alte vom endlosen Pfad wird für dich wachen, sein Schlaf ist lang genug gewesen für sein Alter, und er will, daß auch Nick Boone bis zum Morgen schläft. Ein alter Mann braucht nur noch wenig Schlaf, Bob Cat ist ausgeruht.

Leg dich schlafen, Maler, morgen machst du dich auf die Heimreise zu deinem Volk. Maler — wenn du wieder in deinen Städten bist und einsam zwischen den vielen Menschen, Maler, dann denke an unsere Wälder zurück. Und vielleicht denkst du auch einmal zurück an den Alten vom endlosen Pfad. Und dann werden sich unsere Gedanken vielleicht begegnen, Maler, denn ich

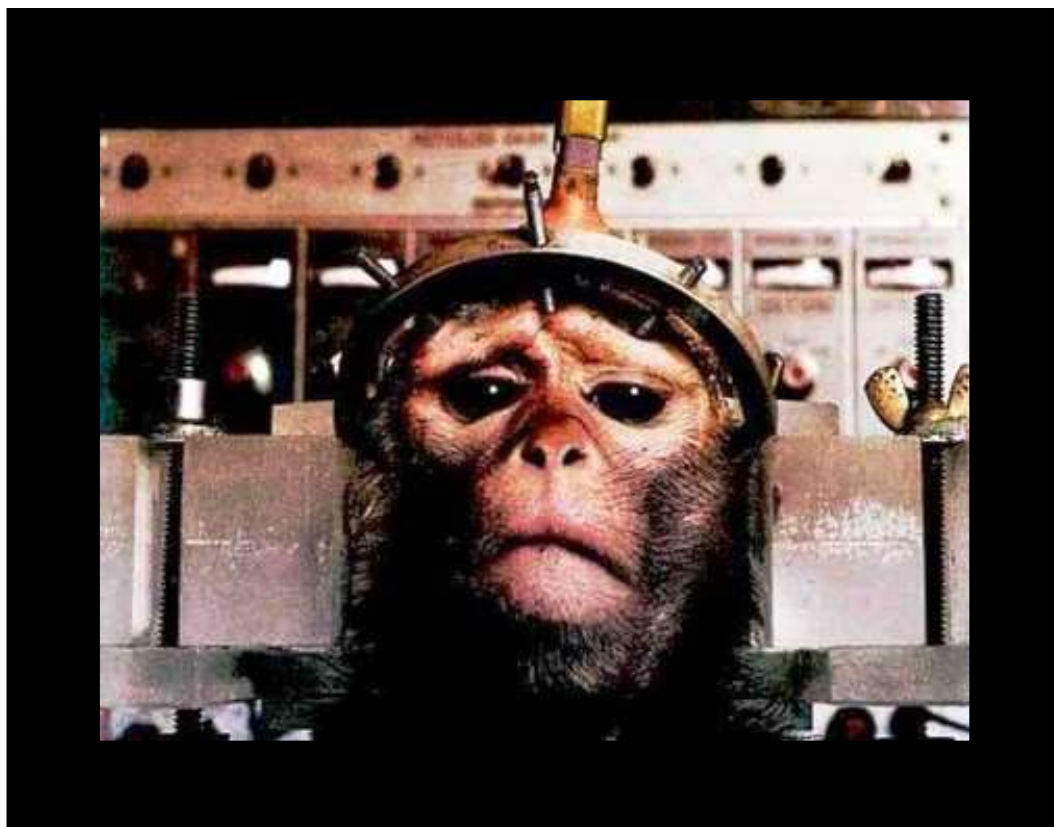
werde oft vor dem Bild meines Totentieres sitzen, das du mir gemalt hast. Ich werde es ansehen und werde immer dabei an dich denken, Maler! – Und nun geh, schlaf!"

Hans Froment stand auf und streckte dem Alten in unwillkiirlicher Bewegung die Hand entgegen. Als dessen harte Finger sich um die seinen legten, brüllte es draußen auf, daß das Blockhaus zu erzittern schien. Der Sturm fauchte durch den Wald.

Der alte Indianer lächelte: "Ki-wä-din!" sagte er. "Er wird die Wolken vertreiben, er wird die Berge freifegen vom Schnee. Und er wird schweigen am Morgen, wenn die Sonne aufsteigt, gutes Wanderwetter werden wir haben, du, Maler, und Nick Boone und auch ich, der ich nach den letzten Menschen meines sterbenden Volkes sehen muß!"

Draußen schrie der Nebelkauz, dann weinte ganz nahe ein Wolf durch die Nacht, und dann stand nur noch der Sturm zwischen Himmel und Erde und füllte die Welt mit dem überirdischen Sang seiner Orgel.

"Schlaf gut, Bruder Maler!" lächelte der Alte vom endlosen Pfad.



Heimkehr

Die starken Trossen spannten sich zwischen Poller und Schiffswand wie seufzende Geigensaiten, noch einmal murrte die Maschine auf, um gleich wieder zu verschweigen, dann hob die drängende Flut den Dampfer an, drückte ihn schwer gegen die Bohlenwand, daß die dicken Fender knirschten – und dann lag der kleine Frachter gebändigt und vertäut am Kai und dümpelte leise im Wellengang. Gleich darauf wurde die Gangway ausgeschwungen, ein Matrose lief als erster hinab und stellte einen Handkoffer sowie ein Suitcase an ihrem Fuße ab, während an Deck der eine Passagier, den das Schiff über den Ozean gebracht hatte, noch einmal zum Abschied dem Kapitän die Hand schüttelte.

Der Schiffsführer, ein schwerer, sehr sorgfältig gekleideter Frieze mit dem sauber ausrasierten Knebelbart, der bei den Seefahrern beliebt ist, legte abschließend grüßend den Zeigefinger gegen den Mützenschirm, dann kniff er die verwaschen hellen Augen zum Spalt zusammen und sah wie hilflos dem jungen Maler nach, der nun, die Aktenmappe mit seinem Zeichenmaterial unter dem Arm, das Schiff verließ. Da war er also wieder einmal einen Passagier los – fort mit Schaden! Er nahm mitunter nicht ungern den Nebenverdienst mit, der dadurch in seine Tasche floß, daß er für eine Reise auf seine Kajüte verzichtete und das Quartier des Ersten Offiziers bezog, das Geld war nicht zu verachten, aber die Passagiere selbst waren zumeist nichts anderes als eine Belastung, als eine störende Belästigung. Was solch ein Mensch im Verlauf von zehn Tagen an Unsinn zusammenschwatzen konnte, das ging nicht nur nicht

auf eine Kuhhaut, das war nicht einmal auf der vollen Takelage eines Viermast-Schoners unterzubringen! Ein lästiges Volk waren sie, nichts weiter, Stadtmenschen an Bord und auf See ... Nun, der hier, der war anders gewesen als alle sonstigen gelegentlichen Fahrgäste, derart anders, daß es mit ihm nun auch keine Freude gewesen war. Der hier hatte geschwiegen, daß es schon einer Beleidigung nahe gekommen war — und alle Tage bis in die tiefe Nacht hinein und bei jedem Wetter immer an Deck und auf das Wasser gestarrt wie ein Kind, das ein Wunder erwartet ...

Da — der Kapitän drückte die Augen noch schmaler zusammen und legte den Kopf schräg wie eine alte Raubmöwe, die auf ihr krabbelndes Junges sieht —, da stand er also jetzt an Land und hatte sich herumgedreht und achtete nicht auf den Beachcomber, der sich an ihn heranschlängelte und zum Koffertragen anbot, er sah auf das Meer hinaus, und sein ganzes Gesicht, man konnte das von Bord aus sehen, war krank vor Sehnsucht und wie versteint in Enttäuschung: das Wunder, das er erwartet hatte, war nicht gekommen und kam auch in dieser Minute nicht mehr, in diesem letzten Anblick der großen See ... Mißtrauisch warf der Kapitän einen kurzen Blick über seine Schulter zurück: hinter ihm dehnte sich die See in die Unendlichkeit. Blaugrün und blank wälzten sich die Flutwellen gegen das Land, die weißen Schaumkronen ritten herein in ungezählten Geschwadern, die Möwen schrien unter dem verhangenen Aprilhimmel — was war nun schon groß zu sehen an dieser Wasserwüste ... Er, der Kapitän, er hütete seit Jahrzehnten einen Ferientraum, der sich nie erfüllte, einen Traum von einer blühenden Bergwiese, in deren duftendem, blütendurchsticktem Gras man sich wälzen konnte wie in einem Bett und über bewaldetes Hügelland gegen die zerrissene Front des gletschergleißenden Hochgebirges sah ... Einmal im Leben für zwei Wochen in dieser Bergwiese liegen dürfen, nichts sehen von den Weltmeeren und den Schiffen, durch den sonnenwarmen Wald schlendern, auf die Berge klettern, schwimmen im Süßwasser der Seen — dem jungen Mann da unten auf der Landungsbrücke standen alle diese Herrlichkeiten offen, aber es schien, als ob er weinen wolle, weil er sich vom Meer trennen mußte ... Nun ja, er kannte es nicht, er brauchte sich nicht auf ihm sein Brot zu verdienen, er konnte

zurückkehren auf das Wasser, wann er wollte, als Passagier, als feiner Max, er aber, der Kapitän, er würde wohl niemals auf Ferien in die Berge kommen, niemals im Blütenduft einer Bergwiese einen Sommertag verträumen und verdösen dürfen ..

Da unten auf der Brücke nahm der Beachcomber jetzt die Koffer auf, der Passagier folgte ihm quer über den Quai und verlor sich zwischen den Schuppen – fort mit Schaden, der Kapitän wandte sich mit einem eckig eiligen Ruck ab, es wurde Zeit, daß der Lotse von Bord kam, damit man wieder Herr wurde auf seiner Brücke, morgen in der Frühe mußte man wieder loswerfen und den Strom hinauffahren, zum großen Hafen, in dem der Hauptteil der Ladung zu löschen war, in dem auch das große Gepäck des Malers endlich von Bord kam, dann konnte man endlich wieder die Kapitänskajüte beziehen und hatte seine gute Ordnung und Gewohnheit – für das nächste halbe Dutzend Reisen würde er sich jeden Passagier vorn Halse zu halten wissen ..

Hans Froment stolperte bedrückt und abwesend seinem Gepäckträger nach, der ihn quer über die Geleise zum kleinen Bahnhof des Seehafens führte. Die große Reise war beendet, zu Ende war der Rausch von Fahrt und Schau und Arbeit und Erleben, nun lag der Ozean wieder zwischen ihm und der Welt, er war daheim in Europa, es zeigte ihm zur Begrüßung das klirrend kalte Gesicht seines ruhelosen Arbeitens – er fühlte sich kaum anders als einer, der unschuldig in ein Zuchthaus geführt wurde. Kreischende Kräne, pfeifende Lokomotiven, rollende Wagen, schreiende Stimmen, die Wüstenei der technischen Landschaft – wo waren die großen Wälder geblieben, die tropischen Dschungeln, die sonnenflirrenden Steppen der Tiere? Nun hatte ihn auch das Weltmeer von sich gestoßen, die große Straße, die in die weite Welt führte, hier stolperte er über spitzkantige Steine, über stählerne Schienen, umbellt, umfaucht, umklingelt und umrasselt von den nur zweckhaft konstruierten Geräten, Werkzeugen und Maschinen des sinnlos scharwerkenden Europas, dessen Technik sich wie ein Aussatz über die Welt fraß – ausgestoßen war er aus Weite und Freiheit, vertrieben war er von allen

Wanderstraßen, verflucht war er dazu, den Rest seines Lebens zwischen Beton und Eisen und Glas zu verbringen ...

Der kleine, krummrückige Mann in den vertragenen und wenig sauberen Kleidern, der ihm vorausging, drehte den Kopf zurück und grinste mit schwarzstummeligen Zähnen: "Das mit dem Frachter ist ein Witz, Herr, der hat den Fahrplan im Kopp! In zehn Minuten fährt Ihr Zug!" – Hans Froment antwortete nicht und setzte schweigend seinen Weg fort. Diese Landschaft aus Zement und Wellblech, aus Stahl und Steinen war die nackte Hölle, der Mann da vor ihm nichts anderes als ein abstoßender, trinkgeldgieriger Tagedieb – als er dann aber den Bahnsteig betrat und einige Rudel Menschen sich drängen sah vor den Türen des bereits wartenden Zuges, übermannte ihn die Nervosität der Ablehnung, des Erschreckens vor der unentrinnbaren Nähe all dieser Menschen derart, daß er leise aber unaufhaltsam heftig zu zittern begann am ganzen Leibe – wenn er hätte davonlaufen können, sich irgendwo verkriechen ... Er erblaßte, sein hilfloser Zustand verstörte ihn, er merkte wohl, wie die Menschen auf ihn blickten, wie sein Kofferträger ihn amüsiert und verdutzt von der Seite anstarrte, er gab sich alle Mühe, seine Erregung niederzuzwingen, aber es gelang ihm nicht, und er wurde selbst dann noch nicht Herr über sich, als er endlich ein leeres Abteil der teuersten Klasse entdeckt und es sogleich mit Beschlag belegt hatte, als er die Tür zwischen sich und der draußen lärmenden Menschenwelt schließen konnte. Dann stand er am Fenster, geschüttelt von der Erregung seiner Abwehr, sah dem lumpigen Mann nach, der, feixend über sein unerwartet großes Handgeld, sich davon trollte, eiligst und auf schnurgeradem Wege der nächsten Schnapskneipe entgegen, stand am Fenster, immer noch leise zitternd, und fiel erst dann erlöst in das Polster, als der Zug sich endlich in Bewegung setzte und er allein geblieben war in seinem Abteil.

Und dann saß er in seine Ecke gedrückt und sah großäugig zum Fenster hinaus: die eisern kalten Anlagen der Bahn, herumstehende Wagen, Schuppen, Dienstgebäude, dann öffnete sich ihm der Blick auf die Straßen der kleinen Stadt. Häuser dicht an dicht, technisch konstruierte, überfüllte Bienenwaben, hinter jedem der zahllosen Fenster spulten sich Menschenleben ab, verwickelten sich menschliche Schicksale inmitten der dichten Wolke des

Dunstens und Lärmens der unzählbaren Nebenmenschen — wie nur konnte man derart leben in einer Welt, die unendlich weit war und groß und reich und voll von abertausend seligen Einsamkeiten? Lichter wurden die Häuser, Wiesen breiteten sich im blanken Grün des jungen Frühlings, schmal belaubte Bäume bogen sich im Wind, dann stand eine Kuh auf der Weide und sah mit töricht leeren Augen gegen den nun schnell und schneller dahinklirrenden Zug an, dann war ein braunes Fohlen, das lief zwischen den Hecken der schön und schlank dahintrabenden Mutter nach — Hans Froment seufzte auf, nun endlich hatte sich das Zittern seiner Nerven verloren, er griff in die Tasche und zündete sich eine Zigarette an.

Und nun breitete sich das Land glatt und grün bis zum fernen Horizont, über dem die schweren Wolken der See standen. Hier und da erhob sich aus der Ebene der fruchtbaren Marsch, der Acker, Wiesen und Weiden die Mauer einer Baumreihe, in deren Schutz ein Hof sich duckte vor der Gewalt der Winde, die vom Meere kamen und ihren salzig herben Atem über die Felder der Bauern trugen. Schon war das Vieh auf allen Weiden, die schweren bunten Milchkühe, die blanken Mutterstuten mit ihren Fohlen. Die grünenden Hecken wurden von tausend Vögeln umhuscht oder überspielt, und auf den zahllosen Wasserläufen, die schmal und gerade das Land durchzogen, schwammen die Gänse und gründelten die flinkbunten Enten. Schwer und diesig lag die Seeluft über dem Land, die Bauernhäuser waren geborgen unter dem dicken Rethdach, der Wind sang durch die Weiden und Eichen am Haus — auf der anderen Seite des Bahndammes, über den der Zug nun mit seiner ganzen Schnelligkeit dahinrollte, breitete sich der Strom, in den der Atem des Meeres stand, und die Flut ritt auf tausend weißen Schaumkämmen landeinwärts, der gleichen Stadt zu, der auch der Zug entgegeneilte, der Hans Froment mit sich durch das Land seiner Heimat trug.

Entspannt lehnte er sich gegen das samtigen weiche Rückenissen, es war so überaus tröstlich, zu wissen, daß er bis zu seiner Ankunft in diesem Abteil allein bleiben würde ... Seine Heimat! Ja, er fühlte, wie dieses Land in seiner großen Schlichtheit grüßend an sein Herz rührte, er war aufgewachsen in ihm, unter diesen Himmeln hatte er zum erstenmal die Welt gesehen und erlebt,

unter diesen Himmeln waren ihm die Augen geöffnet worden, ihre Landschaft war zutiefst in ihm beschlossen, er war daheim, er wußte es und durfte es fühlen. Und doch und trotz allem: nichts von dem Glück des Heimkehrenden war in ihm, des aus der Fremde Zurückkehrenden, er war sehr müde, in ihm war Dunkel und Trauer, er fühlte sich krank. Fern in den Wäldern des Landes Kanadien stand das feine Sausen in den Kiefernzweigen, durch die Dschungel des Terrai strich der Tiger, "A-o-ong!" läutete sein Ruf und war wie ein dunkler Gesang der Wildnis, und durch die Steppe am Fuße des Oldeani gellte die Drommete des großen Elefantenbullen, der seine einsame Fährte zog durch das endlos weite Reich seiner stillen Einsamkeiten ... "

Er war heimgekehrt, aber nun wußte er, daß er nicht mehr in diesem Lande beheimatet war, sein Herz war fremden Fluren verhaftet es gehörte den wilden Wäldern an, sein Herz fürchtete sich über alle Maßen vor der drängenden Menschenfülle der Stadt, die ihn erwartete. Und nicht das stille Glück der Heimkehr lebte in ihm, in ihm zitterte die unheimliche Furcht, die einen Mann überwältigen mag, der seiner Hinrichtung entgegenging. Diese stumme, schnürende Furcht — sie war in ihm auferstanden in den Wäldern Kanadas, auferstanden in jener einsamen Nacht, als ihm bewußt wurde, daß er nun die wilde Welt für immer verlassen mußte. Er hatte gegen sie angekämpft vom ersten Tage an, aber sie war stärker gewesen als er, sie war mit jedem neuen Tage neu und stärker in ihm erwacht, sie hatte ihn schließlich übermannt und bewältigt. Eine Blutwelle der Scham pulste über sein Gesicht, als er daran dachte, daß er vor kaum einer halben Stunde zitternd und mit einem nur mühsam unterdrückten Angstschrei auf den Lippen über den Bahnsteig des Seehafens gegangen war ...

In jenem fern fernen Blockhaus am See, das unter der vereisten Baumwucht des Waldes langsam im endlos und dicht fallenden Schnee versank, war die Furcht vor dieser Rückkehr in ihm erwacht und erwachsen, wenige Tage später war sie zum hellen Schrecken geworden. In der Stadt hatte er ein langes Telegramm des guten Herrn Weidemann vorgefunden: man erwarte ihn also mit dem Dampfer, den er zu seiner Rückkehr bestimmt hatte, man würde ihn feierlich von Bord holen, man würde noch am gleichen Tage

mit ihm eine Sonderausstellung seiner Gemälde eröffnen, alles war bereit, besprochen und bedacht, Presse und Rundfunk und Kameramänner waren benachrichtigt, der berühmte, von seiner vieljährigen Weltreise heimkehrende Tiermaler würde in seiner Heimat die ihm gebührende große Propaganda finden. Es war keinerlei Freude, es war nichts als ein bleiches Entsetzen in ihm gewesen, als er damals jene Zeilen gelesen hatte, und dann hatte er sogleich zurücktelegraphiert: seine Rückreise verzögere sich aus mancherlei zwingenden Gründen, dann hatte er die bereits belegte Passage zurückgezogen, hatte sich für zwei Wochen in einen verlorenen Winkel am Ufer des Kitschigami gerettet, hatte eine dritte Woche in New York verbracht, wie merkwürdig war es doch, daß diese fremde Riesenstadt ihn kaum berührt hatte, daß er, ganz unangetastet von ihrem überstarken, überlaut drängenden Leben durch sie hingefahren war, seine Tage draußen im großen Tierpark, im Bronx-Zoo, verbringend oder in den stillen Sälen der mit Seltenheiten überreich gefüllten naturgeschichtlichen Museen.

Er lächelte trübe gegen das Fenster, hinter dem die frühlingshell grünende Landschaft vorüberflog. Jene Wochen waren wie eine einzige Flucht gewesen, ein Verkriechen in der Furcht vor der kalten Enge der europäischen Stadt, die ihn erwartete, erwartete, um ihn mit einem Ruhm zu bekränzen, vor dem ihm grauste. Und vielleicht waren diese Wochen nichts als ein letzter Versuch gewesen, sich uneingeschränkt der wilden Welt zu bewahren, der allein er in den vergangenen Jahren gelebt hatte. Aber wenn es so war, dann war ihm dieser Versuch nicht sonderlich gut bekommen, denn in den großen und mit unwahrscheinlich vollkommen präpariertem Tiermaterial vollgestellten Sälen der Museen war eine neue Verwirrung über ihn gekommen. Er kam aus Kanada, er war erfüllt, war überwältigt von der stillen Größe der kanadischen Wälder, die er hatte erleben dürfen, er hatte geglaubt, durch die urweltliche Landschaft zum eigentlichen Wesen der Natur und seines eigenen Inneren vorgedrungen zu sein – und dann war er in jene Halle getreten, die das Museum seinem großen Konservator, Carl Akeley, zum Gedenken mit Gruppen der afrikanischen Tierwelt bestellt hatte, und dann war vor diesen Tiergruppen in Hans Froments Herzen die alles überwältigende, alles andere

überschwemmende Sehnsucht nach den Wäldern und Steppen Afrikas, das fressende, bittere, das giftige Heimweh nach der großen Heimat des Elefanten von neuem erstanden und war nicht wieder zum Schweigen zu bringen gewesen ... Und mit diesem Heimweh nach dem wilden Afrika hatte er sich dann auf den kleinen Frachter verkrochen und war über das Meer gefahren. Und dann hatte er durch Tage auf dieses Meer gesehen und hatte nichts anderes aus seinem bewegten Spiegel erblickt als jene vollendet gestalteten Tiergruppen, vor denen er die Tage vom Morgen bis zum Abend versessen hatte, daß ihn die Museumsdiener mißtrauisch umschlichen hatten, wie wenn sie in ihm einen Anarchisten vermuteten, der jeden Augenblick eine Bombe schleudern konnte: ach, der starke Gorilla-Mann vor der Silhouette des Mikeno, seine Brust trommelnd mit geballten Fäusten, die Kaffernbüffel, die Säbelantilopen, Grants-Gazellen, die Löwen, die Zebras, die Elefantenherde mit windend sich streckendem Rüssel, zusammengedrängt wie in die Schlachtordnung eines Volkes der Urzeit, den weiten Saal beherrschend in gigantisch wuchtiger Massigkeit. Ja, mit diesen Bildern im Herzen war er über das Meer gefahren, voll von hoffnungsloser Sehnsucht nach der für immer verlorenen Heimat der Tiere — es hätte keines sonderlich starken Entschlusses bedurft, sich über die Reling zu schwingen, sich, das Bild der rufenden Elefanten vor Augen, still in den lang dünnenden Wellen versinken zu lassen ...

Sein Blick schweifte hin und her, flog einmal links, einmal rechts zu den Fenstern hinaus, und langsam wuchs die Bedrückung wieder überstark in seinem Herzen auf. Kaum eine gute halbe Stunde war der Zug in seiner vollen Geschwindigkeit dahingerollt, und schon versank hinter ihm das fette, grüne Land der Marschen, die Weiden der Tiere, die einsamen Höfe hinter den schützenden Baumhecken. Zur Linken verschwand der Strom hinter den langgezogenen Schuppen des Fischereihafens, hinter den sich endlos breitenen Fabriken der fischverarbeitenden Industrie, die dann endlich von den Werften abgelöst wurden. Zur Rechten des Zuges, der, unerbittlich klirrend, mit jeder Umdrehung seiner Räder Hans Froment ein gutes Stück näher an die gefürchtete Stadt seiner Heimat heranbrachte, zur Rechten wurde das Land langsam aufgesogen. Eine kurze Strecke noch breiteten sich die

lichten Wälder der Obstbauern, dann schossen unvermittelt großstädtische Häuserblocks aus dem Land wie Inseln aus einer grünbraun verrinnenden See, dann dehnten sich unübersehbare Komplexe von Fabriken aus, rannen ineinander, zwischen ihren qualmenden Schornsteinen breiteten sich Arbeitersiedlungen mit peinlich rechtwinklig exakt angelegten Gemüsegärten, dann schlossen sich wieder die Riesenschornsteine zur endlosen Straße, in den eisernen Hallen rasselten und stöhnten und schrien die Maschinen – und dann war plötzlich das letzte Grün davongeschwemmt, eroffen im Grau von Stein und Stadt, der erste Vorort legte sich in nackter Scheußlichkeit über das Land, verräuchert und eng, seine schwarzen Mauern schluckten den Schienenstrang in sich ein und verstellten jeden Blick, der in das Freie zu entkommen versuchte.

Hans Froment lehnte verloren in den Polstern und fühlte, wie die Faust der Furcht sich abermals um sein Herz schloß. Seine lange Wanderschaft hatte ihn durch manche Stadt geführt, er hatte sich nicht um sie gekümmert, er hatte sie kaum gesehen, denn keine einzige Stadt hatte ihn, der den Wildnissen verfallen gewesen war, interessieren können. Eine Stadt – das hatte ihm nicht mehr gegolten als dem Reisenden ein Bahnhof, immer hatte er so schnell wie möglich seine Angelegenheiten erledigt, kühl und unbeteiligt war er durch die Straßen gegangen oder gefahren, eine jede Stadt war ihm kalte Fremde geblieben, die niemals zum Bleiben verlocken konnte. Aber jetzt, heimkehrend von seiner großen Fahrt, mußte er erkennen, daß ihm nun auch Hamburg, die heimatliche Stadt, zur Fremde geworden war, zur beengenden, beängstigenden Fremde, er wußte, daß es ihm ganz unmöglich sein würde, sich dem Leben in ihren Straßen und Häusern zu fügen – ratlos und krank floh sein Blick zu den Fenstern hinaus: er hatte den letzten Grund seiner Furcht begriffen. Und der tiefste Grund dieser seiner Furcht war sein geheimes, bisher immer vor sich selbst verheimlichtes und verleugnetes Wissen, daß er ein Fremdling geworden war in der Stadt, in Europa, in der drängend erfüllten, ewig getriebenen, immerfort lärmenden Welt der weißen Menschen ... Manchmal, allein in seinen stillen Wäldern, war in ihm wohl ein Ahnen um diese Dinge aufgestiegen, aber dann hatte er sich diesen grauen Nebelstreif verwehelter Sorge immer selbst

hinweggelächelt, ein wenig trübe vielleicht, ein wenig bänglich wohl auch – immerhin aber: er hatte gelächelt, er hatte lächeln können. Nun aber, in dieser Stunde, nun war jedes Lächeln unmöglich geworden: der Blick, der zu entrinnen versuchte, traf immer wieder gegen die gleichen nackten, farblosen, fensterreichen Häuserwände. Sie standen so dicht am Bahndamm entlang, daß man in die Zimmer sehen konnte, in deren Enge Wand an Wand das Leben ungezählter Familien seine Heimstatt hatte. Straße um Straße, eine Vorstadt nach der anderen, und eine war nackter und häßlicher noch als die andere – wie schön doch, eine Wohnstätte, ihrer Menschen würdig, lag das einsame Blockhaus am fernen See im Lande Kanada, wie idyllisch breitete sich ein Negerdorf am Rande der endlosen Steppe und des ewigen Urwaldes ... Und nun hatte sich der Himmel grau verhangen, dünn und böse piffte der launische Aprilwind dahin und peitschte Fahnen kalten Regens über die Häuserwände und gegen die Fensterscheiben. Dann rasselte der Zug über eine Brücke, der große Strom, hier schon gebändigt und nicht mehr von den Gezeiten des nahen Meeres beunruhigt, wälzte sich unter ihrem Eisenwerk grau und träge dahin, aber kaum daß der Blick, der seiner Haft in die Weite entstürzte, dieses Bild in sich aufgenommen hatte, wurde der Zug bereits wieder von neuen Straßenzügen eingeschlungen. Abermals hob sich Fabrik neben Fabrik, fanden sich die hohen Essen nebeneinander zur endlosen Parade, dann wieder blockten die monströs häßlichen Fassaden der Arbeiterkasernen straßauf und straßab, dann waren nüchterne Straßen, dann eine Reihe amtlich nüchterner Gebäude – und dann rollte der Zug in die dampfdurchstoßene Glashalle des Bahnhofes ein und lief in ihr aus ...

Hans Froment blieb sitzen auf seinem Platz und sah verstört auf die vielen lauten und bunten Menschen, die sich auf dem Bahnsteig drängten – da war das nervöse Zittern wieder in ihm und ließ ihn leise aber unaufhaltsam fliegen an allen Gliedern: es konnte nicht wahr sein, daß er hier daheim war, und es war doch ganz und gar unmöglich, jetzt diesen sicheren Eisenkasten, der ihn schützte vor dieser feindlich fremden Welt da draußen, zu verlassen, mit freiem Willen hinauszutreten und sich diesem brodelnden Menschenstrom

einzufragen. Eine alte, dicke, mit geschmacklosen Farben behängte Frau latschte auf schiefen Hacken dicht unter seinem Fenster über den Bahnsteig, sie führte einen Hund an der Leine, einen edlen, hochgezüchteten, silberhellen Schäferhund. Ein schönes, kluges, tapferes Tier, man konnte das sehen mit dem ersten Blick, aber jetzt bot er ein trauriges, ein bejammernswürdiges Bild: er kroch fast hinter der dicken Frau her, willenlos dem Zug ihres Riemens folgend, er hatte den schönen buschigen Schweif unter den Leib gezogen, die Ohren scharf angelegt, ratlos und zutiefst verschreckt starrten seine goldenen Augen in die rasend fremde, in die unfäßlich feindselige Welt aus Eisen und Stein, aus Maschinenklirren und Menschenstimmen, gegen diese Welt, die ihn von allen Seiten ansprang und überfiel mit ungezählten fremd drohenden Schrecknissen. Ein kluges, edles, mutiges Tier, so tapfer, daß es den Mut zu seiner Furcht hatte, Hans Froment öffnete sich diesem Bild da draußen wie dem Gruß eines Bruders – da aber wurde die Tür seines Abteils aufgerissen, ein Uniformierter schrie mit grober Stimme herein, daß hier die Endstation sei und alles aussteigen müsse, er schaffte sein Gepäck hinaus und bastelte, den Menschen abgewandt, sinnlos so lange an ihm herum, bis der Bahnsteig endlich leer wurde, dann hastete er eilig die Treppen hinauf, drängte sich durch die Sperre, sah vor dem Portal eine Reihe von Taxiwagen halten, achtete mit keinem Blick auf die rings brausenden Großstadtstraßen, flüchtete aufatmend aus dem Gewühl des Bahnhofseinganges in die Sicherheit eines anderen Abteils aus Eisen und Glas, das ihn schirmte vor den Menschen, und fiel mit erlöstem Seufzer, immer noch zitternd an allen Gliedern, gegen das Polster zurück, als der Wagen anfuhr.

Und als er ausstieg in der stillen Straße der Bürohäuser, deren bekanntes Bild ihn ansprang wie die Nachtmahr eines Alptraumes, hatte sich dieses dünne Zittern noch immer nicht verloren, der Chauffeur, der ihm das Wechselgeld herausgab, sah ihn verwundert an, als er dann aber in die feindselig abweisenden Augen des Mannes mit dem verschlossen schmalen und merkwürdig gelbbraun gebranntem Gesicht sah, verschluckte er die neugierig mitfühlende Frage, die schon auf seiner Zunge lag, setzte sich hinter seinem Volant zurecht und fuhr schnell davon: er hatte wesentlich mehr zu tun, als sich um die Nervenleiden oder um die Krankheiten wildfremder Menschen

zu kümmern, er hatte Geld zu verdienen, hatte so rasch wie möglich zum Bahnhof zurückzukehren und sich dort eine neue Fuhre zu sichern ...

Hans Froment aber nahm nun eilig das Gepäck auf, schlüpfte in das Haus, er atmete auf, als er einen fremden Mann hinter dem Schalter der Portierstube sah, der ihm mit kaum interessiertem Blick und ohne Wort seine Schlüssel reichte, er fühlte sich wie befreit, als er mit seinem Gepäck in den Fahrstuhl gestiegen war und mit ihm hinauf in das oberste Stockwerk fuhr.

Als er dann aber seine Koffer vor der Tür niedersetzte, um das Schloß aufzusperren, blieb er reglos stehen, das Schlüsselbund in den Händen, und sah sich wie furchtsam um. Es war still in dem großen Hause, sehr still hier in dem langen Gang dicht unter dem Dach, und diese Stille war so tief, so widernatürlich, daß sie über ihn fiel wie eine Bedrohung. Er entsann sich, daß er sich manchmal in den vergangenen Jahren der Reise heimgesehnt hatte nach dieser Stille, daß er davon geträumt hatte, in ihr sein Werk zu schaffen, das große Werk, zu dem ihn die Wanderjahre verpflichteten, das Werk, das erst die eigentliche Ernte seiner Weltfahrt, seines Erschauens und Erlebens zu bergen hatte. Jetzt aber durchlief es ihn wie ein eiskaltes Schaudern: das hier war die Stille eines Grabes, eines steinern kalten Zuchthauses, verstummt für immer waren für ihn die großen Melodien der Welt, denen er durch die Jahre hatte lauschen dürfen, das Atmen der See, der Wind in den Bergen, die tausend Stimmen der Tiere im wilden Wald. Hinter ferne Horizonte gestürzt war die weite Welt, er war verlassen, er war einsam, er war wehrlos dieser tödlichen Stille ausgeliefert, nichts blieb ihm, als sie zu beleben, zu erwärmen, tönend zu machen mit den Bildern der Erinnerung, mit den Visionen ferner und fremder Gesichter. Aber zu Ende, unwiderruflich zu Ende war das eigentliche, das wahre Leben, nun hatte er das zu tun, um das er die Mönche Indiens und Tibets oft heimlich bei sich geschmäht hatte: sich abzuwenden von der blühenden Welt und einzugehen in die Kälte des selbstgewählten Verließes. Und darum erfüllte ihn auch jetzt vor dieser Tür nicht das stille Glück des Heimkehrenden, das er sich manchmal erträumt hatte für diese Minute, er war von Trauer und von Furcht erfüllt, denn er kehrte nicht heim, er ging in seine Verdammnis.

Als er dann endlich die Tür öffnete, sprang das Licht des überhellen Raumes ihn an. Er hob nicht den Kopf, er sah sich nicht um, er schleifte sein Gepäck über die Schwelle und stellte es umständlich auf an der Wand. Dann schloß er die Tür – und dann lehnte er an ihrem Holz, und seine Augen wanderten durch den weiten Raum. Sein Heim – das hier also war der Ort in der wildweiten Welt, an dem er zu Hause war. Um dieses gleichgültige Zimmer unter dem schrägen Glasdach hatte er die Weite und die Schönheit und die Freiheit der Welt verraten und verlassen: den Götterwagen der afrikanischen Sonne, der glühend dröhnend über die Steppe der Tiere fuhr, die Sterne über dem Himalaja. das Flüstern der Ewigkeit in den kanadischen Wäldern. Um diese vier Wände, um den Arbeitsplatz unter dem Glasdach, vor den beiden Fenstern, die sich gegen den Hafen öffneten, um diesen Boden, mit Teppichen belegt, um diese Bücher an den Wänden, um Couch, um Sesseln und Schrank, um das Bett hinter jenem Vorhang, um den elektrischen Herd in der Küchennische dort. Hier also war er daheim, hier also war er nun eingefangen für alle Zeit ...

Aber dann war da doch etwas, das ihn wie ein Gruß berührte: eine goldene Tafel leuchtete an der Wand, Gazellen flogen vogelgleich über sie dahin. Da war der Caspar David Friedrich, und seine Nebel entstiegen stumm und feierlich den Tälern des Riesengebirges, und da schritt schwarzweiß der Tiger des unbekanntes englischen Radierers durch die Dämmerung seiner Dschungel. Nein, er war nicht fremd in diesem Raum, zögernd tat er zwei, drei Schritte in ihn hinein. Da stand sein großer Zeichentisch, aber er war hoch bepackt, er brach fast zusammen unter der Last der Skizzenbücher, die in sorgfältig geschichteten Stapeln seine Fläche bedeckten. Hans Froment erkannte sie sogleich: es waren die Skizzenbücher, die er von seiner Reise heimgeschickt, eine unendliche Anzahl, die Ernte seiner Reise, die Ernte seines Lebens. Und der Arbeitsraum unter dem Oberlicht war drängend angefüllt mit Kisten und Kasten aller Größen, vierzehn, achtzehn, nein, es stimmte schon, es war nicht eine einzige verlorengegangen, in einigen Tagen würden mit seinem Gepäck noch einmal vier Kisten kommen, dann hatte er sie alle beieinander, dann konnte er sich mit ihnen in diesem Friedhof hier vergraben ... Die gute stille

Frau, die seine Räume in Ordnung gehalten hatte, hatte sich auch dieser Kisten angenommen und hatte dafür gesorgt, daß nichts von ihrem Inhalt verderben konnte. Da hing ein Fell über den einen Kistenrand, seidig weiß und schwarz gestreift, es leuchtete wie dünnes Blattgold im Mondlicht, Hans Froment sah das fast unsichtbare Loch des Einschusses zwischen den Augenlöchern und wandte sich eilig ab. Aber da war ein anderes Fell, kastanienbraun und auf der Hinterhand gestreift wie das eines Zebras, die Decke eines Okapi, und auf ihm lag ein dickes ledernes Album und bleckte seine mit Photos beklebten, sperrenden Seiten. Hans Froment ging nicht um einen Schritt näher, er wußte, die Photos zeigten Elefanten und wieder Elefanten und nichts anderes als Elefanten, das Okapifell und das lederne Album hatten ihm damals die Männer von der großen Zählungsstation am Kongo zum Abschied und Angedenken geschenkt – sollte er sich nun in einen bequemen Stuhl setzen, in dem Album blättern und sich an den Bildern erfreuen, war nun das leere Alter gekommen für ihn, war es so weit mit ihm, daß nun alles zu Ende war, Reise und Erleben, Wanderung und ewige Schau, wartete nichts anderes mehr auf ihn als der friedlich genießende Lebensabend? Er war nicht für ihn bereit! ...

Er wandte sich ab, ging gegen die Fenster, sie waren einen Spalt geöffnet und ließen die frische Luft durch die trockene Wärme der Zentralheizung streichen, er stieß einen Flügel zurück und sah hinaus. Gleich Stufen einer großen Treppe sprangen unter ihm die Dächer hinab zum Strom, fast schwarz wälzte dieser sich unter dem niedrigen Aprilhimmel dahin, weiße Kämme wischte der Wind aus der dunklen Flut. Ein stetig ziehender Dampfer, stuckernde Barkassen, verwehende Rauchmähen, Möwen schrien durch sie dahin. Hans Froment stand und biß die Zähne übereinander. Es war unmöglich, es war nicht zu ertragen. Wenn er damals, vor unausdenklich abgelebten Zeiten dieses Bild geliebt hatte, sich immer wieder an der drängenden, unbeirrbar Kraft des Stromes aufgerichtet hatte, der sich dem nahen Meere entgendehnte, jetzt ertrug er es nicht, dieses Bild täglich und stündlich vor seinem Fenster haben zu sollen. Hier hockte er in gläserner Wabe, ein Gefangener der Stadt und nichts anderes, und dort dehnte sich der Strom,

dort glitten die Schiffe hinaus, dem Meere zu. Und hinter diesem Meere begann die Welt, die er in seinem Herzen trug, die wahrhaft wirkliche Welt, er konnte sich nicht in jeder Minute daran erinnern lassen, daß sie ihn ausgestoßen hatte, er fühlte, daß er schon jetzt krank vor Heimweh war. Vor Heimweh nach den verlassenem Wildnissen, nach den gefährlichen Einsamkeiten, nach den Tieren, die nahe seinem Blick oder gar seiner schmeichelnden Hand über diese reiche Erde gingen. Da war das Leben, da war das Glück gewesen – und nun sollte er für ewig ausgeschlossen bleiben von diesem unerschöpflichen Reichtum, vier steinerne Wände, eine gläsern überdachte Zelle, ein Blick über die Wirrnis der Dächer auf den fühllos gleichgültigen Strom, auf den leeren, von schmutzigen Rauchschwaden durchstreiften Himmel? Er war nicht heimgekommen, er war in das Leere gestürzt, er litt am Heimweh, daß es ihm die Kehle drosselte...

Er trat zurück und wandte dem Bild des Hafens den Rücken zu. Auf dem runden Tisch, an dem er einst zu essen pflegte, türmten sich Briefe und Postsendungen aller Art zu Stapeln. Verloren sah er darüber hin. Post erwartete ihn, das konnte er nur dem Herrn Weidemann zu verdanken haben, der die Presse und alle Welt von der Heimkehr des inzwischen sehr bekannt, ja berühmt gewordenen Malers verständigt hatte. Er konnte sich denken, was alle diese vielen Briefe enthielten: geschäftliche Anfragen, Aufforderungen, Einladungen, Reklamen, vielleicht auch manche üblen Schmähungen von Menschen, die er überholt hatte, ohne von ihnen zu wissen, denen er im Wege war und die ihn haßten, weil er den Erfolg hatte, den sie für sich beanspruchten – er dachte nicht daran, auch nur einen einzigen dieser Briefe zu öffnen.

Daneben aber häuften sich die bunten Hefte illustrierter Zeitschriften zu imposanten Türmen, er wußte, es waren die Belegexemplare seiner Arbeiten, seiner Aufsätze, seiner Photographien, seiner Zeichnungen, nichts lockte ihn, sie anzusehen. Auch zwei Bücher lagen dort, und sie trugen seinen Namen: "Das Reich der Tiere" – das war sein Afrika-Buch – und "Die Sterne Indiens", und nun würde sich wohl bald das dritte Buch zu diesen beiden gesellen, das Buch von den kanadischen Wäldern, und in diesen Büchern waren dann also seine besten Artikel und seine besten Bilder gesammelt, oder doch diejenigen, welche von den geschickten Männern im Verlag des Herrn Weidemann für

seine besten Arbeiten angesehen wurden, und zwischen den Deckeln dieser Bücher mochten seine vergangenen Jahre eingesargt bleiben für alle Zeit — er schritt am Tisch vorbei und sah sie mit keinem Blick an.

Unter dem Oberlicht lehnte ein Bild an der Wand, er ging darauf zu. Ein Bärenkopf, er entsann sich, daß er ihn damals nicht fertiggestellt, daß er ihn unvollendet zurückgelassen hatte. Er stand und sah gegen die bemalte Leinwand. Das war kein gutes Bild, das war mißraten und nicht mehr zu retten. Die Form stimmte, jede Einzelheit, die Farbe, gut war das kleine Auge wiedergegeben, der schnüffelnde Windfang, die leicht angehobene Oberlippe, die eine Ahnung der gelblichen Zähne, der roten Zunge aufdeckte — jede Einzelheit war richtig, und doch war kein Ausdruck in diesem Tiergesicht, kein Leben, hier war nicht ein einmaliges Wesen eingefangen, atmendes, lebendiges Sein, das hier war nichts als ein Bild, und es war ganz und gar tot. Und das Fell, nein, das war kein zottiges Bärenfell, das war ein verwaschener Lumpen — in jäher Aufwallung hob er den Fuß und stieß ihn mit zorniger Kraft in die Leinwand, die mit hellem Schrei zerriß. Und dann war ihm diese rohe und sinnlose Tat wie eine Befreiung, erleichtert atmete er auf, hob den Kopf und sah sich mit freiem Auge um.

Sein Atelier also, er war daheim, zu Hause — was sollte er hier? Plötzlich wurde ihm bewußt, daß er noch immer den Hut auf dem Kopfe trug, daß er die behandschuhten Hände in den Taschen des Trenchcoats hielt. Was er hier sollte? Zu Hause sein, es sich bequem machen, darangehen, sich von neuem einzurichten, die Schätze seiner Reise zu sichten und einzufügen in die Ordnung dieses Zimmers, Platz schaffen im Atelier zu neuer Arbeit. Das hatte er zu tun und nichts anderes — gequält flog sein Blick gegen das helle Fenster, hinter dem sich die Wolken über den Hafen türmten.

Hierbleiben — es war jetzt spät am Nachmittag, das Frühstück an Bord war das einzige Mahl, das er an diesem Tage zu sich genommen hatte, er fühlte sich hungrig. Er blickte auf die Armbanduhr: noch war es Zeit, noch waren die Geschäfte geöffnet, er konnte rasch hinunterfahren, seine Einkäufe machen wie in alter Zeit, Brot und Butter und Aufschnitt aller Art, Kaffee und Tee, in einer halben Stunde konnte er alles beisammen haben und konnte die Tür hinter sich

schließen, konnte allein sein mit sich selbst und war gefangen ... Sein Gesicht verzog sich, seine Hände belebten sich nervös und holten die Zigaretten aus der Tasche. Rauchend lief er dann im Zimmer auf und ab. Hierbleiben, sich in den Sessel da setzen, essen, trinken, in Büchern und Bildern blättern, abgeschlossen von der Welt da draußen, ausgestoßen, eingesperrt — es ging nicht, es war ganz unmöglich. Er konnte hier nicht atmen, es war, wie wenn die Wände gegen ihn drängten, sich auf ihn stürzen wollten, es war, wie wenn man ihn in einen luftleeren Raum geworfen hatte, in dem er ersticken mußte, er konnte hier nicht bleiben, er mußte hinaus. Aber, und seine Stirn verfurchte sich, aber da draußen lauerte das Ungetüm der Stadt, da draußen drängten sich die Menschen, da draußen war Enge und Lärm und Fremde und Feindschaft, da draußen war die große Furcht vor dem Widernatürlichen dieser unsinnigen Welt. Und wenn er sich vor diesem stillen Zimmer fürchtete wie vor einem Gefängnis, da draußen hatte er die stille und tiefe Scheu vor den allzu vielen, allzu nahen Menschen zu bekämpfen, die er wohl seit seiner Jugend in sich trug, die aber in den letzten Jahren, in diesem Leben der einsamen Reise, des stillen Wanderns auf der Spur der Tiere, maßlos in ihm aufgewachsen war, sich bestätigt und gerechtfertigt fühlte durch die überreiche Fülle anderer Erlebnisse, diese Scheu, die heute und hier alle seine Schritte hemmte und ihn wie mit Feigheit erfüllte ...

Und doch — wieder flog sein Blick durch das Atelier, über den Briefstapel auf der Tischplatte, die Zeitschriften, die Bücher, über den Kistenberg unter dem Oberlichtfenster und über das zertrümmerte Bärenbild an der Wand — und doch: alles andere würde besser sein als das Eingesperrtsein in diesen Raum, als die Einsamkeit mit sich selbst, als dieser erste Abend, als diese erste Nacht im Gefängnis. Sein Blick blieb haften an dem Handkoffer neben der Tür. Sein großes Gepäck war noch im Frachter und kam mit ihm stromauf. Aber er brauchte nicht zu warten, bis ihm die Koffer in das Haus gebracht wurden. In dem Handkoffer dort führte er einen dunklen Anzug mit sich, den er sich in New York hatte schneidern lassen, weil er glaubte, ihn auf dem Dampfer nötig zu haben, und weil es ihm auch an der Zeit erschien, daß er sich etwas der sportlichen Kleidung, die er in den letzten Jahren ständig getragen hatte,

entwöhnte, er konnte sich also umziehen, konnte in die Stadt fahren, konnte in einem guten Lokal zu Abend essen — alles war besser als die jähe Haft unter diesem Dach ...

Und da drückte er abrupt den Zigarettenrest im Aschenbecher aus, nahm den Koffer auf und verschwand mit ihm wie eilig hinter dem Vorhang, der zu seinem Schlafzimmer und dem eingebauten Badekabinett führte.

Als er dann aber, eine gute Stunde später, durch die zu dieser Stunde in einer ihm recht tröstlich erscheinenden Weise fast menschenleeren Straßen schlenderte, um endlich vor dem Eingang der kleinen, alten Weinstube stehen zu bleiben, in der er sich in vergangenen Jahren bisweilen einen festlichen Abend gegönnt hatte mit gutem Essen, edlem Wein und starkem Mokka, kam es nochmals wie ein Erschrecken über ihn. Ihm war der kleine Kellner eingefallen, der ihn früher hier bedient hatte, verständnisvoll ihm alle Wünsche erfüllend, aber auch einem Schwatz niemals abgeneigt, man nannte ihn "Napoleon", weil er wirklich dem Korsen auf eine pittoreske Weise glich, wenn also dieser Kellner immer noch hier war, dann würde er mit ihm sprechen müssen — warum nur war er nicht doch in seinem Atelier geblieben, dort war er doch wenigstens sicher gewesen vor den Menschen ... Aber dann kämpfte er, ehrlich empört über sich selbst und seine Feigheit, diese Schwäche in sich nieder, stieg die kurze Steintreppe hinauf und trat durch den Windfang der Türen in den getäfelten Raum.

Und dann fügte es sich ihm so, daß er in dem noch fast leeren Lokal keinem bekannten Gesicht begegnete, daß ein schmaler, weißhaariger Herr im Frack ihn empfing, ihn zu einer Fensternische geleitete, die ganz am Ende des Raumes gelegen war, daß er ihn auf diskreteste Weise beriet und umsorgte, dann geschah es ihm zu dieser stillen Stunde am silbern und damasten schimmernden Tisch, daß er sich langsam auffing, indem er Distanz zu seiner Umwelt fand, weil er ihr furchtlos entgegenblickte und bewußt von ihr abrückte. Langsam füllte sich die Weinstube mit Gästen, Hans Froment sah sie an, ach, er forschte nicht, was hinter den Stirnen der Männer, unter den reich und kunstvoll gesteckten Frisuren der Frauen vor sich gehen mochte, er sah auf

ihre Bewegungen, auf ihre Kleider, er lauschte dem Klang ihrer Stimmen nach. Zumeist aber sah er zum Fenster hinaus, in die Dämmerung der Straßen, in der bereits die Bogenlampen aufzuzischen begannen.

Die Weinstube befand sich im Herzen der Stadt, an der Kreuzung zweier Hauptstraßen, der nahe Vorortsbahnhof warf in rhythmischen Pausen immer neue Menschenmassen in den Straßenstrom, dem Schacht der Untergrundbahn, den er nahe vor Augen hatte, entquollen wieder und wieder dicht gedrängte Menschenhaufen und verflochten sich in die Menge der drängenden Menschen, die jetzt wieder, rückkehrend aus der kurzen Pause nach dem abendlichen Arbeitsschluß, durch die Häuserzeilen pulsten, den abendlich lockenden Vergnügungen der großen Stadt entgegen. Hans Froment saß still an seinem Fenster und sah hinaus: die Wagen der elektrischen Bahnen zogen im pausenlosen Strom an ihm vorüber, dicht angefüllt ein jeder mit Menschen. Wieder und wieder stoppte das rote Licht die ununterbrochene Kette der eiligen Automobile, oder gab das grüne Licht ihnen den Weg frei, daß sie davonpreschten wie eine eiserne Meute vom Start. Und immer wieder schleuste dieses gleiche Licht die Menschen von den Gehsteigen über die Fahrdämme. Hans Froment, gesichert in seiner guten Ecke, mit Muße und recht genießerisch eine üppig zusammengestellte Mahlzeit zu sich nehmend, Hans Froment sah auf die zahllos vielen Menschen und fühlte, ohne daß es ihn erregen konnte, eine große Fremdheit in sich aufwachsen, die wie eine Kluft aufriß zwischen ihm und diesen Menschen der Stadt, zwischen ihm und den Menschen der weißen Länder. Er wunderte sich über sich selbst, erschrak über die eisige Ruhe, die nach diesem Tag nervös flirrender Verstörung jetzt in ihm war, er schob diese Ruhe auf das Gläschen Sherry, das er zu den Krebschwänzchen der Vorspeise genossen hatte, auf den Frankenwein, den er zum Rheinsalm trank, auf den guten Bordeaux zum Hirschrücken — aber als er dann nach dem Essen zwei Portionen des schwarzduftenden Mokkas getrunken hatte, war die distanzierte Kälte noch immer in ihm, und nun wußte er, daß sie ihm nicht aus dem Wein zugestiegen war, sie gehörte nun wohl zu ihm für alle Zeiten.

Er sah auf die Menschen, und er sah sie als ein Fremder im fremden Land: dort drängten sie dahin, Männer und Frauen, recht angeregt die meisten, erwartungsfroh dem bunten Wirbel der abendlichen Vergnügungen entgegenhastend, der sie für Stunden erlösen sollte von dem quälenden Gleichmaß der täglichen Arbeit, die heute wie an dreihundert Tagen des Jahres hinter ihnen lag. Er sah nicht auf die modischen Dinge, mit denen die Frauen sich schmückten und die ihm fremd waren, weil sie vielfach gewechselt hatten, seitdem er vor Jahren Europa verließ, er sah nicht auf die bizarre Lockenpracht und auf die brennend rot geschminkten Lippen, er sah befremdet auf ihren Gang und auf ihre Bewegungen. Wie unglücklich und unschön stolpterten sie dahin auf den überhohen Absätzen ihrer Schuhe, mühsam mit krummen oder winklig vorgeneigten Rücken das Gleichgewicht zu wahren versuchend, wie schwer und plump tappsten die Männer an ihrer Seite daher. Und dann sah er durch das dichte Gedränge der Menschen wie durch eine Wolke, und sah vor dieser Wolke gleich einer Vision einen schlanken Massai-Hirten durch die abendliche Steppe schreiten, hoch und schlank, federnd in edelschmalen Gelenken, nackt, behend und schön. Er sah die nackten Schilluks durch das sonnenverbrannte Gras springen, ihre Speere schwingend, die Beine werfend im fröhlichen Rausch der Bewegung, er sah das schmale Kikuyu-Mädchen zögernd ihre reifenumklirrten Füße setzen in den ersten verhaltenen Schritten ihres Tanzes, er sah den lang federnden Wandersschritt der pilgernden Frauen, die aus dem Sudan über den Nil nach Mekka zogen, er sah wieder die gleich Bogensaiten gespannten schmalen Schenkel der wilden schwarzen Tänzerin von Omdurman – er sah die jungen Hindumädchen, sehr schmal, sehr scheu, sehr schön, den vollen Wasserkrug auf dem Kopf, vom Brunnen heimkehren in das Dorf, er sah die nackten, niemals vom engenden Leder verunstalteten Füße der Tanzmädchen über den tennenglatten Dorfplatz wehen gleich lebenden Tieren, er sah die schlanken malaiischen Frauen im bunten Sarang, seidig samten leuchtete ihre braune Haut, triebhaft sicher, tierhaft anmutig bewegten sie sich, schillernde Blumenblüten im schwarzen Haar – und er atmete hochauf, wohin, wohin war er hier geraten? Vorbei, verweht war alle freie Schönheit dieser Erde, er saß am gedeckten Tisch hinter einem Fenster, er sah

auf ein klug konstruiertes Straßengelände, er sah auf Stein und Steine, fern lockte ein einsam grünender Baum, unbeachtet versank er im Dämmern des Abends, die Menschen drängten sich, immer dichtere Trupps entstiegen dem Schacht der Untergrundbahn, die Elektrischen klingelten, die Autos glitten eilig dahin — wohin war er geraten? Er war aus der Welt gefallen, er war verbannt und verdammt...

Diese ungeschickt stöckelnden Beine in dünnen Strümpfen, diese widersinnige Kleidung, die den Oberkörper bis über den Hals in dicke Pelze wickelte und den vom Geist der Zeit adorierten Linienschwung der Seidenbeine bis über das Knie freigab, gepuderte Gesichter, rasierte Augenbrauen, getuschte Wimpern, bemalte Lippen und diese ganze laute, schrill nervöse Fahrigkeit des Großstadtmenschen, der nur noch in Erregungen lebte und gierig aus einer Sensation in die andere drängte. Daneben die Männer, die Absätze ihrer Schuhe hackten gegen das Pflaster, ihr Gang war schwer und un gelenk, fast einem jeden konnte man ansehen, daß er durch Bahn und Auto des Gehens längst entwöhnt war, sie zogen dahin, helle Mäntel, helle Hüte, ihre Tracht glich einer Uniform. Vor Hans Froments Augen löste sich der kleine Zug einer elektrischen Bahn auf, und aus dem weichen Dunkel des einsamen Baumes ritt eine Kavalkade hervor, schmale Hufe klapperten gegen das Pflaster, bunte Schabracken leuchteten, braune Männer saßen sicher und stolz im Sattel, hinter ihnen auf schmalen Brettern hockten die Jagdgeparden stumm unter den mit spielenden Federn geschmückten Lederkappen, ein schnauzbärtiges Gesicht zog ihm entgegen, zwei kluge braune Augen fingen seinen Blick, dünn und überlegen spielte das Lächeln um Sarbattis vielerfahrenen Mund ... Das Bild löste sich auf, wie es gekommen war, ein unwirklicher Traum in dieser kalten Straßenkonstruktion, wohin war die Ferne, wohin war die wirkliche Welt entsunken, entstürzt — wohin war er geraten?

Draußen vor den Fenstern vertiefte sich die Dämmerung langsam zur Dunkelheit, aber überall brannten nun hell die tausend Laternen, und hinter dem gedämpften Licht seiner Tischlampe konnte er die Menschen draußen so deutlich sehen wie am hellen Tage. Jetzt sah er mit gnadenlos kalten Augen auf sie herab, er achtete nicht mehr auf Kleidung und Umhüllungen, er sah sie allen

Aufputzes von Schneider und Friseur entkleidet, beraubt des Schmuckes und tausendfältigen Firlefanzes der hundert Industrien, die allein vom ewig ungestillten Geltungsbedürfnis des Menschen lebten, er sah sie ihrer Masken beraubt, er sah sie nackt, und seine Augen engten sich befremdet: wie wenig wirkliche Schönheit war noch bei diesen Menschen...

Dann entsann er sich der ebenso umfangreichen wie unerbittlichen Arbeit eines deutschen Gelehrten, die er drüben in der Bibliothek des New Yorker Museums gefunden und betroffen und mit manchem inneren Widerspruch gelesen hatte. Jener Forscher hatte sich zuerst als Zoologe mit den Haustieren befaßt und mit den Wildformen, von denen sie abstammten. Und er bewies mit der klaren Gegenüberstellung in höchst instruktiven Bildreihen, daß diese Wildformen sich unter der Hand des Menschen und in oft jahrtausendelanger Domestikation gründlich und bisweilen unglaublich gewandelt hatten. Der Mops von heute und der Wolf von einst, die Wildgans und ihre gemästete Schwester, das wilde Schwein und sein fettkranker Bruder im Bauernstall, die echte Karausche und die vielen Zierfische, die der Mensch aus ihr gezüchtet hatte — bei ihnen allen wiederholte sich das gleiche Gesetz: ihr Skelett verkürzte sich, ihre Gliedmaßen schrumpften, sie alle wurden schwer, ungestalt und neigten der Verfettung zu. Und alle diese Merkmale der Degeneration: die Muskel- und Sehnenschwäche, die den Gang plump und unbeholfen machte, die Kurzbeinigkeit, der Hängebauch, die Stumpfheit der Sinne, die vom Ausdruck des Gesichtes abzulesen war, lösten im betrachtenden Menschen, der sich der Wildformen des jeweiligen Tieres bewußt war, stets die schärfste ästhetische Ablehnung aus. Soweit war der Künstler Hans Froment von diesen Feststellungen recht leicht zu überzeugen gewesen, aber dann war er doch erschrocken zurückgewichen, als der Wissenschaftler die Gesetzmäßigkeit dieser Domestikationserscheinungen auch beim Menschen nachgewiesen hatte. Auch der Mensch ging den gleichen Weg wie die Tiere, die er dem freien Leben entrissen und in seinen Dienst gezwungen hatte. Die Gesetze, für die er den Grund gelegt hatte, waren nun stärker als er und bestimmten sein äußeres und inneres Leben. Auch er entfernte sich unaufhaltsam immer weiter von seiner

Wildform und entwickelte sich zu neuen Typen. Und diese neuen Typen waren kurzbeinig und schwerfällig, hatten plump dicke Gelenke, neigten zur Fettleibigkeit, und ihr leerer Gesichtsausdruck spiegelte eindeutig die Stumpfheit ihrer Sinne. Jener Gelehrte hatte kühl und sachlich von einer "Verhausschweinung" des Zivilisationsmenschen gesprochen, vielleicht war es dieses bitterböse, erregende Wort gewesen, um das Hans Froment diese ganze Arbeit von sich abgeschoben hatte.¹³

Jetzt aber, hier am Fenster, den Blick auf die unablässig in dichten Scharen vorüberziehenden Menschen, überkam ihn die Wahrheit jener Ausführungen mit unabweislicher Kraft, er sah sie mit seinen Augen, die durch lange Jahre am freien Tier und am freien Menschen geschult und geschärft waren, er sah die Menschen der großen Stadt. Wie wenige von ihnen waren noch gut und schön gewachsen, fast keiner von den vielen bewegte sich frei und ungehemmt. Dicke Gelenke, schwerfälliger Gang, kurze Beine, Bäuche und Fett, Rundköpfe, Specknacken und ausdruckslos kurzfingerige Hände – und die Stumpfheit ungeübter Sinne auf allen Gesichtern. Menschen, die Brillen tragen mußten, um die nahe Umwelt zu erkennen, Menschen, die ungerührt durch einen grellen, klirrenden, tosenden Lärm gingen, der jedes freie Tier, jeden Wilden aus den Wäldern zu heulendem Wahnsinn getrieben hätte, Menschen, für die ein Geruch nur zählte, wenn er ein künstlich scharfer Duft oder wenn er Gestank war, Menschen, denen früh die Zähne ausfielen, und die ihre Geschmacksnerven mit Alkohol und Tabak und Mengen überscharfer Gewürze längst zerstört hatten, Menschen, die stumpf geworden waren am Leib und in allen Nerven, und die sich nach den heißen Peitschen der großstädtischen Sensationen sehnten, um ihr Leben, um sich leben zu fühlen. Keinem von ihnen konnte man es verargen, daß er nicht seinen Blick aufhob zu dem einsam in der Nacht versinkenden Baum, durch dessen junge Blätter der zage Abendwind sang, der sich in die steinernen Straßen verlaufen hatte, daß sein Blick gleichgültig über die zarten Farben der abendlichen Wolken hinwegglitt, wenn

¹³ Der Begriff wurde von Konrad Lorenz geprägt, in ders.: *Durch Domestikation verursachte Störungen arteigenen Verhaltens*, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde* 59, 1940, S. 70. – Lorenz war nach 1945 prominentester Vertreter der Tierverhaltensforschung (früher "Tierpsychologie"), zuvor bekennender Nationalsozialist und Mitarbeiter des Rassenpolitischen Amt der NSDAP.

die riesengroßen Bilder der Filmtheater über alle Straßen schrien, Licht und Lärm aus allen Türen fielen. Konnte man es diesen Menschen verübeln, daß sie die verstört tänzelnden Pferde vor dem Lieferwagen im geschlossenen Strom der Automobile für einen unzeitgemäßen schlechten Witz ansahen, daß ihnen der kleine schwarze Hund, der verängstigt hin und her lief durch ihre Reihen, winselnd nach seinem verlorenen Herrn suchend, nichts als lästig war? Sie waren Menschen der Stadt, sie lebten unter anderen, unter ihren eigenen Gesetzen, die leisen und zarten Dinge der Natur hatten in ihrem lärmenden Leben zwischen Stein und Eisen nichts mehr zu bedeuten.

Da saß er auf seinem Platz, da sah er die Menschen, die ihm so fern waren, daß er erschauerte vor seiner Einsamkeit, da saß er und wußte, daß ihm dies alles doch nicht davon half, daß er sich nicht von diesen Menschen scheiden und abgrenzen konnte, weil er ja doch unlöslich und für alle Zeit mit ihnen auf tausendfältige Weise verbunden war. Und dennoch: war dieser Abstand, aus dessen Sicherheit heraus er heute die Menschen betrachtete, nicht auch wieder eine Verpflichtung, die es ihm verweigerte, feige die Augen zu schließen und blind den Weg zu gehen, den die vielen gingen, zwang sie ihn nicht, auszusagen von seiner Erkenntnis, wie jede Erkenntnis zur Aussage zwang, konnte diese Erkenntnis nicht von ihm verlangen, daß er sich zu ihr bekannte?

Er trank seinen Kaffee, er rauchte seine Zigarette, er sah kaum auf, als der Kellner den Vorhang vor das Fenster zog und ihm damit den Blick auf die Straße nahm. Daß alles so schwer war, was einmal so leicht geschienen hatte ... Damals, als er ausfuhr, sich die Welt anzusehen, damals hatte er das Schiff bestiegen wie einer, der in das Vestibül eines Theaters tritt, er wollte sich also einmal die Welt ansehen, schön und gut, und dann würde er heimkehren, ein gemachter Mann, würde ausgiebig von seinen erworbenen Kenntnissen profitieren, die ihn anderen Kollegen gegenüber weit überlegen machten — ja, so ungefähr also hatte er damals gedacht, und nun war alles so anders, so ganz anders gekommen. Nun hatte er den Boden unter den Füßen verloren, nun irrte er heimatlos durch die Welt, da draußen in der freien Weite hatte er nicht bleiben dürfen, weil er zu den Menschen der Stadt gehörte, den Menschen der Arbeit, des Verdienstes, der Karriere, und in dieser Stadt fühlte er sich wie

verflucht, weil sein Herz verhaftet war der grenzenlosen Welt, wie ein Gott sie einst geschaffen hatte, den Menschen zur Heimat und zum Haus ...

Er sah auf und ließ seinen Blick durch das Lokal wandern. Nun waren die Stühle an allen Tischen besetzt, gedämpfte Rede ging hin und wider, geschmückte Finger handhabten leise und gewandt die silbernen Bestecke. An jedem der Tische wurden andere Delikatessen verzehrt, selten und teuer, edler Wein leuchtete aus den geschliffenen Gläsern, silbern oder golden oder blutdunkel, an jenem Tisch wölkte der blaue Duft einer Havanna-Zigarre auf, daneben entnahmen schreiend rotgelackte Fingernägel die Zigarette dem goldenen Etui. In seiner nächsten Nähe, ihm den Rücken zukehrend, saß ein schwerer Mann. Der tadellos geschneiderte Anzug straffte sich über dem gepolsterten Rücken, aus dem Kragen preßte sich breit und fett in schweren Falten das Genick, in das sich der kurzgeschorene Haarkranz verlor, der von der spiegelnd blank polierten Glatze flach überwölbt wurde. Wenn er an den abstehenden, von der Lampe rosenrot durchleuchteten Ohren vorübersah, blickte er in das Gesicht der Tischgenossin seines Gegenübers: es war kostspielig und auffallend hergerichtet mit Puder und Schminke, mit smaragdenen Ohrringen und kunstvoll gebauter Lockenfrisur, aber der Mund unter der brennend roten Schminke war welk und müde und verküßt, die Nase stülpte sich leicht nach oben, die leeren braunen Augen sprangen geschäftig, jagten wie gehetzte Tiere hin und her, und wenn sie das Glas an die Lippen hob, drückte sie das Doppelkinn gegen den Kleidausschnitt, in dem das Brillantkreuz gleißte.

Hans Froment blickte auf diesen müden Mund, auf diese törichten, gehetzten Augen, auf die mit überschweren Ringen beladenen Hände, die immer wieder ruhelos nach dem Weinglas griffen, und die Sinnlosigkeit eines solchen Daseins überfiel ihn jählings wie ein reißender Wolf. Was konnte ein Mensch mehr und besseres im Leben gewinnen als ein eigenes, schützendes Dach über seinem Kopf, daß er sich kleiden und sättigen konnte? Und was anderes tat man an diesen Stätten, als daß man leicht oder unsauber erworbenes Geld in viel zu raffinierten, viel zu üppigen, viel zu schweren Mahlzeiten anlegte, nicht etwa, um sich zu sättigen, sondern nur, um sich sagen

zu können, daß man im teuersten Lokal gut gespeist und somit seine Lebensberechtigung überzeugend nachgewiesen hatte? Er sah auf die glitzernden Ringe und sah zur gleichen Zeit die braunen, sehnigen Hände des alten Indianers Bob Cat den Bohnentopf vom Feuer nehmen, in dem die dicken Scheiben des fetten Speckes schwammen, draußen heulte der eisige Wind aus dem. Lande Ki-wä-din, die gute Wärme füllte das kleine Blockhaus bis in seine letzten Ecken, und wenn das Gespräch zwischen den Männern verstummte, hörte man die Wölfe heulen im vereisten Wald. War da in Wärme und nahrhaftem Mahl nicht aller Komfort dieser Welt beschlossen gewesen? An Mijnheer ter Veen freilich durfte man nicht denken, der war da draußen im überüppigen Land Insulinde ein großer Schlemmer geworden, und seine tägliche Reistafel konnte sich nie genügtun in immer neuen, raffiniert ausgeklügelten Zusammenstellungen. Aber da waren die guten Mahlzeiten, die man neben Sarbatti auf dem Matschan in der Dschungel eingenommen hatte, der Kaffee, den man mit dem alten Zena unter dem Schattendach der Elefanten getrunken, da waren, ach, unvergeßlich für alle Zeiten, die einsamen Lagerfeuer im tiefen Herzen des wilden Afrika, durch dessen abendliche Dämmerungen die Löwen brüllten oder die Elefanten durch das scharlachen vertropfende Blut des Sonnenunterganges zur nahen Tränke schritten. Und alles, was gewesen war in den vergangenen Jahren und in der wilden Weite der Welt, alles war besser und weiser und gesünder gewesen als das Essen in dieser getäfelten Stube, erfüllt von schweren, geldverdienenden und daher sich sehr wichtig dünkenden Männern und ihren plappernden, geschmückten und geschminkten Weiberchen ...

Er hob den Blick und winkte dem Kellner, er zahlte, er ließ sich in den Mantel helfen, er verließ das Lokal, als er dann auf der Straße stand, schauerte er zusammen, der Menschenstrom war dünn geworden, die Lichtreklamen brannten, hinter hundert Fassaden glühten die Fenster, schien Musik zu schwingen, in tausend Sälen waren die Menschen der Stadt miteinander vereint, allein und einsam stand er auf der Straße, was sollte er nun beginnen mit sich und diesem Abend?

Zwei Damen gingen nah an ihm vorüber, bunte Tücher über den Frisuren und die lang rauschenden Abendkleider leicht mit der Hand gerafft. Ihr Parfüm wehte wie eine Wolke über ihn hin, dann hörte er aus dem pausenlosen Fluß ihres Gespräches zwei, drei Worte, "Rigoletto" und "Verdi", und da wandte er sich schroff auf dem Absatz und ging ihnen nach. Eine kurze Strecke nur die Straße hinab, dann traten sie in das Opernhaus, und er folgte ihnen, ohne sich einen Augenblick zu besinnen. Selbst als er die Menschen sah, die sich in dicken Trauben durch das Vestibül drängten, schreckte er nicht zurück, wand sich hindurch, gewann den Kassenschalter und konnte zu seiner Freude noch einen guten Platz im ersten Rang erstehen.

Dann aber, als er auf diesem Platz saß, vor sich die unsinnig gedrechselten Frisuren zweier Damen, die über den tiefen Ausschnitt ihrer Kleider Pelze gehängt hatten, nahen sich auf der einen Seite ein dickes blondes Mädchen in rotem Seidenkleid, das ihn verstohlen, aber unablässig ansielte, und auf der anderen Seite einen asthmatisch schnaufenden Mann, dessen Profil eine ausgezeichnete Illustration zu der bösen Verhausschweinungs-Theorie des deutschen Gelehrten abgegeben haben würde, dann überfiel ihn wieder die Beklemmung. Nun hatte ihn das Meer der Menschen eingesogen und verschlungen, nun war er aufgegangen in der Masse, nun saß er, ein winziges Teilchen, namenlos, wesenlos in ihrer Mitte und konnte ihr nicht wieder entrinnen, schon teilte er ihre Spannung, ihre Erwartung, nun war er verschmolzen mit der Menge und konnte sie nicht mehr aus sicherer Entfernung beobachten. Und dennoch blieb dieses Aufgehen nur äußerlich, wie er jetzt in sich hinein lauschte, fühlte er beklommen, wie der Widerstand in seinem Innern unbeirrbar wuchs, sich festsetzte und sich verstärkte.

Er nahm das Programmheft auf und blätterte darin, Reklamen für Juwelen und Liköre, für Büstenhalter, Korsetts und Abendkleider, für Parfüme und Aphrodisiaka, Namen von mondänen Bars und eleganten Restaurants, es dauerte eine gute Zeit, bis er sich endlich zum eigentlichen Programm hindurchgearbeitet hatte. Aber dann liefen seine Augen uninteressiert über die Spalten hin, die Namen der Sänger sagten ihm nichts, auch war es ihm überaus gleichgültig, wer die Rolle des Herzogs sang, wer die der Gilda, wer den

Sparafucile – er schlug das Heft wieder zu und sah auf. Weiß und rot und golden schwangen sich die Ränge, das Kristall der großen Kronleuchter glitzerte über dem Parkett, unter dem schweren, bestickten Vorhang stimmte das Orchester die Instrumente. Schon waren fast alle Plätze besetzt, nur vereinzelte Besucher noch traten durch die geöffneten Türen und drängten sich in die Sitzreihen hinein. Ein Wort aus dem Programmheft war hängengeblieben in Hans Froments Hirn: "Vorstellung im Abonnement", jetzt wanderten seine Augen und musterten das Publikum. Abonnement, ja – damit hielt man Theater und Oper am künstlichen Leben. Denn was bedeutete die Oper dem modernen Menschen, dem Menschen der großen Stadt? Nicht allzuviel, aber es gehörte zum guten Ton, ein Abonnement zu haben, und weder der Regierungsrat noch die Schächtermeistersgattin verzichteten auf diese standesgemäße Repräsentation. Das Opernabonnement, das war die in die Großstadt gerettete Intimität der kleinen Stadt, man kannte sich, man grüßte sich, die Frau des Kaufmanns stellte mit milder Nachsicht fest, daß die Frau des Staatsanwaltes noch immer das Kleid vom Vorjahr trug, die Frau des Bäckermeisters triumphierte, denn ihr Mann trug eine neue Krawatte und der Herr Studienrat immer noch den schwarz-weißgestreiften Binder, den er nun schon durch das vierte Abonnement führte ...

Hans Froment, solchem Gedankenspiel nachhängend, schalt sich selbst einen Zyniker und gab für seine höhnische Ungerechtigkeit der Beklemmung schuld, die ihn in dieser dichtgedrängten Masse Mensch überkommen war, aber wenn dann sein Blick wieder über die Gesichter wanderte, die sich nun zu lückenlosen Reihen zusammengeschlossen hatten, kapitulierte er abermals vor seiner inneren Ablehnung. Da waren nicht allzu viele, denen man glauben mochte, daß sie allein des Kunstgenusses wegen die Oper besuchten. Ein paar junge Mädchengesichter leuchteten, aber es war schwer zu unterscheiden, ob die Erwartung des Kommenden ihre Augen glänzen ließ oder die Freude an dem Gedränge, dem nahen Beieinandersein der vielen, festlich geschmückten Menschen. Die vielen anderen aber – ach, die saßen auf ihren Plätzen, und ihre Gesichter waren stumpf, wie sie immer stumpf waren, wenn nicht ihre Augen unablässig auf gieriger Wanderung blieben. Aber sie waren nicht allein zum

Sehen gekommen, sie wußten sehr gut, daß die anderen sich zum gleichen Zweck eingefunden hatten, sie waren nicht minder stolz darauf, gesehen zu werden, wie neugierig und geschäftig, selbst zu sehen und damit den Stoff für die häuslichen Gespräche bis zum nächsten Operntag einzusacken. Viele wohlgepolsterte, betulich kleinbürgerliche Frauen, in seidenen Kleidern und mit schwerem Schmuck beladen, viele ältliche Männer, hager und verbraucht oder nicht minder gut in Fett verpackt wie ihre Gattinnen – das waren die guten Bürger, die stützenden Säulen der Kunst, die hier ihr Abonnement absaßen und sehr wohl wußten, daß es sich für sie dabei allein um repräsentative Verpflichtung handelte. Sie saßen in den Rängen, sie überschwemmten das Parkett, und nur, wenn Hans Froment sich vorbeugte und den Blick nach oben schweifen ließ, zum letzten Rang hinauf und zu den schlechten und billigen Plätzen nahe der Bühnenwand, erspähte er einige andere Gesichter, junge Männer und Mädchen, Musikstudenten wahrscheinlich, sie waren allein wegen der Oper gekommen, um das Orchester zu hören, den Dirigenten zu beobachten und zu kontrollieren, ihre ernstesten Gesichter waren geädelt und seltsam schön in ihrer Erwartung.

Er lehnte sich wieder in seinem Stuhl zurück und sah mit streng verschlossenem Gesicht vor sich hin. Nein, es war keine sonderlich gute Idee von ihm gewesen, den beiden Damen hierher zu folgen, er fühlte, wie er am ganzen Leibe gespannt war in still erregter Abwehr gegen die allzu vielen, allzu nahen Menschen, gegen diese ganze Atmosphäre, die aus den gedrängten Körpern aufstieg und das Haus erfüllte. Eine Atmosphäre der seicht, selbstzufrieden und behaglich dahinplätschernden Kleinbürgerlichkeit, des halb familiären Zusammenseins, er hörte die halblauten Gespräche in seinem Rücken, in den Reihen vor ihm, rechts und links ihm zur Seite. Ja, der Mezzosopran, der heute die Maddalena gab, hatte sich im Laden nebenan eine Bluse gekauft, für zwanzig Mark, eine Unmöglichkeit doch bei der Gage, die sie bezog, eine billige Bluse, die man kaum zu einem guten Schneiderkostüm anziehen konnte, vielleicht, daß man sie für den Garten gebrauchen konnte, aber sie hatte ja gar keinen Garten, was wollte sie also in ihrer Vierzimmerwohnung mit diesem billigen Ding? Und die Ehe des Herrn

Oberingenieurs, der drüben brav und bescheiden neben seiner Frau saß, wäre um ein Haar aufgefliegen, da war etwas mit einem jungen Mädchen gewesen, das er im Seebad als seine Nichte ausgegeben hatte. Und das Posamenterie-Geschäft müßte rechtens wegen Preiswucher angezeigt werden, für einen einzigen Mantelknopf, für den Knopf eines Herrenmantels, ja, für einen Knopf aus hellem Horn, für einen einzigen solchen Knopf hatte man in dem Laden ganze zwei Mark verlangt. Und wie die Frau des Gemüsehändlers dort sich auf ihrem Platz blähte, sie war doch wirklich schon dick genug, und alle Welt wußte doch, daß ihre Tochter ein Verhältnis mit dem Baurat hatte, einem verheirateten Mann, mit dem sie sich schamlos überall zeigte ...

Hans Froment saß und sah stumm vor sich hin. Wenn nur das Mädchen an seiner Seite endlich einmal wo anders hinsehen wollte — was hatte sie nur zu sehen an ihm? Daß sein Anzug in New York geschneidert war, konnte sie doch wohl kaum festgestellt haben, und sie konnte auch nicht wissen, daß er noch vor zwei Monaten mit einem Game-Warden und mit einem alten Indianer durch den tiefen Schnee der vereisten Urwälder Kanadiens gezogen war. Ach, Bob Cat, Guter, Alter, wenn du wüßtest, wie verlassen, wie verraten und ausgestoßen ich mich fühle ... Warum nur bin ich nicht bei dir geblieben? Jetzt wird drüben der letzte Schnee dahinschmelzen, jetzt grünt es im Nordland, jetzt gehen die großen Winde über seine Erde und alle Wälder singen dunkel unter ihrer Hand — warum bin ich nicht bei dir, Bob Cat, warum sitze ich in diesem albernem und unnützen Theater? ...

Noch einmal hörte er das ferne, feine Klingelzeichen, dann schlossen sich die Türen, die Kronleuchter erloschen, das Rampenlicht sprang auf und ließ den Vorhang tausendfarben erglühen. Er atmete auf, endlich war er der Bedrängnis durch die vielen nahen Menschen entronnen, das Wissen um sie fiel ab von ihm im tröstlichen Dunkel, er setzte sich zurecht, nun endlich begann der Kunstgenuß, den er durch viele Jahre entbehrt hatte, um den er gekommen war. Dann brandete Beifall auf, eine dunkle Gestalt huschte durch das Orchester zum Dirigentenpult, der Kapellmeister, der sich mehrfach vor dem Gruß des Publikums verneigen mußte. Und nun endlich: der Dirigent wandte dem Saal den Rücken zu, stärker noch schien das Rampenlicht gegen den

Vorhang zu strahlen, das Orchester setzte ein, das *Andante sostenuto* der Introduction, nach wenigen Takten schon hob sich der Vorhang.

Hans Froment saß steif auf seinem Platz und sah mit großen, starren Augen gegen die Bühne, deren überhelles Licht wie aus einer brennenden Höhle in den Saal bleckte. Säulen und Treppen, Thronstrade und Spieltisch, Kandelaber und Kronleuchter, und eine Überfülle bunt kostümierter Menschen drängten sich in einstudierten Bewegungen. Menschen in den üppig bunten Trachten einer verrauschten Zeit, dekolletierte Damen, Männer mit angeklebten Schnurrbärten und lockenwallenden Perücken, Pagen und Diener gingen hin und wider, Hellebardiere wachten an der Treppe zum hinteren Saal, in dem die Tanzpaare sich höfisch steif und feierlich bewegten, die Musik hetzte, *Allegro con brio*, der Herzog kam, gefolgt von seinen Höflingen, das Spiel begann.

Unbeweglich saß Hans Froment in seinem Sessel, er sah das bunt und schön bewegte Bild auf der Bühne, er hörte die strömenden Melodien, die einmal sein Entzücken gewesen waren, warm fluteten sie an seinem Ohr vorüber, warum nahmen sie ihn nicht mit in die alte süße Verzauberung? Das Spiel hatte begonnen, warum gab er sich ihm nicht hin, warum sah er dort unten nur maskierte Spieler agieren und sich in komisch gespreizten Bewegungen durch die 'in bunten Lichtern brennende Höhle bewegen, warum blieb ihm das Spiel dort unten auf den Brettern nicht nur gleichgültig, warum stieß es ihn ab, warum empfand er es wie eine Zumutung, der albernen Handlung dort unten seine Aufmerksamkeit schenken zu sollen?

"Ha, welche Reize! O sehen Sie!" — Er schloß die Augen, er wußte gut und seit langen Jahren, daß es kaum einen einzigen Operntext gab, der das Anhören lohnte, daß die Musik alles war — und diese Musik war von Verdi, dem Abgott seiner jungen Jahre ... Da unten sang nun der Herzog seine Ballade: "Freundlich blick ich auf diese und jene, die wie Sterne mich leuchtend umschweben ..." Er saß still, die große Pièce ging an seinem Ohr vorüber, als würde sie viele Meilen fern von ihm gesungen. Rigoletto trat auf, der Herzog pürschte sich an die Gräfin von Ceprano heran, die Takte schlangen sich zum graziös frivolen Menuett, als der Sopran der Gräfin dem fetten Tenor des Herzogs antwortete: "Ceprano zu folgen geziemet der Gattin!" — und da öffnete Hans Froment die

Augen, wie wenn ihn eine Stimme beim Namen gerufen hätte. "Geziemet" – was geziemte sich, was nicht?

Für ihn geziemte es sich nicht, in diesem überfüllten Rundbau zu sitzen, eingepfercht zwischen alle diese leeren und naiven Menschen, die unterhalten sein wollten und sich unterhielten. Es geziemte sich nicht, weil dieses Spiel ihn nichts anging, weil er ihm fremd, weil er ihm feindlich gegenüberstand. Diese brennende Höhle dort unten, die überreich und prunkvoll kostümierten Menschen mit ihren adressierten Bewegungen, der Jubel, der Tanz der sinnlichen Musik – gewiß, ja, das war Verdi, der Alte, der Große, und er hatte Verdi immer geliebt, er liebte ihn noch heute. Aber er hatte auch einmal die Kunst geliebt, die Menschen und Dinge bildete und neu schuf nach ihrem Sinn, und nun hatte er sich schon vor Jahren von ihr abgewandt – das da unten, dieser verschlungene Sang der Instrumente und der Menschen, das da unten war gewißlich Kunst, aber sie war ihm ganz und gar unwirklich, sie blieb ihm fern, sie ging ihn nichts an, sie war ihm nichts anderes als eine Qual. "Er findet an Schlachten und Kämpfen Vergnügen, an Festen und Tänzen, am Wein und am Spiel!" – es war mehr als eine Qual, es war eine Quälerei ...

Und dann brach es in ihm auf wie ein zorniges Wetter und schwemmte seinen letzten guten Willen, sich dem tönenden Strom der Musik zu überlassen, davon, und es war eine knirschende Wut in ihm wie vor wenigen Stunden, als er seinen Stiefel in das ihm vor vielen Jahren nicht recht geratene Bärenbild gerannt hatte. Er war hier fehl am Platz, er hatte hier nichts verloren, er war ein Fremdling unter den Menschen geworden. Es brach in ihm auf ohne Scham und ohne Bedenken: er kam aus einer anderen Welt, und er gehörte dieser anderen Welt an. Albern und kindisch lächerlich war dieser absurde Guckkasten, vor dem die Menschen sich drängten, vor dessen buntem Spiel sie die jammervolle Leere ihrer Stunden und Tage und ihres Lebens vergaßen. Er aber kam aus einer anderen Welt und trug sie im Blut. Wieder schloß er die Augen, und die jubelnde Musik erreichte sein Ohr nicht mehr: da war die große Wellenorgel der Weltmeere, die noch am Morgen dieses Tages sein Schiff umsunen hatte, da war der Wind Ki-wä-din, der durch Kanadas

unübersehbare Wälder brauste, da war der dunkel tosende Monsum, der in die Inselwälder der Sunda-See schlug wie mit tausend tödlichen Sensen, da öffneten sich die Himmel, zerschissen von den schroffen Zinnen des eisglitzernden Himalaja, die großen Regen brachen aus den zottenden Wolken, und ihre Fluten schienen das Land Indien ersäufen zu wollen.

"Gib acht, einmal wird es dir übel ergehen!" — Da ritt die bunte Kavalkade der indischen Jäger den Antilopen nach, dünn und grausam lächelte Sarbattis kluger Mund unter dem buschigen Schnauzbart, da war die gute, herzenswarme Stimme des alten Zena nahe seinem Ohr, da duckten sich die Tiger im marmornen Palasthof seiner schmeichelnden Hand, da hustete der schweifende Tiger im blauen Grün der Inselwälder, und das scheue Orang-Weib legte ihren langbehaarten Arm um den Nacken ihres Menschenfreundes — da dröhnten die Trommeln der Neger durch unendliche Weiten, weißgetüncht tanzten ihre Jungfrauen den Tanz der Reife, tagelang, nächtelang, bis sie zusammenbrachen nach endloser Ekstase, und der eherne Ruf des Löwen antwortete den tausend Trommeln von Afrika ...

"Was kann einem Liebling des Herzogs geschehen!" — Die Wasserfälle des Sambesi dröhnten wie flüssig schimmerndes Erz, im tönenden Rauch spannte sich der Regenbogen siebenfach, da stand die große Stille der Wälder unter dem Äquator über dem ewigen Kongo, und ein Affengesicht lugte scheu und klug aus dem Blätterdickicht gegen den Menschen an, der an der Reling lehnte, da breitete sich das Schweigen über die Kalahari, und der trommelnde Tanz der tausend flüchtigen Antilopenhufe wehte durch sie hin. Da schwang sich der Kangchenzönga gegen den gestirnten Himmel auf, da war das Röhren der Büffel im Sumpfland des Ganges-Delta, das Fauchen der Leoparden in der Dschungel des Terrai, da stürzten sich zweihundert Elefanten in die Wasser des Flusses auf der Insel Ceylon, das Rot der Fuchsien brannte vom silbernen Grau der Baumstämme, und die Welt war eine Elefantenwelt und nichts anderes ...

"Gleich dem Donner aus den Wolken soll. meine Stimme euch treffen!" — Da erhoben die Elefanten ihre Drommeten zum großen Ruf, die Elefanten auf Ceylon, die unter dem Himalaja, alle die Elefanten im weiten afrikanischen Land. Da wandelten sie dahin über die ewige Erde, blutig vertropfte die

Abendröte, tausendmal älter waren die Elefanten als das kleine Menschengeschlecht, im Frieden hatten sie auf der Erde gelebt durch die Jahrmillionen, jetzt schritten sie groß und still der Abendröte ihres Sterbens entgegen. Und da war die große Herde westlich des Tanganjika njasa, sie hatten ihn eingeschlossen, den Menschen, in ihre Mitte, ihre Rüssel hatten ihn geprüft und für harmlos befunden, sie zogen mit ihm davon durch die Dämmerung zur nächtlichen Tränke, er lief in ihrer Mitte, ein Tier der Herde, ein Bruder der Tiere, und die Sterne Afrikas gingen groß über ihn dahin.

"Sei denn verflucht!" – Da stand der alte Einzelgänger-Elefant schlafend auf der Straße zum See am Fuße der Berge und stützte den schweren Kopf auf die gewaltige Wehr seiner Zähne, da hämmerte der Gorilla sich den dröhnenden Brustkorb mit trommelnden Fäusten, da lag das schweigende Falkenhaus des Radjahs in marmorner Stille, da schwang sich der Reiher silbern und wie auf Engelsfittichen durch die blaue Luft, da sangen die Vögel tausendfach, da wehten die Winde von Ewigkeit zu Ewigkeit und trugen den Ruf der Tiere durch alle Welt, da wälzten sich die Ströme, da bäumte sich das Meer, schaumwellenüberspielt, da schmeichelte das Mondlicht über Gletscher und Firne, da heulten die einsamen Wölfe im tief verschneiten Nadelwald – Hans Froment stand mit einem Ruck von seinem Platze auf, blickte betroffen, als im gleichen Augenblick der Beifall zum Schluß des ersten Aktes einsetzte, dann wandte er sich eilig ab, achtete nicht auf die verwunderten Blicke ringsum, drängte aus der Reihe, gewann den Gang, die Tür und trat hochatmend hinaus.

Als er das Foyer durchquerte, gewahrte er sich selbst in einem der vielen hohen Spiegel und schritt wie angezogen seinem eigenen Bilde entgegen. Ein schlanker, noch junger Mann im gut sitzenden dunklen Anzug. Jetzt fiel es ihm auf, daß sein Gesicht durch die fremden Klimate gelbbraun eingegerbt war und sich seltsam abheben mußte von der blassen Farblosigkeit der anderen Menschen im Theater. Ein noch junger Mann, es war nichts sonderlich Bemerkenswertes an ihm zu sehen, vielleicht nur, daß die braunen Augen groß und brennend unter den dichten Brauen standen. Er ging auf sich zu, er blieb

stehen vor seinem Bild. Das also war er, noch jung, bescheiden, unauffällig und reserviert, man sah es ihm nicht an, daß es keinen Platz mehr für ihn gab in der menschlichen Gemeinschaft, daß er vereinsamt, daß er ausgestoßen und verdammt war.

Seine Lippen bewegten sich, ein Wort war ihm eingefallen, ein vor langen Jahren einmal gelesenes Wort, an das er niemals wieder zurückgedacht hatte. Ein Wort Stanleys nach seiner Rückkehr von der Entdeckung des Kongo: "Keiner, der aus Afrika kommt, sollte früher als nach Verlauf eines Jahres unter Menschen gehen. Sein Blut hat sich verändert!"

Er versuchte ein Lächeln: er kam nicht nur aus Afrika, er kam aus der weiten, wilden Welt. Er trug sie in seinem Herzen, er trug sie in seinem Blut – wieviel Jahre also würde er sich mühen müssen, um sich wieder den Menschen zu fügen? Sein Lächeln vertiefte sich: viele Jahre, unzählige Jahre, den ganzen Rest seines Lebens wohl, denn er trug die ganze weite, wilde Welt in ihrer ganzen Größe, in all ihrer Schönheit in seinem Blute, er würde sie niemals verleugnen können, würde sie niemals verleugnen wollen, und die Welt der Menschen mit all ihrem schalen Treiben war ihm fremd und überaus gleichgültig geworden ... Er war vereinsamt, er war ausgestoßen für alle Zeit – er erkannte es gut und lächelte sich selbst trostreich zu.

Dann aber erstarb sein Lächeln wieder, drinnen im Bühnenhaus hob sich die Musik zum zweiten Akt: "Der alte Mann verfluchte mich!" ... Und da wandte er sich eilig ab, ging durch den Raum und sprang die Treppe hinunter zur Garderobe, um sich 'dort seinen Mantel geben zu lassen.

Nächtliche Stadt

Als er auf die Straße hinaustrat, fuhr er mit beiden Händen an seinen Hut, der Wind des Tages war zum Sturm geworden, wütig brauste er durch das Canyon der Straße und fegte eine hohe Fahne wirbelnden Staubes durch die Lichtkreise der Laternen. Hans Froment drückte den Hut in die Stirn, er schob die Hände in die Manteltaschen, er legte sich mit dem Rücken gegen den Wind und ließ sich willenlos von ihm durch die abendliche Stadt treiben. Noch grellten von allen Seiten die Lichter gegen ihn an, aber der Menschenstrom, der jetzt noch durch die Straßen floß, war kaum mehr als ein dünnes Rinnsal, die Lokale der abendlichen Unterhaltung und des Vergnügens hatten die Menschen eingesaugt, aus jedem dritten, vierten Haus schmeichelten die Kapellen der Bars und Restaurants und Kaffeehäuser, mitunter schwang sich von irgendwoher die blecherne Phrase eines Tonfilmes in den Abend.

Er trieb dahin, an den Wind gelehnt, sein Blick suchte den abendlichen Himmel, aber er konnte ihn nicht gewahren, denn das Licht der Bogenlampen war vor ihm ausgespannt wie ein helles Tuch. Trübe ging die Trauer durch ihn hin: ausgeschlossen war er aus dem All, nicht mehr für ihn wanderten Wolken und Sterne, er war verbannt in die Schächte der steinernen Stadt, verbannt zu einem halb unterirdischen Leben, und nur der Wind, der ihn trieb, hätte ihm ein Gruß aus der verlorenen Welt sein können, aber es war ja nicht der gute Wind der freien Welt, es war der Wind der Stadt, kalt, böse und zugig, Wolken schmutzigen Staubes daherjagend.

Ein Platz grollte auf mit tausend Lichtern, Kinos, Theater, Likörstuben und Cafés, vor ihren hell und bunt erleuchteten Lokalen strichen geschäftige Frauen. Hans Froment wandte sich ab, ließ sich von dem Wind über den Platz und in eine Seitengasse treiben, aus dieser in eine zweite und dritte, mechanisch setzte er Fuß vor Fuß. Einmal lachte er kurz und bitter auf: das war eine Heimkehr, das also war seine Heimkehr! In ihm war ein dunkler Zorn und eine schmerzhaft tief klaffende Trauer, der Zorn des Hilflosen, der sich ohnmächtig einer Welt gegenüber sieht, die tausend Arme um ihn legt und ihn einschlingt, obwohl er sich aus Leibeskräften wehrt, die tiefe Trauer dessen, der aus selig verzauberndem Traum erwacht und sich hinter den kalten Gittern eines Gefängnisses findet. Und dann lachte er in Scham und Zorn über sich selbst: wie denn anders hatte er sich diese Heimkehr gedacht? Er hätte sich mit Ehren und Feierlichkeiten einholen lassen können, man hätte auf seine Rückkehr gewartet, er war in den vergangenen Jahren bekannt geworden, berühmt, eine gute Karte in dem großen Spiel um den Erfolg, er hätte in dem großen Saal, in dem seine Bilder hingen, von hoher Warte zu den Menschen sprechen können, und sie hätten ihm still zugehört, ihm, dem Weltreisenden, dem Maler der Tiere und der großen Landschaften dieser Erde, ihm, dem Künstler, dessen Bilder auf dem Kunstmarkt hohe Preise erzielten. Aber er hatte sich um diese feierliche Heimkehr, die man ihm hatte arrangieren wollen, feige gedrückt, vielleicht zürnte ihm der gute Herr Weidemann, der sich soviel ehrliche Mühe um ihn gemacht hatte, ob seines törichtigen Verhaltens, aber nun war die Ausstellung vorüber, und er war heimlich vom Bord des Trampdampfers an Land gegangen wie irgendein Matrose, kein Mensch hatte den Kopf nach ihm gewandt. Nun hatte ihm niemals irgend etwas an äußerlicher Geltung gelegen, aber vielleicht wäre es doch gut gewesen, wenn auch nur ein einziger Mensch an der Landungsbrücke gestanden, wenn er ihm die offenen Arme entgegengestreckt hätte, wenn er nach der Begrüßung, die aus ehrlich erfreutem Herzen kam, seine Hand unter seinen Arm geschoben und ihn sanft zurückgeleitet hätte in die kalte und steinerne und überaus schwierige Welt der Menschen. Aber soviel Glück gab es für ihn nicht in diesem Leben, er war allein, allein wie immer. Aber in dem grabstillen Raum unter dem Glasdach stapelten sich die

Skizzenbücher und die Kisten und warteten auf ihn. Seine Arbeit, die Arbeit seines Lebens, gewiß, ja, ja, ganz gewiß — aber ein Menschenherz wird nicht satt von Arbeit allein, es begehrt, töricht, wie das Menschenherz nun einmal ist, auch nach anderen, nach wärmeren Dingen. Aber die blühten nicht für ihn, er war nicht für sie geschaffen, und so blieb es allein die Arbeit, der er sich zu ergeben hatte, die Arbeit ohne Ende, die einsame Arbeit der Werkstatt, denn das Glück der großen Reise war unwiederbringlich für ihn dahin.

In einer stillen Straße das überstark erleuchtete Portal eines großen Varieté-Theaters. Im Vorbeigehen fing sein Blick ein buntes Plakat, von schwarz-weiß glänzenden Lichtbildern umrahmt, fing einen Namen. Er blieb erschrocken stehen, sah mit ungläubigen Augen gegen die Bilderwand, dann schritt er zögernd die wenigen Stufen hinauf und trat dicht an die in die Wand eingelassene Glasscheibe heran. Das bunte Plakat, grün und gelb und verwaschen blau, war eine einzige Scheußlichkeit, es zeigte den verrenkten Leib einer halbnackten, orientalisches geschmückten Frau, ein erstarrtes, grünelbes Leichengesicht, flatternde Arme, um die sich ungezählte Ringe wie Schlangen wanden. Aber unter diesem Plakat standen die zwei Worte: "Prinz Yussuff", und aus einem der blanken Bilder, die das Plakat umkränzten, sahen ihn die kühlen grauen Augen des Mädchens Ilzabe schwer und traurig an. Ilzabe — Prinz Yussuff — da war ein Bild, das sie nicht in der Pose irgendeines Tanzes zeigte, sie trug ein weißes Kostüm, hatte beide Hände in den Jackentaschen und sah aus dem Bild heraus wie ein lebendes Wesen. Prinz Yussuff — sechs Jahre und noch eine Handvoll Monate dazu — glücklich war sie nicht geworden in dieser Zeit, er sah es mit dem ersten Blick. Das schöne Gesicht war gespannt, maskiert mit dem fernen Lächeln der Dame, die dünne, feine Linie, die wie ein zarter Strich mit der kalten Nadel des Radierers einmal kaum sichtbar von den Winkeln ihres schmalen und verhaltenen Mundes zum Kinn lief, diese Linie fand er sogleich und mühelos wieder unter dem deckenden Puder, sie hatte sich vertieft, und in den grauen Augen stand nicht nur die tiefe und stille Trauer dessen, der Erfolg im Leben gehabt und dann doch hatte einsehen müssen, daß dieser Erfolg mit dem in das Spiel geworfenen Leben weit überzahlt worden war, es stand darin auch die kühle Abwendung von den

guten Träumen der Jugend zum weniger Guten des Einträglichen. Prinz Yussuff war ein Star geworden, der seinen Wert rechnerisch genauestens erkannt hatte ...

Er stand vor den Bildern, er sah in diese grauen Augen, er lauschte in sich selbst hinein. Aber da drinnen blieb alles stumm, nur der Name hatte ihn angerührt wie ein Ruf seiner Vergangenheit, nun er vor dem Bild der einmal Geliebten stand, glitten die feinen Sehnsüchte von ihm ab, die ihn in manchen Nächten, fern in den wilden Weiten der Welt, nach dieser Frau hatten träumen lassen, glitten ab von ihm und entstürzten in das Wesenlose, nichts blieb als das maskenhaft schöne, maskenhaft leere Gesicht einer fremden Frau, mit der ihn nichts, auch nicht der fernste Traum, verband – er wandte sich ab, er ging die Stufen hinunter, zur Straße zurück, als er sich wieder mit dem Rücken an den Wind legte, seinen Weg fortzusetzen, war weder eine Erinnerung noch ein Wunsch in ihm auferstanden, hatte er die Frau bereits wieder vergessen.

Da war nichts mehr, das ihn noch mit dem alten Leben verband, er war für immer diesem Leben entstürzt, und gestorbene Liebe vermochte nicht einmal mehr, alte Erinnerungen zu beleben, die gestorben waren wie sie selbst ... Schritt für Schritt, den Rücken an dem Wind gelegt, die Straße öffnete sich auf einen weiten Platz, eine graue Steinmauer bleckte dunkel die Höhlen ihrer Tore. Hans Froment überquerte diesen Platz, er tauchte in eine dieser Höhlen ein, als er wieder das Freie gewann, fand er sich auf dem leise schaukelnden Ponton der großen Landungsbrücke. Er seufzte auf, nun sah er den Himmel, niedrig und dunkel, angestrahlt von dem Licht der Werften, rötlich verflackernde Schatten wischten die hundert Essen hinein. In die Mündung des Stromes mochte schon wieder die neue Flut drücken, hier im Hafen war noch die letzte Ebbe, breit, dunkel, ölig schwarz wälzte sich der große Fluß dahin, aber dann fiel der Wind aus seinen Himmeln, wühlte den Strom auf und ließ die seifig waschenden Wogen breit und schwer gegen das Bollwerk klatschen.

Hans Froment setzte sich auf einen der starken Poller am Brückenrand, er sah gegen den Himmel, er sah auf das Wasser, das sich nahe unter seinen Füßen dem Weltmeer entgegendrängte, er kicherte voll bösen Ingrimms vor sich hin. Das war eine Heimkehr: gegen Mittag hatte er, einige Dutzend

Kilometer stromab, das Schiff verlassen, das ihn über den Ozean an diese Küste getragen hatte, jetzt, am frühen Abend, saß er schon wieder hier am Hafen, hatte der heimatlichen Stadt den Rücken zugewandt, und sein Herz war schwer von dem wilden Wunsch, ihr wieder und auf immer zu entrinnen. Hier saß er, das Band des großen Stromes verknüpfte ihn mit der weiten Welt da draußen, der Welt, der er angehörte, hier saß er an der Straße, die zum alten Zena führte und zu Sarbatti, zu Mijneer ter Veens durch die Sunda-See segelnde Jacht, zu den Wäldern Bob Cats und zu den Steppen der Elefanten im Kontinent Afrika – in seinem Rücken aber wuchs gewaltig und dunkel und drohend die Stadt auf, wuchs hoch in den nächtlichen Himmel hinein, sie schien sich zu regen wie ein böses Tier in der Nacht, bereit, über ihn zu stürzen und ihn unter sich zu begraben. Wenn er diesen Strom hinabfuhr, durch das Tor, das seine Mündung in das Weltmeer öffnete, dann hatte er alle Freiheit wiedergefunden und den Rückweg zum menschenwürdigen Leben. Blieb er aber an diesem Fleck, blieb er in der Stadt, dann würde sie ihn schlingen, dann mußte er sich selbst aufgeben, dann ging er unter in ihr ...

Welche Träume hatte er dort draußen in den freien und wilden Weiten geträumt, welchen Gedanken war er nachgezogen, welche Pläne hatte er entworfen für seine Zukunft und für seine kommende Arbeit! Nicht länger wollte er ein Künstler sein, ein Nur-Künstler, ein Nichts-als-Künstler? Da hinter ihm lauerte die Stadt, eine drohende, menschenschlingende, eine bestialische Maschinerie, er hatte sich zu hinten vor ihr, er hatte sich zu behaupten vor ihrem unersättlichen und unerbittlichen Anspruch, wer war er, daß er ihr den Krieg erklären wollte, wer war er, daß er es wagte, ihren strengen und grausamen Forderungen sein gleichgültiges, sein ablehnendes Lachen entgegenzusetzen? Er würde froh sein müssen, wenn er sich in der Stadt behauptete, wenn sie ihm sein nacktes Leben, wenn sie ihn als Künstler gelten ließ ... Und sie würde ihn nur dann als Künstler gelten lassen, wenn er ihr das gab, was sie von ihm verlangte, sie war ungeheuerlich stärker als er, hier gab es keinen Kampf, hier gab es nur die Unterwerfung. Die Seele in der Kunst, die Weltseele, die Seele des Menschen? Da drüben in den Werften hämmerten und dröhnten die Nieter, die flackernden Scheine ihrer Feuer verspielten sich über

dem weiten Gelände, so würde die Stadt auch ihn in ihre Zangen nehmen, so würde sie ihn erhitzen, ihn weich und widerstandslos machen, so würde sie mit wuchtigen Schlägen seine Form verändern, bis sie ihn so hatte, wie sie ihn haben wollte. Er war ein Nichts, er hatte sich zu fügen, er hatte alles aufzugeben, was er sich in den vergangenen Jahren erwandert und erarbeitet hatte, und er tat nur gut daran, wenn er bald und freiwillig das tat, was er doch einmal tun mußte — so würde ihm die Unterwerfung weniger Blut kosten, weniger Schmerz bereiten ...

Da hinter ihm, geduckt und böse, lauerte die große Stadt, in jeder Stunde zeugte und erfüllte und verdarb sie tausend Schicksale, sie blendete die Augen der Menschen mit ihrem Licht, sie füllte ihre Ohren mit Lärm durch alle Stunden des Tages, sie knechtete die Leiber in ihre steinerne Wüste und gewann somit alle Gewalt über die Herzen und Seelen. Sie war ein ewig schlingender Moloch, er aber war zu ihr heimgekehrt aus eigenem Entschluß, er hatte sich ihr stellen wollen zum Kampf, nun aber, vor ihrem steinernen Antlitz, vor ihren dröhnenden Maschinen, fühlte er sich schwach wie ein verlaufenes Kind. Nichts blieb ihm von all den Vorsätzen, von all den vielen Plänen, nichts anderes blieb ihm, als sich dem Leben der Stadt anzupassen und sich ihm einzufügen, auch ihm blieb nichts anderes als das feige Ducken unter der Hetzpeitsche, die alle Menschen, die der Stadt nicht erliegen, nicht eingehen und untergehen wollten in den lauernden Elendsvierteln, zum skrupellosen Geldverdienen zwang. Nur das Geld gab eine geringe Freiheit der Bewegung, nur das Geld ermöglichte es, sich etwas vor dem brutalsten Lärm zurückziehen zu können und sich zu retten auf weniger gefährdete Gefilde. Geld aber zollte diese gnadenlos harte Stadt weder für Predigten noch für Seelenergüsse, Geld warf sie nur dem in den Schoß, der ihr sklavisch dienstbar war ...

Sein bitteres Lachen war längst verstummt, gebeugt und müde saß er auf dem Poller und sah gegen die breit und träge klatschenden Wellen unter seinen Füßen. In seinem Rücken hörte er den regelmäßig schleifend hallenden Schritt benagelter Schuhe, sie wanderten auf und ab, diese Schuhe, aber sie blieben auch beständig hinter ihm, er brauchte sich nicht umzudrehen, er wußte, daß

ein Schutzmann ihn beobachtete. Ein Schutzmann sah es nicht gern, wenn in der Dunkelheit ein einsamer Mensch sich über das Wasser beugte, von dem kein schirmendes Gitter ihn trennte, ein Schutzmann war für Ordnung und für Ruhe und schätzte jene Unannehmlichkeiten wenig, die ein sich derart anormal betragender Mensch ihm unter Umständen einrühren konnte ... Hans Froment straffte sich: es war nichts als eine feige Flucht, daß er hier saß, der Stadt entronnen, daß er sich voller Heimweh zurücksehnte nach den Herrlichkeiten vergangener Jahre. Er war heimgekehrt, er hatte sich nun zum Kampf zu stellen und nicht mit der Flucht zu liebäugeln, er hatte immer gewußt, daß es einen Kampf gelten würde für ihn, wollte er diesen Kampf schon jetzt und hier, in der ersten Stunde, feige und müde aufgeben und kapitulieren? Er straffte sich, er richtete sich auf – und dann ging er, elastischen Schrittes, schnell und aufrecht an dem Schutzmann vorbei, der ihm verblüfft nachsah, querte den Ponton der Landungsbrücke und kehrte zurück in die Straßen der Stadt.

Wenn es aber der Mut des Kämpfers gewesen war, der ihn in die Straßen zurückgetrieben hatte, nach einer Weile, ziellos hin und her treibend, wie der Wind ihn durch das Gewirr der Häuser wehte, nach einer Weile spürte er nichts mehr von diesem Kämpfermut in sich, und nur die dunkle Bedrückung war wieder in ihm, tausendfache Zweifel und ein großes Fragen. Er hatte die erlebte Weite im Blut, er wußte, daß nichts sie jemals wieder aus ihm vertreiben konnte, er wußte um die Größe der Welt und die maßlose Weite der wilden Länder, die der Mensch noch nicht unter seinem Willen gezwungen hatte. In seinen Adern lebten die Gezeiten des wechselnden Jahres, wie der Wanderer sie erlebt hatte auf weltweiter Wallfahrt, er wußte um Himmel und Wolke und Stern, er wußte um das Meer, die großen Ströme, um das atmende Netzwerk der Bäche und Flüsse, die sich aus den Bergen über das Land ergossen. Er wußte um Wälder und Wildnis, um Dschungel und Steppen, er hatte durch die Jahre geschlafen im Zelt und im einsamen Blockhaus, in ständig wechselnden Rasthütten und vielfach und gern unter den freien Himmeln, die sich groß über die freie Erde erhoben. Er hatte diese freie Erde im Blut, er stand bang und staunend vor dem Gebilde der Stadt, bang und staunend und nichtverstehend, obwohl er dieses Gebilde doch von frühesten Jugendtagen an kannte, in ihm

aufgewachsen war, so daß es ihm hätte vertraut sein müssen. Aber es war ihm nicht mehr vertraut, es war ihm grenzenlos fremd geworden, fragend und rätselnd, wie ein auf fremdesten Strand verschlagener Schiffbrüchiger, bewegte er sich durch ihre steinernen Zeilen.

Er kam aus der Weite der Welt, ihm schauderte vor der geballten, häßlich nackten Wucht dieser Häuser ohne Zahl, vor der Enge dieser Straßen ohne Ende, vor dem ewig gleichen Gesicht, das sie ihm wiesen. Fensterreiche Bienenwaben aus Stein und Glas, sie drängten sich aneinander, sie waren nicht zu zählen, es war nicht auszurechnen, wieviel Schicksale hinter diesen Fenstern lebten, sich knüpften, entschieden wurden oder endigten in einer einzigen Stunde. Sehr fern war der Himmel, kaum zu sehen am hellen Tage, und kaum ein Auge mochte sich wohl aus diesen Schluchten zu ihm aufheben, am Abend versank er ins Wesenlose hinter dem künstlichen Licht. Und immer und überall die steinerne Enge, und niemals ein einziger freier Blick, kein Grün, das sich breitete, kein Baum, der väterlich rauschte in eines Menschen Traum. Wie nur konnte man derart leben, wie konnte es Menschen geben, ungezählte Millionen von Menschen, die diesen ihren Kerker für die eigentliche Welt hielten, die kein anderes Leben wollten als das, was sie in diesem steinernen Babel führten?

Hans Froments Blicke wanderten die Häuserreihen entlang, und dann lächelte er wieder, leise und wehmütig. Die Natur war diesen Menschen fern, leer und unsagbar entfremdet, ihre Stadt aber war voll von künstlichen Paradiesen. Sie schauten längst nicht mehr der wirklichen Welt in die Augen, denn sie erahnten diese Welt nicht mehr, sie setzten sich nicht mehr auseinander mit ihrem Geschick, mit ihrem verdorrenden Leben, mit ihrem Heute und diesem Jetzt und Hier. Jetzt und hier: Haus reihte sich an Haus – und vor jedem zehnten Haus prahlten laut und dumm und bunt die Plakate der Filmtheater, und jedes achte Haus enthielt eine Schänke, in der man jederzeit sich einen Rausch einhandeln konnte.

Die Flucht vor dem Wirklichen, da war sie: allabendlich und zu jeder Vorstellung waren die Kinos drängend gefüllt, angehaltenen Atems saßen die Menschen vor den leuchtenden Leinwänden und lachten oder weinten, wie es die vielgewandten Macher der Traumfabriken von ihnen erwarteten. Sie saßen

vor den Leinwänden, sie dachten nicht einen einzigen Augenblick darüber nach, daß alle diese Spiele plumpe und dreiste Lügen waren, daß nichts von alledem, was man ihnen hier vorzusetzen wagte, auch nur etwas mit dem wirklichen Leben zu tun hatte. Sie wollten diese Lügen sehen und nichts anderes, und sie wären wohl entrüstet und beleidigt gewesen, wenn man ihnen im flirrenden Abbild einen Spiegel ihres eigenen Lebens vorgehalten hätte. Sie wußten es nicht, daß ihnen dieses ihr Leben nur ertragbar war, wenn sie es sooft wie möglich am Tage vergaßen, sie kamen hierher, um diesem Leben zu entfliehen, um sich von dem surrenden Filmband hinaus und hinweg zaubern zu lassen aus dem Grau ihrer Alltäglichkeit. Und die Industrie, die nichts anderes wollte, als möglichst hohe Dividenden zu erzielen, enttäuschte ihre Anhänger, ihre Konsumenten nicht: hundertpferdige Autos rollten lautlos über asphaltene Straßen, neben denen sich links und rechts marmorn prunkende Schlösser breiteten, umhegt von blühenden, immergrünen Parks und Blumengärten. Kein Held bewohnte ein schmales Zimmer, ein jeder residierte in einem Palast. Keine Heldin hatte Nahrungssorgen, keine war, die nicht Seide trug alle Tage und teuerstes Pelzwerk und sinnlos schweren Schmuck. Und die Tanzkapellen schmeichelten ohne Unterlaß, die Frackschöße wehten, die bizarren Roben aus Paris rauschten über persische Teppiche oder über Marmorstufen, und die Liebe war kein hastiges, unästhetisches Geschäft, das verstohlen und eilig auf Treppenstufen, Promenadenbänken oder in schmierigen Absteigequartieren erledigt wurde, Liebe war ein trunkenes Versinken in maßloser Schönheit, durch das die Geigen sangen. Die Industrie kannte weder kümmerliche Sorge noch schmerzhaftes Häßlichkeit, eine rosarote und himmelblaue Welt schwelgte in naiven oder raffinierten Düften, die Industrie wußte nichts von der sozialen Frage und nichts von dem sinnlos einsamen Leben, das Millionen Menschen in ihren engen Stadtzimmern führten, in die sie sich verkrochen wie wundes Wild. Die Industrie täuschte eine Welt vor, die nur schön war, die nur Reichtum kannte, Glück und Gesang – und alle die armen Menschen holten sich ihren Trost aus dem trügerischen Spiel, die glücklos unter ihrer Armut dahinkeuchten und niemals freien Atem zum fröhlichen Singen fanden. Die Industrie war eine einzige dreiste

Täuschung, aber vielleicht war sie den Menschen der großen Stadt notwendiger als das tägliche Brot: sie allein brachte die Erlösung von der erdrückenden grauen Wirklichkeit, von Armut und Enge und Bedürftigkeit und der gnadenlos hetzenden Leere des Lebens, ihre Träume waren es, die es den Menschen ermöglichten, so zu leben, wie sie leben mußten, ihre Opiate brachten es fertig, daß diese Menschen gar nicht mehr anders leben wollten, weil sie dann nicht mehr den Film der nächsten Woche hätten sehen können ... Traumfabriken, Lügen ohne Maß und Ende — Hans Froment hatte manchmal von den vielen guten Möglichkeiten des Filmes geträumt. Da draußen breitete sich weit, reich und zauberbunt die Erde, Millionen von Menschen widerfuhr in ihrem Leben nicht ein einzigesmal die Gnade, auch nur ein Zipfelchen von all dieser Schönheit sehen zu dürfen. Der Film hätte ihnen die ganze Schönheit bringen können, täglich neu und niemals ausschöpfbar. Er tat es nicht, er hatte keine Mission, er war eine Industrie, die ihr Kapital zu verzinsen und zu vermehren hatte. Man setzte keine Dividenden aufs Spiel, indem man den Leuten etwas wies, was sie vielleicht gar nicht sehen wollten, was nicht am Geschmack des Dienstmädchens und ihres Unteroffiziers erprobt war, und das, verließ man sich schlicht und bieder auf diesen bewährten Geschmack, die Dividenden erfreulich mehrte. Ach, alle Dinge dieser Welt, die Segen und Gnade hätten spenden können, wandelten sich unter der Hand des nach Gewinn strebenden Menschen, dem sie immer wieder zufielen, zum törichten oder gar zum gefährlichen Spiel.

Ebenso gefährlich wie die Filmtheater, in denen die Frauen ihre einsamen Abende verseufzten, waren gewißlich die Bars, die Likörstuben, die Dielen und vielfältig aufgeputzten Kneipen, in denen die Männer den schweren Alkohol in sich hinein schütteten, damit sie nicht erfroren an der nackten Kälte des sinnlosen Erwerbslebens, das zu führen sie verflucht waren. Sie waren nicht anders als ihre Frauen, und wenn diese dem wirklichen Leben in törichte Romantik entflohen, so betäubten sie sich mit dem Rausch der Getränke. Wie doch hatte Mijneer ter Veen gesagt, segelnd in der Sunda-See? "In jedem Leben bleibt ein Rest, Froment — wenn man trinkt, kann man ihn bisweilen vergessen!" — Das war vielleicht nichts anderes als eine recht klug klingende

Ausrede gewesen, der Mijnheer litt nicht an der Leere des Lebens, Hans Froment wußte das gut, er trank wohl kaum, um irgendeinen Gram zu übertäuben, eine Leere zu füllen, er trank fröhlich wie ein Mann, der seinen ewigen Kräfteüberschuß irgendwie zum Schweigen bringen mußte – hier aber, in der Stadt, ach, welches Leben hier hätte wohl nicht einen Rest, der täglich neu zum Schweigen gebracht werden mußte ...?

Das hier war kein Leben, das hier war kein menschenwürdiges Sein, aus diesen Zwingburgen von Straßen und Häusern stieg alles Elend dieser Welt, schwemmte die Sinnlosigkeit der ewig Heimatlosen wieder und wieder zerstörend über die Erde, diese Menschen lebten nicht mehr unter Gottes Himmeln, sie lebten in einem künstlichen, in einem luftleeren Raum, aber sie gestanden das niemals ein, sie leugneten es vor sich selbst, und sie warfen sich in ihrem Stolz zu Herren und Richtern über die weite Welt auf, die ihrem nie gestillten Hunger ewig neu zu dienen hatte und ihre Freiheit versklaven sollte nach dem Gesetz der Städte. Und in den Städten war die große Unrast des leeren Lebens, in den steinernen Schluchten der Städte mußte der Mensch verderben und verkommen und entmenschlichen, und die grausam gefährdeten und grausam gefühllosen Menschen der Städte mußten dann wiederum, ewig war dieser mörderische Kreislauf, die Welt verderben ... Ein Dorf zwischen seinen Feldern, ja, das war Natur, war wirkliches Leben, und im Dienst an der ihm anvertrauten Erde mochte der einzelne Mensch wachsen wie ein Baum, den Himmel über sich und die freie Weite um sich und die gute Erde, die alle Kraft gab, unter sich, mochte wachsen hoch und stark und auch knorrig nach eigenem Sinn – die Menschen der Stadt aber, ach, sie glichen jenen Äckern, die der Forstmann mit Holz bepflanzte, und die er Wälder nannte. Sie wuchsen in Reih und Glied, sie wuchsen in gehemmter Künstlichkeit, neben ihnen hatte nichts anderes ein Recht zum Leben, sie machten alles gleich, der Einzelne ging unter in der Gleichform ihrer Masse ... Nichts anderes als das Grab des Menschen war die große Stadt ...

Hans Froment ging dahin, die Hände tief in den Taschen, den Hut in die Stirn gedrückt, er ging dahin, einmal den Wind im Rücken, einmal ankämpfend

gegen ihn, dunkel und süchtig umstand ihn das Brausen des unruhevollen frühen Jahres, und das Rauschen der Bäume, die im ersten Laub standen, umharfte ihn dunkel und heimatlich. Das Rauschen der Bäume – einmal blieb er stehen, und das Lächeln auf seinen Lippen war zur gleichen Zeit verzweifelt und erlöst: der Wind hatte ihn durch die Straßen getrieben in die dunkelnden Wege einer Parkanlage, er hatte nicht wieder herausgefunden, nun lief er schon seit einer guten Zeit in diesem Park auf und ab und fühlte trotz all seiner Bekümmerung und bei aller traurigen Auflehnung, daß es ihm doch um ein Weniges leichter und freier war im Kopf und Herzen als in den Canyons der Straßen, von deren steinernen Wänden sein Schritt ihm widerhallte. Bäume umrauschten ihn, der Wind sang dahin, er atmete die herbe, 'klare Luft des Aprils und ahnte den nahen Himmel – es hätte gut sein können und eine Erlösung, wenn da nicht noch ein anderes gewesen wäre, das dunkel unter dem dunklen Wind stand, ein fernes Geräusch, ein unablässiger Ruf, er kam aus den nahen Straßenbezirken, er schlich sich an ihn heran, er umstand ihn, er gab ihn nicht wieder frei – Hans Froment blieb stehen und lauschte in die Nacht.

Da war die Stille um ihn, fern klingelte die Straßenbahn in ihrer Kurve, bisweilen hupte ein Auto auf wie ein fliehendes Tier, und dann war da auch das Rollen der Vorortzüge im nahen Stadtbahnhof, er sah ihre Lichter kommen und vergeilen hinter den dünn belaubten Baumkronen, die schwarz vor dem nächtlichen Grau der Wolken standen. Aber das alles waren tote und stählerne Geräusche, war der sachliche, blutlose Lärm der Maschinen, die niemals Ruhe fanden unter der Hand des Menschen, der nichts mit seinem Leben anzufangen verstanden hätte, wären seine Maschinen nicht gewesen, denen er sich untertan gemacht hatte. Das aber, was ihn rief durch die Nacht, was mit dem dunklen Brausen des Windes heranfuhr und ihn dunkler umschwang, dieses kam nicht vom Menschen und nicht von seinen Maschinen, dieses war ein anderes, lebendiges, das war wie der große Ruf der Kreatur in fernen, freien Weiten.

Er stand und lauschte, dann setzte er sich wie gezogen von diesem Ruf in Bewegung und ging, quer über den Rasen und durch die aufrauschenden Büsche, ihm nach und auf ihn zu. Er gewann die Straße, er stand vor der hohen Mauer des Vorortbahnhofes, nun hörte er den Ruf lauter und deutlicher schon,

er schien aus tausend Tierkehlen zu kommen, er schien sich hinter dem gläsernen Runddach zu erheben, das sich über den Bahngleisen wölbte. Hans Froment ging die hohe Mauer entlang, er gewann den Eingang, er löste sich eine Karte am Schalter, er stieg die Treppen hinauf, ging durch die Sperre, er ging den langen Bahnsteig entlang, er achtete nicht auf die Menschen, die rechts und links sich aufstellten, ihren Zug erwartend, er folgte dem dunklen Ruf, der ihn nicht wieder losließ, der ihm lauter zu werden dünkte mit jedem Schritt, den er tat.

Der Bahnsteig schien ohne Ende, er verlor sich im Dunkeln, senkte sich dann sacht und verlief sich zwischen den Geleisen. Hier blieb Hans Froment stehen, in seinem Rücken hörte er wieder die Bäume des Parkes im Winde rauschen, seine von den grellen Lampen des Bahnhofs geblendeten Augen gewöhnten sich langsam an das unsichere, von tausend vagen und unkenntlichen Lichtern durchwehte und durchschossene Halbdunkel, nun war er dem fremden Ruf ganz nahe, und dieser Ruf war ein tausendfältiges Brüllen und Röhren und Röcheln und heiseres Klagen, nun sah er einen langen Güterzug auf dem letzten Geleis stehen, unübersehbar reihte sich dort Wagen an Wagen, hinter ihm war Lärm und Licht und Bewegung, plötzlich sah er aus dem schmalen Fensterloch eines der Wagen eine feuchte Muffel sich wie sehnsüchtig in die Nachtluft schieben und strecken, plötzlich spiegelte ein Licht in großen, schwarzfeuchten Augen, blankspitze Hörner hoben sich zur stolzen Zier über eine dichtbelockte Stirn – und dann ging es durch ihn hin wie ein eisig feuernder Stoß, jählings verstand er alles, konnte er sich das große Rufen durch die Nacht erklären, sein Herz krampfte sich zusammen, und er hätte aufschreien mögen im schmerzlichen Erschrecken.

Jetzt entsann er sich, daß neben diesem Stadtbahnhof noch ein zweiter Bahnhof lag, sich die langen und breiten Rampen eines gigantischen Werkes streckten, das die Millionenstadt mit Fleisch versorgte – des Schlachthofes ... Lauter noch erhob sich das Röhren und die heisere Klage, er wußte, welch eine Bewandnis es mit diesem dunklen Zug dort drüben hatte, der kam, zusammengestellt in hundert Dörfern, aus dem flachen Lande und brachte die

Rinder von ihren Weiden in das steinerne und eiserne Haus, in dem sie sterben mußten, um mit ihrem Fleisch die Menschen der Stadt zu nähren. Viele hundert Wagen, angefüllt mit sich drängenden schweren Leibern, warm dünstend in die winddurchpflügte Aprilnacht, tausend und tausend Tiere, die Hunger litten und Durst, denn um die Arbeit des Schlachtens und des Teilens der Tierleiber zu erleichtern, war es Vorschrift, daß die Tiere einen vollen Tag vor ihrem Tod weder gefüttert noch getränkt wurden. Tausend und tausend Tiere, die nichts von dem begriffen, was mit ihnen vorging, was die unbegreiflichen Mächte, denen sie ausgeliefert waren, mit ihnen planten, die sich nach der warmen Sicherheit ihrer heimatlichen Stallungen zurücksehnten, nach der nächtlichen Kühle, die daheim über ihren verlassenen Weiden stand. Tausend und tausend tief verstörte, klagende, dürstende, hungrige Tiere, gedrängt in die Enge rollender Kerker aus Stahl und schwerem Holz, erschöpft und verängstigt von dem, stundenlangen Rollen und harten Stuckern der Räder unter ihnen, von deren Gesetzen sie nichts wissen konnten und nichts begriffen, unzählige Tiere, die sich vor den schmalen Spalten der Türen und der Luftlöcher drängten, gierig die abendliche Kühle einzusaugen, tausend und tausend Tiere, die dieser Welt, die nichts von ihnen wußte, im wortlosen Schrei der Kreatur ihr Leid kündeten, ihre Qual und die große Verwirrung.

Er schrak zusammen: dicht an ihm vorbei rasselte der einlaufende Stadtbahnzug, das grelle Licht aus den breiten Fenstern stürzte über ihn hin, die Welt erbebt im Klirren der Räder und Schienen. Als der letzte Wagen an ihm vorübergedonnert war, in den Bahnhof einlief und dort zum Halten kam, hob Hans Froment mechanisch die Füße, stapfte über Schotter, Gestein, Schwellen und Schienen und überquerte den Bahnkörper, bis er vor der endlosen Wagenwand des Güterzuges stehen bleiben mußte. Nun war er dem Röhren und Brüllen und Klagen, nun war er dem dunklen Ruf, dem er hatte folgen müssen, ganz nahe, ratlos aber blickte er nach links und nach rechts: nirgendwo nahm der Zug ein Ende, und überall auf den benachbarten Geleisen reihten sich unzählbar noch andere Wagen, gefüllt mit lebender Fracht, wartend darauf, daß sie an die Rampe rangiert wurden. Dann ruckte der Zug an und fuhr, von unsichtbarer Hand bewegt, ein Stück vorwärts, hielt, und

sogleich erhob sich drüben auf seiner anderen Seite wiederum lärmendes Leben, rauhe Menschenstimmen riefen, Eisen klapperte gegen Eisen, Stockhiebe prallten dumpf auf Knochen und Fleisch, laut rührten geängstigte Tiere auf, schwer, scheu und wie gejagt ging der Marsch vieler Hufe über die steinerne Rampe.

Hans Froment wandte sich ab und ging am Zug entlang, bis er dem starken Licht der Rampenlaternen entronnen war und sich wieder im Dunkel fand. Es war ein schwerer Weg: nun stand das Brüllen nahe über seinem Kopf, bisweilen stieß es schütternd durch ihn hin, und fast aus jedem Wagen drängte sich ein Kopf, sah mit dunkel glänzenden Augen auf ihn herab und rührte ihm entgegen, fragend und klagend zur gleichen Zeit – die Kreatur, die von ihrem ersten Tage an in die Hand des Menschen gegeben war, hilflos ihm ausgeliefert und völlig abhängig von ihm, die Kreatur begriff nicht, warum der Mensch sie in diese Not gestoßen und sie allein ließ in ihr. Als er dann endlich feststellte, daß es auf der anderen Seite der Wagenreihe still und dunkel geworden war, schwang er sich schnell, die schmale Eisenleiter eines leeren Bremserhäuschens benutzend, über die Puffer zwischen zwei Wagen. Aber dann blieb er auf dieser anderen Seite wiederum ratlos auf dem rauhen Kies stehen: auch hier dehnten sich die Geleise, und auch sie waren vollgestellt mit Wagen und Wagen, und die Rampe, an deren äußerem Ende er stand, schwamm im grellen Licht, er sah die Rinder den geöffneten Wagen entquellen, er sah geschwungene Stöcke, er hörte das rohe Rufen, das mühelos das dunkle Brüllen der Verstörung und der Not übertönte, er sah, wie eine kleine Herde über die Rampe getrieben wurde und im Dunkel verschwand. Da überkletterte er geschwind auch die Puffer der nächsten Wagenreihe, einer zweiten und dritten, dann waren die Geleise zu Ende, er ging sie entlang, bis die Wagenkette an seiner Seite abriß. Hier führte ein breiter Weg von der Rampe herab über die Schienen, deren Schotter mit starken Bohlen abgedeckt war, lief schräg die Böschung hinab gegen eine hohe, dunkle Backsteinmauer, in der ein Eisentor weit geöffnet stand.

Hans Froment glitt eilig diese Böschung hinab, pirschte sich an das Tor, drückte sich hinein und schnell wieder zur Seite, und hier im bergenden Dunkel blieb er stehen, und langsam entschleierte sich seinem Auge das dunkle

Geheimnis dieser Nacht. Er stand auf einem weiten, gepflasterten Hof, der vom grellen Licht der Bogenlampen überschwemmt wurde, stand im Schlagschatten, den ein Schuppen über ihn warf, ein langes Gestell, in dem die Arbeiter ihre Fahrräder unterstellten und anschlossen. Er sah über den weiten, leeren Platz, der von niedrigen, hell erleuchteten Hallen umgeben war, aus denen lärmendes Klirren kam, dunkles Brüllen und vergehendes Gestöhn, die nervösen Geräusche einer hastigen, wie heimlichen und lichtscheuen Blutarbeit. Und er roch den Blutdunst, der sich aus dem weiten Gebäudekomplex erhob und anstieg gegen den Himmel, er sah ihn aufwölken, einen süßlichen Nebel, er drang durch alle Poren seines Leibes und ließ ihn wie unter eisiger Kälte erschauern. Jetzt kam ein kleiner Trupp Männer aus einer der Hallen, querte den Platz, durchschritt das Tor und ging die schräge Rampe hinauf. Und dann war da oben wieder das Klirren der gestoßenen Wagen, war Geschrei und Lärm, dann hob sich dunkles Brüllen, und dann kamen sie die Rampe herab und durch das Tor, die Stiere, die Rinder.

Sie kamen, von den Menschen getrieben, eilig daher, sie hatten ihre Hörner zurückgelegt, ihre Muffeln erhoben und vorgestreckt, sie marschierten wie Helden ihrem Ende entgegen, von dem sie nichts ahnten. Ihre Nüstern blähten sich weit, Verstörung flackerte über die geduldig sanften Rinderaugen, das Rind war ein Tier, dem Gerüche viel bedeuteten, das sich an den Gerüchen durch das Leben fand, unstreitig sogen die empfindlichen Nüstern jetzt den süßen, schweren Rudi der Blutnebel in sich ein, unstreitig war es dieser Geruch, der sie verwirrte, der sie klagend und furchtsam aufbrüllen machte. Sie wußten nichts von ihrem Tod, sie verbanden gewiß nicht diesen Geruch mit den unbekanntem Schrecknissen, denen sie eilig entgegengetrieben wurden, jedes Tier lebte stets nur in der Gegenwart, es trug nicht die Vergangenheit mit sich und lebte auch nicht in Freude oder Furcht einer erahnten Zukunft entgegen, die Tiere wußten nichts vom Tod und also auch nichts von der Furcht vor ihm. Aber welcher Mensch wollte ernstlich behaupten, zu wissen, daß der süßliche Geruch der schwer über die Steine wölkenden Blutschwaden kein bedrängendes und kein beängstigendes Gefühl in den Rindern erweckte ...?

Sie schritten dahin wie eine Schar von Helden, sie waren so mutig, daß sie auch den Mut zu ihrer Furcht hatten und diese Furcht ehrlich in die unter dem Winde heulende Nacht hinaus riefen. Sie querten den Platz, vom Licht übergossen, Hans Froments Augen lagen auf ihren starken und schweren Leibern, trotz des Grauens, das ihn wie in stählernen Klammern gefesselt hielt, fühlte sein Herz doch eine vage Befreiung: er war den Menschen entronnen, er war bei den Tieren, er war ihnen nahe und eng verbunden, auch in dieser Minute, in der sie an ihm vorüber zum Sterben gingen. Der Mensch machte es ihm leicht, sich von ihm ab und allein den Tieren zuzuwenden: diese wenig sauberen, schnapsheiser grölenden Gestalten, die ihre Knüppel schwangen und sie ohne Grund und Sinn auf die Tierleiber prasseln ließen, daß die Knochen aufdröhnten, diese Schar der üblichen Gelegenheitsarbeiter, die man von Fall zu Fall zum Viehtreiben anstellte, die wenigen anderen, um ein Kleines besser Gekleideten, die mit der Routine des lange im Gewerbe Erfahrenen die elektrischen Stäbe handhabten, vor deren Berührung jedes Tier entsetzt nach vorn stob — diese Menschen machten es ihm leicht, nur der Tiere zu achten.

Da gingen sie in ihr Schicksal. Sie kannten es nicht, aber Hans Froment kannte es und hatte es gesehen, drüben im großen Amerika, in dem man auch dieses Handwerk zu einer großen, verblüffend rationell arbeitenden Industrie hochgezüchtet hatte. Sie würden in eine Halle getrieben werden, würden dort vielleicht eine kurze Weile warten müssen, dann würde man sie in eine zweite Halle treiben, durch einen engen Gang, und an dessen Ende stand der Mann mit dem schweren Hammer, der sie mit einem Schlag vor die Stirn betäubte, daß sie in die Knie brachen und auf den Boden stürzten. Und dann würde die stählerne Maschinerie, millionenfach erprobt und bewährt, sie ergreifen: ein eiserner Haken würde sie am Hinterlauf packen und in die Höhe reißen, ein Messer würde ihren Hals bis auf die Wirbelsäule durchschneiden, ein anderes würde ihnen die Brust öffnen, ein drittes den Bauch. Sie würden dahingependeln am laufenden Band der Krähne, sie würden ausgeweidet werden, abgebrüht, geköpft. Sie würden zu Hälften oder Vierteln aufgeteilt werden, sie würden in den Eisraum wandern oder zum Verkaufsstand der Schlächter — vielleicht bestellte er sich in einigen Tagen in einem Restaurant einen Schmorbraten, und

es war dann Fleisch von jener milchweißen Kuh dort, jener Kuh mit den traurig sanften Augen, und war vielleicht das gleiche Stück Fleisch, über das jetzt der rohe Treiberstock klatschte .. .

Sie gingen zum Sterben, aber es war kein Mord, der an ihnen geschah. Sie verdankten ihr Leben dem Menschen, der sie in seinen Ställen, auf seinen Weiden herangezogen hatte, der sie aufgezogen und gut gefüttert hatte bis zu jener Stunde, in der ihr Gewicht ihm den Lohn für seine Arbeit brachte. Es war kein Mord, der an ihnen geschah, es war eine nach streng durchdachten Gewerbeordnungen festgelegte Schlachtung, aus der sehr sorgfältig alle unnütze Grausamkeit oder Quälerei ausgemerzt worden war. Hier geschah nichts Böses, hier geschah nichts anderes als notwendig war, die Millionen von Menschen, die in der Stadt lebten, mit Fleisch zu versorgen. Hier war niemand, gegen den man auch nur den leisesten Vorwurf hätte erheben können, nicht der Bauer, der das gute Schlachtvieh züchtete, nicht die Fleischer, die ihren Beruf ausübten, wie sie ihn unter staatlicher Kontrolle gelernt hatten, nicht die ungezählt vielen Menschen, die in den Schlachterläden Fleisch und Wurst einkauften für ihren täglichen Bedarf, hier war niemand, dem eine Anklage hätte gelten können.

Hans Froment aber stand da, bebend in das schützende Dunkel gedrückt, er sah mit den weiten Augen des Entsetzens über den hellen Platz. Die kleine Herde war in einem der Schuppen verschwunden, durch ein anderes Tor in der Mauer trieb man jetzt ein Rudel Schafe herein, sie trippelten eilig dahin, wie immer in ihrem Leben bemüht, den Willen des Menschen zu verstehen und ihm zu folgen, schuldlos und brav beeilten sie sich, ihr Schicksal zu vollenden und dabei dem Menschen so wenig Ungelegenheiten wie möglich zu machen. Und durch ein drittes Tor trieb man mit großem Geschrei und vielen Prügeln eine kleine Kälberherde, Kälber, die man am Vortag von ihren Müttern genommen hatte, denen sie noch immer nachklagten, junge Tiere, die sich sträubten und ungebärdig waren, weil sie den Menschen noch nicht kannten und es auch noch nicht einzusehen vermochten, daß es vielleicht ein Glück war, diesem Menschen schon jetzt und so früh und auf immer entrinnen zu können.

Vom Bahnsteig hoch in seinem Rücken kam das Röhren und Röcheln, das langgedehnte klagende Brüllen der durstigen Rinderkehlen, die Kälber antworteten, die Schafe blökten, bescheiden nur, wie es ihre Art war, dick kroch der süße Blutnebel über das Pflaster, und in den leuchtenden Hallen klirrten die Messer, dröhnten weich die Hämmer, rasselten die Ketten der Flaschenzüge, hoben sich bisweilen unbeschwert heitere Männerstimmen. Denn es war ein rechtschaffenes, ein anständiges Gewerbe, das sich hier vollzog und rüstig schaffte — es war keineswegs ein Mord oder Morden, was hier geschah.

Aber Hans Froment dachte, daß der Tod in den Wildnissen wie ein Blitz über die Tiere kam, daß er leicht und gut war, weil er seine Opfer schon geschlagen hatte, bevor sie ihn noch erahnen konnten. Er hatte gesehen, wie der Löwe den Kaffernbüffel schlug, es war ein ehrlicher, ein freier und kurzer Kampf gewesen; er hatte gesehen, wie der Tiger den Gaur riß, das Wildschwein streckte — es war das Werk von Sekunden gewesen. Ein guter Schuß dort draußen warf das Wild, daß es am Fleck zusammenbrach, und noch ein Schlachten im bäuerlichen Gehöft mochte ein harmloses Gesicht tragen, selbst wenn dabei gegen manche Schlachtordnung verstoßen wurde. Das Grauen, das ihn an diesen Platz bannte, bestand nicht in der Tatsache, daß diese Tiere sterben mußten, um mit ihrem Fleisch den Menschen zu nähren. Das Grauen bestand darin, die kalte, herzlose, seelenlose Maschine vor Augen zu haben, die der Mensch überall auf seiner Erde errichtet hatte, die Maschine, von der auch die Tiere erfaßt und ihr blutwarmes Leben im kalt und rationell ablaufenden Arbeitsgang zu verkaufsfertigen Fleischstücken zerlegt wurde. Das Tier und die Maschine, das blutwärmste Geschöpf und die eisige, die eisern kalte Konstruktion — und dazu diese unendliche Zahl der Opfer, die jeden Gedanken an ein einzelnes Schicksal bereits im Aufflackern erstickte ... Die Schafe verschwanden eilig und folgsam in ihrem Todeshaus, die sich sperrenden Kälber wurden durch ein weitgeöffnetes Tor geprügelt, oben auf den Geleisen klirrten die Räder des anruckenden Zuges, schrien und fluchten die Menschen, und dann kam, hastig und gehetzt, eine andere Rinderherde den schrägen Weg herab und zog ihrem Tod entgegen.

Hans Froment stand in den Schatten gedrückt, unfähig zu entfliehen, wie sein Herz es wünschte, stand ungeschrien länger als eine Stunde und starrte mit brennenden Augen auf die Tiere, die über den hellen, gepflasterten Platz getrieben wurden. Ave Cäsar, morituri te salutant – da zogen sie zu ihrem Sterben, aber dem Cäsar verlangte nicht danach, dieses Sterben zu sehen. Er liebte es nicht einmal, daran erinnert zu werden, daß sein Leben täglich Hekatomben anderer Leben fraß und zertrampelte, der Cäsar hatte müde Nerven bekommen, er schmeichelte ihnen mit sentimentalen Filmstreifen und betäubte sie mit den bunten Getränken seiner Bars – der Cäsar ertrug schon seit langem nicht mehr den Anblick seines eigenen Gesichtes und sei es auch nur im Spiegel. Man aß täglich mit aller Selbstverständlichkeit Fleisch, aber man sprach nicht davon, woher es kam. Man kaufte fröhlich ein zu einem einzigen Abendessen: ein Stück Rindfleisch vielleicht, ein Stück vom Schwein, geräucherte Gänsebrust etwa und echte Salami-Wurst und eine Schachtel Ölsardinen – wieviel Tiere mußten sterben, um einem einzigen Menschen eine einzige Mahlzeit schmackhaft zu machen nach seinem Sinn? Er dachte längst nicht mehr darüber nach, dieser Mensch, seine verwöhnte Zunge 'erfreute sich am wechselnden Geschmack, aber er redete viel von Ethik und Moral und Verantwortung und war doch nichts anderes als ein Barbar gegen den Neger Innerafrikas, der ein Stück Wild jagte, um sich dann für Tage satt zu schlingen an seinem Fleisch ...

Kühe und Ochsen, Schafe und Kälber, fern, unsichtbar seinen Augen, quietschten durchdringend ungezählte Schweine. Er stand und starrte, stand und starrte – einmal dann, als der Platz ganz leer war und er wußte, daß er länger als eine Minute leer bleiben würde, sprang er aus seiner Sicherheit heraus, hetzte durch das Tor, und dann lief er an der hohen Mauer, die den Schlachthof umgab, wie man den Zuchthaushof sichert vor den Blicken der Menschen, entlang, und das geängstigte Brüllen der Rinder, die noch in den Wagen gefangen waren, und die noch der Durst quälte, dieser Durst, von dem sie nicht wissen konnten, daß sie ihn niemals mehr stillen würden, versank hinter ihm in die Nacht. Aber es verstummte nicht, es wurde nur schwächer,

undeutlicher, es blieb ein traurig mahnender Ruf aus der Dunkelheit, dem nicht zu entrinnen war.

Endlos, endlos zog sich diese Mauer dahin, und Hans Froment fand nicht die Kraft, sich von ihr zu lösen. Da hinter dieser Mauer, da in diesen leuchtend hellen Hallen geschah das große Sterben, und das Wissen um dieses Sterben war die erste wirkliche Bindung, die ihn mit dem steinernen kalten Gefüge der Stadt verknüpfte, in die er heimgekehrt war aus der Freiheit der wilden Welt, ein Fremdling unter den Menschen. Er ging dahin, ging den endlosen Weg, hinter der Mauer klirrten die eisernen Geräte der Schlachthäuser, hinter ihr stand das Brüllen der Tiere, ein dunkler Ruf in der Nacht.

Aber dann entquoll den dunkelnden Straßen, die auf seiner Seite gegen diese Mauer mündeten, ein neues Geräusch, es klang stählern, aber es kam nicht von den Menschen, es hatte ein anderes, ein eigenes Leben – betroffen blieb Hans Froment stehen und achtete kaum darauf, daß in der Mauer ihm zur Seite sich breit und wuchtig ein eisernes Gittertor aufschwang. Denn schon entwuchs dem Dunkel eine müde Kavalkade, drängte sich in den hellen Lichtkreis der Laterne und bog auf klappernden Hufen in die Einfahrt, die den Fußweg überschnitt – und es war eine unübersehbar große Pferdeherde, die hier den Hof des Schlachthauses betrat, es waren viele hundert Pferde, die durch dieses Tor zum Sterben gingen. Er fühlte, wie das Entsetzen ihn lähmte und ihn auf seinen Platz bannte. Pferde ... Aber natürlich, warum stellte er sich dumm vor sich selbst, er wußte es doch bereits aus seinen Kindertagen, auch Pferde verschlang die große Stadt, ihr billiges Fleisch war beliebt in den weiten Quartieren der Armut.

Er wußte sich frei von jedem Vorurteil, er wußte, daß vor Jahrtausenden die Ureinwohner dieses Landes das Pferd heilig gehalten hatten und es als Opfer ihren wilden Waldgöttern darzubringen liebten; er wußte, daß diese Opferungen von den christlichen Missionaren beendet worden waren, daß der neue Glaube das Tier mit einem Makel belegt und sein Fleisch für unrein erklärt hatte. Dieser Bannfluch hatte seine gute Wirkung getan bei den Menschen der Masse, er hatte sich im Laufe der Jahrhunderte festgesetzt in allen Hirnen, so daß manchem allein schon der Gedanke an einen Genuß dieses Fleisches

Ekelgefühle bereitete; er wußte aber auch, daß das Pferdefleisch nicht schlechter war als das eines anderen Tieres. Er wußte das alles und wußte es gut, und wenn das Fleisch der Pferde noch immer bemakelt und daher das billigste war auf dem Markt, so lag es nicht bei ihm, den armen Leuten dieses billige Fleisch zu mißgönnen. Und doch und doch: hier war ein anderes, ein ganz anderes als bei den Rindern, den Schafen und den Schweinen. Die kamen aus ihren Ställen, von ihren Weiden, die waren von allem Anfang an als Fleischlieferanten gezüchtet worden und waren nie etwas anderes gewesen für den Menschen. Diese Pferde aber — woher kamen sie?

Sie kamen aus einem Leben der Arbeit, die sie für den Menschen geleistet hatten von ihren jungen Tagen an. Sie waren — ihm fielen die Bilder ein, die er noch an diesem Morgen aus den Fenstern seines Abteils gesehen hatte, aus dem Zuge, der ihn vom Hafen in die Stadt gebracht hatte — sie waren als langbeinige, graziös verspielte Fohlenkinder neben ihren Müttern über die Weiden gelaufen. Sie waren — er sah sie an, die nun so nahe an ihm vorüberzogen, daß er sie hätte mit seiner Hand berühren können, und seine Gedanken verschwiegen erschreckt. Dicht an ihm vorüber zog jetzt das hufeklappernde Heer, jeweils sechs Pferde nebeneinander in einer Reihe. Pferde aller Rassen, Pferde verschiedensten Blutes: Schecken und Schimmel, Braune und Schwarze, Fuchse und Isabellen, Vollblut, Halbblut, Kaltblut, Wallache und Stuten. Aber in all ihrer Verschiedenheit waren sie sich doch alle gleich in dem einen: alle waren sie müde, alle waren sie alt, keines von ihnen war noch fähig zu schwerer Arbeit, keines von ihnen verdiente noch seine tägliche Metze Hafer, den Weidegang, den Platz im Stall — und damit hatte ein jedes das Recht zum Leben verloren und mußte den Weg in das Schlachthaus gehen.

Die Hufe klapperten, da stolperten zwei keltische Ponies neben dem schweren Ardenner, der neben ihnen wie ein Riesentier wirkte, über die Steine, die zum geöffneten Tor führten. Ihre Köpfe hingen müde, ihr Fell war stumpf und glanzlos, der große Bruder neben ihnen, erschöpft in einem langen Leben harter Arbeit, setzte die Hufe mit steifen Fesseln, wie wenn er über glühende Roste zu gehen hätte. Woher mochten sie kommen, diese müden Tiere, wo hatte der Weg begonnen, der in dieses Tor mündete? Vielleicht kamen die

Ponies, denen die fahlen Mähnen in die Augen fielen, ohne daß es sie zu stören schien, vielleicht kamen sie blind aus einem langen, in den Bergwerken verbrachten, unterirdischen Dasein, das kein Licht gekannt hatte, keine Luft, keine Wanderung und nichts von der kleinsten Freiheit, die jedem lebenden Wesen gebührt und notwendig ist. Vielleicht hatte der Riese neben ihnen in seiner Jugend die schweren Wagen der Brauerei gezogen, vielleicht hatte er seine Proletenarbeit beendet vor einem Müllwagen – sein Kopf hing schwer, er stolperte über seine pflastermüden Beine.

Hans Froment stand wie an seinen Platz geschmiedet, er schaute mit staunenden Augen, eine Erkenntnis hatte ihn jählings überfallen und schien ihm unabweisbar: die Rinder, die er beobachtet hatte, Kälber und Schafe, sie waren Herdentiere, gestaltlose Masse, ihr Zug war gleichförmig, und nur die Herde gab ihm Form und Gestalt. Diese Pferde hier aber – ach, hier war jedes einzelne ein ganzes Individuum, hatte sein ureigenstes Schicksal erlebt und war daran zu einer Persönlichkeit geworden. Die Reihen der klappernden Kavalkade waren unübersehbar, aber aus diesen Tieren, zusammengetrieben aus allen Winkeln der großen Städte, formte sich niemals mehr eine Herde, wie sie in den fernen Freiheiten vergangener Jahrtausende mit wehenden Mähnen über Steppe und Savanne geprescht war im wiehernden Rausch der freien Bewegung, niemals mehr, auch heute nicht, sie blieben eine Schar unschuldig zu Tode Verurteilter, die man auf den Hinrichtungsplatz trieb. Aber auch auf diesem Platz würden sie sterben, wie sie gelebt hatten: ein jedes für sich allein und unausdenkbar einsam...

Wie aber hatten sie wohl gelebt? Ein brauner, hochbeiniger Wallach ging dicht an ihm vorüber, wandte den Hals und streckte den Kopf gegen ihn aus. Dunkel und blank glänzten die feuchten Augen im starken Laternenlicht. Dann fiel er in die Reihe zurück, Hans Froment sah, wie seine Nüstern sich weiteten, auch die Pferde witterten gewißlich den süßen Blutnebel, der über diesem Platz hing, eine Fahne des Tötens und des Mordens, aber sie sträubten sich nicht, sie bäumten nicht zurück, gehorsam, wie sie ihr ganzes Leben hindurch dem Menschen gehorsam gewesen waren, schritten sie eilig dahin, durchschritten

das weit geöffnete Tor, und ihre Hufe klapperten über die Steine. Wie hatte dieser braune Wallach gelebt?

Am Anfang des Lebens war die Weide, war der Stall. Im Anfang war die sorglose Jugend, die langbeinig und verspielt über das weiche Grün der Wiesen dahintollte. Er zeigte gute Formen, vielleicht war er dann ein Kutschpferd geworden und hatte gute und nicht allzu arbeitsharte Jahre gesehen, solange er schön und ansehnlich geblieben war. Aber dann war er abgesunken, vielleicht verdrängt vom Automobil, das längst auch überall auf dem Lande Einzug gehalten hatte, dann war er vor einen Gemüsekarren gespannt worden, und dort hatte man ihn schlecht behandelt: dicht an dicht reihten sich die fingerdicken Striemen über seine Hinterhand, das Zeichen der vielgeschwungenen Peitsche, die Rune des Menschen, die alle Tiere tragen müssen, die ihm untertan sind. Und weiter und tiefer wohl noch war der Fall des Tieres gewesen: vielleicht hatte der Gemüsehändler das pflastermüde gewordene Tier weiter verkauft, einem Lumpensammler, einem kleinen Kohlenhändler, einem Fuhrwerksbesitzer, der keine Gelegenheit zu irgendwelchem Verdienst ausließ und seine Pferde bei Tag und in der Nacht zum Geldverdienen brauchte. Er hatte seine Pflicht getan, der braune, hochbeinige Wallach, er hatte die Peitsche gekannt und hatte den Menschen gefürchtet. Die Wiesen und Weiden der Jugend waren ihm in das schwarze Nichts entstürzt, nun war er dankbar für eine stille Stunde im Stall, allein und sicher vor dem Menschen, vor dem er schon erzitterte, wenn dieser sich ihm nur näherte, wenn sich unerwartet in seiner Nähe eine Menschenhand erhob – allzuviele sinnlose Schläge waren auf ihn herabgeprasselt, als daß er hätte glauben können, eine Menschenhand würde sich zu etwas anderem als zum heimtückischen Schlag aufheben. So also war sein Leben gewesen, und nun war er am Ende: sein Hals war hager und sehnig und beugte sich unter der Last des kantigen Kopfes, wirr und schmutzig verfilzt hing die Mähne, wie Tonnenreifen markierten sich die Rippen, überall schienen die Knochen aus der Haut zu drängen, und der Gang, der einmal spielerisch über weiche Erde gefedert war, war nun steif und hilflos. Die Striemen der Peitsche deckten dicht an dicht seine Haut – und seine Nüstern blähten sich, dem Schlachthaus

entgegen, dem Ende seines Lebens, das nichts als Arbeit gewesen war. Arbeit, die dem Menschen Verdienst gebracht hatte, er ging zum Sterben, unbedankt, und noch einmal würde der Mensch an ihm verdienen: an seiner Haut, an seinem Fleisch, an Knochen und Haar.

Jener Rappe dort, der ihm nachdrängte, nicht minder folgsam eilig wie er, verriet er nicht im feinen Gebäude, in den Linien des Kopfes, des Halses und der Kruppe den Adel des hochgezüchteten Tieres? Vielleicht war er ein Reitpferd gewesen in seinen guten Jahren, war, den Reiter, die Reiterin auf seinem Rücken, durch den Sommerwind getraht, der durch seine Mähne spielte, hatte fröhlich gewiehert, wenn die zärtliche Hand des Menschen ihm dankbar den Hals klopfte. Ritt durch den frühen Morgen, der dünne Nebel zog kühl über die Felder, hob sich und zerflatterte, golden rollte die Sonne über den Horizont. Ritt durch den ernteschweren Herbst, die Garben rauschten unter den Sensen der Schnitter, die Sonne brannte, die Menschen lachten, Fröhlichkeit war in der Welt, und auf dem Heimweg streckte sich das Tier im freien Galopp unter der leichten Hand seines Reiters. Federnder Boden der Landwege, der dichte Teppich der großen Weiden, Lerchensang und Nachtigallenschlag, blühende Rosenhecken, duftendes Heu, goldener Hafer und der Wind der Ebene zu allen Stunden des Tages – und dann der Sturz aus dem leichten und heiteren Dienst in die bittere Fron: ein Wagen in der Stadt, Straßen ohne Ende, Pflaster, das die Hufe verdarb und alle Gelenke hart und schwer machte. Und getrieben von Station zu Station, Fall aus der einen Hand in die andere, immer geringer wurde der Preis, der für das Tier verlangt und gezahlt wurde, aber immer fand sich noch einmal ein Käufer, der gesonnen war, für den Kaufpreis, den er erlegt hatte, ein Mehrfaches an Gewinn aus dem willigen Tier herauszuwirtschaften. Und dann heute und hier dieses Ende ...

Schmale Hufe, die sich trotz Alters und Müdigkeit immer noch in flinken Trab setzten, zwei kleine Pferde aus dem Osten, Koniks, die man im Volksmund Panje-Pferde nannte, obwohl gerade dieses Wort in keiner Weise zu ihnen paßte. Sie waren keine Pferde der Herren, sie waren die Pferde der kleinen, der armen Leute, sehr genügsam, sehr zäh, sie machten sich gut bezahlt für den niedrigen Preis, für den sie zu Markte standen. Billige Arbeiter,

sie hatten wohl kaum gute Tage gesehen, denn wer für kleinen Preis arbeitet, Mensch oder Tier, dem wird das wenige Futter doppelt hoch angerechnet, und er muß doppelt so viel arbeiten als ein anderer. Doppelt oder dreifach oder vierfach: ihre Köpfe hingen schwer, ihr Fell war stumpf und wie verlaust, sie hatten ausgedient, sie waren verbraucht bis zum letzten Rest, jetzt gingen sie in ihre letzte Pflicht und zahlten mit ihrem Leben und mit ihrem Leibe den Preis, den man ihrem letzten Herrn, dessen Peitschenhiebe sich noch frisch auf ihren müden Leibern markierten, gezahlt hatte.

Hinter ihnen drängten sich drei, vier Gestalten, die noch niedriger waren als sie, Ponies, aber sie gingen nicht in dem trippelnden Gang, der ihnen eigen war, sie gingen steif und schwer, sie waren über alle Maßen erschöpft. Ihr Gang war kein Schreiten mehr, er war ein Kriechen, ein breites, hufestemmendes Kriechen, das gewohnt war, sich mit letzter Kraft in die Sielen zu legen, um die allzu schwere Last, der die Tiere vorgespannt waren, bewältigen zu können. Und da wußte Hans Froment, daß diese Ponies aus den Bergwerken kamen, sie hatten ihr Leben in den Schächten zugebracht, verbannt aus dem weichen Grün der Welt, für die das Pferd geboren worden war, ausgeschlossen von Wind und Sonne und Wiese und Weide, verbannt von der Erde in eine Welt, die ihnen nicht anders erscheinen konnte als eine Hölle. Ein Leben lang, ein ganzes langes Leben lang unter der Erde: sie waren grau und ohne Farbe, ihre verbrauchten Leiber bewegten sich im krötenbreiten Gang, sie hatten ausgedient, sie hatten ausgelitten, nichts anderes als ein Leid ohne Ende war ihr Leben gewesen, nun konnten sie zum Sterben gehen.

Die Hufe klapperten, die fleischlosen Köpfe nickten, die stumme Kavalkade nahm kein Ende. Dann war da ein nervöses Tänzeln, adelig schlanke Glieder, feuriges Auge im irren Glanz, eine dunkel wehende Mähne, ein edles Pferd, das vom Start der Rennbahn sich in diese dem schmachvollen Schlächtertod geweihte Herde verirrt zu haben schien. Ja, es war vielleicht noch vor wenigen Tagen ein Rennpferd gewesen, verwöhnt und umsorgt von seinen Besitzern, gehalten im Musterstall bei bester Pflege und ausgewähltem Futter, gewohnt, in der Morgenfrühe mit dem Rudel seiner Stallkameraden über die noch taufeuchte Bahn zu fliegen, acht- oder zehnmal im Jahr ein großes Rennen

zu kämpfen, zu laufen, zu rennen, dahinzufiegen unter leichtem Reiter, um den Sieg zu kämpfen nicht ohne eigene Lust. Und war dann verdammt worden und ausgestoßen aus irgendwelchem Grund, war einem Ungeschickten in die Hände gefallen, der es nicht fertig gebracht hatte, das an das freie Spiel seiner Glieder gewohnte Tier zur Arbeit vor seinen Wagen zu zwingen, es hatte bitter büßen müssen dafür, daß es den groben und ungeduldigen Willen des Menschen nicht so schnell hatte verstehen können, wie man es von ihm erwartete: wie es seine Hufe setzte, spritzte der Eiter aus den Druckstellen des schlechten Geschirres, das man ihm aufgezwungen hatte. Die dicken Striemen der Peitsche liefen über die ganze Länge seines Leibes, von der Hinterhand bis zum Hals; wie es jetzt, chassierend in seiner Nervosität, ein wenig den immer noch schönen Kopf wandte, sah Hans Froment, daß das andere Auge ausgelaufen war, gewißlich unter einem Peitschenschlag, blaßrot, grausam leer bleckte die Höhle in die Nacht und war eine schaurige Anklage, die kein Kläger aufnehmen wollte vor dem Gericht, und die darum niemals einen Richter fand.

Schecken und Schimmel, Braune und Schwarze, Füchse und Isabellen, Vollblut, Halbblut, Kaltblut, Wallache und Stuten, Ponies und Koniks, Arbeitspferde und adelige Renner — der Zug nahm kein Ende. Und Hans Froment wußte, daß dieser Zug, der seinen Weg sperrte, nur ein Teil, nur ein ganz winziges Bruchteilchen der großen Armee war, die täglich auf tausend Straßen zum Sterben zog: der Zug der Pferde, die dem Menschen willig gedient hatten durch alle Tage ihres Lebens, die von ihm verbraucht waren bis auf den letzten Rest ihrer Kraft, um dann von ihm in die Schlachthäuser geschickt zu werden. Sie kamen aus allen dunklen Winkeln der großen Städte, sie tauchten aus den verlorensten Schluchten der großen Industriebezirke, ganz selten, fast niemals kam eines aus dem Dorfe und vom Land. Denn wenn man sie dort aufgab, dann waren sie noch immer kräftig genug, um in der Stadt Dienst zu tun, vom Land kam kaum ein einziges Pferd geradenwegs auf den Hof des Schlachthauses, vom Land aber kamen sie fast alle zur Stadt und in die Sklaverei. Und dann verdarb das Pflaster ihre Gelenke, machte ihren Sinn trübe und schwer und füllte sie auch mitunter mit unberechenbarer Aufsässigkeit, wie ein widernatürliches Leben auch das willigste und gutartigste Wesen

verderben muß, in der Stadt wanderten sie von Hand zu Hand, von der strengen in die grausame, von der grausamen in die sinnlos schindende, wanderten ihren Dulderweg bis zu seiner letzten Station: bis zu diesem Tor, das sie vor Hans Froments Augen durchschritten. Und es konnten noch diejenigen Tiere von Glück sagen, deren trauriger Weg sich erfüllte von Station zu Station, bisweilen war das Gewerbe, das mit den Pferden handelte, nicht ehrlich, und der Mann, der Pferde zum niedrigen Schlachtpreis aufkaufte, machte sich kein Gewissen daraus, diese Tiere noch einmal und wieder und wieder mit hohem Gewinn zu neuer Arbeit zu verkaufen. Und so waren sie, Diener des Menschen, Diener des undankbarsten Geschöpfes dieser Welt, so waren sie alle, die hier endlich die Ruhe ihres Todes finden sollten, ausgenützt, ausgepreßt, ausgeschunden bis auf den allerletzten Lebenstropfen, bis auf den letzten Hauch, bis hin zum müden Verröcheln. Und endlos, endlos ging ihr nächtlicher Zug über alle Straßen, die Hufe schlurrten über das Pflaster, die müden Köpfe hingen schwer, sie kamen aus dunklen, modrig feuchten Ställen, aus zugigen Schuppen, aus tausend verschmutzten Winkeln, die der Mensch verdrecken ließ, um sich stolz und eitel über das dumme und schmutzige Vieh zu erheben, sie entstiegen den Schächten der Gruben, stumm reihten sie sich ein in die todmüden Schwadronen, hier gingen sie in ihr Sterben.

Hier zogen sie an ihm vorüber: steifbeinig, knochig, verprügelt und geschunden, bedeckt mit grausamen Striemen Leib für Leib, manche, ach, viele, allzuviele, mit grausam offenen Wunden, müde ein jedes über alles erdenkliche Maß hinaus. Sie zogen ihrem Ende entgegen, ihrer endlichen und endgültigen Erlösung – und in wenigen Tagen würde ihr Fleisch auf den Tischen der kleinen Leute stehen, die vom Leben kaum weniger hart und grausam geschunden wurden als diese Pferde, die gleich ihnen Verdammte dieser Welt waren. Sie zogen in den Hof, über dem dick und schwer die Blutschwaden standen, die aus all den hellerleuchteten Hallen der Schlachthäuser rauchten, jedes, auch das müdeste, hob ein wenig den Kopf, wenn es das eiserne Tor passierte, jedes blähte die Nüstern und zog den befremdenden, den erregenden und verstörenden Geruch tief in sich ein, Geschöpfe, die gewohnt waren, mit ihrem Geruchssinn die Welt auszukunden und sich zu erklären, bisweilen sah

Elans Froment, sehr deutlich in dem überstarken Licht der Lampen, wie in solchem Augenblick ein dünnes Zittern die hageren und mit Striemen bedeckten Pferdeleiber entlanglief.

Und dann hatte plötzlich die hufeklappernde Kavalkade doch ihr Ende gefunden. Die letzte Reihe bog von der Straße gegen das Tor ein, durchschritt es – und dann schwang das breite Eisentor lautlos, wie es sich geöffnet hatte, zurück in seinen Angeln, leer lag die erleuchtete Straße vor ihm, die starken Lampen über dem Tor erloschen, er hörte, wie sich hinter der Mauer die klirrenden Hufe über den Hof verloren. Und dann war es plötzlich still, ganz still, nur aus der Ferne kam das dunkel klagende Röhren der Rinder von den Geleisen, dann klirrte in einer Halle Eisen gegen Eisen, und dann erhob sich das schneidend dünne, entsetzte Wiehern eines Pferdes und antwortete dem grausam nüchternen Geräusch der eisernen Schlachtgeräte des Menschen. Keines von den tausend Pferden, die an ihm vorüberdefiliert waren, hatte einen Laut von sich gegeben, stumm und still und gehorsam wie immer waren sie dem Los entgegengezogen, das der Mensch über sie verhängt hatte. Dieses Wiehern war der erste Laut, den er von diesen Tieren hörte, dieses Wiehern hinter dem verschlossenen Tor, vor dem Todeshause – oder kam es schon von dem ersten Tier, das den Todes-raum betreten mußte, während sich auf dem Hof seine Brüder im Grauen zusammendrängten und mit ihren großen, dunkel feuchten Augen in die überhelle Halle starrten, auf deren Stein der erste ihrer Schar mit klirrenden Hufen unter den Messern der Schlächter zusammenbrach?

Da warf er sich nach vorn und lief davon, und nun entfloh er bewußt dem bodenlosen Grauen, in das ihn dieser Platz und diese Stunde geschleudert hatte. Er lief davon, er löste sich von der endlosen Mauer, die den Schlachthof umgab, er warf sich in eine Querstraße, in eine zweite, eine dritte, er lief und lief, und dennoch entrann er dem Geschehen nicht, es war in ihm, es blieb in ihm, auch als er schon eine Stunde und länger gelaufen war, war noch immer das dunkle, heiser klagende, röhrende Rufen der durstigen Rinder in seinen Ohren, der Rinder, von denen er wußte, daß sie diesen Durst niemals mehr in ihrem Leben würden stillen können, war ihm, als klirrten hinter ihm, um ihn die eisernen Hufe jener stummen Kavalkade gegen die Pflastersteine, der

tausend Pferde, die in ihren Tod marschierten, eine Armee von kranken und verkrüppelten Veteranen im Dienst des Menschen . . .

Er lief und lief: ein dunkler Moloch war die große Stadt, ein blutiger Götze, der Hekatomben von Leben in sich schlingen mußte, um bestehen zu können, ein gnadenloser Baal, dem alle Kreatur zu dienen hatte mit ihrem Leben und mit ihrem Sterben . . .

Er lief und lief — bis er schließlich verstört feststellen mußte, daß er sich verlaufen hatte. Einförmig reihte sich Straße an Straße, in der halben Beleuchtung der hereingebrochenen Nacht trug eine jede das gleiche Gesicht, gleich eine jede der anderen. Sehr still war es in diesen Straßen geworden, nur ab und zu, in großen Abständen, hörte er eine elektrische Bahn dahinklingeln, spärlich begegneten ihm vereinzelte Passanten. Wäre es in Afrikas Steppen gewesen, in Indiens Dschungeln, in den kanadischen Wäldern, er hätte den ersten ihm Begegnenden mit aller Selbstverständlichkeit nach dem Weg gefragt, hier aber ging er fast scheu den Menschen aus dem Wege, und seine Menschenscheu hinderte ihn daran, einen von ihnen anzusprechen — ach, wie sehr doch war diese Menschenscheu in ihm gewachsen im Laufe der Jahre, die er in der freien Weite der Welt hatte verbringen dürfen, wie hatte sie ihn übermannt in jener Stunde, da er seinen Fuß auf das Pflaster der Stadt hatte setzen müssen, wie war er von ihr überwältigt seit jener Stunde, die er an der Mauer des Schlachthofes verbracht und zugesehen hatte, wie man mit fluchend geschwungenen Knüppeln die tausend und abertausend Tiere in ihr Sterben trieb. Er ging weiter, wie es ihn durch die nächtlichen Straßen trieb, er sah an den dunklen Häuserwänden hinauf, die eintönig und in unablässiger Folge seinen Weg rechts und links säumten. Hier und da brannte noch ein Licht hinter den Gardinen, je länger er ging, desto weniger Lampen und erleuchtete Stuben konnte er zählen — die Menschen konnten ruhig schlafen in ihrem Heim, sie waren geborgen, die Stadt schützte und umhegte sie, und wenn sie genügend Geld besaßen, konnten sie sich anderen Tages ihr Essen kaufen, das Fleisch jener Tiere, deren verdurstendes Brüllen immer noch wie ein ferner Ruf in seinen Ohren hing. Er lief dahin und spürte keine Müdigkeit. Noch fühlte er

wohl die zwölf auf engem Deck verbrachten Tage der Überfahrt in seinem Körper, der froh war, sich einmal gründlich auslaufen zu können, und dennoch war keinerlei Fröhlichkeit in seiner einsamen nächtlichen Wanderung, denn dieses Gehen über einförmig hart gepflasterte Straßen war keineswegs eine Wanderung, es war eine Arbeit, die der Körper zu leisten hatte, und die er leistete wie ein getriebenes Tier.

Und nun schaute er wie sehnsüchtig an den Häuserwänden hinauf, wenn er hin und wieder einmal einem erleuchteten Fenster begegnete.

Da hinter den farbig warm erleuchteten Gardinen war Ruhe und Frieden, in jener Sicherheit lebten Menschen, die sich gerettet hatten aus

dem dunklen Grauen der nächtlichen Stadt, gerettet in einen warmen Bezirk, der ihnen zu eigen war, der ihnen Welt bedeutete, den sie sich füllten mit schönen und gefälligen Dingen, deren Formen und Farben sie hinwegtäuschen mochten über die leere Grausamkeit, über die dunkle Sinnlosigkeit ihrer Tage, ihrer Nächte, ihrer Jahre und ihres Lebens. Nur dann, wenn man sich einen solchen eigenen Bezirk sicherte, eng und warm und mit verhängten Fenstern, nur dann war das Leben in diesem steinernen Gebilde zu ertragen — wer einsam in den dunklen Straßen herumliefe, der war verbannt und verdammt, der war ausgeschlossen und wurde gehetzt von den Dämonen. Hinter einer solchen Gardine aber, unter der Lampe, eine schöne Blume auf dem Tisch, Bilder an den Wänden, ein gutes Buch in der Hand oder die leise Musik des Radio in den Ohren, die ermüdet waren an den harten Geräuschen der Straße, vielleicht die Hand eines geliebten Menschen in der seinen, des Menschen, der Erlösung war von der großen Furcht der Einsamkeit — hinter einer solchen Gardine war man geborgen, war man in warmer Sicherheit, und konnte, nichts sehend vom wahren und schrecklichen Antlitz der menschlichen Welt, träumen von allem Guten und Schönen, träumen sogar davon, in dieser Stadt ein gutes Leben führen zu können nach eigenem Sinn und unter eigener Verantwortung. Da hinter den warm und weich erleuchteten Gardinen war man glücklich entronnen und nicht mehr tausendfältig versponnen in das gnadenlose Getriebe und Geschehen ringsum, das nötig war, damit Menschen

leben konnten auf dieser Erde und in ihrem stolzesten Gebilde, der großen Stadt, die sich weltbeherrschend breitete.

Die Hände tief in den Taschen seines Mantels, setzte er eilig Fuß vor Fuß, abwesend trieb er durch die ihm unbekanntem Straßen, erfüllt nun von einem ungebärdig wilden Heimweh nach der Stille seines Ateliers, der er knapp nach seiner Ankunft entronnen war wie einem drohenden Gefängnis. Düster und hoch säumten die Häuser seinen Weg, immer noch war er auf der Flucht vor dem Schrei der Kreatur, die in ihr nächtliches Sterben ging, er sah die Stadt sich breiten ohne Ende und ohne Gnade, kalt wie der Stein und wie das Eisen, aus dem sie erbaut war, er lief dahin wie ein Verfolgter durch eine wahnwitzig fremde, beängstigende, gefahrvolle Welt — ein Heimatloser, ein Ausgestoßener, ein von der Gnadenlosigkeit seiner Gesichte Gejagter. War er dazu heimgekommen von seiner langen, vom Glück des Wandernden schweren Reise, um wie ein obdachloser Landstreicher, dem sich alle Türen feindselig abweisend verschließen, durch die fremden Straßen zu irren? War er dazu heimgekommen, um gleich in der ersten Stunde in das herzlose, in das unerbittlichste Gesicht dieser künstlichen Menschenwelt blicken zu müssen, die er ohnehin nie sonderlich geliebt hatte? Fern hing sein stilles gläsernes Nest unter dem Himmel des Hafens, Caspar David Friedrich ließ die Nebel aus den Tälern des Riesengebirges steigen, der Tiger federte im langen Wanderschritt durch die Heimat seiner Dschungel, die Gazellen sprangen durch das Gold der persischen Tafel, an den Wänden reihten sich seine Bücher — und die vielen Kisten türmten sich, die er aus allen Enden der Welt heimgeschickt hatte und warteten darauf, daß er ihren Inhalt der Ordnung seines Hauses einfügte ... Immer eiliger schritt er dahin — ach, wenn er doch nur daheim wäre, endlich daheim, wenn er sich in einen der tiefen Sessel setzen dürfte, die müden Beine von sich streckend, entronnen dem unentwirrbaren Geklüft der Stadt, in Sicherheit vor den Menschen und ihren Taten, die überall im Dunkel geschahen, wenn er allein mit sich in der guten Stille sein dürfte ...

Und dann endlich geriet er auf eine Straße, die er wiedererkannte, es war noch ein weiter Weg von hier zu seinem Heim, aber er nahm ihn sogleich auf,

eilig und fast fröhlich ging er dahin, nun würde er bald den steinernen Straßenschlünden entronnen, würde daheim und in Sicherheit sein. Stumm schlafend lagen die alten Straßen der Innenstadt, die ungefügen Eisenkästen der Müllabfuhr säumten seinen Weg, sie würden bis zum Morgen entleert sein und dann wieder auf ihren Platz in den Hinterhöfen verschwinden. Einmal löste sich ein Hund aus dem Schatten dieser Kästen, ein großer, magerer Schäferhund, der in ihrem Unrat wohl nach etwas Eßbarem gesucht haben mochte. Als Hans Froment stehen blieb und ihn leise lockte, blieb er mitten im scheuen Entweichen stehen und wandte wie ungläubig seinen Kopf nach dem rufenden Mann. Er stand im Licht, er war erschreckend hager, das Fell lumpte um seine eingefallenen Flanken, die Augen blickten verstört, verhetzt, wie krank — als Hans Froment einen Schritt auf ihn zu machte, entwich er hastig mit geängstigtem Knurren. Der junge Maler lachte kurz und bitter hinter ihm her: ein verhungerner Hund, heimatlos in der Stadt umherstreichend, ein Kollege von ihm also gewissermaßen ... Man hätte sich gut zusammentun können, man war einander gleich, man paßte zueinander, aber das eben war der Fluch und der Sinn der großen Stadt, daß sie das Gleiche gegeneinander hetzte und in Scheu und Mißtrauen gegenseitig verfeindete.

Endlich dann fand sein nächtlicher Weg sein Ende. Da war die Haltestelle der elektrischen Bahn, an der er in früheren Jahren gewohnt war, auszusteigen. Er bog über den Fahrdamm und in die Straße ein, in der er wohnte — und dann blieb er betroffen an der Ecke stehen. Da war ein Geräusch in der Nacht, das er sich nicht zu deuten wußte, das nicht aus den Häusern kam und nicht von den Menschen und seinen Apparaten und Maschinen, es war, wie wenn man im Frühling in blühender Hecke ein Vogelnest gefunden hatte, sich darüber beugte und die hungrigen Jungen mit aufgesperrten Schnäbeln zirpen hörte ohne Ende. Aber wie wohl sollte ein Vogelnest in dieses kalte, glatte, steinerne Gefüge kommen, wie sollten die Jungen zu dieser Nachtzeit gierend zirpend ihre Schnäbel sperren? Er war ganz unmöglich — woher also kam dieses Geräusch?

Da stand nahe an seinem Weg wieder eine Gruppe jener großen, eisernen Müllkästen, ihre Deckel waren halb zurückgeschlagen, und die üblen Dünste ihres Inhaltes, der aus tausend namenlosen Abfällen menschlicher Haushaltungen bestand, wölkte in die Nacht. Das Licht der nahen Bogenlampe warf einen schweren Schlagschatten über das Pflaster, aber dann sah Hans Froment zu Füßen der Müllkästen im Schwarz dieses Schattens ein noch Schwärzeres, er war mit wenigen Schritten bei ihm, er hockte sich nieder, ganz nah nun, fein und dünn und klagend umstand ihn jetzt das Vogelzirpen, er sah herab auf das Leben unter sich auf den nackten Steinen, und er hatte Mühe, den Schrei des Zornes und der Trauer zurückzuhalten, der sich ihm über die Lippen drängen wollte.

Drei kleine, rundliche Ballen wanden sich da vor ihm in der Nacht, es waren neugeborene Kätzchen, blind noch und fast ohne Fell. Die dünnen Haare klebten naß an ihren formlos jungen Leibern, sie waren wohl ersäuft worden, aber das war eilig und gedankenlos geschehen, und so leicht ist eine Katze nicht zu ertränken, sie waren nicht gestorben im kalten Wasser, sie lebten immer noch. Man hatte sie in den Unrateimer geworfen, keiner hatte des Glaubens sein können, daß die Winselnden, Zuckenden, Bebenden tot waren, man hatte glühende Asche über sie ausgekippt, verbrannt an zahllosen Stellen waren ihre jungen Leiber. Sie hatten sich unter der glühenden Asche hervor an die Luft gearbeitet, sie waren der heißen Hölle entstürzt auf den Stein des Pflasters und hatten sich dabei wohl die Knochen zerschlagen, aber die Katze hat ein zähes Leben, die Tierchen lebten immer noch, sie wanden sich dahin am Fuß der eisernen Gefäße, sie wimmerten in Qual und Schmerzen, es klang wie das Gezirp junger Vögel.

Hans Froment fuhr auf, wie Peitschenhiebe schlug es über ihn, er wandte sich zur Flucht. Seine erste Bewegung war gewesen, die Hände auszustrecken, die winselnden Tierchen aufzunehmen und sie mit sich in den Frieden seines Ateliers zu tragen. Aber er wußte zur gleichen Zeit, daß damit nichts getan war: die Tierchen waren zu jung, als daß man sie hätte künstlich ernähren können, ihr Fell war verbrannt und wies schwarze Löcher an vielen Stellen, dazu hatten ihre Lungen sicherlich durch das Wasser gelitten, in dem man sie zu ertränken

versucht hatte. Es wäre nur eine Verlängerung ihrer Qualen gewesen, wenn man sich um sie bemüht hätte, sie waren nicht mehr zu retten, sie waren dem Tode geweiht. Fein und dünn wie nackte Vögel zirpten sie auf dem kalten Gestein – in wenigen Wochen wären sie junge Katzen gewesen, namenlos schön und graziös, mit blauen Katzenkinderaugen, fröhlich und furchtlos sich durch eine unerschöpflich weite Welt spielend, die ihnen alle ihre Herrlichkeiten ausbreitete. Aber für ihre Anmut war kein Raum und für ihr Heranwachsen keine Nahrung in der kargen Wohnung der Menschen, man hatte sie vertilgt von dieser Welt, die keinen Platz für sie hatte, aber dann hatte man sich dieses Geschäftes nicht einmal mit anständiger Gründlichkeit entledigt – sie hatten sich aus dem erstickenden Aschenhaufen mit ihren letzten Kräften hervorgearbeitet, da lagen sie mit ihren vom Wasser verwüsteten Lungen, mit ihrem verbrannten Fell, mit ihren zerschlagenen Gliedern, da wanden sie sich nackt und verflucht und quälten sich einem ungewissen, einem fernen Tod entgegen. Wenn doch der Hund, der hungrige Hund gekommen wäre und hätte dieses jammervolle Leben von sich selbst befreit ...

Hans Froment wandte sich zur Flucht, dieses traurig feine Vogelzirpen schnitt ihm wie mit Messern durch alle Nerven, er konnte hier nichts helfen, er konnte hier nichts anderes tun als entfliehen. Aber dann blieb er doch stehen an seinem Fleck, denn er wußte, daß er nicht fliehen durfte, er wußte, daß er sich eine solche Flucht niemals würde verzeihen können, immer würde er das dünne Zirpen dieser neugeborenen Wesen hören müssen, die nicht begriffen, warum ihnen dieses Leben zu einer solchen Qual werden mußte. Er wandte sich, er ging zurück, er wußte plötzlich, daß es eine Hilfe gab für diese armen Geschöpfe.

Aber dann stand er doch eine gute Weile vor den eisernen Kästen und sah auf das zu seinen Füßen sich windende Leben herab, hilflos und verzweifelt. Ein Schrei lag auf seinen Lippen, ein Schrei unendlicher Qual, wenn er ihn freigegeben hätte, wäre dieser Schrei durch die Stadt gesprungen und hätte alle Menschen aus ihrem Schlaf gestoßen. Aber er gab ihn nicht frei, ein Mensch ist von Kindesbeinen an dazu dressiert, seine Gefühle zu unterdrücken, weil sie

sonst die Ruhe und den Frieden seiner Mitmenschen stören würden, er biß die Zähne übereinander — und dann hob er den Fuß und zerstampfte mit seinem Absatz eines der unter ihm zerknirschenden Köpfchen nach dem anderen, bis das dünne Vogelzirpen verstummt war für alle Ewigkeit und das düstere Schweigen des Todes ungebrochen über der nächtlichen Straße stand...

Die alten Wege

Am anderen Morgen fuhr er, aufgestört aus tiefem Schlaf, in die Höhe, setzte sich im Bett auf und sah mit wirren Augen um sich. Er hatte fest und traumlos geschlafen, erschöpft von der Seereise, von seiner langen Wanderung durch die nächtliche Stadt, so tief und gut, wie ein Mann nur schlafen konnte im altgewohnten Bett, dessen Bequemlichkeit er in den letzten Jahren recht oft schmerzlich und sehnsüchtig hatte vermissen müssen. Nun hörte er den stürmischen Aprilwind über die Dächer der Hafenstraße jaulen, er stieß in die geöffneten Fenster, der bunte Vorhang, der den kleinen Schlafraum vom Atelier trennte, wehte knatternd bis in sein Bett hinein, und in dem großen Raum war ein erregtes und ungehöriges Leben.

Er sprang mit beiden Füßen aus dem Bett und lief im Pyjama in das Atelier hinüber. Der Wind sprang kühl und stürmisch gegen ihn an, die Fensterscheiben klirrten, die Lampe auf dem kleinen Tisch war umgeworfen, und der Wind hatte in den Stapel der Briefe gegriffen, der sich neben der Lampe türmte, hatte sie in das Zimmer gestreut und wehte sie nun durch den Raum. Flans Froment sprang zum Fenster und schloß die Scheiben. Er stellte die Lampe wieder auf ihren Fuß, sie hatte keinen Schaden genommen, er bückte sich und las die Briefe zusammen. Aber dann legte er sie nicht auf den Tisch zurück, er nahm den ganzen Stapel und warf ihn in ein Schubfach des Bücherregales. Und dann stand er mit hängenden Armen mitten im Zimmer und sah sich verloren darin um. Auch jetzt noch erschien ihm der große und

helle Raum ebensowenig heimatlich wie am gestrigen Tage, wie in der Stunde seiner Ankunft, wie in den langen Stunden der vergangenen Nacht, die er dort im Sessel versessen, bevor er in das Bett gefunden hatte, Auge in Auge mit dem grauen Nachtmahr der Stadt, immer noch in seinen Ohren das dunkle Röhren der Rinder, die man über das Pflaster des Schlachthofes trieb, immer noch die stumme, hufekirrende Kavalkade der Pferde vor seinen Augen, die müde und erschöpft zum Sterben gingen, immer noch das Verzucken der winzigen Körperchen der jungen Katzen unter seinen Hacken spürend, und immer wieder das Grauen nachlebend, mit dem das Knirschen ihrer zerberstenden Schädel das vogelhaft zarte Zirpen ihrer gequälten jungen Kehlen endigte.

Er sah auf den Sessel, in dem er die gnadenlose Stunde verhockt hatte, der Aschenbecher, den er benutzt hatte, eine Zigarette an der anderen anzündend, war leer, der Wind hatte seinen Inhalt durch das Zimmer gestäubt, sein Blick wanderte leer über die bunten Reihen der Bücher hinüber in den Raum unter dem Oberlicht. Aber dort sah es nach wie vor erschreckend unwohnlich aus, die Kisten türmten sich, er würde Tage brauchen, um hier Ordnung und für sich einen Platz zur Arbeit zu schaffen, und schon der Gedanke an solche Arbeit stieß ihn ab, erfüllte ihn mit Auflehnung. Wozu sollte er hier eine Staffelei aufstellen, wozu sollte er hier malen? Seine Arbeit war getan, er war um die Welt gefahren, er hatte von ihren Bildern eingefangen, was seinen Augen und seinen Händen nur möglich gewesen war, nun aber war die Reise zu Ende, und ganz unmöglich war es, daß er unter diesem Glasdach die Arbeit dort wieder aufnahm, wo er sie vor Jahren verlassen hatte. Dort an der Wand lehnte ein Blendrahmen, die zertrümmerte Leinwand hing in Fetzen von ihm herab, ein Fußtritt hatte sie zerstört – das war es, was die Arbeit, die er hier einst geleistet hatte, wert war, das allein: einen Fußtritt ...

Und die große Platte seines Zeichentisches war hoch bedeckt mit den Stapeln seiner Skizzenbücher, wohin sollte er mit ihrer Überfülle? Würde er jemals eines dieser Bücher aufschlagen können, würde er stark genug sein, in diesem gläsernen Nest, in dieser weltfernen Zelle die Erinnerungen seiner großen Reise aufleben zu lassen? Studienmaterial, nach dem er unzählige neue Bilder komponieren konnte? Ach, wozu sollte er neue Bilder konstruieren,

wenn noch die alten, die zahllos geschauten und erlebten heiß und farbig und untilgbar vor seinem inneren Auge standen? Gram und Verzweiflung würden ihn gleich Hungerwölfen anfallen, wenn er einmal eines jener Bücher dort öffnete, an jedem Blatt, an jedem Federstrich hingen die unverlierbaren Erinnerungen – und nun war die große Reise zu Ende, für immer und für alle Zeit, hier unter dem Glasdach hatte er diesen gesammelten Erinnerungen zu leben, hier unter dem Glasdach war er kein Wanderer mehr, hier war er ein alter Mann, der seinen Kohl zu bauen und die Erträgnisse seines Lebens zu verwalten und auszumünzen hatte – er war aus der Welt, er war aus dem Leben gestürzt, er war ein Gefangener dieser gläsernen Zelle, in der er nicht atmen konnte.

Auf dem Bücherregal blähten sich, zierlichstes Spielzeug, die Segel des Viermasters in der alten Rumflasche, getrieben von einem imaginären Wind und alle Verzauberung der großen Reise atmend. Das war es, das war nun sein Los: es blieb ihm nichts mehr als nur die Pose des Weltwanderers, sein Geist mochte durch den Globus rauschen, er aber blieb am Fleck, er mochte die Schwingen breiten, ein sehnsüchtig kranker Vogel, aber kein Wind fuhr in die Schwingen, kein Wind hob ihn auf, er blieb am Fleck, er blieb gefangen im Glas, er war wie das Spielzeugschiff in jener Flasche dort ...

Caspar David Friedrich, die persischen Gazellen, der schreitende Tiger, die tausend Bücher und das dunkle Edelholz des Radiokastens – hatte er sich wirklich in der vergangenen Nacht auf seinem endlosen Marsch durch die nächtlichen Straßen nach dieser Geborgenheit gesehnt? Jetzt schien ihm dieser Raum nichts anderes als ein Gefängnis zu sein, er war ein Gefangener, ein jeder Freiheit Beraubter, es war ihm ganz unmöglich, hier zu bleiben, er mußte hinaus, oder er würde ersticken. Er sah auf die Uhr, er hatte bis tief in den Vormittag geschlafen – und da wandte er sich auch schon auf nackten Fersen und lief wie eilig in das kleine Badezimmer hinüber.

Als er dann im Fahrstuhl hinabfuhr, atmete er auf wie befreit, wie einer Gefahr glücklich entronnen, und wie er sich dann gegen den starken Wind durch die Straßen kämpfte, fühlte er, daß er hungrig war. Er änderte die Richtung, die er aufs Geratewohl eingeschlagen hatte, er bog um zwei

Straßenecken, einmal rechts, einmal links – und da war auch wirklich noch immer das kleine Kaffeehaus, in dem er in früheren Jahren manche Stunde versessen hatte. Es war ganz leer zu dieser Stunde, er setzte sich auf eines der schmalen roten Plüschsofas am Fenster, ein freundliches Mädchen im schwarzen Kleid mit weißem Schürzchen fragte nach seinen Wünschen und bediente ihn dann aufmerksam und zuvorkommend. Er schüttete den starken Kaffee in sich hinein, er strich die Butter auf das flaumig weiche Brot, er schlug die frischen Eier auf, es mundete ihm, als habe er seit Tagen gefastet, er bestellte nach und sättigte sich mit Bedacht und Genuß – immer wieder aber flog sein Blick durch das breite, vorhanglose Fenster in die Straße hinaus.

Sie öffnete sich hier auf einen kleinen Platz. Kümmerlich und verstaubt umstanden ihn einige Bäumchen, deren schwarzes Gezweig noch kaum die schüchtern jungen Blattknospen verriet. Sie tanzten gespenstisch im harten Morgenwind des Aprils, tanzten vor einer Kolonne grauer, steinerner Häuser und vor Reihen nackter Fensterscheiben. Läden aller Art umsäumten den Platz und prahlten mit bunten Beschriftungen und lockend sich häufenden Auslagen. Frauen, Taschen, Netze oder Körbe am Arm, gingen hin und wider, sie kauften ein, sie sorgten für die Bedürfnisse des Tages, sie sorgten für den Mann und die Kinder – trugen sie vielleicht in handlichen Pfundstücken schon das Fleisch jener Tiere an ihren häuslichen Herd, die gestern noch durstig aus den Kerkern ihrer Loren in die taube Nacht geröchelt hatten?

Hans Froment sah auf einen jungen, sorgsam getrimmten und gebürsteten Foxterrier, der an der Stange vor dem Schaufenster eines Kaufmannsladens angeleint war. Er saß trübsinnig auf dem kalten Stein, der Wind wühlte in seinem Haar, er blinzelte mit entzündeten Augen gegen ihn an. Er schaute kaum auf, als ein anderer Hund, ein rothaariger Griffon, teilnahmslos an ihm vorüberlief, er blickte auch nicht nach den schilpenden Spatzen unter den Bäumen, durch deren aufgepludertes Gefieder der Wind spielte, er saß und wartete auf sein Frauchen. Hans Froment blickte auf ihn, sah ihn und sah ihn nicht, er sah durch ihn hin, er sah hinter ihm ein ganzes Rudel starker, wilder und ganz und gar ungetrimmter Hunde, kanadische Schlittenhunde, die halbwildern Huskies, mit deren Hilfe die Männer des Nordens im Winter

unglaublich lange Zugstrecken bewältigten. Er sah sie sich bäumen und strecken im Gespann, er hörte ihr tiefes, hartes, erregtes Bellen, sah, wie sie sich der kommenden Arbeit, der großen Aufgabe, dem tage-, dem wochenlangen stürmischen Lauf über Eis und Schnee vor dem springenden Schlitten entgegenwarfen, ehrgeizig und besessen von ihrem Dienst – ach, das waren Hunde gewesen, Gefährten des Menschen, dort draußen, wo der große Wind aus dem Lande Ki-wä-din durch die Unendlichkeit der Wälder sang, und das waren Männer gewesen dort, und das war ein Leben – er sah auf den frierenden, leise zitternden kleinen Hund mit dem roten Lederband um den frisierten Hals, sah seine ganze dürftige, vom Menschen albern zurechtgestutzte Künstlichkeit und wußte wiederum, daß es in der Stadt kein Leben war...

Dann riß er sich aus seinen verströmenden Gedanken zurück und zusammen, er blickte auf, gegen den Himmel, über den die niedrig hängenden Wolken dahinstürmten, getrieben vom Wind. Es war kein Leben in der Stadt, für das Tierchen da nicht, für ihn ebensowenig. Denn das konnte nicht das Leben sein: jenes gläserne Nest da über den Dächern der Hafestraßen, Skizzenbücher und Staffelei und eine gewerbsmäßige Bilderherstellung – und der Nachtmahr, vor dem er in der vergangenen Nacht durch die endlosen Straßen geflohen war. Das war kein Leben – hatte er wirklich einmal in dieser Steinwüste gelebt wie alle anderen ihrer Bewohner, hatte Freude und Genügen in ihr gefunden, damals, als er jung war, damals, als er noch ...

Er stand eilig auf, er zahlte, er lief hinaus, als er um die Straßenecke bog, rasselte die elektrische Bahn heran, und der Triebwagen trug ein überbuntes Bild, die Reklame des Zoologischen Gartens, an seiner Stirnwand. Er schwang sich auf den Anhänger, stellte sich in die Ecke des vorderen Perrons, er war miteins erwartungsvoll angeregt, nein, es war kein Grund, so schnell und so endgültig zu kapitulieren, Millionen von Menschen lebten in den Städten, warum sollte er nicht können, was diesen Millionen recht und wert war – er würde zu seinem alten, guten Leben zurückfinden, wenn er nur einmal die alten Wege wieder abging, die Wege, auf denen ihm einst Schönheit und

Reichtum dieser Welt zugewachsen waren: er entrann der grauen Langweiligkeit der Straßen, er fuhr hinaus nach dem Park der Tiere ...

Der Wind piff dünn und kalt durch die Straßen, durch die sich der starke Vormittagsverkehr der Fahrzeuge und Lastzüge drängte, auf den Gehsteigen die Menschen zahllos und geschäftig dahineilten, unentwegt klingelte die elektrische Bahn, um sich den Weg freizumachen. Hans Froment sah gleichgültig über das Gedränge hinweg, er sah nach vorn, jetzt erst, so fühlte er, jetzt erst war er wirklich heimgekommen. Wie oft war er mit dieser Bahn diesen Weg gefahren, hinaus in seinen Garten Eden, der ihn niemals ungetröstet, niemals unbeschenkt entlassen hatte, seine tröstliche Insel, sein Land Avalon ... Grau und hart und bitterlich kalt war das Leben in der großen Stadt, aber tausend Möglichkeiten gab es doch, eigene Wege zu gehen, der Widernatürlichkeit des allzu beengten Lebens zu entrinnen und Bezirke zu gewinnen, in denen das Leben trotz allem und allem reich und begnadet war. Was er in seinem Leben geworden war, verdankte er diesem Park, beglückend warm erfüllte ihn die quellende Freude, ihn jetzt widersehen zu dürfen und auf seinen Wegen seiner verlorenen Jugend zu begegnen...

Die Straßen weiteten sich, das junge Grün der Gärten drängte an die Gehsteige, weit wölbte sich der Himmel über das flache Land, die Wolkenwölfe hetzten vor dem Wind, in der Ferne hoben sich die gezackten Silhouetten der künstlichen Felsmassive, auf denen die Mähnschafe und die Tahrziegen wohnten – Hans Froment atmete tief: er kehrte heim!

Er sprang aus dem auslaufenden Wagen, er löste sich an der Kasse eine Eintrittskarte, er trieb eilig durch das Portal, das mit Tierfiguren, mit Löwen und Bären und Elefanten geschmückt war, der Park nahm ihn auf. Kehrte er heim? Hier draußen ging der Wind groß und stark über das freie Land, hier piff und heulte er nicht wie böse durch die steinernen Cañons der Straßen, die Bäume tanzten, und die große Unruhe des stürmischen April stand wie ein Schrei der Lust über dem großen Garten. Aber war es wirklich ein Schrei der Lust, war es der stürmische Wind allein, der die Luft dunkel erdröhnen ließ, der durch die Bäume weinte und dunkel in den Buschhecken verseufzte, war es

nur die große Unruhe der Jahreszeit, die wie ein verhaltenes Zittern das Land zu durchbeben schien? Jetzt öffnete sich eines der niedrigen dunklen Wolkenvliese, dünn und kalt peitschte der Regen in schrägen Schnüren. Hans Froment schlug den Kragen seines Trenchcoats in die Höhe, auf abseitigen Wegen strebte er dem großen Raubtierhaus entgegen. Er lächelte fröhlich in den Sturm, weit davon entfernt, enttäuscht zu sein über das böse Wetter, er war kein Schönwetter-Spaziergänger, er wußte, daß die Natur in ihrem Aufruhr beredter war als unter der lachenden Sonne. Er lächelte, und dennoch war eine leise Verstörung in ihm: es war nicht die Unruhe des Windes allein, die den Park erfüllte, aus seinem rauschenden Mantel schlangen viele Geräusche, die nicht von ihm erweckt worden waren, schwang es sich wie ein unablässiges Rufen, in dem eine größere Unrast, eine wildere Gewalt war als im stürmischen Wind.

Da lag das große Raubtierhaus. Langgestreckt säumte es den Platz, über den der Wind strich, der auf seine Außenkäfige stand. Sie waren sämtlich leer, dunkel gähnten die vergitterten Höhlen ihm entgegen, man hatte die Tiere vor dem unberechenbaren und gefährlichen Aprilwetter in die Innenkäfige geborgen. Hans Froment, den Wind im Rücken, ließ sich von ihm über den Platz treiben, querte ihn schräg, um den seitlichen Eingang in das große Haus zu gewinnen. Vor diesem Eingang dann aber blieb er stehen wie vor einer Mauer, jählings erkannte er den Ursprung der Unruhe, die den Park erfüllte, dieser Unruhe, die wilder, bedrängter und bedrängender war als der hetzende Wind.

An das große Raubtierhaus schlossen sich einige weite Rundhallen, die den Tierhändlern, deren Eigentum und Ausstellungsgelände dieser Park war, zur ersten Unterbringung frisch importierter Tiersendungen diente, weite Hallen, in denen die gefangenen Tiere, zumeist noch in ihren engen Transportkäfigen, zur Besichtigung und zum Verkauf aufgestellt wurden. Eine Rampe zum bequemen Ausladen dieser Käfige erstreckte sich vor dem Haus, ein betonierter Fahrweg führte von ihr durch das nahe Tor hinaus und in kurzer, gerader Strecke zum Güterbahnhof der nahen Nebenstation. Und auf dieser Rampe und auf dieser Straße war lärmendes Leben: Käfigkisten wurden

ausgeladen, hochbepackt rollten die Lastautos heran, entledigten sich ihrer Fracht, drückten sich dann von der Rampe ab, wandten und flüchteten eilig zurück zum Bahnhof, um sehr bald mit neuer Fracht wiederzukehren. Einer der großen Tiertransporte des frühen Jahres war angekommen, der Park nahm ihn auf, stapelte die Käfige mit ihrem Inhalt zum Verkauf oder ergänzte mit den neuangekommenen Tieren die Lücken im eigenen Bestand, die der Winter gerissen haben mochte.

Und hier also, an dieser Rampe, war der Herd der großen Unruhe: das Fauchen und Brummen der Motoren, das Rasseln von Brechstangen, Ladebäumen und Ketten, mit denen man die Käfige von den Wagen auf die Rampe hievte, eine Elefantin schlurfte hin und her, klirrend im Geschirre, mit dem man sie vor die Käfigkisten spannte, die sie auf niedrigen Eisenrädern von der Rampe herab in die Halle zog, Männer riefen laut und erregt – und aus den engen, heftig bewegten Kisten dröhnten die dunklen Rufe und die grellen Schreie der gefangenen Kreatur, die verladen und verstaubt wurde und nicht begriff, was mit ihr geschah.

Er drückte sich in den Windschatten eines Torweges, er fühlte die Mauer an seinen Schultern, er erzitterte. Entfiel er der Stunde, der Gegenwart, oder stürzte die Zeit in das Nichts hinunter und hob sich auf in das Wesenlose, war er in der heimatlichen Stadt, im tiefen und sicheren Frieden der europäischen Zivilisation, oder grollten abermals die giftigen Fieberträume des Terrai durch sein Hirn, der wilden Dschungel am Fuße des Himalaja, über dessen grün glitzernden Gletschern das Mondhorn hing wie eine dünne Sichel des Todes? Er erzitterte – etwas war in ihm, das ihn davontreiben wollte, hinweg von diesem Tor und dieser Rampe, hinaus und hinein in den Frieden des Parkes, ein anderes, stärkeres, bannte ihn an seinen Platz. Gebannt sah er den geschäftigen und umsichtig werkenden Männern zu, die eine mit starkem Eisenblech beschlagene und eng vergitterte Kiste vom Wagen auf die Rampe schoben und dort auf den kleinen Karren hoben, vor den man die Elefantin spannte. Ein Löwe steckte in dieser koffergroßen Kiste, ein starkes, schwarzmähniges Tier, seine Stirn blutete aus schrundigen Wunden, die er sich an den eisernen Stäben geschlagen hatte, wieder und wieder preßte er seine Pranke durch das enge

Gitter, drückte die Krallen heraus und versuchte vergeblich, nach den Männern zu schlagen, stoßweise im heißen Atem quoll das Brüllen der ohnmächtigen Wut aus dem Gehege seiner starken, weißleuchtenden Zähne. Aber wenn die Männer achtlos an seinem Zorn vorübergingen, wenn seine Pranke schon am Gelenk von den dicht stehenden Stäben festgehalten wurde, in denen sie hilflos hängen blieb, dann verstummte sein Brüllen wie in Scham, und dann fauchte er den Menschen nach, müde, gläsern und verzweifelt.

Unbeweglich stand Hans Froment auf seinem Platz, seine Augen sahen, seine Ohren waren geöffnet, das rollende Brüllen stieß körperhaft stark durch ihn hin und machte ihn erbeben. Heimgekehrt war er in das längst gezähmte Europa, aber die großen Wildnisse Afrikas gaben ihn nicht frei, sie waren ihm nachgefolgt, sie riefen ihn an, und er mußte sich ihrem Rufe stellen. Die großen Wildnisse des fernen Afrika – stand nicht einmal ein starker Löwe vor dem nächtlich glitzernden Sternenhimmel, kämmte nicht der Nachtwind mit zärtlichen Fingern durch seine dunkle Mähne, rollte nicht sein großer Ruf durch den ganzen weiten Kontinent und schwang sich wie ein sieghafter Gruß zu den Sternen auf? Ach, Afrika war unerreichbar fern, der freie Löwe war kaum mehr als ein längst verträumter Traum, das Tier, dessen dröhnender Ruf hier gegen sein Ohr schlug, dessen scharfes Fauchen seinen Leib durchspeerte, dieses Tier steckte in eng vergitterter Kiste, es tobte in der hilflosen, in der unnützen, in der lächerlichen Wut des unschuldig Gefangenen ...

Er stand, er sah, er hörte, einmal schreckte er zusammen und drückte sich enger gegen die Wand. Ein Etwas rührte weich und stark an seine Brust. Herumfahrend sah er eine dicke, dunkle Schlange, die wie grüßend gegen seinen Mantel stippte, es war der Rüssel der Elefant, die aus der Halle zurückkehrte mit klirrend nachschleifenden Ketten. Sie ließ den Rüssel wieder fallen, sie zog schlurfend an ihm vorbei und erstieg die Rampe. Ganz nahe seinem Gesicht aber zog ihr Auge vorüber, ihr kleines, braunes, feuchtes Tierauge. Grüßte es ihn nicht, klug und etwas traurig auch und wie in einem geheimen Einverständnis? War es nicht wie ein vertrauliches Blinzeln: "Da bist du also wieder im Land, Hans Froment, nun sieh zu, wie du dich schickst in

unsere Sitte. Ich habe mich gefügt, du siehst es, ich arbeite für mein Futter, ich verdiene es mir redlich, nachts habe ich meine gute Ruhe im sicheren Stall – die Wildnisse sind weit, junger Mann, man tut gut, sie zu vergessen, wenn man bei uns leben will!"

Er sah ihr nach, wie sie schwer und sicher die Schräge der Rampe hinaufstieg, wie sie sich da oben wandte und verständig wartete, bis ihre Kette an den niederen Wagen gehakt war, dann zog sie überlegt und vorsichtig an, kam, den brüllenden Löwen im Schlepptau, wieder herab, zog an Hans Froment vorbei und tauchte mit ihrer Last in das Halbdunkel des breiten Ganges, der in den großen Rundbau führte, dessen Fenster zu erklirren schienen unter den Rufen und Schreien der dort abgestellten Tiere. Die Männer kanteten eine andere Kiste von dem Wagen herab, sie war leichter und handlicher als der schwere Käfig des Löwen, und es blieb still in ihrem Innern. Stumm lag ein Leopard hinter dem Gitter, seine hellen, klugen Augen wanderten hin und her, erkundeten furchtlos die namenlos fremde Welt, in die sein Schicksal ihn hier verschlagen hatte, und nur wenn ein Eisen allzu nahe und allzu hart neben ihm gegen die Steine klirrte, hob er um ein Geringes die Lefzen an im schwirrenden Fauchen des jederzeit zum Kampf bereiten Trotzes.

Hans Froment wandte sich ab. Benommen folgte er der Elefant in das Innere des Hauses. Wenn er heimgekehrt war, dann nicht in einen stillen, friedlich schönen Winkel der großen Stadt, dann war er heimgekehrt in die wilde Welt, die er glaubte, für ewig verlassen zu haben, dann war er heimgekehrt zu den Tieren, denen sein Leben in den letzten Jahren eng verbunden gewesen war, und denen es, er fühlte es unabweisbar stark in dieser Minute, denen es gehören würde alle Zeit seines Lebens. So stark war diese Erkenntnis, daß sie ihn verwirrte und beschämte. Was nur war mit ihm geschehen in den vergangenen Jahren? Unter den Männern, die bei dieser Arbeit des Ausladens tätig waren, hatte er einige bekannte Gesichter entdeckt, Wärter, die er kannte von seinen einstigen Besuchen im Park. Er hatte ihren Gruß kaum mit einem Kopfnicken beantwortet, das Wiedersehen hatte ihn nicht berührt – der Löwe aber, der Leopard, die Elefant, sie waren ihm sehr nahe und vertraut, ihnen gehörte er an, sie waren ihm bekannt und

verständlich in ihrer kleinsten Geste, brüderlich nahe mit jedem Atemzug: er gehörte zu diesen Tieren und war unausprechlich weit der Menschenwelt entfernt und entfremdet ...

Dabei war er sehr weit davon entfernt, daß diese plötzliche Erkenntnis ihm eine Freude gewesen wäre oder gar eine warme Beglückung, er fühlte im Gegenteil eine große Leere in sich aufklaffen, eine müde Trauer, es war in ihm wie ein resigniertes Verzweifeln. Denn das, was da in ihm aufgewachsen war und jetzt unwiderleglich seine Stimme erhob, seinen Ruf, der ihm den Platz zwies in dieser Welt, an den allein er gehörte, das hatte er niemals gewünscht und gewollt, niemals in dieser Ausschließlichkeit, denn er wußte, daß der Mensch zum Menschen gehörte, und daß es für ihn keine andere Möglichkeit gab, in dieser Welt zu leben als eben in der menschlichen Gemeinschaft. Aber er fühlte auch, daß das, was da in ihm aufgewachsen war und ihn jetzt überrumpelte wie ein jäher und unwiderstehlicher Angriff, daß es stärker war als er, er fühlte, daß es einen harten und erbitterten Kampf kosten würde, es soweit zurückzudrängen, daß es nicht sein äußeres Wesen bestimmte, daß es ihm möglich wurde, wenn auch nicht mit den Menschen, so doch friedlich neben ihnen leben zu können. Dieses rätselvoll tiefe, dieses erschreckend übermächtige Gefühl, das ihn von den Menschen weg nach den Tieren verlangen ließ — es war still in ihm aufgewachsen in den vergangenen Wanderjahren, er erklärte es sich mit der Besonderheit seiner Arbeit, an die er verklavt gewesen war in allem Denken und Tun während seiner Reise durch die drei Erdteile, mit der Ausschließlichkeit, mit der er seiner Aufgabe gelebt hatte, die freien Tiere dieser Welt in ihren angestammten Wildnissen zu beobachten und zu bilden. Sie war nicht ungefährlich gewesen, diese Arbeit, die städtische Welt war ihm nichtig geworden und war ihm schließlich wesenlos entglitten, die schmalen Wildpfade der Tiere hatten ihn weit ab von den Menschen geführt und hatten ihm eine andere Welt erschlossen, die voll Magie und voll Zauber war und voll von der großen Verführung, einzugehen in die bunten und reichen Welten der tierischen Paradiese. Dennoch aber und dennoch: seine Aufgabe war nun erfüllt, er war heimgekehrt, er hatte in der Stadt zu leben, ein Mensch unter Menschen und Kind seines Jahrhunderts, es

wurde Zeit, daß er sich den verstellten Blick wieder geradeaus richten ließ, daß er die unnütze Trauer um unwiederbringlich Verlorenes von sich abtat und sein neues Leben begann.

Und doch — er wußte es gut, während er der schlurfenden Elefantin folgte, die den schweren Käfig durch den dunkelnden Gang rollte, den Käfig, in dem der grollende Löwe jetzt verstummt war — und doch würde es sehr schwerfallen, dieses neue Leben zu beginnen, und vielleicht, ja, vielleicht würde es ganz und gar unmöglich sein ... Nun war er schon länger als einen vollen Tag an Land und in der Stadt, er war Tausenden von Menschengesichtern begegnet auf seinen Wegen, sie waren an ihm vorübergeweht wie Schemen und Lemuren, er hatte sie nicht gesehen, ihre drängende Vielzahl versperrte seinem Auge den Blick in das Gesicht des einzelnen. Er hatte nur ihre laute und immer drängende Nähe empfunden, seine Nerven hatten sich gegen diese Enge und gegen diesen Lärm aufgelehnt, in der Oper, eingeschlossen mit den tausend Menschen, die Kopf an Kopf alle Sitzreihen füllten, hatten sie versagt. Er war durch die Straßen gelaufen, ein abwesender, fremder Gast in dieser steinernen Welt, er hatte nichts von den lockenden Frauen gesehen und nichts von den abendlich fröhlichen Männern, nicht einmal den Zug ihrer Masken hatte er in sich aufgenommen — aber kein Hund war ihm entgangen, der die Straße gequert hatte, keine Katze hinter den Fenstern oder durch die Vorgärten streichend, schnuppernd am frühlingsstark duftenden jungen Gras. Und er entsann sich noch jetzt eines jeden Tieres, das er nach seiner Landung gesehen hatte, der Kühe, der Pferde und Fohlen auf ihren Weiden, der gründelnden Enten, der behäbig ihres Weges watschelnden Gänse — und wieder hörte er das durstige Röhren der Rinder vor den Schlachtbänken, über denen die Blutnebel standen, er sah die jungen, die blutjungen Kälber, die man mit Prügeln über das Pflaster in das Todeshaus trieb, er hörte das schrille Quietschen der Schweine, er sah das Trippeln der Schafe und die tiefe Furcht in ihrem dunkel verstörten Blick — und wieder zog stumm und hufeklirrend die Kavalkade der alten Pferde an ihm vorüber zum Sterben ... Das alles war gestern gewesen, heute war ein anderer Tag, aber schon fand er sich wieder hier und unter den Tieren, und wieder waren es Tiere, mit denen man verfuhr

nach des Menschen Willen, und er sah die Menschen nicht, er sah nur die Tiere, er sah ihre unzerstörbare Schönheit und hörte ihren trotzigem Ruf — er wußte, es würde unaussprechlich schwer halten, es würde unmöglich sein für ihn, zurückzufinden in ein für Menschen normales Leben ...

Die hohen, weißgetünchten Wände des weiten Rundbaues, den er nun betrat, schienen zu erzittern unter den wilden Rufen und Schreien der Gefangenen, deren Käfige man hier in langen Reihen nebeneinander aufbaute. Löwen aller Altersstufen aus Afrika, Tiger aus Indien, Leoparden aus beiden Erdteilen, Wölfe und Wildhunde, braune und schwarze und weiße Bären — Hans Froment wich zur Seite und blieb dicht neben dem Tore stehen. Einmal, vor undenklichen Zeiten, einmal hatte er in der Hölle gelebt, damals in der Fieberdschungel des Terrai, in der mörderischen Schwüle unter den grün gleißenden Gletschern des Himalaja. Es war die Hölle gewesen, er würde sie niemals vergessen können in seinem Leben, niemals hatte ihn das stille Glück verlassen, ihr endlich entronnen zu sein, befreit zu sein für alle Zeit von ihrem Grauen und von ihrer Qual — aber war er jetzt nicht zurückgestürzt in diese Hölle, schlug ihre giftige Tatze nicht nach ihm und schlug ihn zu Boden? Wieder war es ihm, wie wenn die Fieber seinen Leib knechteten, er fühlte sich schwach und haltlos in allen Gelenken, bleiern schwer kroch die Müdigkeit durch seine Adern und schlug seinen Körper wie in eine Lähmung. Hatte der dämonische Chor der Gefangenen, dem er damals, allzuspät, endlich doch hatte entfliehen können, hatte er ihn wiederum eingefangen, hatte er ihn verfolgt und hier erreicht, hier am Rande der Stadt und in ihrem schönsten Park? War er dazu heimgekehrt, um nun für immer den Gequälten und Geschundenen beigesellt zu werden?

Einer der Männer, die in diesem Raume arbeiteten, wandte den Kopf nach ihm und schrie ihn an, er möge hinausgehen, das Haus sei für das Publikum gesperrt, er könne doch wohl sehen, daß hier gearbeitet wurde und daß man hier keinen Zuschauer brauchen konnte. Aber dann sah ein anderer Mann hinter einem Kistenstapel hervor, ein bekanntes Gesicht, es war der Inspektor des Parkes, er winkte dem Rufer ab, er hatte ihn sogleich erkannt: "Bleiben Sie

nur ruhig, Herr Froment, Sie kennen sich ja aus!" Und da wich er von der Tür zur Seite, hinweg von den engen Gelassen, in denen die wilden Räuber leben mußten, hinüber auf die andere Seite des großen Raumes, auf der nur einige große Käfigkisten sich aneinanderreiheten, die wie in einer großen Stille standen und leer zu sein schienen.

Jetzt erst fühlte er, wie überwarm es in diesem Raume war und öffnete den Mantel, als er dann aber dicht an einen der Käfige herantrat, der durch keine Absperrung gesichert war, vergaß er die Gegenwart, entstürzte er der Wirklichkeit: im Hintergrund des Käfigs regte sich ein rostbraunes Fellbündel, hob sich aus dem Stroh, in dem es bewegungslos gelegen hatte, ein lang und dicht behaarter Arm reckte sich, eine Hand griff in die Eisenstäbe und zog den schweren Körper an das Gitter, in einem dunklen Gesicht, von starken Backenwülsten umrundet, öffneten sich zwei wunderbar kluge Augen und sahen ihn eindringlich an – in diesem Blick des gefangenen Orang-Utan-Mannes aus dem nördlichen Sumatra versank für Hans Froment Zeit und Gegenwart.

Rauschte nicht grünblau die See von Insulinde¹⁴, sang nicht der Wind durch den Uferwald, raunzte nicht verärgert ein Tiger im dunkelsten Dickicht, stand nicht der bellende Ruf der Gibbons wie ferner Gesang über der Welt? Da hob es sich vor ihm auf, ein Schrat aus den tiefsten Gründen des wilden Waldes, breit blähten sich die Backenwülste, lang und dicht zottete der Bart vom Kinn, der schmallippige Mund war eng geschlossen, die breite Oberlippe gerunzelt; dunkel und dicht, wie in gepflegter Frisur nach vorn gestrichen, deckte das Kopfhaar den runden Schädel, unter den Wülsten der Brauen sahen die dichtstehenden Augen gegen ihn an und hielten ihn fest. Noch näher schob sich das Tier an das Gitter heran, dann zwängte es eine schmale, lange Greifhand durch die Stäbe, wie ein dichter und langer Pelz fielen die rostroten Haare von dem starken Arm, es schob die Hand vor und heraus, es streckte sie wie im Gruß dem jungen Maler entgegen. Er besann sich nicht, er folgte einem unhörbaren Ruf, er handelte wie unter geheimem, aber unwiderstehlichem

¹⁴ Insulinde ("Insel-Indien") ist ein veralteter Begriff für den Malaiischen Archipel.

Zwang: langsam zog er seine Hand aus der Manteltasche, hob sie und legte sie wie in feierlich gemessener Gebärde auf die schmale Handfläche des Orang-Utans.

Er wußte wohl, in welche Gefahr er sich begab. Ein Orang-Antlitz war keineswegs leicht und mit dem ersten Blick zu deuten, das Tier konnte böse sein, rachsüchtig verschlagen, vergangenen Mißhandlungen verhaftet, es konnte ihn packen, heranreißen, es konnte ihm schweren Schaden tun, denn was diese sehnigen Hände ergriffen hatten, das konnte sich ihm so leicht nicht wieder entziehen. Aber er konnte nicht anders: der Orang grüßte ihn, und er durfte das Tier nicht beleidigen und durfte es nicht zurückstoßen in seine Vereinsamung. Der gefangene Orang-Mann senkte den pittoresken Schädel, wie forschend lag sein Blick auf der kleinen Menschenhand, die sich über das lange und starke Greifwerkzeug seiner Finger gelegt hatte. Langsam dann, sehr langsam schloß er dann diese Finger, Hans Froment fühlte einen leisen Druck, hinter dem er eine gewaltige Kraft lauern wußte, er fühlte sich festgehalten, zart, aber unentrinnbar, und nun hob der Menschenaffe wieder sein Gesicht und sah ihn an. Drei Händebreit vielleicht waren die beiden Gesichter voneinander entfernt, die beiden Augenpaare, das des Menschen und das des Tieres — aber der Orang schaute aus unendlichen Fernen, er schaute aus einer anderen Welt, von einem anderen Stern, schaute mit einem Blick, der keine Deutung zuließ und aus einer Einsamkeit kam, an die kein Mensch auch nur von fern rühren konnte. Er hielt die Menschenhand, er sah in das nahe menschliche Gesicht, noch einmal verspürte der Mann den leisen Druck dieser Finger, die gewohnt waren, den schweren Körper durch Äste und Gezweig ferner Urwaldbäume zu hangeln — dann ließ das Tier jählings los, gab ihn frei, zog seinen Arm an sich, wandte sich ab, drängte zurück in den hintersten Winkel seines Käfigkastens, wandte dem Menschen und der Welt seinen Rücken zu und sah unbeweglich gegen das rohe Holz...

Hans Froment fühlte, wie ein Mensch neben ihn trat, er mußte seinen Blick lösen von dem Tier, mußte ihn ansehen, es war der Inspektor, er mußte seinen Gruß erwidern, mußte seine Hand schütteln, mußte ihn anhören: "Wieder im Lande, Herr Froment? Sie haben ja eine große Reise hinter sich, feine Bilder

haben Sie gemalt, hab einige davon gesehen, hat mich gefreut, muß ich sagen! Aber zu Hause ist es doch am besten, was? Hier sind Sie gerade zur rechten Zeit gekommen, wir kriegen einen Berg Tiere herein. Sehen Sie sich nur alles in Ruhe an, wenn Ihnen einer was sagen will, berufen Sie sich auf mich, ich habe leider keine Zeit heute, Arbeit, Arbeit, Arbeit — na, Sie wissen ja!" — Und damit war der Mann auch schon wieder verschwunden, zum Eingang hinüber, in dem wiederum die Elefant in auftauchte, einen schweren Käfig hinter sich herziehend, der auf den rechten Platz dirigiert werden mußte. Ein starker Löwe steckte in dieser Kiste, er tobte zwischen den engen Holzwänden, die ihn daran hinderten, seine volle Kraft zu entfalten, er brüllte gewaltig und dröhnend, und seine gefangenen Brüder antworteten ihm wild — aber Hans Froment wandte sich nicht um, er blieb stehen, er sah auf den zottigen Rücken, der ihm zugewandt blieb, er sah auf das seltsame Tier, das wie ein meditierender Büsser vor der nackten Wand kauerte und nichts sah, nichts sehen und nichts wissen wollte von dieser Welt.

Daß der Mann, dem er für manche Freundlichkeit dankbar zu sein hatte, gerade in diesem Augenblick zu ihm hatte herantreten müssen! Nun hatte er den scheuen Affen verscheucht, hatte ihn zurückgestoßen in seine Einsamkeit — und war es nicht, wie wenn er bereit gewesen wäre, um ein Kleines aus dieser Einsamkeit heraus und hervor zu treten, zart und fragend Hans Froments Hand in der seinen haltend? Er stand lange, er stand still und unbeweglich, umtobt von dem Aufruhr der Hölle, die sich hinter seinem Rücken mit immer neuen Insassen füllte, er versuchte das Tier zu locken mit den dunklen, zärtlichen Lauten, mit denen er einst das junge Orang-Weib Rimba auf der Jacht des Mijneer ter Veen zu sich gerufen hatte, aber der schwere Rumpf dort, von dessen starken Schultern die rostroten Haare in dicht langen Strähnen fielen, bewegte sich nicht, der begnadete Augenblick war zerstört worden und kehrte nicht zurück, der Affenmensch war in seine Welt zurückgeglitten, die ihm allein gehörte und nichts gemein hatte mit der Welt der Menschen.

Resigniert wandte er sich schließlich ab, und sein Blick wanderte durch die anderen Käfige auf dieser Seite der Halle. Einige silbergraue Gibbons, scheu in die äußerste Ecke gedrückt, mit verschreckten Schwarzaugen in die namenlos neue und fremde Welt starrend, die sie hier umgab, eine Orang-Mutter mit ihrem Kind, das mit allen Vieren in ihrem Fell verankert über ihrer Hüfte hing und leise greinend nach dem mütterlichen Milchquell suchte. Ein undefinierbares Haarbündel, vielleicht ein zweiter Orang-Mann, er lag an der Hinterwand des Käfigs im Stroh, halb von einem grauen Woilach bedeckt, an der kaum merkbaren Bewegung dieser Decke nur konnte man erkennen, daß unter ihr ein lebendes Wesen atmete. Es war schwer, sich von diesen scheuen, verschreckten Geschöpfen zu trennen, ihre Einsamkeit stand wie eine Aura, wie ein magischer Bannkreis um die Käfige und erlaubte dem Menschen kein Näherkommen – fand er bei einem anderen Tier als bei diesen menschenähnlichen Affen einen eindeutigeren, einen überzeugenderen Ausdruck der Gefühle der freien Kreatur, die hinter die Gitter der Menschen gestürzt war, denen sie niemals wieder entrinnen konnte? Sie saßen stumm, der starke Orang-Mann, die Seitenwand seiner Käfigkiste trug den Namen "Golem", drehte der Welt den Rücken zu, die Mutter schaute verloren auf ihr greinendes Kind, die silbernen Gibbons drängten sich wie in Furcht aneinander – sie waren in fremdesten Bezirken beheimatet, die Halle konnte ihnen nicht anders als ein Inferno erscheinen, von dem auch ihre gequältesten Tierträume niemals auch nur ein Kleinstes hatten erahnen können.

Er wandte sich ab von dieser stummen Trauer, von diesem Leiden, das wortlos und ergeben getragen wurde, er wollte hinübergehen auf die andere Seite des Hauses, wo die trotzig starken Räuber ungebärdig brüllten und sich erbittert gegen ein Schicksal auflehnten, das sie nicht begriffen und dem sie sich nicht fügen wollten. Aber hier war jetzt ein Rudel Männer damit beschäftigt, die Käfigkisten zu rücken und anders zu ordnen, er wollte sich nicht zwischen die Arbeitenden drängen und ihnen lästig fallen, er ging still zum Tor hinaus, querte die Einfahrt und trat durch eine Tür in die lange Halle des Raubtierhauses.

Es war menschenleer und still, vor ihm dehnte sich breit der Gang zwischen den Barrieren, die sich rechts und links vor den Käfigwänden entlangzogen. Wie zögernd tat er einige Schritte in die Halle hinein, der wilde, stechend scharfe Geruch des von gekerkerten Tierleibern erfüllten Hauses sprang ihn an und legte sich wie ein drückender Nebel über sein Denken, aber schon entwachsen ihm aus dem dämmernden Dunkel der Käfighöhlen links und rechts die unvergleichlichen Formen und Farben der großen Katzen. Ein schwarzer Panther lag ihm zur Rechten in halber Höhe seines Käfigs auf einem geschälten Baumstamm, weich und geschmeidig hingegossen, seine Hinterbeine hingen links und rechts vom Stamm herab, er schaute mit grüngelb glühenden Augen auf den Menschen herab und hob die Oberlippe um ein Kleines zum unhörbaren Fauchen der Ablehnung. Ihm gegenüber lag ein Jaguar auf den nackten Brettern wie ein Hauskätzchen, die eingewinkelten Pfoten unter die Brust geschoben, er schaute mit dem Blick der Katzen an dem Menschen vorbei, rund blähten sich die vollen Backen seines starken Katzenkopfes, überaus harmlos und gemütlich lag er da, Hans Froment hätte sich nicht gewundert, wenn das Tier gemütlich vor sich hin geschnurrt hätte. Silberlöwen, mit gelösten Gliedern flach auf der Seite liegend und schlafend, ein junger Leopard, der lautlos und unaufhörlich durch den Käfig lief, an seiner Hinterwand in die Höhe sprang, herabfiel, wieder den abgezirkelten Kreis durch seine Gitterzelle zog, und wiederum sprang und abermals und immer wieder. Ein starker Mähnenlöwe im tiefen Schlaf, eine mit Brettern verdunkelte Zelle, aus der Stroh quoll, und in deren Dämmerung der schmale Kopf einer Löwin zu erkennen war, die in ihrer Wochenstube lag und ihre unsichtbaren Jungen hütete. Wieder Leoparden, Löwen und Löwen, einige Tiger, die wie Sphinx nebeneinandergereiht hinter den Eisenstäben lagen und undeutbaren Blickes über den Besucher hinwegsahen. Einige Hyänen, deren lange Krallen im pausenlosen Trab über die Bretter wetzten, ein Wolf, der in die Ecke gedrückt, zusammengerollt an der Wand lag, jetzt den Kopf hob, als der Schritt des Besuchers sich ihm näherte, und ihn ansah, mit einem Blick, in dem es wie ein Weinen stand.

Hans Froment blieb stehen an diesem Ende der Halle, er wandte sich und sah zurück. In ihm war keine Freude, heimgefunden zu haben zu den Tieren, in ihm lebte eine namenlose Trauer und eine tiefe Niedergeschlagenheit. Eiserne Stäbe und nackte Bretter, und eingefangen in diese kalte Gnadenlosigkeit die aufrührerische Schönheit der Tiere, die zu einer großen und wilden Freiheit geboren waren und in dieser Leere verkümmern mußten. Er stand in dem betäubenden, niederdrückend gemeinen Geruch, der dick und brennend das Haus erfüllte. Die großen Katzen mochten nicht allzusehr unter diesem Geruch leiden, denn soweit das der Mensch beurteilen konnte, war ihr Geruchssinn kaum überempfindlich, der Wolf aber, der nun seinen Fang wieder unter der Schwanzwurzel vergrub, mochte unter ihm leiden und von ihm zerquält werden.

Er stand in der Tür, er hörte, wie draußen der Wind durch den Park stürmte, er hörte die dünnen Regensträhnen gegen das Glasdach peitschen. Ging nicht ewig der wechselnde Wind durch die weite Welt, sang er nicht über den Steppen Afrikas, fuhr er nicht rauschend durch Indiens Dschungeln, dröhnte er nicht wie ein Choral in den ewigen Wäldern Kanadas? War im Winde nicht alle Freiheit und alle Weite, war in ihm nicht die Kraft und die große Unruhe der Natur — und waren die Gefangenen hier nicht selbst von diesem Winde ausgesperrt? Sie lagen hinter den Gittern, schön und lebendig — wo aber war ihr eigentliches, ihr wirkliches Leben geblieben? Es war dahin, unwiederbringlich dahin, es war ihnen auf immer verloren. Der Mensch sorgte für ihre Sicherheit und für ihre Nahrung, er schützte sie vor Krankheiten und hielt alle Erregungen von ihnen fern. Aber diese starken und bösen und schönen Tiere waren dazu geboren, zu schweifen und zu lauern, zu kämpfen und zu schlagen, sich ihre tägliche Nahrung zu erwerben in der scharfen Anspannung aller Sinne — sie wußten gewißlich dem Menschen keinen Dank dafür, daß er sie zu einem Dasein zwang, das dem der Porzellanfiguren in den gläsernen Vitrinen seiner Salons glich. Die Wildnisse Afrikas, die Dschungeln Indiens, die schwülen Wälder am Amazonas, die kargen Savannen Patagoniens — sie waren unerreichbar fern, vielleicht wußte kaum eines der gefangenen Tiere noch von seiner Heimat, wenn auch ein dumpfes Sehnen nach ihren

Freiheiten wohl immer in ihrem vom Kerker verdampften Blut schlummern mochte — ihm aber, dem Menschen, dem heimgekehrten Wanderer, ihm erstand vor der vollkommenen Schönheit dieser Tierleiber der ganze Reichtum dieser weiten Erde, deren Bild sein Geist als inneren Schatz mit sich trug, er wußte auch, daß die Tiere tausendfach dem heimatlichen Boden verhaftet waren, der sie formte und ihr Sein bestimmte, er sah, daß sie jedem und auch dem letzten Sinn ihres Lebens entrissen waren.

Müde wandte er sich ab von den Zellen der Gefangenen, auch diese Heimkehr war ihm also mißglückt, nicht die kleinste Freude war in ihm auferstanden, er fühlte sich grenzenlos matt und wie zerschlagen — und fühlte immer noch in seiner Hand den sanften Druck der starken Finger des Orang-Utan-Mannes, dem diese Menschen den Namen "Golem" gegeben hatten, der für das Tier nichts anderes als eine ahnungslose Schmähung war. Und er fühlte die brennende Sehnsucht, zu diesem verbanntesten Tier zurückzukehren, seinen Arm um seine starken Schultern zu legen, es zu trösten in seinem dumpfen Leid und mit ihm zu klagen über die verlorene Welt.

Aber dann kehrte er doch nicht in die runde Halle zurück, in der die Menschen riefen und lärmten und hämmerten, als er vor der Tür des Raubtierhauses stand, peitschte immer noch dünn und silbern der kalte Regen, er stellte von neuem den Kragen seines Mantels auf und lief über die leeren Wege hinüber zum Elefantenhaus. Aber schon, als in seinem eiligen Lauf die große Freianlage vor ihm auftauchte, sah er, daß sie leer war, daß die Tiere nicht draußen waren, auch sie schützte man wohl vor dem unberechenbaren Aprilwetter und behielt sie im Stall. Da umrundete er eilig den tiefen und breiten Graben, der das Gehege umzog, und trat in den niedrigen, hellen und luftigen Raum ein. Schon als er die Windfangtür zurückstieß, überkam ihn das quellend warme Gefühl des Heimkehrenden, er hatte in früheren Jahren ungezählte Stunden in diesem Hause verbracht, und wie ihm nun dieser unvergleichliche Geruch entgegenwehte, der aus allen Wänden atmete und die weite Halle erfüllte, dieser milde Geruch der großen Tiere, der sich ohne Mißklang mischte mit den warmen und süßen Ruch des Heues, da atmete er

hoch auf und sog tief diesen vertrauten und geliebten Geruch in sich ein: hier war er zu Hause, hier war der große Frieden der Kreatur, nun war er endlich heimgekehrt.

Die Tiere standen müßig auf ihren Plätzen, jeweils am linken Vorderfuß und am rechten Hinterbein angekettet, sie wiegten sich hin und her, sie ließen träge die Rüssel pendeln, dieser oder jener richtete den Rüsselmund gegen den Menschen, der da das stille Haus so hastig betrat, hier und da blinzelte einer wie prüfend dem Fremdling entgegen, dann wiegten sie sich weiter und nahmen keine Notiz mehr von ihm. Er trat dicht an das eiserne Geländer heran, das hier im Hause den Graben zwischen den Tierständen und dem Besuchergang abschirmte, fein und leise klang eine glückhafte Melodie in ihm auf: er war daheim, er war bei den Elefanten.

Zehn große Tiere standen in langer Reihe auf dem Holzpflaster, zehn indische Kühe, und gleich einer Aura stand die Stille und die Einsamkeit um sie, in der diese gewaltigen Tiere zu leben gewohnt waren. Er beugte sich über das Eisenwerk, er sah mit glücklichen Augen gegen die Tiere an. Um die weite Welt war er gefahren, tausend Elefanten hatte er gesehen, die wilden Riesen Afrikas, die stillen Giganten Indiens, die mit goldschwer bunten Schabracken geputzt ihren Fürsten oder den Hohenpriester durch das Reich seiner armen Untertanen trugen ... Einmal, vor Zeiten, war er ausgezogen aus diesem Haus, in dem seine nach hohen Zielen strebende Jugend sich in manchen stillen Stunden wegweisende Kraft erworben hatte, Jahre um Jahre war er durch die wild weite Welt gefahren – um heimzukehren in dieses Haus und den alten Frieden und das stille Glück in ihm wiederzufinden in der ersten Minute.

Er sah auf die schweren grauen Leiber, die sich wiegten gleich gefesselten Tänzern, die ferne Tänze träumten – plötzlich brach es aus den vergangenen Jahren in ihm auf wie eine Frucht und erfüllte ihn ganz mit dem überströmend heißen Gefühl eines tiefen Dankes.

Durch die wild weite Welt war er gefahren: er hatte die großen Meere erlebt und ihre Gezeiten, sein Schiff war von den großen Stürmen geschleudert worden durch die Berge und Täler der Wellen wie ein hilflos treibendes Stück

Holz, er hatte die Sonne aufgehen sehen über dem Atlantischen Ozean, er hatte sie versinken sehen im abendlich sich rötenden Pazifik. Er hatte die großen Regen über der See erlebt, und er war durch stille Sternennächte gefahren, das Weltmeer, ein flacher Spiegel, hatte leise nur geatmet in der weichen Nacht, aus seinen Tiefen war das Leuchten aufgestanden, und in seinem grünen und blauen Glühen war der silberne Spiegeltanz der Sterne stumm ertrunken. Er war in die Berge des Himalaja gestiegen, die Welt war unter ihm versunken, nacktes Gefels hatte sich gereckt, eisige Gletscher hatten sich länderbreit ergossen, und der Wind aus dem Lande Tibet hatte sein großes Lied durch diese Einsamkeit gesungen, die sein Herz mit ungeahnten Schauern angerührt hatte. Er hatte die ewigen Flüsse hinabfahren dürfen: den Nil, den Kongo, Ganges und Brahmaputra, den Indus, den Mississippi und den gewaltigen Lorenzo, er war durch die Sunda-See gesegelt, er hatte die Korallenbänke sehen dürfen, die zaubervollen Blumengärten unter dem Wasser, die tausend Inseln hatten ihn gastlich aufgenommen und hatten ihm ihre fröhlichen oder ihre düsteren Geheimnisse erschlossen. Er war durch die Steppen gewandert, er war durch die Wälder gekrochen, durch die dichten, schwülen Regenwälder des Kongo, durch die gefährlich giftigen Dschungelforste Indiens, durch den nordisch herben Nadelwald des Landes Kanada. Er hatte die Jahreszeiten erlebt in den Tropen und im Nordland, die großen Regen waren über ihn hereingebrochen an der afrikanischen Westküste, zu Füßen der indischen Götterberge, und der Monsun hatte sie durch das Terrai geschlagen wie stürzende Gewässer; er hatte unter unvorstellbaren Gluten gelebt, und er war durch Eis und Schnee auf den Spuren der Schlittenhunde durch die erstarrten Wälder des Nordlandes gestapft.

Arm war er ausgezogen aus dieser Halle, reich und begnadet kehrte er heute heim in das Elefantenhaus, kehrte heim, um diesen großen Tieren seinen Dank zu zollen. Aus dem abendlich stillen Frieden dieses Hauses war er aufgebrochen, auf den Spuren der wilden Brüder dieser Tiere hatte er den gewaltigen Kontinent Afrika durchquert, hatte er sich durch das wirr-bunte Land Indien getastet. Ja, allein auf ihrer Spur hatte er zwei Kontinente durchwandert, ob auch tausend und aber tausend andere Tiere diese seine

Straße gekreuzt hatten, diese Straße, die ihn, vorüber an den Siedlungen der Menschen, immer wieder in das tiefste Geheimnis dieser Welt geführt hatte. Heute war er heimgekehrt, um seinen Dank zu sagen in diesem Haus. Aber er hätte ein Barde längst vergangener Jahrhunderte sein müssen, um den großen und gewaltigen, den tiefen und farbigen Gesang anstimmen zu können, der aus seinem Herzen stieg, aus diesem Herzen, das die Welt hatte erleben dürfen, und das ihr Bild in sich beschlossen trug in Bildern ohne Zahl.

Nein, er konnte diesem überströmenden Gefühl keinen Ausdruck geben, aber in diesem stillen Hause, angesichts der schwer sich wiegenden Tierleiber, fühlte er, zum erstenmal entrückt der hetzenden Bilderflut der vergangenen Jahre, daß diese hunderttausend Bilder, die ihn so manchmal verstört und gnadenlos gepeinigt hatten, weil es ihm nicht gelingen wollte, sie zu einer Einheit zusammenzufassen, fühlte er zum erstenmal den Reichtum, mit dem er durch sie begnadet worden war. Und wem anders hätte er danken sollen für diese Segnung als diesen Tieren hier? Aber sie schenkten ihm nicht die leiseste Beachtung, sie wiegten sich stumm und schwer zwischen ihren leise klirrenden Ketten, sie wußten nichts von ihm, und sein Dank würde ihnen unendlich gleichgültig sein ...

Dann ertappte er sich darauf, daß seine Hand nach dem Skizzenbuch suchte, nach den Stiften. Seit Indien hatte er keinen Elefanten mehr gezeichnet, einmal wohl noch die große Gruppe der Afrikaner in der Akeley-Halle des New Yorker Museums, aber das waren tote, präparierte Tiere gewesen – und dort am Ende der langen Reihe stand die alte Suma, die brave Arbeitselefantin, die er seit vielen Jahren gekannt hatte, er sah das altvertraute Tier mit neuen, an tausend ihrer Brüder und Schwestern geschärften Augen, der Wunsch, sie zu zeichnen, wie er sie heute sah, blitzte in ihm auf. Aber dann lächelte er sich den Eifer, den er doch nicht erfüllen konnte, fort: nein, nicht darum war er schließlich um die Welt gefahren, daß er jetzt in diesem Hause die Arbeit wieder aufnahm, der er vor Jahren entflohen war. Daheim häuften sich seine Skizzenbücher zu kleinen Bergen, sie bargen tausend Elefantenstudien aus Afrika und Indien, er konnte, wenn er wollte, eine Fülle von Gemälden aus diesen Vorstudien komponieren, und es würde nur recht sein, wenn er sich im

künftigen Werk an diesen mühsam erwanderten und schwer erarbeiteten Besitz hielt und + ihn auswertete. Gewiß, er war daheim in diesem Haus, aber es war so, daß diese in ihren Ketten klirrenden Tiere ihm ein Gruß waren, ihn verbanden mit ihren fernen Brüdern, denen er in den Wildnissen der weiten Welt begegnet war. Und es würde ein anderes Ding sein, diese aufwühlenden Begegnungen zu gestalten, die unverlierbar in sein Herz eingegraben waren, als die hier Gefangenen zu konterfeien, die ihm wohl die Form ihrer Art geben konnten, aber kaum ein Kleinstes von ihrem eigentlichen freien und unverdorbenen Wesen.

Der alte Einzelgänger, der schlafend auf der Straße zur Tränke stand, das schwere Haupt stützend auf das gleißende Gewaff der starken Zähne; die Herde, die ihn eingeschlossen hatte in die Flut ihrer Leiber und ihn mit sich führte durch den dunkelnden Wald zur nächtlichen Tränke unter den Sternen; die Mutter mit ihrem vor wenigen Stunden gesetzten Kalb, der er in ihrer Einsamkeit am Oldeani begegnet war — der böartige Rogue an der Grenze von Nepal, der ein Ochsenfuhrwerk überfallen und zertrampelt hatte, der mitten auf der Fahrstraße stand, ein wütig trompetender Wegelagerer, erschreckend stark und' böse — Dutzende, ach, Hunderte von Elefantenbildern lebten für alle Zeit in seinem Hirn und in seinem Herzen, wenn er wollte, kannte er sein ganzes künftiges Leben damit verbringen, Elefanten und wieder Elefanten zu malen, wahrlich, er brauchte dieses Haus und diese Haustiere nicht ...

Und dennoch: er kniff die Augen zusammen und sah prüfend durch das Haus, durch das bei aller Helle ein vages Dämmern webte, das sich wie ein Schleier über die Elefanten legte, dennoch: ein Bild würde auch dieses Haus ihm einmal geben müssen, das Bild, von dem er, so fiel es ihm in dieser Stunde wieder ein, vor Jahren geträumt hatte. Die Elefanten am Abend, in ihren Heubergen stehend, die ihnen bis unter den Leib reichten, behaglich schmausend. Und auf diesem Bilde mußte die feine Dämmerung sich vertiefen zum abendlichen Halbdunkel, der Geruch des Bergheues mußte in dem Bilde sein und der fröhliche Tanz der schlenkernden Rüssel, die ihre Heubündelchen

zusammen-rupften und sie dann zwischen ihre mahlenden. Zähne legten. Ja, einmal würde er auch dieses Bild malen müssen und malen wollen ...

Er spannte sich, er lauschte froh verwundert in sich selbst hinein. Verschwunden war die tiefe Depression, die ihn erfüllt hatte seit der Stunde, in der er das Schiff verlassen und heimkehrend die europäische Erde betreten hatte, von ihm gegliedert war der Alpdruck, mit dem die nächtliche Stadt ihn unterjocht hatte. Er war im Elefantenhaus, er war heimgekehrt. Eine stille Freude erfüllte ihn ganz und eine gute Stille, aus der die gespannte Kraft wuchs, die wieder nach dem Leben griff und neue Arbeit, neue Ziele forderte.

Er schritt an dem eisernen Geländer entlang, er blieb vor dem letzten Tiere der Reihe stehen, es war die gute, alte Suma, er rief sie an über den trennenden Graben hinweg. Sie sah alt aus, die gute Riesin, müde, krank und abgezehrt, sie stand apathisch auf ihrem Platz, auf seinen Ruf wandte sie ihm langsam den Schädel zu und streckte leicht den Rüssel gegen ihn aus. Er sah sie voller Rührung an. "Die gute, alte Suma!" Sie war das wichtigste und fleißigste Geschöpf dieses Hauses, ein Arbeitselefant, wie man sich ihn nicht besser wünschen konnte, jeden Befehl des Menschen erfassend und ausführend mit ihrer stillen Klugheit und mit ihrer großen Kraft, sie hatte sich durch die langen Jahre immer ehrlich ihr Brot verdient. Sie hatte hier im Garten gescharwerkt, sie hatte durch Jahre im Zirkus gearbeitet, bei Tage auf dem Hof, am Abend in der Manege, und selbst als man sie dem bösen Bullen eines fernen Zoologischen Gartens zugeführt hatte, hatte Suma die Menschen nicht enttäuscht, und ihr Kind war eines der allerersten in europäischer Gefangenschaft geborenen Elefantenkinder gewesen. Ja, die gute Sumo. — was war mit ihr, daß sie jetzt einen so hinfalligen Eindruck machte, so alt war sie doch noch gar nicht, sie konnte höchstens, allerhöchstens dreißig Jahre zählen ...

Er winkte mit dem Arm, und zur gleichen Zeit hob die Elefantin ihren Rüssel und wies ihm den geöffneten Spalt ihres Maules. Er sah die fleischig dicke, rosarote Zunge, er sah die breiten, gefurchten und gebuckelten Zähne links und rechts im Kiefer, und dann durchfuhr es ihn wie ein Schmerz: er erkannte den Grund für Sumas körperlichen Verfall. Ein Elefant trägt in jeder

Kieferhälfte nur einen einzigen großen Zahn, der von Zeit zu Zeit durch einen anderen erneuert wird, der sich aus dem Kieferwinkel nach vorn schiebt. Bei Suma hatte dieser Zahnwechsel eine Störung erfahren, zwar hatte sich der neue Zahn, der den verbrauchten ablösen wollte, schon gebildet und vorgeschoben, aber der alte war nicht herausgefallen, er steckte mit seinem vorderen Ende noch fest im, Kiefer, war jedoch 'hinten von dem nachfolgenden in die Höhe gehoben und stand nun schräg zwischen den beiden Kiefern. Und so war es ganz unmöglich geworden, daß Suma mit diesen Zähnen ihre Nahrung zerkleinern konnte, wie es ihr Körper verlangte. Schon hatte der alte Zahn eine schrundige Höhle im Gaumen ausgestoßen und ausgeschliffen, ständig hielt die Elefantin den Mund halb geöffnet, ihr Körper verfiel, weil sie nicht mehr imstande war, sich richtig zu ernähren. Ihr Leben lang hatte sie dem Menschen gedient und für ihn gearbeitet, sie hatte sich hundertfach bezahlt gemacht, nun aber konnte sie kläglich und hilflos verenden, weil der Mensch nicht gesonnen war, ihr zu helfen in ihrer Not.

Da war die dumpfe Trauer wieder, die ihn im großen Rundbau der Verkaufsabteilung überfallen hatte wie eine Lähmung. Voller Scham stand er vor dem alten und leidenden Tier. Er entsann sich, in vergangenen Jahren zahlreiche interessant und propagandistisch wirksam aufgezogene Artikel gelesen zu haben von der Arbeit der Tierärzte in den zoologischen Gärten, Berichte von merkwürdigen und schwierigen und auch gefährlichen Operationen. Er entsann sich der immer wiederkehrenden Beteuerung aller Verteidiger der Zoologischen Gärten, der emphatischen Versicherung, daß es die Tiere in dieser Gefangenschaft weitaus besser hätten als in ihrer vielfach gefährdeten Freiheit. Und er wußte miteins: das fröhliche Gefühl der Heimkehr hatte ihn belogen und getrogen. Er war nicht heimgekommen in die Stadt zu den Menschen, er war nur heimgekommen zu den Tieren. Und nur bei ihnen war er daheim, er würde, er wußte das gut in dieser Minute, er würde nun wohl immer ein Fremdling bleiben in den Straßen und Häusern der Menschen. Denn dieser Mensch war ohne Güte, ohne Anstand und kannte nur den eigenen Nutzen — wenn man verstanden hatte, so viele schöne Reden zu halten über das, was man den gefangenen Tieren Gutes tat, warum half man dann nicht

.der armen Suma in ihrer Not, die es um die Menschen verdient hatte wie kein anderes Tier in diesem Park? Hier war eine dankbare Aufgabe für jeden Tierarzt, hier ergab sich obendrein die denkbar beste Gelegenheit zu einer großen Pressepropaganda, die Tausende von Menschen in den Park ziehen würde – und alles kostete nicht mehr als eine Betäubung, eine halbstündige Arbeit mit Meißel und Zange, kostete nicht mehr als eine Selbstverständlichkeit, und dann mochte man seine guten Taten wieder in alle Welt hinausposaunen, und sämtliche Zeitungsleser würden entzückt sein über den klugen Menschen, der idem Riesentier helfend in seinen Zahnnöten beigestanden hatte ...

Die alte Suma ließ den Rüssel sinken und sah den Menschen mit braunen, traurigen Augen an, in denen das Nichtbegreifen ihrer qualvollen Hilflosigkeit deutlich zu lesen stand. Hinter den Gittertüren, mit denen die Stallungen abgeschlossen waren, hörte man die Wärter lärmen, Eisen klapperte gegen Eisen, schreckhaft durchfuhr ihn die Erinnerung an die vergangene Nacht unter diesem Geräusch. Tod und Gefangenschaft, Sterben und sinnlose Quälerei, das war es, was er hatte finden müssen bei den Tieren, zu denen seine Heimkehr ihn geführt hatte – er wandte sich müde ab, ging blicklos an der Reihe der leise hin und her pendelnden Elefantenrüssel entlang und trat aus der Tür in das Freie.

Der Regen schien aufgehört zu haben, nur vereinzelt noch fielen einige dünne Tropfen. Aber als Hans Froment sich kaum um hundert Meter von dem Elefantenhaus entfernt hatte, von traurigen Gedanken beschwert vor dem Wind treibend, da heulte dieser Wind jählings wieder auf, riß das zottige Vließ einer tiefhängenden Regenwolke auseinander und peitschte den neuen Schauer in schrägen, kalten Strähnen durch den weiten Garten, vertrieb den Maler von dem breiten Weg und ließ ihn mit hastigen Sprüngen den bergenden Eingang zu einem anderen Gebäude gewinnen. Eine gute Weile stand er stumm unter diesem Torbogen, sah dem Regen zu, den im Wind tanzenden Baumwipfeln, als dann der Regen aber anhielt und sich sogar noch verstärkte, so daß die dicken Tropfen, mit dünnen Eisgraupeln untermischt, über das Pflaster sprangen, drehte er sich um und betrat das Innere des Hauses.

Überwarm und stickig angefüllt mit tausend wilden Gerüchen quoll ihm die Luft entgegen und hüllte ihn ein wie in ein schmutziges Bad, und jetzt erst, sich umsehend, erkannte er, daß er in das Haus der kleinen Raubtiere geraten war, einen alten Bau, der einmal, vor Jahrzehnten, zur Unterbringung der großen Raubkatzen gedient hatte, dessen unzulängliche Einrichtungen dann aber bald von der Zeit überholt worden waren, und in dem Iman nun die Hunde und Katzen sammelte, wenn man sie nicht in den sommerlichen Gehegen zur Schau stellen konnte. Tiefe Ruhe herrschte auf der einen Seite dieses Hauses, in dessen Käfigen die Katzen schliefen oder bewegungslos kauerten, ein immerwährendes schurrendes Schlürfen und Traben und Trommeln hagerer Läufe lebte auf der anderen Seite, deren Zellen von den Schakalen, Wölfen und Füchsen bewohnt wurden. Einige Menschen standen vor den Katzenkäfigen, vereinzelt Besucher, die wohl auch in diesem Hause Schutz vor dem Regen gesucht hatten, ihre Anwesenheit genügte für Hans Froment, nicht an diese Käfige heranzutreten, sondern sich zur Seite zu wenden und an der Galerie der unruhigen Hunde entlangzugehen.

Es trabte, es trippelte und trappelte über die nackten Bretter. Ein kanadischer Wolf mit hechelnd hängender Zunge, Hans Froment sah ihm lange auf die dürren Läufe. Fern, unerreichbar fern lagen die unendlichen Wälder, für die dieses Tier geboren war, sie lagen zu dieser Stunde unter der Nacht, und der Wind des frühen Jahres ging groß durch sie dahin. Nun war da oben im fernen Norden die harte Not des Winters gebrochen, nun hob sich das Leben aus allen Verstecken und Einschlüpfen, und auch die Wölfe, die durch die Wälder trabten bis weit in die Tundren hinaus, auch die Wölfe fanden jetzt wieder überall ihre Nahrung unter den stürmischen Wolken, ohne den Himmel der Welt mit ihrer hungrigen Klage füllen zu müssen. Für diesen Wolf hinter den Gittern aber gab es keinen Winter mehr und keinen Frühling, er war gefangen, für ihn gab es nichts anderes mehr in dieser Welt als nackte Wände und eiserne Stäbe, als diese schlechte Luft mit ihren tausend scharfen Gerüchen, die ihn quälten.

Hans Froment trat zurück, verstört und betrübt über sich selbst. Spurlos verweht war das heimatlich wärmende Gefühl, das ihn noch vor kurzem im

Elefantenhaus erfüllt hatte. Wie die große Stadt, so war ihm auch dieser Park der Tiere fremd geworden, fremder, als ihm jemals die fremdeste Ferne erschienen war. Dieses Reich, in dem sich seiner Jugend die ewige Schönheit und der unausschöpfbare Reichtum tierischen Lebens offenbart, dem er angehört hatte in Liebe und Begeisterung, dieses bunt funkelnde Reich der schönen und starken und freien Tiere fand er nicht wieder, denn er sah nur die Gefangenen. Dieses ruhelose Trappeln der Wolfskrallen auf den nackten Brettern, die alte Suma, die sich dort drüben im Elefantenhaus mit ihrem Zahn quälte, der ihr den Gaumen zerschunden hatte, und der machte, daß sie bei allem Futter, das man ihr vorlegte, an Unterernährung eingehen mußte, verhungern lebendigen Leibes – war es wirklich nötig, daß es Zoologische Gärten gab in dieser Welt, nur darum, daß einige Menschen den Gewinn, den sie brachten, in gute Einnahmen für sich zu wandeln verstanden?

Er sah blicklos an den Insassen der anderen Zellen vorüber und gegen das Fenster, dessen gläsern helles Rechteck die Zeile der Käfige abschloß. Da draußen tanzten immer noch die Bäume und die Büsche im Wind, und der Regen fegte in schrägen Schnüren. Dennoch ging er auf dieses Fenster zu, er sehnte sich heraus aus dieser qualvollen Wirrnis, dem wilden Gemisch der überscharfen Gerüche dieses Hauses, er sehnte sich weit hinweg von diesen armen Gefangenen, die zur Jagd, zur Hetze, zum nimmermüden Lauf geboren waren, und die nun sinnlos hier in engen Gevierten trippelten und trappelten, um die Unruhe ihres Blutes, das den großen Gezeiten unverlierbar verbunden war, zu dämpfen und niederzuhalten.

Als er dann vor diesem Fenster stand, sah er erst, daß unter den Käfigen, in denen die Hundartigen untergebracht waren, sich noch andere, engere und dunkle Gelasse befanden, in denen kleine Tiere lebten: Dachse, Zorillas, Wiesel, Stachelschweine – in jenem letzten dieser Käfige aber, der vom Fenster volles Licht erhielt, lebte ein junger Fuchs. Hans Froment blieb stehen und sah betroffen auf das Tier hinab. Es fegte wie aufgescheucht im Käfig hin und her, stieß mit der dunklen Nase gegen das Gitter, gegen die Seitenwände, verbohrte sich in eine Ecke, versuchte zu scharren, zu kratzen auf dem nackten Stein, es lief achtlos hinweg über Fleischstücke, die auf dem Käfigboden lagen, sein Fell

war ruppig und zerschunden, die Lunte zerfleddert, es machte einen überaus verkommenen Eindruck, und wie er sich nun an das Gitter drängte und hinausspähte, wich Hans Froment unwillkürlich einen Schritt zurück. Niemals in seinem Leben hatte er ein Tiergesicht gesehen, in dem Gram und Grauen und Jammer der Gefangenschaft so eindeutig, so greifbar, so schreiend laut standen wie auf dem Antlitz dieses jungen Fuchses. Es war wie das Gesicht eines weinenden Kindes, das man schuldlos in einen dunklen Keller gesperrt hatte, es war wie ein einziger Schrei der Verzweiflung, stummes Weinen unendlichen Kummers, an dem ein Tierherz zerbrach, und es stand ein solches Grauen vor dieser Welt in den Tieraugen, daß kein denkender, kein fühlender Mensch es wagen konnte, diese Welt zu verteidigen vor dieser stummen. Anklage.

Hans Froment wich zurück, sein abwesender Blick fiel wieder durch das Fenster, er sah draußen über den Weg eine Gruppe Arbeiter gehen, der Inspektor war bei ihnen, es waren die Arbeiter, die mit dem Ausladen der Tierkäfige beschäftigt gewesen waren, sie gingen durch die letzten verträufelnden Strahlen des Regenschauers zu ihrer Mittagszeit. Nun würde also die große Halle, in der die frisch angekommenen Tiere aufgestapelt waren, für eine gute Stunde still und ohne Menschenlärm sein, und vielleicht würde der große Menschenaffe, an dessen Käfigwand man den Namen "Golem" geschrieben hatte, vielleicht würde er jetzt sein Gesicht von den Brettern abwenden, vielleicht würde er — — — Und da drehte Hans Froment sich auch schon scharf auf den Hacken herum, verließ eilig das Haus der kleinen Raubtiere, ging über die Wege, erreichte den großen Rundbau und fand dort dessen. Tür verschlossen. Aber er wußte hier noch immer aus vergangenen Jahren gut Bescheid, er umwanderte den weiten Bau, trat in einen langen Gang, der rechts und links tief betonierte Bassins enthielt, Tapire, Nilpferde und das zwerghafte Flußpferd aus Liberia waren hier untergebracht, fand am Ende dieser Halle die schmale, halbverdeckte und vom Publikum zumeist übersehene Tür, die nicht versperrt war, und durch die er nun in die große Rundhalle eintrat.

Als er die Tür hinter sich schloß, verwunderte er sich über die fast unheimliche Stille, die jetzt den Raum erfüllte, der noch vor einer kurzen Stunde zu erzittern schien unter den heftigen Rufen, den Schreien und dem Brüllen der gekerkerten Kreatur. Aber dann fiel sein Blick auch schon auf das dunkle Gesicht des Orang-Utans, er hockte ganz dicht hinter seinem Gitter, er hatte beide Arme erhoben, und seine Hände griffen hoch über seinem Kopf links und rechts in die Eisenstäbe, gegen die er sich mit seiner Stirn lehnte. Hans Froment sah die braunen, eng nebeneinander stehenden Augen, er fühlte, daß ihr Blick auf seinem Gesicht lag, wie angezogen von diesem Blick ging er geradenwegs auf diesen Käfig zu.

Der starke Orang-Mann, er mochte seine guten zwei Zentner schwer sein, rührte sich nicht, als der Mensch vor ihm stehenblieb, aber unverwandt und mit verstörender Eindringlichkeit blieb sein Blick den Augen des Mannes verhaftet. Trotz aller Bedrückung, die ihn jetzt erfüllte, schien es Hans Froment, als wolle das starke und warme heimatliche Gefühl, mit dem das Elefantenhaus ihn begnadet hatte, vor diesem engen Transportkäfig zum anderen Male und zu neuem Mute in ihm aufleben. Aber dann erkannte er schnell, daß dieses warme und wärmende Gefühl nichts mit Zufriedenheit oder gar mit einem Glück zu tun hatte, es war ein Zusammengehörigkeitsgefühl, war war das untrügliche Bewußtsein des Verbundenseins mit diesem Tier. Das nur war es und nichts anderes — er war heimgekehrt aus der weiten Welt in diesen Park der Tiere, der ihm fremd und feindlich geworden war wie die ganze enge, harte und lärmende Welt der natur-. fernen und naturfremden Menschen; er war aus den großen Freiheiten heimgekehrt in die vielfache Gefangenschaft der Stadt, er mußte sich ihnen fügen ohne Frage und trug doch immer noch die Gezeiten der freien wilden Welt in seinem Blut. Darum war keiner unter den Menschen, der ihm nahe sein konnte, darum hatte er sich geflüchtet zu den Elefanten, darum stand er jetzt vor diesem Menschenaffen, der gleich ihm aus der Weite und der Freiheit seiner Welt in die Verdammnis der Gefangenschaft gefallen war. Sie waren einander sehr nahe, der Elefant, der Orang, der heimgekehrte Mensch, denn sie wußten, und war das auch nur in den verborgensten Tiefen des Blutes, um das, was sie verloren hatten, sie wußten um die Freiheit in den großen

Abhängigkeiten, wie Gott sie geschaffen und gewollt hatte, sie wußten um das ihnen entfallene Leben, von dem die anderen Menschen weder etwas wissen noch ahnen konnten, und für das sie nur wegwerfenden und verachtenden Hohn gefunden haben würden, wäre man ihnen mit der Klage um die hinter die Horizonte entstürzten wilden Wälder gekommen. Er war nicht heimgekehrt zu diesen Menschen, er hatte nicht zurückgefunden zu ihnen, aber er wußte nun, daß er nicht allein gefangen war und vielfach gefesselt, er wußte, daß ihm diese Tiere hier nahe waren gleich Brüdern ...

Das rostrote Wesen in seinem Käfig, das weder einem Tiere glich noch einem Menschen, das einem eigenen, rätseldunklen und geheimnisdämmernden Zwischenreich angehörte, schob um ein Kleines die Lippen vor, wie ein trauriges Kind seinen Mund zur bettelnden Schnute formt, der Griff der rechten Hand löste sich aus den Eisenstäben, sie fiel herab, der Orang zwängte sie durch das Gitter bis zum halben Oberarm, dann drehte er die Hand, daß ihre Fläche nach oben wies, und streckte sie dem Mann in dieser Gebärde entgegen. Die Hand eines Riesen, sehr lang und schmal, aber auch voll unbändiger Kraft, sie war von einem hellen Braun, und die stumpf blank erschimmernde Haut wurde von vielen dunklen Runzeln durchschnitten. Eine Handfläche, vier lange, leicht gebogene Finger, der kurze, hochgesetzte Daumen schien ihnen gegenüber ein unentwickeltes Glied. Hans Froment besann sich nicht, langsam hob auch er den Arm, langsam legte er seine Hand auf die des Orang-Mannes. Der sah mit strengen Augen auf seine Bewegung, sah auf die Menschenhand, die blaß und schwächlich auf seiner Handfläche lag, dann schloß er bedachtsam seine Finger um sie und drückte sie wie in sanfter Zärtlichkeit. Und sah dann auf und sah Hans Froment mitten in das verstörte Gesicht, über das Röte und Blässe wechselnd wehten. Und so sahen sie sich nun an, lange und unverwandt, der Mensch aus Europa und der große Affe von den fernen Sunda-Inseln. Der Maler sah die Augen des Tieres, die keine Tieraugen waren, forschend strenge, schwermütige Rätselaugen, er sah die breiten Backenwülste sich blähen, er sah den starken Kehlsack, der über der breiten Brust hing, er sah auf das Haar, das einer in die Stirn gestrichenen Frisur glich, von Schultern und Armen hingen die filzdichten Haare in langen

Strähnen, er kehrte wieder und wieder zurück zu dem eindringlich scharfen Blick der braunen Augen, der ihm jetzt wie ein Blick von Mensch zu Mensch erschien, und der dann doch wieder aus einer unausdrückbar weiten Ferne zu kommen schien, aus der verdämmernden Ferne trennender Jahrmillionen, aus der Ferne der grüenschwülen Inselwälder, die hinter den großen Weltmeeren verblauten.

Nun öffnete der Orang die Hand und drehte sie herum, daß ihr dünn behaarter, runzlicher Rücken nach oben wies. In scheuer Zärtlichkeit strich Hans Froment darüber hin. Eine Weile sahen die Affenaugen ihm still zu, dann zog der Orang die Hand durch das Gitter an sich, auch seine Linke löste sich jetzt und fiel herab, er saß mit gekreuzten Beinen und legte beide Hände in seinen Schoß. Aber nach wie vor blieb seine Stirn gegen die Eisenstäbe gelehnt, ließen seine Augen nicht von dem Menschengesicht.

Der junge Maler stand still mit hängenden Händen, auch er konnte seinen Blick nicht von diesem Tier lösen. Und dann dachte er, daß er das große Orang-Utan-Bild immer noch nicht gemalt hatte, das er schon auf der Jacht des Mijneer ter Veen hatte beginnen wollen, damals, am Tage bevor man die Korallengärten gefunden hatte, vor deren unwirklicher Farbenpracht alle anderen Pläne stumm versinken mußten. Aber er wußte, daß es nun bald an der Zeit sein würde, dieses Bild zu komponieren, zu dem er zahllose Vorstudien zusammengetragen hatte, die Orang-Familie in der Krone des himmelhohen Urwaldriesen, dessen grüne Dämmerung die Sonne golden durchspielte, von dessen silbergrauen Ästen die Lianen sich stürzten, Orang-Weib und Orang-Kinder und vielleicht den stumm wütigen Kampf der beiden starken Männer, den er einmal hatte beobachten können. Ja, er kannte sie aus ihrer Freiheit, so gut, wie ein Mensch diese Wesen kennen konnte, die unerreichbar seinem Zugriff und oft auch seinen Blicken durch das dichte Laubmeer der hohen Bäume wanderten. Er wußte, daß sie keineswegs die Melancholiker waren, als die sie in den Käfigen Europas erschienen, keine seelisch gebrochenen Wesen, daß diese weltabgezogene Ruhe und das fast unbewegliche Gesicht ihnen auch in ihrer Freiheit eigen war, er wußte, daß es einzig der Mensch war, der in der Hilflosigkeit seiner allzu engen

Vorstellungswelt, in der Enge seiner Gefühle und Gedanken versuchte, diesen ihm so fern fremden Wesen mit der Annahme von Schwermut und Trauer beizukommen. Er hatte sie durch die Bäume lärmend hören, er hatte sie gesehen im Spiel und im Kampf und in der Liebe, er wußte, daß es nicht so leicht und einfach war, sich das Innere dieser Tiere aus ihrem äußeren Gehaben zu erklären.

Doch das große Bild würde er malen, bald würde er es malen müssen — er sah in die kleinen, stechend klugen Augen des dunklen Waldschrates, und aus ihren unlotbaren Tiefen lebte ihm dieses Bild auf, die Formen fanden sich, die Farben erglühten: silbergraue Stämme, hellgrün und weißliches Lianengerank, das brennende Rot der schmarotzenden Fuchsien, das dichte, lichtlos dunkelnde Blättergewiirr — und dann ein goldenes Flirren, das quer schräg sich durch das Bild verspielte, über die Orang-Mutter hinweg im dünnen Streif, um dann über dem kämpfenden Paar der beiden großen Männer zu liegen wie eine Wolke feucht glitzernden goldenen Staubes ...

Verlor er sich in den klugen Blick des Affenmannes, versank er in der Größe des Bildes, das zu malen war, das jetzt in ihm auferstand und wuchs und sich aus hundert Einzelheiten zu einem Ganzen fügte — er wußte es nicht, er wußte nicht mehr um sich selbst, er fühlte nicht die Zeit verrinnen, eine lange Stunde fiel ihm wie ein Tropfen in das Meer dieser Zeit, aber die kreisenden Ringe, die spielend über den Wasserspiegel verzitterten, würden noch eine Weile bleiben, und aus ihnen würde das Bild erstehen, dem diese Stunde die Weihe gab und die Innerlichkeit, das Bild, durch das er dieser Stunde Dauer geben würde — er schreckte zusammen, als der Orang sich langsam, aber entschlossen von ihm abwandte, ihm den Rücken kehrte, sich wieder dicht vor die Hinterwand des Käfigs setzte, mit tastendem Finger einmal über das geäderte Holz strich, um dann, die Augen eine Handbreit von der Wand entfernt, unbeweglich sitzen zu bleiben. Dann aber hörte er auch schon die aus der Ferne sich nähernden Geräusche, Eisen klirrte gegen Eisen, nägelbeschlagene Schuhe lärmten über die Steine, die Männer kehrten zu ihrer Arbeit zurück, die Stunde ihrer Mittagszeit war ihm vergangen wie ein einziger kurzer Augenblick, ein Blick, den seine Augen mit denen des großen Orang-

Mannes getauscht hatten – und gleichzeitig tobte in seinem Rücken der Chor der Gefangenen auf: die Löwen, die bisher geschwiegen hatten, hörten die sich nähernden Männer, sie lehnten sich mit röhrendem Zorn schon jetzt gegen den fremden Willen auf, der über ihr Leben bestimmte.

Er sah sich flüchtig und ratlos um. Zwar hatte er nichts zu fürchten, weil er hier eingedrungen war, das Wort des Inspektors schützte ihn – aber dann sah er den stumm abgewandten Rücken des Orangs, und er fühlte, trotz all seines Wissens um das Wesen dieser Tiere, wie die trauervolle Weltabgewandtheit, die von dem großen Menschenaffen ausging, gegen ihn anschlug wie eine Welle, das Gebrüll der Löwen erregte ihn wie ein Feuerbrand unter seinen Füßen, es ging über seine Kraft, ihrem nutzlosen Trotz zuzusehen, ihre zornige Auflehnung anzuhören, er mochte auch nicht mit den Männern zusammentreffen, etwas wie Furcht vor ihrer unbeschwerten Fröhlichkeit lebte in ihm – er wandte sich ab und verließ eilig den Raum.

Als er dann aber den weiten Platz vor dem großen Raubtierhaus überquert hatte, der Regen war versiegt, und nur der Wind heulte kalt und fühllos durch die Gassen der Tierhäuser, geriet er in einer der Alleen zwischen den Gehegen in eine Horde Jugendlicher, die lachend und lärmend und mit unaufhörlichem Geschwatz von Gehege zu Gehege zogen. Im Vorübergehen fing er ein Wort auf, das ihn erstarren ließ: "Das ist ganz weich, das kann man jetzt zusammendrehen wie einen Korkenzieher!" – "Hohoh!" rief eine andere Stimme. "Ein Hirsch mit 'nem Korkenzieher auf dem Kopp, das wär 'mal was Neues!" – Und ein dritter kreischte: "Machen wir, machen wir, los, kommt, wir klettern über den Zaun!" – Und ein vierter, umschlagend im Stimmbruch, begeisterte sich: "Und dann 'ne Handvoll Pfeffer unter den Schwanz, sollt 'mal sehen, wie er dann abhaut!"

Er blieb stehen: hinter dem Maschendraht in der Mitte seines Geheges sah er den Karpatenhirsch, er hatte für die Jahreszeit schon stark aufgesetzt, dick und verzweigt sperrten sich die Kolben des Bastgeweihs über seiner Stirn. Er sah den Hirsch an, er sah seine Tiere im Hintergrund vor der Blockhütte ihrer Unterkunft stehen, stumm und ernst und schön im adligen Rhythmus ihrer

Glieder, den unzerstörbaren Adel der freien Kreatur in den feuchten, blankschwarzen Augen. Da standen sie, Zeugen der Welt, die er verloren hatte, er aber stand diesseits des Gitters, er stand unter den Menschen und schämte sich ihrer vor den Tieren.

Verstohlen sah er die Lärmenden aus den Augenwinkeln an. Es war eine zusammengewürfelte Schar Jugendlicher, vom Zehnjährigen an bis hinauf zum etwa Zwanzigjährigen. Gut gekleidet, frische Gesichter, blanke Augen, die intelligente und gepflegte Jugend besitzenden Bürgertums – und die rohesten Schinderworte sprangen fröhlich von ihren jungen Lippen. Es war, wie wenn ein jeder den anderen überbieten wollte in unsauberen Einfällen, an herzlos absprechenden Bezeichnungen, in zotentriefenden Beschimpfungen. Sie zogen von Gehege zu Gehege, er folgte ihnen still, sie achteten nicht auf den Mann, der sich da wie scheu hinter ihren Rücken bewegte, sie johlten und schwatzten dahin, ganz erfüllt von ihrer Aufgabe, sich über die Tiere lustigzumachen, ihr Eingesperrtsein und ihre äußere Form zu verhöhnen.

Der Wisentbulle, der schwer aus dem Sumpf seines Geheges wuchtete, ein letzter Gruß aus sagenverklungener Vorzeit, war diesen jungen Männern ein "dummer Ochse", und es war ihnen ein unbegreiflicher, gar nicht laut genug zu belachender Witz, daß solch ein Ochse gekräuselte Haare haben sollte. Die Gazellen und Antilopen waren ihnen "dove Zicken", und sie waren höchlichst beleidigt, daß die Tiere auf das vielstimmige Gemecker, das von der Schar vor ihren Gehegen angestimmt wurde, nicht reagierten. Vor der Suhle der wilden Schweine gab es ein großes, nicht enden wollendes Gegröle, ein tobendes Gelächter, man konnte kein Ende finden, sich an den Tieren zu verlustieren.

Kalt und grausam fuhr der Aprilwind durch die schon dünn belaubten Bäume des Parkes. Hans Froment drückte sich in den Hintergrund und sah auf die lärmende Schar der jungen Männer. Ihre Herzen schienen ihm kälter und grausamer und leerer zu sein als der böse Wind, er sah ratlos und ohne Verständnis in die jungen, erhitzten Gesichter, die gedankenlos davon überzeugt schienen, daß die Tiere hier nur dazu versammelt waren, ihre Gottähnlichkeit zu ergötzen, daß sie ihr übermütiges Gaudium mit ihnen treiben konnten. Junge Menschen, anständig gekleidet, gut gewachsen, sichtbar

gewohnt, sich sonst artig und korrekt zu benehmen — hier aber waren sie losgelassen und ohne Aufsicht, hier erschienen sie ihm wie eine Horde herzloser Teufel. Wenn sie nur den zehnten Teil von dem hätten ausführen dürfen, was sie sich ausdachten vor den Gehegen der Tiere, dann würden sich in allen diesen Gehegen die Leichen getürmt haben, die auf schauerlichste Weise vom Leben zum Tod gebracht worden waren. Und wenn man diese herzlosen, verrohten Jungen einmal auf diese Tiere loslassen würde, was anders konnte man von ihnen erwarten, als daß sie den Tieren kalte Mörder und üble Schinder wurden ... Keines der gefangenen Tiere rührte an ihr Herz, sie hatten kein Auge, keinen Gedanken für die Schönheit und für den Adel der Gefangenen — sie waren die Herren der Erde, und alles hatte ihrem bösen Willen untertan zu sein.

Aber es waren Menschen, junge Menschen, es waren seine Brüder, er gehörte zu ihnen. Gehörte er wirklich zu ihnen, zu diesen Menschen? — Er folgte ihnen stumm über den Weg in das Haus der Giraffen, er hörte den törichten Worten zu, mit denen sie sich lustig machten über den Körperbau dieses Tieres, von dessen Gesetzen sie nichts begriffen, die sie auch gar nicht interessierten, die ihnen nichts anderes waren als ein blutig dummer Witz der verachteten Natur. Er drückte sich gegen die Wand im Hintergrund, er sah zu dem schmalen Tierschädel auf, der hoch über ihm fast unter dem Dache stand und ungerührt auf die Lärmenden herabsah aus dunkelnden Gazellenaugen. Nein, er gehörte nicht zu den Menschen, er war zu den Tieren heimgekehrt, aber er konnte nicht zu ihnen finden, denn diese Menschen standen zwischen ihnen und ihm, standen mit ihrem unsinnigen Lärm, mit ihrem gemeinen Hohn und mit der bedenkenlosen Selbstsicherheit dessen, der weiß, daß allein seine Gesetze gültig sind in dieser Welt.

Er folgte der Schar, als sie auch dieses Haus wieder verließ, als sie dann aber in das große Raubtierhaus einschwenkte, bog er hastig in einen Seitenweg ab. Er ertrug sie nicht länger, er konnte weder ihren dummen Lärm noch ihre albernen Reden länger anhören, und wenn sie jetzt in den großen Rundbau fanden, den Menschenaffen Golem in seinem Käfig, wenn sie ihn höhnten und

schmähten und vielleicht gar peinigten, weil hier noch keine Absperrung die Tiere vor den Menschen sicherte, wenn Golem sich wenden und ihn in dieser rohen und gemeinen Schar entdecken würde – nein, das würde über seine Kräfte gehen, das würde er nicht ertragen können, dann würde er dreinschlagen müssen mit beiden Fäusten, schlagen in diese böartige menschliche Verständnislosigkeit, in diesen feigen und frechen Dünkel, der sich aller Kreatur überlegen fühlte, die man gefangen halten oder töten kann, hineinschlagen in diesen Menschenhaufen, der ihn von seinen Tieren trennte, bei denen die letzte und einzige Heimat seines vereinsamten Herzens war ...

Er rettete sich in das Restaurant, er aß zu Mittag, später trieb er unter dem Wind, der die Erde trocknete, halb abwesend, halb unlustig, durch Alleen und Häuser und über die abseitigen Wege. Aber überall waren jetzt die Menschen und wollten ihre belustigende Schau, überall schwatzten sie und lachten sie und gerierten sich überaus wichtig, überall standen sie und trennten ihn von den Tieren wie eine unübersteigbare, undurchdringliche Mauer. So trieb er dahin, und wenn er irgendwo ein Häuflein Menschen beisammen stehen sah, bog er vom Weg, um ihnen nicht zu begegnen. Und dann geschah es ihm, daß er einmal, als er in einen kurzen Gang zwischen dichten Rhododendronhecken einbog, angerufen wurde von einem prustenden Schnurren. Er blieb wie angegelt stehen, er hob den Kopf, er wandte das Gesicht – und dann stand er Auge in Auge mit einem großen und schweren sibirischen Tiger, der dicht hinter dem Gitter seiner Grotte stand und mit leuchtenden Augen dem Menschen entgensah.

Wie eine warme Welle stieg es da in seinem Herzen auf, langsam, wie gezogen näherte er sich dem in den künstlichen Felsen eingelassenen Käfig, lehnte sich gegen das trennende Geländer, und seine Augen verschmolzen mit denen der großen Raubkatze aus fernem Land. Sie sah ihm voll in das Gesicht, nicht mit jenem gleitenden Tigerblick, der an den Menschen vorbeizieht und sich in unendlicher Ferne zu verlieren scheint, auch nicht mit jenem anderen Blick der großen Katzen, der durch alle Dinge und Wesen hindurchschneidet, als wären sie nicht in dieser Welt. Wieder prustete sie auf in jenem Zärtlichkeitslaut, mit dem die Tigermütter ihre Kinder locken. Als er ihr

antwortete, den gleichen Laut über die leise flatternden Lippen blasend, tat sie sich dicht hinter den Eisenstäben nieder und rollte sich weich zur Seite. Er besann sich nicht einen Augenblick, er schwang sich über die Barriere, er trat dicht an das Tier heran, es hatte seine Stirn gegen die Erde gedrückt, es lag auf dem Rücken, es bot seine weiße, seidene Kehle dem Menschen dar. Beide Hände schob er durch das Gitter, und dann kämmten seine Finger Backen und Hals und Kehle der Tigerin, die sich wohlig wälzte unter seinem Schmeicheln und zu erbeben schien in dem dunkel tiefen Schnurren, das den Tiefen ihres Leibes entstieg. Er fühlte das samtendichte Fell unter seinen Fingern, er sah das Gold ihrer schmalen, sich streckenden Flanken dicht vor seinen Augen, durch das sich die schwarzen Streifen gleich seltsamen Runen schlangen, er sah die seidige Weiße des Bauches, er fühlte das warme Leben ihrer Adern gegen seine Fingerspitzen pulsen – Glück stieg in ihm auf und eine schwere Trauer zur gleichen Zeit.

Er war daheim. Einsam lebte er in dieser Welt und hatte keinen Menschen, der ihm nahe war, der ihm diese große Stadt hätte zur Heimat machen können. Hier aber hatten drei Tiere ihn begrüßt: die alte Suma, die leidend und an ihrem bösen Zahn dahinsiechend im Elefantenhaus stand und ihren Rüssel gegen ihn erhoben hatte; der Orang, den die Menschen Golem nannten, der ihm die Hand entgegengestreckt hatte, wie wenn er wußte, daß er der einzige Mensch war in diesem kalten und fremden Verließ, in das man den Menschenaffen gekerkert hatte, der ihm mit dem Herzen nahe war – und diese Tigerin hier, das schönste und stärkste Raubtier aus weiter, nordischer Ferne, das sich wohlig unter seinen schmeichelnden Fingern räkelt.

Er sah hinab auf den schlanken und geschmeidigen Katzenleib – warum war er hier, warum war er in dieser Stadt und in diesem Park, warum war er nicht draußen geblieben in der weiten und freien Welt? Und gleichzeitig überkam es ihn wie ein schmerzvoller Gram, daß er die ferne, eisige Weite, in der dieses schönste Tier einstmals gelebt, niemals gesehen hatte. Als er damals durch die Sunda-See gesegelt war, hatte er geplant, an der chinesischen Küste hinaufzufahren, in Korea an Land zu gehen und durch die Mandschurei in das wilde Gebirge des Sichota-Alin zu ziehen, in dem der Bär neben dem Tiger

lebte, die Wölfe neben dem Panther, über dessen Wälder und Tundren der Wind der großen See ging, über dessen Gipfeln der Riesenseeadler schwebte, und das in schneeüberwehten Einsamkeiten und im tief verborgenen Blühen und Weben nicht seinesgleichen hatte in der Welt. Aber dann war er an den Mijneer ter Veen geraten, der ihn zu den Korallenbänken verschleppt hatte, er war nicht nach der Mandschurei gekommen, nicht nach dem Sichota-Alin, er war nicht, wie er es geplant hatte, über die vom Meerwind umsungenen Kurilen, über die unter den eisigen Stürmen des nahen Poles sich duckenden Aläuten nach Alaska und von dort in das nördliche Amerika gereist. Ach, wie vieles, wieviel Unwiederbringliches hatte er versäumt — was tat er hier in diesem städtischen Vergnügungspark, bei diesen armen, gefangenen, vergewaltigten Geschöpfen, warum fuhr er nicht wieder hinaus in die ewig verlockend sich breitende Welt? Viel zu lange war er schon wieder daheim ...

Später, als er mit der elektrischen Bahn durch die Straßen fuhr, verwunderte er sich wieder über sich selbst. In der letzten Zeit seiner Reise hatte er fast körperlich gelitten unter der Überfülle von sich drängenden Eindrücken, die sein Geist kaum mehr zu erfassen, zu bewältigen und zu verarbeiten vermochte, und bisweilen hatte er aus ehrlichem Herzen das Ende der Reise herbeigesehnt, um endlich einmal zur ordnenden Ruhe zu kommen. Nun aber, kaum daß sein Schiff am Kai angelegt hatte, war es sogleich wieder gewaltig in ihm aufgebrochen, der wilde Wunsch, von neuem hinauszuziehen, andere Länder zu sehen, anderen Tieren zu begegnen. Unendlich reich war diese Welt, und so vieles hatte er nicht sehen dürfen: den großen Amazonas und die Wälder im Inneren Brasiliens, Feuerland, Australien und das Land Sibir, den Sichota-Alin und die großen Bären auf den Inseln vor Alaska. Er sah wieder die schwere Tigerin sich hinter dem Gitter strecken, er hörte ihr dunkles Schnurren, er fühlte die Blutwärme ihres Leibes in seinen Fingerspitzen, er sehnte sich zurück nach den warmen Minuten ihrer Gemeinschaft, und gleichzeitig sehnte er sich nach dem fernen Land, das dieser Tigerin einmal Heimat gewesen war. Und er sah die Berge und Täler des Sichota-Alin, wie er einstmals die kanadischen Wälder gesehen hatte: vereist im klirrend kalten

Winter, die Bäume sprangen unter dem Frost, und der Wind häufte den stiebenden Schnee mannhoch über das Eis. Und die Wölfe heulten unter dem Glitzern des großen Sternenreigens, durch den Schnee aber zog sich eine gewaltige Fährte, und sie gehörte dem Tiger, dem Herrn dieser östlich wilden Welt — ach, warum durfte er nicht wandern auf dieser Tigerspur? ...

Als er sein Atelier betrat, sah er mit dem ersten Blick, daß auf dem großen Zeichentisch, auf dem seine Skizzenbücher sich häuften, eine andere Ordnung war. Er trat heran. Ja, diese Skizzenbücher waren nun wieder sorgfältig gehäuft, und neben ihnen lagen drei Stapel der Zeitschriften, und in einem Stapel Papier war Afrika beschlossen, in dem zweiten Asien und in dem dritten das ferne Land Kanada. Und jedes der beiden Bücher lag auf dem rechten Haufen, "Das Reich der Tiere" auf dem afrikanischen, "Die Sterne Indiens" auf dem asiatischen, und nun würden wohl auch bald "Die ewigen Wälder" erscheinen, und dann konnte er dieses Buch auf den dritten, auf den kanadischen Zeitschriftenhügel legen und alles war in bester Ordnung und seine große Reise war auf ewig abgetan. Aber wer sich nicht durch diesen Papierwust fressen wollte, der konnte es sich auch bequemer machen, bald würde ein Sammelband herauskommen, der die besten seiner Bilder aus allen Erdteilen mit kurzen Prosastücken vereint herausstellte, "Wilde weite Welt" sollte das Buch heißen — und zwischen seinen Deckeln eingesargt lag dann das Beste seiner Reise, genug, um dem Menschen der Stadt eine müßige Stunde zu verkürzen.

Er wandte sich müde wieder ab. Das also war der ganze Sinn der großen Reise gewesen, das war die Ernte: ein Stapel bedruckten Papiers, vier Bücher, eine Galeriewand voller Bilder — und die Trauer im Herzen, die große Heimatlosigkeit und die noch größere Sehnsucht, wieder hinaus-, wieder davonzuziehen — wahrlich, er hatte sich die Heimkehr anders vorgestellt. Verloren stand er mitten im Zimmer und sah sich um. Wenn er dem Kistenstapel unter dem Oberlicht den Rücken wandte, sah sich die Wohnecke unter den Fenstern, die sich zum Hafen öffneten, recht anheimelnd gemütlich an. Warum fühlte er sich auch heute wie am vergangenen Tage gefangen, eingesperrt in diesen stillen Raum, warum stand er, den Hut in der Hand, wie

sprungbereit, so, als wolle er diesem Gefängnis sogleich wieder entfliehen? Dann hob er wieder den Blick, vom Strom stiegen dicke Rauchschwaden auf, und von den fernen Werften kam das Hämmern der Nieter — da draußen lag die große Stadt auf der Lauer, und die große Stadt war ein mörderisches Gebilde, wenn man schon in sie verbannt war, so war sie nur dann zu ertragen, wenn man irgendwo einen stillen Winkel wußte, in dem man so wenig wie möglich von ihr sah, in dem man allein war und nicht den rohen und lauten und leeren Menschen wehrlos preisgegeben, ein stilles Reich der Träume und Wünsche, in das man sich retten konnte ... Da legte er mit einem traurigen Seufzer Mantel und Hut ab, ging in die Küche, fand in der kleinen Speisekammer die Vorräte, die seine Eingehfrau ihm besorgt hatte, er stellte den Kessel auf, er nahm die Kaffeemühle zur Hand — er war daheim, all sein Sträuben half ihm nicht davon, er hatte sich zu bescheiden, und es blieb ihm keine andere Wahl, als sich in dieser kleinen Wohnung über den Dächern wieder einzurichten und das Leben dort wieder aufzunehmen, wo er es vor Jahren abgebrochen hatte, um vor dem Mast den Strom hinab in die Welt hinein zu fahren, während über seinem Kopfe die Sirene ihren dunkel großen Ruf erhoben hatte ...

Später, aber das war schon bei der zweiten Kanne Kaffee, und durch das Zimmer schwamm der dichte Rauch ungezählter Zigaretten, deren Enden sich im Aschenbecher häuften, später, als die frühe Dunkelheit des Apriltages das Zimmer in ihre weichen Nebel spann, als sein verlorener Blick sich löste von dem Bild Caspar David Friedrichs, auf dem die feinen Nebel den Tälern des Riesengebirges entstiegen, als er abglitt auf den schreitenden Tiger des unbekanntem englischen Radierers und von diesem zu der goldenen persischen Tafel sprangen, durch welche die Gazellen schön und überaus anmutig dahinflogen, später stieg dann doch noch einmal das warm quellende Gefühl in ihm auf, das ihm im Elefantenstall begnadend widerfahren war.

Er trug eine Welt beschlossen in seinem Herzen, groß, weit, gewaltig, unausdenkbar farbig und unausdenkbar tief, er war so reich, daß es schmerzen mußte, mit diesem Reichtum in die steinern kahle Armut der großen Stadt zurückzukehren. Aber es war doch schließlich so, daß er seinen Reichtum nicht

dieser Stadt zu opfern hatte, sondern daß er ihn zu gestalten und dann dieser Welt als ein Geschenk darzubringen hatte, an dem sie sich erlaben konnte in ihrer armen, dorrenden Enge. Er war begnadet worden mit diesem Reichtum, und seine Aufgabe war es nun, ihn mitzuteilen und sichtbar in die Welt zu stellen. Er hatte sein Werk zu leisten und durfte sich nicht beirren lassen von der Enge und Schäbigkeit der bedrängenden Umwelt.

Sein Werk — wieder wanderte sein Blick durch das Zimmer und blieb auf dem großen Zeichentisch liegen. Aber nun sah er nicht den Stapel der Belege, die sich auf seiner Platte türmten, er sah nicht die Bücher in ihren bunten Umschlägen, das alles war getane Arbeit, sie ging ihn nichts mehr an — er sah auf die grauleinigen Stöße seiner Skizzenbücher. Auf ihren Blättern hatte er eine Welt eingefangen, die Welt der Tiere, die er in drei Kontinenten durchwandert und nimmermüde erforscht hatte. Was er bisher an Bildern hatte malen können, das war nur ein verschwindend kleiner Bruchteil jener Arbeit gewesen, die zu leisten und die in diesen Büchern vorbereitet war. Jetzt erst würden die großen und wahren Bilder erstehen, von denen er geträumt hatte in den Jahren seiner Wanderschaft, jetzt hatte er die Aufgabe, das Werk zu gestalten und in Hunderten von Bildern, geschaffen in der Stille dieses Ateliers, die Welt leuchtend aus sich herauszustellen, die in sein Herz gezogen war und es mit Glanz und Farbe und Form tönend erfüllte. Jetzt erst begann für ihn die eigentliche Arbeit seiner großen Reise, längst noch nicht war sie für ihn beendet und würde niemals endigen für ihn, jetzt begann die Zeit der Ernte, jetzt hatte er die Garben zu sammeln, zu sichten und in die Scheuer zu bergen. Und aus dem Dunkel, das durch das Zimmer kroch, wuchsen nun vor ihm in langen Reihen die Bilder auf, die er zu malen hatte, die er malen mußte, damit er vor sich selbst bestehen konnte in dem Bewußtsein, getreulich seine Pflicht getan zu haben. Eine Bilderreihe, die nicht enden wollte, und aus der die drei Kontinente erstanden: das große Afrika, das heiße Indien, das Land Kanada, in dessen Nadelwäldern der Wind summend stand.

Er federte aus seinem Stuhl und lief hin und her in seinem Zimmer. Er war heimgekehrt, und gewißlich hatte er sich diese Heimkehr einmal ganz anders gedacht, als sie ihm nun widerfahren war. Aber er war ja nicht

heimgekehrt, um die Füße unter den Tisch zu strecken und sich in die Wärme einer Ofenbank zu verkriechen, er war heimgekehrt, um zu arbeiten und seine Pflicht zu tun. Dieses Leben war weder ein Spiel noch ein heiterer Genuß, und am allerwenigsten war das Leben eines Künstlers, der eine große Aufgabe zu erfüllen hatte, leicht und bunt und fröhlich, wie sich das die ahnungslosen Menschen dachten. Es war gewißlich nicht leicht gewesen, der Fülle der Gesichte standzuhalten, die ihm auf seiner Reise durch die Welt begegnet waren, die ihn bisweilen im Tigersprung überfallen, die ihn wie eine stampfende Elefantenherde unter sich geknechtet hatten — es würde noch schwerer werden, in dieser Stadt, die nichts kannte als Eisen und Stein, als herzlos harten Erwerb und gierig eiligen, bedenkenlosen Genuß, es würde noch schwerer sein, in dieser kalten Wüste das warme und leuchtende Abbild der Welt erstehen zu lassen, das er in seinem Herzen trug.

Er blieb stehen und sah mit leerem Blick durch den Raum. Es würde alles doppelt schwer sein, weil er allein war, unsagbar allein. Er war wie aus der Welt gefallen, der Rhythmus der Städte war ihm fremd und feindlich geworden, fremd und feindlich auch erschienen ihm die Menschen, und er wußte sich nichts Besseres, als ihnen aus dem Wege zu gehen. Er war heimgekehrt in eine große Kälte und eine gnadenlose Leere, sein Herz aber sehnte sich weich nach Wärme und linder Zärtlichkeit. Die kam ihm nicht mehr, er wußte das gut, von den Menschen, denen er selbst ja auswich, sein Herz sehnte sich aus der kalten Vereinsamung nach anderen Gefährten, die ihm näher und brüderlicher schienen als die Menschen dieser Stadt. Wieder fühlte er die Wärme und den weich pochenden Schlag der Adern in der Tigerkehle an seinen Fingerspitzen, wieder fühlte sich seine Hand sorgsam sanft umschlossen von den starken Fingern des Orang-Mannes — er seufzte leise vor sich hin: unerreichbar waren ihm die Tiger im marmornen Palasthofe, Sarbattis Falken und Luchse und Geparden, unerreichbar war ihm Rimbass weiche Zärtlichkeit, die ihm gehört hatte auf seiner segelrauschenden Fahrt durch die Sunda-See, für immer war er entrückt jener großen Kameradschaft zwischen Mensch und Tier, die er bei den Elefanten des alten Zena auf der Insel Ceylon gefunden hatte. Er war heimgekehrt und war aus der reichen Welt in die elendeste Armut

gestürzt, in das leere Leben in Stadt und Straße und engem Haus – nun mochte er sich einen Kanarienvogel halten oder ein paar Aquarienfische, mehr stand ihm nicht zu in diesem gläsernen Nest unter dem Dach des Bürohauses...

Er ließ das Licht anspringen, denn er konnte nicht länger allein sein mit diesen schweren und trüben Gedanken, und er wollte auch nicht, daß er sich in neue Bitterkeit verlor: er war nicht zum Spielen und nicht zum Genießen auf diese Welt gekommen, er hatte seine Aufgabe zu erfüllen. Er war heimgekehrt, um hier zu arbeiten, nicht aber, um die vagsten Sehnsüchte seines Herzens mit Sentiments zu hätscheln ...

Sein Blick blieb auf dem Kistenberg liegen, der sich unter dem Oberlicht türmte. Da hing das Fell des Tigers, dessen Farbe einmal wie das Gold des jungen Mondes gewesen war. Neben ihm lag ein schweres, in prunkvoll bearbeitetes Leder gebundenes Album, er trat hinzu und nahm es auf. Als er es aufschlug, sprang ihm die gewaltige Silhouette eines afrikanischen Elefanten entgegen, der langsam am Fluß entlang wanderte und im sorglich aufgerollten Rüssel einen europäischen Lederkoffer trug. Er lächelte leise und schwermütig: das war Charlemagne, der Wilde, Gewalttätige, dessen Gefangennahme und Zähmung er miterlebt hatte. Dann ging er, das Buch in beiden Händen vor sich hertragend, zum Sessel unter der Stehlampe zurück: allein das Bild eines Elefanten strömte so viel ruhige Kraft und Sicherheit aus, daß es seinem Herzen wohl tat wie ein gutes Streicheln. Es war ein eigener Zauber um diese großen Tiere, immer und immer wußte sein Herz sich an ihnen aufzurichten und zu erstarren an ihrer Stärke. Und wenn er einstmals zwei Kontinente durchwandert hatte, verführt von den Geheimnissen dieser stillen, grauen Riesen, so mochte es ihn vielleicht auch jetzt glücken, sich in die Heimat zurückzufinden auf ihrer Spur und mit dem stillen Gleichmut, der unzerstörbar in ihnen wohnte und gelassen das wechselnde Geschick des Lebens, das die Götter verhängten, auf sich nahm und es würdig trug ...

Flucht aus den Mauern

Grell und anhaltend schrillte die Klingel durch das Atelier, auf dem Gang war ein schweres Poltern und lautes Trampeln, dann trommelte eine kräftige Faust einen nicht endenwollenden Wirbel gegen das Holz der Tür – Hans Froment fuhr mit beiden Füßen aus dem Bett, warf den Hausmantel über, lief hinaus und öffnete. Im Türrahmen stand groß und breit, grinsend über das ganze fröhliche Gesicht, der junge Matrose vom Trampfrachter, der ihn auf der Überfahrt betreut und nun seine Sachen durch den Zoll geschleust hatte. Hinter ihm wuchteten einige Männer mit den schweren Kisten, dann öffnete sich die Fahrstuhltür, und zwei andere Männer schoben den großen Schrankkoffer heraus, den er sich auf der Rückreise in New York hatte kaufen müssen, um seine vielfach vermehrten Effekten unterbringen zu können.

Der junge Seemann lachte ihn an und schüttelte kräftig die ihm dargebotene Hand, die Männer drängten herein und sahen sich neugierig im Atelier um, dann kanteten sie die Kisten über den Teppich und stellten sie zu den anderen, die sich bereits unter den schrägen Glasscheiben des Oberlichtes türmten, sie schleiften den Schrankkoffer herein und bauten ihn neben der Portière zum Schlafkabinett auf. Hans Froment verteilte Trinkgelder und Zigaretten, er schüttelte schwielig harte Hände und bedankte sich – als er dann die Tür hinter dem letzten der abziehenden Männer schließen wollte, stand er dem Briefträger gegenüber. Ein dickes Päckchen unter Kreuzband, ohne es näher anzusehen wußte er, daß es Belege enthielt, Einzelstücke der

Zeitschriften, die seine Artikel brachten, ein paar Briefe, ein Einschreiben, mechanisch füllte er den Zettel aus und sperrte dann hinter dem grüßenden Uniformierten die Tür wieder ab.

Er ging durch das Atelier, er sah betreten auf den Kistenberg, auf den riesigen Koffer neben der bunten Schlafzimmerportière, nun war das Zimmer noch unwohnlicher geworden, und die gute Wohnecke war nichts anderes als ein aufgeräumter Winkel in einem Lagerschuppen – wie sollte er sich jemals in diesem Durcheinander wohnlich einrichten können? Er wußte nicht einmal, wohin er mit den vielen Skizzenbüchern sollte, noch weniger wußte er den Inhalt der vielen Kisten unterzubringen, er würde schon seine liebe Not haben, den Inhalt der Koffer im Kleiderschrank und Wäscheabteil zu verstauen. Und was eigentlich sollte er hier mit all den Kleidern und Anzügen, hier in der kleinen städtischen Wohnung – mit den vielen kurzhosigen Tropenanzügen, mit den vielerlei dicken Wollsachen und den roten Jacken, die er aus Kanada mitgebracht hatte, mit den hohen Stiefeln, den Pelzwesten und den Tropenhüten?

Dann aber überraschte er sich dabei, daß er vor dem großen Zeichentisch stand, daß er das Kreuzband geöffnet hatte und sorgsam die Belegstücke, nach ihren Nummern geordnet, auf den dritten und letzten Haufen der illustrierten Zeitschriften ablegte. Einen Moment sah er betroffen auf seine mechanisch hantierenden Hände, dann lachte er kurz und amüsiert auf – sieh da, sieh da, er fügte sich doch schon wieder ganz gut in das heimatliche Leben und hatte sich wenigstens hier an diesem Tisch wieder zu der Ordnung zurückgefunden, die er um sich zu haben liebte ... Dann warf er wie hastig das zusammengeknäuelte Papier in den Korb, legte die Briefe auf das kleine Tischchen, setzte sich in seinen Sessel und zündete sich eine Zigarette an.

Er saß und rauchte, sein Blick wanderte durch die großen Fenster gegen den Himmel, in dessen Wolkenherden der Aprilwind wühlte, der mit wildem Eifer bemüht schien, die blau leuchtende Schale sommerlich frei und rein zu fegen – und dann öffneten seine Hände den eingeschriebenen Brief genau so mechanisch, wie sie vor einer Minute die Zeitschriften ihrer Verpackung entnommen hatten. Als er dann aber den Blick senkte und ihn über die

auseinandergefalteten Bogen laufen ließ, kam ein solches Erschrecken über ihn, daß die Zigarette seinen Fingern entfiel, ohne daß er sich dessen bewußt wurde.

Der Brief war von einer Bank, von seiner Bank, wie er sich jetzt entsann, als er nochmals den Namen las, der sich über den Briefbogen sperrte; ihre Revisions-Abteilung beschwerte sich, daß er ihr noch immer nicht die Bestätigung über den Richtigkeitsbefund der bereits vor einem Monat an ihn abgegangenen Saldo-Abrechnung hatte zugehen lassen. Sie bat um endliche Erledigung und legte die Aufstellung noch einmal bei. Er hatte auch diesen Bogen entfaltet, und es waren die Zahlen auf diesem Papier, die ihn erschreckt hatten. Er starrte ungläubig darauf hinab, er las die Ziffern und glaubte sie nicht, er saß über ihnen, und sie schlugen ihn wie in eine Lähmung. Da war die Endsumme, sechs Ziffern reihten sich aneinander zu einer Zahl – verwirrt und ohne Verständnis las er sie wieder und wieder, von links nach rechts, von rechts nach links, als es ihm aufging, daß diese Summe sein Guthaben auf der Bank bedeutete, sein Vermögen, quoll ein würgendes Gefühl in ihm auf wie aus Scham und Angst gemischt.

Langsam ermannte er sich wieder, nahm die glimmende Zigarette vom Teppich auf, aber die verschreckte Ungläubigkeit wollte nicht aus seinen Augen weichen, und je mehr ihm diese Summe dort auf dem Papier gegenständlich und zum Begriff wurde, desto fassungsloser sah er auf die knisternden Bogen zwischen seinen Fingern. Sechs gute runde Ziffern, die sich da behaglich nebeneinander niedergelassen hatten – er war nicht nur wohlhabend, er war ein reicher Mann geworden in den Jahren, in denen er die Welt hatte bereisen dürfen ...

Sechs runde Ziffern – das also war das "große Geschäft", in das ihn hineinzubringen der gute Herr Weidemann ihm damals versprochen hatte. Sechs rund und wohlgenährt sich blähende Ziffern in einer Reihe – und hier auf dem Zeichentisch und dort in den Kisten unter dem Glasdach häufte sich die Ausbeute der großen Reise, und von dieser Ernte konnten ein Dutzend Maler zehren ihr langes und arbeitsames Leben hindurch ...

Es war keine Freude in ihm, es war nur eine große Scham, die ihn ganz ausfüllte. Er hatte die große Reise nicht unternommen, um zu verdienen, sie

war ihm eine einzige Gnade gewesen, er hatte immer gewußt, daß er seinem Geschick tief dankbar sein mußte, und er hätte es nur gerecht gefunden, wenn er für diese Gnade durch den Rest seines Lebens in bescheidenen Verhältnissen hätte arbeiten müssen. Er fühlte sich bedrückt, er schämte sich vor den Menschen, die immer daheim bleiben mußten und bei aller Arbeit, bei allem Streben und aller Sehnsucht arm blieben ihr Leben lang. War es nicht so gewesen, daß er damals für diese Menschen ausgefahren war, hatte er sich nicht am Beginn seiner Reise als ein Bote, ein Kundschafter für die Menschen der großen Stadt gefühlt, beauftragt und verpflichtet, ihnen getreue Kunde zu bringen von den ewigen Herrlichkeiten dieser Welt, von denen sie ausgeschlossen waren wie Gekerkerte, die sie niemals sehen durften, und von denen sie nur träumen konnten in den Särgen ihrer engen Wohnungen?

Ja, so war es gewesen, aber irgend etwas in dieser Rechnung stimmte heute nicht mehr und verwirrte ihn zutiefst. Er war begnadet worden vor allen anderen Menschen, und nicht immer war diese Gnade leicht und fröhlich zu tragen gewesen. Aber eine Gnade war es geblieben jeglichen Tag, er hatte immer darum gewußt und hatte noch die strengsten Entbehrungen und die schwersten Strapazen als Gnade getragen. Nun aber sollte zu dieser Gnade, die ihn zu den heimlichsten Quellen der Natur und des Lebens auf dieser Welt geführt hatte, ein materieller Gewinn kommen, der ihn abermals weit über das Mittelmaß der anderen Menschen erhob. Das war zuviel — und es war auch nicht gerecht...

Die Zigarette verqualmte zwischen seinen achtlosen Fingern, das steife Papier raschelte in seiner Hand: sechs rund sich blähende, behaglich hintereinander über 'das Papier rollende Ziffern, er war wohlhabend, er war reich, er war für die Dauer seines Lebens allen profanen Sorgen entrückt, er konnte nun arbeiten, wie er wollte, ohne nach dem Verdienst fragen zu müssen, ohne auf den pünktlichen Eingang der kleinen Summen, die Arbeit und Leben garantieren, angewiesen zu sein, ganz frei war er nun und konnte sich und sein Werk vollenden.

Sich und sein Werk vollenden — er warf das Papier auf den Tisch, er drückte den Zigarettenrest im Aschenbecher aus, sein Blick pfeilte durch das

Fenster und saugte sich wie sehnsüchtig und voller Inbrunst fest an den seidenen Wolkenfetzen, die da im leuchtenden Blau verstoben vor dem sie hetzenden Wind. War es notwendig für dieses Werk, daß er hier, daß er in dieser Gefangenschaft blieb, in dieser gläsernen Wabe unter dem Dach des Kontorhauses, über den Dächern der Hafenstrassen, in dieser unnatürlichen, vernunftwidrigen Behausung, in der er weder Ruhe fand noch Luft zum Atmen? Er fühlte sich hier wie ein Vogel, eingesperrt in einen allzu engen Käfig, und die Stille, die ihn umgab, blieb für ihn die Stille eines Grabes.

Wieder fiel sein Blick auf die Zahlenreihe, heiß und süchtig rauschte die große Sehnsucht in ihm auf: er war frei, und nichts hielt ihn an diesem Fleck. Er war reich und konnte sich einen jeden Traum verwirklichen. Er sprang getrieben auf und lehnte sich zum Fenster hinaus. Da unten dehnte sich breit der Strom und dehnte sich dem nahen Meere entgegen. Hier war die Straße, die in die Welt und in ihre Freiheiten führte: hinter den lang dünenden Wellen der Meere lagen die Länder seiner niegesättigten Sehnsucht: der Kontinent Afrika, die Inseln in der Sunda-See, das Land Kanadien, von leise singenden Wäldern überflutet. Er konnte sich jeden Traum verwirklichen — also brauchte er seine Koffer nicht erst auszupacken, was sollte er hier, die Heimkehr war ihm ja doch nicht geglückt, ein Telephonanruf würde genügen, vielleicht konnte er dann schon am Abend an Bord sein und mit dem Schiff stromab dem Meere entgegengleiten, das ihn erwartete, konnte er noch heute abermals aufbrechen, den fernen Fernen zu, die seine Fahrt wohl gestreift hatte, die er aber nicht erforschen und erkunden konnte. Vielleicht konnte er noch heute heimkehren in die vertraute Fremde, die näher als jede Heimat seinem vereinsamten und durstenden Herzen war.

Nichts, auch nicht ein Kleinstes war in dieser Stadt, das ihn locken und halten konnte, alles, dem er begegnet war, schreckte ihn ab und stieß ihn von sich: die Enge des Lebens, das Gewühl der vielen Menschen, ihre zweifelhaften Vergnügungen, die Leere ihres sinnlosen Seins, wieder hörte er das Röcheln der durstigen Rinder vor dem nächtlichen Schlachthof, wieder zog die Kavalkade der in ihren Tod trabenden Pferde an ihm vorüber, wieder winselten die blinden jungen Katzen in ihrer Qual auf den nackten Steinen, wieder wies ihm

die gute alte Suma ihren zerschundenen Gaumen, wieder streckte der Menschenaffe Golem ihm traurig bittend die Hand durch das Gitter entgegen, und wieder hörte er die jungen Menschen herzlos roh randalieren zwischen den Gehegen der gefangenen Tiere ... Nein, nichts war in diesem Land, das ihn halten konnte — alle seine Wünsche, sein ganzes Fühlen und Denken war allein in der Ferne verankert.

Afrika: er konnte sich eine kleine Farm kaufen am Meru-Berg oder am Oldeani, konnte einen Verwalter wirtschaften lassen und konnte selbst seine alten Wege auf der Straße der Elefanten wieder aufnehmen, er konnte mit den großen Tierherden ziehen, konnte über die Seen fahren und die großen Ströme hinab, er konnte unter dem dröhnenden Sonnenwagen Bilder malen ohne Zahl und ohne Ende ...

Er sah eine kleine Insel in der Sunda-See, die Brandung rauschte an ihrem Strand, ein helles, weites, kühles Haus stand als einziges unter dem gefiederten Schatten der Palmen, und in der Bucht des kleinen Hafens ritt ein schlanker, kupferbeschlagener Kutter hinter Anker, mit ihm segelte er zu den Korallengärten hinaus, und dort draußen legte er dann den Taucherhelm an und stieg in die Tiefe, stieg hinunter in ein verzaubernd fremdes Land, die bunten Fische umspielten ihn, die Kraken lauerten, die Haie schossen schnell und bronzen an ihm vorüber, eine neue Welt unter fremden Gesetzen tat sich vor ihm auf, nie geahnte Farben breiteten sich seinen Augen, ein Dutzend Meter unter dem Meeresspiegel war er der Welt fern wie auf einem unbekanntem Stern, er entdeckte diese Welt, er forschte sie aus bis in ihre letzten, fabelhaften Geheimnisse, er ließ sie vor den Menschen erstehen in Bildern, wie sie noch niemals gesehen, noch niemals gemalt worden waren. Und segelte an den Mangrovenküsten entlang, den Blick auf das heimliche Leben der großen Orangs gerichtet und das dunkle Raunzen des streifenden Tigers in den Ohren. Und wenn er in den Sternennächten an Bord saß und sich über das Mikroskop beugte, dem Rätsel des leuchtenden Meeres nachgehend, das sein kleines Schiff im glühenden Atem umstand, grüßte ihn aus den Wäldern der stillen Insel der Schrei des wilden Elefanten ...

Er hörte, wie der Wind durch die kanadischen Wälder sang, er sah die Wolken wandern über der unendlichen Stille der Berge, er sah das kleine Blockhaus am See, umgeben von den Wäldern, gebettet in den tiefsten Frieden des großen Naturschutzgebietes, in dem kein Tier gejagt wird, kein Schuß fallen durfte. Er sah sich auf seliger Wanderung durch die ungeschändete nordische Wildnis, er trieb mit dem Kanu über Flüsse und Seen, er wanderte auf Schneeschuhen, den großen Wind Ki-wä-din im Rücken, er lief neben den halbwildem Hunden her, die seinen Schlitten über die Hügel und durch die Täler rissen, er fühlte die Sehnsucht nach den großen Einsamkeiten in seinem Blut brennen, er sah sich in der Stille der tiefen Wälder schaffern mit fröhlichem Herzen, und er wußte, daß dieses sein Herz in der Stadt niemals so fröhlich sein konnte wie dort draußen unter dem Wind des Nordlandes, in dem jedes Ding seine eigene Sprache hatte und in ihr zu ihm redete: der Baum, durch den der Wind sang, der plätschernde Bach, der stürzende Fluß, der träumende See, die rauschende Birke, die summende Kiefer, der springende Lachs, die Vögel in der Luft und noch das scheueste Tier...

Er war frei; durch das Geld, das er erworben hatte, war er so frei, wie er es sich niemals in seinem Leben hatte träumen lassen. Warum blieb er hier, warum lehnte er aus diesem Fenster, warum fuhr er nicht sogleich wieder hinaus in die weite Welt, nach deren Freiheiten sich sein Herz zerschrie? Nichts als ein unnützer, ein unglücklicher Sklave war er in den Gassen dieser Stadt, draußen aber wartete eine Welt auf ihn mit tausend Aufgaben, die gelöst sein wollten und die Kraft und den Mut eines Mannes verlangten. Es gab so unendlich viel zu sehen, so unzählig viel zu bilden in dieser Welt – warum verkroch er sich hier in diese Mausoleumsstille und ging seinen eigentlichen, den wirklich großen Aufgaben aus dem Wege? Er war frei, er konnte sie lösen, diese oder jene oder auch eine nach der anderen. Das Leben auf dem Grund der Meere, das andere Leben, das sich ihm unter den Gläsern des Mikroskopes offenbarte, das Leben der Menschenaffen, die Geheimnisse der Tiger des Sichota-Alin und der Wölfe Sibiriens, die letzten Seeotter der Kurilen, die noch immer unbekanntem Tiere der Kongowälder, Hinterindiens und vom

Amazonas, warum suchte er sie nicht auf, warum fing er sie nicht, warum bannte er sie nicht in seine Bilder? Er war frei — wozu war er frei geworden?

Langsam löste er sich von dem Bild des Hafens, wandte sich auf der Stelle und lehnte nun mit dem Rücken gegen das Fenster. Da türmten sich die Kisten, da häuften sich die Skizzenbücher — waren sie nicht wie ein Anruf, dem er sich stellen mußte? Da lag die Ernte seiner großen Fahrt, aber sie war nur eilig und flüchtig zusammengelesen, sie war noch längst nicht geborgen in sicherer Scheuer — durfte er sich dieser Arbeit, die ihn rief, entziehen, hatte er nicht vor allem anderen die Pflicht, diese Ernte sauber und ehrlich zu bergen, damit sie sich wandelte zum nährenden Brot, an dem die vielen Hungrigen dieser verarmten Welt sich zu sättigen vermochten? Da wartete die Arbeit, die große und schwere und niemals endende, er wollte ihr entfliehen in andere Pläne, in neue Reisen hinein, er war feige, das war es! Noch war seine große Aufgabe nicht zur Hälfte gelöst, noch stand er inmitten der Arbeit, die ihm aufgetragen worden war. Tausend Bilder schliefen unerlöst in seinen Skizzenbüchern, es galt, sie aus ihrem Schlaf zu befreien, sie zu schaffen und zu vollenden — noch hatte er keinen Grund, sich zu schämen über das Geld, das ihm in den Schoß gefallen war, dann aber, wenn er jetzt davonlief, aus Furcht vor der großen Arbeit und sich in den Strudel neuer Bewegung, neuer Reise stürzte, weil er sich nicht der Stille gewachsen fühlte und der unerbittlichen Größe der übernommenen Aufgabe, dann erst hatte er versagt, dann mußte er sich schämen, dann verriet er seinen Auftrag, und das Geld, das er besaß, war dann das eines Defraudanten ...

Er schreckte zusammen, denn dicht neben ihm gellte die Glocke des Telephons auf. Er nahm den Hörer ab, das Postamt meldete sich, ein Telegramm wurde ihm durchgesprochen, es kam aus der Hauptstadt, aus dem Verlag des Herrn Weidemann, es teilte ihm mit, daß die Ausstellung seiner Bilder geschlossen war, es meldete den finanziellen Erfolg dieser Ausstellung, und es war eine hohe fünfstellige Zahl, die er sich dreimal am Telephon wiederholen lassen mußte, ehe er sie recht faßte. Mit einem gequälten Blick

legte er dann den Hörer wieder in die Gabel – was alles stürzte an diesem Morgen über ihn herein?

Aber kaum, daß er die Finger von dem Hörer gelassen, schrillte der Apparat abermals auf, diesmal war es das Fernamt, es verband ihn im Schnellgespräch mit der Hauptstadt, mit dem Verlag, nach kurzem Hin und Her hörte er die gute, warme Stimme des Herrn Weidemann in der Muschel. So – da hätte er ihn nun also doch endlich und glücklich erwischt! Ja, man bekam als alter Verleger so seine Tips. Ein Bekannter hatte ihn angerufen, der wollte den Maler am Abend des vorvergangenen Tages in der Oper gesehen haben, ja, und er habe ihn schon gestern anläuten lassen, aber da sei keine Verbindung zustande gekommen, und darum also jetzt der Anruf zur frühen Stunde. Und um die Ausstellung habe er sich ja nun bildschön herumgedrückt, man hatte sie gestern schließen müssen, weil schon über die Säle disponiert worden war, und obendrein waren die Bilder sämtlich verkauft. Er wußte schon? Schön, schön – es war ein runder Erfolg gewesen. Und die ersten Bände des geographischen Handbuches seien soeben aus der Binderei gekommen, und die ersten Bände des zoologischen Werkes lagen schon lange für ihn bereit, beide Werke verdankten ihm ihren besten und wirkungsvollsten Schmuck, nun würden also die Belegstücke noch heute an ihn abgehen. Aber schließlich sei noch manches andere zwischen ihnen zu regeln und zu besprechen, eine gründliche Auseinandersetzung sei wirklich unumgänglich nötig. Wie – er wolle kommen? Aber das sei ja ausgezeichnet! Nein, auf den Tag käme es natürlich nicht an, er wußte ja, wann und wie er ihn im Verlag erreichen konnte, und natürlich sei er jederzeit bereit für ihn und freue sich schon heute auf das Wiedersehen. Und wie es ihm denn nun erginge, ob er sich schon wieder eingelebt habe im alten Europa? Nun, nun, das würde alles kommen, er möge sich nur Zeit lassen, und vor allen Dingen möge er sich nun endlich einmal gründlich ausruhen und schonen, er habe ja in den vergangenen Jahren wie ein Besessener gearbeitet, so dürfe er nun keinesfalls weiter gegen sich selbst wüten! Der Mensch habe nun einmal nur ein einziges Leben, und Arbeit schmecke wohl süß, ja, er wisse das gut, aber einzig und allein für die Arbeit habe der Mensch dieses Leben nun wohl doch nicht bekommen. Es sei ein

großes Werk erstanden auf diese Weise, zweifellos, und es habe sich ja wohl auch in jeder Beziehung gelohnt, er könne es sich nun also ohne Gewissensbisse wirklich etwas bequemer machen ... Nun, nun, darüber könne und müsse man sich noch einmal gründlich persönlich aussprechen, bei einer guten Flasche, ja, man bliebe doch wohl hoffentlich in der für beide Teile so angenehmen Geschäftsverbindung – erst einmal alles Gute also, und hoffentlich sah man sich nun bald...

Das Fernamt läutete ab, Hans Froment legte mit gerunzelter Stirne den Hörer zurück. Es war nicht leicht gewesen, dem guten Herrn Weidemann Rede und Antwort zu stehen, er hatte auch gefürchtet, daß dieser ihm gram sein könnte, weil er zur Rückfahrt nicht den vereinbarten Dampfer benutzt hatte und die große Ausstellung ohne seine Anwesenheit eröffnet werden mußte. Aber der kluge, gute alte Herr war verständnisvoll und unaufdringlich wie immer gewesen, er würde ihn wirklich bald besuchen müssen, das war nicht zu umgehen, er verdankte ihm seine ganze heutige Existenz, die große Wanderfahrt, den inneren Reichtum an geschauten Bildern, das Bankkonto, die gesicherte Zukunft ... Diese Zukunft, von der er nicht wußte, wie er sie sich gestalten sollte ...

Er setzte sich nicht wieder, er ging in die Küche hinüber und bereitete sich dort Kaffee und sein Frühstück, er aß und trank dann. Als er dann wieder, seine Zigarette rauchend, im Sessel seinen Blick abwesend durch das geräumige Atelier wandern oder sehnsüchtig zum Fenster hinausflattern ließ, stand fein aber unüberhörbar eine Stimme in ihm auf, der er wie der eines Fremden lauschte, obwohl er wußte, daß es sein eigenes Gewissen, sein eigenes Verantwortungsgefühl war, das sich nun erhob und über sein Leben bestimmte. Die große Reise war zu Ende, nichts anderes als eine Flucht wäre es gewesen, wenn er sie neu aufgenommen hätte. Dort lag die Ernte und wollte geborgen sein. Eine neue Reise würde nur abermals unzählige Skizzenbücher füllen, das schnelle Erhaschen der tausend Impressionen aber war noch nicht die Ernte, war nicht die eigentliche Arbeit, es war nur ein Spiel, ein Vorspiel, die geschauten Bilder wollten endlich gemalt sein. Er hatte sich zu bescheiden,

hatte zu bleiben und seine Pflicht zu erfüllen, er hatte die Bilder zu malen, an deren Vollendung er sooft und inbrünstig auf seiner Reise gezweifelt hatte.

Er seufzte, und wieder lag sein Blick wie verzweifelnd auf dem Kistenberg unter dem Oberlichtfenster. Alles wäre viel leichter und weit weniger kompliziert gewesen, wenn er nicht auf seiner Reise so unanständig viel Geld verdient haben würde ... Wenn heute sein Bankkonto nicht höher gewesen wäre als an jenem fernen Tage seiner Ausfahrt, dann hätte es keinerlei Probleme für ihn gegeben, dann hätte er eben gleich nach seiner Ankunft Platz schaffen müssen in diesem Atelier, um so bald wie möglich wieder an seine Arbeit gehen zu können. Sein Blick wanderte zurück zu den Stapeln der Skizzenbücher. Zu allererst waren diese Bücher handsam unterzubringen, er würde ein neues Regal in Auftrag geben müssen, drei lange Fächer, in denen sie sich, säuberlich geordnet nach den Erdteilen, die sie mit ihren Bildern erfüllt hatten, aneinanderreihen konnten. Aber da unter und neben diesen Skizzenbüchern, verstaubt auch noch in den Kisten, lagen Stöße loser Blätter mit Farbstudien aller Art, die ebenfalls gesichtet und geordnet sein wollten, und dann gab es Tausende von Photographien, da waren obendrein auch noch ungezählte Filme zu entwickeln, man würde sich dafür eine Reihe großer Alben anlegen müssen oder besser eine Sammlung, die wie eine Kartei geordnet war. Und da war der andere, der tausendfältig bunte Inhalt jener Kisten, da stand der Riesenkasten des Schrankkoffers — ach, es war ja ganz unmöglich, niemals würde dieser Raum seine alte, behagliche Ordnung wiedergewinnen können, allzu umfangreich war die Beute, die er aus allen Ecken der Welt in dieses gläserne Nest zusammengeschleppt hatte.

Er seufzte abermals: da saß er also und konnte sich nicht rühren. Und dabei hatte er Geld, unanständig, unvernünftig viel Geld — was nützte ihm dieses blöde Geld, wenn es sich da auf dem Bankpapier zur runden Summe formierte? Geld an sich war nichts, Geld auf der Bank war nicht wirklich und war wie tot, und Geld in der Hand war nichts anderes als ein Mittel zum Zweck. Er verachtete solches Geld keineswegs, denn er hatte allzu lange und allzu hart um seinen Erwerb und Besitz kämpfen müssen, aber er war auch weit davon entfernt, eine runde Summe ihrer Rundheit wegen als geheiligt

anzusehen und sie unangetastet zu lassen. Geld war dazu da, daß es dem Menschen diene, er hatte reichlich davon, aber er fühlte sich beengt und bedrückt von seiner Umwelt – warum sollte er dieses Geld nicht dazu nützen, seinem Schaffen eine andere, eine gute Grundlage zu geben? Dieses Atelier hier erschien ihm unmöglich und unerträglich, hier konnte er nicht leben, hier konnte er nicht arbeiten, und der Blick aus dem Fenster über die Hausgiebel, die zu dieser Stunde zwar vom stürmischen Aprilwind blankgefegt wurden, über die sich aber auch oft genug der Nebel legte, der vom Fluß aufstieg, der Blick auf den Strom, der sich süchtig dem nahen Meer ent-gegendehte, dieser Blick, der ihn in den vergangenen Jahren sooft beglückt und ihn immer wieder zu neuer Arbeit angetrieben hatte, dieser Blick war ihm heute nichts anderes als eine Qual: hier saß er im gläsernen Gefängnis, und dort dehnte sich zauberisch die Straße, die in die weite Welt führte, die er hatte lassen müssen, weil es ihm Pflicht schien, sich an die Galeerenkette der Arbeit zu schmieden ...

Nein, hier konnte er weder leben noch arbeiten, er mußte hier heraus, und das Geld mußte ihm dazu verhelfen – und dann erstand jählings ein Gedanke in ihm, der ihn aus dem Sessel trieb und ihn mit langen Schritten im Atelier auf und ab wandern ließ. Der Gedanke an ein eigenes Haus, an ein Haus im Grünen und unter freierem Himmel, als es der von Rauchwolken durchschleierte Himmel des Hafens war. Ein Gartenhaus in einem Vorort – die Summe, die man ihm vorhin als das Ergebnis seiner Ausstellung durch das Telephon gesagt hatte, diese Summe würde reichlich, überreichlich genügen, ein solches Haus zu kaufen und vom Boden bis in den Keller neu auszustatten.

Er blieb ruckhaft vor dem kleinen Tisch stehen, er jonglierte mit der Zigarettenpackung, sein Gesicht leuchtete wild und vergnügt. Er war ein vermögender Mann, er hatte seine Lehr- und Wanderjahre hinter sich, er war heimgekehrt in die Stadt, jetzt ging er den Weg, den alle Bürger gehen: zum angeschwollenen Bankkonto fügte sich das eigene Haus. Aber dann lächelte er sich leicht über die grimmige Selbstironie hinweg. Er würde sich ein Haus kaufen, aber darum wurde er noch nicht zum fettfaulen Bürger, er brauchte dieses Haus für seine Arbeit, und die großen, wilden Tiere dieser Welt zu

malen, das war wohl unbürgerlich genug – und er brauchte einen großen Garten um das Haus, damit er in der Welt der Bürger atmen konnte. Er brauchte ein Haus, er brauchte einen Garten, jetzt erst, in dieser Minute, hatte er sich wahrhaft heimgefunden – und da sprang er schon durch das Atelier in das Badezimmer: an die Arbeit nun, an die Arbeit, er mußte sich Häuser ansehen, um das ersehnte Gehäuse für sich zu finden, je schneller er es fand, desto besser würde es sein für ihn und auch für das Werk, das erwachend aus ihm drängte ...

Und unter der Brause wuchs rasch und reich die Freude in ihm auf: er würde die Stadt verlassen, er würde weit hinaus an die Grenze der stillen Vororte ziehen, da draußen unter dem reinen Himmel und unter den rauschenden Bäumen würde er sich auch zu den Menschen zurückfinden können, denn die Menschen dort draußen, die der Natur noch nahe waren, konnten noch nicht so gehetzten und steinernen Herzens sein wie die Menschen der kalten und lärmenden Stadtstraßen, sie mußten besser sein, als die es sein konnten, die in unnützer Geschäftigkeit den Gesetzen der Natur für immer entrückt waren. Und in ihm wuchs die Sehnsucht nach diesen geahnten Menschen auf, denn in seinem tiefsten Innern fürchtete er sich vor der Vereinsamung, die ihm drohte, er wollte nicht zum Menschenfeind werden müssen, denn wenn auch seine Arbeit allein der großen Natur und den freien Tieren galt, so schuf er doch schließlich seine Bilder nur zu dem einen Zweck, mit ihnen den Menschen die Augen zu öffnen für die grenzenlose Schönheit der Welt und mit ihrem unergründlichen Zauber ihre Herzen zu beglücken. Und er mußte verzweifeln an solcher Arbeit, sie mußte ihm sinnlos und ohne jeden Wert erscheinen, wenn er den Glauben an die Menschen verlor. Er war in den letzten Tagen oft genug nahe daran gewesen, diesen Glauben zu verlieren, und das wäre nichts anderes als eine Selbstaufgabe gewesen, ein verzweifelter Irrweg, gerade noch zur rechten Zeit fand er von ihm herunter, der Mensch gehörte zu den Menschen – er lebte seltsam auf in dem engen Badezimmer, und als er sich dann ankleidete, mußte er einmal über sich selbst lachen, weil er sich darauf ertappte, daß er fröhlich und laut vor sich hinpfiff ...

Als er dann einige Stunden später aus der Stadt in sein Atelier zurückkehrte, brachte er einen dicken Paken Zeitungen mit sich und hatte für den Rest des Tages vollauf damit zu tun, die Inserate des Grundstückmarktes zu studieren, lange telephonische Gespräche mit Häusermaklern zu führen und eine Reihe von Briefen zu schreiben, die er noch am gleichen Abend zur Post trug, damit sie bereits am anderen Tage den Adressaten zugestellt werden konnten. Und von diesem anderen Tage an war es vorbei mit seinem Müßiggang, er hatte jählings eine Beschäftigung, die ihn ganz und gar in Anspruch nahm: er konferierte mit Agenten, Briefe liefen ein, das Telephon schrillte, er verbrachte viele Stunden in den Vorortsbahnen, in Autobussen und Elektrischen, er fuhr hinaus in immer andere Randbezirke der Stadt und sah sich die Häuser an, die zum Verkauf standen.

Und einmal, als er sich durch das Menschengewühl der morgendlichen Straßen zum Bahnhof drängte, routiniert die vielen Gesichter übersehend, die gegen ihn an und an ihm vorüber schwammen im unabreißbaren Strom, den grellen Lärm der Straße überhörend wie etwas Unwirkliches, nur ab und zu einmal einen flüchtigen Blick in die Auslage eines Geschäftes werfend, in die Fenster einer Buchhandlung oder in die eines Tabakladens, einmal überfiel ihn eine kurze Verwunderung darüber, wie schnell er sich wieder dem Getriebe der Stadt eingefügt hatte, seitdem er eine Beschäftigung, seitdem seine Wege ein Ziel gefunden hatten. Ganz und gar unerträglich, als ein böser, menschenfressender Nachtmahr war ihm die Stadt erschienen, als er, zurückkehrend aus den unendlichen Weiten der Welt, auf ihren Straßen gestanden und sie mit den Augen angesehen hatte, mit denen er einen Wald, einen See, die Landschaft der Gebirge oder der großen Ebenen zu beobachten und auszukunden gewohnt war. Dieser Blick war quälend und verstörend, er war unerträglich gewesen, aber es gab wohl kaum einen Menschen, der solcherart dem steinernen Tier in die Augen sah und nach seinem Wesen und nach seinem Herzschlag forschte. Denn alle Menschen lebten hier wohl so, wie er jetzt lebte: daß sie ihr Heim hatten, zwischen dessen schützenden Wänden sie sich selbst gehören konnten, daß es für sie neben diesem Heim nur einige wenige Flecken in der großen Stadt gab, die ihnen etwas bedeuteten, weil an

ihnen Menschen wohnten, mit denen ihr Schicksal sie in irgendeiner Weise verknüpfte. Und die Entfernung zwischen ihrem Heim und den Wohnungen dieser anderen Menschen war ihnen eben nichts anderes als eine Entfernung, und Straßenbahnen, Vorortzüge, Omnibusse und Taxameter waren ihnen nichts als notwendige Mittel, diese Entfernungen so rasch wie möglich zu überwinden. Die Straßen selbst aber, die sich oft über viele Kilometer dehnten, blieben nichts als inhaltlose, gleichgültige und unwirkliche Landschaften, wenn nicht hier und da ein Geschäft mit besonderen Artikeln, ein Restaurant, ein Kino oder Theater aufsprang und seinen Namen als den einer Oase in die Wüste dieser Gleichgültigkeit hinauswarf. Ja, so lebten diese Menschen der Stadt, und so lebte nun also auch er, aber er konnte dazu alle seine Wege freudigen Herzens erledigen, denn an jedem Tage fuhr er hinaus aus der Ödnis der Stadt unter den freien Himmel der Vororte und kam dort mit Menschen zusammen, die, wieder nahe der ewigen Natur lebend, andere, bessere Menschen sein mußten als die müde gehetzten Völker der quirlenden Cañons gnadenlos steinerner Straßenviertel.

Andere Menschen, bessere Menschen — ach, natürlich unterschieden sie sich in nichts von den Menschen, vor denen er floh. Sie waren vom gleichen Blut, sie waren von gleicher Art, sehr schnell sargte er seine knabenhaften Wunschträume wieder ein und hatte kaum mehr ein trauriges Lächeln für sie, denn wie konnte es auch anders sein, auch das Leben dieser Menschen hier wurde doch durch die große Stadt bedingt, der sich noch alle mit Stolz verbunden fühlten. Sie waren Großstädter geblieben und wollten nichts anderes sein. Großstädter, die es zu etwas gebracht hatten im Lebenskampf, zu Haus und Gartenland, aber dieser grünende Garten unter blauem Himmel blieb ihnen nichts als ein netter Zubehör, er hatte keinen Einfluß auf sie, er blieb ein sehr Äußerliches, ihr Fühlen und Denken und Handeln wurde allein vom hart hämmernden Leerlauf der großen Stadt bedingt. Nein, sie konnten nicht anders sein, als sie waren, die Enttäuschungen aber, die Hans Froment bei seinen ersten Besuchen erfahren mußte, schärften seine Augen, und seine Geschäfte, die ihn täglich mit anderen Menschen und ihren von ihnen nach eigenem

Geschmack geschaffenen Umwelten zusammenführte, wuchsen sich ihm zu einem förmlichen Studium dieser Menschenart aus. Was waren das für Menschen hier, denen es geglückt war, sich dem zermürbenden Räderwerk der Metropole zu entziehen in eine Lebensform, die ihnen gestattet hätte, ein menschliches Leben zu führen inmitten all der Härte des Jahrhunderts, die sie umgab?

Menschen wie alle anderen, sie waren den Ursprüngen des Lebens längst allzuweit entfernt, um sich frei und unverbogen zu ihnen zurückzufinden. Nach wenigen Tagen bereits erkannte Hans Froment die geistige Welt der Bewohner schon an der Anlage ihrer Gärten. Welche Monstren bekam er da zu sehen, angelegt mit Lineal und Zirkel, die Beete reihten sich aneinander in sauber abgestochenen geometrischen Figuren, kein Halmchen durfte wuchern, dem das Leben nicht erlaubt war, die Gartenwege waren geharkt und gefegt, daß man sich scheute, seinen Fuß darauf zu setzen, und wie ein Alptraum begleitete den Besucher die Vorstellung, daß er einmal auf einem dieser engen Wege strucheln und mit einem Fuß in eines der sorgfältig gebauten und peinlich sauber gehaltenen Beete geraten könne ... Was konnte ein Garten am eigenen Hause anderes sein als eine gute Gelegenheit, sich zwanglos in der frischen Luft bewegen zu können, in der Sonne zu liegen, über weichen Rasen zu wandern oder auf schattigem Platz zu ruhen, dem Wind zu lauschen, der durch die Bäume sang, den hundert Vögeln zuzusehen, ihren Gesang anzuhören, zu spielen vielleicht auch in ungebundener Freiheit? Aber der Ordnungssinn dieser strengen Bürger duldet eine derart undisziplinierte Freiheit nicht, und so waren ihre Gärten wie die guten Stuben der kleinen Leute, schön und wohlgefällig anzusehen für ihren Sinn, keineswegs aber zu sorgloser Benutzung gedacht. Und also waren die Hecken rechteckig verschnitten, die Stockrosen standen wie aufmarschierte Grenadiere, der Rasen wurde auf lockerem Boden mit der Maschine auf ein vorgeschriebenes Maß gehalten, ein einziger Fußtritt hätte seine umsorgte Fläche zerstört, von den Wegen räumte man mit scharfen Chemikalien jedes Unkraut, steife, weißlackierte Gartenmöbel standen bockbeinig auf einem abgezirkelten, repräsentablen Fleck, und bisweilen saßen auch ihre Besitzer darin, sorgfältig

darauf bedacht, nicht etwa mit sorglos scharrenden Füßen den feinen Silberkies durcheinander zu bringen, der die Erde deckte, und die Frauen trugen ihre städtischen Kleider, und die Männer fanden nicht den Mut zum offenen Hemd und trennten sich weder vom dunklen Rock noch von dem weißen, gestärkten Kragen, der ihnen unantastbares Sinnbild ihrer gehobenen Lebensstellung bedeutete.

Es gab auch andere Häuser, andere Gärten, und gerade von ihnen bekam Hans Froment auf seinen Suchergängen recht viele zu sehen. Hier waren diese Gärten hoffnungslos verwahrlost, das vorjährige Laub raschelte auf Beeten und über allen Wegen, und das Unkraut floß hoch darüber hin. Da hing die Gartenpforte schief in verrosteten Angeln, und der wilde Wein oder der Efeu, der an der Hauswand wucherte, quoll in alle Fenster hinein, und wenn eines dieser blinden Fenster geöffnet wurde, strebte sogleich eine Fülle kleinen Getieres herein und setzte sich in allen Räumen fest. Und das Innere dieser Häuser war zumeist derartig verwahrlost, daß in dem Besucher manchmal der Wunsch erwachte, ihre Bewohner einem strengen Hausmeister zu unterstellen, weil es ihm verantwortungslos und strafwürdig erschien, ansehnliche und brauchbare Gebäude verkommen zu lassen. Aber dann traf er in diesen ungepflegten Räumen fast immer die gleichen Menschen, ältere Frauen und ältere Männer auch, bisweilen junge Leute, Menschen, die diese verfallende Pracht geerbt hatten und nichts mit ihr anzufangen wußten, und immer erhob sich die gleiche Litanei von den alten oder den jungen Lippen: es war zu einsam hier, zu still, man war nicht geboren für ein solch inhaltsloses Leben, man wollte etwas haben von eben diesem Leben, man wollte zurück in die Stadt, dort hatte man Verwandte und Freunde, der Schlachter wohnte an der Ecke, das Kino war gegenüber, man konnte jeden Tag sich die Auslagen der Geschäfte in den Hauptstraßen ansehen, man konnte abends in den Theatern und Lokalen bleiben, solange man wollte und bekam jeden Tag etwas Neues zu sehen — hier draußen war es unerträglich, nur in der Stadt war es das einzig menschenwürdige Leben.

Aber das gleiche, genau das gleiche Lied erhob sich auch in den spiegelnd blanken, gepflegten Stuben, über deren Parkett sich die teuren Teppiche

breiteten, in denen die schweren Möbel standen, moderne Bilder an den Wänden hingen und mit ihren starken Farben schrien, Silber und Kristall aus glänzenden Vitrinen leuchtend schimmerten. Man liebte es nicht mehr, hier draußen zu leben, man wußte nichts mit sich anzufangen in Einsamkeit und Stille, ja, im Sommer mochte es wohl noch gehen, aber eben auch im Sommer trat man doch stets soviel Schmutz und Sand in die teuren Teppiche, und der Weg zur Stadt war eben zu weit, und bei schlechtem Wetter machte man sich schon auf dem Weg zum Vorortsbahnhof die Schuhe schmutzig, man konnte, hatte man auf das Haus zu achten, es sich niemals mit Ruhe leisten, nach dem Theater noch irgendwo gut essen zu gehen, wie sich das doch so gehörte und wie man es gern tat, und man war doch überhaupt kein Dorfmensch und kein Bauer, man hatte doch immer irgend etwas zu tun in der Stadt, und ein Auto allein für eine ganze Familie genügte nun eben keineswegs, und wenn man sich schließlich auch einen zweiten Wagen hätte leisten können, man wollte eben nicht, man hatte keine Lust mehr – man wollte heimkehren in die Stadt, zurück in eine elegante Etage, man wollte sein Leben genießen, hier draußen war es eben nur etwas für alte oder sonderliche Menschen.

Nein, das lernte Hans Froment in wenigen Tagen: die Menschen hier draußen waren nicht so, wie sein Glaube sie gesehen, wie seine Hoffnung sie geträumt hatte, die Menschen waren eine rechte Enttäuschung, eine recht wenig interessante dazu, eigentlich waren sie langweilig und einförmig wie immer und überall – bald hörte Hans Froment kaum noch mit einem Ohr auf die Reden, deren Ablauf er bereits genauestens kannte, sobald sein Gegenüber nur erst den Mund öffnete zu den konventionellen Phrasen der ersten Begrüßung, er sah flüchtig über die Menschen hinweg und fand sie eigentlich nur störend bei seinen Untersuchungen, dagegen sah er sich sehr gründlich in den Gärten und Häusern um – und dann verbiß er sich bald in ein anderes Problem, dem er hier draußen in den Vorstadtstraßen begegnete: was eigentlich dachten sich die Menschen dabei, wenn sie sich hier draußen im Garten und Haus Tiere hielten?

Denn es war kaum ein Haus in diesen Vororten, in dem nicht zumindest ein Hund das Leben der Menschen teilte. In allen Gärten, in allen Stuben begegnete er ihnen: Foxterriern und Schäferhunden, Dachs-bracken und Bernhardinern, Bobtails und Deutschen Doggen, dem chinesischen Chow-Chow und den Schnauzern, Bullterriern und Whippets, Vorstehhunden und Spaniels, Schottischen Terriern und Afghanischen Windhunden – er freute sich an einer jeden dieser Begegnungen und schaute mit Wohlgefallen auf die Tiere, fügte sich doch anscheinend ihre Anwesenheit lückenlos in das Bild, das er sich im Anfang gemacht hatte von den Menschen, die in den Vororten wohnten. Die waren dem grauen Mahlwerk der Stadt entronnen in die gesunde Natur, es war ihm nur allzu verständlich, daß sie fast alle der Einsamkeit des Menschen in dieser Welt den uralten Gefährten des Menschen beigesellten, den Hund, der schon vor Jahrzehntausenden seine ihm angestammte Welt verlassen und sein Leben unter die Hand des Menschen gestellt hatte. Aber wenn auch der Künstler Hans Froment leicht einer verlockenden Illusion verfiel, so war er doch auch wiederum begnadet oder verflucht mit einem untrüglich scharfen Blick, und wie unter diesem Blick sehr bald alle seine Illusionen dahinschwanden, blieb ihm doch das Leben dieser Hunde ein außerordentlich interessantes Studienobjekt, das er nicht ohne Beklemmung, bisweilen nicht ohne würgende Furcht vor dem Menschen, von allen Seiten betrachtete und näher untersuchte.

Es schien auf den ersten Blick so überaus einfach zu sein: der Hund war der älteste Gefährte des Menschen, war ihm seit langen Jahrtausenden nahe und vertraut. Und er wurde von vielen Menschen als das klügste und willigste aller Tiere bezeichnet, und seinem Charakter, seiner Treue und Anhänglichkeit wurden ungezählte Lorbeeren gewunden. Also mußte doch der Mensch einiges Verständnis für dieses Tier haben, und wenn soviel und oft davon gesprochen wurde, wie verblüffend gut zumeist der Hund seinen Herrn verstand, so mußte doch wohl auch dieser Mensch seinem Hund mehr als nur äußerlich verbunden sein. War er das aber in Wirklichkeit, verstand er ihn auch nur zu einem kleinen, zu einem grundlegenden Teil?

Der Hund stammte vom Wolf ab und vom Schakal, von Raubtieren also, die zum Hetzen und Laufen geboren waren. Wenn man die Natur des Hundes nicht vergewaltigen wollte, so mußte man ihm schon reichliche Gelegenheit zur Bewegung geben, denn nur im freien Spiel seiner Glieder konnte das zum Laufen geborene Geschöpf sich von seinen überschüssigen Kräften befreien und sich wohlfühlen. Aber welcher Hund durfte sich schon solche Bewegung machen? Sie hatten im Garten zu bleiben, sie hatten das Haus zu hüten, sie hatten bestenfalls einmal in der Woche den Herrn auf einen Spaziergang zu begleiten, die Frau oder das Mädchen auf dem morgendlichen Gang zum Fleischer oder Kaufmann. Und im Garten hatten sie peinlichst die gepflegten Beete zu vermeiden und sich auf den schmalen Wegen zu halten, wenn sie nicht überhaupt, um die gehegte Architektonik des Gartens vor ihrer Wildheit zu schützen, an die Kette gelegt wurden. Und so lebten alle diese Tiere unter dem freien Himmel wie Gefangene, und die Nervosität, die ihnen zustieg aus dem unbefriedigten Hunger nach Bewegung ihrer Körper, erfüllte sie mit einer ständig überspannten Unrast, und da diese Nervosität keinen natürlichen Ausweg finden konnte, machte sie sich Luft, versuchte sie sich zu befreien im Gebell, im übereifrigen, ständig überwachen, zeternden, donnernden Gebell, das hinter den Zäunen jeden Straßenpassanten begleitete, das den Besucher empfing und nicht eher wieder verstummte, bevor er nicht das Haus verlassen und sein Schritt in der Ferne verhallt war. Zuerst verschreckte ihn dieses Gebell, das ihm überall entgegenschlug und über allen seinen Wegen stand, dann erspürte er langsam in ihm den Unverstand der Menschen und ihre innere Roheit, die es gedankenlos als selbstverständlich zuließ, daß der oft feierlich tiefe Frieden der Natur, der sich über diese schönen Straßen am Rande der Vororte spann, unsinnig zerbellt und zerbrüllt wurde vom Lärm seiner Hunde. Später noch mußte er dann zu seinem fassungslosen Erstaunen erkennen, daß die Menschen das Gebell ihrer Hunde gar nicht mehr hörten, und daß sie, wenn man sie darauf aufmerksam machte, es in Ordnung fanden und noch beleidigt waren, wenn von einem Fremden dieses Gebell als störend und häßlich bezeichnet wurde. Hunde waren nach ihrer Meinung zum Wachen und also zum Bellen da, dieses Bellen diente dazu, alles Verdächtige von

Grundstück und Haus fernzuhalten, das Bellen war also der eigentliche Lebenszweck eines Hundes, wie konnte man sich daran stören, das war doch nur ein Zeichen für überempfindliche, für kranke Nerven, man hörte nicht hin auf dieses Gebell, und wenn man nicht hinhörte, dann hörte man es doch auch nicht, dann war es nicht da, und die Welt war in bester Ordnung... Für Hans Froment jedoch, der aus den großen Wildnissen der Welt kam, aus dem ungebrochenen Schweigen, in dem die Herrlichkeiten der freien Natur seit Jahrtausenden gebettet lagen, war es nicht ganz einfach, derart stumpfe Sinne begreifen und anerkennen zu sollen, es fiel ihm auch durchaus nicht leicht, wie es ihm mehrfach widerfuhr, auf schmalem Gartenweg einem Herrn gegenüberzustehen, der außerordentlich höflich und liebenswürdig und von ausgezeichneten Manieren mit ihm konversierte, diesem Herrn ebenso höflich Rede und Antwort zu stehen, während am Knie dieses Herrn ein Hund ihn lauthals und pausenlos verbellte wie einen Dieb, ohne auch nur ein einzigesmal zur Ruhe gerufen zu werden. Und er lächelte nicht einmal, er war ehrlich entsetzt, als er in einem anderen Hause im Zimmer mit den Besitzern verhandelte, und unter dessen Fenster ein schwerknochiger Wachhund an klirrender Kette tanzte und ohne Unterlaß in betäubender Lautstärke gegen den Nachbarsgarten kläffte, in dem der Besitzer sich zu bewegen wagte. Er wurde fast rasend vor Nervosität, der fürchterliche Lärm zerschnitt ihm alle Gedanken, aber da war niemand, der den Hund zur Ruhe rufen wollte oder konnte, als dann aber schließlich das unaufhörliche Gebell selbst den Hausbesitzern lästig zu fallen schien, stand die Hausfrau mit einem gereizten und bösen Scheltwort für den Hund auf und drehte den Lautsprecher stärker, der nun mit einem Vortrag über die Stickstoffherzeugung den tosenden Lärm unter dem Fenster überbrüllte. Und da draußen huschten zwitschernd und rufend und singend die bunten Vögel des Frühlings durch den grünenden Garten, am Rasenrand ließ eine junge Birke ihr seidiges Laub im Winde wehen, und die weißen Lämmerwolken zogen stumm über den blauen Himmel ...

Aber ein Hund gehörte in ein Landhaus, in eine Vorortsvilla, ein Hund hatte zu wachen und hatte zu bellen. Und bellen konnten sie alle, die vielen Hunde in den Vororten, aber kaum einer war, der einen Herrn besaß, dessen

Zuruf ihn zum Schweigen brachte. Und manchmal auf der abendlichen Heimfahrt, abgekämpft von dem Hundegebell, das er durch Stunden hatte anhören müssen, schüttelte Hans Froment traurig den Kopf über die jammervolle Unfähigkeit der Menschen, ihren Hunden, die doch nichts lieber wollten, als ihnen gehorsam und angenehm zu sein, sich verständlich zu machen. Manchmal aber auch dachte er böse, daß dieser europäische Mensch, der da hinter seinen Fenstern saß und sich von dem Gebell seines Hundes, das ihn wie der Lärm einer ganzen Kesselschmiede umstand, beschützt fühlte, ein kulturloser Primitiver war gegen einen armen chinesischen Bauern. Der hielt sich eine Grille im winzigen Käfig, die zirpte pausenlos vor sich hin, verstummte aber sogleich, wenn ein Fremdes sich am oder auf dem Grundstück bewegte. An diesem Schweigen wurde der Chinese aufmerksam oder erwachte auch und sah nach dem Rechten. Ein immer bellender Hund konnte den Menschen nicht mehr vor einer Gefahr warnen – sahen auch diese Menschen erst dann besorgt zum Fenster hinaus oder stürzten sie an das Telephon, das Überfallkommando herbeizurufen, wenn ihr Hund am Zaun oder unter den Fenstern einmal verstummte und ihnen diese Stille unheimlich wurde? Ach, das alles war so lächerlich wie quälend und dumm – der Mensch war unfähig, das ihm nächste tierische Wesen zu begreifen, unfähig, es zu erziehen nach seinen Wünschen, aber vielleicht auch sah er es nicht einmal ungern, wenn sein Hund hinter dem Zaun lag und mit lautester Stimme alle Menschen auf das unantastbare Eigentum seines Herrn aufmerksam machte ...

In den Stuben selbst aber machten sich oft andere Hunde breit und galten für jedermann als die wahren Herren des Hauses, verwöhnte und verhätschelte Schoßhunde, überfüttert, launisch und frech, zumeist kläfften sie nicht minder eifrig gegen jeden Besucher an als ihre großen Brüder in Garten und Hof, überwachten mit mißtrauischen und gehässigen Augen jede kleinste seiner Bewegungen, immer bereit, bei der geringsten verdächtigen Handlung den Eindringling zu stellen und als entlarvten Verbrecher zu verbellen.

Hans Froment liebte die Tiere, und daß er sich jetzt von den Hunden der Vororte überwachen und verbellen lassen mußte wie ein verdächtiger Landstreicher, schmerzte ihn mitunter mehr als seine Enttäuschung von den

Menschen. Aber er mühte sich, gerecht zu bleiben — man konnte nicht die Hunde verantwortlich machen für ihr Benehmen, das jedem feiner fühlenden Menschen ein abstoßendes Greuel sein mußte. Das Haustier war ein Produkt des Menschen, und der Hund war immer der getreue Spiegel des innersten Wesens seines Herrn. Und so waren die Menschen: besessen stolz auf ihr Eigentum und gleichzeitig immer auch in Furcht, daß Böses sich ihnen ungefragt nähern und in ihren Kreis eindringen könnte. Sie kannten nur sich selbst und das, was sie für ihr gutes Recht hielten. Und darum hielten sie ihre Hunde zum Wachen und Bellen, und wenn einen anderen Menschen der unnütze und unsinnige Lärm störte, hatten sie kaum einen verständnislosen Blick für ihn oder aber die protzigen Worte: "Es ist mein Hund, und auf unserem Grundstück können wir machen, was wir wollen!" Nein, die Hunde waren nicht anzuklagen, sie waren zu bedauern.

Er sah in ihre Futternäpfe und wunderte sich sehr. Der Hund war immer noch, auch in seiner letzten Überzüchtung, ein Raubtier, er brauchte ein Futter, das zum größeren Teil aus Fleisch zu bestehen hatte. Aber er fand nur sehr wenige Hunde, die so ernährt wurden, wie ihre Körper es verlangten. Denn die meisten Menschen dachten nicht daran, ihren Hund mit teurem Fleisch zu füttern, sie gaben ihm viel pflanzliche Nahrung und füllten diese in Suppenform in seinen Napf, Nahrung, die der Hund mit seinem Organismus gar nicht recht ausnützen konnte, bei der er abmagerte oder aufschwemmt — seit Jahrtausenden war der Hund der nächste Gefährte des Menschen, aber dieser hält es auch heute noch nicht für nötig, einmal darüber nachzudenken, welches eigentlich die primitivsten Lebensbedingungen dieses seines besten Freundes aus dem Tierreich waren. Der Hund war ein Eigentum des Menschen, unterwarf sich ihm willenlos und hatte daher keinerlei Ansprüche zu stellen, der Mensch behandelte ihn gedankenlos nach seinem Gutdünken und glaubte sich damit im guten Recht. Gewiß: er liebte ihn mitunter ehrlich auf seine Weise, und in seinen Stuben lebte mancher Hund, der weder Fleisch nahm noch Reis oder Flocken, sondern allein belegte Brote und Süßigkeiten — und der daher in seinem Fett erstickte und asthmatisch durch ein Leben keuchte, das nicht minder widernatürlich war als das seiner Brüder, die an den Ketten lagen.

Das war es: das zuerst so fröhlich erscheinende Idyll des gemeinschaftlichen Lebens von Mensch und Hund in den Häusern und Gärten der Vorortsstraßen wandelte sich dem scharfäugigen und nachdenklichen Beobachter zu einer Schande. Hier lebte der Mensch, und eine Unsumme tierischer Klugheit und Liebe und Treue lebte dicht neben ihm dahin und war jederzeit für ihn bereit ... Aber er war zu dumm und zu stolz bei all seiner Dummheit, dieser tierischen Liebe auch nur mit dem einfachsten Anstand zu begegnen, mit dem selbstverständlichen Anstand, der die primitivsten Rechte der anderen erkennt und sie respektiert. Da lebte der Mensch dahin, laut und lärmend und unberechenbar, und wenn er dem Hund als ein Gott erschien und sich nur allzu gern sonnte in diesem unverdienten Glanz, so war er ein unbegreifbarer, ein launenhafter, ein schreckenerregender Gott, er verstand nichts vom Tier, nichts von dem Recht, das ihm werden mußte, er verstand seinen Hund fast niemals, denn er war zu dumm und zu stolz, sich in ihn einzufühlen, sich in ihn hinein zu denken, und wenn der Hund auch immer seinen Herrn weit besser kannte und verstand als dieser ihn, so mußte er doch immer wieder an ihm verzweifeln. Unnütz war alle Liebe, alle Treue, die ganze große tierische Noblesse – immer blieb der Mensch ein Gott hinter Wolken, und niemals konnte man wissen, ob er die Sonne scheinen lassen oder Blitze schleudern würde aus seiner Hand ... Mitunter belauschte Hans Froment kleine Szenen, bisweilen fing er einen Blick auf aus dunklen oder goldenen Hundeaugen, einen Blick, der verzweifelte an den Menschen und an der Welt, und der sich dann doch beim ersten Anruf diesen Menschen wieder stellte, bereit und willig – manchmal, wenn die Menschen lachten über das unerklärliche Benehmen eines Hundes, dann hätte er weinen können. Und er hatte nicht mehr als ein trauriges Lächeln, wenn er bei seinen vielen Besuchen immer wieder das Kompliment hören mußte, daß er wohl ein großer Tierfreund sei und daß die Hunde das merkten, weil er immer und überall leicht ihre Zuneigung gewann, weil sie sich oft an ihn drängten wie schutzlose Heimatsuchende und zumeist für die Dauer seines Besuches nicht von seiner Seite wichen ... Ach, es war kein Kompliment für ihn, es war ja so leicht und so

überaus einfach, mit den Tieren umzugehen— warum nur machte sich kaum jemals ein Mensch die geringe Mühe, ein wenig über den nahen Gefährten nachzudenken, sich ein wenig auf seine Art einzustellen und so gut zu ihm zu sein, wie seine ehrliche und anständige Ergebenheit es verdiente? Es war so leicht mit den Tieren — Hans Froment aber fiel es von Tag zu Tag schwerer, die Tiere zu achten und zu lieben, wie sie es verdienten — und gleichzeitig den Menschen zu achten, wie dieser es für selbstverständlich hielt ...

Denn da lebte noch ein anderes Tier in den Gärten und Häusern, und wenn der Hund bei all der schlechten und unsinnigen Behandlung, die ihm widerfuhr, doch immer bürgerlich anerkannt blieb als ein Wertobjekt, für das man Steuern zahlte, und das mitunter allein durch seine Größe dem Besitzer Würde und Sicherheit und Ansehen gab, so war dieses andere Tier fast verfemt, wurde gefürchtet oder gehaßt und verfolgt, war vogelfrei für alle Hundebesitzer und wurde maßlos verzogen von den anderen Menschen, die es liebten. Und dieses Tier der anderen Menschen war die Katze.

Wenn Hans Froment ganz ehrlich war, mußte er sich eingestehen, daß er im tiefsten Grunde seines Herzens den Katzen inniger verbunden war als den Hunden. Der Hund war ein allzu ergebener Diener des Menschen, um nicht manche und darunter einige recht ungute Züge aus dem Wesen seines Herrn angenommen zu haben; dazu war seine Gestalt mitunter recht weit entfernt von den edlen Normen der Natur, und bisweilen konnte man sich seine absurde oder pittoreske Erscheinung nur mühsam und umständlich erklären, indem man bestimmte züchterische Absichten und Ziele an seinem verdorbenen Kopf, seinen gedrungenen oder in die Länge gezogenen Leib, an seinen verstümmelten oder verkrümmten Gliedmaßen, an seiner unzureichenden oder überreichlichen Behaarung rekonstruierte. Die Katze hingegen war das vollkommen schöne Tier der Freiheit geblieben, und vielleicht war es diese Vollkommenheit, diese stille, selbstsichere, unzerstörbare Schönheit, die einstmals den jungen Maler für dieses Tier in Begeisterung hatte erglühen lassen, das ihn dann durch die Jahre immer stärker gefesselt hatte in seinen großen und kleinen Abarten mit ihrer immer verführerischen Schönheit in

Gestalt und Ausdruck, und es war wohl schließlich auch die Katze gewesen, deren Spur er nachgezogen war mitten hinein in das unübersehbare Reich der Tiere.

Und so war es ihm wie ein Gruß aus den schwärmenden Tagen seiner Jugend, daß er in diesen Gartenhäusern auch manchen Katzen begegnete, die wie Prinzessinnen gehalten und zumeist mit überschwänglicher Liebe verzogen und verzärtelt wurden. Zumeist waren dies Tiere der teuren und seltenen Zuchtrassen, blaue Perserkatzen, weißseidene Angoras, hochbeinige Siamesen mit maskenhaft dunklem Gesicht. Sie lagen auf den weichsten Polstern der Stuben wie auf dem ihnen gebührenden Thron, ihre Feile, gekämmt und gebürstet, glänzten seidengleich, mit gleichgültig kalten Augen sahen sie an dem Besucher vorüber. Keine von ihnen hatte wohl jemals ein Pfötchen auf nasse Gartenerde gesetzt, keine kannte Hunger oder Durst oder gar Kälte, nicht eine einzige würde die schimmernde Pracht ihres Felles einem Regen ausgesetzt haben. Aber neben diesen adeligen Rassetieren lebten andere, lebten ganz kommune Hauskatzen daher, zumeist starke und recht feiste Kater vom Typ des Kurzhaartigers, die ihren Menschenfrauen nicht vom Wollknäuel gingen. Ihre Leibesfülle war es, die Hans Froment nachdenklich werden ließ, denn er kannte ihre Brüder und Schwestern aus den Straßen am Hafen. Die waren schlank und sehnig, die federten durch die Dämmerungen gleich kleinen Panthern ihren nächtlichen Abenteuern entgegen. Sie waren sehr scheu und wichen dem Menschen aus, von dem sie sich nichts Gutes erwarteten, sie lebten, inmitten der großen Stadt und der tausendfach lärmenden Industrie des Hafens, ihr Leben, ihr ureigenes Räuberleben, sehr sicher ihrer selbst, frei und stolz. Und es mochten manche unter ihnen sein, denen keine Menschenwohnung Heimat oder Unterschlupf bot, die ganz allein auf sich selbst gestellt waren, und die dabei doch ebenso glatt und blank waren im Fell wie alle die anderen Katzen, kräftig und gut genährt, freie Wildtiere, die der Mensch nicht hatte verschänden können, ungebrochen ihr Leben führend, zu dem sie geschaffen waren, allein in der steinernen Wüste der Stadt, in welcher der Hund, das Geschöpf des Menschen, sich selbst überlassen, gnadenlos, verzweifelt winselnd vielleicht unter dem unabwendbaren Schicksal,

verkommen und verderben mußte. Das waren die Katzen am Hafen — Hans Froment hatte sich oft genug an ihnen erfreut, auch wenn im frühen Jahr ihr nächtlich tosender Gesang bisweilen von den Dächern in sein stilles Atelier gesprungen war — diese dicken Kater hier aber .. .

Diese dicken Kater hier waren sämtlich kastriert, und die edlen Angoras, Cremes, Siamesen und Perser waren nicht schön in nobler Lässigkeit, wie sie einer Katze gut ansteht, sie waren faul, weil sie überfüttert, weil sie sämtlich verfettet waren. Und er sah mit gelindem Grauen, wie der Mensch ein edles Tier verschänden konnte durch eine falsche Behandlung, durch eine allzu große, eine alberne, dumme und daher gefährliche Liebe, der zumeist alleinstehende ältere Frauen verfallen zu sein schienen.

Da wurden diese Tiere gehegt und gehätschelt, wie nicht die Kinder guter und reicher Häuser, und wie man Hunde daran gewöhnt hatte, Leckereien als Nahrung zu sich zu nehmen und alles andere, ihrem Körper Gemäße und Gesunde, schließlich abzulehnen, so stopfte man auch die Katzen mit leckeren Bissen, die ihnen wenig zuträglich waren. Da zog man schon die jungen Katzen mit Milch und Weißbrot und Kuchen auf, um hinterher die grausame Natur anzuklagen, die den Wurf mit der Staupe schlug. Da wurden die Felle gekämmt und gebürstet, da war kein Kissen und waren keine Decken zu weich, um dem geliebten Tier als Lager zu dienen, da standen wenig gut riechende Katzenklosetts in den Zimmern herum, weil man es doch den armen Tierchen nicht zumuten konnte, bei schlechtem Wetter ihre eleganten Pelze in die Fährnisse des Gartens hinauszutragen. Da genügte die makellose Schönheit der Katzenform dem verliebten Menschaugen nicht und wurde von eifrigen Tanten Händen geziert mit rosaroten, himmelblauen oder lämmerweißen Seidenschleifen. Und just in den Häusern, in denen dergleichen geschah, wurden viele und laute Worte über die große Tierliebe gesprochen, von der man sich erfüllt wußte, und mit der man sich erhob über die platte Gewöhnlichkeit der anderen Menschen, der Nachbarn und Mitbürger — und die Katzen wurden genudelt wie Gänse, und die Kater wurden kastriert, und immer wurden die Tiere in den Zimmern gehalten, damit sie immer bereit und greifbar waren, wenn der Mensch seinen Zärtlichkeitsdrang an ihnen stillen

wollte, indem er sie streichelte, auf den Armen herumtrug, sie drückte knautschte, und wenn die hohe Zeit für die Tiere kam, in welcher der Trieb selbst ihr trüg gewordenes, verdumpftes und verschlacktes Blut hitzte und peitschte, dann wurden sie in sichere Verließe gesteckt, ihre Klage erfüllte das Haus, die Menschen hielten sich die Ohren zu und klagten die unvernünftige Natur an und fanden, daß ihre kastrierten Kater doch immer noch am besten daran seien von allem Getier .. .

Und es geschah ihm so, daß er, der die Katzen liebte, sich abgestoßen und sogar angewidert fühlte von den oft heftigen und leidenschaftlichen Beteuerungen der Tierliebe, die er just in diesen Stuben der verfetteten oder kastrierten Katzen anzuhören gezwungen wurde. Denn diese Art Tierliebe, die sich selber pries, schien ihm etwas Widernatürliches zu sein, etwas Krankhaftes oft. Hier wurde ein Überschwang an brachliegenden Gefühlen gegen ein wehrloses Tier losgelassen, weil kein Mann, kein Kind, kein Mensch damit beglückt werden konnte, und gebärdete sich hemmungslos, weil die Tiere weder entfliehen noch sich zur Wehr setzen konnten. Und oft wurde nur darum so viel von dieser Liebe geredet, um schlecht und abfällig von anderen Menschen sprechen zu können, um dem Haß zu leben und ihn zu predigen — den Abscheu gegen Hunde und Hundebesitzer.

Hans Froment wußte gut um die unterirdische und heftige Feindschaft zwischen vielen Hundehaltern und Katzenbesitzern, und er wußte auch, daß es mehr war als nur ein vergnügliches Spiel, die Menschen einzuteilen nach den Tieren, die sie zu sich heranzogen, in Hundemenschen und Katzenmenschen also. Es gab diese beiden Typen, und zumeist begegnete man ihnen in ihrer reinen Vollendung: der Hundemensch war in der Mehrheit und fühlte sich am wohlsten im Lärm der Meute, wenn dieses auch keineswegs hieß, daß es innerhalb dieser Meute nicht zum gegenseitigen Anklaffen, zu Streit und Beißerei kam, er war der besitzende Bürger mit Haus und Hof und pochte auf diesen Besitz, er war laut und rechthaberisch, und er sah alles als verdächtig an, was nicht so war wie er, was er nicht messen konnte mit seinem Maß. Sein Tier war der Hund, die leise Katze war ihm zuwider, und er war es auch, der die Todfeindschaft zwischen Hund und Katze mit jedem neuen Wurf und mit jeder

neuen Abrichtung neu ins Leben rief. Hans Froment hatte jedoch in südlichen Hafenstädten Hunde und Katzen in selbstverständlicher Gemeinschaft auf dem gleichen Sonnenstreifen sich lagern sehen, sie gingen achtlos und ganz ohne Feindschaft aneinander vorüber, das sorglose Volk der sonnigen Küsten hatte anderes zu tun, als die Tiere gegeneinander zu hetzen. Aber er hatte sich tief für die Menschen seiner Heimat schämen müssen, als er einmal in einem dieser Häuser saß, als der Hund unter dem Fenster im schaurig wildbösen Gebell anschlug, als die sehr gepflegte und sehr gebildete Dame des Hauses aus dem Fenster gesehen und mit unverkennbarer Gereiztheit festgestellt hatte: "Natürlich — er sieht die Katze im Nachbargarten, sie spaziert wieder auf den Wegen herum! Wenn er sie doch bloß endlich einmal erwischen und abwürgen wollte, damit es Frieden gibt!" — Ja, so waren viele Hundemenschen, sie waren sehr bürgerlich, sie wollten Ruhe und Ordnung haben auf dieser Welt — aber es sollte eine Ruhe und Ordnung sein ganz allein nach ihrem Sinne ..

Katzenmenschen waren zumeist anders, sie standen ihm näher, und bisweilen konnte er es nicht vor sich verleugnen, daß er eigentlich zu ihnen gehörte. Sie haßten den Lärm, sie haßten die enge und laute Gemeinschaft, sie wollten ihr eigenes Leben, ihre Ruhe, ihre Stille, sie wollten keine eiserne Ordnung, sie wollten nur das lieben dürfen, was für sie schön war. Da man sie aber nicht nach ihrem Willen leben ließ, waren sie böse geworden, ungerecht und gehässig, und diese Menschenwelt war längst zu eng geworden, daß man sich hätte ausweichen können, man saß dicht auf dicht, also befehdete man sich, zerquälte man sich gegenseitig ...

Ja, er gehörte wohl zu ihnen, zu den Liebhabern der Katze. Aber wenn er das Wort Katze dachte, dann sah er immer nur die schmalen, scheuen und tapferen Tiere des Hafens durch ihre Dämmerungen gleiten zur oft nicht ungefährlichen Rattenjagd, dann sah er die wundervolle Schönheit der hundert Wildkatzenarten, die er in aller Weit kennengelernt hatte, dann war er wieder im stillen Marmorhof des Fürstenpalastes im fernen Indien, war bei den Karakalen, bei den Geparden, saß auf den kühlen Steinen unter dem springenden Brunnen und fühlte mit leisem Erschauern, wie das königlichste Tier dieser Welt, der Tiger, zärtlich verspielt seinen schweren Schädel in seinen

Schoß drückte, dann sah er diesen König der fernen Dschungel, wie er ihn so manchmal gesehen hatte auf seinem wilden Pfad, still streifend durch seine große und starke Freiheit ... Und wenn er dann wieder diese überfetten Prunkkatzen sah, die so vollgefüttert waren, daß selbst ihre herrlichen Augen leer und dumm in die Welt zu starren schienen, diese faulen Fettwülste, in die nur Leben kam, wenn sie das gläserne Papier einer Pralinenpackung knirschen hörten, wenn er diese kastrierten Kater sehen mußte, deren verschnittenes Leben sich am quellenden Fett tröstete — dann dachte er doch bisweilen, daß er wohl doch lieber einen sinnlos tobenden Schäferhund im Garten haben möchte, und wenn der dreist die ganze Welt zu klirrenden Scherben zerbellern würde, als eine von diesen lebenden Nippesfiguren in der Stube, die nichts waren als unnützlich, und deren üppige Existenz allen Menschen, denen das Leben nicht sonderlich gut gesonnen gewesen war, nur ein heftiges Ärgernis sein konnte und nichts anderes. Denn welche Mutter aus den armen Vierteln der Stadt, die ihre Sorge hatte, um für ihr Kind Milch und Nahrung zu schaffen, konnte wohl so gerecht sein, einzusehen, daß eine alte Tante, die ihren kastrierten Kater mit Dosensahne und Schokolade mästete, damit ihrem Kinde nichts nahm? Sie würde nur das unnütze Tier sehen, und sie würde die guten Sachen zählen müssen, die sie dem Kind ihres Herzens nicht geben konnte ...

Nein, das Leben in diesen Vororten war nicht so, wie er es sich erträumt hatte, alle seine Illusionen welkten schnell dahin. Und wenn er auch immer erst am späten Abend in die Stadt zurückkehrte, wenn er jede Gelegenheit wahrnahm und ausnützte, um sich in den nahen Wäldern auszulaufen, über die Wege zu schlendern, die endlos durch Weiden und Wiesen führten, nichts über sich als den blauenden Himmel mit seinen ziehenden Wolken und so weit hinaus, daß er nichts mehr von den Menschen, ihren Häusern und ihren Tieren, sah und hörte, wenn er schon im Morgengrauen zum Bahnhof eilte, um erst mit dem letzten Zug in die Stadt und in sein Atelier zurückzukehren — es waren weder die Menschen noch ihre Tiere, die ihn an dieser Grenze zwischen Stadt und Land hielten. Und auch diese weiten Spaziergänge durch die Weiden boten ihm keine Freude, er sah die Kühe und die Kälber grasen, und oftmals blieb er

stehen zwischen Knick und Koppel, prüfte das Aussehen der Tiere und schätzte ihr Gewicht und rechnete nach, wann sie wohl an der Reihe sein würden, den Weg zum Schlachthaus anzutreten, wann wohl ihr dürstendes Brüllen, das keine Befriedigung mehr finden würde, vom Bahndamm herab gegen die Häuser der gleichgültig schlafenden Stadt röhren mußte. Er hatte schweres Blut, er konnte nichts, was er einmal erlebt, was ihm einmal das Blut aufgewühlt hatte, vergessen ... Aber das Böseste war vielleicht, wenn er auf den Weiden stolz und zierlich und rührend schön ein junges Fohlen neben seiner Mutter stehen sah. Dann hörte er wieder die eisenklirrende Kavalkade auf dem nächtlichen Pflaster, dann bog vor ihm der Zug der alten, der müden und maßlos verbrauchten Pferde über den Gehweg in das weit geöffnete Tor des Schlachthauses ein. Und er sah das letzte geängstigte und gehetzte Aufflackern der großen Dunkelaugen, er sah, wie sich hier und da ein schmaler Schädel vorstreckte, wie seine Nüstern sich weiteten, er glaubte zu sehen, wie ein leises Zittern durch den Pferdeleib lief, der den Dunstkreis der süß wölkenden Blutnebel betrat. Er sah das kindjunge Fohlen auf der Weide und sah sein kommendes Leben mit Jugend und Dienst und Arbeit und Abstieg und Qual und gewissenloser Ausbeutung seiner letzten Kräfte, er wußte um Elend und Mißhandlung und sah das Ende dieses Lebensweges: das Eisentor, das sich stumm und weit der nächtlichen Kavalkade öffnete ...

Und wenn er im Walde war, in dem Wald seiner deutschen Heimat, der trotz all seiner gründlichen Durchforstung, die er niemals und nirgendwo verleugnen konnte, tiefer an sein Herz rührte, als es je die gewaltigen wilden Wälder der Tropen vermocht hatten, nur wenn er seine stillen Wege ging, wurde ihm leichter und freier um den Sinn. Dann suchte er sich einen verborgenen Flecken, weitab von allen Wegen, dann saß er dort still im Herzen des Schweigens und freute sich an dem zärtlichen Gesang, mit dem der warme Sommerwind sich weich durch das Laub der Bäume schmeichelte. Und er freute sich an jeder Vogelstimme, die sich aus der grüngoldenen Herrlichkeit erhob und an sein Ohr rührte — wenn sich auch bisweilen bei solchem zarten Ruf oder Gesang wiederum sein Gesicht verdüsterte, weil er den Sänger an der

Stimme erkannte und an seine gefangenen Brüder denken mußte, denen er in den Häusern der Menschen begegnet war.

Am Waldrand segelten die Bussarde und Milane, hoch und stumm und schön, er konnte ihnen durch die Stunden zusehen, und durch Stunden auch konnte er am fließenden Wasser sitzen und sich erfreuen an der wippenden Anmut der Bachstelzen. Die Finken und Meisen schlugen, die Spechte trommelten am Stamm, das bunte Huschen eiliger Flügel war um ihn, und immer wieder saß für einiger Herzschläge Länge, wundersam in Form und Farbe, einer der tausend Vögel nahe vor ihm und schaute mit blankschwarzen Perlaugen in sein Gesicht. In den Häusern der Menschen jedoch ...

... Da lebte ein Papagei, und er lebte durch den größten Teil des Tages im Dunkeln, seit Jahren, seit ungezählten Jahren, denn der Besitzer wollte, daß die Gelbstirnamazone das Sprechen lernen sollte, und glaubte, ihn dazu zwingen zu können, wenn er eine dichte, dunkle Decke über seinen Käfig hing. Und da waren die gelben Kanaris, merkwürdig unpersönliche Geschöpfe, Zuchtprodukte des Menschen, der Vogelsang in seinen Stuben haben wollte. Aber schlimmer anzusehen als ihre naive Zahmheit waren die bunten Waldvögel, die in ihren engen Käfigen ruhelos durch die Stunden von einer Sitzstange auf die andere hüpfen, ohne Rast, ohne Ruhe, sie sprangen hin, sie wandten sich, sie sprangen wiederum, sie wandten, sie sprangen abermals — durch die Stunden, durch die Tage, durch die Zeit ihres Lebens. Sie wurden gepflegt, sie wurden geliebt, sie wurden oft genug beinahe vergöttert, und für die Augen der Menschen bestand wahrlich kein Anlaß, die Gefangenen zu bedauern. Und doch — Hans Froment konnte nicht anders, er vermochte nicht einzusehen, warum die gefiederten, zum Fliegen geborenen Geschöpfe sich wohl fühlen sollten in ihren engen Gelassen, und er vermochte auch nicht zu begreifen, daß die Menschen ein Recht haben sollten, diese Tiere in ihre Gefangenschaft zu zwingen. Denn in den Gärten vor ihren Häusern rauschten die Bäume im sommerlichen Wind, dichte Hecken säumten diese Gärten, oft genug grenzte der Wald an ihre Straßen — sie brauchten nur ihre Augen aufzutun und ihre Ohren, sie brauchten nur zu sehen und zu hören, überall

und ihnen sehr nahe war tierisches Leben, und ganz gewißlich war ein Vogel, der für eine Minute vom Baumast herab ein Lied erschallen ließ, schöner anzusehen, besser anzuhören als die armen Gefangenen, die von ihrer Unrast im Käfig hin und her gehetzt wurden.

Und es erregte ihn, wenn die Menschen in ihrer unzerstörbaren Selbstgerechtigkeit sich selbst lobten, wie gut sie an den Tieren handelten, die zwar ihrer Freiheit beraubt sein mochten, dafür aber tausendfältig entschädigt wurden dadurch, daß sie nun in diesen Käfigen leben konnten in voller Sicherheit, von keinem Unglück gefährdet, von keinem Feind bedroht, und daß ihnen der Mensch die doch oft so überaus schwierige Nahrungssuche abgenommen hatte. Daß diese Menschen immer denken mußten, das Tier habe die Mentalität eines kleinen bürgerlichen Rentiers, dessen Ideal es ist, auf seinem Sofa zu sitzen, sich nicht vom Fleck zu rühren und die täglichen Kalbshaxen mit großen Töpfen frischen Starkbieres hinunterzuspülen ... Ein Tier war zur Bewegung, es war zur Futtersuche geboren, nahm man ihm diese Möglichkeiten, so nahm man ihm das eigentliche Leben, alle seine Instinkte lagen brach, gingen in die Irre, in den Leerlauf, verstörten oder verdummten es. Und darum waren alle diese schönen Reden des Menschen nichts weiter als schale Ausreden, die näherer Prüfung niemals standhielten. Ausreden gedankenloser Egoisten, die das, was sie zu lieben glaubten, besitzen wollten als ihr unanfechtbares Eigentum, die die Sehnsucht ihrer Liebe befriedigt wissen wollten und nicht fragten nach den verdorrten Sehnsüchten der Gefangenen. Gewiß, gewiß, die schönen und anmutigen Vögel in ihren Käfigen wurden geliebt, Hans Froment wußte das gut, er sah es neu an jedem Tag – und jeden Tag fragte er sich neu, welches merkwürdige Ding doch diese Liebe des Menschen sei, diese Liebe, die knechtete und vergewaltigte und tödlich in ihrem innersten Kern beleidigt war, wenn sie nicht demütig hingebende Gegenliebe erntete, die sie nach ihrer Meinung doch berechtigt war, zu verlangen. Eine unendliche Liebesfähigkeit war in allen diesen Menschen, oft nahm sie sich in wahrer Inbrunst der Pfleglinge an, die dieser Liebe wehrlos ausgeliefert waren. Aber Hans Froment sann in langen, einsamen Stunden darüber nach, ob diese Liebe wirklich das Gute in dieser Welt war, wie er es

bisher immer gedacht hatte. Und er zweifelte daran, denn er sah allzu oft, wie sich das verantwortungslose Gefühl der unumschränkten Macht über Leben und Wohl und Wehe der gefangenen Tiere mit dem Gefühl der adorierenden Liebe mengte ...

Aber dann wurde er dieser fruchtlosen Grübeleien enthoben, denn er fand endlich das Haus, nach dem er gesucht hatte. Es lag in einem stillen Villenvorort, dessen Bahnhof die Endstation der Hochbahn war. Ein Nebenausgang dieses Bahnhofes führte durch eine wenig belebte Straße in eine andere, die sich lang erstreckte, und von der nur die eine Seite mit sehr licht stehenden Häusern bebaut war, auf der anderen Seite, von der Straße getrennt durch eine lichte Baumwand, dehnte sich schmal und hell ein Flußlauf, hinter dem sich Weiden und Wiesen breiteten, aufgeteilt durch viele verschlungene Heckenwege. Und am Ende dieser Straße begann der Wald, der nun nicht ein geschorenes Stadtwäldchen war, sondern ein großer, dichter Forst mit reichem Wildbestand und einigen weiten Gattern, in denen man Wildschweine und Mufflons hegte. Und just an diesem Waldende der Straße lag als letztes in der Reihe das Haus, das der Forstmeister dieses Waldes sich für die Tage seines Alters hatte erbauen lassen, und in das Hans Froment sich beim ersten Anblick verliebte. Ein recht großes Grundstück gehörte zu ihm, sauber eingezäunt, vor dem Hause breitete sich dichter, grünleuchtender Rasen, von Rosenbeeten gesäumt, hinter dem Hause erstreckte sich der Garten parkartig mit Kiefern und Birken und Wacholderbäumen, mit verschwiegenen Sitzplätzen, mit dichter Heide, die den Boden deckte. Das Haus selbst war aus grauem Bruchstein erbaut, über den sich der wilde Wein rankte, das Dach war rot gedeckt, die Fenster hatten grüne Holzläden, es war hell und geräumig, drei Pappeln reckten sich ihm hoch und steil zur Seite, vor seinem Erker ließ eine Trauerweide ihr Laub im sanften Winde wehen, und auf der anderen Seite bog sich eine runde Ruhebänk um den starken, rauhen Stamm einer alten Eiche.

Es war das Haus seiner Wünsche, er wußte es, als er am Zauntor stand, und er lächelte leise in sich hinein. Er war gewißlich kein Jäger, aber merkwürdig war es doch, daß er sich fast immer mit Jägern weit besser

verstanden hatte als mit anderen Menschen, mit den Naturschwärmern etwa, daß er sich ihrer Lebensart leicht einfügen konnte und sich fast immer vom ersten Augenblick an wohl fühlte in der Atmosphäre, die ihnen eigen war. Und er wußte, daß er dieses Haus kaufen würde, als er die Hand auf die Klinke der Gartentür legte. Vordem hatte er sich bereits gründlich in der Nachbarschaft umgesehen, denn er fürchtete sich davor, etwa einen ewig bellenden Kettenhund zum Nachbarn zu bekommen. Aber das angrenzende Grundstück war um ein mehrfaches größer als das des alten Forstmeisters, sein weißes Haus lag hinter bergenden Alleen und Rondells fast unsichtbar in vornehmer Zurückgezogenheit, ein Kettenhund schien ganz undenkbar vor dieser weißen, mit Säulen geschmückten Freitreppe, Hans Froment wußte, daß ein Chirurg der städtischen Krankenhäuser hier wohnte, ein Mann also, der gewiß hier draußen seine Ruhe haben wollte, ein angenehmer Nachbar mithin ... Und die anderen Häuser straßauf standen in weiten Abständen, und in keinem der gepflegten Gärten hörte er einen Hund lärmen. Einzig auf dem Rasen des Hauses jenseits des großen Villengrundstückes hatte er zwei Hunde liegen sehen, edle irische Wolfshunde, groß und stark und von adliger Haltung, sie lagen auf dem Rasen, sie sahen ihn aufmerksam an, der am Zaun stehenblieb und sich freudig überrascht an ihrer seltenen Schönheit satt sah, aber sie folgten weder seiner Lockung, noch dachten sie daran, ihn zu verbellen wie einen Dieb. Und am anderen Ende der Straße, am Zaun des Hauses, das zum Verkauf stand, erhob sich der Wald, hoch und dunkel, wie der Hochwald Caspar David Friedrichs öffnete er dem Wanderer mit schmalster Pforte den Eintritt in den Dom seines unwirklichen Schweigens. Er wußte, daß er am Ziel war, fröhlich drückte er die Pforte auf, schritt über den feinen, knirschenden Kies des Weges und schellte an der eichenen Tür.

Drinne empfing ihn eine alte Frau, die Witwe des Forstmeisters, sie war hager und verbittert, ihr Leben lang war sie gezwungen gewesen, in weltferner Einsamkeit zu hausen. und sie war doch niemals für die Einsamkeit geschaffen gewesen, sie hatte eine gute Partie machen wollen, damals, in ihren jungen Mädchenjahren, aber es war beileibe nicht eine gute Partie, es war ein Leben in

der Verbannung gewesen, wie in einer Strafkolonie, in Cayenne oder in Sibirien ... Sie hatte eine Tochter in der Stadt, sie konnte dort ein Zimmer haben, sie wollte sich von diesem Hause befreien, sie wollte in die Stadt, sie wollte wenigstens in ihren alten Tagen noch einmal etwas vom Leben haben, wollte andere Menschen sehen, richtige Menschen in richtigen Stadtstraßen, wollte ins Kino gehen dürfen, wann es ihr gefiel, in das Theater, endlich einmal würde sie wieder eine Oper hören können, seit ihren frühen Mädchentagen war sie nicht mehr in ein Opernhaus gekommen, für ihren Mann war die Oper das lächerlichste gewesen, was sich sein Jägerverstand nur hatte denken können, und wenn er sie hatte ärgern wollen, hatte er die banalste tägliche Rede in Rezitativ und Arie durch alle Zimmer geschmettert. Ja, er – er hatte sich wohl gefühlt in Wald und Einsamkeit, mit Wild und Hunden, das war ja schließlich auch sein Beruf gewesen, aber er hatte nicht darauf geachtet, daß sie verkümmert war an seiner Seite und in dem widernatürlichen Leben, zu dem er sie gezwungen hatte. Denn natürlich war das Leben hier draußen ein widernatürliches, ein gebildeter Mensch, ein Mensch mit geistigen Interessen gehörte in die Stadt und nirgend anderswo hin, nur dort konnte er leben nach seinem Sinn und nach den Bedürfnissen seines Geistes, überall anders mußte er verkümmern und verkommen ...

Er hörte nur mit halbem Ohr auf die endlose Lamentation der Frau, er ging durch die Räume, und mit jedem Zimmer, das er betrat, verliebte er sich von neuem und stets tiefer noch in dieses sein zukünftiges Haus. Da war im Parterre eine große, helle Küche, an die ein behaglich eingerichtetes Eßzimmer grenzte. Daneben lag ein großes Herrenzimmer, Geweihe über der Tafelung der Wände, dunkle Schränke, Bücher und Büchsen, breite Ledersessel – das hier war ein Männerreich, die Frau, jeder konnte das mit dem ersten Blick sehen, war hier ausgeschlossen gewesen, hatte hier nichts zu bestimmen noch hineinzureden gehabt. Im ersten Stock ein großes Schlafzimmer, das zur Straße hinausging, der Forstmeister hatte es allein bewohnt. Nach dem Gartenpark, nach Norden wiesen zwei andere Zimmer, der Schlafrum der Frau und ein gleichgroßes Wohngemach, das sie sich nach eigenem Geschmack eingerichtet hatte. Und unter dem Dach gab es dann noch zwei kleine Fremdenzimmer, und

das Bad war im Parterre, groß, sehr hell und ganz gekachelte, ein mit allen möglichen Feinheiten eingerichteter Raum, der sich beim alten Forstmeister der größten Beliebtheit und Wertschätzung erfreut hatte — "Wenn er schon mal zu Haus war und nicht in seinem Sessel hing und rauchte, daß man alle acht Tage die Gardinen abnehmen und waschen mußte, dann lag er gewiß in der Badewanne und sang aus vollem Halse — und er sang schaurig, muß ich schon sagen!" —, und dann war das ganze Haus unterkellert, vom Keller aus wurde auch die Zentralheizung betrieben, und reichlich Nebengelaß und Bequemlichkeit war in allen Stockwerken zu finden.

Hans Froment ging durch das Haus und wußte, daß er am Ende seiner Suche war. Lange verweilte er in den beiden Zimmern im ersten Stock: man konnte hier die Zwischenwand herausbrechen, ein Glasdach einfügen und die Fenster aneinanderreihen zu einer gläsernen Wand, dann hatte er ein Atelier, das fast zehn Meter lang und gute vier Meter breit war, nach Norden gelegen, wie es sein soll — wahrlich, er konnte es nicht besser treffen. — Die eigentlichen Verhandlungen wickelten sich dann schnell und reibungslos ab. Der geforderte Preis war recht annehmbar, die Frau war beglückt, daß er ihr obendrein die guten, alten, schweren Möbel des Eßzimmers und der Herrenstube für eine angemessene Summe abnahm, daß er sie von den Geweihen und Gehörnen befreite, die ihr immer ein Graus gewesen waren, und sie dazu noch von den Bildern erlöste, die an allen Wänden hingen. Das waren durchwegs Öldrucke, die das Tier, dilettantisch allzu genau gezeichnet und sorgsam koloriert, in einer entweder frühlingshaft grün oder aber herbstlich bunt leuchtenden Landschaft zeigten, Hirsche und Rehe stets in einer Stellung, in der leicht ein guter Blattschuß anzubringen war — daß er diese Bilder in den Keller stellen würde, verriet er der Frau natürlich nicht. Zum Dank vermachte sie ihm ihre Haushilfe, eine ältere, ruhige Frau, die auch ausgezeichnet zu kochen verstand, und die mit einer zweiten Frau, welche die gröberen Arbeiten zu verrichten hatte, das Haus in Ordnung halten würde, wofür sie nur die Morgenstunden benötigte und ihn nach dem Mittagessen allein lassen konnte, sie rief Maurermeister, Zimmermann und Glaser an, die sogleich zu dritt vorsprachen, sich die Wünsche des Malers anhörten, maßen und berechneten

und sich dann bereit erklärten, den geplanten Umbau sofort in Angriff nehmen zu können – es ging alles sehr glatt, und nirgends zeigten sich auch nur die geringsten Schwierigkeiten. Besuche auf dem Katasteramt, Konferenzen mit dem Notar, Eintragung in das Grundstücksbuch, er schrieb die Schecks aus – wie wenig von seinem vielen Geld verschlang dieser Hauskauf! –, innerhalb einer einzigen Woche war er zum Hausbesitzer und Bürger geworden.

Die Witwe des Forstmeisters räumte das Haus sogleich, überglücklich, sich endlich den Wunsch ihres Lebens erfüllen zu können, und entschlossen, auch nicht einen einzigen Tag der auf sie wartenden großstädtischen Seligkeiten zu versäumen, Frau Keller, die zukünftige Haushälterin, ein farblos bescheidenes und still gewissenhaftes Geschöpf, übernahm es, während der Anwesenheit der Handwerker das Haus zu beaufsichtigen, Hans Froment aber lief in der Stadt umher und machte tausenderlei Einkäufe. Er ließ alle Räume neu austapezieren er kaufte Teppiche und Vorhänge und allerlei einzelne Möbelstücke, er ließ neue Regale arbeiten, die an der Längswand der Ateliere aufgestellt werden sollten, er war recht stolz darauf, daß ihm der Möbeltischler nach seinem Entwurf ein Regal baute, das in drei langen Reihen, geordnet nach den Erdteilen, seine Skizzenbücher aufnehmen konnte, er entwarf Schränke für seine Mappen und die Stapel der Farbstudien, die Freude wärmte sein Herz bei solchem Tun, täglich plastischer wuchs sein Haus auf vor seinem inneren Gesicht, er wußte, daß er sich wohl-fühlen würde darin, und er freute sich auf das Leben und auf die Arbeit der kommenden Jahre.

Merkwürdig gleichgültig war ihm jetzt das Menschengehudel der großen Stadt geworden, er lief, nur erfüllt von seinen eigenen Gedanken, von den Aufgaben des Tages, hindurch, Lärm und Gedränge glitten von ihm ab wie Wasser vom Stein, und als er nicht den rechten Stoff für Vorhänge fand, die er für die Schmalseiten seines Ateliers gebrauchte, um nach Osten oder Westen das Glasnest vor den Strahlen der einfallenden Sonne zu schützen, setzte er sich nach kurzem Entschluß in den Zug, fuhr in die Reichshauptstadt, machte dort Einkäufe, die seine Wünsche zufriedenstellten, und sprach dann, die Gelegenheit nützend, auch im Verlag des Herrn Weidemann vor, der seinen Besuch schon eine gute Zeit erwartet hatte.

Als er dann aber von dieser Reise zurückkehrte, fühlte er, daß der Besuch im Verlagshaus einen unüberbrückbaren Zwiespalt in ihm aufgerissen hatte und fühlte gut, daß es ihm wohl kaum je ganz gelingen würde, die in ihm erwachte Stimme des Zweifels am Wert seiner und aller Kunst zum Schweigen zu bringen. Zuerst hatte alles sich verführerisch gut angelassen: als er die Privaträume des guten Herrn Weidemann betrat, fuhr dieser hinter seinem Schreibtische in die Höhe, lief durch das Zimmer auf ihn zu, umarmte ihn wie ein Vater seinen endlich heimgekehrten Sohn, erklärte seinem Personal, daß er jetzt für niemanden mehr zu sprechen sei, und fuhr dann, weil man im Verlagshaus doch keine Ruhe fand, mit ihm hinaus zu seiner Villa, einem schlichten Gartenhaus in einem ländlichen Vorort, und auf dessen Terrasse verbrachten sie einen langen Abend im guten Männergespräch, sie rauchten, eine gute Flasche stand auf dem Tisch, und der Mond und die Sterne zogen über den nächtlich duftenden Garten. Und Hans Froment hätte kein Künstler sein dürfen, der seine Arbeit ernst und jede Aufgabe wichtig nahm, hätte er nicht gierig jedes Wort eingesogen, das ihm berichtete von der Wirkung, die sein Werk ausgeübt hatte, und von der Würdigung, die ihm von den verschiedensten Kreisen und Beurteilern widerfahren war. Und er wog in beglückten Händen die schweren Bücher, die ihm der Verleger überreichte, die ersten Bände des geographischen und des zoologischen Werkes, deren Illustration zum größten Teil aus Reproduktionen seiner Zeichnungen und Gemälde bestand. Doch, es war wohl gut, zu arbeiten, sich durchzusetzen, Erfolg zu haben, es war gut, zu hören, daß sich viele Menschen an dieser Arbeit erfreut und erhoben hatten, Menschen verschiedenster Art: Künstler und Kunsthändler, Wissenschaftler und Jäger, Menschen hoher Bildung und die oft so rührend dankbaren "kleinen Leute", die jedes Kunstwerk, das ihnen auf ihrem grauen Lebensweg begegnete, entgegennahmen wie ein großes, ihnen persönlich dargebrachtes Geschenk.

Doch, das war gut — weniger gut jedoch war es, am anderen Tag im Verlag mit den beiden smarten, sehr eleganten Herren zu plaudern, die ihn lanciert, dem Kunsthandel gegenüber vertreten und durchgesetzt hatten. Sie

sprachen recht angeregt von ihrem Wirken, immer etwas belustigt über ihre eigene Schläue, immer merkbar ironisch, wie man so spricht über einen gut gelungenen Spaß, welche Schiebung sie hier gemacht, welchen Trick sie dort angewandt hatten, wie sie den einen Kritiker gegen den anderen ausgespielt hatten, wie sie die Bedenken der Künstler mit der Begeisterung der Wissenschaftler, die gelegentlichen Ausstellungen oder Zweifel der Wissenschaftler mit der Anerkennung der Kunsthistoriker zum Schweigen gebracht hatten – wie sie also das Rennen geritten hatten über alle Hürden und Gräben und Mauern hinweg bis in die glatte Gerade, die zum Ziele führte, oder die vielmehr schon das eigentliche Ziel darstellte. Und sie lächelten, geschmeidig und verbindlich, es war ein amüsanter Spiel gewesen, ein guter Sport, sie verkannten keineswegs ihren eigenen Wert, aber sie gaben auch ehrlich zu, daß er ihnen gut geholfen habe bei ihrer Arbeit – solch ein Management war direkt ein Spaß, wenn man vom Künstler derart gut unterstützt wurde, wie sie von ihm unterstützt worden waren ... Er dedizierte jedem der beiden Herren zum Dank für ihr Bemühen ein Gemälde, sie nahmen es mit höflichem Dank, aber auch sichtlich uninteressiert entgegen, ein mondäner Akt oder ein Stück unverständlicher abstrakter Malerei wäre ihnen wahrscheinlich weitaus willkommener gewesen als Pfau und Tiger im Marmorhof des indischen Fürstenschlosses, als der kletternde Grizzly in den Rocky Mountains – er atmete auf, als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte. Dieses war nicht gut gewesen: sehen zu müssen, wie das ganze heiße Wollen und Wirken eines Künstlerherzens, das die Welt sehen durfte, ausgemünzt wurde im routinierten und eiskalten Geschäft ...

Er traf neue Vereinbarungen mit dem guten Herrn Weidemann, schloß Verträge für kommende Mitarbeit, er konferierte mit den Kunsthändlern, die bisher mit dem Verlag zusammengearbeitet hatten und sich nun mit ihm einigen mußten, er ertrug es nur schwer, daß sie auf alle seine Forderungen bereitwilligst eingingen und ihm ein Entgegenkommen zeigten, wie er es niemals für möglich gehalten hätte in den Jahren seines Anfangs. Die Situation hatte sich für ihn völlig geändert: er war nicht mehr ein Künstler, dem ein Händler einiges Interesse entgegenbrachte und ihm Verdienst zuschanzte, er

war eine sehr begehrte, hoch dotierte Modegröße, der dem Markt die Bedingungen diktieren konnte nach seinem Wohlgefallen. Und gerade diese Erkenntnis war es, die ihn unsicher und verlegen machte, denn er kannte seine eigene Kraft, er wußte, daß er noch längst nicht auf seiner letzten Höhe war, noch immer glaubte er sich unreif und unfertig, noch immer fühlte er sich im Aufstieg, und das Ziel schien ihm fern, nach dieser großen Reise vielleicht ferner und unerreichbarer noch als vor ihr. Und er wußte gut, daß erst jetzt die Zeit seiner wahren Bewährung kommen sollte, jetzt, da es galt, die Ernte der großen Reise in die Scheuer zu bergen. Aber er wußte auch, daß hier keiner seine Bedenken und seine Beängstigungen verstehen konnte, nicht einmal der gute Herr Weidemann, den die Freude und der Stolz auf die Entwicklung seines Schützlings bis zur Kritiklosigkeit begeisterte, am wenigsten aber die Kunsthändler oder gar die beiden smarten Gentlemen, die mit seinen Bildern ihr Rennen geritten waren. Nein, es war nicht gut, dieser merkantilen Seite seines Berufes, in dem er seine Berufung zu wissen glaubte, in die rechnerisch kalten Augen zu sehen, er war froh, als er alle diese so notwendigen Verhandlungen hinter sich gebracht hatte, derart, daß er sich in der nahen Zukunft recht wenig mit geschäftlichen und finanziellen Fragen zu befassen hatte, er war vom Herzen froh, als er an einem frühen Morgen wieder den Zug besteigen konnte — und als er am Mittag in der heimatlichen Hafenstadt ankam, stellte er sein Gepäck im Bahnhof unter und fuhr geradenwegs in den Vorort und zu seinem neuen Hause hinaus.

Aber hier draußen stand alles zum besten: der Vorgarten schwamm im Duft der blühenden Rosen, der geschorene Rasen quoll dicht und gut gehalten, die Rundbank unter der alten Eiche war frisch weiß gestrichen und lackiert, neben der Hauswand flüsterten die drei kerzenschlanken Pappeln, in den Vorderzimmern sangen die Handwerker, mit Tapetenrollen und Kleistertöpfen hantierend, die beiden Hinterzimmer im ersten Stockwerk hatten sich bereits entscheidend gewandelt, die Zwischenwand war gefallen, der Fußboden parkettiert, das Glasdach zog sich deckend über die ganze Länge, auch die großen Fenster waren schon eingehängt und der Glaser damit beschäftigt, die

letzten kleinen Scheiben in den Seitenwänden zu verkitten. Er stand eine Weile in dem überhellen Raum und sah dem fröhlich schaffenden jungen Mann zu. Wo auch sein Blick zu den Fenstern hinausschweifte, traf er auf das bewegte Grün der Bäume und der Büsche, das Flüstern der Pappeln drang in das Haus und durchschmeichelte es, hinter dem Haus erstreckte sich der kleine Park, der ihm allein gehören sollte, zur Rechten grenzte die hohe Baumhecke das Grundstück, zur Linken erhob sich schweigend und dunkel der Forst – es würde ein gutes Arbeiten werden in diesem Raum. Er reckte sich, und er fühlte in dieser Minute, wie das Bewußtsein seiner Kraft ihn gleich einer Welle warm durchpulste: in diesem Raum sollte es erstehen, das Werk seines Lebens, die Frucht seiner Reise, der große Dank an die Schönheit der weiten Welt, den auszusagen er schuldig war.

Dann verließ er das Haus wieder – noch gehörte es nicht ihm, noch piffen und sangen die Handwerker in allen Räumen, er trat auf die Straße hinaus, aber dann ging er sie nicht hinab in der Richtung zum Bahnhof, er wandte sich nach der anderen Seite und tauchte in den dämmerkühlen Wald ein. Und er war kaum eine halbe Stunde die schmalen Wege entlang gewandert, die sich auf und nieder schwangen wie durch ein hügeliges Land, da spürte er, daß alle Unruhe, alle Beklemmung, die ihn in der großen Stadt und in ihren kalten oder allzu prunkvollen Geschäftsräumen übermannt hatten, von ihm abgeglitten waren. Die stille Luft des Waldes umschmeichelte ihn, schwer von Düften, er tauchte darin unter, er badete in ihr Herz und Lungen, sein Hirn wurde frei, und langsam, aber mit wachsender Kraft, stand die Freude in ihm auf, die sich nach dem Einzug in das neue Haus sehnte, nach dem Beginn friedlichsten Lebens und ruhelosen Schaffens. Ach, entronnen war er den Städten und allen ihren steinernen Grüften, gewonnen hatte er diesen guten Frieden hier draußen unter den freien Himmeln und eine schöne Sicherheit, tausendfach besser erging es ihm als Millionen und aber Millionen von Menschen, die für ihr Leben in Enge und Armut versklavt waren – er würde viel, sehr viel leisten müssen, um der Welt und seinem Schicksal den Dank abzustatten, die er ihnen schuldig war für die Begnadung, die ihm widerfahren war: die Fülle der Welt gesehen zu haben, sie nachbilden zu

dürfen in ehrfürchtiger Arbeit und dabei zu wachsen und sich zu bilden nach eigenem Sinn...

Er atmete tief auf, er bog in einen Waldweg ein, der seinen Pfad kreuzte – und lief fast in ein Pferd hinein, das quer über diesem Wege stand, gesattelt, mit herabhängendem Zügel, und das ihm nun den schmalen Kopf entgegenwandte und ihn ansah mit großen, dunkel erglänzenden Augen. Er blieb überrascht stehen, dann sah er hinter und unter dem Pferdeleib zwei glänzend braune, schmale Reitstiefel, den Ansatz einer kühn geschwungenen Breecheshose – als er um das Pferd herumging, stand er einer schlanken Amazone gegenüber, sie trug ein weißes Seidenhemd zur dunklen Reithose, gelblich braun entwuchs der Hals dem Kragen, ein schmales, bräunliches, junges Gesicht, sehr große, dunkle Augen, der weiße Scheitel trennte das schwarze Haar, das im Nacken für den Ritt im straffen Knoten gebändigt war. Sie stand ihm gegenüber, schlank und geschmeidig, sie sah ihn fragend, aber auch mit spöttischer Ruhe an.

Er grüßte höflich, er trat näher heran, er fragte, ob er ihr in irgendeiner Weise behilflich sein könne. Aber das Mädchen, das sich am Satteltgurt zu schaffen gemacht hatte, klappte bereits die Satteltasche zurück, trat einen Schritt zur Seite und griff nach den weißledernen Stulpenhandschuhen, die sie hinter ihren Gürtel geschoben hatte. "Danke sehr, mein Herr!" sagte sie mit einer warmen und dunklen Stimme, die ihn weich wie ein körperliches Streicheln berührte. "Danke, es ist schon alles wieder in guter Ordnung, ich habe nur den Gurt etwas enger ziehen müssen, der Sattel fing schon an zu rutschen!"

Das Pferd wandte den Kopf und berührte mit weichen Nüstern seine Schulter, er hob langsam die Hand, klopfte ihm die Brust, tätschelte den Hals, strich über die Ganaschen, wie zärtlich drängte der Pferdekopf ihm näher und näher entgegen. Und wie es immer war, wenn ein Tier sich zwischen ihn und einem anderen Menschen stellte, glitt sein Interesse von dem Menschen ab und wandte sich dem Tiere zu, er liebte es, er freute sich an seiner scheuen Zärtlichkeit, sein Blick wanderte über die schlanken, eleganten Formen der rotbraunen Stute, über die Schulter hinweg, nur um nicht unhöflich zu

erscheinen, verloren schon an den einzigartigen Charme, der den Pferden eigen ist, sagte er: "Ein sehr schönes Tier, gut gehalten und weder müde noch verbockt – man begegnet selten einem solchen Pferd!"

Die warme Mädchenstimme nahe ihm zur Seite klang seltsam kalt, geschäftsmäßig und ironisch: "Danke sehr, wenn das ein Kompliment sein soll! Aber Sie scheinen von Pferden nicht allzuviel zu verstehen, mein Herr. Gewiß, die Lisa ist ein gutes Tier und hat noch was in sich, darum reite ich sie von Zeit zu Zeit. Weil sie mir leid tut, mein Herr, Lisa stammt nämlich aus dem Tattersall. Wissen Sie, was das für ein Pferdeleben ist?"

Er sah über seine Schulter zurück. Das schmale dunkle Mädchen stand dicht neben ihm, ganz damit beschäftigt, die engen Handschuhe über die Finger zu streifen. Jetzt sah sie mit kurzem Seitenblick zu ihm auf, und wieder lagen ihre großen, klaren Augen ohne Scheu in den seinen. Er schüttelte in plötzlicher Verlegenheit den Kopf: "Nein, das weiß ich nicht, ich habe noch niemals einen Tattersall betreten."

"Dann ist Ihnen viel Nachdenken erspart geblieben!" kam rasch die Antwort. "Es ist nämlich wirklich nicht so, daß dabei ein Pferd vor lauter Wohlleben übermütig werden könnte. Haben Sie überhaupt schon einmal darüber nachgedacht, welch ein Leben selbst ein gutgehaltenes Reitpferd führen muß? Nein? Dann will ich es Ihnen sagen: es wird vielleicht eine Stunde am Tage geritten, und die anderen dreiundzwanzig Stunden steht es an kurzer Kette mit dem Kopf dicht vor der Stallwand. Und das Pferd ist ein Steppentier, geboren zum Laufen, zum Rennen im Rudel und in der Herde, geboren für Sonne, Wind und Regen und alle Wetter unter dem freien Himmel. Es gibt Weiden für die Pferde, Koppeln, gewiß – aber wie viele Pferde dürfen davon schon Gebrauch machen? Bauernpferde am Sonntag vielleicht, die aber, die es bitter notwendig hätten, die Pferde aus der Stadt, die sehen kaum jemals eine Weide. Und unser Tattersall hat überhaupt keine Koppel, er hat mit Müh und Not eine offene Reitbahn, mehr Grundbesitz kann er sich nämlich nicht leisten. Und da seine Pferde kaum einmal Pflaster treten hier draußen, braucht er nach seiner Ansicht auch keine Weide für sie. Und so ein Pferd aus dem Tattersall steht ja schließlich auch wirklich nicht den ganzen Tag mit dem Kopf gegen die

Wand. Da tritt jeden Tag eine ganze Reihe von Reitschülern an, klemmt sich, hübsch einer nach dem anderen, in den Sattel und tummelt sich mit der Lisa auf der Reitbahn umher. Reiten ist jedoch gar nicht so einfach, wie die Menschen immer denken, es kann nämlich kaum gelernt werden, entweder ist man dafür begabt oder man bleibt ewig ein Stümper im Sattel. Na ja, dann sieht es drollig aus, und wenn es komisch aussieht, dann lachen wir gern über Roß und Reiter, nicht wahr? Aber glauben Sie, daß es einem der Pferde, auf deren Kosten dieses Spiel geht, dabei zum Lachen ist? Sehen Sie sich mal solche Reitstunden an, wenn Sie Zeit haben, so etwas kann nie schaden. Aber sehen Sie nicht nach dem schicken Reitdreß der jungen Damen oder der korpulenteren älteren Herren, denen der Arzt das Reiten verschrieben hat, sehen Sie auf die Pferde und denken Sie einmal darüber nach, welch eine Quälerei ein ungeschickter und gedankenloser Anfänger so einem Pferd mit Trense und Kandare zufügen kann — dem willigsten und gutartigsten Pferd, das hundertmal besser weiß und versteht, worauf es ankommt, als sein Reiter. Zwei Stunden, drei Stunden, vier Stunden solcher Morgenarbeit, und dann ist immer noch nicht Schluß, dann kommt immer noch einmal wieder so ein fetter Kerl oder eine dicke Frau, die sich um ihr Fettherz sorgt oder um ihre längst verlorene gute Linie, und dann stauchen sich diese Zentnersäcke in den Sattel und brechen dem armen Tier fast das Kreuz mit ihrem steifen Ungeschick, und dann schaukeln sie stundenlang durch die Gegend und sind dabei noch stolz auf sich selbst, weil sie ja doch nun mal reiten und es nicht nötig haben bei ihrem Geld, zu Fuß zu laufen, was ihrer Gesundheit weit zuträglicher wäre, und wenn dann das Pferd mit müden Knochen heimkommt, dann wird es kurz an die Krippe gebunden, und dort kann es stehen bleiben, bis am Nachmittag wieder ein Reitschüler kommt, der ihm mit der Kandare die Zunge zerwürgt, oder abermals eine dicke Geheimrätin, die ihm das Kreuz verbiegt. Und dieses ganze Arme-Sünder-Dasein wird mit einer Handvoll Hafer und Heu bezahlt, und nach ein paar Jahren ist die Herrlichkeit zu Ende, und das Pferd wird vor irgendeinen Gemüsekarren, einen Kohlenwagen gespannt. Das ist so ein Pferdeleben aus dem Tattersall, mein Herr, und daß die Lisa dabei so gut aussieht und immer noch einen solch bestechenden Charakter hat, daran ist

dieses Leben nun gewiß nicht schuld, das hat sie nur ihrem edlen Blut und dem Erbe ihrer Vergangenheit zu verdanken, das die Menschen immer noch nicht versauen konnten, wie sie tausende andere Pferde in Grund und Boden versaut haben!"

Sie trat mit zwei kurzen Schritten hinter ihm vorüber, bückte sich, warf dem Tier die Zügel über den Nacken, trat in den Steigbügel, und ehe er ihr noch hätte behilflich sein können, hatte sie sich schon, sicher und gewandt, in den Sattel geschwungen. Sie setzte sich zurecht, sie tätschelte mit der weiß beschuhten Hand den Nacken des Pferdes, den es wie im Stolz auf seine schmale Reiterin auf- und zurückwarf, sie nickte grüßend von ihrem hohen Sitz auf ihn herunter, nun klang ihre dunkle Stimme wieder warm und voll: "Ich reite gern, sehr gern, aber die Lisa habe ich mir zugeritten, weil ich weiß, daß das arme Ding sich freut, einmal unter einer guten Reiterin gehen zu können!" Und nickte noch einmal und schnalzte mit der Zunge, tänzelnd trabte das leuchtend schöne Pferd an auf federnden Sprunggelenken, dann streckte es sich, und mit dumpf über den Waldboden dahindonnernden Hufen entschwand es ihm im grüngoldenen Dämmern.

Hans Froment sah dem schmalen Knaben im weißen Hemd betroffen nach, verschmolzen mit dem Rhythmus des Tierrückens flog er, kerzengerade aufgerichtet, dahin und davon. Daß das Schicksal des Tieres in tausenderlei Gestalt wieder und wieder alle seine Wege kreuzte, das war er nun seit vielen Jahren gewohnt, und es war keine Überraschung mehr für ihn, weil er wußte, daß diese Begegnungen nicht zufällig waren, galten doch alle seine Wege weit mehr den Tieren als den Menschen. Aber daß ihm das ungute und vielfach gequälte Schicksal eines Tieres heute von den Lippen eines anderen Menschen widerklang, das geschah ihm zum erstenmal in seinem Leben, geschah ihm hier auf diesem Waldweg in seiner grüngoldenen Dämmerung. Auf diesem Waldweg nahe seinem zukünftigen Heim – und wenn auch die traurigen und empörerischen Worte wie eine Faust gegen sein immer noch allzu menschengläubiges Herz geschlagen hatten, so hatte doch auch die warme dunkle Mädchenstimme den Weg zu diesem Herzen gefunden und lebte darin wie ein gefangener Klang, wie ein scheuer Vogel im engen Käfig, und er nahm

Worte und Klang dieser Stimme wie einen Gruß auf seinem Weg und für eine Bestätigung seines Schicksals, daß die Wahl seines Hauses, die Stätte seiner zukünftigen Arbeit, die rechte gewesen war ...

Wind in den Bäumen

In den folgenden Tagen stand die Unruhe in ihm auf, und immer stärker erfüllte ihn eine rastlose Unzufriedenheit. Der Spediteur, der seinen Umzug übernommen hatte, stellte die angeforderten Kisten bei ihm ein, und in kurzer Zeit hatte er darin seine Bücher und Bilder und Sammlungen verpackt. Nun glich das nackte Atelier mit seinen Kistenbergen, seinen aufgerollten Teppichen, seinen vorhanglosen Fenstern und Wänden einem Speicher, und die Wohnecke auf dem kahlen Fußboden vor den beiden großen, schwarzkalten Fensterscheiben hatte wenig, hatte nichts gemütlich Anziehendes mehr für ihn. Nur noch höchst ungern hielt er sich in diesem Raume auf, und unerträglich schien ihm der Blick auf den Hafen mit seinem niemals ruhenden Leben, mit seinen aufkommenden oder ausfahrenden Schiffen, mit den nächtlich bunt huschenden Lichtern, mit dem Atem der Welt, der über ihm war und mit seinem sirenenrufenden Drang in die weite Ferne. Denn noch immer nicht war die Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit und Weite der Welt in ihm verstummt, ach, er wußte, sie würde niemals ganz in ihm schweigen, immer wieder, wenn er hinter diesen Fenstern stand, erwachte in ihm die Sehnsucht, dem Leben der Stadt, diesem ganzen gequälten und künstlichen Leben in Europa zu entfliehen, jetzt träumte er viel von Südamerika, das er nicht hatte sehen dürfen auf seiner großen Reise, vom Matto Grosso, vom Grand Chaco, von den weltweiten Riesenwäldern am Amazonas, und er träumte auch wieder von der Mandschurei und sah sich die endlose sibirische Taiga, den schwarzen

Urman¹⁵ der Kiefernwälder durchwandern auf der riesenhaften Spur des schweifenden Fürsten dieser wilden Welt, des Tigers. Und in den Nächten, wenn der große Ruf der ausfahrenden Schiffe in seine Schlaflosigkeit dröhnte, sehnte er sich wieder hinaus und zurück, träumte von der Südsee, von einem hellen Haus auf einer Palmeninsel nahe den Korallengärten, von einer verschwiegenen Farm im innersten Afrika, im Schatten des Oldeani oder des Kilima-Njaro. Und durch die Stunden langer Nächte haderte er mit sich selbst: er hatte doch Geld, er war frei, warum fügte er sich freiwillig den vielfachen Gefangenschaften, mit denen die große Stadt ihre Menschen schlug? Und immer wieder, nach wie vor, wenn er am Fenster stand und auf den Strom hinabsah, der sich dem nahen Meer entgegengähnte, dem Meer, hinter dem sich die Welt auftat, in der die verlorene Freiheit zu Hause war, immer wieder dann erschien es ihm unverständlich und nicht zu rechtfertigen, daß er blieb und auf alles das verzichtete, was ihm in den vergangenen Jahren zum eigentlichen Inhalt seines Lebens geworden war: auf das freie Schweifen, auf die große Reise, auf die bunte Flut ewig neuer Bilderreihen, die gesehen und mit raschem Stift eingefangen werden wollten. Und bisweilen in solchen Stunden mußte er fühlen, daß diese Sehnsucht seinen Körper übermannte und ihn zittern ließ in fiebernder Unrast. Und er wußte gut, daß er diese Unrast nur mit Arbeit zum Schweigen bringen konnte, mit der großen Arbeit, die auf ihn wartete. Die große Arbeit, mit der er die Ernte seiner Wanderjahre zu bergen hatte — wie er sich zurücksehnte nach dem freien Flug der großen Reise, so sehnte er sich zur gleichen Zeit auch dieser Arbeit entgegen, denn er wußte, daß sie ihn ganz in Anspruch nehmen, daß sie ihm keine Zeit lassen würde für andere Dinge, für andere Gedanken, daß in ihrem Dienst auch diese ewig hungrig nagende Sucht, von neuem zu entfliehen, zum Verschweigen kommen mußte. Und darum sehnte er sich inmitten aller seiner Sehnsüchte noch stärker nach dieser Arbeit, sehnte sich so stark nach der Erlösung von aller Unrast, die er sich von ihr erwartete, daß es ihn schmerzte.

¹⁵ Urman, Zweig des Kalywanischen Erzgebirges, im russischen Gouvernement Tomsk in Sibirien.

Nun aber hatten sich die Arbeiten in seinem Hause verzögert, einige Reparaturen mußten noch erledigt werden, sein Einzug schob sich immer wieder neu um einige Tage hinaus. Und da er nichts anderes mit sich anzufangen wußte, als sich zu sehnen nach der vergangenen Reise oder nach der künftigen Arbeit, wuchs sich ihm diese Situation unerträglich aus. Das Atelier war ihm keine stille Heimat mehr, in die er sich retten konnte vor den turbulenten Bedrängungen der Stadt, und in der Stadt selbst lief er, sobald nicht Geschäfte ihm Wege und Ziele bestimmten, herum wie ein Hund, der sich verlaufen hatte und sich ängstigt vor allen Dingen und Menschen an seinem Wege. Er besuchte auch den Zoologischen Garten nicht mehr, sooft es ihn auch drängte, hinauszufahren in den grünenden und blühenden Park, den steinernen Gesichtern der Stadt zu entfliehen und sein vereinsamtes Herz zu trösten mit dem Anblick der geliebten Kreatur. Aber wenn er jetzt an diesen Tiergarten dachte, dann tauchte vor seinem inneren Blick immer wieder der regungslose, rotbraun behaarte Rücken des Menschenaffen auf, den man "Golem" getauft hatte. Er sah das Tier in der Ecke seines Käfigs sitzen, abgewandt von der Welt des Menschen und ihrem Lärm, sehr einsam in dem quirlenden Leben ringsum. Und dann dachte er, daß alle Tiere des Gartens ihre Gefangenschaft so fühlen mußten, wie der Orang sie empfand, wenn auch die anderen Tiere ihrer seelischen Vereinsamung nicht diesen eindeutigen und erschütternden Ausdruck zu geben wußten. Sie waren gefangen, sie waren tief versunken in ihre Einsamkeiten, nur fremd und lästig und oft genug wohl auch erschreckend war ihnen der Mensch, der sich lachend breitmachte vor ihren Käfigen – ihm, der den Tieren anhing und sie zu verstehen glaubte, schien es ein Unrecht zu sein, wenn er sich unter die gedankenlosen Besucher mischte und die Tiere mit seiner Anwesenheit quälte. Wenn man die Gefangenen wirklich liebte, war es vielleicht die beste Tat, die man ihnen erweisen konnte, wenn man sie allein ließ in ihrer Gefangenschaft.

So fuhr er täglich in den Vorort hinaus und kontrollierte die Arbeiten an seinem Hause. Damit verging ihm gewöhnlich der Vormittag, dann aß er dort draußen in einer kleinen, recht guten Wirtschaft am Bahnhof, und dann verlief

er den langen Nachmittag im großen Wald, der an sein Haus grenzte. Das waren gute Stunden, denn der Forst war weit und vielgesichtig, und an manchen Stellen trug er fast urwaldartiges Gepräge. Und er war voller Schönheiten, aber gerade diese waren es dann wieder, die Hans Froment um die Ruhe brachten, die er im Walde suchte und oft genug auch fand. Er war nicht für die Untätigkeit geschaffen, es erschien ihm bald sündhaft, durch die Stunden wie ein müßiger Spaziergänger, wie ein Sommerfrischler oder ein seinen Lebensabend genießender Rentner die Waldwege entlang zu schlendern, einen halben Tag verborgen in einem stillen Winkel unter einem Baum zu liegen, durch dessen Laub der Sommerwind flüsterte — das alles war Ausweichen und Flucht und sträflicher Müßiggang, er war zum Schauen geboren und war verpflichtet, das Geschaute zu bilden. Aber obwohl er sich dann wiederum daran freute, daß seine alte Arbeitslust wieder in ihm erwachte und sich nährte mit den hundert stillen Bildern, die seine neue Umwelt ihm bot, wußte er doch auch wiederum, daß er unter diesen Verhältnissen niemals Ruhe zu einer rechten Arbeit finden würde, und dann war es auch so, daß er bedrängt wurde von den großen Bildern, die zu gestalten waren, und das Wissen um diese Bilder, und die Sehnsucht, sie endlich zu schaffen, ließ ihn immer wieder sich von allen noch so lockenden Motiven gequält abwenden. Er sah die großen, farbenglühenden Bilder der fernen Welt und ihrer Tiere, sie füllten sein Herz und bestimmten sein Denken, hier draußen und in diesen heimatlosen Tagen hätte er nur skizzieren können, dabei ertrank er doch in der Flut von Skizzen, die er mit heimgebracht hatte, sein Herz schrie nach großen Leinwänden, nach Pinseln und Farben, maßlos sehnte er sich danach, endlich sein neues Atelier zu beziehen, den ersten Blendrahmen auf die Staffelei zu stellen und das erste Bild zu grundieren.

Dennoch waren diese Nachmittage im stillen Wald noch die beste Zeit des ganzen Tages, böse, sehr böse war es mit den Abenden. Dann lief er wie ein eingesperrtes Tier zwischen den Kisten und Kasten des alten Ateliers herum, dann konnte er dem Blick auf den Hafen nicht entrinnen, und wenn er auch immer erst sehr spät nach Hause kam, immer blieb er noch durch Stunden wach, die großen Schiffe riefen durch seine Dämmerungen, und wenn er sich

zum Schlaf zwang, war dieser bleiern und unlustig. Und so zögerte er bei seiner abendlichen Heimkehr immer länger in den Straßen umher, stand mitunter eine gute Zeit vor einem Lokal, vor einem Theater, vor einem Kino, erfüllt von dem Wunsch, der quälenden Einsamkeit des Kistenspeichers unter dem Glasdach zu entgehen, sich zu retten in irgendeine gedankenzerstreuende Unterhaltung, und schreckte dann doch immer wieder zurück vor dem Stumpfsinn, der überall angepriesen wurde und ihm widertönte von allen Menschenlippen, vor diesem Stumpfsinn, mit dem die große Stadt ihre Menschen betäubte, der von ihm verlangte, daß er sich ihm beugte, daß er in ihm aufging, unterging im seichten Sumpf der Masse Mensch, mit der auch nur in Berührung zu kommen jede Faser seines Seins sich sträubte.

Eines Abends jedoch, er entstieg einem Schacht der Untergrundbahn und bummelte langsam quer durch die Innenstadt, dem Hafen, seiner Wohnung zu, die ihm nichts mehr war als ein Bett, das er ungern genug aufsuchte, eines Abends sah er über einer Treppe, die von der Straße in den Keller führte, rotes und blaues Licht erglühn, las einen Namen in gleißenden Lettern und ließ sich von ihm von seinem Weg in die Nachbarstraße locken. Und dann stand er vor diesem Eingang, und ein ungläubiges Lächeln lag auf seinem Gesicht. Der "Goldene Keller" — das also gab es wirklich noch auf dieser Welt! Sieben Jahre waren es her, fast auf den Tag genau, daß er zum letztenmal diese ausgetretenen Treppenstufen hinabgeschritten war, allein und einsam — und allein und einsam hatte er das Lokal verlassen und war durch die Sommernacht gewandert, und dann war er auf Ilzabe getroffen, auf den schönen, fernen Prinzen Yussuff — und allein und einsam stand er an diesem Abend nach sieben Jahren wieder hier ... Er stand und sah gerührt auf das Flammenspiel in den engen Glasröhren, wie ein Stück Heimat begrüßte ihn dieses Licht, vertraut war ihm der schwache Lärm, der durch die Tür quoll und rechts und links aus den verhängten Fenstern stieg: Menschenstimmen, das Klappern der Knobelbecher am Bartisch, fern dünne Musik. Ein Stück Heimat, ein gutes Stück seiner Jugend — seine Tage waren leer genug, warum sollte er der vergangenen Jugend nicht einmal eine Stunde lang in die Augen sehen?

Aber er blieb stehen und starrte auf das spielende Licht. Er brauchte nicht die Straße zu queren, er brauchte nicht die Treppe hinabzusteigen, er brauchte nicht die Tür zu öffnen, die er tausendmal geöffnet hatte. Er wußte, was war, und er wußte, was sein würde: da unten am Stammtisch würden sie beieinander sitzen wie einst und immer ... Julius Worps, der König der Bohème, Franz Haken, der Bürgerschreck und Krawattentöter, Hugo Zahm, der Akkordmaler, Lisa Lasa, die gern eine große und teure Kokotte gewesen wäre und nie mehr als ein billiges Mädchen geworden war, und das Mädchen Marleene, die "Psychokratin", kostenfreie Muse aller Männer, die sich Künstler nannten und Tuch in allen Betten ... Und sie würden ihn mit höhnischer Grandezza als nunmehr prominent gewordenen Malermeister willkommen heißen und sich schwer von ihm traktieren lassen. Worps würde ihn ausgiebig zur Ader lassen, und dann würde er ihm wieder einmal vor allem Volk haarklein beweisen, daß seine Tierbilder Gepinsel für Kinderbücher waren und einen Dreck galten vor den hohen Maßstäben seiner eigenen Werke, die er noch immer nicht gemalt hatte. Und Hans Froment würde ihn wieder einmal ein Riesenroß nennen und sich der Mädchen erwehren müssen, die sich ihm aufdrängen würden, um an sein Geld zu kommen. Und dann würden sie alle erbittert über ihn herfallen, sie konnten sich errechnen, was er etwa in den letzten Jahren eingenommen hatte, kannten wahrscheinlich bestimmte Summen sehr genau, sie würden einem Mann, der Geld verdiente mit seiner Kunst, keinen Pardon geben, abstempeln würden sie ihn ein für allemal zum Schmieranten, der lächerliches, aufreizendes Glück gehabt hatte, zum schändlichen Spießler, der nur den Gelderwerb kannte, sie würden sich sehr bemühen, seinen Hochmut zu brechen, ehe er ihn nur zeigen konnte. Künstlerkameraden unter sich, das geistige Band, das alle Schaffenden miteinander verband – nichts lockte ihn, in diese Grube zu steigen, in diesem Feuerofen zu singen.

Allzu genau wußte er, wie alles sein würde: sie würden ihm so lange mit ihren giftigen Nadelstichen zusetzen, bis er sich für sie schämte, bis er Langmut und Geduld verlor, bis er ihnen sagen würde, daß er hinter ihre Masken sah, daß sie nichts waren als Abhub der großen Stadt, daß sie in die Arbeitshäuser

gehörten, die man für ihresgleichen erbaut hatte, damit sie keinen Schaden anrichten konnten unter den Menschen. Und wieder einmal würde er im Zorn den Keller verlassen und wahrscheinlich wieder einmal dem Vergnügungsviertel anheimfallen und vielleicht – eine Großstadtnacht glich der anderen zum Erbarmen – vielleicht einem anderen Mädchen, das er "Prinz" und "Yussuff" nennen konnte...

Und da wandte er sich auch schon ab und zurück, querte eilig die breite Straße und tauchte in das Halbdunkel der Straßen am Hafen. – Aber in seinem Atelier, die Kistenberge in seinem Rücken, stand er noch lange am offenen Fenster und sah den halben Mond über den unter seinem Licht glühend spiegelnden Fluß wandern. Er sah auf das magische Gestirn, er sah auf die breit dahin flutenden Wasser, wieder lauschte er in sich selbst hinein und erkannte zu seinem Erstaunen, wie unberührt er von dem Anruf seiner Jugend geblieben war; die Jahre seines Beginnen, die Freunde seiner Jugend, die sich im Schöpfertum erhob, all das war abgetan für alle Zeit, all das lag hinter ihm wie alte, verschlissene Kleider. Er sah auf den Strom, der sich dem nahen Meer entgegendehnte und spürte nur die eine große Sehnsucht: zurückkehren zu dürfen an seine Arbeit. –

Kurze Zeit danach erfüllte sich ihm auch dieses. Er war einen Tag nicht hinausgefahren in den Vorort, sondern hatte ihn in verschiedenen Buchhandlungen verbracht, hatte sich über die Neuerscheinungen der letzten Jahre orientieren lassen und mit Hilfe von Katalogen und Verlagsprospekten umfangreiche Bestellungen aufgegeben. Als er dann am anderen Tag wieder in sein Haus trat, überraschte ihn die Frau Keller damit, daß sie ihn mit ihrem stillen Lächeln in die Zimmer des Parterres führte, die bereits fertig eingerichtet waren. Und auch die anderen Räume des Hauses standen bereit, alle Arbeiten waren beendet – er telephonierte sogleich mit dem Spediteur und freute sich wie ein Kind, als dieser ihm versprach, den Möbelwagen am anderen Morgen zum Umzug zu schicken. Und dann suchte er aus den übernommenen Trophäen des alten Forstmeisters die besten und interessantesten Stücke aus und verteilte sie über die Wände des Eßzimmers und der gemütlichen

Herrenstube, das war eine gute Beschäftigung, die ihn bis zum Abend festhielt, und dann mußte er eilends in die Stadt zurückfahren, da er dort ja noch Geschirr und mancherlei Kleinigkeiten zu verpacken hatte. Spät in der Nacht stand er wiederum im Atelier, das nun noch mehr als je zuvor einem Lagerraum glich, eine einzige nackte Birne hing vom Glasdach herab und erleuchtete den weiten Raum, durch den die Kistenberge schatteten. Er war müde und abgespannt, aber er dachte mit keinem Gedanken an das Bett. Es waren die letzten Stunden in diesem Raum, der sein Werden und Reifen und seinen endlichen Aufstieg gesehen hatte, und den er jetzt von sich tun sollte wie eine leere, verbrauchte Hülle. Nun erst wußte er, wie tief er ihm verbunden war, und als er zurückdachte an die vergangenen Jahre, die über dieses Glasdach gerauscht waren, überfiel ihn ein Bilderstrom, der ihn fast überwältigte in seiner bunt hetzenden Fülle. Er sah sich wieder in seiner ringenden, unsicher tastenden Jugend, er erlebte die ersten Erfolge nach, nicht jene, die Geld in seine Kassen gebracht hatten, sondern die anderen, die sehr stillen Stunden, in denen er vor einem Bild gesessen hatte, vor einem Bild, das unter seinen Händen entstanden war, und vor dem er sich hatte eingestehen müssen, daß es so, wie es war, gelungen und gut war. Und das Meer von Arbeit, die er in diesem Raum bewältigt hatte, wogte brausend an ihm vorüber und verflockte seinen Gischt: die Tagesarbeit, die das Geld zum Leben bringen mußte, die Studien ohne Zahl, die er für die großen Arbeiten zusammengetragen hatte, die ersten Gemälde, die hier entstanden waren, die Fülle von Illustrationen, die er dort am großen Zeichentisch geschaffen hatte.

Ein Leben der Arbeit, manchmal hatte es ihm geschienen, daß er ertrinken mußte in diesem Meer von Arbeit, jener, die getan werden mußte, um leben zu können, und die andere, die er freiwillig auf sich genommen hatte, weil es ihn drängte, sie auszuführen, sich an ihr z.i bilden und höher zu kommen. Nun aber, in seiner Rückschau, nun war es ein sehr gerader, stetig aufwärts führender Weg gewesen, der ihn aus bescheidensten Anfängen zum guten Ziel getragen hatte. Gesegnete Jahre, gesegnetes altes Glasnest über den Hafestraßen ...

Er stand mit dem Rücken an das Fenster gelehnt, er sah durch den kahlen Raum, der unter dem häßlich nackten Licht lag, die Flut der Bilder wollte nicht abreißen und wollte nicht enden. Aber nun waren es andere Bilder, die vor ihm entstanden, nun schwang sich leise Musik durch den weiten Raum, Frauenlachen — er dachte zurück an manche gute warme Stunde zwischen diesen Wänden, aber dann erstieg das Bild einer bösen Frau vor ihm, die sich Mona genannt hatte, und dann sah er den Prinzen Yussuff unter dem Glasdach stehen, schlank und hochbeinig, die Hände in den Taschen der Leinenjacke, mit kühler Ablehnung gegen sein Bücherbord blickend — und dann drehte er sich hastig um und sah durch das vorhanglose Fenster in die von Lichtern durchstickte und überschmeichelte Nacht des Hafens. Auch da war ein Weg gewesen, ein sehr gerader, er führte über Mona und über Ilzabe und führte weiter in die Leere der Enttäuschung. Für eine Weile wunderte er sich darüber, wie müde die Sehnsucht nach den Frauen in seinem Herzen geworden war, so müde, daß er glauben durfte, nun sei sie für alle Zeit in ihm erstorben und sein Leben habe nun nur noch den einen Inhalt: die Arbeit und das unablässige Bemühen um weitere Vervollkommnung. Er sah auf den nächtlichen Hafen, jetzt erst erkannte er, daß er tausendfach diesem Raum verwurzelt war, es fiel ihm sehr schwer, sich und sein Leben aus ihm zu lösen, aber dann atmete er tief: die große Reise hatte seinem Leben die entscheidende Zäsur gegeben, schon in ihren Jahren hatte seine Loslösung aus diesem Glasnest begonnen, jetzt kam die große Arbeit, zu der die Ernte der Reise ihn verpflichtete, es begann ein neuer Lebensabschnitt für ihn, gewißlich war es nur gut, wenn er ihn in anderer Umgebung begann.

Am anderen Abend um die gleiche Zeit wußte er, daß er recht gehandelt hatte. Der Umzug lag hinter ihm und mit ihm ein Tag fieberhafter Arbeit. Bis in den späten Abend hinein hatte er den beiden Frauen geholfen, die Möbel waren eingeräumt, Gardinen und Vorhänge waren aufgesteckt, die Lampen angeschlossen, im Schlafzimmer wartete das aufgeschlagene Bett auf ihn, jetzt stand er in seinem Atelier und räumte aufatmend die letzte leere Kiste zur Seite. voll von einer tiefen und stolzen Freude sah er sich um. Vor ihm lag lang und

glänzend schwarz die Fensterwand. An den beiden Schmalseiten links und rechts hatte er die bunten Vorhänge zugezogen. Vor dem einen standen nun die Sessel, der runde Tisch, und das Fell des Tigers, dessen Farbe wie das Licht des jungen Mondes war, lag auf einem guten Teppich. Vor der anderen Glaswand, vor der breit fallenden gebatikten Seide, die er aus der Südsee mitgebracht hatte, stand der große Zeichentisch, von der starken Lampe prall beleuchtet. Die Staffeleien standen bereit, und an der Rückwand dehnten sich die Regale und die Schränke. Sie teilten sich, wie der ganze Raum, in zwei Hälften: auf der einen Seite, hinter den Sesseln und der Couch, reihten sich in vielen Stufen die bunten Rücken der Bücher. Die andere Seite barg in Regalen und Schränken seine Skizzenbücher, seine Farbenstudien und seine mancherlei Sammlungen. Und die vertrauten Bilder hingen: Caspar David Friedrichs aus den Tälern des Riesengebirges steigende Nebel, die goldene persische Gazellentafel, der schreitende Tiger des unbekanntenen englischen Radierers. Und hundert Dinge, die er mitgebracht hatte von seiner Weltfahrt, reihten sich im bunten Durcheinander auf dem obersten Brett der Regale, aber zwischen dem Katzenkopf der Göttin Sachmet und dem verstörend menschenähnlichen Schädel eines sehr jungen Orang-Utan blähten sich im hellen Glase der alten Rumflasche die Segel des vollgetakelten Viermasters unter einem imaginären Wind.

Er lehnte an der Tür, und die Freude erfüllte sein Herz: er hatte sein neues Heim, und er wußte, daß hier ein glückhaftes Arbeiten sein würde. Dann nahm er die Kiste auf und trug sie in den Keller hinab. Am anderen Tag würde der Fahrer die gebrauchten Kisten abholen, dann würden die Läufer für die Treppe gespannt werden, dann hatte er noch einige Bilder aufzuhängen, seine Bibliothek gründlich zu ordnen – und dann würde er frei sein, frei für seine Arbeit. Ein Lächeln auf den Lippen trat er durch die Hintertür in den Garten hinaus.

Es war eine helle, mondlose Sternennacht, ein leiser Wind lief durch die Welt, müde und glücklich ging Hans Froment ein Stück in den Garten hinaus und freute sich an dem Bewußtsein, daß dieses kleine Stück Welt, duftend in der Nacht und stumm unter dem weichen Rauschen in den Bäumen, nun ihm

und ihm allein gehörte. Dann blieb er unter einer Gruppe junger Birken stehen und lauschte wie verzückt in die Nacht hinein. Er hatte in seinem alten Atelier niemals unter Lärm zu leiden gehabt, und am Abend gar, wenn die Bürohäuser geschlossen waren, hatte sich eine Friedhofsstille über Haus und Straßen ausgebreitet. Eine Friedhofsstille, ja, eine Totenstille — jetzt wußte er, was ihn in der letzten Zeit so bedrückt und ihm den Aufenthalt im alten Glasnest unerträglich gemacht hatte. Da war eine künstliche, eine unnatürliche, eine steinerne Stille gewesen — hier draußen aber lag die Erde in ihrem nächtlichen Schlaf, und der leise Wind der Sommernacht sang durch sie hin.

Er stand und lauschte beglückt. Nicht für einen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß er in einem neuen, in einem ihm noch fremden Hause weilte, er fühlte sich heimgekehrt. Groß und gewaltig wölbte sich der Sternenhimmel, die Blätter der Birken wehten mit seidnem Rauschen im Wind, an der Hauswand flüsterten die Pappeln, silbern und hell, und im nahen Wald stand ein fernes, feines, donnerdunkles Brausen. Er war daheim, er war den Klüften und Grüften der Stadt entronnen, er stand auf weicher Erde, der Wind schmeichelte seinem Gesicht, die ewigen Sterne zogen ihre stumme Bahn, nun entschleierte sich auch der Mond, der verhangen in der Weite des Himmels gestanden hatte, wie einst und wie immer berührte ihn das zauberische Licht mit magischer Gewalt, und der stete, weichdunkle Gesang des Waldes begleitete ihn auf seinem Weg, über dem die Mondschaten lagen, begleitete ihn zurück in das Haus und schmeichelte ihn in den Schlaf. Glücklich wie ein beschenkter Knabe lag er schließlich unter diesem Gesang, der durch das offene Fenster flutete, in seinen Kissen — es würde ein gutes Leben, ein gutes Arbeiten sein in diesem Hause ...

Aber dann kam er doch längst nicht so rasch an seine Arbeit, wie er es gedacht und sich ersehnt hatte. Zuerst waren noch hundert Kleinigkeiten im neuen Hause zu richten, er selbst nahm sich ihrer an und gab nicht eher Ruhe, als bis alles ohne Rest zu seiner Zufriedenheit geordnet war, und er erstaunte dabei oftmals fröhlich über den eigenen Eifer, denn er hatte niemals gedacht, daß der Besitz eines Hauses und seine Einrichtung ihm derart wichtig sein würde, daß er immer wieder Stunden und Tage an solche Arbeit setzte. Und als

dann alles gerichtet war und behaglich, als er auch das letzte Stück seiner Sammlungen eingeordnet hatte, daß er es jederzeit auch im Dunklen finden konnte, und daß es sich harmonisch einfügte in das Ganze, als jeder Teppich den rechten, seinen Farben zukommenden Platz gefunden hatte, als alle Bilder hingen und jede Lampe ausprobiert und ihre Kerzenstärke für gut befunden war, als der derart geordnete Haushalt nun ohne Reibung lief und er sich mit den beiden Frauen so eingespielt hatte, daß er niemals durch ihre Arbeit gestört wurde, dann kamen neue Kisten in sein Haus, und sie waren angefüllt mit den Büchern, die er bestellt hatte. Und es waren diese Bücher, über denen er die folgenden Tage versäß, die er las und betrachtete, und über denen er sich in langen Grübeleien verlieren konnte.

Denn da war in den vergangenen Jahren eine fast unübersehbare Flut von Tierbüchern erschienen, sie waren durchwegs mit guten Photos illustriert, und aus den Kritiken und aus ihren Auflageziffern konnte Hans Froment entnehmen, daß sie gut gekauft, weit verbreitet und gern gelesen wurden. Und es waren just diese Tierbücher, über denen er grübelnd an seinen langen Nachmittagen bis tief in die Nacht hinein saß, alle jene Stunden nach dem Mittagessen, nachdem die ruhige Frau Keller das Haus verlassen hatte und er allein war in seiner gewohnten und geliebten Einsamkeit. Wenn er die Bücherstapel ansah, die sich auf seinen Tischen häuften, dann erschien ihm ihre Zahl unverhältnismäßig groß — gab es wirklich so viele Menschen in den Städten, denen das Tier, dem sie doch ganz und gar entfremdet waren, derart viel bedeutete, daß sie sich diese Bücher, die zumeist nicht zu den billigsten gehörten, reihenweise in ihre Schränke stellten? Dann mußte doch über diese Menschen der Stadt längst und unabweisbar die Erkenntnis gekommen sein, daß sie sich auf dem falschen Wege befanden inmitten ihrer steinernen Kultur, dann mußte also der Drang zur Natur und zur Verbundenheit mit der Kreatur unbezähmbar stark in ihren Herzen leben, dann, so meinte Hans Froment, dann mußte eigentlich das Leben dieser Menschen in der Stadt längst ein anderes Gesicht zeigen, als das jener sah, der aus der Ferne zurückgekehrt und nach dem Menschenherz im Stein verlangend suchte.

Hier stimmte etwas nicht — er hatte jenes Gesicht der Stadt allzu nah und genau gesehen, er hatte es erfüllt, und sein Gefühl ließ sich nicht betrügen. Er saß hinter den Büchern, er blätterte sie durch, er sah sich die Bilder an, er las gewissenhaft den Text, von dem sie begleitet wurden. Es gab viele Bilderbände, an denen er als Künstler seine helle Freude hatte, die Kamera eroberte die Welt, ihr gläsernes Auge sah die Dinge neu und scharf und lehrte die Menschen ein neues und scharfes Sehen. Die Texte dagegen sanken bisweilen bis zur Bedeutungslosigkeit herab, blieben fast immer seicht und durchwegs bemüht, dem Leser die Welt der Tiere zu verfreundlichen und zu verniedlichen. Diese Texte, so meinte Hans Froment, geschult an der Wissenschaft, an den Büchern der Forscher, geschult aber auch an der ernsten und großen Literatur, diese Texte waren unwichtig und oft wertlos, gekauft und geliebt mochten diese Bücher wohl nur ihrer Bilder wegen werden.

Es überwogen die Bilder von gefangenen exotischen Tieren, die in den zoologischen Gärten zur Schau gestellt wurden, die Bilder von Haustieren auf ihren Weiden, nur ein Bruchteil der Aufnahmen zeigte Wildgetier in seiner großen und schönen Freiheit. Dennoch: Hans Froment saß über diesen Bildern, sah sie sich wieder und wieder an, und bald hätte er um keinen Preis diese vielen Bilderbände aus seiner Bibliothek missen mögen. Jederzeit war ihm in ihnen das Tor zur Welt der Tiere geöffnet, in Zehntausend von auserlesenen guten Bildern barg er mit ihnen die Schönheit der Kreatur in seinem Heim. Aber mit dieser stillen Freude gab er sich nicht zufrieden, er wußte, es war die Freude des Malers am guten Bild, an diesen oft mit allen technischen Raffinements aufgenommenen Lichtbildern, die jedes Abbild eines Tieres zu seinem Denkmal umschufen. Und so schön diese Bilder auch waren, vollkommen und den Künstler in ihm immer wieder bestechend und verführend, wenn man das Tier suchte und nicht die Künste der Technik, sah man sich doch bald satt an ihnen, und es war mit ihnen wie in der Galerie eines Photographen, der tausend ausgezeichnet photographierte menschliche Gesichter nebeneinander reihte. Indem man aus jedem Gesicht das Herausschmeichelte, was ihm nach der Ansicht des Photographen Bedeutung oder Reiz verlieh, indem man bemüht war, noch das Banalste und Selbstverständlichste eigenartig und interessant

aufzuputzen, geriet man in die erdrückendste Monotonie. Tausend Menschen, eingefangen von der Kamera in Bewegung und täglicher Arbeit, waren eines nimmermüden Studiums wert, zwei Dutzend kleine Bürger oder Arbeiter im Sonntagsrock waren unerträglich. Und die technisch vollkommensten Aufnahmen gingen auch bei den Tieren diesen Weg: Eigenart und Wesen versank, nur der Kenner spürte es auf, sie trugen einen allzu guten Rock und fühlten sich nicht wohl darin. Wie anders lebte das Tier in jenen weniger zahlreichen und wohl auch weniger beliebten Büchern, die sein Leben in der Freiheit eingefangen hatten. Natürlich konnten diese Bilder technisch nicht derart vollendet sein, wie es die Aufnahmen aus den Zoologischen Gärten waren, die sich in ihrer Vollendung nicht von der Arbeit eines Porträtphotographen unterschieden. Aber sie brachten dagegen das Tier in seiner freien Bewegung, in seiner charakteristischen Haltung, klagend, lockend, sichernd, schlendernd, flüchtig oder angreifend – immer war es wie ein Anruf und rührte an das Herz, stumm und stolz und schön sah es aus seiner Freiheit an den Menschen vorüber.

Und so war es dieser greifbare, fühlbare Unterschied im künstlerischen Wert dieser so sehr verschiedenartigen Bilderbände, der Hans Froment zur Einsicht in die Wahrheit verhalf. Noch einmal und ganz neu eroberte die Kamera die sichtbare Welt für das Auge des Menschen. Und sie trug denen, die nicht sehen konnten, die ganze Welt in ihr Heim, anmutig und handlich zurechtgestutzt, und die Größe und Schönheit der Welt anzusehen, wurde vor diesen Bildern den feinen Leuten, die in feinen Häusern feine Wohnungen bewohnten, zu einem belletristischen Spiel und zu einem eleganten Zeitvertreib. Und wenn diese Bücher gekauft wurden, so wurden sie wegen dieses Spiels gekauft oder von den zahllosen Amateuren, die über die Fortschritte der Photographie unterrichtet bleiben wollten, am wenigsten wohl von denen, die wirkliche Freude, wirkliche Sehnsucht und wirkliches Verständnis für die Schönheiten der ihnen so fernen Welt besaßen.

In diesen Büchern, in Bildern und Bildwerken trieb der Mensch der großen Städte einen förmlichen Kult mit den Tieren, mit denen, die ihm fremd und fern waren, aber auch mit jenen, die in den nahen Ställen der Bauern lebten

oder gar durch die Straßen der Städte liefen. Einen rein ästhetischen Kult, denn bis auf die wenigen, die sich, im Besitz dieser Bücher, an ihren Bildern in das verlorene Paradies einer ungeschändeten Erde zurückträumen mochten, hatte der städtische Mensch Europas keinerlei Beziehungen mehr zu den Tieren. Hans Froment hörte durch das Schweigen der Nacht, in dem leisen Rauschen der Bäume, die sein Haus atmend umstanden, wieder und wieder die dürstenden Rinder vor dem Schlachthaus brüllen, die Rinder, die von ihren Weiden kamen, und deren Durst niemals mehr gestillt werden sollte, an ihm vorüber trabte die Kavalkade der müden, müden Pferde mit schleppenden Eisen über das Pflaster, und wieder spürte er unter seinem Absatz die dünnen Schädelknochen der kleinen Katzen zerknirschen, die winselnd auf den nackten Steinen lagen, Wasser in den Lungen, die Haut zerfressen von glühender Asche, zirpend gleich ganz jungen Vögeln in ihrer unausdenkbaren Qual, und die er nur durch einen raschen Tod von ihren Leiden hatte erlösen können ...

Er brauchte nur einmal durch die Straßen einer Stadt zu gehen, er brauchte nur die Menschen zu beobachten, die irgendwie mit einem Tier zusammentrafen oder ein solches selbst in ihrem Hause hielten, ach, er brauchte nur andere Bücher aufzuschlagen, um ganz genau zu wissen, daß alle diese vielen schönen Bilderbände nichts anderes waren als eine zu nichts verpflichtende Spielerei, mit denen müde gewordene Sinne sich einen angenehmen Kitzel verschafften. Diese Bücher verdankten ihr Sein nicht einem schmerzlich gefühlten Mangel, einer quälenden Sehnsucht — sie waren aus dem Überfluß geboren, aus dem Überfluß an Schönheit und Reichtum der Welt, an dem sich genießerisch verspielte Menschen in der Langenweile ihrer Stuben schmeckerisch delectierten. Diese Bücher waren ohne Wert und Gehalt, denn der Mensch blieb, was er immer gewesen war, seinen Städten verhaftet, vereinsamt und ein hassender Feind vor allen Mächten des Elementaren, er blieb ein gnadenloser Egoist, dem nichts anderes wichtig war als sein eigenes Wohlergehen.

Dieser ganze ästhetische und intellektuelle Kult blieb eine unverbindliche Spielerei, nicht um Haaresbreite näherte sich durch ihn der Mensch den Tieren. Solange er hinter diesen Bildern saß, hinter diesen schön frisierten Abbildern

des Lebens, mochte er kluge Worte über eben diese falsche Schönheit und über den Adel, den der Daumen des Schöpfers der Kreatur aufgeprägt hatte, sprechen — im wirklichen Leben blieb er, was er immer gewesen war: der Feind, der unerbittliche Verfolger, der gnadenlose Mörder aller Kreatur. Vielleicht liebte er, auf seine Weise, mancherlei Tiere, aber das waren immer nur jene, die ihm materiell oder ideell nützten. Und er anerkannte fremdes Leben nur dann, wenn es sich seiner Hoheit, seiner Gottähnlichkeit ohne Frage beugte, er nannte nur jenes gut, das ihm diente und seinem Willen ergeben war bis zur freiwilligen Selbstauflösung. Und er nannte alles böse und wild — denn dieses zweite Wort galt ihm dem ersten gleich —, was ihn floh, oder was sich gar erhob gegen seine Verfolgungen und seinem Vernichtungswillen ungebrochen begegnete. Er maß einzig mit dem Maß, das ihm allein frommte, denn es dünkte ihm, der Herr dieser Erde zu sein, die ihm nutzbar zu sein hatte mit allem, was auf ihr lebte.

Durch die offenen Fenster des stillen Hauses flutete warm und weich die Luft des duftend blühenden Sommers, und immer, bei Tage und in der Nacht, schwang das weiche Brausen, unter dem der Wald stand, zu dem einsamen Mann herein wie eine ewige Frage und wie ein linder Trost. Er saß hinter den Büchern, er sah sich die tausend und abertausend Bilder der Tiere an, er suchte hinter ihnen das Antlitz des Menschen. Er fand dieses Antlitz nicht, er fand in diesen Büchern keine andere Beziehung zwischen Mensch und Tier als die einer technischen Fertigkeit, die sich daran versuchte, diese unerschöpfliche Formenwelt mit ihren Apparaten nachzugestalten. Er kannte die Tiere, er hatte den Menschen hundertfach, tausendfach erlebt — dieser ganze ästhetische Kult blieb ihm eine Posse, eine Farce, ein gewissenloses Spiel, es fehlte die Seele, die sich liebevoll oder auch nur gerecht dem verwandten Leben öffnete, und die Tage des Menschen, der sich in seinen Abendstunden vielleicht an solchen Tierbildern erfreute, alle seine Tage waren schwer von gedankenloser und auch von bewußter Grausamkeit gegen eben dieses Tier.

Die Bäume rauschten im Wind, die Pappeln flüsterten silbern am Haus — Hans Froment saß hinter den offenen Fenstern und träumte hinaus. Er wußte,

daß er sich in dieses Haus gerettet hatte aus dem brüllenden Meer der Stadt wie ein Schiffbrüchiger auf eine Insel. Aber er saß zitternd und nackt auf dieser kleinen Insel, er entrann dem Meer nicht, es erhob sich rings und lief im Sturm der weiß vergischenden Wellenkämme gegen seinen Strand. Vielleicht war er für eine kurze Weile gerettet, aber niemals würde er gesichert sein, und er wußte nur allzugut, daß er niemals wieder den heiteren Gleichmut zurückgewinnen würde, mit dem er, ja, auch er, einmal in jenem Strom getrieben war, der alle Menschen durch ihr Leben trieb. Denn ihm waren die Augen geöffnet worden, und manchmal glaubte er, daß seine große Reise ihm mehr zum Fluch als zum Segen geworden war. Er hatte die Welt sehen und ihre Gesetze erahnen dürfen – und er hatte dabei die Menschen verloren und war heimatlos geworden unter ihnen.

Die Bäume rauschten im Wind, die Birken summten, seidig wehte das Laub der Weide, die Pappeln flüsterten, dünn rauschte es durch die Kiefern, und im großen Wald, der an seinem Hause begann, stand das weiche, donnerdunkle Brausen – alles Geschwätz und Gerede der Menschen war weit weniger noch als dieser Wind, weit weniger als diese leise Melodie, die von Gott kam. Denn alles Gerede der Menschen war ein Geschwätz und diente nur dazu, dem Menschen selbst zu schmeicheln. Schöne Worte, schöne Reden – ja, sie gab es ohne Zahl, sie waren verführerisch genug, kluge Leute schafften ununterbrochen an der schönen Form der Rede, und die Hörer und Leser erfreuten sich dieser schönen Form und hatten längst gelernt, den tiefen Gehalt des schlichten Wortes spöttisch zu verlächeln. So waren ihre Worte leer geworden, aber sie fanden sich ohne Zahl und einten sich zur laut tönenden Rede von des Menschen Herrlichkeit. Aber in seinen bitteren Stunden dachte Hans Froment, daß nur leere Gefäße so laut tönen mochten, wie die Rede der Menschen von ihrer Auserwähltheit über diese Erde ging. Er war – unter dem dunkel orgelnden Sang des Waldes gestand er es sich ein – er war auf seiner großen Reise durch die Wunder der Welt zu einem gläubigen Menschen geworden. Er glaubte nicht an den Gott, wie man ihn in den Kirchen abbildete, die er niemals betrat, aber je tiefer er in die Natur hatte eindringen können mit sehenden Augen und forschendem Geist, je tiefer er sich versenkt hatte in die

Rätsel und Wunder des Lebens, die sich ihm ohne Zahl an seinem Wege offenbart hatten, desto unverrückbarer glaubte er daran, daß auch der menschliche Geist nichts anderes war als ein Produkt der allgewaltigen Natur, von der die Form seines Sitzes, des menschlichen Hirnes, geschaffen worden war, glaubte er daran, daß Geist und Seele nicht allein dem Menschen gegeben worden waren, glaubte er an eine unfaßbare Macht, die alle Dinge, alle Wesen dieser Welt durchgeistigte und durchseelte. Eine unfaßbare Macht — der Mensch wußte keinen anderen Weg zu ihr als den des forschenden Geistes, aber so tief er auch eindringen mochte in Rätsel und Geheimnis, desto weiter wich das Unfaßbare vor ihm zurück und wuchs mit jedem Schritt, den der Mensch durch die Bezirke der Natur tat, und wuchs immer größer, immer dunkler, immer mächtiger vor ihm auf und erfüllte schließlich die Welt und alle ihre Himmel. Dieser Macht war er gläubig geworden, er neigte sich in Ehrfurcht vor ihr, und demütig betete er an, was dem Menschen rein und unverfälscht aus ihren Händen überkommen war: den Sternenhimmel, das Meer und das Gebirge, die großen Melodien der Welt, Baum, Blume und Tier, denn in den Tieren offenbarte sich tausendfach anderes Leben, die Straße der Tiere war seine Straße, auf der er dem großen und dunklen Unbekannten entgegenwanderte, und wenn das Leben der Tiere auch so anders war als das der Menschen, es war voller Geheimnisse und voller Zauber, und es war heilig, denn es kam aus den Händen der gleichen Macht, die dem Menschen ihr Leben gegeben hatte.

Nun aber war er aus dem Reichtum und aus der Größe dieser Welt mit ihren klaren und reinen und gewaltigen Gesetzen heimgekehrt in die Bezirke, die der Mensch der Natur abgelistet, die er gebaut und ausgebaut hatte nach seinem Sinn und zu seinem Nutzen, dieser Mensch, der die Beseelung durch die Natur, die auch ihm, und ihm vielleicht am reichsten, geschehen war, verächtlich als unnütz und störend von sich abgetan hatte, weil er nach eigenen Gesetzen leben wollte, die ihm klüger und bequemer zu sein schienen als die großen und einfachen Gesetze des Ewigen, des Menschen, der auf diesem Weg, dessen er sich mit Stolz rühmte, der ihm angestammten Seele ledig geworden

war und zu keiner neuen fand, weil seine neue Welt aus Stein und Eisen war. Und Hans Froment stand inmitten dieser kalten und zweckmäßigen Welt und sah sich um nach allen Seiten — er fand nur sehr wenig, das nicht falsch war und schmutzig, schief, verlogen, verwaschen, frech und gemein. Das Beste, vielleicht das einzig Gute, was er fand bei den Menschen der Stadt, war ihre selten eingestandene Sehnsucht, dieser Stadt zu entrinnen ...

Kunst und Kultur, Religionen, Weltanschauungen und Politik — welch ein Schwall von leer prunkenden Worten, welch ein hilflos blindes Herumtappen im Dunkeln, wieviel Lüge und Selbsttäuschung und unzerstörbare Selbstgerechtigkeit, welch ein dummdreister Schwindel auch oft genug. Es wurde in den großen Städten so viel von hohen Idealen geredet, daß es widerhallte auf allen Gassen, aber in der Wirklichkeit schien die einzige Triebfeder aller der ewige nackte oder verlogen verhüllte Eigennutz zu sein. Und darum war alles Lüge, was geredet wurde, darum fiel alle Tünche von allem Menschenwerk, wenn man nur einmal daran klopfte mit fordernder Hand, darum war der Zorn oder die Niedergeschlagenheit vor dem wahren Gesicht der Menschenwelt, das sich hinter unzählbar vielen unwahren Phrasen verbarg, so tief und so niederdrückend.

Der Wind rauschte in den Bäumen, die weißen Wolken wanderten, die Rosen dufteten durch den Sommer — wer war er, daß er sich zum Richter aufwarf über die Welt und über die Menschen? Aber schon beim ersten Male, daß dieses Wort in seinem Hirn aufstand, zerschnitt es gleich einem überscharfen Messer seine Gedanken und trieb ihn zur Auflehnung. Er war kein Richter — er war ein Leidender. Sein Herz war ein gläubiges Kinderherz gewesen — nun trug es die Wunde am Menschen, die jedes Herz trug, das es einmal gewagt hatte, sich den Menschen darzubringen. Er war kein Richter, und er schämte sich bisweilen still und tief, daß das, was von hohem Wert war für ungezählte Millionen Menschen, ihm wertlos erschien. Denn er wußte: wie er sich auch sträubte und sich wehrte, er blieb ein Mensch und gehörte zu den Menschen, und niemals würde in seinem Herzen die Sehnsucht sterben, mit den Menschen die breite Straße gehen zu können, auf der sie singend und lachend dahinzogen, den mörderischen Abgrund nicht erahnend, der sich

hungrig auftat in dunkelnder Ferne. Und vielleicht litt er nicht am Menschen, sondern an seinem Unvermögen, auf dieser Straße zu wandern, an dem Zwang, seine eigenen, schmalen und abseitigen Pfade gehen zu müssen. Vielleicht litt er nicht am Menschen, sondern an seiner Einsamkeit, an der Vereinsamung, in die der schöpferische Mensch stürzt, wenn er sich mit der Hingabe, die das Werk von ihm erfordert, seinen Gesichten überläßt, alle Rufe und Stimmen dieser Welt von sich wehrt und nur Sang und Sucht des eigenen Herzens lauscht.

Der Wind wanderte durch die Bäume — ja, das war es wohl: er war allein, er war namenlos allein. Und wieder, hinter den Bergen der Bücher, der einzigen Gefährten seiner Einsamkeit, überkam ihn der Zweifel am eigenen Wert und Werk. Welch einen Sinn in dieser sinnlosen Welt hatte die Existenz eines Künstlers, welch einen anderen Sinn hatte sie, als den zum Schaffen Berufenen einsam und unglücklich zu machen eben an dieser Einsamkeit, an der eisernen Schranke, an der gläsernen Wand, die ihn auf ewig von den Menschen schied? Und da war diese Welt, nüchtern und kalt und streng und sehr tätig — hatte es einen Sinn, dafür leben zu wollen, diesen Menschen die Bilder der Tiere nahezubringen, sehr genau wissend darum, daß sie ihnen nichts galten als ein Gesprächsstoff für müßige Stunden? Hatte es einen Sinn, sein Leben an ein Werk zu geben, von dem man wußte, daß es sehr vielen Menschen überaus gleichgültig war oder gar nur ein Gespött oder ein Grund zum Lachen des Hohnes oder zu den Schmähworten der Feindschaft — denn war der Mensch nicht allem erbittert feind, das ihn nicht als einzigen Herrn dieser Erde gelten ließ, nicht allein seiner Klugheit, seiner Größe, seiner Schönheit schmeichelte? Hatte es Sinn, Welt und Menschen aus verbitterter Einsamkeit anzusehen und zu leben nach dem unerforschlichen Gesetz, das ihn angerufen hatte?

Durch die Bäume wanderte der Wind, die Birken rauschten, die Kiefern stimmten, die Weiden ließen ihr Gezweig wehen, und silbern wisperten die Pappeln — wie Hans Froment sich an diesen süchtigen Sang verloren hatte, so fand er sich auch wieder in ihm. Er hatte sich zu bescheiden, denn für ihn gab es nicht mehr die tausend lockenden Möglichkeiten des leichten Lebens und der bunten Menschenwelt, er hatte keine Möglichkeit der Wahl, er hatte dem Ruf zu gehorchen, der an ihn ergangen war, er konnte nichts anderes mehr tun,

als getreulich seine Pflicht zu erfüllen. Er war kein Richter, und wenn er litt, so gab er diesem Leiden den Trost, daß noch längst nicht alle Menschen Serienfabrikate der städtischen Zeugung und Erziehungsindustrie sein konnten, daß noch längst nicht alle sich an die Technik und an die belanglosen ästhetischen Spielereien des Kunstbetriebes verloren hatten, daß diese vielen Bücher mit den Bildern der Tiere doch auch anderen Menschen etwas gelten mußten, Menschen, die sich ehrlichen Herzens nach den verlorenen Zusammenhängen zurücksehnten, die es aus warmem Herzen zur warmen Nähe der Kreatur drängte. Und er dachte an das alte Wort des Thomas von Aquino, daß der Mensch an der Kreatur aufsteigt zur Erkenntnis, um sich von dieser Erkenntnis wieder herabzuneigen zur Kreatur. Diesen Weg war er einst selbst gegangen und würde ihn immer wieder gehen, warum wollte er zweifeln daran, daß nicht auch andere Menschen ihn zu gehen versuchten, warum sollte er an den Menschen verzagen, wenn er doch diese Wandlung am eigenen Leibe erlebt hatte? Wissen, das aus dem Zweifel kam, konnte zur Klarheit führen, aber es konnte auch schmecken wie Gift — kein Mensch vermochte in dieser Welt zu leben, wenn er nicht glauben konnte an einzelne Menschen, die ihm diese Erde bewohnbar machten durch seinen Glauben an ihre Existenz ...

Der Wind sang durch den Wald, und das Laub der Birken rauschte seiden vor dem offenen Fenster — Hans Froment lauschte durch die Stunden des Tages in dieses Rauschen und in den Rosenduft hinaus, der wie eine schwere Wolke über seinem Garten stand, er hörte zur Nacht unter den Sternen, wie der Nachtwind sich im Wald verspielte, er dachte viel an eine einsame Blockhütte in den tiefen Urwäldern Kanadas zurück und an die Worte eines einfachen Mannes, der es für wichtig hielt, daß ein jeder auf dem Fleck, auf den er gestellt worden war, sein ehrliches Tagewerk tat. Und dann räumte er eines frühen Morgens die vielen Bücher in die Regale ein, nagelte eine Leinwand auf den Blendrahmen und stellte sie auf die Staffelei. Nun wollte er malen, das erste Bild nach seiner Heimkehr. Er brauchte nur die Augen zu schließen, dann sah er es vor sich, greifbar nahe und voll körperhaften Lebens: die Sterne flirrten über der Steppe, und durch ihren sprühenden Tanz zog stumm der volle Mond. Verzaubert lag die Welt unter dem still glühenden Gestirn, fein und silbern

webte der Dunst über die Steppe, am Fuß der Berge lag der kleine See, ein blanker Schild, von Schatten durchspielt, vor seinem Spiegel und auf der breiten, steinigen Straße, die zur Tränke führte, stand groß und schwer ein einsamer Elefant. Er stand wie schlafend, er stützte den gewaltigen Schädel auf das gleißend starke Gewaff der elfenbeinernen Stoßzähne, das Mondlicht floß weich und silbern über alle seine Konturen, und wie eine Aura wob die Einsamkeit um den tierischen Giganten, der aus dem dunklen Schoß vergangener Jahrmillionen herausgetreten war und mit sehr flüchtigem Seitenblick auf die vergängliche Welt des Menschen seine letzten Pfade über die sich wandelnde Erde zog, den letzten Pfad, der zum Vergehen und in den Untergang führte .. .

Die Pappeln flüsterten am Hause, die Kiefern summten, in den Birken und Weiden rauschte es seiden, dunkel sang der Wind durch den weiten Wald – alles menschliche Gerede, alle menschlichen Zweifel waren weniger noch als der Wind im Wald, denn alles Beengende, alles Quälende nahm dieser Wind und trug es summend davon und dahin – was blieb, war die große Lust des Schaffens, die Arbeit, in der alles Menschliche versank und die tiefe Beglückung, die dem schöpferischen Menschen zuteil wird durch sein Werk ...

Michael Delos

Hans Froment wußte nicht, wie andere Künstler schafften, bei ihm war es so, daß er seinen Beginn oft mit dem Start der Vögel zum Flug verglichen hatte. Einmal warf er sich in die Luft wie eine Amsel, eine Meise, ein Pirol oder eine Goldammer vom Zweig, dann stürzte er sich in das Luftmeer wie ein Adler, ein Falke vom Gefels, ein andermal wieder war es wie bei einem Schwan, der eine lange Strecke über das Wasser lief und mit den Schwingen schlug und mitunter eine geraume Zeit brauchte, bis er den schweren Leib gehoben und den freien Flug gewonnen hatte. Der Start war das Wichtigste, war man erst einmal in der Luft, so war das Fliegen leicht und schön, aber man mußte von der Erde freikommen, denn man konnte nicht fliegen, wenn die Füße am Boden hafteten. Er schaffte, er malte an seinem Bild, aber dann mußte er sich eingestehen, daß er nur mit den Schwingen schlug, daß er nicht von der Erde loskam. Er verbiß sich in seine Arbeit, verbrachte den größten Teil des Tages in seinem Atelier, er mied die große Stadt, verließ kaum jemals den kleinen Vorort, am Vormittag wanderte er durch den Wald, zur Dämmerung erging er sich in seinem Gartenpark, alle anderen Stunden stand er hinter seiner Staffelei. Aber das Bild, das er angefangen hatte, wuchs nicht, die Arbeit ging ihm nicht von der Hand, er merkte bald, daß er herumstümperte.

Dabei sah er das Bild überklar bis in letzte Einzelheiten vor seinem inneren Auge, sah den fernen afrikanischen See unter dem Mondlicht, die Steppe nebelte silbern, unter den Sternen stand der alte Einzelgänger-Elefant, und das Mondlicht floß über ihn dahin. Er sah das matte Leuchten der starken Zähne, den Mondschatten, der sich über den Weg legte, er sah die Mondlichter,

die über den See spielten — er wußte um jede Falte, jede Runzel in seinem gewaltigen Modell. Er sah das alles, er sah das ganze Bild, und dennoch kam er nicht weiter mit ihm, stand durch die Stunden an der Staffelei und tat doch nur wenige Pinselstriche — und dann ertappte er sich darauf, daß er Stunde um Stunde vor der Staffelei sitzen und sich verträumen konnte.

Er sah das Bild, er hatte sich vorgenommen, es zu schaffen, nichts aber in ihm drängte zu dieser Arbeit, und wenn er auch das fertige Bild jederzeit vor seinem Auge sah, es fehlte ihm das starke Leuchten, der strahlende Glanz, in dem sonst die Idee zu einem Bilde in ihm erwuchs, ihn zur Arbeit zwang und nicht eher von ihm ließ, als bis das Bild geschaffen war. Wie hatte er sich in anderen Zeiten einer solchen Arbeit hingegen, wie war er in ihr aufgegangen, nichts anderes sehend, nichts anderes denkend als eben nur dieses eine Bild, bis es endlich fertig auf der Staffelei stand und ihm erlaubte, an ein neues zu denken.

Verwundert lauschte er jetzt in sich selbst hinein. Was war mit ihm? Auf seiner großen Reise hatte er sich das Material zu tausend Bildern zusammengetragen, zu Bildern, die schliefen in seinem Herzen oder brannten in seinem Hirn, es war seine Pflicht, redliche Arbeit zu tun und mit diesen Bildern die Gnade der großen Reise zu bezahlen, die ihm widerfahren war. Und wenn jemals in seinem Leben, so hatte er jetzt und in diesem Hause ständig und ungestört die Möglichkeit des ungehinderten Schaffens. Sicher und warm saß er in seinem eigenen Heim, in seinem neuen, großen und schönen Atelier, die Fenster standen geöffnet bei Tage und in der Nacht, die Bäume des nahen Waldes rauschten durch sein Denken und durch seine Träume, leise, stetig und dunkel. Seine Sammlungen umgaben ihn in guter Ordnung, die bunten Dinge, die er zusammengetragen hatte aus der weiten Welt unter sein eigenes Dach, die beiden Frauen versorgten den Haushalt so geschickt, daß er niemals von ihnen gestört wurde, dazu war er in den Nachmittagen, an den Abenden und in den Nächten ganz allein im Haus und im Garten — was war mit ihm, was konnte ihn jetzt stören und von seiner Arbeit fernhalten?

Mitunter dachte er, daß jetzt wohl die Reaktion auf die langen Jahre besessener Arbeit, auf die niemals abreißende Kette immer neuer, sich

drängender Eindrücke gekommen sei. Länger als sechs Jahre war er durch die Welt gewandert, war nichts als raffendes Auge gewesen und unermüdlich schaffende Hand, sechs Jahre lang hatte er gearbeitet wie ein ekstatisch Verzückter oder wie ein Verdammter, hatte sich in der ganzen Zeit niemals Rast oder Erholung gegönnt, länger als sechs Jahre war er nichts anderes gewesen als der Sklave seiner Aufgabe, war gewandert, gereist, hatte bis zum letzten Tag und bis zur letzten Stunde seinen Auftrag erfüllt — war es verwunderlich, wenn er jetzt müde war und seine gute Zeit brauchte zur Ruhe und zur Sammlung? Er durfte es sich erlauben und konnte es sich leisten, zu feiern, er hatte seine Arbeit getan und auf der Bank lag ein Vermögen, das ihm gehörte — warum also vergönnte er sich nicht getrost Mutes einige Monate fröhlicher Ferien? Wenn er also einmal ganz ausspannen würde, in ein Seebad fahren, vielleicht in die Berge, in zwei Tagesreisen konnte er in den Karawanken sein, an der dalmatinischen Küste, auf Capri oder auf Norderney, allein und frei konnte er dort leben, wie es ihm gefiel, brauchte kein Skizzenbuch mit sich führen und keinen Pinsel in die Hand zu nehmen — viele Menschen würden sagen, daß er einen solchen Urlaub redlich verdient habe ...

Aber wenn er bei solchen Gedankengängen sich selbst belauschte, war nichts anderes in ihm als eine große Müdigkeit und eine zähe Abwehr. Er hatte sein schönes Haus, frei stand es unter dem freien Himmel, wie er es sich geträumt hatte, der nahe Wald rauschte durch seine Tage und Nächte, er war mit sich allein und brauchte, wenn er nicht wollte, keinen Menschen sehen als die beiden stillen Frauen, die ihm das Frühstück richteten und das Mittagessen servierten, nichts in ihm verlangte danach, sich in die Menschenwogen zu werfen, die in diesen Monaten aus der Stadt herausbrandeten und alle jene Orte und Gegenden erfüllte, aus deren reicher Natur gewandte Unternehmer für sich ein mondänes und lukratives Geschäft geschnitten hatten. Und immer wieder stand die bunte Fülle der Welt, die Last der unzähligen gesehenen und erlebten Bilder in ihm auf, so schmerzhaft stark, daß sich Geist und Körper fürchteten vor neuen Eindrücken, neuen Bildern, neuen Gesichtern und Gesichtern. Er wußte, daß er niemals und nirgendwo ohne Arbeit leben und auskommen konnte, er würde immer zeichnen und malen müssen, wenn er

sich das auch tausendmal abschwur, und so wäre eine solche Ferienreise nichts anderes gewesen als eine Flucht vor seiner Aufgabe, die er zu erfüllen hatte, die Ernte der großen Weltreise in die Scheuer zu bergen mit Bildern ohne Zahl. Nein, er durfte nicht ausweichen, er hatte sich zu stellen, hatte zu bleiben und zu schaffen, die große Reise war zu Ende, die große Arbeit hatte zu beginnen.

Jedoch halfen ihn alle diese Grübeleien nicht über die Kluft, irgendwie blieb er innerlich taub und müde, er konnte nicht arbeiten, er war in das Leere gefallen, mitunter fühlte er sich müde und erschöpft wie ein uralter Mann. Und es waren die Zweifel der großen Lebensangst, die ihn lähmten und ihm alle Kraft zur Arbeit nahmen. Hier saß er in seinem stillen und schönen Haus, er barg die wilde, weite Welt in seinem Herzen; wenn er zurückdachte an die Phasen seiner Reise, wenn er seine Skizzenbücher durchblätterte, seine Farbenstudien, dann war alles gut, dann fühlte er sich reich, stark und frei – aber immer wieder dann, wenn die Lust am Schaffen in ihm sich regte, immer wieder dann stieg das Bild der nahen Großstadt vor ihm auf, wie ein dunkler Moloch lag sie auf der Lauer, alles Leben, das sich ihr näherte, an sich zu reißen, es zu zermahlen und zu verschlingen. Und er dachte an die ungezählten Gesichter der Menschen, die durch die Straßen trieben zu allen Stunden des Tages, die sich in die Lokale drängten zu Musik und Tanz, die in den Kinos saßen vor namenlos albernen Filmen, in den Theatern, in der Oper und in den Konzerten. Und er dachte an die Auslagen der Geschäfte, vor denen die Menschen sich begehrtlich stauten, er dachte an die Reihe der Bücher, die Erfolg hatten und von den Menschen gelesen wurden, er erinnerte sich ihrer Titel – das alles war eine Welt, an der er keinen Teil hatte. Und die Menschen der großen Stadt waren wiederum Fremde in seiner Welt. Was konnte diesen Menschen, die nichts anderes wollten als das geschäftig hetzende und flirrend bunte Leben, durch das sie dahintrieben, bei aller Freiheit gefesselt mit stählerner Kette, was konnte ihnen das Bild des alten Einzelgänger-Elefanten an der afrikanischen Tränke bedeuten, das Bild des Löwen, der durch die Abenddämmerung röhrt, das des Tigers im Herzen seiner Dschungel, der bunten Fische im Spiel über den Korallengärten, was hatte ihnen das Urwald-Antlitz eines Orang-Utan-Mannes zu sagen, die schwere Kraft eines zottigen

Grizzly-Bären in den Steinhängen seiner heimatlichen Berge? Das alles konnte ihnen bestenfalls nicht mehr bedeuten als ein dünner, grausiger Kitzel: ferne, fremde Bestien, die das geheiligte Leben des Menschen bedrohten, und vor denen sie gottlob gesichert waren in den steinernen Hürden ihrer Stadt. Hatte es einen Sinn, wenn man um diese Dinge wußte, die Bilder zu malen, die man in seinem Herzen trug, durfte er, der die Schönheit der Welt in seinem Herzen trug, der sie hatte sehen und erkennen dürfen, durfte er sie nun vermünzen zum billigen und gefällig verniedlichten Spielzeug? Hatte es auch nur den geringsten Sinn, zu leben und zu schaffen, wie er es wollte, wie er es mußte — tat er nicht viel gescheiter und war es nicht auch von hundertfach größerem Wert für die Menschen der Stadt, wenn er ihnen angenehm anzuschauende Bilderchen für ihre Stuben malte, wenn er ihre Ämter, ihre Kasernen, ihre Industriepaläste mit Friesen und Wandgemälden schmückte, mit Bildern vor allem, die den Menschen verherrlichten und seine Götter, die von ihm erschaffenen Maschinen? Diese große Stadt war eine Menschenwelt, die Tiere hatten keinen Platz in ihr, sie wurden nur im Dunkel der Nacht im endlosen Zuge durch die Straßen zum Schlachthof geschleust, über dessen Pflaster die süßen Blutnebel wehten. Hatte er einmal davon geträumt, den Menschen die unendlich große und schöne Welt seiner Tiere in ihre Stuben zu tragen mit all ihrer Wahrheit und Kraft und Größe, ihnen die Sprache der Tiere, der brüderlich nahen Geschöpfe, zu dolmetschen, so mußte er jetzt an die gefangenen und geschundenen Hunde und Katzen und Vögel der Vorstadthäuser denken, die vom kalten Egoismus oder von albern unsinniger Liebe zugrunde gerichtet wurden — nichts als ein neues Spielzeug würden seine Bilder für diese leeren oder trägen Herzen sein, er verzweifelte an jedem Sinn der Kunst, er verzweifelte an den Menschen, er verzweifelte an sich und am Sinn seines Lebens — das war die Leere, die ihn umstand und ihm die Kraft zum Atmen nahm.

Er gestand sich dieses alles nicht ein mit klaren und präzisen Worten, er war kein Denker, er war ein Maler, und er litt weniger unter einer unausweichbaren Erkenntnis als unter der Atmosphäre, die er selbst um sich erzeugt hatte, und in der er sich unwohl und lustlos fühlte, denn sie nahm ihm

das seelische Gleichgewicht, das er zur Arbeit brauchte, sie machte ihm jedes Arbeiten unmöglich. Er zwang sich nicht zur Arbeit, denn er wußte, daß das sinnlos war, daß solcher Zwang zum Schluß nur darauf hinauslief, daß er das Bild, das er sich selbst abgezwungen hatte, zerstören würde. Zwar setzte er sich an jedem Tage von neuem vor das Bild, wenn er sich dann aber darauf überraschte, daß er durch Stunden nicht einen einzigen Pinselstrich daran getan hatte, legte er die Palette still zur Seite und beschäftigte sich auf andere Weise in seinem Atelier.

Nun gab es hundert Arten für ihn, sich in dem großen und mit tausend Dingen angefüllten Raum zu beschäftigen. Da waren die Stöße seiner Photographien, er legte mit ihnen eine peinlichst geordnete Sammlung an, füllte eine lange Reihe von Alben mit ihren Abzügen und ordnete die entwickelten Filme und die übrigen Abzüge in eine übersichtliche Kartothek. Da waren die vielen Studienblätter, die man ebenfalls ordnen und griffbereit stapeln konnte, da waren auch die Zeitschriften, die seine Artikel enthielten und dazu manche Zeichnungen von seiner Hand, die er schon fast vergessen hatte, jetzt sah er diese Blätter gründlich durch, freute sich an manchem Bild, das er in ihnen wiederfand, ärgerte sich über manche Streichung, die von den Redakteuren vorgenommen worden war, er las seine Bücher und studierte sehr aufmerksam die wissenschaftlichen Werke, die durch seine Arbeit ihr Gesicht bekommen hatten, und danach ordnete er das alles in seine Regale, daß er jederzeit mit einem einzigen Griff das zur Hand nehmen konnte, das er vielleicht einmal zu seiner Arbeit benötigte. Und er konnte viele Tage über den bunten Dingen verbringen, die er sich, in Kisten verpackt, aus aller Welt in das Atelier über dem Hafen heim- geschickt 'hatte. Seine ägyptischen Sammlungen, die Serie der Antilopengehörne, Decken und Felle von Okapi und Löwe, vom Leoparden und vom Tiger, von Bären und Wölfen, die Schädel von Raubtieren und Menschenaffen, die plumpen Schnitzarbeiten der Neger vom Tschadsee und die kunsthandwerklichen Erzeugnisse der Singhalesen, die chinesischen Rollbilder und die gegerbten, mit buntem Leder durchstickten Teppiche der Indianer – und da war, er lächelte traurig über sich selbst, da war fast kein

Tag, an dem er nicht das dicke, ledergebundene Album zur Hand nahm, das ihm die belgischen Offiziere am Kongo geschenkt hatten, das große Album, angefüllt mit ungezählten Aufnahmen von wilden und zahmen Elefanten.

So also saß er, müßig bei aller Geschäftigkeit, blätterte, sichtete, sammelte, ordnete, und das weiche Lied der Bäume im Wind rauschte durch die offenen Fenster zu ihm herein. Und durch die Stunden konnte er hinter diesen Fenstern sitzen, konnte auf die kleine, verlockend geklärte Wildnis seines Parkes sehen, gegen den Himmel, durch den die weißen Wolkenfische schwammen, gegen den Wald, der leise brausend unter dem unfühlbaren Wind stand – und dann wußte er immer wieder, daß er sich nur selten in seinem Leben so wohl und zufrieden gefühlt hatte wie in dieser stillen Einsamkeit seines Hauses. Gewiß, auch in seinem gläsernen Ateliernest unter dem Dach des Kontorhauses am Hafen hatte er die Stille gehabt und geliebt, aber jetzt wußte er, daß jene Stille eine unnatürliche gewesen war, wie lauernd und gefahrendrohend, die Stille des Steines, des Gefängnisses, des Zuchthauses – hier draußen aber war mit Bäumerauschen und Blütenduft und Vogelsang der große Frieden der Natur. Selig an jedem neuen Tage gab er sich ihm hin und versuchte seine grübelnden Gedanken damit zum Schweigen zu bringen, indem er sich immer wieder sagte, daß er alles Recht habe, den Frieden seiner neuen Heimstatt eine Weile mit Muße zu genießen und sich in ihm einzuleben.

Und dann war da der Wald, der kein Stadtwäldchen war, sondern ein großer, an wechselnden Bildern reicher Forst. Kiefern und Tannen, Eichen und Buchen, Mischwald und Dauerwald – im Herzen des Forstes fand er an einem verlorenen See eine Wildnis, die ganz unangetastet schien von menschlicher Hand, es wurde ihm zur Gewohnheit, dort auf einem niedergebrochenen Baumstamm, versunken in die hohe Wildnis der Farne, zu sitzen, dem Rauschen in den Bäumen zu lauschen und durch eine Lücke zwischen den Stämmen über den See zu schauen, dessen blanker Schild sich bisweilen schimmernd und seiden kräuselte unter dem Atem des Waldes. Und dann war es ihm, wie wenn dieser Wald sein Eigentum sei, still ihm zugehörend in dieser lärmend engen Welt, denn in all den Morgenstunden, die er in ihm verbrachte, begegnete er niemals einem Menschen auf seinen Wegen, und wenn er auf

seinem Lieblingsplatz saß, dann gewährte er manches von seinen stillen Bewohnern, den Eichelhähern und den Spechten, den Mardern und den Eichkätzchen, den tausend Vögeln und den leisen Rehen, den wilden Schweinen und den Hirschen, und dann fühlte er sich wieder beheimatet in der Welt und wußte, daß er diesen stillen Wald niemals aufgeben würde.

Aber dann war es doch so, daß er auf dem Heimweg gern einen Pfad einhielt, der sich im Rücken der Häuser seiner Straße schräg durch die Heide zog, um dann etwa in die Mitte dieser Straße einzumünden. Und dann ging er diese Straße entlang und hatte jedesmal eine kleine Freude daran, wenn ihm die Begegnung gelang, um die allein er diesen Umweg gemacht hatte, wenn er im Garten des kleinen, anheimelnd gemütlichen Fachwerkhauses, das nur durch das große Villengrundstück von seinem Garten getrennt war, die beiden silbergrauen irischen Wolfshunde auf ihrem Rasen liegen oder federnd durch das Gras wandern sah. Dann blieb er jedesmal am Zaun stehen, freute sich an der stillen, wilden Schönheit der Tiere und war recht stolz, als sie schließlich ihn nicht mehr mißtrauisch ansahen, wenn er vor ihrem Garten stehenblieb, sondern sich bei seinem Erscheinen langsam erhoben, stumm und geschmeidig den Rasen querten, nahe vor ihm stehen blieben, mit klugen Goldaugen zu ihm aufsahen, seinen guten Worten lauschten und schließlich gar seine schmeichelnde Hand duldeten. Sie waren recht ruhige Nachbarn, kaum jemals hörte er sie bellen, nur einmal am Tage hörte er sie lärmern in hellem Jubel, das war gegen Abend, und dann wußte er, daß ihr Herr heimkam und sich durch die Straße seinem Hause näherte. Einigemal hatte er sich zu dieser Zeit in seinem Garten aufgehalten, dann war er auf die Straße hinausgetreten und hatte die kleine Szene beobachtet. Pünktlich gegen sechs Uhr abends, vom Bahnhof kommend, bog der Mann um die Straßenecke, er piff ein einzigesmal leise und dünn durch die Zähne, im gleichen Augenblick warfen sich die Hunde, die längst bereit gestanden und nur auf sein Signal gewartet hatten, über den Zaun, rasten, geduckt sich streckend, auf den Mann zu und umsprangen ihn dann in frenetischem Tanz. Aber so gern Hans Froment sich an diesem Bild der sich freuenden Hunde ergötzte, den Herrn dieser schönen

Tiere sah er mit einigem Mißtrauen von der Seite an, denn dieser alte Herr, er war kaum mittelgroß und wirkte fast zierlich, kleidete sich wie ein Künstler um die Jahrhundertwende, trug einen breitrandigen schwarzen Kalabreserhut, für die Krawatte, die aus dem niedrigen Klappkragen herausquoll, war der Westenausschnitt nicht groß genug, und der weite Lodenmantel, den er bei kühlem oder schlechtem Wetter zu tragen pflegte, stand stets offen und umflatterte den schnell Dahinschreitenden wie Fledermausflügel. Zu diesem Anzug paßte gut die altmodische Barttracht, der dicke weiße Schnauzbart, der sauber ausrasierte Knebelbart, und auch die weißen Haare drängten sich recht wild und lang unter dem Hutrand hervor. Hans Froment, dem alle Auffälligkeit zuwider war, legte keinen Wert darauf, diesem alten Mann zu begegnen oder gar seine Bekanntschaft zu machen, so sehr er auch in seine Hunde verliebt war, ihn störte dieser altmodische und herausfordernde Aufzug, er war immer der Ansicht gewesen, daß nur kleine Leute, an denen nicht viel war, in solcher Art die Mitmenschen mit den Nasen auf ihre Besonderheit stießen. Und er war recht wenig erfreut, als dann einmal, es war am späten Nachmittag eines Sonntages, und er kam gerade aus seinem kleinen Park, um noch einmal an den Rosen des Vorgartens zu riechen, bevor er in sein Atelier zurückkehrte, als dann also dieser alte Herr, links und rechts flankiert von seinen beiden hochbeinigen, silbergrauen Gesellen, vor seiner Gartentüre stand und ihn ohne Ziererei über den Zaun hinweg ansprach:

"Hallo, Herr Froment, darf ich einmal zu Ihnen hineinkommen und Ihnen einen guten Tag sagen?"

Er blieb stehen und blickte verdutzt auf das Trio, das da vor seiner Pforte stand. Aber ehe er noch hätte antworten können, öffnete der alte Herr auch schon diese Pforte, schob sich mit seinen beiden Hunden in den Garten, schloß die Tür hinter sich, die beiden silbernen Wölfe blieben ihm eng zur Seite, er kam über den Kies auf Hans Froment zu, er streckte ihm beide Hände entgegen und strahlte ihn an in unverhohlener Freude: "Ich bin Michael Delos, ich bin einer Ihrer nächsten Nachbarn, es hat mir schon lange keine Ruhe mehr gegeben, seitdem ich weiß, daß Sie hier wohnen, ich mußte Ihnen einmal die

Hand drücken, Herr Froment, ich denke doch, ich bin einer Ihrer ältesten Verehrer!"

Hans Froment stand und ließ seine Hand schütteln, merkwürdig angenehm betroffen blickte er in das Gesicht, das ihm nahe war und ihn gütig und fröhlich anlächelte. Ein seltsam junges, straffes Gesicht im Kranz der weißen Haare, wenn auch gebräunt und gegerbt von allen Wettern, zwei unwahrscheinlich blaue Augen leuchteten ihn an — war da wirklich eben noch eine leichte Ablehnung in ihm gewesen, eine nervöse Animosität, der Wunsch, sich vor dieser Überraschung in Sicherheit bringen zu dürfen? Gleich einer warmen Welle schlug es ihm von dem kleinen Mann entgegen, und wie nun die beiden Hunde rechts und links ihre schönen Köpfe am Knie ihres Herrn vorbei und vorschoben und mit ihren schwarzen Nasen zärtlich scheu gegen seine Schenkel rührten, da hatte er schon allen Widerstand vergessen, und der alte Herr schien ihm so anziehend und sympathisch, wie es ihm die Hunde schon immer gewesen waren.

Er sah in die strahlenden Blauaugen und lauschte der guten und warmen Männerstimme: "Ja, ich kenne Sie schon seit Jahren, von Ihrer Arbeit für Zeitschriften, von den ersten Ölbildern, und ich habe Sie auch mehrfach still belauscht, wenn Sie bei uns im Museum gearbeitet haben. Ich habe immer auf Sie als auf den kommenden Mann getippt, und ich habe mich für Sie gefreut, als Sie dann auf die große Reise gingen, nun, und dann haben Sie uns ja auch mit tausend Herrlichkeiten überschüttet, Mann, und ich glaube nicht, daß mir viel von dem entgangen ist, was von Ihnen zur Reproduktion oder zum öffentlichen Verkauf gekommen ist. Und darum also kann ich Sie nicht so einfach und ungestraft als meinen Nachbarn akzeptieren, einmal mußte ich bei Ihnen einsehen. Nicht als laienhafter Verehrer, Sie müssen schon entschuldigen, Herr Froment, und vielleicht werden Sie lachen, aber ich bin wirklich so eine Art Kollege von Ihnen. Am Museum, ich sagte es schon, erster Ausstopfer, Dermoplastiker, wenn Sie so wollen, Michael Delos also!"

Hans Froment hatte längst aufgehört, denn dieser Name war ihm keineswegs unbekannt. Das zoologische Museum der Stadt genoß einen guten Ruf im Lande, nicht zuletzt wegen seiner ausgezeichnet nachgebildeten und

lebenswahr aufgestellten Tiergruppen, er hatte schon manchmal gedacht, daß eine solche Arbeit durchaus künstlerischer Natur sei, daß sich vielleicht nur in ihr Kunst und Wissenschaft auf verlockende Weise verbanden, und er entsann sich sehr wohl, daß er damals, vor den monumental gewaltigen Tiergruppen der Akeley-Halle drüben in New York den Schöpfer dieser Bildwerke fast beneidet hatte um die Fülle von künstlerischen Möglichkeiten, die ihm seine Arbeit verschwenderisch bescherte — er erwiderte den kräftigen Händedruck, er sagte fröhlich und ehrlichen Herzens: "Freut mich, Herr Delos, freut mich sehr, Sie kennenzulernen. Ich habe schon viel von Ihnen gehört. Lassen Sie uns nur gleich in mein Atelier gehen, dort gibt es allerlei zu sehen für Sie, denke ich, und wir können wohl nicht anders, als jetzt einmal sehr gründlich fachzusimpeln, nicht wahr?"

Michael Delos lachte fröhlich zurück: "Es wird uns kaum etwas anderes übrigbleiben!" — und dann gingen sie auch schon, gefolgt von den Hunden, in das Haus. Aber schon in der Diele gab es einen Aufenthalt, Michael Delos hatte den alten Forstmeister gut gekannt, das Haus war ihm vertraut, er freute sich daran, wie es durch die Renovierung, durch die neuen Tapeten, die hellen Teppiche und die modernen Möbel gewonnen hatte. Und er machte Hans Froment ehrliche Komplimente darüber, daß er die besten Trophäen des alten Jägers zusammengehalten hatte, es waren einige Rekordstücke darunter, dieser Karpatenhirsch beispielsweise und jener schwedische Elch. Sie gingen durch die Stuben, Michael Delos verstand sogleich, warum hier vorerst nur wenige Bilder an den Wänden hingen, selbstverständlich würde Hans Froment sich mit der Zeit das Haus nach Gebühr mit eigenen Bildern schmücken, aber jetzt mußte er erst einmal vorliebnehmen mit den Resten, die ihm vom Ertrag seiner Reise verblieben waren, denn natürlich genügten ihm die Bilder aus alter Zeit längst nicht mehr. Er hatte ein Elefantenbild angefangen, das sollte später einmal im Herrenzimmer aufgehängt werden, jetzt aber gab es hier nur zwei Studien von ihm, den Kopf des Orang-Weibes, das Mijnheer ter Veen "Rimba" genannt hatte, und ein Wolfsrudel, das durch tiefen Schnee der Spur eines Caribou folgte, die über den gefrorenen See gegen den Waldrand zielte — und damit nun war Michael Delos bereits am Fragen und Hans Froment am

Antworten und Erzählen. Aber dann hing noch ein drittes Bild im Raum, ein Meisterwerk, groß und leuchtend, verspielte Schneeleoparden vor wildzerrissener Felsenlandschaft, Hans Froment hatte es in der Reichshauptstadt für dieses Haus erworben, es war ein Gemälde des großen Wilhelm Kuhnert, die beiden Männer standen eine gute Zeit wie in Ehrfurcht vor ihm. Im Eßzimmer gab es ein buntes Bild, Flamingos am See, einige chinesische Rollblätter mit leuchtend farbigen Vögeln, einen Strauß noch, der mit angehobenen Flügeln durch die vergilbende Steppe raste, aber den Ehrenplatz hatte ein kleines Bild, das Gänsesäger am nordischen Fjord zeigte, ein Bild von der Meisterhand Bruno Liljefors'. Die beiden Männer sahen sich bedachtsam und mit den Augen der Kenner, die viel von den Tieren und kaum weniger von der Kunst verstanden, die Bilder an, eines nach dem anderen, und als sie dann die Treppe zum Atelier hinaufstiegen, da war es ihnen, als seien sie schon seit langer Zeit gut miteinander bekannt, derart hatten die sparsamen Gespräche über die Bilder und ihre Motive sie einander nahe gebracht.

Im Atelier begeisterte sich der Alte über den großen, hellen Raum, er hatte nicht geglaubt, daß man dem alten Hause eine solch ideale Arbeitsstätte abgewinnen konnte. Und er grüßte gerührt den Caspar David Friedrich an der Wand, begeisterte sich an der goldenen persischen Gazellentafel, und von dem einsam schreitenden Tiger des unbekanntenen englischen Radierers war er kaum fortzubringen, es dauerte eine gute Zeit, ehe Hans Froment ihn in einen der Sessel untergebracht hatte, neben den seine Hunde sich dann sogleich still und verständig auf Teppich und Tigerfell niederlegten. Aber dann fiel es dem Maler mit Erschrecken ein, daß er immer noch nicht ganz eingerichtet war, daß ihm noch ein sehr Wichtiges fehlte, für seine Besucher zumindest, er selbst hatte es bis heute niemals vermißt: der Weinkeller nämlich, und er stotterte fast in seiner Verlegenheit: "Ich möchte Ihnen jetzt gern ein Glas Sherry anbieten, einen Kognak oder sonst etwas, aber Sie müssen mich entschuldigen, ich habe daran nicht gedacht, ich habe nicht eine einzige Flasche im Hause!"

Aber dieser erstaunliche kleine alte Mann winkte energisch ab: "Das ist großartig, dann brauche ich Ihnen auch keinen Korb zu geben! Ich trinke nämlich keinen Alkohol, ich mag ihn nicht, er schmeckt mir nicht, und er

bekommt mir nicht!" Aber für den Inhalt des Wandschränkchens, das Hans Froment nun öffnete, interessierte er sich dann sehr: amerikanische Tabake, echte Virginia-Zigaretten — ja, die mußte er natürlich sogleich einmal versuchen. Und dann sah er wohlgefällig schmunzelnd zu, wie Hans Froment den Schnellkocher einschaltete, den Kaffee durch die Mühle laufen ließ, dann saß er ihm gegenüber am Tisch, trank mit genüßlichem Blinzeln den starken, duftend aufwölkenden Mokka, rauchte abwechselnd Zigaretten und seine Pfeife, mit der er eine Tabaksorte nach der anderen ausprobierte, ihre Rede ging hin und wider, es wurden festliche Stunden für beide Männer, sie wußten darum und dehnten sie aus bis tief in die Nacht hinein.

Und mitunter sah Hans Froment wie erschrocken auf und seinem Gegenüber staunend in das leuchtende Gesicht — woher kam dieser Mann und löste ihn aus seiner schmerzhaften Einsamkeit? Wenn er sich je einen Freund gewünscht und erträumt hätte, was er freilich nie getan hatte, längst verzweifelnd an menschlicher Gemeinschaft und allzu gut wissend um die Unmöglichkeit guter Freundschaft zwischen starken, künstlerisch auf gleichem Gebiet schaffenden Männern, wenn er sich einen Gefährten erträumt haben würde, er hätte sich niemals einen besseren denken und träumen können als diesen schmalen, behenden alten Mann mit dem weißen Haar, das seinen Jahren angemessen war, mit dem heftigen und unbändigen Temperament eines Jünglings und mit der abgewogenen Weisheit des Vielerfahrenen, der mit offenen Augen durch ein langes und reiches Leben gegangen war, und der dann doch wieder hinreißend subjektiv, sarkastisch bisweilen und auch mit zynisch wildem Elan urteilen konnte über Dinge, an denen sich Hans Froment einsam und müde zerquält hatte.

Es war nicht gut, immer allein, immer einsam, ständig nur auf sich selbst angewiesen zu sein und sich im Widerspruch zu wissen mit der Masse der Menschen, vielleicht hatte ihm sein Schicksal heute die größte Gnade bezeugt, indem es diesen Mann in sein Haus führte, der ihm ein guter Freund werden konnte, an dessen beispielhaft aufrechter Haltung er erstarken mochte, der ihn

aus allen seinen nagenden Zweifeln und Ängsten herausführte in die Sicherheit, in der er selbst lebte.

Hier war ein Mann, der ihm in vielem gleich, dann aber doch wieder weit voraus war in der unerbittlich klaren Erkenntnis der Situation. Auch Michael Delos bedeutete die große und weite Welt der Schöpfung mit ihrem tausendfältigen Leben mehr als die fragwürdige Nivellierung des Menschen durch die Zivilisation, mehr als der bunt schillernde Glanz der städtischen Kulturen. Aber wenn Hans Froment an diesem Zwiespalt litt, der Natur, ihren Gesetzen und ihrem Leben verbunden zu sein und sich fremd zu fühlen in der Welt der Menschen, in der er doch leben mußte, und der er immer angehören würde trotz all seines Sträubens, so hatte dieser kleine alte Mann mit fröhlichem Lächeln längst seine Position bezogen: es war keine Phantasterei, keine Sonderlingsschulle, der Schöpfung verbunden zu bleiben, auch wenn man in der Stadt leben mußte. Denn die Stadt war eine Künstlichkeit, die Natur aber blieb ewig und ihre Wahrheit und Weisheit galt heute wie am ersten Tag. Und auf dem breiten Weg, auf dem sich die Menschen in dichten Haufen drängten, war nichts zu gewinnen, war weder Wahrheit noch Schönheit, man hatte sich also zu lösen aus diesem leeren und nichtigen Sein, man hatte diese Wege zu verlassen, man schnürte allein die einsamen Wolfspfade entlang, und wenn man auch mitunter einmal heulen mochte durch eine dunkle Nacht, in der die anderen Menschen in ihren sicheren, warmen und hellen Stuben weilten, heulen wie ein versprengter Wolf auf winterlich vereister Flur — immer blieb man doch unter den freien Himmeln, die von Gott waren, und die magischen Gestirne, die Sonne des Tages und der alles verzaubernde Mond der Nächte waren immer voller Segen für den einsam Wandernden.

Hans Froment richtete sich auf: es war, wie wenn er einem anderen, einem älteren, reiferen, abgeklärten Ich begegnet wäre, er trat heraus aus seinen Einsamkeiten, er schloß sich auf — als die Dämmerung das weite gläserne Zimmer in das Dunkel verwebte, aus dem von draußen die Bäume rauschten und die Pappeln flüsterten wie geheimnisvolle Stimmen der Nacht, hatte Michael Delos ihn bereits zum Sprechen gebracht, er erzählte von sich und seiner großen Reise, von dem gewaltigen Kontinent Afrika, den er auf den

Spuren des Elefanten durchzogen hatte, von dem wildbunten Lande Indien, durch das er auf der Fährte des Tigers gewandert war, von dem großen Schweigen in Kanadas Wäldern, die unter dem Schnee lagen, von der Blockhütte am Rande des kleinen Waldsees .. .

Und er merkte bald, daß dieser kleine Alte mit dem fröhlich ungeordneten Scheitel, mit dem weißen Bart und mit den leuchtend blauen Jünglingsaugen noch weit besser zuzuhören verstand, als er zu erzählen wußte — als er endlich die Lampen der elektrischen Krone einschaltete, stand er auf und öffnete die Schränke, in denen seine Studien lagen, die er sonst keinem Menschen zu zeigen pflegte. Zuerst freilich hatte er versucht, Michael Delos mit den Zeitschriftenartikeln, mit den Büchern und den Reproduktionen in den wissenschaftlichen Werken zu unterhalten und abzuspeisen, aber es stellte sich dann sogleich heraus, daß der Alte jeden seiner Artikel kannte, jede Zeichnung, die von ihm veröffentlicht worden war, jedes Bild, das zum Verkauf und zur Ausstellung oder zur Reproduktion gekommen war. Und er sprach über alle seine Arbeiten so sachverständig und mit solch kluger Einfühlung, ohne doch dabei mit Fragen und bisweilen auch mit begründeten Bedenken zurückzuhalten, daß Hans Froment, dem eine solche Anteilnahme an seinem Schaffen verstörend neu war, nicht anders konnte, als sich nun diesem alten Mann ganz aufzuschließen, ihm seine Studien zu weisen und ihm damit zu zeigen, welche Wege er jetzt beschritt.

Viele bunte Blätter und die endlose Reihe der Skizzenbücher aus drei Kontinenten ... — Beglückt und bisweilen auch betroffen von scharf zielender Wahrheit lauschte Hans Froment den verständnisvollen Worten, mit denen Michael Delos seine Arbeit begrüßte und kommentierte. Immer wieder überraschte es ihn neu, daß dieser alte Herr, der ihm noch vor einigen Stunden ganz unbekannt gewesen war, seine Arbeit bis in die scheinbar belanglosesten Details hinein kannte, immer wieder kamen sie von seinen Studienblättern auf die großen Bilder zu sprechen, die in Europa ausgestellt und verkauft worden waren. Michael Delos kannte sie alle, das eine wie das andere, und ein jedes von ihnen war ihm genauestens gewärtig. Dabei lobte er durchaus nicht alles, was er gesehen hatte, er zweifelte mitunter und stellte manche Fragen, dieses

oder jenes in der Lichtgebung, in der Atmosphäre, in der Schilderung der Umwelt, erschien ihm gewagt, war ihm fremd, wie er ehrlich eingestand. Aber dann bedurfte es immer nur einiger weniger erklärenden Worte, dann leuchteten die hellen blauen Augen im jäh erkennenden Verstehen auf, er begriff schnell und scharf, worauf es ankam, er nickte zufrieden und ohne die geringste Rechthaberei: "Ausgezeichnet, Froment, ich verstehe — dann mußten Sie so malen, wie Sie es hier getan haben!"

Und so war es eine Lust und eine Freude, mit diesem alten Mann zusammensitzen und über die Tiere der fernen Erdteile zu sprechen. Hier war nicht nur ein sehr genauer, gründlichst gebildeter Sachkenner, hier konnte ein Wissenschaftler mit den Augen des Künstlers sehen und denken. Hans Froment fühlte, wie ihm das Herz weit wurde und warm — ach, auch in Europa, auch hier am Rande der Wüstenei der großen Stadt, auch hier also gab es Männer, mit denen er sich verbunden fühlte, man brauchte nicht erst über die Weltmeere zu fahren, nicht durch den Kongo zu kriechen, nicht zu segeln mit dem fröhlich verwegenen Mijnheer ter Veen, nicht zu reiten mit dem alten Sarbatti, nicht durch die schneeverwehten Wälder Kanadas zu stampfen zwischen einem Indianer und einem weißen Mann, um männliche Freundschaft zu finden und zu erkennen — nach wenigen Stunden schon schien es ihm, als sei er seit Jahren mit diesem schmalen alten, klugen und gütigen Mann vertraut und verwandt. Schon längst störte ihn das Äußere seines Besuchers nicht mehr, die reichlich langen Haare, die flatternde Krawatte, die Samtjacke, die er unter dem Ladencap trug. Er wußte: diesem Mann lag wahrlich nichts daran, von seinen Mitmenschen für einen Künstler angesehen zu werden. Die Meinung der Menschen war ihm ebenso gleichgültig wie ein Befassen mit äußerlichen Dingen, und diese Gleichgültigkeit war es, die ihn sich heute noch so kleiden ließ, wie es einst, vor vielen Jahrzehnten, auf der Kunstschule, die er besucht hatte, Sitte gewesen war, wie es ihm damals, vor Jahrzehnten, gefallen hatte und bequem erschienen war.

Die Stunden dehnten sich zum sorglos langen Abend. Hans Froment ließ es sich nicht nehmen, seinen Gast zu bewirten, er richtete ein kleines

Abendessen, und Michael Delos nahm ohne Ziererei an. Einmal dann, während dieses Essens, Hans Froment hatte just vom alten Zena erzählt, dem Elefantenhirten von Ceylon, einmal lachte ihn der Alte über Teller und Geschirr hinweg fröhlich an: "Jetzt gefallen Sie mir, Hans Froment, jetzt gefallen Sie mir weit besser als im Anfang. Sie sind recht schwer zu handhaben, aber Sie selbst haben es mit sich nicht leichter, als es fremde Menschen haben, Sie sind gedrückt und unsicher, Sie sind auch menschenscheu, und Sie haben, gestehen Sie es nur ruhig ein, Sie haben sich ein wenig verrannt, Sie schlagen sich mit den tausend anspruchsvollen Thesen unserer klugen Männer herum und finden für sich keinen rechten Ausweg aus diesem Irrgarten, stimmt das? Zivilisation und Kultur, das zwanzigste Jahrhundert und die Verpflichtung des einzelnen, aufzugehen in der Masse, nur winziger, willenloser Zellteil eines gigantisch großen Organismus sein zu sollen, das Niveau, das der Bildungseuropäer sich angemessen hat und das ihn gnadenlos nivelliert, *l'art pour l'art* oder *l'art engagée*, *plein air*, Naturalismus, Expressionismus, Kubismus, abstrakte Kunst, Neo-Realismus, der letzte Aufsatz eines kleinen Schmocks, der sich auf seinem Schemel für einen Kunstpapst hält, und der Fortschritt der ewig marschierenden Menschheit — Froment, Sie müssen lernen, dieses unablässige leere Gezeter der Geschäftigen zu überhören, gehen Sie Ihren Weg, kümmern Sie sich um nichts, was Sie nicht angeht, und Sie werden sehr bald einsehen, daß das ganze Geschwätz höchst belanglos ist, für Sie und für die Welt. Durch Geschwätz ist die Welt noch niemals vorangekommen!"

Überrascht blickte Hans Froment auf, und dann mußte er lächeln, nun erst merkte er es, wie schlau dieser kleine alte Mann ihn düpiert hatte. War es nicht, wie wenn er ihm am Gesicht abgelesen hätte, daß er sich mit der tausendfach verfitzten Problematik des Lebens herumschlug und nicht fertig wurde mit ihr? Gewiß wäre es leicht gewesen, ihn in eine Diskussion zu verstricken, die alle diese tausend Fragen aufnahm und beredete — aber dann würde man wohl noch immer beisammensitzen und wäre noch längst nicht über den Anfang hinausgekommen. Aber der alte Michael Delos legte auf solche Disputationen keinen sonderlichen Wert, ihn interessierte der Maler und Weltwanderer Hans Froment, nicht aber der Grübler und der in die Enge getriebene Denker, er hatte

es lächelnd auf sich genommen, daß Hans ihn vielleicht für einen rechthaberischen Schwätzer ansehen mußte, daß er ihn in der ersten Stunde mehrfach betroffen von der Seite angesehen hatte — er hatte gesprochen, er hatte geredet, er hatte gepredigt, seine apodiktischen Sätze hatten keinen Widerspruch aufkommen lassen — jetzt erst merkte Hans Froment, daß die vielen Worte des kleinen alten Mannes ihn freier gemacht hatten, als es der längsten und eingehendsten Diskussion hätte gelingen können: Delos hatte recht, es war wirklich von keinem Wert, zu grübeln und zu schwätzen, er war ein Maler, er hatte seine Bilder zu schaffen, er hatte seine Arbeit zu tun, so fleißig und so gut, wie es nur immer in seinen Kräften stand. Hatte nicht Nick Boone im fernen Kanada ebenfalls vom Tagewerk gesprochen, das zu bestehen war? Nun, er, Hans Froment, er hatte ein großes Tagewerk hinter sich, ein größeres vor sich — und er war um die Welt gefahren, er war den tausend Tieren nachgepirscht, um heute diesem klugen alten Mann davon zu berichten, um seine jugendlich brennende Neugier und Begeisterungsfähigkeit mit immer neuen Erzählungen zu sättigen und immer wieder neu zu entfachen.

Eine halbe Stunde später lagen sie nebeneinander auf dem Teppich und steckten ihre Köpfe über der großen Karte von Afrika zusammen. Da war Ägypten, das Land des Nils, da war der Sudan, der Kongo, an diesem Fleck lag das große Lager der gezähmten Elefanten, hier war der Bangweolo-See, dort in der Kalahari war Hans Froment dem Geist der Steppen begegnet, drei Elefanten zogen durch die blutig vertropfende Abendröte gegen die versunkene Sonne an, und zur Nacht hatte der einsame Löwe gebrüllt, durch dessen Mähnenhaar der zage Nachtwind spielte. Und hier, westlich des Tanganjika-Sees, hier war ihm das Wunder geschehen, daß die große Elefantenherde ihn geduldet, daß sie ihn aufgenommen hatte und daß er mit ihr gezogen war durch den Wald zur spätabendlichen Tränke. Und hier, zwischen Meru und Oldeani, hier war das Paradies der Wildnis, und die Elefanten — es gab tausend Dinge von diesem großen Erdteil zu berichten, aber immer fanden alle Erzählungen ihr Ende und ihren neuen Anfang in einem Bericht von den Elefanten, dem Tier des

Kontinentes, auf dessen Spuren der Maler seine vielfältigen Landschaften durchwandert hatte.

Aber der Elefant lebte nicht nur in Afrika — die Karte wechselte, und da war das Land Ceylon, der Fluß, an dessen Ufern der alte Zena über den zweihundert Elefanten des guten Anthony Huddleston wachte, dort waren die südindischen Wildnisse, die wilden Whestern-Ghats, an jenem Flecken stand das Jagdschloß des Radjahs, hier war er in die Lehre Sarbattis gegangen, des dünn lächelnden Jägers, und hier, am Fuße des Himalaja, der Heimat des Schnees, hier hatte sich die Stadt der gefangenen Tiere gebreitet, hier hatte er den Tiger schießen müssen, dessen Fell wie das Licht des jungen Mondes war, da, dieses Fell, auf dem die silbergrauen Hunde ihre schmalen Schädel nebeneinander gebettet hatten. Und hier wohnte der wilde vergnügte Mijnheer ter Veen, diese Route entlang war er mit ihm gesegelt durch die Sunda-See, dort waren die Korallengärten, Meilen und Meilen, einen Meter nur tief unter der See, durch Stunden glitt man über ihnen dahin, Rosenstöcke und Fächer und Kandelaber, geordnete Beete und wirrste Wildnis, sah den bunten Fischen zu, die leuchtend durch die unterirdischen Gärten blitzten — und an dieser Flußmündung hatte man einmal eine Nacht vor Anker gelegen, Rimba, das Orang-Weib auf seinem Schoß, und im nahen Wald hatte der streifende Tiger verärgert vor sich hingeraunzt, und aus dem Brackwasser hatte sich der Gesang der Fische erhoben und über den Fluß geschwungen. Ja, die dunklen Wälder der Inseln dort unten und die große See ...

Aber vielleicht gab es andere Wälder, die noch großartiger, noch gewaltiger waren als dieses Baummeer, das sich mit blaugrünem Dickicht über alle Inseln der Sunda-See ergoß — da war die dritte Karte, da war das Land Kanada, und Hans Froment langte zur Seite und zog die kanadischen Skizzenbücher aus dem Regal. Da waren die Porträts unglaublich alter und riesiger Bäume, die heimlichen Seen im Kranze der Berge, da schnürten die Wölfe, da zog der Elch, da stampften die Bisonten, da lauerten die Luchse, da schlich die Fischkatze, da lärmten die Häher, da nagte der Baumstachler an der splitternden Rinde, da waren auch einige Menschenköpfe, Hans Froment wollte rasch weiterblättern, Nick Boone, der alte Bob Cat, jetzt sprach man von den

Wäldern und von den Tieren, und dann war da auch eine kleine, merkwürdige Scheu in ihm, diesem alten Mann an seiner Seite von den Freundschaften vergangener Tage zu sprechen – aber dann hielt Michael Delos seine Hand fest, nahm ihm das Skizzenbuch aus den Fingern, riß es zu sich heran, bohrte die leuchtenden Blauaugen in das Bild, das die verwitterten, windgegerbten Gesichtszüge des Alten vom endlosen Pfad zeigte, er glühte auf: "Ein Indianer, ein echter alter Indianer, Sie sind mit ihm gewandert, Froment, erzählen Sie, erzählen Sie mir von ihm!"

Von Bob Cat erzählen, der einmal "Wolf unter den Sternen" geheißen hatte und dann "stiller Fuß im Dunkeln" und schließlich "der vom endlosen Pfad"? Ach, es war nichts leichter, nichts schöner als dieses – Hans Froment erzählte, vielleicht schwärmte er auch, drang nicht durch alle Fenster das süchtig leise Brausen der Bäume, dem er im Lande Kanada gelauscht hatte durch selige Monate, riefen nicht die Wölfe fern in der Weite, lag man hier auf dem Teppich anders als auf dem dicken Nadelbett im Herzen des Waldes, um das niedrig kleine Indianerfeuer geschart? Er erzählte – jetzt erst merkte er in glückhafter Verstörung, wie unendlich reich er war, wie unermesslich ihn die große Reise gesegnet hatte, groß und unausschöpfbar war das heimliche Kaiserreich, das in seinem Herzen beschlossen ruhte, er trug das Bild der Welt in sich, und da war niemand in den großen Städten, der ihm dieses Bild hätte rauben oder auch nur trüben können.

Und dieser kleine alte Mann, der da ihm gegenüber auf dem Teppich hockte, der war gewißlich der letzte, der die Gesichter seiner inneren Schau angegriffen hätte. Er hing an seinen Lippen, er trank jedes Wort in sich ein, Hans Froment sah es ihm an, daß jedes Wort sich ihm belebte, daß ihm keine Farbe entging und keine Tönung, kein Ruch und nicht der leiseste Laut – ja, er war durch die Welt gefahren, er war durch die wilden Wälder Kanadas gewandert, um diesem kleinen alten Mann davon zu erzählen und ihn mit seinen Berichten glücklich zu machen.

Später, da saßen sie dann wieder ordentlich in den Sesseln, aber Michael Delos, das aufgeschlagene Skizzenbuch mit dem Kopf des alten Indianers in den Händen, litt es nicht am Platz, immer wieder stand er auf, wanderte durch

das Zimmer, lehnte am Regal — später verwunderte Hans Froment sich sehr darüber, wie der alte Mann sich unter seinen Worten verwandelt hatte. Lehnte da wirklich noch ein schmaler alter Mann vor den bunten Bücherreihen, ein alter Mann im verschollenen Samtjackett, mit überbreit fallender Krawatte, mit weißem Schnurr- und Knebelbart? War die schmächtige Gestalt nicht hochgewachsen jetzt, breit in den Schultern, schmal behend in den Hüften und hart gestrafft, prägte sich nicht durch das europäische Gesicht die starre Maske der Menschen eines fernen Erdteiles, sah nicht aus den blauen Augen schwer und ernst und walddunkel ein Indianer heraus, der aus nie gemessener Entfernung fremd und ablehnend in die Stube des weißen Mannes blickte? Wie merkwürdig war das mit diesem alten Mann, der einmal mit jugendlich dahinstürmender Wildheit sprechen konnte und dann wieder mit der eisigen Ruhe und dem bitterbösen Zynismus des gereiften Mannes, der allzuviel von der Welt gesehen hatte, als daß er noch den Worten der lauten und eifrigen Schwätzer hätte glauben können, deren Taten so anders waren als ihre Reden und oft genug aller Wahrheit und aller Gerechtigkeit in das Gesicht schlugen? Was war mit ihm — jetzt war er ein Wilder, war ein Indianer, oder war er ein Medium, in dem die ruhelose Seele eines einsam schweifenden Indianers ihre Heimstatt und ihre ewigen Jagdgründe gefunden hatte?

Er verbarg sich nicht hinter scheuem und falschem Männerstolz, er machte kein Hehl daraus: ja, er liebte die Indianer, er schwärmte für sie. Nein, nicht, beileibe nicht wegen der vielen blutig dummen Geschichten von und über die Indianer, von denen auch seine Jugend nicht verschont geblieben war, nicht wegen wilder Abenteuer, blutiger Skalpe, verwegener Ritte, stiller Waldpirsch in voller Kriegsbemalung, nicht wegen Wigwam, Lagerfeuer und Friedenspfeife, nicht wegen des wallenden Schmuckes aus Adlerfedern und nicht um den grausam männliche Härte erprobenden Sonnentanz — er liebte sie, weil er in ihnen die naturnahesten, die naturfrommsten Menschen dieser Erde witterte.

Hans Froment saß und sah erstaunt und bisweilen auch erschrocken zu ihm auf. War es wirklich er gewesen, der die Welt durchwandert hatte, oder war er der Daheimgebliebene, der sich von diesem kleinen alten Mann

berichten ließ — nicht von den äußerlichen Bezirken, sondern von den innerlichen Reichen? Bisweilen verwirrten sich ihm alle Begriffe, alle Erfahrungen, er lauschte den Worten des Michael Delos, und es war ihm, wie wenn er wieder in eine ferne Blockhütte der kanadischen Wildnis verschlagen worden sei, wie wenn er wieder am offenen Feuer saß, die Wälder ihn umrauschten und der Alte vom endlosen Pfad, wie wenn Bob Cat zu ihm sprach. Dieser kleine alte Mann wußte mehr und besser um die Seele der fernen Wälder, um das Herz der Indianer als er, Hans Froment ...

Was war Europa? Ein bunter Scherbenhaufen, in dem die Lumpensammler wühlten, ein Zuchthaus aus Stahl und Eisen, eine einzige ungeheuerliche Fabrik, ein Alptraum an Naturferne und Widersinnigkeit, ungezählte Autos fegten über Asphalt und Beton, Tanzkapellen heulten an allen Ecken, und zahllose Menschen, die nichts Besseres mit ihrem Leben zu beginnen wußten, verluderten im tausendfältig bunt und lockend auffrisierten Müßiggang. Kultur — was war das? Waren es die Kriege, war es die streitbare Kirche, die wechselnden Weltanschauungen, die wie Wölfe über den Gegner herfielen, waren es die griechischen und römischen Sklavenheere, der fünfte Stand, die freiwillige Versklavung an die Technik, diesen Baal der Zeit, der die Menschen von heute verdarb und die von morgen fressen würde, war es die Hilflosigkeit, anständige und saubere Lebensbedingungen für alle zu schaffen, waren es die geschäftigen Berufspolitiker oder die Generäle, war diese ganze bunt und gleißend aufgeputzte Barbarei wirklich Kultur? Nein, Europa hatte es niemals zu einer wirklichen Kultur gebracht, es hatte seine Natur sinnlos hingemordet und war nicht fähig gewesen, ein Neues zu bauen auf ihren Trümmern. Ein gottverlassenes, ein in Wahrheit von allen Göttern verlassenes Land. Wohl hatte der weiße Mann sich Götzen geschaffen ohne Zahl, Bilder, die ihm gleich waren, aber sie waren ihm nur allzugleich, sie waren tönerner Götzen, sie waren leer, sie waren dumm, aber sie waren alle von einer grauenhaften Gefräßigkeit. Europa war eine Menschenmühle, in seinem Frieden und in seinen Kriegen floß ohne Unterlaß der dicke Blutstrom und schwemmte über das Land wie ein Meer. Aber das war kein Blut, das die

ewigen Götter eingefordert hatten, die Mühle lief und der Blutstrom schwemmte, weil die Menschen glaubten, ohne die ewigen Götter leben zu können, weil sie sich seit Jahrtausenden mühten, eine neue Welt auf die alte Erde zu bauen, eine Welt nach ihrem Sinn und nach ihrem Gesetz. Aber sie hatten, durch die Jahrtausende, niemals eine neue Welt bauen können, ihnen war nur eine schaurige Hölle geglückt. Und sie fanden nicht den Mut, ihr Unvermögen einzugestehen und zu ihren Anfängen zurückzukehren, denn so dumm sie waren, so stolz waren sie auch, und ehe sie sich beugten, verbluteten sie lieber. Aber vielleicht war es auch längst zu spät für eine Rückkehr, die Ameisenvölker waren in das Ungeheure angeschwollen, sie engten einander, sie erstickten an sich selbst und erstickten ihre Nachbarn, die wachsende Zahl der Menschen fraß den Raum und damit ihre letzte und einzige Lebensmöglichkeit, es waren ihrer viel zuviele geworden, daß sie noch hätten leben können wie einst ihre Ahnen.

Und darum also eine Welt sinnloser Grausamkeit und ewigen Kampfes, des Kampfes in allen und auch den abscheulichsten Formen. Die Kriege der Völker gegen einander, ewiger Kampf der Klassen, arm gegen reich, ewiger Krieg auch zwischen Mann und Frau. Ein ewiger Kampf, in dem nicht die ehrliche Kraft obsiegte und niemals das gute Recht, ein Kampf, in dem die feigste und gemeinste Mittelmäßigkeit, die Lüge und der Verrat, der Meuchelmord und der Pesthauch des allmächtigen Goldes Sieger blieb und grinsend auch den Stärksten und Freiesten in die Sklavenketten jochte. Keine Welt, auf die man stolz sein konnte, eine Welt, von der man sich isolieren mußte, wenn man sich behaupten wollte in ihr und ein gutes Leben führen, den alten Göttern getreu. Kultur? Wenn eine spätere Zeit vielleicht einmal den Beginn der menschlichen Kultur gleichsetzte mit dem Ende der Feindschaft, des Kampfes und der Kriege — heh, wie stand dann dieses alte, dumme und stolze Europa da vor seinen Richtern?

Die alten Götter hatten sich längst abgewandt von der schauervollen Welt des weißen Mannes, sie lebten nur noch in den Bezirken, über die er noch keine Macht gewonnen hatte, im innersten Afrika, in den großen Einöden Asiens, ganz sicher aber lebten sie immer noch in den Wäldern Kanadas und hielten

dort die Hände über ihre getreuesten Söhne, über die roten Männer. Aber was wäre noch heute dieser Erdteil, wenn niemals die weißen Männer ihn hätten betreten dürfen? Die Bisontenherden würden durch alle Weiten ziehen, Hirsch und Wapiti und Caribou, in seinen Zelten würde der Indianer leben, der den großen Herden folgte, mit behutsamer Hand seinen Zoll erhebend von ihnen, damit er leben konnte, vielfach verschwistert allem Sein, und am kleinen Feuer im tiefsten Wald würde er seinem Manitou danken für das Leben, das ihm gegeben worden war. Danken nicht mit lauter Rede und tönend schallendem Gebet, danken mit der stillen Tat, mit der er seine Ehrfurcht erwies vor den anderen Werken des großen Manitou. Aber hatte es jemals einen weißen Mann gegeben, der dankbar für sein Leben, für dieses "bißchen Leben" war? Niemals, immer wollte der weiße Mann mehr als das, was er hatte, niemals fand er Ruhe und Begnügen, immer wollte er mehr und mehr, mehr haben, mehr sein, brutal trat er das, was nach seinem Sinn weniger war und hatte als er selbst, unter seine Füße, gemein und listig trachtete er danach, das größere und reichere zu stürzen und in sich zu schlingen — der weiße Mann als einzelner, der weiße Mann als Volk, der weiße Mann als Rasse. Er war wie die Heuschreckenschwärme des Südens, die sich über alles grüne Leben stürzten und es kahl und leer und tot fraßen. So fraß er die Welt aus, bis auch er einmal in ihrer Kahlheit sein Ende finden mußte.

Die fernen Wälder aber — wer für sie geboren worden war, der konnte sie niemals aus seinem Herzen verbannen, auch wenn er leben mußte in den feindlichen Städten. Ach, auf weichen Mokassins über den Teppich der Nadeln gleiten, endlos, endlos durch den stillen wilden Wald, den nahen Bruder achtend in allem Getier, verbrüdert dem Wind, verschwistert den tanzenden Flammen des Feuers, still sich bewahrend im Sturm, Gewitter oder Schneetreiben, ruhig und wunschlos unter den Bäumen sitzen können, dem ewigen Rauschen lauschend, zu den Wanderwolken aufsehen, zu den Sternenlichtern, friedliches Kind im All sein können ...

Sprach der seltsame kleine alte Mann alles dies aus mit klaren Worten? Ja, mitunter wohl kam es wie tönende Rede von seinen Lippen, feierlich und erhaben und ohne Furcht vor der härtesten Wahrheit, entschlossen und

bedacht, wie ein alter Indianer zu sprechen pflegte; manchmal war es nur ein rasches Wort, eine wilde Geste, und vor den Augen Hans Froments wuchs ein ganzes Bild auf, eine große Landschaft, eine zwingende Atmosphäre – er saß ganz still und sah mit trunken staunenden Augen zu dem alten Indianer auf, der da vor den bunten Bücherreihen des Regals lehnte und mit männlichem Mut vom stillsten Glauben und den weichsten Sehnsüchten seines Herzens sprach.

Er schwärmte nicht, dieser Alte, Hans Froment fühlte das gut, aber er hatte sich abgewandt von den lauten und leeren Reden Europas und hatte den Mut gefunden zu seinem Herzen. Und sein Herz war wie ein gefangener Vogel in der steinernen Stadt, sein Herz war nicht hier, es war dort draußen beheimatet, dort draußen, wo die Wälder sangen, wo die leisen Tiere ihre schmalen Pfade zogen, er hatte sich diese Heimat seines Herzens bewahrt durch ein langes Leben, und Hans Froment erkannte, daß das, was er für jugendliches Feuer gehalten hatte, etwas ganz anderes war. Das ungebrochen starke Blut des freien Menschen nämlich, der nicht in den alles Sein und Scheinen bestimmenden Äußerlichkeiten des europäischen Lebens untergegangen, sondern in Wahrheit frei geblieben war, frei in seinen ursprünglich starken und einfachen Gefühlen, frei in seinem Denken, das sich von nichts und niemanden hatte beschwatzen lassen und es jederzeit mutig wagte, dem verschleierte Bildnis die Hülle von der Maske zu ziehen und ohne Furcht in die leeren Augen des menschenverderbenden, menschenfressenden Molochs zu blicken. Und sein Herz, verzaubert durch diese Stunden naher männlicher Gemeinschaft, war erfüllt von dankbarer Freude, diesem Mann begegnet zu sein, und wußte, daß es nun vielleicht für alle Zeit der eisigen Einsamkeit entronnen war.

Die beiden silbergrauen Hunde erhoben sich lautlos und stellten sich dicht vor ihm auf. Ihre klugen braunen Goldaugen lagen still auf seinem Gesicht. Als er sich vorbeugte, ihre Köpfe zu streicheln, schmiegt sie sich weich seiner zärtlichen Hand entgegen. Weggefegt aus seinem Herzen waren alle Zweifel und Ängste, nicht länger war er allein und von aller Gemeinschaft

ausgeschlossen in dieser Welt, es gab Menschen, die von seinem Blut, von seinem Denken und Fühlen, Menschen, die ihm gleich waren. Und wie in einer Vision sah er einen langen Zug von Männern und Frauen, die wohl gekerkert sein mochten in die engen und abschreckenden Verließe der Städte, und deren Sinnen und Trachten dennoch auf immerdar mit den Gesetzen der großen Natur verbunden blieben, vor der sie sich in Liebe und Ehrfurcht neigten. Es war dem Menschen wohl gelungen, das Land zu planieren, es nach seinem Sinn zu gestalten, aber weder Paragraphen noch Evangelien hatten Macht über die Herzen; die Wildheit, das freie Blut, das man längst erstickt und ausgerottet wähnte, es lebte nach wie vor in den Menschen und pulste mit ungeahnter Stärke. Und ebenso stark war in allem Jammer und in allem Grausen der seelenlosen Maschinerie die große Sehnsucht, entrinnen und aufbrechen zu dürfen in ein Dasein, das des Menschen würdig war. Er streichelte die Tiere, er fühlte sich erfüllt von einem vagen Glück: doch, doch und doch – es hatte Sinn, an diesem Fleck zu stehen und seine Arbeit zu tun, er wußte und fühlte es mit untrüglicher Stärke, daß er mit dieser seiner Arbeit ungezählten Menschen leuchtende Beglückung in das Grau ihrer Tage tragen konnte ...

Sie fanden nicht so bald auseinander. Es wurde noch einmal ein guter Kaffee gekocht, es wurde ein neuer Tabak versucht, es gab noch hundert und aber hundert Dinge, die in die Hand zu nehmen und anzusehen waren. Und die gute Atmosphäre zwischen ihnen blieb und einte sie immer enger, jeder von ihnen wußte, daß er einen guten Freund gefunden hatte, jeder hatte den anderen in seinem Kern erfaßt und für gut befunden, wußte um seine innere Welt und wußte, wie innig sie sich der eigenen einte – da saßen sie beieinander, rauchten und redeten mit sparsamen Worten, draußen rauschte der Nachtwind durch den Wald, und durch ihre Hände wanderten langsam die Dinge, die von den großen, freien Tieren dreier Erdteile aussagten, Bilder und Photographien, Felle und Schädel, ein Gehörn, ein schwerer Zahn, eine Handvoll bunt leuchtender Federn. Und zu ihren Füßen lagen stumm die Hunde und atmeten tief im ruhigen Schlaf der Kreatur.

Spät in der Nacht erst brach der Alte auf, nachdem Hans Froment ihm hatte versprechen müssen, ihn so bald wie nur irgend möglich zu besuchen,

abends in seinem Haus, besser noch bei Tage in seinem Arbeitszimmer im Zoologischen Museum, denn dort hatte er hundert Dinge bequem bei der Hand, die einen Maler, einen Forscher und einen Weltwanderer auf den Spuren der Tiere gewißlich interessierten. Hans versprach es, dann brachte er seinen Besuch, den Mann und die beiden scheu-stolzen Hunde, nur einen Napf Wasser hatten sie angenommen aus seiner Hand, die Treppe hinab, durch den Garten und auf die Straße hinaus. Gemeinsam wanderten sie das kurze Stück an den Zäunen entlang, die beiden silbergrauen Hunde streckten sich zu einem stummen, kurzen und heftigen Lauf durch das Dunkel, aber als sie sich längst über den Zaun geschnellt hatten und wie atmende Statuen links und rechts neben der Haustür standen, hatten die Männer sich immer noch nicht getrennt, es war noch von diesem zu sprechen, an jenes zu rühren, an ein drittes zu mahnen – das Mondhorn zog durch das silbern vertropfende Sternenmeer, die Milchstraße leuchtete weiß aus ihren Unendlichkeiten auf die dunkle Erde herab, nächtlicher Rosenduft schwamm aus den Gärten über die Vorstadtstraßen, hinter der grenzenden Baumwand auf der anderen Seite des Fahrdammes summt dunkel der Fluß – sie fanden nicht auseinander, noch einmal und recht genau mußte Hans Froment davon berichten, was Bob Cat, der Alte vom endlosen Pfad, erzählt hatte von seinem Volk und seinem Stamm, dessen kluge Männer von allen Indianern die Weisen aus den Wäldern genannt worden waren...

Dann endlich klappte die Gartenpforte, jugendlich elastisch schritt Michael Delos über die Platten des Weges, ein letztes Winken noch, dann verschwand der flatternde Lodenmantel hinter der Haustür, und Hans Froment ging still seinen Weg zurück. Er war erregt und glücklich aufgestört, viele lange Jahre hatte er sich nicht so hingebungsvoll, so leidenschaftlich mit einem anderen Mann unterhalten über Dinge, von denen er manchmal geglaubt hatte, daß sie niemand anders in dieser Welt interessierten als ihn allein, er glaubte nicht, daß er würde schlafen können nach diesem Abend. Aber dann hatte er sich kaum in seinem Bett ausgestreckt, als er auch sogleich in einen traumlos tiefen Schlaf fiel. —

Am anderen Morgen jedoch ging er nicht zu seinem üblichen Spaziergang in den Wald hinaus, vom Frühstückstisch weg stürmte er die Treppen in sein Atelier hinauf, drehte die mit der Leinwand abgekehrte Staffelei herum, sah auf das begonnene Bild, an dem er schon seit Wochen unlustig herumgebosselt hatte, ohne daß er wesentlich weiter gekommen war mit dieser Arbeit, stand eine Weile wie verloren vor der hohen und breiten Fläche und griff dann mit beiden Händen nach Pinsel und Palette: miteins sah er das Bild, es leuchtete in einem Glanz, der ihm unerträglich erschien, wenn es ihm nicht gelang, ihn sogleich auf diese Leinwand zu bannen. Keine Minute hatte er zu verlieren, er nahm sich nicht die Zeit, seinen Kittel überzuwerfen, er stürzte sich in die Arbeit, die ihn gerufen hatte und ihn nicht wieder loslassen wollte.

Sterne sprühten im sommerdunklen Himmel, silbern woben die nächtlichen Nebel über Afrikas Steppen, das Mondlicht spiegelte sich im See, und auf der Straße zur Tränke stand er, der Einsame, der Gewaltige, das große Tier Afrikas, dessen Spur er durch Jahre gefolgt war, und das es jetzt sichtbar zu gestalten hieß für die Menschen, die nicht damit begnadet worden waren, diesem Tier einmal in seinen gewaltigen Freiheiten begegnen zu dürfen.

Er ging an seine Arbeit, und diese Arbeit war wie ein Rausch und war ihm wie ein Fest. Mehrfach, wenn er einmal Atem schöpfte, wunderte er sich sehr über sich selbst. Er war immer, bis in die allerletzte Zeit hinein, ein übertrieben gewissenhafter Arbeiter gewesen, immer hatte er in seinen Skizzenbüchern alle Details nachgeschlagen und noch einmal gründlichst ausstudiert, ehe er sie im Bild auf die Leinwand bannte, hatte das getan, trotzdem er wohl wußte, daß es oft genug ganz unnötig war, daß er das Tier, das es zu gestalten galt, sah und keiner Kontrolle mehr bedurfte. Niemals hatte er sich erlaubt, mit verhängten, mit freigegebenen Zügeln dahinzustürmen, heute aber wies er den leisesten Gedanken daran, ein Skizzenbuch, eine Farbstudie zur Hand zu nehmen, mit Entrüstung von sich — das war nicht nötig, das würde ihn nur stören und seine Arbeit verderben, er brauchte es nicht: er sah das große Bild und sah jede Hautfalte, jede Runzel seines Tieres, er sah jeden Stein auf dem Wege und schaute das Licht, mit dem der Mond sich durch die nächtliche Welt verspielte.

Drei Tage hindurch arbeitete er solcherart, ohne aufzusehen, ganz hingegeben dem Bild und dem Werk, im tiefsten aber auch erschüttert von der Erkenntnis, die ihn bei dieser Arbeit überkommen war: nun hatte er die letzte technische Vollkommenheit erreicht, jetzt trugen die langen Jahre der Wanderung, des ewigen Sehens und Schauens und des unersättlichen Raffens ihre Frucht, die vielen Jahre der strengen Arbeit an sich selbst auch, die vor der großen Reise gewesen waren. Nun war er angefüllt bis zum Rand mit den Bildern dieser Welt, mit den Gesichtern der Tiere, und die Summe dieser Gesichter, die sich in ihm angestaut hatten, brachen ihm nun auf zur großen Schau, die zugleich auch Letztes und Kleinstes souverän beherrschte, und seine Hand, die keine Schwierigkeit der Technik mehr kannte, warf sie mühelos und ohne auch nur ein einziges Mal zu zaudern, in das Werk, das leuchtend auf der Leinwand erstand.

Er malte und malte, er wußte: dieses wurde das beste Bild, das er jemals geschaffen hatte. Er malte es für sich, es sollte unten in der getäfelten Herrenstube über den Ledersesseln hängen, es gehörte ihm, er würde es niemals verkaufen – funkelnd schön, vom Licht des Mondes und der Sterne erfüllt, wuchs das Bild in seine Herrlichkeit. Wahrlich: er versuchte sich in diesem Bild nicht zum erstenmal an dem großen Tier, am Elefanten, er hatte schon Dutzende von Elefantenbildern gemalt, hatte eine Sintflut von Studien und Skizzen zusammengetragen, aber als er im ersten leisen Abenddämmern des dritten Tages seinen Namen in die linke untere Ecke des Bildes schrieb, wußte er sehr genau, daß dieses Bild mehr war als alle die anderen, die er vor ihm gemalt hatte. Der Elefant war sichtbar geworden, er stand in der Welt, man mußte ihn ansehen und vergaß über diesen Anblick, daß es nur ein Bild war, das man betrachtete. Man sah die afrikanische Nacht, man sah das gewaltige Tier in seiner tiefsten und heimlichsten Einsamkeit, man vergaß über ihm Kunst und Künstler, denn dieses Bild war kein Kunstwerk mehr, es war schon wieder ganz Natur – und das nun war wohl das Größte und Letzte, das ein Künstler zu erreichen vermochte ...

Gestorbene Tiere

Am anderen Morgen lief er, noch in den Pyjamas, geradenwegs aus dem Bett in das Atelier hinüber. Aber da stand das Bild in seiner Vollkommenheit und war unantastbar und ohne Fehl. Er zog einen Hocker heran, und dann saß er lange Zeit vor dem Bild und war glücklich wie ein überreich beschenktes Kind. Ihm war mehr geschehen, als daß er nur ein Bild zu seiner Zufriedenheit fertiggestellt hatte, allein aus der brennenden Schau des inneren Gesichtes heraus. Er wußte, daß er jetzt eine Stufe erreicht hatte, von der er vielleicht einmal als ahnungsloser Knabe geträumt hatte: daß er den unausschöpfbaren Schatz der Formen und Farben beherrschte, daß nun sein inneres Auge mühelos das schaute, was er durch die Jahrzehnte immer wieder gesehen und mit peinlichster Gewissenhaftigkeit studiert und durchgearbeitet hatte. Und in dieser Stunde vor dem Bild des alten Elefanten, der einsam unter den Sternen am Rand der nächtlichen Tränke stand, erstanden im leuchtenden Zug die Bilder vor ihm, die es nun zu schaffen, die es sichtbar in die Welt zu stellen galt. Zuerst, so schwor er es sich zu, wollte er Bilder malen, die ihm allein gehören sollten, die bei ihm blieben, um sein Haus zu schmücken. Dieses erste Bild sollte nun also im Herrenzimmer hängen, aber für das Eßzimmer wollte er ein anderes malen: ein Springbrunnen rauschte im marmornen Palasthof, siebenfarbig brach sich das Licht der Sonne im springenden und stürzenden

Tropfenstrahl, die Schönheit der Tiger räkelte sich faul auf gleißendem Stein, und über die schimmernde Balustrade glitt die metallisch glitzernde Schleppe eines Pfauen. Und hier oben im Atelier mußte er ein Porträt des schönen Island-Falken haben, der auf Sarbattis lederumhüllter Jägerfaust hockte, und ein Bild des tief verschneiten kanadischen Blockhauses am vereisten See, über den die Spuren der Wölfe liefen, Bob Cat, der Alte vom endlosen Pfad, sollte vor der Tür stehen und dem großen Schweigen seiner Wälder lauschen. Und dann mußte er das kluge und edle, vom seidig weißen Bart umkränzte Antlitz des alten Zena gestalten, damit er keinen Tag seiner vergaß, vielleicht malte er es unter dem Gebirge des schweren Hauptes seines stärksten Elefantenbullens, und vielleicht würde es gut sein, wenn neben dem dünnen Jägerlächeln Sarbattis das Antlitz des schönen Tigers erstand, dessen Fell wie das Licht des jungen Mondes war, des Tigers, der aufbrach unter dem flackernden Licht der Windlaternen, zurück in seine Freiheit und nicht zu sterben brauchte unter den Schüssen eines Mannes, den die Fieber schüttelten, und der hatte weinen müssen über diesen sinnlosen Tod ... Ja, diese Bilder wollte er malen, zuerst und für sich allein, dann aber sollten sie kommen: die Löwen und die Leoparden, die goldenen Tiger und die schwarzen Panther, die hundert wilden Katzen und die jagenden Hunde, die schweren Büffel und Elefanten ohne Zahl, Zebras und Gnus, die Bergziegen und die Grizzly-Bären, Gazellen und Antilopen, die Adler und Falken, Milane und Flamingos, die Paradiesvögel und die tausend bunten Sänger, die farbenglitzernden Fische aus den Korallengärten und die gefährlichen Schlangen, deren giftige Schönheit in manchen Ländern als heilig angebetet wurde.

Er saß und atmete aus tiefer Brust: sichtbar, greifbar breitete sich vor ihm die Überfülle des Reichtums aus, mit dem ihn das Leben begnadet hatte, er fühlte die Kraft, diesen Reichtum zu halten und ihn, in Bildern gestaltet, der Welt zum anderen Male zu schenken, und zur gleichen Zeit war in ihm die tiefe und stille Freude der Dankbarkeit, und dieser sein Dank gebührte Michael Delos. Der hatte ihn herausgeholt aus seinem verquälten Zweifeln und Zaudern, der war wie ein kluger Schleusenwärter gewesen, der zur rechten Zeit an der Kette gezogen hatte, damit die Flut, die sich gestaut hatte hinter den

schweren Toren, nun in die Freiheit strömen konnte. Und diese Dankbarkeit war es dann, die ihn trieb, sich nun eilends anzuziehen, zu frühstücken, in die Stadt hineinzufahren, um Michael Delos in seinem Museum aufzusuchen.

Als er dann aber die Freitreppe des großen, mit vielen hohen und breiten Fenstern prahlenden Gebäudes hinaufschritt und die Vorhalle durchquerte, von der die geschwungenen Treppen in die oberen Stockwerke führten, fühlte er, wie alte Erinnerungen in ihm aufstiegen und sich zum Widerwillen verdichten wollten. Es war fast länger als zwanzig Jahre her, daß er dieses Haus zum letztenmal betreten hatte, damals, als er sich in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit keine Gelegenheit entgehen ließ, sein Wissen um die Tiere zu verbreitern und zu vertiefen. Aber er hatte sich niemals sonderlich wohl gefühlt in diesen stillen, fast immer menschenleeren Hallen, und später war er lieber gereist und war den lebenden Tieren nachgezogen, um ihnen das abzulauschen, was er für seine Arbeit brauchte, er hatte das Museum bei sich ein Leichenschauhaus, ein Panoptikum genannt und war ihm geflissentlich aus dem Wege gegangen. Und heute nun suchte er es aus freien Stücken auf, weil er hier einen Freund besuchen wollte, wie merkwürdig, daß just Michael Delos in dieser Totenkammer beheimatet sein mußte . . .

Aber in der großen Halle des Erdgeschosses überkamen ihn dann Verwunderung und Erstaunen, die sich rasch wandelten in leidenschaftliche Anteilnahme, in eine freudig beglückte Erregung, und das war nicht allein darum, weil sich die Art der Schausammlung gewandelt hatte, er sah wohl auch die hier wieder zum Leben erstandenen Tiere mit anderen, schärferen und unvoreingenommenen Augen an – das hier war keine Leichenkammer mehr, kein Schreckenskabinett, es wollte ihm wie ein stiller Tempel erscheinen, den die sorgsam konservierende und gewissenhaft registrierende Wissenschaft den Tieren der großen Schöpfung errichtet hatte.

Man hatte das in seiner Arbeitsweise veraltete Museum in den Jahren, in denen er es nicht betreten hatte, vom Grund aus umgestellt, hatte die Trennung zwischen Schausammlung und der Sammlung für die wissenschaftliche Forschungsarbeit durchgeführt, hatte diese aufgestellt in Räumen, die dem Publikum verschlossen blieben und damit den Platz gewonnen, um in den

großen Sälen Dioramen und Lebensbilder aus der Tierwelt aufzubauen, die nun in ihrer Lebensechtheit und in ihrer künstlerischen Gestaltung den Maler begeisterten.

Schon an der Tür blieb er betroffen stehen: ihm zur Linken, die ganze lange Saalwand entlang, waren die Tiere Afrikas aufmarschiert wie zu einer Parade, sie standen stolz und frei und schön in all ihrer unverschändeten Schönheit, sie sahen ihn aus ihren gläsernen Augen an, es hätte ihn nicht verwundert, wenn eines aus der Reihe gesprungen und davongestoben wäre. Ihm entgegen reckte sich das wuchtig schwere Haupt eines Kaffernbüffels, wie witternd sah das Tier ihn an und schien bereit, in jeder Sekunde das starke Gehörn zu senken und ihn anzunehmen. Hinter dem Riesen drängten sich einige Kühe, ein Kalb stand, jung und drollig dumm, zur Seite, und die kleinen weißen Reiher hockten furchtlos auf und neben den Tieren und machten sich an ihnen zu schaffen.

Hans Froment setzte langsam Fuß vor Fuß. Er vergaß, daß er mitten im Herzen der großen Stadt war, in dem stillen, hellen Saal eines Museums, vor seinen Augen erstand die Steppe Afrikas, in der ihn einst die große Gnade der Schöpfung übermannt hatte, und wieder fühlte er den Segen der Wildnis in seinem Herzen, den er im fernen gewaltigen Kontinent erlebt hatte, und den er niemals wieder aus seinem Blut verleugnen konnte. Da waren die Rappenantilopen, die Grantgazellen; das schwere Riesenelen, die Zebras und Gnus, da schmiegte sich über den Felsblock, der verwittert dem farblosen Steppengras entwuchs, das Löwenpaar, das lauernd auf die sorglos äsenden Buschböcke spähte. Da hob sich die Giraffe hoch über alles andere Getier, da wälzte sich das speckschwere Flußpferd durch verschilften Morast, da stelzten die Kraniche, die Reiher, die Störche und der fremde Vogel Abu Marküb an der Lagune, da wandelte sich langsam die Steppe zum Wald, das Okapi sicherte scheu aus gefiedertem Gezweig, das zwergenhafte Flußpferd Liberias trieb sein Junges vor sich her auf schmalem Wechsel, der Leopard bedrohte die Guereza-Affen im Baum, Zwergpapageien, gehaubte Turakos und Pisangfresser saßen beieinander, eng an den Stamm geschmiegt, sah er einen großen grauen Uhu sitzen und erschrak fast vor der Lebensechtheit, mit der das Tier ihn aus

großen, runden, goldleuchtenden Augen ansah. Da schlängelten sich die kleinen Katzen durch das Gebüsch, gefiederte Beute belauernd, oder sie trugen diese Beute davon zwischen den schneeweiß bleckenden Zähnen des stolz zurückgenommenen Kopfes. Da brandete ein Rudel bunter Meerkatzen über Baum und Gestein, da saßen Drill und Mandrill beieinander, da schwang sich eine Schimpansenfamilie durch das Gezweig, und dann endete das große Bild in einem sich lichtenden Waldtal im Bergsattel des Mikeno, weiße Wolken hingen über dem nahen Gipfel, und unter dem Blätterdach der Akazie, von der die Lianen gleich Schnüren herabhingen, saß der schwere Gorilla-Mann und trommelte mit beiden Fäusten seine Brust, während sein Weib, ihr Junges im Arm haltend, wie scheu hinter seinem Rücken hervorspähte.

Hans Froment blieb stehen und atmete tief, ihm war, wie wenn er aus kalter Fremde heimgekehrt sei in das warme Vaterhaus, nun erst besann er sich und fand sich zurück: er war nicht heimgekehrt nach Afrika, er stand in einem Museum den Präparaten toter Tiere gegenüber. Und dann blickte er sich suchend um: da waren sie, alle die Tiere, denen er tausendfach begegnet war auf seiner Wanderung, wo aber war er, der Große, der Riese, wo war der Elefant, dessen Spuren er durch Jahre gefolgt war? Er brauchte nur den Kopf zu heben, er stand fast unter ihm: ein schwerer, großohriger Tanganjika-Elefant mit starken und langen, gefährlich geschwungenen Zähnen. Er stand mit den Vordersäulen erhöht, er hatte sich gereckt, den Rüssel erhoben, er schien seinen großen Schrei durch den stillen Saal des Museums zu schleudern. Und links und rechts drängten sich die Weiber gegen ihn, kleiner als er und mit schwächeren Zähnen, ihr Ruf schien in den seinen einzustimmen ...

Er schaute zu ihnen auf mit beglückten Augen, da waren sie, die großen, die seltsamen, die nie zu enträtselnden Tiere, die ihn wie in einen Bann geschlagen hatten, die Tiere, die er liebte, aber dann konnte er nicht verhindern, daß sein scharfer Künstlerblick über ihre Formen wanderte, alle Konturen und die letzte Hautfalte prüfte — und dann schüttelte er belustigt verstört den Kopf: die Präparate waren von täuschender Lebensechtheit, da war nichts an ihnen, das die Illusion hätte zerstören können.

Er trat zurück und wanderte weiter. Vor der gegenüberliegenden Wand reihten sich die Tiere Indiens, Gayal und Gaur, Banteng und Coupray, Sambarhirsche, die großen, blaudunklen Nilgauantilopen, und die braune Herde des schwarzen Bockes schien im Sprung erstarrt. Das gepanzerte Nashorn stampfte dahin, Leopard und schwarzer Panther saßen einander fauchend gegenüber, und der Tiger hatte ein Wildschwein gestellt, das ihm zornig schäumend das Gebrech wies. Dann hoben sich die Felsen aus der Ebene, die Schroffen des Himalaja und das Geröll Tibets, der Schneeopard spielte am Gletscherhang mit seinen Jungen, das Moschustier spähte aus tief verschneiter Mulde, rote und weiße Hirsche zogen durch die Wannentäler, das Takin, die goldene Kuh, stand unter dem Wind, Argalli, das große und das kleine Blauschaf, ein Rudel Kiangs, der Bambusbär, an den Sprossen schmausend, die er in seiner zur Hand gewölbten Pranke hielt, und schließlich zwei schwere sibirische Tiger, kauern und lauern vor der zornig drohenden Massigkeit des Bären, mit dem sie in Streit geraten waren — Hans Froment mußte fast lachen, so lebte hier jedes Tier, so lebte diese ganze Szene bis in das unscheinbarste Detail hinein.

Dann aber stand er lange und blickte grübelnd auf die hier zur Schau gestellten Tiere und Tiergruppen, stand unter dem Gebirge eines indischen Elefantenbullens, das sich hinter ihm türmte, hoch und breit und schwer, einmal stieß er mit dem Rücken gegen die stark geschwungenen Zähne, und er mußte wiederum lächeln, als er sich darauf ertappte, daß er nach diesem Stoß zur Seite trat, dem Tier den Weg freigebend, wie wenn er nicht hier im Museum, wie wenn er im Kongo oder bei der großen Herde des guten alten Elefantenhirten Zena auf Ceylon sei. Diese Tiere aber, diese Präparate ... Warum eigentlich hatte er bis heute solche Museumsarbeit gleichgültig als simples Handwerk abgetan? Sie war weitaus mehr, sie ging sogar über das Kunsthandwerk hinaus, sie mischte sich, aus der Wissenschaft kommend, mit der Kunst, ja, sie war in manchen Stücken wohl reine Kunst. Denn Welch einen Unterschied machte es schon, ob ein Künstler ein Gipsmodell für den Bronzeguß fertigte, oder ob er sich zur letzten Gestaltung dieses Werkes eines Tierfelles bediente? Welch eine

Arbeit, welche ein peinlich gewissenhaftes Studium, welche eine Fülle von genauesten Beobachtungen war in diesen Werken beschlossen! Sie diente der Wissenschaft, sie lauschte noch die kleinste Form getreulich der Natur ab, sie mußte sich dabei in unwahrscheinlich exakter Weise den gegebenen Maßen und Formen anpassen — natürlich würde ein jeder Künstler nur ablehnend oder beleidigt lächeln, wollte man diese Arbeit mit seinem Schaffen vergleichen. Hans Froment aber, der allzu viele Künstler kannte, der allzuviel an Leichtfertigkeit, Ahnungslosigkeit, Unvermögen und Dürftigkeit bei ihnen gesehen und erlebt hatte, Hans Froment, der die Natur höher stellte als alle Kunst, das sinnlich Wahrnehmbare höher als den menschlichen Geist, der es stets nur zu verzerren wußte, Hans Froment, der sich verloren hatte und schworen an die tausendfältige und immer vollkommene Schönheit, die das zeugende Leben rings unerschöpflich prägte und wandelte, Hans Froment gestand sich ein, daß er von diesen wahren und getreuen Nachbildungen einen stärkeren Eindruck empfing als von so manchen Ausstellungen mit ihren Bronzen, Abgüssen und Skulpturen, die er besucht hatte. Hier war die Schöpfung getreulich nachgebildet worden, und diese Schöpfung blieb auch in diesem Tod größer und gewaltiger als alle Kunst, als jeder sich mühende menschliche Geist, und darum rührte diese Ausstellung an sein Herz, während in den Galerien der Künstler oft genug nur sein Intellekt sich mit den Absichten der Bildner auseinandergesetzt hatte, und das zumeist obendrein noch ergebnislos ...

Er ging dahin, Tiere ohne Zahl und aus allen Ländern dieser Erde säumten seinen Weg, standen stumm und immer schön auf ihren Podesten oder in dem Stückchen ihrer alten Umwelt, das man ihrem Bild zum Rahmen gegeben hatte, und dem sie entwachsen, wie eine Blume ihrem Boden entwächst. Afrika und Asien, die beiden Amerika, die merkwürdigen Tiere Australiens und die letzten Reste der wilden Welt im alten Europa — einmal widerfuhr ihm eine Beglückung, die so stark war, daß sie ihn fast überwältigte. In einem Nebenraum zog sich auf langem Bord eine Reihe von Nachbildungen hin, wilde Kleinkatzen aus aller Welt. Und wie er sich noch vertiefte in die geduckte, schmalflankige Geschmeidigkeit eines schleichenden Yaguarundi,

sprang ihm von irgendwoher sein eigener Name in das Auge, störte ihn auf und ließ ihn nicht wieder los. Er hob betroffen den Blick: da lag auf schwarzzrissigem Baumast hingestreckt ein kanadischer Luchs, seine Pinselohren waren scharf nach vorn gedreht, sein Backenbart sträubte sich, seine Augen glühten auf das weiße Schneeschuhkaninchen herunter, das da ahnungslos über den verschneiten Waldstiege herangehoppelt kam. Die graue Luft des Schneenebels stand in dem Bild, dick und glasig durchscheinend lagen die Flocken auf den Tannennadeln, sorglos hoppelte das Kaninchen seinen Weg – hob sich nicht jetzt der kurze Stummelschwanz des Luchses, drang nicht ein leises Fauchen der Erregung hervor zwischen den Dolchzähnen, warf er sich nicht sogleich im gestreckten Sprung über den Rücken seines ahnungslosen Opfers? Das Bild war gut, lebendig und getreu – Hans Froment trat zurück: das Bild trug auf der untersten Rahmenleiste ein schmales schwarzes Schild, und dieses Schild zeigte in dünner Goldschrift seinen Namen, das Bild, dieses gute Bild in dieser von Tieren erfüllten Halle war von ihm . . .

Er stand und lächelte wie ungläubig zu seinem eigenen Werk hinauf. Doch ja, er hatte es gemalt, damals in Kanada, bevor er mit Nick Boone und dem Alten vom endlosen Pfad in die winterliche Wildnis zog auf lange Fahrt. Und die Männer der Museumsleitung hatten es für würdig befunden, daß es in diesem Raume hing, der nicht der Kunst, sondern der Wahrheit der Wissenschaft geweiht war. Weggefegt, verstoben in alle Winde waren damit alle Zweifel, alle Bedenken, er brauchte sich nicht länger den Kopf über die Richtigkeit des eigenen Künstlerweges zu zerbrechen, er war anerkannt und aufgenommen worden, er durfte der Wissenschaft dienen mit der Gestaltung seiner Gesichte. Und noch einmal und noch stärker nun wehte es ihn aus den großen Sälen an wie heimatliche Luft: hier waren die Tiere daheim, mitten in der Odnis der großen Stadt, und an dem Werk, ihre Schönheiten und ihre Geheimnisse den Menschen zu offenbaren, durfte auch er, der Maler Hans Froment, mitarbeiten, ein Stolz, der keine Problematik mehr kannte, füllte seine Brust.

Dann aber sah er zufällig auf das Zifferblatt der Uhr über seinem Handgelenk und stellte erschrocken fest, daß er bereits zwei gute Stunden in diesen Sälen verbracht hatte. Und er hatte doch das Museum aufgesucht, um einen Besuch zu machen, seinen Freund zu besuchen, Michael Delos. Es wurde Zeit, daß er sich nach ihm umsah, wollte er ihn nicht am Ende noch verpassen, denn Delos hatte ihm gesagt, daß er durchaus nicht immer im Museum zu finden war und sich seine Arbeit im Atelier nach Belieben einteilen konnte. Aber ein uniformierter Diener, den er schließlich, am Fenster lehnend und sehnsüchtig in das Straßentreiben hinausschauend, betraf, versicherte ihm, daß Herr Delos noch im Hause sei und wies ihm den Weg zu seinen Arbeitsräumen. Als er dann die Tür öffnete, die mit einem Schild bezeichnet war und mit einem zweiten, das jedermann den Zutritt zu diesen Räumen verwehrte, war es ihm, als sei er in das Atelier eines höchst merkwürdigen. Bildhauers geraten. Er zog still die Tür hinter sich in das Schloß, blieb stehen vor dem blankgeäderten Holz und sah sich stumm und staunend um.

In dem großen, sehr hellen Raum arbeiteten mehrere Männer in weißen Kitteln an Tierfiguren, die überall und in einer Anzahl, die nicht mit einem Blick zu übersehen war, herumstanden. Nahe neben dem Eingang stand eine Gruppe, die vollendet erschien: über einem Felsblock lag ein Haubentaucher, sein Kopf hing müde vom Stein herab, über ihm, mit angehobenen Schwingen, eine der starken Krallen tief in der Brust seiner Beute verankert, stand ein Seeadler, er hatte den Kopf vorgestreckt, es schien Hans Froment, als kappte er mit dem scharf gebogenen Schnabel, gleich würde er schreien, und dann würde er mit dem geschlagenen Vogel in die Luft steigen und davonziehen zum Horst, in dem das brütende Weib ihn erwartete. Unweit dieser Gruppe aber stand ein merkwürdiges Gebilde: an einem aufrecht stehenden, abenteuerlich zugeschnittenen Brett waren gebogene Eisenschienen befestigt, es sah aus, wie wenn dieses Brett auf vier Beinen stand, als wenn sich von ihm ein endlos langer Hals in die Luft reckte, der an seinem Ende die gipserne Nachbildung eines Kudukopfes trug. Und neben diesem skurrilen Skelett erhob sich eine fast gleichartige Konstruktion, die aber niedriger war und nach dem ebenfalls bereits montierten Kopf wohl ein Mähnschaf vorstellen sollte. Auch sie setzte

sich aus Eisenschienen und einem Brett zusammen, aber an diesem Brett hafteten nun gebogene Drahtbügel und fügten sich abenteuerlich zu einem Tiergerippe. Hans Froment sah auf dieses verwirrende Bastelwerk, er ahnte wohl, daß er der Grundidee eines künftigen Werkes gegenüberstand, noch aber begriff er diese Idee nicht, nackt und kalt und absonderlich steckten die Enden der Winkeleisen, die wohl vier Gliedmaßen vorstellen sollten, im Holz des Bodenbrettes, der Hals war nichts anderes als eine Stange, und der gipserne Schädel war ohne jedes Leben.

Nun aber hatte ihn einer der arbeitenden Männer erblickt, er sah von seiner Arbeit auf, einer Tierfigur, die er mit einer gipsähnlichen Masse bestrich, und die trotz ihrer Farblosigkeit und ihren noch höchst unfertigen Formen unzweifelhaft einer Gemse glich, die bei zusammengestellten Läufen ihren weißen Schädel über die Schulter zurückdrehte, sah ihn an und rief ihm zu: "Halloh, mein Herr, was wünschen Sie?" Hans Froment, den Hut in der Hand, fragte nach Herrn Delos, aber im gleichen Augenblick, als der Frager einen halben Schritt zur Seite tat, sah er ihn auch schon. Unter dem großen Fenster stand das lebensgroße Modell eines nordischen Elches, ohne Geweih noch und ohne Fell, aber ausgearbeitet bis hinein in das letzte und feinste Spiel der Muskeln. Ein Mann, auf dessen Kittelkragen wirr und weiß die Haare fielen, lag vor ihm auf den Knien und bearbeitete mit einer Art kleiner Holzraspel die sehnig gestrafften Läufe. Er sah sich um, dann stellte er sich sogleich auf seine Füße und kam dem Besucher mit ausgestreckten Händen entgegen: "Mein lieber Froment, das ist mir eine Freude! Kommen Sie, kommen Sie, gehen wir hinüber in mein Arbeitszimmer!"

Aber so leicht machte es ihm Hans Froment dann doch nicht. Er hatte bereits allzuviel gesehen an diesem Vormittag, der Eindruck der vielen, künstlerisch vollkommen aufgestellten Tierpräparate war allzu tief und nachhaltig gewesen, und die Modelle in diesem Raum waren in ihrer fragwürdigen Unfertigkeit allzu interessant, als daß er jetzt seine Bewegung und die unerschöpfliche Neugier des künstlerischen Menschen hätte verbergen können. Ja, natürlich war er gekommen, um Michael Delos zu besuchen, natürlich wollte er gern in seinem Arbeitszimmer mit ihm zusammensitzen,

aber zuerst einmal war man wohl hier an der Quelle, nicht wahr, zuerst wollte er einmal gründlich erklärt haben, wie denn nun eigentlich eine solche Tierfigur, ein solch vertracktes Stück Ausstopferarbeit entstand.

Delos lachte amüsiert: "Sprechen Sie dieses Wort nur nicht ein zweites Mal in diesen heiligen Hallen aus, sonst werden Sie noch von meinen Museumsleuten gelyncht! Wir sind hier nämlich längst keine Ausstopfer mehr, mein Herr, wir sind Dermoplastiker! Sie verstehen: wir schaffen Plastiken mit der Haut des Tieres, das es nachzubilden gilt, dazu gehört schon etwas mehr, als daß wir Heu oder Stroh oder Sand in den zusammengenähten Balg stopfen. Wie wir arbeiten? Ich will Ihnen das gern einmal zeigen, passen Sie auf!" Aber dann stellte er ihn erst einmal seinen Gehilfen vor, und Hans Froment freute sich, als er hören durfte, daß alle diese Männer hier ihn gut kannten, daß sie seine Arbeit schätzten und ihre Freude hatten an seinem Besuch.

Aber dann dozierte der Meister des Ateliers auch schon: "Sehen Sie also mal hierher, Froment, auf dieses Gerüst hier bei der Tür, das wird also ein Kudubulle. Dieses Brett hier nennen wir das Profilbrett, es gibt so ungefähr die Linien des Rumpfes, Sie sehen das von der Seite, nicht wahr? Diese Eisenstäbe, richtig, das werden die Beine, dieser hier stellt den Hals dar, oder er wird der Hals, wie Sie wollen, und der Schädel ist in diesem Falle ein naturgetreuer Gipsabguß. Ja, das alles muß natürlich bis in das kleinste Detail ausgearbeitet werden und muß bis auf den Millimeter genau stimmen. Nun also, damit hätten Sie die erste Stufe. Auf der zweiten, das sehen Sie an diesem anderen Modell, holt man mit solchen Drahtbügeln, die man an das Profilbrett heftet, die Rippenprofile heraus. Richtig, man macht also so eine Art künstlichen Skelettes. Und dann überzieht man dieses Skelett mit dünner Drahtgaze, sehen Sie, hier liegt so eine Rolle. Und damit ist dieses Skelett schon verwendbar, die erste Form ist da, nicht wahr! Auf diese Form trägt man dann eine Art von Gips auf, wie es dort geschieht, und erreicht damit das erste Rohmodell. Und dann gebrauchen wir eine besonders zusammengesetzte Masse, die auf diese Rohform naß aufgetragen wird, und in der wir Muskeln und Sehnen und gewünschte Hautfalten ausarbeiten können. Die Masse wird feucht verarbeitet, kann dann aber auch im trockenen Zustande mit der Raspel bearbeitet werden.

Nun, und dann ziehen wir die Haut darüber, die ist, zumal an den diffizilsten Stellen, unglaublich dünn geschabt, wird gut durchnäßt, damit sie sich in jede Feinheit hineinschmiegt, wird vernäht, wird dann in den Falten festgesteckt, sehen Sie hier —", er wies auf einen zierlichen sibirischen Rehbock, über dessen Flanken und Brust sich ganze Ströme von Stecknadeln mit farbig bunten Glasköpfen ergossen —, "und wenn sie dann gut getrocknet ist, ziehen wir die Nadeln wieder raus, setzen, wie in diesem Falle, das Gehörn ein, kleiden das Bodenbrett gut aus mit Gras und Gestein — und fertig ist die ganze Zauberei!"

Hans Froment sah seinen Freund mißtrauisch aus den Augenwinkeln an. Natürlich machte Michael Delos keine großen Worte von seiner Arbeit, das tat schließlich keiner, der wirklich etwas konnte und seine Sache gründlich beherrschte, aber das wenige, was er hörte, und das, was er sah, und das war weitaus mehr, genügte dem Maler vollauf, nicht nur den Grundgedanken dieser Technik, sondern auch die großen Schwierigkeiten, die sie in ihrer Ausführung stellte, zu begreifen. Und die Erkenntnis, die ihn bereits im Saal der ausgestellten Tiere überfallen hatte, daß nämlich diese Arbeit weitaus mehr einer Kunst als einem Handwerk glich, verdichtete sich ihm hier im Raum der halbfertig herumstehenden Modelle zur Gewißheit.

Nebeneinander gingen die beiden Männer dann durch das Atelier. Ja, da waren viele Vögel, sie wurden nach einem anderen Verfahren präpariert, man schnitzte ihre Leiber neu aus getrocknetem Torf, zog den Balg darüber, schob Drähte ein, die dem Ganzen Halt gaben, behandelte sorgsam jede einzelne Feder — dem Besucher schien dieses Verfahren fast noch diffiziler zu sein als das, was man bei den Säugetieren anwandte. Einmal dann, als sie sich einem langen Tisch näherten, wich Hans Froment wie erschrocken einen Schritt zur Seite: in einem gläsernen Becken, das bis zum Rand mit einer wasserhellen Flüssigkeit gefüllt war, saß wie sprungbreit ein kleiner, leuchtend grüner Doppelhelmbasilisk und schaute mit glänzend gelben Augen aus seinem Bad zu ihm auf. Delos lachte ihn vergnügt an: "Ja, das hier ist ein ganz neuartiges Verfahren, und ein ganz ausgezeichnetes obendrein. Mit ihm präparieren wir heute unsere Reptilien, sie behalten Form und Farbe und wirken wie lebendig. Vor der Behandlung gerben wir die Farben in den Häuten nach, dann wird die

Form ausgefüllt und in eine erwünschte Stellung gebracht, dann folgen. Alkohol-, Benzol- und Paraffinbäder — nun, das Endergebnis sehen Sie: man kann es kaum von einem lebenden Tier unterscheiden!"

Solcherart dauerte es eine gute Zeit, bis Delos endlich die Tür öffnen konnte, die aus dem großen Atelier in seinen Arbeitsraum führte. Hier aber fiel Hans Froment aus einem Erstaunen in das andere. Wenn er geglaubt hatte, in eine Art Büro oder in ein zoologisches Laboratorium zu kommen, so mußte er jetzt erkennen, daß er die Werkstatt eines streng wissenschaftlich arbeitenden Künstlers betreten hatte. An allen freien Flecken der Wände hingen die Totenmasken von Tieren aller Art, von Gorillas und Orang-Utans, von Gibbons und Makaken, von Schimpansen und Hamadryaden¹⁶, Schädelabgüsse von Antilopen und Gazellen, von Büffeln und Rhinozerosen reihten sich aneinander, Abgüsse von Affenhänden und Affenfüßen fanden sich in endloser Reihe und allen erdenklichen Stellungen auf den Regalen, der präparierte Kopf eines Sudan-Elefanten hing an der Wand, und sein leicht gebogener Rüssel berührte fast den Boden. Große Schränke dehnten sich an den Wänden, Schädel, Gehörne und Geweihe lagen auf ihnen, Hans Froment aber nahm das alles nur mit einem flüchtig raschen Blick in sich auf, mit einem unterdrückten Ruf des Entzückens lief er auf den großen Tisch zu, der unter dem Fenster stand, und auf dessen Platte sich eine unübersehbare Schar von kleinen Plastiken durcheinander drängte. Achtlos setzte er sich in den Sessel, der vor diesem Tische stand, und griff mit begeisterten Händen nach den kleinen Kunstwerken aus Plastilin. Da stand dicht vor ihm ein zerbrochener Baumstamm, mit einer Hand hing ein Gorilla an seinem obersten Aststumpf, stemmte sich mit beiden Füßen vom Baum ab und griff mit der freien Hand dem Besucher entgegen. Da war ein Schimpanse, der wie ein Türke auf der Erde saß, den Kopf etwas schräg gelegt — blickte er nicht mit pfiffig durchtriebenen Augen den Menschen an, bereit, ihm im nächsten Augenblick einen fröhlichen Schabernack zu spielen? Da stand ein Kaffernbüffel, galoppierte ein Zebra, stampfte ein Nashorn, trabte ein wildes Waldpferd — da

¹⁶ Mantelpaviane

waren hundert Tiere, kaum spielzeuggroß, und eine Meisterhand hatte ihr Leben und ihre Bewegungen der Natur abgelauscht. Mit begeistert erglühendem Gesicht sah Hans Froment zu dem kleinen alten Mann auf, der neben ihm an der Tischkante lehnte und wie gleichgültig auf das bunte Durcheinanderspiel der Figuren herabsah.

"Ja, damit also fangen wir an, Froment!" dehnte Delos lässig seine Worte. "Und das hier ist meine ganz spezielle Arbeit. Zuerst einmal mache ich solch ein Modell ... Natürlich muß ich schon bei ihm auf die Maße achten, die uns durch die Tierhäute gegeben sind. Sie sehen, daß alle diese Figuren in einem genauen Größenverhältnis zueinander stehen, ich fertige meine Modelle nämlich in einem Zehntel der natürlichen Größen an. Und dann wandern diese Modelle hinüber zu meinen Gehilfen, die übertragen die Maße auf das künstliche Skelett, fertigen es, überziehen es mit Gips, dann helfe ich ihnen bei der Durcharbeitung der Muskulatur, überwache das Auflegen der Häute und gehe alle die kleinen Details durch — da haben Sie meine ganze Arbeit, Froment!"

Hans Froment schüttelte energisch den Kopf: "Das hier ist keine Arbeit, Delos, das hier ist Kunst!"

Der Alte wackelte nachdrücklich mit dem Kopf: "Nun, nun, Froment, Kunst ist ein großes Wort, man sollte es so wenig wie möglich gebrauchen, ich lasse es nicht gelten für vieles, was sich auf dem Markt breit macht und laut beschrien wird, warum soll ich es für meine getreulichen Nachbildungen der lebenden Tiere in Anspruch nehmen? Natürlich muß ich einmal das Tier sehen, wie es auferstehen soll aus den toten Häuten, aber wenn hier ein geistiger Prozeß ist, ein künstlerisches Gesicht, wenn Sie so wollen, Froment, dann wächst mir dieses Gesicht zu aus dem Studium der Tiere, das ich mein Leben hindurch getrieben habe. Ja, ja, man muß natürlich die Tiere kennen, genau kennen, wenn man so etwas machen will wie ich, aber ich denke, hier brauche ich nicht bescheiden zu sein, die Tiere kenne ich, die Tiere habe ich studiert, darum haben mir auch immer Ihre Bilder so gut gefallen, Froment — aber ob ich nun ein Künstler bin, ich weiß nicht, Froment, ich weiß nicht, es ist genaues Studium, nur Studium und Arbeit, glauben Sie mir!"

Hans Froment ließ solche Bescheidenheit nicht gelten, sie stritten lange und heftig, und der Museumsmann mußte ernstlich die Kunst in Schutz nehmen vor dem Künstler, der sie negieren und die Wissenschaft und deren ewige Wahrheit auf einen höheren Thron stellen wollte. Aber sie kamen in diesem Streit zu keinem Resultat und zu keiner Einigung, es gelang Delos nicht, den Maler davon zu überzeugen, daß die Kunst mehr sein konnte als alles andere Schaffen, wenn es selbst seinen Geist und seine Gesetze rühmte – und es wollte Froment nicht gelingen, den Alten zu bestimmen, seine wissenschaftlich exakte Arbeit, aus der bei aller Strenge doch die Intuition des Künstlers sprach, über die des nur dichtenden, nur träumenden Künstlers zu stellen. Sie stritten heftig und lange – bis ihnen plötzlich zur gleichen Zeit das Groteske ihres Streites zu Bewußtsein kam, sie sich fröhlich anlachten und sich vergnügt über der Herde der Plastilinbilder die Hände schüttelten.

Später standen sie vor den geöffneten Schränken, und Delos zeigte dem Besucher seine Sammlungen. Er hatte hier eine unendliche Anzahl von Photographien zusammengetragen, peinlich in Kartothekkästen geordnet, so daß er mit einem Griff das Material auch über ein entlegenstes Objekt zur Hand hatte, und daneben hatte er alles gesammelt, was er an Reproduktionen von Gemälden, Zeichnungen und Radierungen hatte erwischen können, alles von den Künsten, die sich mit den Tieren befaßten. Und hier erlebte nun Hans Froment zum anderen Male eine beglückende Begegnung mit sich selbst. Mit stolz leuchtendem Gesicht zog der Alte ein Album aus der Tiefe des Schrankes, es enthielt Blatt um Blatt große, scharfe Photographien seiner Tiergemälde aus Afrika, Indien und Amerika. Nebeneinander vor dem Schranke stehend, blätterten sie das Album durch, zu jedem Bild gab Hans Froment ein paar kurze Worte der Erklärung: "Die Elefanten, die ich am Bangweolo-See belauschte – die Zebraherde in Krügers Nationalpark – der Gorilla, der in einer Morgenfrühe über die Palisaden der Elefantenstation am Kongo kletterte – das Löwenrudel, das in Kenya-Land die Straße blockierte und kein Auto durchließ, das ihnen nicht Tribut gebracht hatte – Zena mit seinen beiden Lieblingselefanten, dem alten Tänzer im Tempel und dem großen Göttertier aus der Dämmerdschungle – Sarbattis Geparden – die Jagdfalken aus dem stillen

Marmorhaus des Maharadjahs — die heiligen Schlangen von Birma mit ihrer Priesterin — der alte Orang, den ich bei Atjeh belauschen konnte — das Nashorn, das mir am anderen Tag den Kasten mit den Ölfarben in den Sumpf trampelte — —" Sie standen beieinander, einmal stellte Hans Froment erstaunt fest, daß seine Hand wie in zärtlicher Geste auf Michael Delos Schulter lag, es war doch sonst nicht seine Art, so vertraulich umzugehen mit anderen Menschen, aber dann wußte er auch schon, daß dieses keine leere Geste, sondern nichts anderes war als ein selbstverständlicher, natürlich sich fügender Ausdruck der guten Freundschaft, die ihn mit diesem Mann einte.

Sie blieben vereint durch angeregte Stunden, Delos strahlte auf, er war beglückt, einem Menschen begegnet zu sein, der seine Arbeit bis in das Kleinste zu würdigen verstand, der seinen wissenschaftlichen Ernst achtete und sein Streben nach dem getreuen und doch gleichzeitig vollkommenen Ausdruck als Kunst geachtet wissen wollte. So weit er selbst auch alle Künstlerschaft von sich wies, so erwärmte die restlose Anerkennung aus dem Munde des Künstlers, den er liebte, dennoch sein altes Herz. Aber dann war er es, der die schöne Stunde naher Männerfreundschaft roh zerriß, und das Lob seiner Arbeit, das zu künden Hans Froment nicht müde wurde, endgültig zum Schweigen brachte. Das geschah, als der Maler wieder einmal das Modell des Orang-Utans vom Tisch aufnahm und zum Licht aufhob, es hin und her drehte zwischen andächtigen Fingern, als er abermals begeistert ausrief: "Ein Kunstwerk, Michael Delos, ein Kunstwerk, Sie mögen sagen, was Sie wollen!"

Da bückte sich der Alte, griff in den Schrank und warf ein braunrotes Fell über die Stuhllehne. Dann warf er die Schranktür hinter sich zu, hüllte sich enger in seinen wenig sauberen Arbeitskittel, wie ein stumm zorniger alter Indianer sich in seine Decke wickelt, dann stand er, merkwürdig gewandelt, steif aufgereckt mitten im Zimmer und sah wie in böser Neugier Hans Froment zu, der das Plastilinfingürchen zurückgestellt hatte und mit andächtigen Fingern durch die langfallenden Armhaare des Orang-Felles strich. Und dann grollte er, tief und dunkel: "Kein Kunstwerk, Froment, ich sage es noch einmal, und ich sage es zum letzten Male! Es ist ein Grabmal und nichts anderes. Und nichts

anderes ist meine ganze Arbeit hier. Ich liebe das Leben, aber ich muß Denkmäler schaffen für die Toten, Denkmäler aus ihnen selbst. Ich liebe das Leben, Froment, aber keiner weiß besser als ich in meiner Museumshöhle, Froment, wie grausam es geworden ist durch unsere Schuld für alle Kreatur auf dieser Erde. Ein Künstler? Ich habe meinen Auftrag von den Toten, die zu mir kommen, nachdem sie endlich im Tod ihren Frieden gefunden haben, den großen, den letzten. Frieden dieser Welt, den selbst der Mensch bis heute nicht zerstören konnte. Denkmäler toter Tiere — Froment, soll ich Ihnen erzählen, wie sie gestorben sind? Den da, den Orang, dessen Fell Sie in der Hand halten, den hatten sie Golem genannt und — —" Mit zwei Schritten war er zu dem Maler herantreten, dem das Fell bei diesem einen Wort aus den plötzlich kraftlos gewordenen Händen geglitten war, wie wenn es ihm jählings die Finger verbrannt hätte. "Was ist mit Ihnen, Froment?" rief er betroffen. "Sie sind so blaß mit einem Male, haben keinen Tropfen Blut im Gesicht, wollen Sie — darf ich Ihnen — —"

Aber Hans Froment winkte ab, nahm das Fell wieder auf, setzte sich im Stuhl zurecht, breitete die rotbraune Haardecke über seinen Knien aus und strich mit der flachen Hand verloren über die weichen Haare: "Golem!" sagte er und hob für einen Augenblick das Gesicht zu dem neben ihm stehenden Mann auf. "Golem — Delos, ich habe dieses Tier gekannt ..."

Der Alte stutzte einen Augenblick, dann trat er noch dichter an ihn heran, legte ihm kurz seine Hand auf die Schulter und schwang sich dann vor ihm auf die Tischplatte. "Entschuldigen Sie, Froment!" sagte er. "Ich hätte es mir denken können, und ich hätte mir auch denken können, daß Sie nicht ein solch empfindungsloser Stiesel sind wie leider die meisten meiner Kollegen, denen es höchstens leidlich interessant erscheint, wenn sie ein Tier nachbilden müssen, das sie im Leben gut gekannt haben, nachbilden mit seiner eigenen Haut, getreulich bis in die letzte Falte hinein ... Aber für mich, sehen Sie, Froment, für mich ist dieses der Stachel in meiner Arbeit, an der ich hänge, die ich liebe, trotz alledem ... Ja, ich liebe sie, es nützt nichts, das abstreiten zu wollen, und oft genug bilde ich mir ein, etwas Gutes und Dauerndes und den ehrlichen Menschen nicht Wertloses damit zu schaffen. Aber dann sind da diese Tiere, die

ich tausendmal im zoologischen Garten beobachtet habe, die mir vertraut geworden sind bis in ihre letzte, vagste Geste hinein, die Tiere, die man hat leben, und die man auch hat sterben sehen. Dann kommen sie zu mir und sind nichts anderes mehr als tote Häute ... Nein, Froment, es ist nicht immer leicht und ganz einfach, dann an die Arbeit zu gehen, und dann diese Arbeit so gut zu machen, wie sie gemacht werden muß. Ein Mensch hat so seine Gedanken bei seiner Arbeit, und er hat ein Herz — und manchmal stören die Gedanken und stört das Herz die Arbeit sehr und macht sie schwer und fast unmöglich ... Sehen Sie, wenn Jäger oder Forscher uns Felle aus irgendwelchen entlegenen Weltwinkeln bringen, dann ist es mir oft eine Freude, die Toten wieder auferstehen zu lassen, obwohl gewöhnlich solche Arbeit weitaus schwieriger ist als bei jenen Tieren, die man gleich nach ihrem Tode eingeliefert bekommt, daß man bequem alle Maße nehmen kann. Dennoch: manchmal wachsen da Recken unter meinen Händen auf, die nichts, aber auch nichts gemein haben mit den fast immer irgendwie zweitklassigen und oft auch armseligen Gestalten aus unseren Zoos. Und es ist leicht, ihnen Kraft und Wildheit in Ausdruck und Geste zu geben, daß selbst der stumpfste Laie sie spüren muß. — Nun ja, ja, ich gebe auch den anderen Tieren diesen Ausdruck, den nur die Freiheit und das unvergitterte Leben den Tieren verleihen kann — aber, Froment, glauben Sie mir, das ist dann keineswegs immer leicht, es ist oft sehr schwer, sie nicht so erstehen zu lassen, daß sie wie eine einzige große Anklage gegen den Menschen wirken. Aber das darf man natürlich nicht, es ist nicht die Aufgabe eines Museums, tendenziöse Reden gegen den Mißbrauch, den der Mensch mit seiner Macht treibt, zu halten. Und dann sind da auch immer die alten Zweifel, die man niemals zum Schweigen bringen kann — da haben wir, überall in Europa, unsere zoologischen Gärten, und keiner von uns, weder Sie, Froment, noch ich, möchten sie wohl missen aus unserem Leben und aus dem Bild unserer Städte. Denn wenn wir sie nicht hätten, diese Gärten, diesen bunten Abglanz der weiten Welt, die man uns verschlossen hat, was hätten wir dann sonst schon? Und es ist doch auch sonst so, daß, einmal nüchtern gesehen, es die Tiere darin oft recht gut haben, daß ihnen hier, mit unseren Augen betrachtet, unbestreitbar ein wesentlich besseres Leben beschieden ist als ihren Brüdern in der Freiheit.

Und man sieht, wie die Gärten aus ihren Erfahrungen gelernt haben und immer noch lernen, wie sie sich immer besser und zweckentsprechender ausbauen, und ich selbst kenne fast alle Direktoren der großen und der kleinen Gärten, und ich weiß, daß man sich durchweg keine besseren Menschen wünschen könnte, ihnen die Tiere anzuvertrauen. Und doch und dennoch, Froment: man wird sich niemals ohne Rest mit der Gefangenschaft dieser Tiere abfinden dürfen. Es ist uns schon genug, denke ich, daß wir Menschen Gefangene sind, an allen Gliedern und mit tausend Gedanken gefesselte, das Tier hinter den Gittern und Gräben wird immer gerade denen, die das Tier und seine Natur lieben, Herzscherzen bereiten, es ist eben nur in der Freiheit denkbar, ist nur dort ganz das, was es sein soll, und es tut uns weh, ansehen zu müssen, wie die einfache und selbstverständliche Freiheit des Tieres von den Menschen für nichts geachtet wird. Und nur allzu oft, wenn wir durch die Gärten gehen, glauben wir, daß die Tiere besser sind als die Menschen, die über die Gefangenen höhnen und sie mit tausend schäbig gemeinen Mitteln zu quälen versuchen ... Ja, ja – und dennoch wollen wir diese Gärten nicht missen, denn was wüßten wir schon von der Welt, wenn sie nicht wären, wenn wir sie nicht hätten! Und selbst ein Fanatiker wird sich mit der heutigen Gefangenschaft der Tiere abfinden müssen, denn sie leben jetzt und hier, sie sind in unserer Gewalt, es ist unsere Pflicht, für sie alle Sorge zu tragen. Aber, so denke ich, wir dürfen niemals vergessen, daß wir die Tiere mit dieser Gefangenschaft aus ihrem eigentlichen, aus ihrem wirklichen Leben herausgerissen haben, wir müssen immer daran denken, daß die einzelnen Individuen nichts anderes sind als Märtyrer, Märtyrer unseres Wissensdurstes, unseres Verlangens nach Schönheit und nach der Erkenntnis dieser Welt. Ja, das ist es, das wirft uns immer wieder in den Zwiespalt der Gefühle, die uns im zoologischen Garten erfüllen: wir freuen uns an den Tieren, und wir leiden doch auch wieder mit ihnen, und vor diesem oder jenem Individuum erfüllt uns nichts als die Scham über unser Menschentum!"

Er nahm das Plastilinmodell des Orangs auf, hob es vor seine Augen und drehte es zwischen seinen Fingerspitzen hin und her: "Und vor diesem hier, vor

diesem Menschenaffen, den die Menschen Golem genannt haben, weil sie für das Tier keinen besseren Namen wußten als den eines dumpfen und grauisigen verschollenen Spukes aus verwahrlosten Häusergevierten einer alten Stadt, vor diesem hier, vor Golem also, habe ich mich immer geschämt. Immer, wenn ich vor seinem Käfig stand, schien es mir, als wenn er alle die Fragen und Probleme, an denen unsereins angesichts der gefangenen Tiere herumzukauen pflegt, schärfer übersah, gründlicher durchdacht hatte, als ich das vermochte – und daß er sich mit der melancholischen Trauer des Edlen abgefunden hatte. Natürlich ist das Unsinn, ich weiß, ich weiß, aber ... Sie haben ihn gekannt, Froment, Sie haben ihn gesehen, er war das stillste Geschöpf im ganzen großen Garten, und es war, wie wenn eine dicke gläserne Wand ihn trennte von unserer Welt. Er wollte nichts wissen von dieser unseren Welt, er lehnte sie ab, müde und ohne Haß, aber darum vielleicht um so vernichtender. Man hatte ihm einen großen, lichten Käfig gegeben, aber ich habe nie gewußt, ob er nun wirklich darin lebte. Vielleicht war es nicht so, wie wir Menschen es uns denken, daß er sich zurücksehnte in seinen Urwald, nach den Bäumen, durch deren Kronen er sich schwang, nach den Tageszeiten und den südlichen Klimaten, nach einem seiner Gefährten von einst. Man will es ja nicht wahrhaben, daß im Tier ein gewisses, ein menschenähnliches Erinnerungsvermögen leben kann, man gibt solches Vermögen nur ganz rudimentär in dem Sammelbegriff ‚Erfahrung‘ zu. Und auch ich kann über die Grade und Stärke solchen tierischen Erinnerungsvermögens nichts aussagen, aber das konnte ich sehen, wie jeder es sehen konnte, der Augen im Kopf hatte: daß dieses Tier nicht dieses Leben wollte, in das hinein man es gezwungen hatte. Es war im Käfig, aber es lebte nicht darin, es lebte in Bezirken, zu denen wir Menschen keinen Zutritt hatten, lebte in einem Zwischenreich zwischen diesem unnatürlichen Sein, der Vergangenheit und dem Tod, in dem es vielleicht das verlorene Sein wiederfinden mochte. Lebte es überhaupt noch bewußt, dieses Tier mit dem Namen Golem? Ich weiß es nicht, Froment, ich glaube, es wollte nicht mehr leben, nicht so, wie wir es wollten, nicht in diesem Käfig, es ließ sich sterben, sterben aus freiem Willen und mit voller Absicht, den Menschen in den Tod zu entrinnen. Man erzählt von den Angehörigen

primitiver Völkerstämme, daß es ihnen möglich ist, in irgendeinem Zustand tiefster seelischer Bedrückung ihren Lebenswillen auszuschalten, ihren Tod in wenigen Tagen vorauszusagen und herbeizuführen. Warum sollte einem Menschenaffen nicht möglich sein, was einem Neger, einem primitiven Hindu, einem Südsee-Insulaner gelingt? Nun, Golem hat fast zwei Monate gebraucht, bis er mit sich am Ende war, an dem Ende, das er haben wollte für sich. Drei Tage vor seinem Tod habe ich gehört, wie er sang, Froment ... Nicht so, wie die anderen Orangs zu singen pflegen, abends in der ersten Dämmerung, wie wenn sie die scheidende Sonne grüßen wollten und mit einer Stimme, die ebensoviel vom Löwen hat wie von einem starken Tenor, nein, nicht so. Es war am frühen Morgen, der Wärter hatte die Tür zum Nachtkäfig aufgeschlossen und war erst einmal wieder davongegangen. Ich stand hinter der Schwingtür, ich konnte durch ihren Spalt Golems Käfig übersehen. Er kam aus dem dunklen Hintergrund, er schritt langsam auf allen Vieren über die nackten Bretter, dann richtete er sich auf, griff in die Höhe, mit zwei, drei Handgriffen saß er oben in dem kahlen Baumskelett, das man ihm in den Käfig gestellt hatte. Da oben hinter dem Maschengitter waren blanke, helle Fensterscheiben, kein blindes, undurchsichtiges Riffelglas, er hockte im Geäst und sah hinaus über die Bäume, die vom Wind geduckt und von dünnen Regenschauern gepeitscht wurden. Er saß durch lange Minuten ohne die kleinste Bewegung — und dann hörte ich ihn singen, Froment, ganz leise und dunkel, es war kaum mehr als ein Summen, mir scheint noch heute, als habe ich niemals in meinem Leben etwas Traurigeres gehört als diesen flüsternden, eintönigen Gesang, aus dem es sich nur manchmal erheben zu wollen schien wie ein Ansatz zu einem Schrei, zu einem dunkel starken Ruf, um doch sogleich wieder zu verschweigen und unterzugehen in das murmelnde Summen. Als er verstummte, als es schien, daß er von seinem Sitz herabsteigen wollte, habe ich mich auf Zehenspitzen davongeschlichen, ich hätte dem einsamen Tier nicht unter die Augen treten können, mir war, wie wenn ich sein geheimstes Geständnis belauscht hätte. Und ehe ich ihn an einem anderen Tage hätte besuchen können, brachte man mir seine Leiche. Das sind die Zeiten, Froment, daß ich hadere mit meiner Existenz und mich für einen Schinder ansehe ... Und nun lasse ich ihn also hier

zu neuem Leben erstehen, glauben Sie mir, Froment, manchmal fällt mir solche Arbeit unsinnig schwer, und es ist auch nicht immer gut und trägt für die Dauer, wenn man die Trauer seines Herzens zum Schweigen bringen will mit stillem Trotz, mit jenem Trotz, der sich böse und erbittert vornimmt, nun den Menschen durch sein Werk zu zeigen, wie dieses gestorbene Tier einmal gewesen und gottgewollt ist!"

Er stellte mit behutsamer Hand das Modell auf die Tischplatte zurück und nahm eine andere Figur auf: ein Fuchs, niedrig geduckt, glitt dahin, die dichte Lunte wehte ihm nach, und der halb zurückgewandte Kopf spähte mit hellen Augen. "Wie es in Wirklichkeit und Wahrheit gewesen ist!" wiederholte Michael Delos. "Ach, Froment, wenn ich doch meine Tiere nur einmal so zeigen dürfte, wie ich sie in Wirklichkeit gesehen habe — aber ich sagte Ihnen ja schon, ich darf kein Künstler sein, ich arbeite für das Museum ... Dieser Fuchs hier — er hat noch vor wenigen Tagen gelebt, ich sah ihn noch vor seinem Sterben. Ich hatte die lange Nacht und den Morgen mit dem Jäger auf dem Hochsitz gesessen, wir hatten das Wild belauscht, das auf die Lichtung hinaustrat, Hirsche, Rehe, sogar ein Rudel Sauen waren gekommen. Auf dem Heimweg zog mich der Förster zur Seite, er wollte noch schnell einmal nach seinen Fallen sehen, die er am vergangenen Abend gestellt hatte. Und in einem dieser Eisen hing dann dieser Fuchs. Haben Sie das schon einmal gesehen, Froment, einen Fuchs in der Falle? Es gibt in der ganzen weiten Welt kein herzzerreißenderes Elend zu sehen als dieses! Nur einen Fuchs in der Gefangenschaft sehen zu müssen, ist eine Qual ohne Ende, so überdeutlich sieht man es dem Tiere an, wie es sich ängstigt, sich auch nicht für einen Herzschlag lang im Käfig wohl fühlt oder nur sicher, wie es ruhelos danach strebt, hinaus, hinaus zu kommen ... Ein Fuchs in der Falle aber ... Sie hatte ihn ganz vorschriftsmäßig gefaßt, solch eine humane Schlagfalle ohne Zacken an den Bügeln, sie hielt ihn unentrinnbar fest an einem Vorderlauf. Und dieser halb abgestorbene Vorderlauf war zerbissen und zerkaut, und das Tier hatte keinen heilen Zahn mehr im Fang, es hatte sich das ganze Gebiß am Eisen zersplittert, und es sah wie rüdig aus in seiner Qual, und ich habe nie etwas ähnliches von wahnsinnsstarker Angst

gesehen, wie sie aus seinen gelben Augen schrie, als wir uns ihm näherten. Es hatte die lange Nacht in der Falle gehangen, es hatte verzweifelt und erfolglos versucht, sich daraus zu befreien – haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, Froment, wie lang eine solche Nacht einem derart gefangenen Tier wohl werden mag? Es begriff nichts von dem, was mit ihm vorgegangen war, was ihn festhielt, sicherlich war es bereits wahnsinnig, als wir es fanden. Nun, und dann machte ein Knüppelhieb all dem Graus ein Ende, ein Knüppelhieb quer über die Nase. Ich weiß, ich weiß: ein ganz alltäglicher Fall, man fängt nun mal eben Füchse in der Falle, man muß sie fangen, weil sie sonst allzu großen Schaden im Revier anrichten, jedem Jäger gehört das zum Handwerk – ich aber möchte nicht ein zweitesmal ein Tier in der Falle sehen müssen, nicht sehen, wie man das hilflos schreiende Bündel Wahnsinn erschlägt mit einem Stück Holz ..."

Der kleine alte Mann stellte das Modell des schnürenden Fuchses zurück in das Heer der kleinen Plastiken, die auf der blanken Platte des großen Tisches aufmarschiert waren wie im Paradiesbild eines alten Malers, er griff eine andere Figur und hob sie in die Höhe: zwei Wölfe trabten, der eine ein Stück voraus, der andere hielt seinen Fang in der Höhe des Schulterblattes seines Kameraden. Aus der kleinen Plastik, die bis in das geringfügigste Detail hinein sorgsam durchgearbeitet war, stieg fühlbar die Unruhe, von der die hetzenden, zur Jagd geborenen Tiere erfüllt waren. Sie hatten die schmalen Schädel scharf vorgestreckt, ihre Halskrausen blähten sich, die buschigen Ruten waren scharf eingezogen, die Muskeln spielten, unentwegt im wölfischen Rhythmus trommelten die hageren Läufe über die Erde und trugen die ruhelosen Tiere durch die wilde Welt ihrer Heimat. "Zwei Wölfe!" sagte Michael Delos. "Ich habe sie beide gekannt durch lange Jahre, Boris nannte man den einen, Pietro den anderen. Sie haben im Zoo gelebt und sind in ihm gestorben, das heißt, sie haben sich totgelaufen dort in der schönen, stimmungsvoll wilden Wolfsschlucht, die man für sie gebaut hatte. Karpatenwölfe, sie waren schon erwachsen, als man sie einfing, vielleicht, wenn man sie früher gefangen und in Menschnähe aufgezogen hätte, vielleicht wäre dann alles gut gegangen,

hätten sie sich schließlich auch an den Zwinger gewöhnt, so aber waren sie schon zu alt, sie fügten sich nicht mehr dem Menschen, sie konnten keine Ruhe geben bei Tage und in den Nächten, so trabten sie und trabten, immer die gleiche Strecke über das künstliche Gestein, das sie förmlich ausgeschliffen haben mit ihren langen Krallen, sie liefen sich die Branten kaputt und wieder heil, sie liefen der verlorenen Freiheit nach und glaubten vielleicht, daß es ihnen einmal gelingen müsse, die Flüchtige, die rätselhaft Verschwundene wieder einzuholen. So wie ich sie hier abgebildet habe, so habe ich sie tausendfach beobachten können: Pietro zieht um eine halbe Wolfslänge voraus, und Boris folgt ihm mit stummem Eifer. So liefen sie, immer und immer, durch den Tag, durch die Nacht. Wann sie gefressen haben? Niemand hat das je recht gesehen, wahrscheinlich schlangen sie schnell und verstohlen in der Dunkelheit die Fetzen und Knochen, die man ihnen zuwarf; wann man auch vor ihren Zwinger trat, sah man sie dort am Graben entlang ziehen, auf und ab, ruhelos in niemals endenwollender Folge, hörte man ihre Krallen über das Gestein schleifen. Durch Jahre, Froment, durch lange Jahre, aber die Zoologen streiten es entschieden ab, daß Tiere unter der Gefangenschaft leiden könnten, und sie hören es nicht gern, wenn Psychologen bei den Tieren die gleichen Erscheinungen feststellen wollen, die man bei den Menschen mit dem Namen Haftpsychose zu nennen pflegt. Ja, und dann brach eines Tages Pietro zusammen und war tot, und der kleinere Boris trabte nur schneller noch als zuvor, das war die einzige Art von Erregung, die man ihm anmerken konnte, und zwei Tage später war auch er gestorben, und die Tierärzte möchten am liebsten bei beiden Tieren *gebrochenes Herz* als Todesursache in die Protokolle schreiben, denn das entspricht am besten dem Befund, aber natürlich leisten sich wissenschaftlich gebildete Mitteleuropäer dergleichen Sentimentalitäten nicht, wenn es um Tiere geht, nur um Tiere, die Version von der *Herzlähmung* erfüllt ja obendrein genau so gut den gleichen Zweck!"

Er stellte die beiden Figuren vor sich hin auf die Tischplatte und sah aus seiner Höhe auf sie hinunter: "Ja, und ich habe sie nun genau so gebildet, wie ich sie oft und oft, wie ich sie tausendfach gesehen habe. Aber wenn einmal die großen Plastiken irgendwo im Museum stehen werden, in diesem oder in

einem anderen, dann werden die Menschen natürlich nichts von dem Elend der Gefangenschaft merken, das für mich unentrinnbar mit diesen beiden Tieren verbunden ist, sie werden sich nur leise graulen vor den Raubtieren, die ihnen schon aus den Märchenbüchern ihrer Jugend bekannt sind, vor den Tieren, die zu Raub und Mord und schleichend feigem Überfall ausgezogen sind und durch die winterlichen Wälder traben. Eine unangenehme Vorstellung für unsere Menschen von heute: vereister, verschneiter Wald und die lauernenden Wölfe darin ... Keiner wird merken, daß ich hier getreulich nach den Modellen im Zoo gearbeitet habe, und selbst die, die oft genug am gleichen Gehege vorübergegangen sind, werden sich nicht erinnern — wer achtet denn schon groß auf zwei Wölfe, die durch ihren Zwinger traben und den Menschen niemals beachten?"

Er schob die Plastik zurück in die Reihen der anderen, er griff ein neues Figürchen heraus und stellte es auf seine flache Hand: "Und auch hier wird sich niemand erinnern!" sagte er und sah aufmerksam und wie mit leiser Zärtlichkeit auf das Modell herab, das einen Eisbären zeigte, der auf breit gegrätschten Vorderbeinen stand und den geduckten Kopf schräg nach vorn drückte. "Und doch hat auch dieser Bär jahrelang in unserem Garten gelebt. Er hatte keinen Namen, denn er hörte auf keinen. Lange Jahre mußte er in einer Art Höhle leben, in einem Käfig, dessen Gitterfenster sehr hoch lag, und jahrelang stand er unter diesem Fenster, so wie Sie ihn hier sehen, Froment, breitbeinig, mit vorgerecktem Schädel, den er unaufhörlich hin und her pendeln ließ. von links nach rechts, von rechts nach links, von links nach rechts — durch den Tag und durch die Nacht und durch die langen Jahre ... Endlich konnte man ihn dann herausholen, denn nun endlich war das Nordlandpanorama fertig geworden, zweitausend Quadratmeter war die ganze Anlage groß, da würde der Bär sich gute Bewegung machen können und sich sehr bald erholen, dachte man. Es war nicht leicht, ihn aus seinem Getümmel herauszukriegen, und man stellte dabei mit Erstaunen fest, daß in den Zement unter dem Fenster seines Käfigs eine leicht gebogene Rinne eingeschliffen war, so tief und breit, daß man zwei Finger einer Männerhand hineinlegen konnte.

Und man war sehr betroffen, als für diese gekrümmte Grube keinerlei andere Erklärung möglich war, als daß der wilde Bär sie mit seiner Nase eingeschliffen hatte — durch die Tage und durch die Nächte und durch die Jahre, in denen er unter dem Fenster stand und seinen Kopf hin und her warf .. . Nun, man schaffte ihn dann also in das wunderschöne Nordlandpanorama hinüber, zwei Minuten lief er verstört darin herum, dann fand er eine Platte, die einen Eisblock vortäuschen sollte, sie war etwa so breit, wie sein Fenster im alten Käfig gewesen war, er stellte sich auf diese Platte, stand, wie Sie ihn hier sehen, breitbeinig, mit geducktem Hals und vorgerecktem Schädel, er warf Hals und Schädel hin und her, hin und her — er verließ diese Platte nicht, er kümmerte sich niemals um irgend etwas, das um ihn her vor sich ging oder geschah, er stand, er warf den Kopf hin und her, seine schwarze Nase schrieb unaufhörlich die alte, gekrümmte Linie in die Luft — er war wahnsinnig, und weil er das sonst so schön natürlich geratene Bild der Eisbärenschlucht durch sein verrücktes und unverständliches Verhalten peinlich störte, schoß man ihn endlich ab — ein vollkommen unnützes Tier, nicht einmal mehr zur Schaustellung in einem zoologischen Garten zu gebrauchen ..."

Während er mit der einen Hand in das Rudel der Tierfiguren hineingriff und ein anderes Modell heraushob, stellte Delos mit der anderen Hand die kleine Bärenplastik auf ihren Platz zurück. Dann drehte er diese neue Figur zwischen seinen Fingern, auch sie zeigte einen Eisbären, der auf einem Block stand, von dem die langen Zacken zerrissenen Eises herabhingen, und mit langem Hals in die Tiefe spähte: "Da war der hier anders! Der war im Garten geboren und man nannte ihn Lars. Er war zahm, sehr anschiemig und gelehrig, ein sehr gutartiges Geschöpf, man hätte gern an ihm verdient und ihn zur Dressur verkauft, aber es fand sich in den entscheidenden Jahren kein Käufer, eine Eisbärendressur ist recht langwierig, kostet daher allerlei Geld, ist obendrein keineswegs ungefährlich und daher wenig beliebt bei Unternehmern und Dompteuren, zumal eine Löwennummer oder eine Tigergruppe weit mehr herzeigt und größeren Erfolg hat. Aber dann kam doch eines Tages eine Filmgesellschaft und trug der Direktion des Gartens ihre Nöte vor. Man plante eine große Expedition in das ewige Eis am Nordpol und wollte dort einen

großen Kulturfilm drehen. Dazu waren natürlich gute Aufnahmen von Eisbären unerlässlich, aber nun wußte man doch nicht, ob man ganz gewiß dort oben unter dem Polarkreis Bären begegnen würde, und man wußte noch weniger, ob solche Bären, wenn man sie schon antraf, gesonnen waren, sich photographieren und filmen zu lassen und auch nur einen Bruchteil von dem ausführten, was ein Filmregisseur von ihnen verlangen mußte. Und da war man also auf den gloriosen Gedanken gekommen, sich doch besser schon in der Heimat mit einem Eisbären zu versorgen, ihn mit sich zu nehmen, vielleicht einen Wärter oder besser noch einen Dompteur dazu, der ihm einige wirkungsvolle Posen und Bewegungsfolgen einstudierte, die man dann dort oben im Eis mit allem wünschenswerten Raffinement aufnehmen würde. Nun, man kam ins Geschäft, und die Wahl fiel natürlich auf den ebenso gutartigen wie anstelligen Lars, ein geschickter Wärter fand sich ebenfalls, die Expedition brach voller Tatendrang auf – und kam sehr bald zurück, brachte das Fell des braven Lars mit heim, und dann gab es zwischen den Filmleuten und der Direktion des zoologischen Gartens einen großen Prozeß um die Pachtgebühren für den Eisbären, deren Zahlung energisch verweigert wurde. Nicht etwa, daß Lars sich zu dumm angestellt, daß er gar die von ihm erwartete Arbeit nicht geleistet hatte, oh nein, im Gegenteil, er war brav und treu auf dem Eis herumgetapst, er hatte sich, von seinem Wärter angetrieben, mit kühnem Kopfsprung in das offene Wasser geworfen, er war geschwommen, er war wieder auf das Eis zurückgekehrt, um sich dort füttern zu lassen, wie er es zu dieser Stunde gewohnt war – diese Fütterung aus der Hand des Wärters wurde selbstverständlich nicht gefilmt! – aber dann hatte er sich noch am gleichen Tage mit einer schweren Lungenentzündung auf die Seite gelegt und war nach wenigen Tagen verendet. Das Geschöpf aus dem zoologischen Garten war dem harten Klima seiner eigentlichen Heimat, die es niemals gesehen hatte, nicht mehr gewachsen gewesen, diese Heimat hatte ihn mit dem ersten Schlag vernichtet. Der gute Lars ist also tot, aber der Prozeß geht weiter und wird noch lange keinen Abschluß finden, ein fettes Geschäft für die Rechtsanwälte – für seine Kosten könnte man schon heute ein Dutzend von den weißen Bären aus den zoologischen Gärten sammeln und mit aller Vorsicht ihrer alten Heimat

akklimatisieren, in der es ja doch bald keine Eisbären mehr geben wird, weil der Mensch sie längst abgeknallt hat, wie er alles abknallt, was ihm gefährlich erscheint oder nur unbequem ist!"

Er stellte wie eilig das Figürchen zurück, glitt vom Tischrand auf die Erde hinunter und durchmaß mit langen Schritten den Raum: "Sehen Sie, Froment, da haben Sie also einmal die Schattenseite meines Berufes: man weiß zu viel von den Tieren, allzuviel, man hat zuviel mit ihnen durchgelebt, durchgelitten, hat ihre Schönheit gesehen, ihr Elend und sah sie dahinsterben, man hat mit ihnen ihr Leid durchdacht — ja, ja, durchdacht, lassen Sie mich getrost einmal dieses Wort gebrauchen! Und darum wird es einem dann oft so ungeheuer schwer, sie wiedererstehen zu lassen, wie der Mensch sie sehen will, nicht so, wie er sie gezeichnet hat — und darum also kann ich mich nicht für einen Künstler halten, ich sehe immer nur den Leichenbestatter in mir, den Denkmalsverfertiger aus toten Fellen!"

Er blieb mit einem Ruck stehen und sah auf die Uhr über seiner Hand: "Höchste Zeit für meinen Mittagstisch!" rief er. "Kommen Sie mit, Froment, lassen Sie uns zusammen essen. Später wollen wir noch einen Rundgang durch das Museum machen, ich denke, ich kann Ihnen allerlei zeigen, was Sie interessieren wird!" —

Eine Stunde später standen sie in einem stillen großen Saal des Seitentraktes vor dem gewaltigen Modell eines Blauwals, das schwer und wuchtig über ihnen aufragte und sich in seiner Länge von guten dreißig Metern durch den ganzen Saal erstreckte. Michael Delos sah wohl den leicht verwunderten Blick, den Hans Froment durch diesen Saal wandern ließ, in dem sich Tiere aller Gattungen ohne jede Rücksicht auf das zoologische System aneinanderreiheten, Säugetiere und Vögel in bunter Unordnung.

Er sah ihn mit leisem Lächeln von der Seite an: "Sie wundern sich, Froment, dieser Saal dient nicht der Systematik, er dient einem Gedanken. Er ist mein Werk, aber es hat eine gute Zeit gedauert, bis ich diese Idee den Professoren gegenüber durchsetzen konnte, die immer alle Angst haben, daß

der wissenschaftliche Zweck ihres Institutes nicht genügend unzweideutig herausgestellt werden könnte, daß man eine Schaubude, ein Panoptikum aus ihren Lehrsälen machen möchte. – Die Idee selbst ist ganz simpel: ich wollte einmal alle die Tiere zeigen, die vom Menschen ausgerottet worden sind, oder die in der allerletzten Phase dieser ihrer Ausrottung stehen. Es ist nicht ganz einfach, diese schlichte Idee derart herauszustellen, daß man nicht mißverstanden wird, und Sie sehen, Froment, es wimmelt hier von aufklärenden Schildern, von denen manche veritable Abhandlungen enthalten. Es ist nämlich sehr billig, sich nun einfach vom sicheren Stuhl aus über den Menschen zu entrüsten und ihn als gewissenlosen Mörder anzuklagen, ohne ihn zum Wort kommen zu lassen. Und es ist ja nun auch nicht so gewesen im Wandel unserer Welt, daß der Mensch sich immer nur als harten und skrupellosen Mörder gezeigt hätte. – Froment, Sie kennen das wilde Afrika mit seinen Tieren. Dieses Europa hat vor Jahrtausenden nicht viel anders ausgesehen, und wenn der Mensch in ihm Lebensraum gewinnen wollte, die sichere Grundlage, die jede menschliche Kultur zu ihrem Aufbau braucht, dann mußte er zuerst dieser allgewaltigen Tierwelt den Kampf ansagen, mußte den Kampf aufnehmen und mußte ihn führen mit allen seinen Mitteln. Wenn man heute zurückdenkt, kann man nur Achtung empfinden vor den Generationen, die diesen Kampf aufgenommen und ihn mit ihren oft nur lachhaften Waffen durchgeführt haben. Sie haben nur diese eine Wahl gehabt: der Mensch oder die Tiere. Natürlich sprachen sie den Tieren das Urteil, sie kämpften für den Menschen, kämpften für sich, aber damit haben sie auch für uns gekämpft. Wären sie nicht gewesen, wären die Tiere geblieben, dann wären wir heute nicht, wären wir nur ein Bruchteil von dem, was aus uns geworden ist.

Denn die Entwicklung des Menschen ist wie eine Lawine gewesen, Froment. Der Kulturboden, den die Menschen zeugten, indem sie die Herrschaft der Tiere über das Land brachen, breitete sich im gleichen Maße aus, in dem die Menschheit wuchs. Und sie wuchs in dieser Sicherheit rapide und überschwemmte die Welt, neue Erde, neuen Raum suchend und erobernd. Sie mußte das Land unter Pflug und Spaten nehmen, wenn sie leben wollte, sie konnte nirgendwo mehr die Herden der wilden Tiere dulden. Europa wandelte

sich aus einer Wildnis zu einem Acker, aus einem Acker zu einem Garten, man kann in einem solchen Garten weder Mammute dulden noch die großen Rinder, weder den Höhlenbären noch die schweifenden Wölfe, man mußte alle diese Tiere vernichten, sollte der Boden Ernte bringen, sollten Frauen und Kinder sicher sein am abendlichen Feuer. Wer sich den Tieren verbunden fühlt und in ihnen der großen und ewigen Natur, wie sie schließlich ein Gott gewollt haben muß, der mag das bedauern, mag bedauern, daß er um Jahrtausende zu spät geboren ist und so vieles Große und Schöne und Gewaltige nicht mehr hat sehen dürfen mit seinen Augen — die Aurochs, die wilden Wisente, die Katzen, die Luchse, die Wölfe, Bären und Mammute. Aber die Zeit dieser Tiere ist heute in diesem Lande für immer dahin, sie mußten dem Menschen weichen. Und noch viele andere werden ihnen folgen müssen: der Elch dort, er führt heute nur noch ein künstliches Leben in vergatterten und sorgsam bewachten Wildwaldrevieren, die Hirsche und Rehe und die wilden Schweine und die Gamsen und Steinböcke auch. Ihr Leben ist längst nicht mehr ein freies und natürliches, sie verdanken es allein den Jägern, den großen Herrenjägern, die ihren guten Sport haben wollen, wie ihre Ahnen ihn gehabt haben, daß wir ihnen noch hier und da in einer Art von Freiheit begegnen dürfen. Sie werden gehegt, sie werden in den Wintern gefüttert, man züchtet sie durch kluge Importen und durch eine fast wissenschaftlich betriebene Auswahl, sie sind keine Wildtiere mehr, sie sind Herden, Herden, die nicht vom Hirten, sondern vom Jäger gehütet werden. Und wie man dem Bauern keinen Vorwurf daraus machen kann, daß er sein Vieh für das Schlachthaus züchtet, so dürfen wir auch den Jäger nicht anklagen, der seine Tiere füttert und ihnen Kraftstoffe reicht, damit sie ein besonders starkes und schönes Gehörn oder Geweih schieben, das er sich mit Stolz als Trophäe in die Stube hängen kann, nachdem seine Büchse das Todesurteil vollstreckt hat an den Tieren, deren Zeit gekommen war.

Nein, Froment, niemals werde ich aus diesen Verhältnissen eine Anklage gegen den Menschen konstruieren, denn bis hierher ist er getrieben worden von seinem Schicksal, an all diesem Blut, das im Kampf um die gute Erde geflossen

ist, ist er im tiefsten Grunde unschuldig.¹⁷ Aber ich meine, heute ist es notwendig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Mensch nicht immer und überall unschuldig geblieben ist, daß er sich heute tausendfach schuldig macht an den Tieren, daß er heute bei ihrer Verfolgung nicht mehr allein vom Schicksal getrieben wird, sondern verwirrt wird von seiner Dummheit und von seinem urbösen Sinnen und Trachten.

Ja, Froment, der Mensch ist urböse und er ist dumm, maßlos dumm! Da sehen Sie die Dronten von Mauritius und Bourbon, wandelnde Schmalztöpfe, Schiffe liefen einst die Inseln an, die Matrosen schlugen die Tiere mit Knüppeln tot und delectierten sich an ihnen, sie brauchten nur einige Jahrzehnte, um diese ganze interessante Tierart auszurotten. Da sehen Sie die Bilder an den Wänden, Froment, es gibt keinen Balg, es gibt kein Ei von den Tieren in unseren Museen, sie sind für unsere Tage nicht mehr als ein verschollenes Märchen.

Das Bild daneben zeigt die Seekuh, die der Naturforscher Steller auf der bis dahin noch unbekanntem Beringinsel entdeckte, wobei er gebührend ihr zartes Fleisch und ihr wohlschmeckendes Fett beschrieben hat. Er hatte große Herden dieser Tiere beobachten können, nach dreißig Jahren lebte nicht ein einziges Stück mehr von ihnen, Walfänger und andere Schiffe waren bei der Insel gelandet, die knüppelschwingenden Matrosen hatten sich auf ihre Weise verproviantiert. — Da hat es auf den Galapagos-Inseln eine Riesenschildkröte gegeben, aus der man ein besonders feines Öl gewinnen konnte, bei ihr konnte man sich sogar noch den Knüppelhieb ersparen, man trug sie lebend an Bord, häufte sie unter Deck auf und bediente sich nach Bedarf auf der weiteren Fahrt, denn die Tiere blieben ohne jede Pflege und Nahrung durch Monate am Leben. — Das sind nur drei kleine Beispiele, Froment, man könnte viele, ungezählte davon geben, und es ist nicht recht, wenn man für diese Barbarei die knüppelschwingenden Matrosen allein verantwortlich machen will — vielleicht lebten alle diese Tiere noch heute, wenn die Schiffsreeder darauf geachtet hätten, daß ihre Schiffe ausreichend verproviantiert wurden, daß sie

¹⁷ Volk ohne Raum?

Zitronensaft gegen den Skorbut mit sich führten, aber eben den haben die Reeder gespart ...

Da sind die Wale, Froment. Schon ist der Pottwal verschwunden, der Blauwal folgt ihm, und auch die anderen Arten werden bald dahin sein, gemetzert von den schwimmenden Fabriken mit ihren kanonenbestückten Beibooten, die den Wal zur Strecke bringen und ihn in wenigen Stunden auf hoher See zu Tran verarbeiten. — Und neben den Walen werden die Robben dahingeschlachtet, sie sind kleiner als die Wale, aber sie geben neben Speck und Tran noch das geschätzte Fell — sie machen sich bezahlt, die Robben, man rottet sie aus Art für Art. Schon wird der Robbenschlag mühsam und schwierig, schon stellt man auch den Seehunden nach, auch sie haben ja wohl einen gewissen Wert als Lieferanten von Tran und Fell, wenn man nur das Schlächtergeschäft genügend rationell betreibt. Obendrein begegnen sich hier die Interessen der beutesuchenden Jäger mit denen der Fischer. Die klagen, daß ihnen der Seehund nicht nur die Netze zerreißt, sondern daß er auch durch seine Gefräßigkeit ihre Fangresultate schmälert, sie wollen ihn ausgerottet sehen, sie holen in schwerer Arbeit die Fische aus dem Meer, sie gönnen keinem anderen Lebewesen auch nur ein kleinstes Recht, sich von der Beute zu nähren, die nach ihrem Menschensinn ihnen allein gehört, und so jagt man nun also auch schon den Seehund mit allen Künsten, und bisweilen sieht man wahre Heere dieser Tiere auf der Flucht, zehntausend und mehr verlassen ihre alten Fang- und Fischgründe und suchen eine neue Heimat, die ihnen mehr Sicherheit vor den Verfolgungen der Menschen geben kann, die ihnen ermöglicht, zu leben...

Bleiben wir einmal bei den Fischen im Wasser. Wem gehören sie eigentlich? Natürlich nicht sich selbst, nicht dem Fluß, nicht dem Meer, nicht der Natur, sie gehören dem, der sich mit der Erwerbung eines Angelscheines oder durch Zahlung der Fischpacht die staatliche Berechtigung erkauft hat, sie zu fangen und zu seinem Nutzen zu verwenden. Wofür aber der Mensch Geld bezahlt, womit er sein Geld verdient, das ist ihm heilig — und vogelfrei ist ihm alles, was ihm diesen Gelderwerb schädigt oder erschwert. Da hat es den Biber

gegeben, der einstmals auch in unseren Gewässern gelebt hat.¹⁸ Er war ein Vegetarier, er hat sich in keiner Weise um den Fischbestand gekümmert, aber er lebte im Wasser und war ein Tier, dem der ungebildete, unwissende Mensch wohl zutrauen konnte, daß er Fische fraß — also hat man ihn vernichtet. Da war der Fischotter, nun, der brauchte zu seinem Leben einige Kilo Fisch am Tage. Also hat er sterben müssen, denn einige Kilo Fisch täglich zu verlieren, so etwas ist ganz untragbar für einen genau und gut rechnenden Fischereipächter. Der sorgte also für Ordnung und rottete die Räuber aus — aber wenn irgendein Industriebetrieb oder gar ein städtisches Werk Abwässer in die Fischgründe leitet, an denen der ganze Bestand dahinsiecht, steht er machtlos da und muß sich bedeuten lassen, daß er solchem Fortschritt der Kultur nicht hemmend im Wege stehen darf mit seinen untergeordneten Interessen. Diese Abwässer aus unseren Fabriken, die Niederschläge aus den Rauchwolken und Gasschwaden unserer Fabriken rotten ungezählte Tierarten aus durch die langsame und sichere Vernichtung der Lebelemente, die durch sie geschieht. Je weiter sich die Industrie entwickelt, desto nackter und lebloser muß unsere Landschaft werden. Aber der Mensch wird für das große Sterben in der Landschaft und in der Welt nicht den persönlich unangreifbaren Giften und Gasen der Fabriken die Schuld geben, er wird sich an das Sichtbare halten, an das Greifbare, an das, was er totschiessen kann — die Fischer haben Biber und Otter¹⁹ ausgerottet, sie haben dem Reiher²⁰ den Krieg erklärt und gönnen nicht dem schönen bunten Eisvogel die klitzekleinen Fische, die er sich fängt, sie verfolgen die harmlos tauchende Wasseramsel, heimlich oder mit allem Schutz des Gesetzes verfolgen sie alles Getier und lassen nichts von ihm bestehen.

Man hat in den Alpen die Adler und die Geier ausgerottet, und sogleich trat in allen Bezirken die Gamsräude auf und konnte ungestört um sich greifen, weil eben die geflügelten Raubtiere fehlten, die das kranke Geschöpf auslöschten, ehe es seine Genossen anstecken konnte. Man hat dem Habicht als üblen Schädling nachgestellt, die sofortige Folge war, daß überall in den

¹⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Europ%C3%A4ischer_Biber

¹⁹ <https://de.wikipedia.org/wiki/Fischotter>

²⁰ <https://de.wikipedia.org/wiki/Graureiher>

Revieren die Eichkatzen überhand nahmen, die alle Vogelnester plünderten und weitaus größeren Schaden anrichteten als der verfolgte Vogel. Man hat strichweise die Bussarde ausgerottet und auch die Störche, sogleich verbreitete sich in ungeahntem Maße die giftige Kreuzotter, man mußte die verfolgten Räuber künstlich wieder einführen und sorgsam schützen, um wenigstens den alten Zustand langsam wieder herbeiführen zu können. Und der Hasenbestand in Feldern und Wäldern ist niemals reicher und gesünder gewesen als zu jenen Zeiten, in denen Fuchs und Iltis, Luchs, Wildkatze und Wiesel ihn kontrollierten und alles Schwache und Kränkliche sogleich ausmerzten – der Hochwildbestand unserer Wälder ist niemals so kümmerlich und degeneriert gewesen wie heute, da er Ruhe hat vor allem Raubgetier, der Jäger ihm Winterfutter streut und mit Apothekermitteln, mit Ölkuchen und dergleichen Mätzchen ihm zum Schieben eines unnatürlich starken Geweihes verhilft.

Es ist der nackte, gierige Eigennutz, der dem Menschen den klaren Blick trübt, der ihn unfähig zum wägenden Nachdenken macht, der ihn verdummt, ich sagte es schon. Er wird und will nicht begreifen, daß unsere Ordnung eine sehr künstliche Ordnung ist, er kann es nicht fassen, daß ein Tier, das sichtbarlich schädlich ist, in einem anderen, höheren Sinne wiederum sehr nützlich sein kann und so unentbehrlich im großen Haushalte der Natur, daß mit seinem Verschwinden das ganze Gefüge auseinanderfallen kann. Er bekämpft die Schädlinge, die wilden Katzen also, Nerz, Iltis, Hermelin, den Fuchs, die Schlangen und die fliegenden Räuber – und dann steht er hilflos vor dem Triumph allen Ungeziefers, der Mäuse und Ratten auch, die ihm nicht nur grausig die Tierwelt dezimieren, die er für sich zu schützen dachte, sondern die auch in seine eigensten Bezirke einbrechen und ihn zehnten bei seinem Korn und seinem Speck. – Er hat den Niederwald vernichtet und all das wilde Gestrüpp, das unnütz den Boden bedeckt, auf den er sein Stangenholz pflanzen kann. So hat er die Vögel heimatlos gemacht und verjagt, und in seinen Wäldern, die freilich längst keine Wälder mehr sind, in denen er Holz baut wie der Bauer auf seinen Feldern Roggen oder Hafer, in seinen Wäldern ist es sehr still geworden, die Vögel, die keine Nistgelegenheiten mehr finden, sind dahin, aber Heerscharen von Insekten stehen auf in niegeahnter Macht und Fülle,

wenden sich gegen den Menschen, fressen ihm seinen Wald kahl und sind oft so groß und zahlreich, daß sie dem Menschen den Aufenthalt im Freien verleiden oder gar unmöglich machen.

Da sehen Sie ein paar Fledermäuse, die ich präpariert habe, Froment. Harmloseste Tierchen, gewiß, aber man hat auch den Fledermäusen nachgestellt, denn sie waren dem Menschen immer unheimlich, und vielleicht ist es auch wirklich einmal vorgekommen, daß sich eine Fledermaus bei ihrer Insektenjagd für einige Sekunden im Haar einer Frau verfitzt hat — die Verrücktheiten einer Damenfrisur kann eine hungrige Fledermaus nun wirklich nicht immer übersehen. Aber das, vor dem eine Frau sich fürchten könnte, das muß selbstverständlich von der Welt verschwinden. Und so hat man also auch die Fledermäuse sterben lassen — und dann hat man erlebt, daß die gleichen Frauen, die über die Fledermäuse gezetert hatten, nun von den Mücken zuschanden gestochen wurden, von den Mücken, die in ungeahnt starken Legionen auftraten, weil die Fledermäuse sie nicht mehr in Schach hielten. Und dann hat man in mühseligster Arbeit die Fledermäuse wieder eingeführt und aufgepäppelt und ist dann langsam auch wieder der Mückenplage Herr geworden.

Das ist der Mensch, Froment, homo sapiens, der weise Mensch, man weiß manchmal wirklich nicht recht, ob man nun lachen soll über ihn oder weinen. Manchmal denke ich in meiner Friedhofstille hier, daß die Tierliebe sich in die Museen geflüchtet hat und hier heute schon das ist, was sie dereinst einmal in der ganzen Welt sein wird: die Liebe zu den Toten. Hier sitze ich, fernab der Welt, in meinem Atelier, und bilde die gestorbenen Tiere aus ihrem Fell neu zur Schau und zur Lehre. Und diese Arbeit wäre vielleicht unerträglich für mich, wüßte ich mich nicht dem vielfachen Forschen der Wissenschaft verbunden und den Herzen der Forscher, die immer noch dabei sind, diese Welt auszuentdecken für den Menschen. Herzen der Forscher, die aus Liebe und Sehnsucht zu den Tieren zu den Wissenschaften fanden, die ihnen gestatteten, ihrer Liebe zu leben.

Zur gleichen Stunde, in der wir hier zusammen stehen und reden, läßt sich ein solcher Forscher an der fernen Küste der Bermudas in stählerner Kugel kilometertief unter den Meeresspiegel versenken, um das niegeschaute Leben der Tiefsee zu sehen mit seinen Augen. Oder er wandert unter dem Taucherhelm über den zerrissenen Grund vor den Galapagos-Inseln und sieht die tausend Wesen des Meeres, eine neue und namenlos fremde Welt.²¹ — Und ein anderer Forscher, ich weiß auch von ihm, zieht zu dieser Stunde durch das wilde, fieberverseuchte Herz von Afrika, das er seit dreißig Jahren durchforscht. ohne ein Ende oder gar ein Ziel zu finden, und heute wie vor dreißig Jahren ist er stolz darauf, niemals eine Waffe gegen die Tiere zu erheben, von denen er nichts will, als das Bild ihrer Freiheiten und Bewegungen einzufangen in seinen photographischen Apparaten. — Zur gleichen Zeit mühen sich in den zoologischen Gärten die fanatischen Züchter, den Urwiedererstehen zu lassen, indem sie ihn neu aus den primitiv gebliebenen Rinderrassen heraus kreuzen, wie sie bereits den Wisent durch ihre Verdrängungszucht mit Wisentstieren und Bisonkühen wieder belebten, wie sie auch das Steppenwildpferd und das wilde Waldpferd neu haben erstehen lassen, Totes zurückrufend in neues Leben. Zur gleichen Zeit sitzen hundert Forscher hinter ihren Mikroskopen in den Laboratorien, liegen andere im Versteck im tiefen Wald oder am Rand der See und belauschen alles Getier, zur gleichen Zeit experimentieren einige Dutzend Forscher mit Tieren aller Art und fragen mit den exaktesten Mitteln menschlichen Spürsinns nach dem großen Rätsel, nach der Beschaffenheit des Geistes unserer Mitgeschöpfe auf dieser Erde.

Ich kenne diese Männer, Froment, und ich weiß das eine: sie alle werden berichten über ihre Fahrten, über ihr Forschen und ihr Arbeiten, aber wenn wir dann später einmal nach der tiefsten Substanz ihrer Bücher oder Publikationen fragen, dann wird es gleich sein, ob der Wissenschaftler ein wilder Jäger gewesen ist in den Tälern und an den Bambushängen Tibets, ob er durch die

²¹ Die Geschichte der Tiefsee-U-Boote beginnt mit der Bathysphäre von Charles William Beebe, der zwischen 1925 (Galapagos) und 1934 (Bermudas) tauchte. Dies ist hier wohl gemeint. <https://sporttaucher.net/2018/07/27/taucherhelm-und-tiefseekugel/>

düstere Waldwildnis des Amazonas gekrochen ist, ob er mit den Elefanten der Zirkusse und zoologischen Gärten experimentiert hat oder in seinem Mikroskop das Flimmerkleid eines Paramecium ausstudiert hat – aus dem tiefsten Grunde allen Forschens wird uns die Liebe zu den Tieren ansprechen und wird sich die große Sehnsucht verraten, die aus neuen Erkenntnissen nach neuer Bindung mit ihnen verlangt. Und das Wissen um dieses Menschliche im Forscherherzen, das ist es also, Froment, das mich nicht an den Menschen verzweifeln läßt!"

Michael Delos blieb stehen, ihr Rundgang hatte sie durch den ganzen weiten Saal geführt, rund um das Modell des riesigen Blauwales, das die Mitte des ganzen langen Raumes füllte, vorbei an den lebensstreuen Nachbildungen von Seekühen und Robben, von Bibern und Seeottern, Wisenten und Elchen, von Luchsen, Dronten und Alken, von Nörzen, Uhus und Fledermäusen, sie waren wieder an ihrem Ausgangspunkt angelangt, Michael Delos blieb stehen vor der Tür zum Nebensaal, in dem sich die riesenhaften Skelette der Saurier aneinanderreiheten, er sah seinen Besucher voll an:

"Sie meinen, das sagt nicht allzuviel gegen die große Ungerechtigkeit des Menschen gegen die Tierwelt, gegen seine große, gegen seine jahrtausendealte Ungerechtigkeit? Seien Sie niemals vorschnell in Ihrem Urteil, Froment! Wie wollen wir heute entscheiden, was einmal der Welt zuwachsen wird aus der Sehnsucht unserer Künstler, aus dem Wissensdrang unserer Gelehrten, aus der wachsenden Einsicht unserer Forscher in die Seele des Tieres, aus dem stillen Sehnen ungezählter anderer Menschen? – Wir können das nicht absehen, wir können das nicht einmal ahnen, wir können nichts anderes tun, als unser Teil zum guten Werk beizutragen nach allen unseren Kräften, erst spätere Jahrtausende werden einmal unserem Wirken die endgültige Antwort geben! Geduld müssen wir haben – wenn Gott Geduld hat mit den Menschen, warum sollten wir ungeduldiger sein als er?" –

"Aber nun kommen Sie!" ging er ihm voraus. "Wir wollen uns in meinem Arbeitszimmer einen guten Kaffee kochen, eine Pfeife miteinander rauchen und neue Bilder ansehen dazu!" –

Damit konnte wohl die Unterhaltung an diesem ersten Tage, den Hans Froment im Museum verbrachte, abgeschlossen werden, nicht jedoch war mit ihr das große Gespräch beendet, das sie immer wieder einte, und dem sie beide immer wieder mit aller Leidenschaft verfielen, wo und wann sie auch in der Folgezeit zusammensaßen, das große Gespräch, das um die Tiere und um die Menschen kreiste, dieses Gespräch, das drängend erfüllt war von tausend Problemen und das mit jedem Tag neue Einsichten erschloß und andere Perspektiven eröffnete. Ja, hier lag ein ganzes dickes Bündel von schweren und ernstesten und wichtigsten Problemen, tausendfach ineinander verflochten, die beiden Männer wurden niemals müde in ihrem Versuch, die Knoten zu lösen, die Fragen zu beantworten, sich dem Ruf der Verantwortung zu stellen.

Beide lebten, beide dachten und schafften auf dem gleichen Boden, beide waren sie der Natur verbunden, liebten sie in ihrer Stille und in ihrem Sturm, in ihren grenzenlosen Weiten und in ihrem kleinsten Ausschnitt, der noch stets eine überreiche Fülle von Schönheit und ungeahnte Tiefen der Einsicht offenbarte, immer wieder konnten sie sich neu begeistern an den tausend Erscheinungsformen, sie schwelgten im unendlichen Reichtum und in der niemals auszukostenden Schönheit der Tierwelt, sie suchten als denkende und grübelnde Männer nach den Gesetzen des großen natürlichen Geschehens und erkannten sie als weise und gerecht oder von einer Größe, die zu begreifen der Mensch zu klein war. Aber sie mußten leben in der Welt des Menschen, in den steinernen Straßen der großen Stadt, in der kein Baum rauschte, keine Blume blühte, durch deren Ödnis die Tiere liefen wie Verdammte; in der großen Stadt, deren greller und niemals ruhender Lärm und Anspruch auch in die Stille ihrer künstlichen Einsamkeit drang, die sie um sich geschaffen hatten, um sich in ihr bewahren zu können, sie wurden immer wieder gezwungen, sich mit dieser hastigen und lauten, harten, gedankenlosen und ungerechten Menschenwelt auseinanderzusetzen, mit ihr und mit ihren tausend fordernden Stimmen zu streiten, zu kämpfen um das, was sie sich als das Wahre erwandert, erworben und erarbeitet hatten. Sie standen in der Verteidigung, sie standen wie auf einem engen Fels, der von allen Seiten vom gischtend flutenden Meer bestürmt wurde, sie mußten ihre Stimmen erheben, damit sie einander verstehen

konnten und den Mut zu sich selbst behielten. Und es erschien ihnen, als seien sie verstrickt in einen Kampf ohne Gnade und ohne Ende, in einen Kampf um Leben und Tod, denn die Welt, in der sie leben mußten, achtete ihr Denken und Planen nur sehr gering, und die Weisheit, die sie glaubten gewonnen zu haben auf ihren schmalen Wanderwegen abseits der breiten Straßen, auf denen die Menschen lachend und lärmend ihrem Ziele und ihrem Ende entgegenrollten, diese Weisheit fanden sie immer wieder verhöhnt mit glattem und eiskaltem Spott.

Hans Froment hatte kaum etwas von einem Kämpfer, er sah dieser Welt, wie sie sich ihm heute entschleiert hatte, wohl in das steinerne Gesicht, aber vor dessen steinernen Augen wollte es ihn immer wieder wie eine Lähmung überkommen, schnürte das Grauen ihm Denken und Atmen, das große Grauen vor der kalten Herzlosigkeit dieser übernüchternen Menschenwelt, die nur ihre eigenen Zwecke kannte und gelten ließ, er wußte sich nichts anderes, als sich vor diesem gefühllos drohenden Gesicht zu retten in die Stille seines Ateliers, dem seidenen Rauschen in den Bäumen zu lauschen und die tausendfachen Beglückungen, die ihm auf seiner Wanderung widerfahren waren, aufleben zu lassen in den leuchtenden Farben ungezählter Bilder.

Welch ein prachtvoller Streiter jedoch war gegen ihn dieser kleine, alte Museumsmann! Er kannte keine Furcht und kannte kein Ausweichen, er wich nicht zurück vor der schwierigsten und gefährlichsten Frage, er stellte sich jedem Ruf und focht seine Sache durch bis zum letzten Stich oder Hieb. Und es wurde so zwischen ihnen, daß Hans Froment vor ihm saß wie zu seinen Füßen, daß er still seinen Worten lauschte und zu ihm aufsaß wie zu einem Lehrer und Prediger in der Wüste.

Bald waren sie fast an jedem Tage zusammen, entweder kam Delos zur Dämmerstunde mit seinen beiden Hunden in das Atelier des Malers oder sie ergingen sich in ihrem Wald, oder Hans fuhr an jenen seltenen Tagen, an denen er seine Arbeit ruhen ließ, in die Stadt und verweilte im Museum, in dem es ungezählte neue Dinge zu sehen gab für ihn, oder er war es, der über die Straße ging und Michael Delos in seinem Hause aufsuchte. Er fühlte sich wohl hier in den hellen Stuben des altmodischen Fachwerkbaues, die klar und sachlich und

fast bescheiden eingerichtet waren, denn Michael Delos liebte weder allzu üppig schwellende Polster noch die teuren Teppiche, mit deren Preisen die Bürger sich gern gegenseitig imponierten, aber es hingen gute Bilder an den Wänden, bunte Bücherreihen breiteten sich, und es gab prachtvoll gemütliche Männerecken, in denen man herrlich beieinandersitzen und endlos plaudern und erzählen konnte, und unausschöpfbar war die Fülle von Bildern, Photographien und Studienmaterial aller Art, die der Alte auch hier in seinen Stuben zusammengetragen hatte. Und vielleicht war es hier in seinen stillen Stuben oder es war auf den gemeinsamen Waldgängen, auf denen die beiden silbergrauen Hunde ihnen voranliefen, stumm und stolz und edel federnd in ihren Gelenken, daß Hans Froment diesen schmalen, kleinen, alten und behenden Mann lieben lernte, daß er sich erwärmte an dessen jugendlich warmem Herzen, daß er sich bisweilen erhitzen ließ von dessen stürmischen Feuerkopf. Er war durch die weite Welt gewandert, er hatte vieles sehen und erleben dürfen, was Michael Delos versagt geblieben war, dennoch blieb dieser in ihrer Gemeinschaft der Gebende. Michael Delos war nur wenig aus dem Bannkreis der Stadt herausgekommen, und trotzdem war das Bild der Welt, das er in seinem Geist und in seinem Herzen trug, reicher und farbiger, tiefer, durchdachter, erlebter und erlittener als das des Malers, der immer wieder darüber erstaunte, mit welcher geradezu verbissenen Ausschließlichkeit der Alte sein Leben einzig seiner großen Leidenschaft verschrieben hatte: den Tieren und seiner niemals müden geistigen Begierde, alles zu erfahren, was zu lernen war von ihrem Leben und Fühlen und Denken, wie eindeutig und unbedenklich er sich gegen alles erhob, was sich an seinen Tieren versündigte und damit an der Natur und damit, wie er sagte, am Geist des ewigen Gottes, aus dessen Hand alles Leben gekommen war und kam, alles Leben, das der Mensch zu achten hatte, und das er mit höhnisch grausamer Gedankenlosigkeit verdarb und zerstörte. Und Hans Froment, der sich immer davor gefürchtet hatte, einseitig zu werden im Denken und Schaffen, mußte erkennen, daß eine solche Ausschließlichkeit, wie Michael Delos sie ihm vorlebte, in Tiefen führen konnte, die seine sich vielfältig breiten Interessen niemals erlotet hatten.

Und es war manches in seinem Wesen, und durchaus nicht das nicht immer ganz ernste Spiel allein, in dem Michael Delos seine Pelerine um sich schlang wie ein alter Indianer seine Decke, und die große Sprache der Häuptlinge untergegangener Völkerstämme sprach, die niemals den Sinn begriffen, aus dem ihre Welt und ihr Leben zerstört worden war, das ihn bisweilen an den alten Indianer denken ließ, den die Weißen Bob Cat genannt hatten, weil sie zu mundfaul waren, nach seinem rechten Namen zu fragen. Auch zu dem Alten vom endlosen Pfad hatte er einmal aufgesehen in Liebe und in scheuer Verehrung, damals, als er gegen Nick Boone und gegen die kalte Klugheit des weißen Mannes gesprochen hatte vom fühlenden Herzen, das zu verheimlichen der große Stolz der Menschen geworden war. Hatte nicht Michael Delos den gleichen großen Mut, sich vor der glatten Klugheit zum ehrlichen Gefühl, zum Herzen zu bekennen?

Manchmal, wenn sie in den Schriften blätterten und die Bücher wälzten, die sich mit dem Tier in der Welt des Menschen beschäftigten, manchmal, wenn sie auf die wohlabgewogenen Worte weiser Männer stießen, die nur eine Tierliebe gelten lassen wollten, die frei war von jeder Sentimentalität, manchmal dann flammte der Alte auf:

"Dieses ist die frechste Lüge, dies ist der feigste Rückzug vor jeder Verantwortung. Was heißt denn Sentimentalität? Nackt und unverfälscht meint man die Gefühle des Herzens mit diesem Wort — und nun lieben Sie einmal ohne diese Gefühle, Froment! Ein kläglich dürres Evangelium, verbogen und verlogen, etwas für Schlächter, für Jäger, für Schinder und Henker. Sagen Sie doch einmal einer Mutter, daß sie ihr Kind ohne Sentimentalität lieben soll! Dann ist es also gut, wenn der Sohn gerade und gesund heranwächst, und dann kann getrost der Feldweibel kommen und kann auf seinem Kasernenhof den gerade gewachsenen Jungen zum Vieh degradieren und kann ihn dann mit Fußtritten in den Krieg treiben — Kriege sind ja Naturereignisse, nicht wahr, mit Kriegen regelt Europa seinen Bevölkerungsüberschuß! — und in diesem Kriege bringt der Junge Menschen um das Leben, die er nie zuvor gesehen hat und die ihm niemals etwas zuleide getan haben, aber all das ist in bester Ordnung, nur keine Sentimentalität, Herrschaften, auch wenn der Junge elend

in irgendeinem Kriegsgreuel verrecken muß oder als grausig verstümmelter Krüppel zu seiner Mutter zurückkehrt. Kein Bedauern am falschen Fleck, wird sich die Mutter sagen, die männlichen Staatsbürger werden dazu geboren, in den Krieg zu ziehen, wenn sich die Politiker dumm oder gemein festgefahren haben, wenn es nötig wird, daß einige Millionen Menschen mit ihrem Leben und mit ihren geraden Knochen die Unfähigkeit von zwei oder drei Dutzend hoffnungslos verrannter Männer bezahlen müssen. Nur nicht bei solch großem, historischem Geschehen irgendwelche Sentimentalität dem Einzelwesen gegenüber! — Aber nur durch den Mut zur Sentimentalität könnte dieser Menschenmord bekämpft werden, aber der Mensch hat nicht mehr den Mut und das Herz, über einen Mord zu weinen, er ist bereits so weit degeneriert, daß er stolz darauf sein kann, zu wissen, warum täglich gemordet wird! — Liebe ohne Sentimentalität — Welch ein dummer Schwindel! Eine Ausrede, um sich um alle Verantwortung zu drücken, nichts weiter, nur dieses! Dann kann ich mir einen guten Hund ziehen, und irgendein Laffe kann ihn mir über den Haufen schießen oder kann ihn zuschanden schlagen oder darf ihn ungestraft mit dem Motorrad oder mit dem Auto überfahren — Menschen haben eben mehr Rechte als die Tiere, und Verkehrsunfälle sind dazu da, daß sie geschehen — nur keine Aufregungen also! Dann darf ich mich vielleicht in der Stille an der Katze erfreuen, die das schönste und anmutigste Tier ist in der Nähe des Menschen, aber weil mich die Statistik darüber belehrt hat, daß es zuviel Katzen gibt, muß ich ungerührt zusehen, wie sie zu tausenden, und beileibe nicht in den armen Stadtvierteln allein, dahinvegetieren und verderben. Und der schöne Reiher ist natürlich selbst und ganz allein schuld an seinem Aussterben, aber wenn unsere modische Industrie die neueste Kreation irgendeines Menschen herausbringt, der nichts Gescheiteres zu tun hat, als sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie man die Frauen möglichst verrückt und widersinnig anzieht, dann müssen die Reiher zu Tausenden sterben, dann weiß man sie plötzlich sehr gut zu finden, denn jedes dumme Puttchen zahlt ja jedes Geld, um sich nach der Mode anziehen zu können. — Nur keine Sentimentalität — Froment, denken Sie doch mal wieder über den typischen Ablauf eines Pferdelebens nach, unsentimental, bitte sehr, sehen Sie sich an, wie man die

Hunde hält, hören Sie sich die rohen und gemeinen Reden der Menschen in den Zoologischen Gärten an, die sich dort nicht mehr vor den großen Tieren zu fürchten brauchen, weil hohe Gatter oder tiefe Gräben Tier und Mensch trennen. Daß die Tiere dort zu Dutzenden zugrunde gehen, weil die Natur sie für anderes schuf, als hinter Gittern still zu liegen — nur keine Sentimentalität, ich bitte sehr, wir brauchen diese Gärten, und es handelt sich doch immer nur um Tiere! O dieses: nur ein Tier — darin liegt für mich die ganze hassenswerte Bestialität des Menschen! Mensch oder Tier — entweder ist das Leben heilig, und dann achtet man es in allen Geschöpfen Gottes — oder alles ethische Gerede ist Lüge und Maskerade und dekorative Fassade, die beim ersten leisen Erdbeben zerbröckelt. Sentimentalität kann eine Sünde sein, wir begehen sie stündlich, weil wir dem Menschen sentimental alles nachsehen, was er an Verbrechen begeht. Er hat nichts anderes getan, als daß er diese große und reiche und schöne Erde verwüstet und verpestet und sie zu einem mörderischen Zuchthaus gemacht hat. Er hat eine Welt gebaut, in der kein gesunder und anständiger Mensch leben kann. Er ist eigennützig, gemein und namenlos niederträchtig. Man soll ihn nicht länger von seiner Gottähnlichkeit schwätzen lassen, man soll ihm aufs Maul schlagen — ganz ohne Sentimentalität, bitte schön!"

Wenn Delos sich solchermaßen ereiferte, dann konnte Hans Froment lange still sitzen und wie andächtig zu ihm aufsehen. Niemals unterbrach er solche wilden Predigten auch nur mit einem einzigen Wort, mochte er auch manchmal denken, daß der Alte allzu ungerecht war und die Dinge zu schwarz sah. Dann bewunderte er diesen ehrlichen und heiß brennenden Fanatismus, der sich bedenkenlos aus der warmen und gesicherten Geborgenheit der Masse gelöst und sich zum unerschrockenen Kündler des Rechtes der Tiere bestellt hatte, jenes Rechtes des göttlichen Lebensfunken auf eine Behandlung, die des Menschen würdig war, diesen Fanatismus, der mutig und furchtlos alle Konsequenzen der Vereinsamung auf sich nahm und täglich neu in den ewig währenden Streit zog, ohne erst den Angriff abzuwarten. Und wenn Michael Delos vom Herzen und vom Geist sprach, von der Seele und vom ehrlich

einfachen Gefühl, das unbestechlich in der tiefsten Brust des Menschen lebte, dann liebte er ihn zutiefst ob dieses schlichten Mutes, der nicht einmal vor dem Fluch der Lächerlichkeit zurückschreckte, den fast alle Menschen scheuen, und um dem zu entgehen jeder Mensch manches tut, was sein Herz nicht für richtig hält ...

Und er entsann sich, wie er in den Jahren seiner Reise durch Afrika, Indien und Amerika bereits tausendfach diesem Problem in die Augen gesehen hatte und oftmals gezwungen worden war, sich mit ihm grübelnd auseinanderzusetzen. Aber diese einsamen Meditationen hatten kaum zu einem anderen Resultat geführt als zu einer stillen und müden Resignation, die sich darauf beschränkte, die eigenen Wege zu gehen und sich fernzuhalten von allem Streit jeder Öffentlichkeit. Michael Delos jedoch scheute diese Öffentlichkeit keineswegs. Wenn irgendeine Zeitung oder Zeitschrift etwas Dummes oder Falsches berichtete von den Tieren oder etwas, das das Zusammenleben zwischen Menschen und Tieren zum Ungunsten der Tiere verändern oder verderben mußte, setzte er sich sogleich hin und schickte der Redaktion eine seiner ebenso klaren wie unmißverständlichen Richtigstellungen. Da er einen guten Stil schrieb und sich prinzipiell aller persönlichen Polemik ferne hielt, wurden seine Belehrungen fast immer gedruckt, und immer brachten sie ihm eine Fülle von zustimmenden Schreiben aus dem Leserkreis der Blätter, die für ihn den besten Lohn seiner Bemühungen bedeuteten. Oftmals dann wies er Hans Froment triumphierend die dicken Briefbündel: "Sehen Sie hier, Froment, alles Menschen, die meiner, die unserer, die der Meinung aller ehrlichen und anständigen Menschen sind! Man ist nicht allein auf dieser Welt, das gibt mir den Mut, den Sie so grundlos bewundern, das stärkt das Rückgrat! Der Mensch ist weder so dumm noch so schlecht, wie die Schreiber glauben, die der Ansicht sind, seiner Stimme Ausdruck zu geben!" — Daneben schrieb er viel für Tierschutzblätter und für populärwissenschaftliche Magazine, und auch hier konnte er sich wie ein Kind freuen über jedes Zeichen der Zustimmung, das ihn aus dem Leserkreis erreichte: "Daß man weiß, hier und da und überall sitzen einige Menschen und freuen sich an meiner Arbeit und bestellen den gleichen Acker — Froment, das erst macht die

Welt bewohnbar!" — Dann wieder hatte eine große Tageszeitung ihm ihre Spalten für gelegentliche Kunstbesprechungen geöffnet, die er ausschließlich jenen Künstlern widmete, die sich mit der Gestaltung des Tieres befaßten. Hier schlug er eine schneidend scharfe Klinge und ließ wenig bestehen von den Künstlichkeiten, mit denen sich der Kunstmarkt blähte. Hier balgte er sich mit grimmigem Vergnügen mit den lauten Tageshelden herum, die nicht die Bilder malten, die sie gesehen hatten, sondern die ihre Gemälde gleich technischen Schöpfungen konstruierten, hier kannte er keine Gnade und blieb unerbittlich: "Was sagen Sie, Froment — ich könnte mit meinen Artikeln keine geistigen Strömungen abdämmen und aufhalten? Will ich ja gar nicht —, aber sehen Sie sich doch mal die Briefe dort an, jenen großen Stapel dort, ja, nicht das armselige Häuflein daneben, das halbe Dutzend Schreiben von Malern, Kritikern und Händlern, die mich als Banausen und Kretin behandeln. Nein, die vielen anderen, die sind der Dank von Menschen, die sich vor diesen Bildern in den Galerien die schwersten Kopfschmerzen angegrübelt haben, die in ihrem stillen Kämmerlein an der Welt und an sich und an ihrem so völlig fehlenden modernen Kunstverstand verzweifelt sind, die mir danken, daß ich ihnen den Mut zu ihrer Sehnsucht nach Kunst zurückgegeben habe! — Lassen Sie mir doch mein Vergnügen, ich bin einer jener seltenen Menschen, der weder Rücksicht auf den Kunstmarkt noch auf die Kunstkritik zu nehmen braucht, ich beschäftige mich mit Tierbildern, die ja selten genug von der großen und strengen Kunstkritik ernst genommen werden, ich darf hier schreiben, was ich für richtig halte, herrlich, Froment, ich darf in aller Öffentlichkeit einen Hammel als Schaf ansprechen! — Vielleicht, ich weiß es nicht, vielleicht ist jener Künstler kein Schaf, der da einen weiblichen Akt malt, ihn aber nicht anatomisch wiedergibt, sondern die Einzelstücke dieses Aktes über das Bild verteilt und in neuer Sicht wiedergibt, vielleicht ist er sogar recht gerissen — aber wer ihm glaubt, solch ein Bild sei nun ein gültiges Kunstwerk, der ist ganz gewiß ein Hammel, und es hat einen begeisternd großen Erfolg, wenn man das einmal laut und in aller Öffentlichkeit sagen darf! Pah! einen Akt oder einen Elefanten zu malen, wie er nicht ist, das ist beileibe keine Kunst, aber mir einen

Akt oder einen Elefanten zu malen, daß ich ihn wirklicher sehe als im Leben, das ist Kunst, das ist die Kunst!"

Hans Froment saß dem alten Kämpen zur Seite, er hörte auf seine Worte, er sah zu ihm auf, manchmal lächelte er still in sich hinein. Über so manche der aufgeworfenen Fragen hätte er endlos mit ihm streiten können, aber er dachte nicht einmal daran, das zu tun, er bejahte Michael Delos so, wie er war, ja er liebte ihn in seiner wilden Ungebrochenheit, die wenig genug von dem, was die Menschen ernst und wichtig nahmen, gelten ließ.

Immer, wenn er ihm gegenüber saß oder wenn er ihn über die Straße kommen sah, flankiert von den beiden schönen und stillen grauen Wolfshunden, immer dann ging ihm das Herz auf, fühlte er sich in Hut und Heimat, immer, wenn er Delos sprechen hörte oder ihn beobachtete bei seinem täglichen Tun, freute er sich daran, daß man wohl die scheinbare Vielfältigkeit der Menschen auf einige wenige Normen bringen konnte, daß es aber erfreulicherweise noch immer Einzelgänger genug gab, die jeden Rahmen sprengten und ein besonderes Maß für sich beanspruchen konnten. Da war dieser alte Michael Delos, er war in dieser Stadt geboren und war nur recht gelegentlich einmal aus ihr herausgekommen. Aber selbstverständlich wie ein alter Baum wurzelte er in der Natur, nicht mit dem kleinsten Flecken hatte die Stadt auf ihn abgefärbt. Da war er und lebte in einer Zeit, die den kühlen Geist verherrlichte und jedes echte Gefühl als lächerliche Sentimentalität verhöhnzte, da war er und hatte den Mut, sich zu seinem Herzen zu bekennen, zu den Wünschen und Träumen einer kindhaft reinen Seele. Ja, er hatte den Mut, die schlichte Sehnsucht des Herzens für wesentlicher zu halten, höher zu stellen als die vielfach schillernden Differenziertheiten des hochgezuchteten Geistes. Und nahm allein durch seine Existenz, durch seine Art und sein Wesen seinen Gegnern alle die gefälligen und tödlich wirksamen Schlagworte vom Mund, denn er war ein ganzer Mann und hatte rein nichts von einer wehleidigen alten Tante an sich.

Und dennoch geschah ihm just in solchen Stunden oft ein Seltsames, wenn er sich darauf ertappte, wunderte er sich sehr über sich selbst. Wenn Michael Delos sprach, wenn er sich in sein Lieblingsthema verbiß, um dann durch die

Stunden nicht wieder von ihm zu lassen, von den tausend Ungerechtigkeiten, die an jedem Tag und zu jeder Stunde den Tieren sinnlos vom Menschen geschahen – dann mochte solche Rede, die immer durchflochten war von einer schmerzenden Fülle klarer, beweiskräftiger Tatsachen und Geschehnisse, noch so schmerzhaft an sein Herz rühren, ganz war dieses Herz niemals bei solcher Rede und in solchen Stunden.

Wenn in den Worten und gleichnishaften Bildern des Alten das Gesicht der Stadt vor ihm aufstieg, dieser gnadenlos steinernen Stadt, über deren Pflaster der Wagen des Dschaggernaut²² rollte, unter dessen schweren Rädern knirschend das Gebein von Mensch und Tier zermahlen wurde, täglich und stündlich und zu jeder Minute, dann saß Hans Froment still in seinem Sessel, hatte die Hände um das Knie gefaltet und lauschte fernen Melodien, die leise und unfaßbar durch ihn dahinwehten. Da war das dünne Sausen, das in den Kronen der Nadelbäume stand, das Singen und Murmeln der aber tausend Bäche und Quellen, das von den Berglehnen herab die Flüsse und Seen der Täler suchte, da war der große Wind, der aus dem Lande Ki-wä-din kam, er konnte singen über den unendlichen Wäldern Kanadas, er konnte schreien und brüllen auch in der großen Alpenwelt der Rocky Mountains. Und der braune Bär weidete im Beerenschlag, die Wölfe schnürten hintereinander in einer Spur, die Adler kreisten, der Elch äste die Erlen im Sumpf, die Caribous zogen, und zur Nacht stritten Luchs und Kuder wild gegeneinander an im tiefsten und dunkelsten Herzen des Waldes. – Und gewaltig groß und ohne Grenzen rauschte das ewige Meer, in den blaugrünen Wäldern von Insulinde raunzten die Tiger, ein rotbraun und langbehaarter Arm legte sich hilfesuchend um Hans Froments Schultern, der Jäger Sarbatti lächelte dünn und grausam, der Falke stand auf von seiner lederumhüllten Faust und stieg dem Reiher nach in das Himmelsblau – und unter Afrikas dröhnendem Sonnenwagen wanderten die

²² Juggernaut ['dʒʌgə(ɹ).nə:t] ist ein metaphorischer Begriff aus dem Englischen. Er steht für eine unaufhaltsame Kraft, die alles vernichtet, was ihr im Wege steht. Der Wortursprung liegt bei den riesigen, viele Tonnen schweren Prozessionswagen (Ratha), die während einer bestimmten hinduistischen Prozession (Ratha Yatra) zu Ehren des Gottes Jagannatha (Vishnu) verwendet werden. Einmal in Fahrt gebracht, sind diese Wagen von Menschen kaum zu stoppen. Während der britischen Besatzung Indiens gelangte der Begriff in die englische Sprache und von dort teilweise auch ins Deutsche. In der englischen Umgangssprache wird mit diesem Begriff auch ein schwerer Sattelzug bezeichnet. (WP)

Herden der Antilopen und Gazellen und der gestreiften Pferde, der eherne Donner des Löwen dröhnte zur Dämmerung durch den Kontinent, und fern ward ihm die Antwort aus der Drommete des einsam Wandernden, des Elefanten... Wieder und immer wieder verlor sich Hans Froment in solchen Stunden an das Glück längst vergangener Tage, an jene Zeit, da er mit den großen Herden gezogen war, an jene Tage, da er unter den Elefanten gelebt und der weichen und guten Stimme des alten Zena gelauscht hatte.

Und immer dann mußte er sich zurückzwingen in die Gegenwart, es war nicht Zena und war auch nicht Sarbatti, dem er lauschte, er saß mit Michael Delos zusammen, und dessen Geschichten handelten nicht von der Größe und der Freiheit der Tiere, sondern von ganz etwas anderem – und immer gestand er sich dann, daß er feige war, daß er davor zurückschreckte, dieser grausamen Welt allzu lange und allzu tief in die Augen zu sehen, dieser Welt, die Michael Delos vor ihm erstehen ließ, daß sie ihn schier zermalmte, daß er vor ihrer grausigen Ungerechtigkeit zurückwich und sich rettete in jene Welt, in der das Tier anderes und mehr war als ein von den Menschen gnadenlos zu Tode geschundener Sklave. Ja, es war wohl nichts anderes als Feigheit, war die Sucht, diesem unendlich Quälenden zu entrinnen, sich selbst zu bewahren für die Bilder, die in seinem Herzen und in seinem Hirn brannten und gemalt sein wollten, für die Bilder, die er in dieser Zeit eines nach dem anderen schuf wie in einem Rausch, leicht und vollendet, wie ihm noch nie zuvor die Arbeit geglückt war.

Das Geld und die Ideale

... Michael Delos deutete mit dem Hut in der Hand: "Wir gehen diesen Feldweg entlang, damit gewinnen wir den Rand des nächsten Vorortes. Und dort liegt das Haus, das wir besuchen wollen. Ein Tierheim, ein Asyl, ich sagte es Ihnen schon. Aber es wird keineswegs aus öffentlichen Mitteln erhalten, zwei Frauen, zwei Freundinnen haben es gegründet und mit viel Geschick durch gute und schlechte Zeiten hindurchlaviert, nur möchte ich glauben, daß sie weit mehr schlechte als gute Zeiten gesehen haben ... Es pflegt in dieser Welt dem Menschen stets recht schlecht zu gehen, der ein Gutes will ... Aber Sie werden ja sehen und werden sich freuen an den Menschen und an den Tieren, und ich werde ihnen vorher kein Wort mehr verraten. Sie sollen mit keiner vorgefaßten Meinung das Grundstück betreten, ich halte das für töricht — wenn Sie später etwas wissen wollen, werden die beiden Damen selbst Ihnen alle Aufklärungen geben, und dann stehe auch ich Ihnen wieder zur Verfügung. Aber zuerst sollen Sie sehen, und dann dürfen Sie urteilen. Der umgekehrte Weg gilt nicht bei mir: ihr wollt immer erst einmal überlegen, ob irgend etwas wert ist, von euch in Augenschein genommen zu werden. Das ist nichts als Faulheit und Feigheit, das ist nichtswürdige kleinbürgerliche Bequemlichkeit, die sich in ihrer Gemütlichkeit nicht stören lassen will. Ich lasse Ihnen das nicht durch, Sie wissen das nun, kommen Sie, in einer guten halben Stunde sind wir dort!"

Michael Delos hielt sich an sein Wort und verriet nichts von ihrem neuen Ziel, er marschierte neben ihm her und sprach von hundert Dingen, er freute sich an dem schönen Sommertag, an dem sanften Wind, der sich durch die Kornfelder spielte und sie bewegte wie im Wellenschlag, an den blauen Kornblumen, die am Feldrand wuchsen, an dem roten Mohn, der hier und da

aus dem reifenden Gold der Ähren erglühte, und er lachte mit gutmütigem Spott über Hans Froment, der sich wunderte, wie menschenleer und still diese große und schöne Landschaft vor den Toren der Stadt unter der Sonne lag: "Was sollen denn Menschen in dieser Gegend! Hier gibt es weit und breit nicht ein einziges großes Lokal, ein Gartenrestaurant mit Tanzmusik etwa, denn sowas müßte es zumindest sein, um die Menschen anzulocken. Die Menschen aus der Stadt fahren doch nicht wegen der Natur in die Natur, sie wollen sich amüsieren, wie sie es gewohnt sind, mit Trinken und Lärm und Musik und Dicht-bei-dicht, vielleicht gern einmal in einem anderen Rahmen, aber wenn sie das nicht finden, was ihnen selbstverständlich ist, dann bleiben sie schon lieber in ihrer Stadt und setzen sich ins Kino oder ins Kaffeehaus!"

Aber nach einer guten halben Stunde dann gingen sie an einem hohen Drahtzaun entlang, der ein großes Grundstück umschloß, das parkartig lichten Baumbestand wies. Und dann legte sich Delos' Hand auf Froments Ärmel und hielt ihn fest, seine Hand wies durch das Drahtgeflecht in das Innere des Grundstückes, wies auf einen Rasenplatz, von alten Edeltannen gesäumt, auf eine schmale Menschengestalt, die sich mit einer riesenhaft großen, golden-gelben Dogge beschäftigte. "Da wären wir also angelangt!" sagte der Alte mit vergnügtem Schmunzeln. "Das ist Jossy!"

Hans Froment stand neben seinem Freund und sah mit ihm durch die Maschen des Drahtzaunes. Jetzt erst erkannte er, daß der Mensch dort drüben eine Frau war, schmal und klein, sie trug Breeches und hohe weiche Stiefel, das kurz verschnittene Haar berührte nicht den Kragen ihrer dunklen Hemdbluse. Sie exerzierte auf dem kurzen Rasen mit dem Hund, er mußte "bei Fuß" gehen und sich dem Tempo ihres Ganges anpassen, den sie verlangsamte oder beschleunigte. Der schwere schöne Doggenrüde reagierte prompt auf ihre kleinste Bewegung, man sah, wie es ihm Freude machte, den Willen der Menschenfrau zu verstehen und ihm zu folgen. Wenn sie einmal auf ihn herabblickte, der löwengroß an ihrer Seite schritt oder trabte, sah er zu ihr auf, Hans Froment glaubte aus seiner Entfernung den warmen braunen Glanz seiner Augen sehen zu können und sah, wie der Schweif des Tieres zärtlich ausschlug. Aber da erhob Delos ihm zur Seite seine Stimme und rief: "Hallo,

Jossy! Darf man am heiligen Sonntagnachmittag mal stören, hereinkommen und ‚Guten Tag‘ sagen?" Und die kleine Frau da drinnen blieb sogleich stehen, und neben ihr, sofort gestrafft und sprungbereit, stand das große Tier und grollte dumpf gegen die Männer hinter dem Zaun an, aber da legte sich auch schon die schmale Frauenhand auf seine breite Stirn, und sofort beruhigte er sich wieder, Hans Froment sah jetzt das Gesicht der Frau, es war nicht mehr jung, ernst und streng und schmal – nun aber flog es über die herben Züge wie ein dankbar beglücktes Lächeln, sie hob grüßend die Arme: "Michael Delos – lassen Sie sich endlich einmal wieder bei uns sehen? Kommen Sie, ich schließe Ihnen sogleich die Gartentür auf!" Und wenige Minuten später dann standen sie im Inneren des Zaunes auf einem breiten, unter ihren Füßen knirschenden Kiesweg der Frau und dem Hund gegenüber, wieder hörte Hans Froment den Klang eines langen, adeligen Namens und neigte sich über eine feste, braune, ringlose Hand.

Die kleine Frau sah aus dunklen Augen prüfend zu ihm auf: "Froment? Sie sind der Maler, ja? Wir haben uns sooft an Ihren Bildern gefreut – das war ein feiner Gedanke von Michael Delos, Sie zu uns herauszubringen!" Er verbeugte sich ein zweitesmal, etwas befangen schon wieder, wie es ihm immer geschah, wenn ihm die Menschen sagten, daß sie seinen Namen kannten und seine Bilder schätzten, es schien ihm gar nicht so leicht zu sein, Bekanntheit oder gar Berühmtheit zu tragen, es schien ihm, wie wenn sein Name und sein Werk ihn distanziert hatte von den Menschen, und daß er früher, als er noch unbekannt gewesen war, schneller und leichter Kontakt mit neuen Bekanntschaften gefunden hatte, den Kontakt vom Menschen zum Menschen, während heute alle Welt von ihm zu erwarten schien, daß er ihnen auf Schritt und Tritt den großen Tiermaler bewies, der er doch nur im Atelier oder eben bei der Arbeit war.

Aber vor dieser kleinen Frau verflog seine Befangenheit sehr schnell, sie sprach sehr sachlich und gescheit über seine Bilder, und kein Wort aus ihrem Mund klang nach landläufig faden Komplimenten. Er sah auf sie herab, graue Strähnen zogen sich durch ihr braunes Haar, an den Winkeln der Lippen und Augen breitete sich dünn und fein das Netz der Falten, aber ihre großen

braunen Augen waren warm und leuchtend. Indessen hatte sich Michael Delos mit dem Doggenrüden angefreundet, der ihm aufmerksam in das Gesicht sah, auf den werbenden Tonfall seiner Worte lauschte und nun leicht den Schweif rührte, als der Mann ihm die Hand zwischen die Ohren legte. „Wie heißt das Tier?“ sah Michael Delos zu der Frau auf. Sie lächelte zurück mit gelindem Spott: „Wie soll ein solcher Löwe schon heißen? Etzel hat man ihn getauft – was so groß ist und den Menschen so gefährlich erscheint, muß doch selbstverständlich einen blutigen und grausamen Namen tragen. Der hier gehört einem braven kleinen Beamten und hat eigentlich ein Höllenleben, weil er ein gutes, Zärtlichkeit heischendes Tier ist, und weil sein Herr meint, daß er wohl im Hause brav und artig, auf der Straße jedoch eine furchterregende Bestie sein soll, vor der die Menschen und alle anderen Hunde in Angst und Schrecken davonlaufen – daran freut sich nämlich das gute Herrchen, darauf ist der kleine Postinspektor mächtig stolz!“

Hans Froment sah sie überrascht von der Seite an: „Es ist nicht Ihr Hund, gnädige Frau?“

„Keineswegs!“ gab sie seinen Blick ruhig zurück. „Ich habe ihn nur vorübergehend in Pension und Erziehung, das ist mein Beruf, hat Ihnen Delos nicht davon gesprochen? Nein? Sieht ihm wieder einmal so recht ähnlich!“ Sie lächelte auf den alten Mann herab, der jetzt vor dem Doggenlöwen hockte und ihm begeistert Hals und Brust knetete. „Ja – mein Beruf ... Langsam habe ich herausgefunden, daß es der undankbarste Beruf von der Welt ist. Nicht wegen den Hunden, ach nein, die Tiere sind immer gut, im bösesten Fall sind sie vom Menschen verdorben, aber wenn man erst einmal Zugang zu ihnen gefunden hat, wird man sie immer aufschließen können. Nein, die Tiere sind gut und oft rührend dankbar – aber die Menschen ... Sehen Sie, man bringt mir zum größten Teil solche Hunde, mit denen ihre Besitzer nicht fertig zu werden verstehen, die schon ganz und gar verdorben und bisweilen böseartig verbockt sind. Verdorben durch den Unverstand des Menschen, durch sein Unvermögen, sich in ein Tier einzufühlen, sich auf es einzustellen, es zu seinem Recht kommen zu lassen. Der Etzel hier ist ein typischer Fall. Sein Herr, den nicht ein Mensch beachten würde, wenn er allein über die Straßen ginge, hat

seine stille Freude daran, mit diesem Riesenhund Furcht und Schrecken um sich zu verbreiten. Natürlich tut der gute Hund seinem Herrn diesen Gefallen, denn er liebt ihn, aber natürlich reagiert er auf alle, auch auf die ganz unbewußten Stimmungen seines Herrn, er benimmt sich jetzt auch im Hause oft genug wie ein Rüpel und gehorcht nicht mehr, man kann ihn nicht bändigen, man hat wohl auch Angst vor seiner Größe und Stärke – und wenn man also soweit mit einem Tier ist, dann bringt man es mir. Bei mir merkt das Tier bald die ruhige und sichere Hand, schließt sich an, schließt sich auf, fühlt sich wohl, tut, was man von ihm verlangt – und dann muß ich es zurückgeben, und dann ist nach ganz kurzer Zeit immer wieder das alte Elend da, der Hund ist daheim ungebärdig, gehorcht nicht, ist nicht zu bändigen, er ist ein wildes Tier, ein Greuel und Schrecken für alle Menschen – aber das liegt natürlich nicht an dem Hund, es liegt daran, daß ich leider die Menschen nicht erziehen darf. Ich kann nur sehr verstohlen und hintenherum auf sie einzuwirken versuchen, damit sie wenigstens ein Minimum von Verständnis für ihre Tiere aufbringen. Aber das ist immer ein saures Stück Arbeit und kostet mehr Diplomatie, als sie jemals von zwei Außenministern aufgebracht würde, um einen Krieg zu verhindern. So leicht wie ein Tier zu erziehen ist, so schwer ist es, gegen Unverstand, Dummheit und primitiven Eigendünkel des Menschen anzukämpfen. Naivität und Rechthaberei, völlige Verständnislosigkeit und Unfähigkeit – manchmal begreift man wirklich nicht, warum solche Leute eigentlich das Recht haben sollen, sich ein Tier zu halten. Etzels Herr beispielsweise hält sich für einen makellosen Tierfreund und bekämpft gern mit lauten und harten Worten die zoologischen Gärten und alle Tierdressuren in den Menagerien und Zirkussen, weil sie seiner Meinung nach das Tier vergewaltigen. Nun, ich kann mir denken, daß manches Tier sich im Frieden eines zoologischen Gartens ganz wohl und behaglich fühlt. Und ich weiß, welche Hölle die meisten Haustiere durchstehen müssen ihr Leben lang. Sehen Sie, der Hund ist das Feinfühligste, das man sich nur denken kann. Er lebt nicht nur für seinen Herrn, er lebt von seinem, aus seinem Herrn. Der Hund wird immer das sein, was sein Herr ist, was dieser wünscht oder glaubt zu sein, er wird das tun, was sein Herr wohl gern tun möchte, aber sich nicht zu

tun getraut. Sie werden mich recht verstehen, denke ich, Herr Froment, da ist nichts Mystisches, nichts Übernatürliches, der Hund allein ist nichts, er braucht den Anschluß, er fühlt sich wohl unter einer festen Hand, die ihm die strengen Gesetze des Rudels ersetzt, er wird unberechenbar und verwahrlost, wenn sein Herr nicht sicher in sich selbst ruht. Aber wie wenige Menschen ruhen schon sicher in sich selbst! Und wie wenige Menschen wählen sich einen Hund, mit dem ihr Wesen wirklich harmoniert! Da wollen sich langweilende Frauen Schoßhündchen haben, die sie den lieben langen Tag mit Zärtlichkeiten überschütten können, und von denen sie sich mit wahrer Wollust tyrannisieren lassen. Da nehmen sich Männer, die für Ruhe und Würde sind, quicke Terrier, an denen sie dauernd herumerziehen können, ohne daß es einem der beiden Teile auch nur im geringsten etwas nützt, oder sie nehmen sich übergroße, überstarke Hunde, um ihren verdrängten Bändigergeliisten frönen zu können. Und weil sie nicht die kleinste Ahnung vom Tier haben, weil sie vollkommen unfähig sind, sich in einen Hundecharakter einzufühlen, geschweige, daß sie verschiedenartigen Hundetemperaturen gerecht werden könnten, darum verlangen sie von dem Hund, daß er klüger ist als ein Mensch, daß er ihren leisesten Wink versteht, und sind maßlos empört, wenn das Tier seinen vergewaltigten Willen dem ihren entgegenstellt. Prügel und rauhe Worte, das sind in solchen Fällen die einzigen Erziehungsmittel, die der Mensch kennt — ich wollte, ich dürfte das gegen sie selbst anwenden. Einen Hund erzieht man so leicht mit ein wenig Einfühlung, mit einem Lob zur rechten Zeit — ein Hund gibt sich ja so unendlich viel Mühe, den Menschen zu verstehen und ihm zu Willen zu sein!"

Sie waren während dieser Rede der kleinen Frau den breiten Gartenweg entlang geschlendert und standen nun vor einem Haus, das sich weiß und niedrig hinter einem prallgrünen Rasenplatz breitete. Aus der offenstehenden Tür trat eine zweite Frau, nicht jünger als die Baronin Jossy, aber von einem ganz anderen Wesen. Sie war groß und füllig und atmete eine warme Mütterlichkeit, trug das graue Haar tief im Nacken im Knoten gebändigt, ein lichtblumiges Sommerkleid, und kam sogleich mit ausgestreckten Händen Michael Delos entgegen. Hans Froment wurde vorgestellt, er verbeugte sich,

wieder hörte er einige warme Worte, die seine Bilder lobten, dann sagte die kleine Jossy, die schmal, dunkel und drahtig, eine zähe Sportsfrau, mit den Händen in den Taschen ihrer Breeches neben ihren Besuchern stand, mit leichtem Lächeln zu ihrer Freundin: "Nun mach man zuerst einmal unserem alten Delos eine Freude und laß die Hunde 'raus, Elfriede!" Und schon wurde zur Erde des Hauses eine Tür geöffnet, und ein buntes Rudel von Hunden aller Rassen drängte eilig heraus und stob über den Rasenplatz den Menschen entgegen. Schottische Terrier und Collies, ein Münsterländer Vorstehhund, gelbe und gestromte Doggen, einige Schäferhunde, ein englischer Mastiff, eine französische Bordeaux-Dogge, drahthaarige Terrier, ein deutscher Boxer, zwei Dackel und einige Hunde auch, die keiner oder allzuvielen Rassen angehörten. Sie drängten sich im lärmenden Rudel um die Frauen und ihre Besucher — dann streckte ein langhaariger Barsoi den gekrümmten Rücken zum Lauf, schoß davon, und sogleich brauste es wie eine wilde Jagd unter den Bäumen des Parkes dahin und davon.

Hans Froment sah verblüfft der fröhlichen Meute nach: "Sind das alles Hunde, die Sie erziehen sollen, gnädige Frau?" wandte er sich dann an die Baronin.

"Keineswegs!" gab sie trocken zurück. "Die wenigsten von ihnen: der Vorstehhund, die Bordeaux-Dogge, der Mastiff und die Schäferhunde — das sind die, die ich in Pension habe. Die Doggen und die schottischen Terrier gehören mir, ich züchte mit ihnen. Und die anderen Hunde, nun ja, die sind uns zugelaufen, oder wir haben sie aufgelesen irgendwo aus ihrem Elend, oder es sind Hunde, die ich mühsam von ihren Besitzern losgeeist habe, um sie vor den Menschen zu retten, und die ich nun in andere, für sie geeignetere Hände zu bringen versuche. Das hält mitunter recht schwer oder dauert eine gute Zeit, aber das muß dann eben durchgestanden werden, der Jammer, in dem die guten Tiere verkamen, das Unverständnis, das sie zugrunde richtete, war nicht länger anzusehen. — Wenn ich Gesetzgeber wäre, ich glaube, ich würde keinem Menschen gestatten, sich einen Hund oder eine Katze zu halten, bevor er nicht einen Kursus absolviert und seine Prüfung bestanden hätte. Und dann würde ich ihm noch von Staats wegen die Hunderasse vorschreiben, für die er

sich näher interessieren dürfte. Der Mensch ist erschütternd dumm, erschütternd selbstüchtig, und der Stadtmensch ist dazu in allen Dingen, die mit Tier und Natur zusammenhängen, von einer erschütternden Hilflosigkeit. Entweder verzärtelt er sein Tier und verdirbt es damit, oder er will es ganz und gar frei aufwachsen und in Straßen und Stuben leben lassen und bildet damit nur wiederum ein anderes Greuel heran. Wirklich — eigentlich ist es strafwürdig!"

Sie sah mit vagem Lächeln der Hundejagd nach, die sich unter den schattenden Bäumen verloren hatte: "Das Beste, das wir einem Tier erweisen können, ist sicherlich, wenn wir es als Tier leben lassen. Aber dem Hund ist damit allein nicht gedient, er verkümmert ohne seelischen Anschluß, er kann zugrunde gehen an menschlicher Verständnislosigkeit — und es ist das seltenste, was ihm widerfährt, daß er nämlich auf Verständnis trifft und den seelischen Anschluß findet. Ich könnte Ihnen Schicksale erzählen, Herr Froment, Schicksale, die viele dicke Bücher füllen würden, und sie sind alle namenlos traurig und wecken nichts anderes in uns als unsere Erbitterung gegen den Menschen, gegen seine Dummheit, gegen seine verbrecherische Gleichgültigkeit, gegen seine Roheit, die die eines Schinderknechtes ist. — Aber lassen wir das, es ist ein Thema, bei dem wir nie ein Ende finden würden — Elfriede, meine Freundin, hat es mit den Katzen, vielleicht sind die Schicksale dieser Tiere wirklich noch erregender als die der Hunde. Denn der Hund bleibt dem Menschen trotz allem und allem immer noch so eine Art von Wertobjekt, man muß Steuern für ihn zahlen, er hat seinen Preis auf dem Markt, mitunter bewahrt ihn das vor dem Schlimmsten. Aber die Katze ist ohne Wert und daher ganz und gar vogelfrei, an ihr kann man studieren, welche Achtung der Mensch dem fremden Leben gegenüber hat, nicht die geringste nämlich. Was schwächer ist als er, was leicht zu töten und zu vernichten ist, das gehört ihm, darüber ist er der Herr, der nach Lust und Laune über Leben und Tod entscheidet — jeder Bube kann seine niederträchtige Gesinnung an den Katzen erweisen."

Später dann gingen sie durch ein großes Zimmer, den Saal dieses einstigen Gutshauses, in dem zwei Dutzend Katzen ihre Kissen und Körbe hatten, Katzen jeden Alters, der verschiedensten Rassen, sie alle kamen vertraut den Besuchern entgegen, ließen sich streicheln und schmeicheln und dankten mit zärtlichem Schnurren — Katzen, die man von Haus und Hof vertrieben hatte, weil man abergläubisch fürchtete, sie würden dem Neugeborenen ein Leid antun; Katzen, die man dem Vivisektor oder den Jägern verhandelt hatte, die ihren Hunden beim Katzenwürgen die erwünschte Raubtierschärfe beibringen wollten. Hier lebten sie im Frieden und unter guter Pflege, gerettet auf eine Insel im ringsum brüllenden Meer der Vernichtung. Sie konnten den hellen Saal jederzeit durch ein Klappfenster verlassen, aber die meisten von ihnen waren durch die Verfolgungen, die sie erfahren hatten, so scheu vor der Welt des Menschen, daß sie nur in den Dunkelheiten wagten, die sichere Zuflucht für einige Zeit zu verlassen.

Die mütterliche Frau Elfriede seufzte: "Es ist nicht leicht mit ihnen. Natürlich kann ich nicht alle Katzen für alle Zeit behalten, aber sie sind so sehr schwer unterzubringen. Man läßt allzu viele Katzen aufwachsen. Statt daß man sie am ersten Tage schmerzlos tötet, jagt man sie davon, sobald die Mutter sie entwöhnt hat. Wer sich einmal mit dem Schicksal der Katze in der Menschenwelt näher befaßt hat, der glaubt, niemals in seinem Leben wieder einmal richtig froh sein zu können. Wieviel Unverständnis, Gleichgültigkeit und Gemeinheit enthüllt sich einem hier, einem Tier gegenüber, das ohne Makel und ohne Fehl ist, schön, frei und stolz, wie der Mensch niemals war oder werden kann. Und wie verständnisvoll, wie rührend dankbar ist eine solche Katze dem Menschen für das kleinste Zeichen seiner Zuneigung, wenn diese nur echt ist und ehrlich gemeint. Sie ist klug und empfindsam, sie ist selbstverständlich ganz anders als der Hund, aber ich glaube nicht, daß sie weniger klug ist, weniger empfindsam als er!"

Es wurde ein gesegneter Nachmittag. Hans Froment verbrachte eine gute Zeit mit Frau Elfriede in der Katzenstube, ließ sich von ihr jedes einzelne Tier vorstellen, ließ sich sein Schicksal erzählen, das wirklich immer empörend und erbitternd gegen den Menschen aussagte — ja, er empfand es wieder einmal

mit peinigender Schärfe, daß es sehr schwer war, zur gleichen Zeit die Tiere zu lieben und dabei den Menschen achten zu wollen nach dem Anspruch, den dieser auf solche Achtung erhob, und er verliebte sich ehrlich in einen wunderschönen, schmal scheuen Kater, der eine Kreuzung aus Marmorkatze und Angora war, Ali nannte Frau Elfriede das Tier, und sie wußte nicht, ob sie nun trauern oder sich freuen sollte, weil sie endlich gute Menschen gefunden hatte, die den schönen Kater Ali schon am nächsten Tage in ihr Haus holen wollten. Er merkte, daß sie in Liebe an diesem schönen Tier hing, das ihr mit rührender Zärtlichkeit ergeben war. In seiner Freude, dieses Haus gefunden, diese beiden Frauen kennengelernt zu haben, bat er sie um Zeichenmaterial, und als sie ihm das brachte, warf er schnell und genau das Porträt des schönen Katers auf das Papier und schenkte das Blatt der Frau, die sich vor Freude kaum zu fassen wußte.

Später, im Garten, tollte er mit den Hunden, da war eine große, gestromte Dogge, die nicht wieder von seiner Seite wich, ein drollig würdiger schottischer Terrier, der ihn sehr eingehend beschnupperte, ihn für gut befand und sich mit der Dogge um den Platz an seiner Seite stritt. Eine Horde Hunde, sie waren fröhlich in ihrer Freiheit, und dennoch gab es kein Streiten, kein Raufen, kein unnützes Gebell, sie lebten mit den Menschen zusammen, sie hatten sich freudig seinen Sitten und Wünschen gefügt.

Sie blieben eine gute Zeit und mußten sich, kein Sträuben half ihnen davon, keine Klage über die allzu gewichtigen Mehlspeisen der bunten Baronin, noch einmal an die Kaffeetafel setzen, die beiden Frauen bestanden darauf. Die Baronin Jossy saß in ihren Breeches neben Hans Froment, legte ihm Kuchen vor, schenkte den Kaffee in seine Tasse, reichte ihm die Zuckerdose. Ihr herbes Gesicht war jetzt weich und wie von innen erhellt von der Freude an dieser Gesellschaft, und auf die neugierige Frage, wie sie nun eigentlich zu ihrem doch recht merkwürdigen Beruf gefunden habe, stand sie freimütig Rede: "Weil ich zu nichts Rechtem zu gebrauchen bin und nur etwas von Tieren verstehe, aus Armut, Herr Froment, und vielleicht auch aus Scheu vor irgendeiner blödsinnigen Arbeit, für die der Mensch sein Leben aufgibt, nur um das tägliche Brot für seine Versklavung zu bekommen. Auf diesem Platz stand

einst das große, doppelstöckige Gutshaus, in dem ich geboren und aufgewachsen bin. Meine Eltern starben, mir blieb nichts als etwas Land, unser Haus brannte ab, als ich Mutter zu Grabe trug. Ich baute es wieder auf, einen Stock nur auf die alten Grundmauern, ich habe unseren alten Park eingezäunt und die Felder verpachtet, sie bringen mir genau so viel, daß ich Haus und Garten für mich halten kann. Ich war an das Leben unter freiem Himmel und mit den Tieren gewohnt, natürlich wollte ich weder in ein Geschäft noch in ein Büro. Zuerst habe ich es mit einer Reitschule versucht, aber, ich sagte schon, ich habe leider keine pädagogischen Fähigkeiten, ich konnte nicht mit ansehen, wie die Menschen mit den armen, guten und willigen Tieren umgingen, ich habe die Reitschüler zum Park hinausgejagt, habe die Pferde verkauft und es mit der Hundezucht versucht. Nun, und dann ist mir eins aus dem anderen zugewachsen. Wenn schon nicht mit Menschen, mit Tieren verstehe ich leidlich umzugehen, Hundebesitzer klagten mir ihre Leiden, so bin ich sehr schnell zu meiner Erziehungs- und Dressurarbeit gekommen. Und man kam mit vielen Menschen und ihren Tieren zusammen, mit allzuvielen, um gegen die Tierschicksale auf die Dauer gleichgültig bleiben zu können — und so ist dann unser Haus zu einem Asyl geworden. Und wir, Elfriede und ich — nun, wir tun unsere Arbeit, sie ist nicht einfach, sie ist recht schwierig und wird uns von den Menschen selbstverständlich nie gedankt, aber wir tun sie für die Tiere und denken, daß sie notwendig ist. Und so finden wir wohl unsere Befriedigung in ihr!"

Als sie sich dann endlich trennten, als sie mit dem königlichen Geleit der großen Doggen von den beiden Damen zur Gartenpforte gebracht wurden, webte schon die weiche Dämmerung des Sommerabends unter den breiten Baumkronen des Parkes, die Sonne war gesunken, und die ersten Sterne glitzerten auf im sich verdunkelnden Blau des Abendhimmels. Sie schüttelten sich die Hände, die kleine Baronin Jossy reckte sich auf den Zehen, ein warmes Leuchten war in ihren Augen: "Grüßen Sie mir Christa!" sagte sie zu Delos. "Und kommen Sie bald wieder, Sie und Herr Froment und Christa auch!" Und Frau Elfriede schloß sich den Grüßen und Wünschen an, und beide blieben an der Tür stehen und winkten den Männern nach, die den Zaun entlangschritten.

Aber an dessen Ecke blieb Michael Delos stehen und schnupperte fröhlich in den sinkenden Abend. "Wissen Sie was, Froment?" wandte er sich dann an seinen Begleiter. "Wissen Sie, was wir jetzt machen? Wir gehen zu Fuß! Von hier aus könnten wir in zehn Minuten eine Hochbahnstation erreichen, könnten uns dort mit den heimkehrenden Sonntagsausflüglern herumdrängeln und in einer guten halben Stunde in unserem Vorort sein. Aber Sie haben ja was gegen solche Drängelei, nicht? Vorhin haben Sie ganz schön darüber geschimpft, meine ich! Also könnten wir uns ja auf unsere Stiefelsohlen verlassen, könnten zu Fuß gehen, was denken Sie? Es ist schon ein tüchtiger Marsch von einigen Stunden, aber es ist ein wundervoller Weg, Froment, durch Heide, Brachland und Wald, in einer Stunde wird der Mond aufkommen, ich kenne den Weg gut, und wir haben ja beide nichts zu versäumen, nicht wahr, was macht es aus, ob wir in einer oder in vier Stunden zu Hause sind! Lassen Sie uns gehen, Froment!"

Hans Froment nickte nur im wortlosen Einverständnis, mitsammen schritten sie in die dunkelnden Felder hinaus. Wer denn eigentlich die Christa sei, die Michael Delos grüßen solle, wollte der Maler dann wissen. Der Alte war überaus erstaunt: "Das wissen Sie nicht? Sie kennen Christa nicht? Meine Tochter doch! Habe ich Ihnen nicht von ihr erzählt, Froment? Natürlich habe ich das — alle Schuld liegt bei Ihnen! Als Sie sich bei Ihrem ersten Besuch mein Haus angesehen haben, habe ich Ihnen vor einer Tür im ersten Stock gesagt, daß wir dieses Zimmer nicht betreten könnten, weil meine Tochter es abgeschlossen habe. Meine Tochter — wie kann ein Mensch nur so vergeßlich sein wie Sie, Froment! Christa — sie ist auf Reisen, an der See, schon den ganzen Sommer, eigentlich müßte sie jetzt bald heimkommen! Ja, eigentlich ist sie Photographin, und dann ist sie schließlich beim Kulturfilm gelandet. Sie hat eine Leidenschaft für das Mikroskop, für die kleinen und kleinsten Wassertiere, sie drehen jetzt wohl da draußen an der Küste einen Film von diesen Dingen. Meine Christa — ein nettes Mädels, Froment, und zwischen ihr und der guten Jossy ist es eine dicke Freundschaft, na, ja, beide sind Reiterinnen, als leidenschaftlicher Fußgänger kommt man da nicht immer ganz mit!"

Als dann aber Hans Froment von der kleinen Baronin zu schwärmen begann und meinte, daß sie die erste Frau sei, der er begegnet war, die etwas Vernünftiges mit verhältnismäßig wenig Geld anzufangen verstanden habe, fiel er ihm empört ins Wort: "Mit ihrem Geld? Menschenskind, Froment, die Jossy ist arm wie ein Kirchenmäuschen! Glauben Sie denn wirklich, daß es einer mit Hundezucht zu Reichtümern bringt, wenn er mehr von den Tieren hält als ein eiskalt rechnender Geschäftsmann? Bei der Hundezucht hat noch keiner Fett angesetzt! Augenblicklich scheint es der guten Jossy ja einmal nicht allzu schlecht zu ergehen, sogar Kaffee und Kuchen hat sie zum Sonntagnachmittag gehabt! Aber ich habe auch schon Zeiten erlebt, daß Jossy sich ihr Brot mit den Hunden und Elfriede ihre Milch mit den Katzen teilte, und natürlich haben die Tiere dabei wesentlich besser abgeschnitten als die beiden Frauen ... Nee, beide sind gewiß wahre Prachtstücke, aber Geschäftsfrauen sind sie nun wirklich nicht! Denn sie sind Tierfreunde, sie handeln aus Liebe, sie fragen immer und in erster Linie, wie sie den Tieren helfen und nützen können — und niemals machen sie ihrem echten Gefühl geschäftliche Konzessionen. Wenn man durch die Tiere Geld verdienen will, dann muß man das wohl etwas anders anfangen, und ich kenne eine ganze Reihe von Männern und Frauen, die sich ausgezeichnet auf solch ein Geschäft verstehen, die in aller Öffentlichkeit mit ihrer penetrant zur Schau getragenen Tierliebe paradieren — und dabei aus ihr doch nur einen sich durchaus lohnenden Beruf gemacht haben!"

Rings aus dem flachen Land stieg die Dunkelheit gegen den Himmel an, dessen Blau, aus dem flimmernd die Sterne sprangen, sich dunkel vertiefte. Der zermahlene Feldweg unter ihren Füßen mündete in einen schmalen, festen Steig, der sich durch braundunkle Heide zog, dem fernen Wald entgegen. Groß stand das Schweigen über der Welt, die zur Ruhe ging, die beiden Männer wanderten nebeneinander her, Michael Delos hatte eins seiner großen Themen gefunden, er ließ es nicht wieder aus:

"Der Mensch ist — nun, Hannes, sagen wir: der Mensch ist zwiespältig, seine Einstellung zum Tier ist weder klar noch ehrlich. Ich denke, in uns allen sind noch Überreste aus vergangenen Erdzeitaltern, aus den Jahrhunderten, in denen wir alle Jäger gewesen sind, aus den Jahrtausenden, in denen der

Mensch nicht nur Jäger, sondern auch Gejagter gewesen ist. Die Furcht vor dem großen, starken, wilden Tier auf der einen Seite, und die Gier nach dem Besitz und der Vernichtung des schwächeren Lebens, das dem Menschen zur Nahrung zu dienen hatte – das sind wohl die beiden Grundgefühle, die zutiefst noch heute Denken und Handeln der meisten Menschen bestimmen. Dazu kommt nun unsere Zivilisation, die alle einstmals selbstverständlichen Gegebenheiten aufgelöst hat, die keine Verwendung mehr für schweifend starkes Mannstum hat, von der das notwendige Töten der Tiere, die der Mensch nun einmal zu seiner Nahrung braucht, verindustrialisiert wurde. Hier also hat diese vielgeschmähte Zivilisation den Menschen freigemacht, er hätte schon seit langem aus den blutigen Niederungen des brutalen Lebenskampfes heraussteigen können, seine Ziele weiter und höher stecken. Ist er aber wirklich frei? Er ist es nicht, denn noch immer ist sein tiefstes Fühlen den alten Urgründen verhaftet, bestimmt noch heute sein Denken und Tun, und das, was einmal grausam gewesen sein mag, aber doch immer ehrlich, weil es aus zwingender Notwendigkeit heraus geschah, erscheint uns heute im Rahmen unserer Kultur als gemein und überaus niederträchtig.

Sehen Sie sich doch einmal unsere Jäger an, Hannes. Bei ihnen liegt der Zwiespalt im menschlichen Herzen greifbar offen zu Tage. Es ist absolut kein Zweifel, daß die Jagdlust etwas sehr Ursprüngliches, etwas ganz Echtes und natürlich Gewordenes im Menschen ist, und wenn ein Jäger durch die Wildnisse unserer Welt zieht und dabei nur die Tiere erlegt, die er und seine Begleiter zur Nahrung brauchen, so wird auch der überspannteste Tierfreund ihn nicht schmähen dürfen. Einfach darum nämlich nicht, weil er ihn immer zutiefst versteht, weil er aus den Erregungen seines eigenen Blutes weiß, daß die Jagd in der wilden Welt gottgewollter Lebenskampf ist. Aber nun sehen Sie sich doch einmal die Jäger in unserem Europa an! Wie die Engel mit feurigem Schwert wachen sie über ihre Forste und Wälder, sie hüten den Wald und beuten ihn aus, sie lieben die Tiere und schießen sie planmäßig ab. Kein Zweifel, daß wir alle heute dem Jäger mehr verdanken, als wir ihm zugestehen wollen. Ohne ihn wären alle unsere Wälder längst dahin, ohne ihn lebte kein Wild mehr auf unserer Erde, ohne ihn hätten wir alle freien und wilden Tiere,

die wir nicht zu direktem Nutzen in unsere Höfe holen können, mit Knüppeln totgeschlagen oder mit Gift von der Erde vertilgt. Der Jäger ist notwendig gewesen – ist er es aber heute auch noch? Vielleicht wäre es besser, um das Gut, das er uns erhalten hat, weiter zu bewahren, wenn seine Aufgaben von Männern übernommen würden, die einem anderen Ethos verpflichtet sind. Denn wenn die freien Tiere, die einst unsere Erde bevölkert haben, dahingehen mußten, ausgerottet vom Menschen, wenn ihre Reste heute nur noch in künstlich gehegten Bezirken dahinvegetieren können, beschirmt, gehegt und gefüttert von Jagdzeit zu Jagdzeit von eben dem Menschen der sie dann abschießt, wenn die Zeit gekommen ist, abschießt, um sich ihr Geweih oder Gehörn in seine Stuben zu hängen und ihr Fleisch dem Wildhändler zu verkaufen, damit er seine Jagdpacht bezahlen kann – Froment, dann ist die Existenz des Jägers in unseren Tagen auch nur noch eine sehr künstliche. Und sehr künstlich, sehr konstruiert will mir seit langem die Verteidigung des Jägerstandes erscheinen, seines zwiespältigen Wesens, seiner Handlungen, die zu verstehen nicht immer ganz einfach ist. Er gibt vor, daß nur die Jagd den Menschen in das Herz der Natur führen kann, daß nur der Jäger die Natur wahrhaft erkennen und lieben kann. Natürlich ist das nicht wahr, es gibt genügend andere Wege für ein liebendes oder auch nur wißbegieriges Herz. Er gibt vor, die Tiere zu lieben – und ich will das sogar einer guten Zahl unserer Jäger durchaus zugestehen. Natürlich gibt es auch rohe Schlächter und wilde Schießler unter ihnen, aber wahrscheinlich sind derer doch mehr, die eine ursprünglich echte Freude an Wald und Wild haben. Soll es so sein – wenn er sich dann aber in langen und oftmals verblüffend gewundenen Erklärungen ergeht, warum er die Tiere, die er hegt und füttert, abschießt, sobald die Zeit der Jagd gekommen ist – dann sind das gewöhnlich Theorien und Haarspaltereien, die nicht Stich halten, er scheut nur davor zurück, ehrlich einzugestehen, daß die Schießlust, der übermächtige Drang zum Vernichten anderen Lebens, in ihm nach wie vor unbezwingbar stark ist. Ich sagte es schon: ich mache keinem einzigen Jäger einen Vorwurf daraus, daß er immer noch das alte Erbe in seinem Herzen trägt, mehr oder minder stark fühlen wir uns doch alle noch heute von diesem alten Erbe beeinflusst. Wenn aber nun die Jagd nicht

mehr der alte Lebenskampf sein kann, weil doch unsere Erde von der Zivilisation verwandelt worden ist, wenn sie zum Sport und als solcher betrieben und gepriesen wird, dann ist es Zeit, gegen eine solche Propaganda des Mordens zum Vergnügen Front zu machen. Denn dann haben die alten Männer, die einst mit geschleuderten Steinen, mit Speer und Pfeil den Kampf mit den wilden Tieren um ihr Sein oder Nichtsein ausgekämpft haben, mehr Kultur gehabt als unsere Zeitgenossen, denen es ein Vergnügen ist, mit ihren unwiderstehlichen Waffen im blühenden Leben zu metzeln und zu morden. Es ist für sie jetzt an der Zeit, sich zu entscheiden, sich und der alten Lust andere Wege zu suchen, oder aber sie werden es dulden müssen, daß man sie anspricht, wie sie es nach ihren Taten verdienen: als Männer, die aus Liebhaberei den Schlächterberuf mit der Büchse betreiben. Man muß einmal den Mut zum neuen Weg haben, denke ich, die Pflege von überkommenen Traditionen kann selbstverständlich überaus verdienstlich sein, sie kann aber auch zur erregenden Posse, sie kann albern, abstoßend und verächtlich werden...

Sehen Sie sich dagegen doch einmal unsere Jossy an, Baronin Josephine ... Sie ist eine Frau, aber vielleicht gerade darum, weil sie eine Frau ist, hat sie mit den Traditionen gebrochen und hat ihre Konsequenzen gezogen. Ich habe vorhin hören können, wie sie Ihnen aus ihrer Vergangenheit erzählt hat — das Wichtigste hat sie natürlich verschwiegen. Sie ist in breiten und gesicherten Verhältnissen aufgewachsen, sie ist eine Jägerin und Reiterin gewesen von frühen Kindertagen an. Sie hat mit den Männern ihrer Familie in ihren Wäldern gejagt, aber sie hat auch die Büchse geführt in den Karpaten und in Finnland, auf der schottischen Heide und im Kaukasus. Und dann hat sie — ohne jeden äußerlichen Anlaß — Büchse und Flinte in den Schrank gestellt und hat sie niemals wieder angerührt: weil sie erkannt hatte, daß die Tage des Jägers in Europa vorbei sind für alle Zeit, daß die Hege, die heute allein wichtig ist, des Jägers nicht mehr bedarf. — Sie hat Ihnen verschwiegen, daß sie eine berühmte Reiterin gewesen ist, daß sie nicht nur auf vielen Turnieren hohe Preise gewonnen hat, sondern daß sie — gewiß eine Seltenheit für eine Frau! — bekannt und gesucht gewesen ist als eine Meisterin und Lehrerin der Hohen

einem englischen Vollblut, einem Lipizzaner vielleicht, in die Augen zu sehen, wenn es aus der Reitbahn herausgeführt wird. In diese Augen, in denen die Furcht vor dem Wahnsinn steht ... Sie brauchen nur einmal anzusehen, wie mitgenommen, wie verstört und zerstört ein solches Pferd dann an der Longe steht, wie es seinen Halt zu verlieren scheint, sobald ihm Sattel und Zaumzeug abgenommen werden – ein Mensch in schwerster körperlicher Erschöpfung kann keinen gebrocheneren Eindruck machen ... Ich habe das alles oft genug gesehen, und die Baronin Jossy hat mir davon berichtet. Die Zeiten der Hohen Schule sind vorbei, hat sie gemeint, sie ist ein unnützer Sport und eine sinnlose Quälerei, und wenn ein Kunstwerk zu seiner Vollendung der Qual eines lebenden Geschöpfes bedarf, so soll der Mensch auf dieses Kunstwerk verzichten, dem Frieden seines Herzens zuliebe – sie hätte als Reiterin gutes und großes Geld verdienen können, gar nicht zu vergleichen mit den lächerlichen Beträgen, von denen sie heute lebt, aber sie hat auf Geld und standesgemäßes Leben verzichtet, weil sie die Tiere nicht dazu zwingen mochte, ihr zu Sinnlosigkeiten zu dienen. Sehen Sie, Hannes, da haben Sie in der Baronin Jossy eine Frau, die den Mut hat, eine Konsequenz aus ihrem Denken zu ziehen, auch wenn diese Konsequenz nur dem geliebten Tier etwas nützt und dem liebenden Menschen sogar geschadet hat!"

Nun war es ganz dunkel geworden, aber das silberne Licht der Sterne webte unter dem Himmelsrund, und im Rücken der Wandernden kam jetzt der Mond auf. Er schien erschreckend nahe, erschreckend groß, er schwamm im blutigen Dunst und brannte in einem glühenden Rot, stumm und wie drohend wälzte er sich über den Horizont. Die beiden Männer setzten sich in das Heidekraut am Wegrand und sahen still dem Gestirn zu, das langsam höher stieg und sich wandelte zum silberhellen, silberklaren Ball, der nun stumm aufwärts schwebte und mit seinem Licht die Welt magisch verzauberte. Sie saßen still beieinander, ein jeder entließ seine Gedanken und Träume auf eigenem Weg in die silberne Nacht und wußte doch um die warme Nähe des Kameraden an seiner Schulter. Nach einer guten Weile erst nahmen sie ihren Weg wieder auf. Unübersehbar weit lag die flache Heide vor ihnen, in der Ferne dehnte sich niedrig und schwarz der Wald. Ihnen zur Linken lag glühend

die Stadt, ihre ungezählten Lichter webten einen rötlichen Widerschein gegen den Sternenhimmel. Er war dunstig und trübe, er war wie der Ruch einer Zyklophenhöhle, die klaren Sterne standen darüber in unberührbarer Höhe. Zur Rechten breitete sich das Land, nur hier und da, einmal nah, einmal fern, erglänzten die leuchtenden Fenster eines vereinzelt Haus. Michael Delos schwang seinen Stock durch die Luft und nahm seine Rede wieder auf:

"So ist das, Hannes: die kleine Jossy hat den Mut gefunden, sich zu ihrem Gefühl zu bekennen und die Konsequenzen zu ziehen aus den Erkenntnissen, die ihr aus diesem Gefühl gekommen sind. Die Männer wagen dergleichen selten, sie wagen es so gut wie nie. In ihnen bleibt fast immer ein Rest der alten menschlichen Herrlichkeit: das Tier hat nur das Recht, das wir ihm einräumen, und immer und überall hat es die Pflicht, sich unserem Willen zu fügen. Aber in Wirklichkeit räumen wir dem Tier keinerlei irgendwie geartete Rechte ein, denn wir verlangen von ihm, daß es sich für uns selbst verleugnet. Wer liebt denn beispielsweise schon das Pferd, von dessen Charme gesungen und geredet wird? Wir schätzen es, weil es uns stumm dient und uns mancherlei Nutzen bringt — das ist alles. Die Katze — sehen Sie, Hannes, schon bei der Katze scheiden sich im erbitterten Streit die Meinungen der Menschen, und so laut auf der einen Seite die Liebe gepredigt wird, so laut geifert auf der anderen Seite der Haß gegen ihre unnütze und schädliche Existenz. Und alle die freien Tiere sind dem Menschen vogelfrei, und wenn der Mensch etwas für sie tut, er, der Herr dieser Erde, dann nichts anderes, als daß er sie vor den gemeinsten, sichtbaren Grausamkeiten seiner gewissenlosen Brüder in Schutz nimmt — weil seine Nerven es nicht ertragen, blutige Scheußlichkeiten anzusehen. Wenn sie notwendig sind, und er läßt sich leicht von vielen Notwendigkeiten überzeugen, sollen sie nach seinem Willen im Dunklen und Verborgenen geschehen, nicht aber vor seinen Augen, nicht vor denen seiner Frau und seiner Kinder.

Ja, gewiß, wir haben einen Tierschutz. Schön, Hannes, sehen wir uns also einmal diesen unseren Tierschutz etwas näher an! Sie werden mir recht geben müssen: der ganze Tierschutz wäre nicht nötig, wenn der Mensch das Leben

der Tiere achtete, wenn er das Recht des Schwächeren auf sein Leben respektierte, wenn er so primitiv anständig sein wollte, nicht länger seine barbarische Freude an der Unterdrückung und Vernichtung des Schwächeren durch den Stärkeren zu haben. Der Mensch besitzt aber nichts von diesem Anstand, er achtet kaum das Leben seiner Mitmenschen, viel weniger also das Lebensrecht der Tiere. Und darum muß der ganze vielgepriesene Tierschutz an kleinen Äußerlichkeiten kleben bleiben und sich an ihnen erschöpfen, er stößt nicht in das Kernproblem vor, indem er dem Menschen den Spiegel vorzuhalten wagt, den Spiegel, in welchem der Mensch sein Gesicht als das eines Räubers und Mörders erkennen müßte, er kann nur gegen die augenfälligste Dummheit ankämpfen, gegen die sinnloseste Brutalität. Alle Brutalitäten, die einen Sinn haben, den nämlich, dem Menschen zu nützen, muß er gelten lassen. Er wagt nicht, an den Menschen zu rühren, ihn zur Besinnung zu rütteln, er gibt ihm im Gegenteil noch neue Möglichkeiten, seinen alten, überlebten und nun nichts mehr als verbrecherischen Standpunkt zu befestigen und zu verteidigen. Menschen, die nicht von Grund auf anders sind als ihre Mitmenschen, können diese nicht belehren und aufklären wollen. Aber gerade der Tierschutz ist es gewesen, der in den letzten Jahrzehnten immer wieder zwei Thesen laut verkündet hat: daß man niemals das Tier vermenschlichen dürfe, und daß die wahre Tierliebe frei sein müsse von jeder Sentimentalität. Zwei törichte, zwei durchaus nichtsnutzige Thesen!

Wenn ich mich zum Tier hingezogen fühle und in ihm sehe, was es in Wirklichkeit ist: mein Lebensbruder im ewig großen Geheimnis der Schöpfung, so ist das eben ein Gefühl, und ich muß es tragen, daß man mich, wenn ich die Konsequenzen aus diesem Gefühl ziehe, sentimental nennt. Aber der Mensch ist erfüllt von albernen Eitelkeiten, gefühlvoll, empfindsam, sentimental zu sein gilt in seiner Welt als eine belachenswerte Schande, und wenn er sich vor etwas fürchtet, dann ganz gewiß vor solchem Spott. Und aus dieser Furcht verleugnet er sein Herz und kann nicht einsehen, wie dumm und verabscheuungswürdig das ist. Unsentimentale Liebe — Welch ein Hohn, Welch ein Widerspruch in diesem Wort! Wenn ich unsentimental sein will, dann brauche ich keinen Hungernden zu speisen, keinen Dürstenden zu tränken, keinem Heimatlosen

Obdach zu geben in meinem Haus. Dann kann ich die Statistiken lesen und aus ihren Zahlen die Erkenntnis ziehen, daß in unseren Kulturnationen jährlich soundsoviel tausend Menschen verhungern müssen, soundsoviel tausend verdursten oder erfrieren, ungezählte tausend ohne Heimat und Heim verderben müssen. Und daß ich als einzelner nichts gegen die Gesetze der Soziologie ausrichten kann. Wenn ich unsentimental sein will, muß ich mich zur Gefühllosigkeit bekennen, zum Geist also, dem Gott unserer Kulturen, dann muß ich ihn anbeten und die Hekatomben der Opfer, die dieser Gott fordert, für nichts achten. Nichts als ein gefährlicher Unsinn also, dieses Geschwätz von der Sentimentalität, man gibt dem Menschen damit nur ein neues Schlupfloch, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen, man wagt nicht, ihn zum einfachen Anstand zu nötigen. Denn nur der einfache Anstand ist not, die schlichte Achtung vor dem anderen Leben. Aber er ist nicht da, er ist von der Kultur verschüttet, er fehlt dem gemeinen Menschen, wie er dem zelotenhaften Tierschützer fehlt, der sich zum unerbittlichen Richter aufschwingen will über seinen Nebenmenschen, der sein Hobby nicht teilt.

Und ebenso dumm, ebenso verdächtig ist der andere Eifer, mit dem man dagegen ankämpft, daß der Mensch Parallelen zieht zwischen sich und dem Tier, daß er sich dessen Handlungen damit erklärt, indem er ihnen menschenähnliche Gefühle und Regungen unterstellt. Diese Forderung nach der strikten Ablehnung jeglicher Vermenschlichung des Tieres kommt von der Wissenschaft, von der exakt forschenden Tierpsychologie und hat dort ganz gewiß alle Berechtigung. Für die Männer und Frauen des Tierschutzes, für die Menschen aber, die ihrem Herzen folgen, das sich angezogen fühlt vom Tier, hat sie diese Berechtigung nicht. Ein hungerndes Tier hat Hunger, und der Hunger eines Tieres ist wilder und qualvoller, weil er ihm hilfloser gegenübersteht als der Mensch, dem die Einsicht in die Gründe für sein Hungern müssen gegeben ist. Ein dürstendes Tier dürstet, ein geschlagenes Tier hat Schmerzen, ein gefangenes, verlassenes Tier ist dem Trost zugänglicher als ein Mensch. Das Tier ist immer fremd in der Menschenwelt, darum bedarf es nicht der gleichen Fürsorge, wie wir sie etwa einem schwachen und lebensuntüchtigen Menschen erweisen, es bedarf noch weit mehr der

Anteilnahme und der Liebe, und wir sind verpflichtet zu dieser Anteilnahme, denn wir sind die Herren seines Schicksals, wir verhängen es über es, wir müßten wissen, daß es nichts von unserer Welt verstehen kann und oftmals glauben muß, durch endlose Höllen ohne Namen und Zahl getrieben zu werden. Was der Mensch erdulden muß im Stahl und Stein seiner Städte, das hat er selbst heraufbeschworen und über sich verhängt, das Tier muß sich ducken unter dem Schicksal, das wir ihm bereiten, wie unter den Fäusten unverständlich zürnender und rasender Götter.

Nein, Hannes, der Tierschutz fängt nicht mit Ausflüchten an, er hat beim Menschen anzufangen, er hat an den geistigen Grundlagen seiner Welt und seiner Existenz zu rütteln. Er hat sich endlich zu bequemen, seine veralteten Anschauungen, die er aus seinen barbarischen Anfängen noch immer durch unsere Zeit schleppt, zu revidieren und sich zu einem Weltbild zu bekennen, das sein Herz längst ersehnt, ohne bis heute auch nur den Mut zum Anfang seiner Verwirklichung gefunden zu haben. Das hat er schon glücklich herausgefunden: daß diese neue Welt, die er auf unserer alten Erde errichtet hat, verblüffend einer infernalischen Hölle gleicht, und er weiß auch, daß diese Hölle längst nicht so grauenhaft sein würde, setzte er nicht selbst immer wieder seinen Ehrgeiz daran, an seinem Nebenmenschen zu handeln wie sieben Teufel. Diese Erde wäre sogleich wieder bewohnbar, wenn der Mensch zum Menschen menschlich sein würde. Aber derartiges erreicht man natürlich nicht mit klugen Büchern, mit scharf geschliffenen Philosophien, mit knüppelschmetternden Theorien über veränderte Gesellschaftsordnungen, in denen der Mensch sich dann sozusagen und über Nacht verblüffend zu seinem Vorteil ändern würde, das könnte man nur mit dem Herzen, mit dem schlichten Anstand, mit dem Mut zu seinen Gefühlen, mit der Sentimentalität also erreichen. Sie wäre möglich, diese Verwirklichung uralter, heimwehkranker Menschenträume, aber sie müßte beim Menschen anfangen, beim einzelnen Menschen, er müßte den Mut haben, die schwätzende Klugheit der tätigen Güte zu opfern — aber diesen Mut hat er nicht und findet ihn nie. Nichts hält die Welt in ihrer Entwicklung derart vernichtend auf, wie es die klugen Schwätzer tun, die ihre Stimmen auf allen Märkten erheben und das Maß der Menschen bestimmen Denn es ist

leichter, ihnen nachzuschwätzen, als etwas zu tun, was von den anderen Menschen nur verspottet wird. Und dennoch: diese alte, namenlos versaute Erde könnte uns noch heute wieder zur guten Erde werden, fänden wir den Mut, im wirklichen Leben das Leben anderer Menschen und das der Tiere zu achten, wie wir in unseren klugen Büchern längst alles Leben geachtet sehen wollen.

Es scheint so leicht und selbstverständlich, aber es ist das Gegenteil davon. Denn der Mensch kommt nicht los von der Verlogenheit falscher Begriffe. Noch immer ist ihm Roheit Stärke, Gleichgültigkeit klug, Herzlosigkeit Geist, Brutalität Kraft, noch immer nennt er die Trägheit des Herzens Tradition und die skrupellose Gemeinheit des Menschen, der nur sein eigenes Wohlergehen kennt, verdeckt er mit verzweifelt unlogischen Theorien und Programmen. Und wie der Mensch an seinem Menschenbruder handelt, so handelt er auch an der Natur und gegen alle Tiere. Denn das Tier ist der Bruder, der ihm hilflos in die Hand gegeben worden ist, wie er seinem wehrlosen Bruder tun würde, so tut er dem Tier. Dennoch: inmitten unserer Städte ist ein fast hemmungsloser Drang, der mit Leidenschaft zurück zur Natur und zu den Tieren verlangt. Die Menschen haben eingesehen, daß man nicht derart leben kann, fern allen Göttern und eingesargt in die steinernen Waben der endlosen Häuserreihen. Ja, es ist ein großer Drang im Menschen unserer Tage und ein heißes Sehnen, aber wie so oft, wie immer findet er nicht den richtigen Weg, darum nicht, weil er nach dem Draußen und nach der Ferne drängt und doch im einzelnen Menschen selbst anfangen müßte, wie sooft wird Sehnsucht und Drang unserer Guten und die Zeichen der Zeit Erkennenden irregeleitet von flink frechen Schreibern, die sich auch an dieser neuen Flamme ihr Süppchen kochen.

Fangen wir doch einmal an, Froment, sehen wir uns doch mal die Männer näher an, die sich zum Wortführer des Tieres, zum Führer der Natursehnsucht des Menschen zu machen versuchen. Fangen wir im Kleinsten an: beim Tierschutz, von dem wir eben gesprochen haben. Sie wissen, ich arbeite für ihn und in ihm, weil es notwendig ist, daß das Kleine und auch Kleinliche getan wird, auch dann, wenn uns dieses Kleinliche oft so deprimierend zäh und

wuchernd die ganze Welt zu erfüllen scheint, während es doch gilt, den Menschen zu wandeln und zu erziehen. Das Faß der Danaiden ist ein harmloses Spielzeug gegen solche Kleinarbeit im Tierschutz, solange der Mensch das ungezählte Böse, das er tagtäglich tut, für sein gutes Recht hält, weil er doch nun mal die Kraft oder die Macht hat, es zu tun. Solange man den Menschen nicht davon überzeugen kann, daß es nichts als unanständig ist, seine Kraft dazu zu brauchen, ein Schwächeres zu schinden oder zu zerstören, solange bleibt eben alles hoffnungslos. Dabei liegen die Dinge nicht einmal so einfach, sie sind ganz rettungslos verwickelt und miteinander verfitzt.

Sehen Sie, Hannes, die Tierschutzvereine von heute entstehen aus dem freiwilligen Zusammenschluß von Menschen aller Bildungsschichten. Kein Wort gegen diese Menschen, sie wollen das Gute, sie ahnen den Weg, den der Mensch zu gehen hat, sie setzen sich für ihre Ziele ein, und manche bringen der guten Idee erhebliche persönliche Opfer. Natürlich ist es nicht zu vermeiden, daß mitunter recht merkwürdige Gestalten zu diesen Vereinen finden, Menschen, vor denen ich meine Tiere lieber schützen möchte, als sie ihrem Schutz ausliefern zu müssen. Mancherlei Ungesundes ist bei solchen Menschen, verdrängte Begierden, zu hätscheln, zu lieben, zu besitzen ohne Widerspruch, unbefriedigte Sehnsüchte, Menschenhaß, niemals überwundene Enttäuschungen und viel skurrile Rechthaberei – aber all das soll man nicht auf die Goldwaage legen: hier sind Menschen, die das Gute wollen und nicht zu feige sind, für den als gut befundenen Gedanken auch tätig zu wirken. Sie organisieren sich, sie geben sich Statuten, sie wählen einen Kassenwart, dem sie ihr Geld anvertrauen, sie wählen einen Vorsitzenden und besolden ihn zumeist, damit er auch wirklich ihre Interessen kräftig wahrnehmen kann – und damit schon ist dann meistens alles verkehrt. Verleiht man dieses Amt einem Menschen, der im tätigen Leben steht, dann kann man wohl das Honorar sparen, aber ein solcher Mann übernimmt es nur als eine Art Ehrung, er kann ihm nur einen höchst beschränkten Teil seiner Zeit widmen, so schleifen dann bald die Zügel, und nichts Rechtes kann geschaffen werden. Ist aber nun ein solcher Verein entschlossen zu wirklicher Arbeit und wählt sich einen Vorsitzenden, den er bezahlen muß, dann ist die Situation vielleicht noch

mißlicher. Denn die Mitgliederzahl eines solchen Vereines bleibt ja doch immer beschränkt, Reichtümer sind also auf einem solchen Stuhl nicht zu erwerben, und wenn ein solches Amt auch in bestimmten Kreisen ein Ansehen gibt, so gibt es doch auch auf der anderen Seite eine Überfülle von Arbeit, widerwärtig kleinlicher und auch oft genug recht schmutziger Art. Es wird sich also kaum jemals ein Mann von besonderen Qualitäten zu einem solchen Amt drängen — aber für Streber, für Maulhelden, für ambitionierte Nichtskönner hat es mancherlei Verlockendes: Ansehen und ein wenig Geld, was braucht ein kleiner Mann, der nicht fähig ist, sich beides aus eigener Kraft zu schaffen, mehr, um sich wichtig und arriviert zu fühlen? Und so sieht man nicht selten gerade die Menschen auf diesen Stühlen, die man nicht einmal sonderlich als gewöhnliche Mitglieder schätzt.

So ist es auch uns in dieser Stadt ergangen. Unser Vorsitzender, Hickes heißt das gute Stück, ist der Gehilfe eines kleinen Photographen gewesen und ist zum Tier gekommen, weil er seinem Meister helfen mußte, auf Hundeausstellungen die prämierten Sieger zu photographieren. Vielleicht interessierte er sich wirklich für das Tier, ich will ihm nicht gern unrecht tun, vielleicht aber war er auch nur ehrgeizig, jedenfalls nistete er sich im Vereinswesen ein, machte sich unentbehrlich hier und da, bei Hundezüchtern und Pelztierfarmern und Kanarien-vogelhaltern, beim Katzenklub und bei den Wellensittichfreunden, übernahm Ehrenämter serienweise, Schriftführer, Propagandist, Preisrichter, gewann über diese Vereine Zugang und Einfluß auf unsere Stadtpresse, in der er sich, reklamesüchtig, wie das nur ein Dilettant sein kann, nicht nur als der größte Tierfreund den Lesern vorstellen, sondern sich obendrein für den einzig wahren, hochwissenschaftlich gebildeten Tierkenner ausgeben ließ, dabei weiß ich, er hat sich auch mal bei uns im Museum breit zu machen versucht, daß ihm die fundamentalsten Grundkenntnisse abgehen ... Na ja, aber auf solche Weise sorgte er dafür, daß sein Name wieder und wieder genannt wurde, so gewann er Einfluß auf die Mitglieder des Tierschutzvereines, auf dessen Versammlungen er der unermüdlichste Diskussionskämpfer war, so wählte man ihn dann schließlich zum besoldeten Vorsitzenden. Und dieses Amt gab ihm das Relief, das er sich schon lange

gewünscht hatte, es verschaffte ihm Zutritt zu allen Stellen, die ihm früher unerreichbar gewesen waren, er kam in Verbindung mit dem kapitalkräftigen Tierhandel, mit Zoos und Zirkussen, er wußte diese Verbindungen höchst angenehm für sich auszugestalten, indem er den Leitern dieser Schaustellungen zuerst einmal die große goldene Tierschutzmedaille für ihre Verdienste am Tier verlieh, die Herren revanchierten sich selbstverständlich, er durfte mit den Zirkussen auf Spesenkonto umherreisen und Studien machen, die Tierhändler überließen ihm seltenes und interessantes Kleingetier zum Photographieren, Zeitungen und Zeitschriften unterstützten gern den Tierschutz, indem sie seinem Vorsitzenden die Bilder abkauften, was machte es, daß dem alle Tiere nach kurzer Zeit eingingen, für ihn hatten sie sich bezahlt gemacht, sein Name wurde ständig genannt, er sorgte dafür, daß sich sein Einfluß immer mehr verbreiterte, da er ja nun mal Photograph ist, versteht er selbstverständlich eminent viel von Bildern und ist also der berufenste Mann, über alle Künstler, die sich mit dem Tier beschäftigen, von hoher Warte zu richten, wie er natürlich längst zu den führenden Wissenschaftlern gehört — er dehnt sich aus, er macht sich breit, und das Geld hüpfte ihm aus hundert Quellen in den Säckel!"

Nun hatten sie den Wald erreicht, er nahm sie dunkel und schweigend auf. Aber sie waren kaum ein kurzes Stück in ihn eingedrungen, da lichtete sich ihren Augen dieses Dunkel schon wieder, silbern verwehte das Mondlicht zwischen den Baumkronen und spann sich dünn über ihren Pfad. Ein sachter Wind war aufgekommen, die Blätter und die genadelten Zweige rauschten leise und stetig über ihren Köpfen, und dieses Rauschen machte die Stille, die über dem spätabendlichen Wald lag, märchentief. Michael Delos unterbrach sich kaum in seiner eifernden Rede: "Der Mann ist natürlich ein Nichts, er ist ganz und gar belanglos. Aber sein Aufstieg ist typisch: an eine Stelle, an die selbstlose und fähige Köpfe gehören, drängen sich die kleinen Leute, um sich wichtig, um persönliche Karriere zu machen. Und darum wird dann immer noch weniger wirklich positive Arbeit geleistet, man vergeudet seine Zeit mit Diskussionen, man predigt, man wird, Sie sehen es, Froment, persönlich ausfallend gegen diesen und jenen, dessen Nase einem nicht gefällt — und

beides sollte ein feiner Mann doch nicht tun: predigen nämlich und persönlich beleidigend werden!"

Er schwieg und ging auf leisen Sohlen durch den im Mondsilber versponnenen Wald. Nach einer Weile atmete Hans tief auf und sagte: "Ich kenne den Herrn Hickes. Er besuchte mich gleich nach meiner Rückkehr, damals noch, im alten Atelier ... Einen Redefluß hat der Mann — nach einer halben Stunde war ich wie gerädert. Eigentlich habe ich ihm dann, um ihn loszuwerden, ein Bild versprochen für seinen Verein!"

Michael Delos lachte kurz und höhnisch auf: "Der Verein hat für Bilder keine Verwendung, denn er hat gar keine Räume dazu, sie aufzuhängen. Der Herr Hickes hat ein gutes Bild für sich haben wollen und wird es sich in seine Stube hängen. Aber Sie werden es ihm liefern müssen, wenn Sie nicht einen gnadenlosen Feind in ihm haben wollen, der bei jeder Gelegenheit über Sie herfällt. Geben Sie ihm das Bild nicht, wird er dafür sorgen, daß die ganze Öffentlichkeit, soweit er sie erreichen kann, davon informiert wird, daß Sie keinerlei innere Bindungen mit dem Tier haben und Ihre Bilder nur malen, um möglichst viel Geld mit ihnen zu verdienen — der Hickes kennt die Gifte, die man verwenden muß, er ist eine Macht als Vorsitzender des Tierschutzvereines der Stadt, und Hickes gehört zu denen, die Macht auszunützen verstehen. Er ist ein Nichts, gewiß, gewiß, aber heute stoßen Sie überall in der Stadt auf ihn und auf seinen Einfluß, nur wird dabei fast nie vom Tierschutz, es wird immer nur von dem großen, dem genialen Herrn Hickes gesprochen. Ich kenne die Leute vom Tierhandel und vom Zirkus, die er sich verpflichtet hat, ich habe nichts gegen sie, beileibe nicht, verstehen Sie mich hier um Himmels willen recht. Aber ich sehe nicht ein, daß man sie darum auszeichnet, weil sie ihre Tiere leidlich anständig behandeln. Das ist nämlich nicht nur ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das liegt außerdem auch nur im Interesse ihres Geschäftes. Sie leben von den Tieren, sie werden also doch nicht selbst sich ihr Kapital mindern oder es gar vernichten. Sonst aber, ach, Hannes, die Tierliebe jener Menschen, die vom Tiere leben, die hat ihre dunklen Schattenseiten. Ich müßte Ihnen einmal davon erzählen, aber ich würde damit weder in Tagen noch in

Wochen ein Ende finden. Wenn ich alles erzählen wollte, was ich weiß, erfahren und erlebt habe von und mit tausend Männern, die sich so gern in aller Öffentlichkeit als große Tierfreunde breitmachen und sich feiern lassen, und die dabei doch nur am Tier verdienen wollen, die allen Anstand und die kleinste Ehrlichkeit rücksichtslos aus dem Wege räumen, damit nur ihr Verdienst nicht geschmälert wird .. .

Nein, ich erzähle Ihnen diese tausend Erlebnisse nicht, haben Sie keine Angst – ich erzähle Ihnen nichts von jenem Zirkusdirektor, der sich an einem edlen Schulpferde ärgerte, weil es unter dem Reiter in der Manege nach einer Zeit die Zunge zwischen die Zähne zu nehmen pflegte, und der dann einfach mit einem Taschenmesser dem Pferd die Zunge bis zur Hälfte herausschnitt. Ich mache mich nicht lustig über die hohe Kommission, die sich über das temperamentvolle Springen der Löwen in offener Schlucht freute und keine Ahnung davon hatte, daß hinter den Felsen Wächter saßen, die mit geübter Hand aus ihren Zwillen den Löwen spitze Steinchen aufs Fell brannten. Ich erzähle auch nichts von jenem leinenführigen Leopard, den man einer anderen Kommission nicht zeigen konnte, weil das Tier versucht hatte, auf einen Baum zu klettern, worauf es soviel Prügel bezogen hatte, daß es nicht mehr vorführungsfähig war. Auch von dem See-Elefanten spreche ich nicht, den man verrecken ließ auf langer Reise, weil sein Pfleger zu faul war, ihm das lebensnotwendige Wasser zu beschaffen. Nein, ich will von alledem nicht sprechen, ich wollte Ihnen nur sagen, wie die Leute aussehen, die von den Tierschutzvereinen – und durchaus nicht nur von Herrn Hickes allein – mit goldenen Medaillen ausgezeichnet wurden! Von mir – und wohl von keinem vernünftigen und anständigen Menschen – hätten sie diese Medaillen niemals gekriegt!

Und ich würde wohl auch kaum mit goldenen Medaillen jene Literaten und ihre Photographen ehren, wie es der Hickes getan hat, um seine Beziehungen zu Prominenten nutzbringend auszubauen – eine Hand wäscht die andere, Sie verstehen mich, sie sind ihm auch wirklich brav behilflich gewesen, daß er neue Absatzgebiete für seine eigenen Produkte fand. Sie wissen, Froment: unsere letzten Jahrzehnte haben uns eine Sturmflut von

Tierbilderbüchern gebracht, aber sie alle haben weniger ihren Ursprung in neuerwachter Tierliebe des Menschen, als in der Rastlosigkeit der stets nach neuen Objekten suchenden Kamera. Für den Photographen, der die illustrierten Zeitungen zu versorgen hat, ist der Zoo ein höchst dankbarer, unausschöpflicher Tummelplatz, das Tier hinter Gittern das prachtvollste Objekt, weil es nicht davonlaufen kann. Interessante Bilder von Löwen und Tigern, von Elefanten und Menschenaffen machen sich zudem stets gut bezahlt, ganz anders als etwa Photos vom Zaunkönig am Nest, von der Kreuzotter, die einen Bach durchschwimmt, von der Metamorphose der Libelle. Ja, diese Bilder, diese Photographien — ich weiß wirklich nicht, Welch ein besonderes Verdienst darin liegt, die gefangenen Tiere zu photographieren und mit diesen Bildern Geld zu verdienen ... Wenn sie wenigstens noch ehrlich sein wollten! Es ist ja immerhin möglich, daß das Auge der Kamera unbestechlich ist, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß man wunderbar mit der Kamera zu lügen versteht, und die Retouche oder der Ausschnitt gibt dem Photographen die gleichen Möglichkeiten für sein Bild, wie Schminke, Perücke und Kostüm dem Schauspieler für seine Person. Und darum sind die vielen schönen, bildergeschmückten Tierbücher unserer Zeit entweder elend raffiniert oder plump naiv verlogen. Sie glauben mir nicht? Ein Beispiel für ein Schock von der gleichen Sorte, Hannes: Da ist also in einem guten Buche das Bild eines Tigers, der *hübsch macht*. Nebenbei gesagt, Hannes: dieses Hübschmachen fällt dem Hund leicht, nicht aber der Katze, am wenigsten der jungen Katze, denn sie hat ein verhältnismäßig bedeutend längeres, geschmeidigeres und weitaus empfindlicheres Rückgrat, sie ermüdet sehr leicht, weil diese Stellung sie schmerzt. Also dieser junge Tiger sitzt auf der Hinterhand, die man natürlich nicht mit auf das Bild bringt, weil sie in ihrer hilflosen Anklammerung an das Postament unschön wirken muß, er hat die Vorderpranken angewinkelt und scheint aus geöffnetem Rachen trutzig zu fauchen. In Wirklichkeit schnappt er nach Luft, denn man hat ihn an der Halskette in die Höhe gerissen. Aber diese Halskette hat man dann fein säuberlich aus dem Bild herausretouchiert, wie auch den Mann, der sie mit beiden Händen zu sich heranzieht. Und so muß der Beschauer den Eindruck gewinnen, einen Tiger zu sehen, der sich aus freien

Stücken erhoben hat. Und neben dem Bild steht dann in gedrechselten Jamben ein Speech von der Reverenz des Dschungelkönigs ... Ein einziges Beispiel, Hannes, lächerlich unwichtig, ganz und gar alltäglich, ebenso simpel wie gemein – aber mein Hickes hat den Photographen wie auch den Schriftsteller mit seiner Großen Goldenen Tierschutzmedaille ausgezeichnet – so wird ehrliches Wollen der Menschen, die einer guten Aufgabe dienen, verbogen, verschlammt, wird zur Farce, zur trüben Chance kleiner Gschafflhuber, denen wir von Rechts wegen auf die Finger zu klopfen hätten ...

Glauben Sie aber nun ja nicht, Hannes, daß alle Photographen, die in der freien Natur auf die Jagd nach Tierbildern gehen, immer nur ehrlich und anständig verfahren. Gewiß, ich kenne einige, entbrannte Fanatiker, peinlich gewissenhafte Hersteller von Natururkunden, ihrer Arbeit ist kaum gerecht zu werden, nun, Sie wissen ja selbst, wie schwierig es ist, Tiere in ihrer Freiheit zu photographieren, und sie trägt ihren Jüngern kaum je nennenswerten materiellen Gewinn. Aber mir kommen an meinem Platz ungezählte Photos in die Hand, nicht wahr, und es ist so mit ihnen, daß ich heute zuerst einmal bei einem jeden nach dem Schwindel suche, der in ihm steckt. Ach, daß man ausgestopfte Tiere in die freie Natur hinausbringt, geschickt verblendet und sie dann photographiert, das ist noch gar nichts, das ist ein primitiver Anfängerwitz. Daß man brütende Vögel für immer von ihrem Nest oder von ihren Jungen verjagt, das kommt tausendfach vor, daß man Tiere künstlich gegeneinanderhetzt, damit sie sich in Zorn und Angst bekämpfen, das geschieht alle Tage, daß man Wahrheit und Ehrlichkeit und Anstand auch hier wie überall mit Füßen tritt, das bin ich gewohnt geworden – und es ist nun schon seit Jahren so weit mit mir, daß ich mich, sobald sich jemand mir als Tierfreund bezeichnet, frage, welchen Nutzen er für sich aus dieser zur Schau getragenen Gesinnung ziehen will ...

So ist der Mensch, auch der, der sich mit dem Tier beschäftigt: es gibt einige wenige, die mehr im Tier sehen als ein unbedeutendes, rechtloses Lebewesen, das sich widerspruchslos den Zielen und Zwecken des Menschen unterzuordnen hat. Fragen Sie doch einmal bei ihnen allen nach, bei den Jägern und Tierhändlern, bei den Zirkusleuten, den Photographen, den Künstlern und

Schriftstellern, bei allen, die sich mit dem Tier zu schaffen machen, fragen Sie einmal nach dem Nutzen, den sie aus solcher Beschäftigung ziehen, und Sie können sicher sein, je größer ihr materieller Gewinn ist, auf desto wackligeren Füßen steht ihre stets so penetrant zur Schau getragene Tierliebe, um so weniger scheuen sie sich, den ehrlich suchenden und sich sehnenenden Menschen mit dummdreisten Lügen zu düpieren ... Ein großes Thema, ein endloser Stoff – aber man darf niemals davon sprechen unter feinen Leuten, niemals darf man unter feinen Leuten an der Fassade kratzen, hinter der sie sich verbergen – aus diesem verdammten kleinbürgerlichen Stammtischburgfrieden kommt alles Elend unserer verhunzten Welt! Und man selbst läßt sich aus Schicklichkeit und Herkommen so manchmal den Mund verbieten und handelt wider sein besseres Wissen: ein Mann hat zu sagen, was er sieht und was er weiß, und er hat dafür zu sorgen, daß statt der Steine zu dem Fundament des Hauses, in dem er wohnen will, nicht Dreck genommen wird. Ein Mann soll sich nicht scheuen, er soll sprechen ..."

Der Weg zog sich lang, lang durch den Wald, Michael Delos scheute sich nicht, er sprach sich einmal das Herz frei von Zorn und Wut und Ekel, und nun knüpfte sich seine Rede doch so, daß er zahllos viele Einzelfälle aneinanderreichte, deren Grausigkeit bisweilen Hans Froment das Blut durch das Gesicht hetzen oder ihn unter dem silbernen Mondlicht erbleichen ließ im scheuen Entsetzen vor der heuchlerischen oder mordnackten Gemeinheit des Menschen, der gewillt ist, Geld zu verdienen. Stumm ging er neben seinem Freund dahin. *Europa!* dachte er. *Die Städte – die Menschen, die steinern geworden sind wie die Häuser, in denen sie leben seit Generationen, wie diese nackten Straßen, die weder für Mensch noch Tier ein Erbarmen kennen!* Und wieder war das große, süß und süchtig zehrende Sehnen in ihm nach den sonneflirrenden Weiten des wilden Afrikas, nach dem summenden Wind in den Wäldern des fernen Kanadas ...

Aber dann hatten sie ihren stundenweiten Marsch zu gutem Ende gebracht, dann traten sie aus dem Wald wieder unter den Sternenhimmel hinaus und hatten die Heide erreicht, die sich im Rücken der Häuser ihrer

Straße entlang zog. Michael Delos blieb stehen und kniff ein wenig die weitsichtigen Augen zusammen, und nun sah auch Hans Froment, daß sich unweit von ihnen lebende Wesen durch das Heidekraut spielten, dann erkannte er auch schon die beiden großen, grauen Wolfshunde seines Freundes und sah einen Menschen, der bei ihnen war, eine schmale, weiße Gestalt, die sich auf eine knabenhaft tobende Art mit den beiden Hunden herumbalgte.

Delos stieß seinen dünnen Pfiff durch die Zähne, da erstarrten die Hunde in Spiel und Sprung, streckten sich gleich darauf, jagten herzu und warfen im jubelnden Ansturm ihren Freund fast über den Haufen, und auch Hans Froment hatte Mühe, sich vor ihrer tanzenden Freude auf den Füßen zu halten. Als sich dann die Hunde etwas beruhigt hatten, stand auch der weiße Knabe vor ihnen, und es war ein Mädchen: mittelgroß, schmal und dunkel, sie trug Shorts und ein weißes Sporthemd, sie sah mit ruhigen großen Augen in Hans Froments Gesicht.

Michael Delos freute sich: "Da bist du also schon, Christa, ich habe dich eigentlich erst in einigen Tagen erwartet! Darf ich dir hier meinen neuen Freund vorstellen, ich schrieb dir schon von ihm, eine alte Liebe von dir, Hans Froment, der Tiermaler, er ist unser Nachbar geworden."

Das weiße Mädchen streckte ihm eine schmale, schmucklose Hand entgegen. *Wem gleicht sie nur?* mühte sich Hans Froment, und dann dachte er, daß die Baronin Jossy vielleicht so ausgesehen haben mochte in ihrer Jugend wie dieses Mädchen. Aber Michael Delos' Tochter sagte gelassen: "Wir kennen uns schon, Herr Froment. Sie trafen mich einmal im Wald, als an Ihrem Hause noch gebaut wurde. Ich ritt die Lisa aus dem Tattersall, und wir haben über Pferde miteinander gesprochen – Sie schienen nicht allzuviel von ihnen zu wissen!" Und sie lachte ein kleines, dunkles, gutes Lachen.

Er, ihre Hand zwischen seinen Fingern, sah sie an, das Mondlicht lag nun voll auf ihrem jungen Gesicht, klug und sehr wach begegnete ihr Blick seinen Augen. Er verbeugte sich, er formte eine konventionell höflich erfreute Redensart, Michael Delos an seiner Seite sagte wohlgelaunt: "Das trifft sich ja eigentlich großartig. Kommen Sie mit zu uns, Hannes, wie ich Christa kenne,

hat sie ein gutes Abendbrot vorbereitet, lassen Sie uns den Tag miteinander beschließen!"

"Bitte!" sagte das weiße Mädchen und zog langsam ihre Finger aus seiner Hand.

Aber unter ihrem klaren Blick wuchs in dem Maler unwiderstehlich etwas auf, das er nur allzu gut kannte aus seinen vergangenen Jahren, es war seine alte müde Scheu vor allen fremden Menschen, vielleicht aber auch war er wirklich nur von diesem ereignisreichen Tag strapaziert — während sein Herz sich sehnte, sich diesen beiden Menschen anzuschließen, friedlich mit ihnen beisammen zu sein, formte sein Mund schon eine rasche, glatte Entschuldigung, von Müdigkeit und Abspannung, von völliger Appetitlosigkeit, die ihn hindern würde, die Küche des gnädigen Fräuleins nach Gebühr zu würdigen. Er bat um Entschuldigung, und damit neigte er sich schon wieder über die schmale Hand des Mädchens, erwiderte den guten Händedruck des Freundes, der ihn wortlos und ohne weitere Aufforderung ziehen ließ, liebelte noch einmal die Hunde ab, wandte sich und ging durch das kniehohe Heidekraut davon — wie ein blutiges Glimmen lag es über ihm unter dem Mondlicht — ging hinüber in sein stilles Haus, dessen Einsamkeit sich ihm wie eine tröstende Verlockung breitete und gleichzeitig doch auch wie ein dunkelndes Verhängnis, das ihn mit Forderung und Anspruch in sich schloß und ihn für immer trennte von der Welt der anderen Menschen...

Geist und Seele

Die großen Regentropfen klatschten schwer und dicht gegen die hohen Fenster des Museums und rannen dann in breiten, flachen Bächen an den Scheiben hinab. Hans Froment legte seinen Zeichenblock in die Fensterbank neben den getreu präparierten Körper der neuseeländischen Brückenechse, die Michael Delos ihm herausgestellt hatte, damit er sie in Ruhe zeichnen konnte. Er brauchte sie nicht für seine Arbeit daheim, aber er hatte sich angewöhnt, das Museum regelmäßig zu besuchen und dabei die ihm noch unbekannt Formen der unerschöpflichen Tierwelt gründlichst zu studieren. Und der einfachste und beste Weg, sich ein Tier zu eigen zu machen, blieb für ihn, es zu zeichnen oder zu malen. Und dieser kleine Saurier, dieses überlebende Fossil, in dem Molch und Echse aufgegangen waren zu einer dritten Form, die dem Urmolch nahestand, interessierte ihn augenblicklich sehr, weil er sich in seinen freien Stunden damit beschäftigte, entwicklungsgeschichtlichen Fragen nachzugehen.

Jetzt lehnte er an der Fensterbank und sah in den Regen hinaus. Der Platz vor dem Museum war menschenleer, der Regen stürzte rauschend auf das Pflaster herab, überflutete es und schwemmte es in gurgelnden Bächen in die Mäuler der Gullies. Ein Auto kämpfte sich langsam durch die stürzenden Wasser, in einigen Hausfluren und Torwegen drängten sich Mensentrauben aneinander und schauten mit mißvergnügten Gesichtern in den Regen hinaus. Wie nun der kleine Zug der elektrischen Straßenbahn heranrollte und hielt, lösten sich hier und da einige Menschen aus ihren Unterständen, sprangen

gehetzt durch die prasselnde Regenflut und verschwanden eiligst im Innern der Wagen. Hans Froment lächelte leise und spöttisch: es war noch immer nichts mit der Alleinherrschaft des Menschen über diese Erde. Er lebte zwar in seinen sicheren Städten und glaubte, die Natur ignorieren und verachten zu können, aber mitunter brachte sie ihm doch recht deutlich zum Bewußtsein, daß all sein Werk nichts galt vor ihren Kräften — und wenn es nur ein tüchtiger Landregen war, der ihn in seine Häuser scheuchte.

Dann wandte er sich ab, lehnte sich mit den Ellenbogen auf die Fensterbank und sah durch den stillen Museumssaal, in dem sich nicht ein einziger Besucher aufhielt. Dieser Saal der Reptilien und Vögel zeigte nicht die großen Dioramen, mit denen die Säugetierabteilung prunken konnte, hier waren in endlosen Reihen die Tiere in ihren typischen Vertretern aufgestellt. Strauß, Emu und Nandu, Pelikan und Flamingo, Störche und Reiher, Albatros und Raubmöwe, Adler, Enten, Kolkraben und Krähen, am Ende des langen Ganges, den Hans Froment übersehen konnte, leuchtete es hinter den Glasscheiben eines breiten Schrankes, in den vom Fenster her schräg das Licht einfiel, in phantastischer Farbenglut: dieser Schrank enthielt die vollständigste Sammlung von Paradiesvögeln, die der Kontinent besaß. Sie waren makelfrei präpariert, und jedesmal, wenn Hans Froment diesen Saal betrat, verbrachte er eine gute Zeit vor diesen bunt gezierten Vögeln, und jedesmal, wenn er diese zarten und dabei doch kräftig von innen heraus leuchtenden Farben betrachtete, wußte er, daß der Mensch niemals den künstlerischen Geschmack, das ästhetische Feingefühl erringen würde, das die Natur auf Schritt und Tritt spielerisch aufbrachte und verschwenderisch über alle ihre Werke ergoß. Auf den Regalen der Wände zogen sich in fast unübersehbaren Reihen die präparierten Leiber der Lurche und Kriechtiere: Fischmolche und Salamander, Grottenolm und Krötenfrösche, die hundert bizarren Froscharten aus den südlichen Ländern der Erde, Schildkröten und Panzerechsen — auf der anderen Seite des Saales, jenseits des bunten Rudels der Laufvögel, die den Saal erfüllten, waren die Eidechsen aufgestellt, Geckos, Chamäleon und Agamen, Leguane und Warane, Schleichen und Wühlen, die tausend Schlangen endlich: Python und Boa, Nattern, Vipern und Ottern. Er sah über die zahllosen stillen

Tiergestalten hinweg, über diese stillen Leiber, die von menschlicher Kunstfertigkeit zu einem neuen, geheimnisreichen Leben erweckt worden waren, er dachte daran, daß er doch lange Jahre durch die Welt gereist war und daß diese seine Reise den Tieren gegolten hatte, daß er tausend und aber tausend Tieren begegnet war auf seinen abseitigen Wegen, daß er eine Unzahl von ihnen gemalt und gezeichnet hatte – und daß trotz all dieser Reisen und Wanderungen und des hingeebenen, besessenen Studiums die Welt für ihn noch immer erfüllt war von Wundern und Geheimnissen ohne Zahl, daß er in diesen stillen Sälen immer wieder neuen Tiergestalten begegnete, die ihn verlockten, neu und tiefer einzudringen in das niemals ganz auszukundende Reich der Tiere. Diese Echsen und Schlangen hier – eigentlich wußte er doch recht wenig von ihnen, eigentlich wurde es endlich Zeit, daß er hinter ihrer Schönheit und Anmut nach den Geheimnissen ihres Seins forschte .. .

Durch die stumm zurückschlagenden Flügeltüren der Mittelhalle betraten zwei Männer den stillen Raum, Michael Delos in seinem weißen Kittel und ein hochgewachsener schlanker Mann im hellen Regenmantel. Er wurde Hans vorgestellt, es war der Doktor Arnold, der an der Universität über Tierpsychologie las. Der noch recht junge Dozent hatte die lässig freien Bewegungen eines trainierten Sportsmannes, aber sein stubenblasses Gesicht mit den klugen Augen unter der hohen Stirn war das eines Gelehrten. Er freute sich, Hans Froment kennenzulernen, den Tiermaler, dessen Arbeiten er schätzte und außerordentlich gut kannte, und man sah ihm an, daß diese Freude ehrlich war, und daß er nicht daran dachte, die üblichen konventionellen Komplimente zu machen. So wurde man schnell miteinander warm, und eine gute Zeit unterhielten sich die drei Männer über Hans Froments Reisen und über verschiedene seiner Bilder, die ihnen besonders lebhaft gegenwärtig waren. Der Doktor Arnold schätzte vor vielen anderen besonders das große afrikanische Bild, das eine Herde Mantelpaviane im Streit mit einem Leoparden zeigte, der entschlossen war, sich sein Opfer aus dem kreischenden und bellenden Rudel zu schlagen, er meinte, daß dieses Bild ein Meisterstück sei allein schon darum, wie sich die Erregung in den einzelnen Affengesichtern kundtat – das war

beobachtet, das war gesehen, so, wie es war, konnte man das Bild für die wissenschaftlichen Unterrichtszwecke der Tierpsychologie verwenden.

Dann entdeckte er die Brückenechse auf der Fensterbank und nahm das leichte Präparat mit beiden Händen auf. "Sphenodon punctatus!" sagte er, und seine Augen wanderten eindringlich und wie verliebt über die niedrig gestreckte, halbmeterlange Gestalt des Tieres, über den schlangenhaften Kopf mit den braunen Waran-Augen, über die Halsschilde, den Schuppenkamm, der sich über Nacken und Rückenmitte zog, über den flachen Krokodilschwanz. "Ein Herzenswunsch von mir, meine Herren: ich hätte gern ein halbes Dutzend dieser Tiere, lebend natürlich, um sie einmal gründlich auf ihre Reflexe studieren zu können!" — Hans Froment, der froh war, daß sich das Gespräch nicht länger mit seinen Bildern beschäftigte und sich in Komplimenten über sein Können erging, er ertrug es immer noch nicht, wenn man ihn in das Gesicht hinein lobte, keiner wußte besser als er, daß seine Arbeit immer noch nicht so restlos vollendet war, wie sie sein mußte bei einem Maler, der sich mühte, die Natur getreulich wiederzugeben, Hans Froment fragte sogleich interessiert zurück: "Zu welchem Zweck, Herr Doktor?" — Der andere sah ihn wie erstaunt an, dann stellte er das tote Tier auf die Fensterbank zurück und legte seinen Hut daneben. Die Hände in den Taschen seines Mantels, sah er versonnen auf die neuseeländische Brückenechse hinab, und dann sagte er aufgeschlossen: "Um eine Arbeitshypothese nachkontrollieren zu können, Herr Froment! Sphenodon punctatus ist schon immer ein besonderer Liebling der Systematiker gewesen, ein Paradestück für alle Entwicklungsgeschichtler, nicht wahr. Nun aber sind wir Tierpsychologen in Verfolgung der Instinkthandlungen, ihrer Entstehung und Vererbung, ebenfalls wieder in die Entwicklungsgeschichte eingedrungen und haben von uns aus viele Befunde der Anatomen und Systematiker als richtig anerkennen können. Beispielsweise finden wir bei den Vögeln noch genau die gleiche Kratzbewegung wie bei den Reptilien, von denen sie abstammen. Und darum möchte ich also gern einmal so genau und umfassend wie möglich untersuchen, wie sich in diesem Punkt dieser kleine Saurier hier, dieses Relikt aus der Urwelt, benimmt — eigentlich

müßte er doch in seiner Verhaltensweise in manchem weniger den Vögeln als seinen sagenhaften Ahnen ähneln!"

Michael Delos, den weißen Mantel zurückgeschlagen und die Hände tief in den Hosentaschen, grinste in vergnügtem Spott: "Eine hochaktuelle Aufgabe: der Kratzreflex bei der Brückenechse, oder wie ist der Urmolch mit dem Kanarienvogel verwandt! Wenn Sie das einmal untersucht haben und einen Vortrag darüber halten, werden sämtliche Züchter von Wellensittichen und Suppenhühnern Ihre Vorlesung stürmen, Doktor, und Sie zum Schutzheiligen ihrer Vereine machen!"

Der Doktor Arnold lächelte fröhlich zurück: "Sie führen mich nicht aufs Glatteis, Delos! Sie wissen sehr genau, daß diese Sache beileibe nicht unwichtig ist, aber Sie sind ein alter Spötter und halten es für Ihre Ehrenpflicht, immer und überall Frondeur zu sein. Wenn es nach Ihnen ginge, ließen wir alle unsere grundlegenden Forschungen beiseite und kümmerten uns darum, ob und wie weit der Hund die Sprache des Menschen versteht, und ob man das Pferd auch ohne Peitsche zur Arbeit bringen kann!"

Delos, sogleich wieder ganz ernst, erwiderte prompt: "Nur ein Dummkopf oder ein Strolch greift zur Peitsche, wenn er etwas von seinem Tier verlangt. Und daß der Hund seinen Herrn besser versteht als der Herr seinen Hund, das ist ein altes Ei, darüber brauchen wir klugen Männer uns nun wirklich nicht mehr zu streiten. Und daß ich mich sehr für Ihre Arbeit interessiere, das wissen Sie gut genug, Doktor. Aber gerade weil sie mich interessiert, ärgere ich mich immer, wenn ihr euch in das Laboratorium verkriecht und euch mit Tieren abgibt, die kaum einer von hundert Menschen kennt. Wenn uns heute eine Wissenschaft notwendig ist, dann gewiß die Tierpsychologie, und ich weiß auch, daß es sehr viele Menschen gibt, die brennendes Interesse dafür haben und sich gern von euch belehren lassen würden. Aber dann müßtet ihr endlich einmal eure Themenstellung so wählen, daß auch der Mann aus dem Volke euch zu folgen vermag. Und der angeborene Kratzreflex bei der Brückenechse im Vergleich zum Urmolch und zu den Rabenvögeln — Doktor, das ist nun gewiß nicht solch ein Thema, wie ich es mir wünsche für den Mann auf der Straße. Ich? Aber natürlich verstehe ich es und interessiere mich auch dafür —

aber gerade bei Ihrer Wissenschaft möchte ich immer, daß sie direkt zum Volke sprechen würde. Sie könnte dann nämlich nicht nur diesem Volke, sondern zugleich auch den Tieren dienen. Und die haben es nötig, Doktor!"

"Gewiß, gewiß!" gab der Doktor Arnold zu. "Aber dann müßte man vor allen Dingen einmal die Tiere zur Verfügung haben und halten können, für die sich das Volk interessiert. Und Sie wissen, daß dazu der Universitätsbetrieb nicht ausreicht. Weiße Mäuse, Meerschweinchen, Frösche, Kröten, Tauben — zu mehr taugen unsere Möglichkeiten nicht. Ja, wenn wir uns eine Menagerie halten könnten und einen Tierbestand wie auf einem mittleren Gutshof — das wäre ein Leben, Delos!"

"Ihr könnt ja in die Menagerien gehen und auch in die Gutshöfe und dort mit den Tieren arbeiten!" beharrte Michael Delos.

"So einfach ist das nun nicht!" meinte der Doktor Arnold. "Für unsere Untersuchungen der Instinkthandlungen ist das sogar ganz unmöglich. Sie wissen, Delos, daß dieses Aufnehmen und Sicherstellen aller der Art eigenen Instinkthandlungen heute unsere erste Aufgabe ist, die jeder Annahme irgendwelcher Verstandesleistungen vorzuziehen hat. Und diese Aufgabe bleibt nun immer am sichersten und exaktesten im Laboratorium zu lösen, bestimmt bei allen Insekten, auch bei Reptilien und Vögeln, schwieriger wird es dann schon bei den Säugern, und unsere hochgezüchteten Haustiere fallen sogar zum größeren Teil für derartige Versuche ganz aus, weil man bei ihnen mit dem häufig auftretenden Instinktzerfall rechnen muß."

"Also beschäftigt ihr euch lustig weiter mit Raubwespen und Blattläusen und Küchenschaben, mit Meerschweinchen und Brückenechsen, und alle die vielen Menschen, die sich mit Pferden und Hunden und Katzen befassen, alle Jäger und Landwirte, die Tierzüchter und Tierhalter und Liebhaber, halten euch weiterhin für weltfremde Stubengelehrte und unnütze Ignoranten!" gab Delos knurrig und schief-blickend zurück.

Weil es nun aussah, als ob der Doktor heftig widersprechen wollte und es dann leicht zu einem Streit zwischen den beiden Männern kommen konnte, mengte sich Hans Froment in das Gespräch: "Sie sprechen immer von Instinkthandlungen, Herr Doktor. Wissen Sie, daß es für mich nicht leicht etwas

Undurchsichtigeres gibt als diesen Begriff *Instinkt*? Bei fast jedem Wissenschaftler, der dieses Wort gebraucht, hat es einen anderen Inhalt. Von Hartmann nennt es ein unbewußtes Hellsehen. Schopenhauer sagt, daß der Instinkt die lebhafteste Offenbarung des Willens zum Leben sei. Darwin, Spencer, Wundt und andere sind der Ansicht, daß die Instinkte aus ehemals bewußt ausgeführten Handlungen mechanisiert worden sind, also aus der psychischen Welt stammen. Loeb spricht vom Instinkt als vom Kettenreflex, von zielstrebig gerichteten Handlungen der Tiere, wobei die Abwicklung des einen Reflexes zugleich die Reizursache für die Entfesselung eines zweiten Reflexes wird. Ähnlich urteilt Claparède, aber während Demoll meint, daß überall dort, wo der Instinkt durch vorausgegangene Erfahrungen modifiziert werden kann, sich sein Ablauf nicht vollständig im Unbewußten vollzieht, erklärt Hempelmann kategorisch, daß der Instinkt eine Einrichtung der Natur sei, durch welche das Tier veranlaßt wird, das Zweckmäßige zu tun, ohne die Zweckmäßigkeit der Handlung einzusehen. Dann ist mir eine reichlich metaphysische Definition des Instinktes bekannt, die ihn aus vierfacher Wurzel werden läßt: dem *inneren Werdeziel*, also der Entelechie, dem Erbgedächtnis, den natursomnambulen Wahrnehmungsweisen und der Gruppenseele — sie erscheint mir mehr dichterisch schön als wissenschaftlich exakt und wechselt nur einen unklaren Begriff durch eine ganze Reihe neuer Begriffe aus, die keineswegs klarer sind. Den knappsten und überzeugendsten Ausdruck scheint für mein Empfinden ein Autor gefunden zu haben, der den Instinkt eine bis heute unerforschbar gebliebene Fähigkeit nennt."

Der Doktor Arnold sah ihn verdutzt an, er hatte wohl nicht erwartet, bei einem Maler Kenntnisse dieser Art anzutreffen.. Michael Delos, dessen ironische Spottlust noch nicht befriedigt war, stutzte auch wohl einen Augenblick, fiel dann aber eifrig ein: "Und Bastian Schmid, der hochverehrte Lehrer unseres verehrten Herrn Doktor Arnold, ist der Überzeugung, daß selbst instinktive Prozesse durch irgendwelche, vielleicht mit bewußt werdende Empfindungen eingeleitet werden, wie auch nach seinen Feststellungen diese merkwürdigen Vorgänge bei jeder Unterbrechung oder bei starken Einflüssen von vitaler Bedeutung anderen Funktionen Platz machen, und hält das für

einen Beweis dafür, daß die Psyche für solche Ereignisse wach ist oder wach wird. Dieser gleiche Bastian Schmid meint auch, daß die Instinkte, von den Insekten und Spinnen angefangen, nach der höheren Tierwelt hin stark abnehmen. Bei dieser finden wir dagegen Orts- und Orientierungssinn, besonders bei allen Raubtieren, finden auch den Zeitsinn und das Erinnerungsvermögen, den Wandertrieb, den Rudelsinn und den Richtungssinn. Gerade hier aber, bei den höheren Säugern, wird es erst interessant für die vielen Menschen, die eine Brücke von sich zum Tier suchen, hier auch, meine ich, wäre diese Brücke leicht und mit vielerlei Gewinn zu schlagen, aber der eigenwillige Schüler des guten Bastian Schmid, unser Doktor Arnold nämlich, der ist der Ansicht, daß ihm das Publikum dankbar sein muß, wenn er ihm etwas vom Juckreiz und der darauf antwortenden Kratzbewegung beim Urmolch, demonstriert an *Sphenodon punctatus*, erzählt!"

Aber jetzt lachte der Doktor Arnold ganz vergnügt: "So fangen Sie mich nicht, Delos! Mit solchen Sticheleien lösen Sie höchstens nun wieder bei mir einen Juckreiz aus!" — Sich nun Hans Froment zuwendend, erwärmte er sich am Thema: "Sie möchten nun natürlich gern wissen, welche Definition des Begriffes Instinkt zur Zeit bei uns die gültige ist, nicht wahr? Keine, Herr Froment, wir haben den Begriff Instinkt ganz fallen gelassen, weil eben dieser Begriff für uns unerforschbar geblieben ist. Delos hat eben Bastian Schmid ganz richtig zitiert, er spricht aber von instinktiven Prozessen, die von anderen Funktionen durchbrochen werden. Noch klarer hat dann Lorenz die Instinkthandlung dem verwaschenen Begriff Instinkt gegenübergestellt. Nach ihm stellen diese Instinkthandlungen das Skelett des Gesamtverhaltens eines Tieres dar. Eine Instinkthandlung ist arteigen und nicht individuell, sie kann niemals durch Erfahrungen des einzelnen Tieres geändert oder verbessert werden. Sie braucht nicht gelernt zu werden, auch nicht geübt, sie wächst im Tier heran und reift wie seine Körperorgane. Nach Lorenz verhalten sich diese Instinkthandlungen überhaupt wie Körperorgane und werden nach den gleichen Gesetzen wie diese vererbt, sie werden wie die Körperorgane im Kampf um das Dasein entwickelt, und so teilt man heute die Tiere nicht allein nach anatomischen Befunden in Arten, Familien und Ordnungen ein, sondern

eben auch nach den Instinkthandlungen, die nicht minder artcharakteristisch sind wie die Körperorgane. Nun aber sind die Handlungen der Tiere durchaus nicht immer nur Instinkthandlungen allein, sondern sie sind Handlungsketten, die sich aus Instinkthandlungen, Taxien, Erfahrungshandlungen und einsichtigen Handlungen zusammensetzen. Diese beiden letzten Handlungsarten, das Handeln aus Erfahrung und aus Einsicht, sind selbstverständlich durchaus veränderlich, einzig die Instinkthandlung selbst bleibt immer starr. Daher erscheint es uns heute als eine Grundaufgabe aller tierpsychologischen Arbeit, experimentell zu ermitteln, was nun bei einer Tierart ererbte Instinkthandlung ist und was im Einzelwesen erworbene Erfahrung oder gar Einsicht. — Soweit die Definition von Lorenz, mit der wir heute arbeiten und ganz ausgezeichnet arbeiten können. Übrigens vertritt er auch die gleiche Ansicht wie Bastian Schmid, daß nämlich bei den höheren Säugetieren, einschließlich des Menschen, in einer Handlungskette die Instinkthandlung häufig zurücktritt zugunsten von Handlungen, die aus Erfahrung und teilweise sogar aus Einsicht resultieren. Trotzdem bin ich der Meinung, daß eine Tierpsychologie, die exakt arbeiten will, nicht bei den höheren Säugern anfangen darf, sondern sich auf der Stufenleiter des Systems von unten nach oben hinaufzuarbeiten hat!"

Schon fiel Delos wieder ein: "Unten — das sind die niederen Tiere, die Einzeller, die primitiven Mehrzeller aus dem Plankton — das ist ein Leben, das uns ganz fremd ist und bleibt. Fangen wir damit an, und gehen wir mit den Erfahrungen, die wir dort unten gemacht zu haben glauben, in die Höhe, dann wird uns auch das nah Verwandte und vielfach Vertraute wieder fremd und unfafßbar. So kann man nicht, so darf man nicht arbeiten — —"

"Wenn ich nur wüßte, wie die Tierpsychologie von heute überhaupt arbeitet!" mengte sich Hans Froment rasch ein. "Ich habe mich in der letzten Zeit ehrlich abgemüht, etwas tiefer in sie einzudringen, aber ich muß sagen, daß ich keinen Boden unter den Füßen bekommen habe, die in ihr verwandten Begriffe waren allzu vieldeutig und wandelten sich allzu rasch, als daß ich folgen konnte!"

Der Doktor Arnold wandte sich ihm sogleich wieder lebhaft zu: "Das kommt daher, Herr Froment, weil die Tierpsychologie noch eine sehr junge Wissenschaft ist, ja, sie ist sogar als Wissenschaft noch recht problematisch, denn es liegen weder ihre theoretischen Grundlagen fest, noch ihre Methodik, noch ihre Zielsetzung. Dabei hat sie trotz ihrer Jugend bereits mehrere einschneidende Wandlungen hinter sich gebracht. Dennoch ist sie immer noch nicht ausgerichtet, man kann noch heute drei durchaus verschiedene Richtungen in ihr unterscheiden: die physiologische, die sich mit der Darstellung und Analyse tierlicher Verhaltensweisen erschöpft, die psychologische, für die solche Verhaltensweisen nur Kriterium für rein psychische Vorgänge sind, deren Gesetzmäßigkeiten aufzudecken man bestrebt ist, und schließlich die biologische Richtung, die das Tier als Ganzheit und aus den Bedingungen seiner Umwelt erfassen will!"

Hans Froment sah ihn an und lächelte verlegen: "Damit bin ich noch genau so klug wie zuvor, Herr Doktor!"

Und prompt assistierte ihm auch schon Michael Delos: "Nur keine Angst, Hannes, der Doktor wird es schon zustande bringen, dir auch das Selbstverständlichste unklar zu machen!"

Der Doktor Arnold aber sah lächelnd gegen das Fenster, über dessen Scheiben immer noch die flachen Bäche des Regenwassers rieselten, dann strich er mit der Spitze des Zeigefingers wie zärtlich über das unsichtbare Scheitelaug der Brückenechse, schwang sich plötzlich mit einem Ruck neben Hans Froment auf den Heizungskörper, wippte vergnügt seine Schuhe, legte die Fingerspitzen gegeneinander, sah abwesend durch den weiten, hellen Saal mit seinen hundert und aberhundert präparierten Tierkörpern, blickte einmal flüchtig zu Michael Delos hinüber, der, die Hände tief in den Hosentaschen kampflustig und kampfbereit sich vor ihm aufgebaut hatte, sein Lächeln vertiefte sich amüsiert, und dann begann er fröhlich zu dozieren — er war Wissenschaftler, nicht nur das Lernen, auch das Lehren war ihm heilige Leidenschaft: "Hören Sie zu, Herr Froment, wir wollen doch einmal sehen, ob wir es nicht in Ordnung bringen können. Es ist nämlich keineswegs so

verzwickt, wie es sich auf den ersten Blick ansieht. Nehmen wir zuerst einmal etwas Abstand, gehen wir soweit zurück, wo moderne Naturerkenntnis und Einsicht eigentlich erst so recht beginnen – beginnen wir also einmal bei Darwin!

Seine Lehre von der Verwandtschaft aller Arten, von dem ununterbrochenen Fluß des Lebens vom Einzeller bis hinauf zum Menschen, diese Lehre, die bis heute nicht erschüttert wurde, sondern durch die Paläontologie, durch die Entwicklungsgeschichte und auch durch die vergleichende Anatomie immer wieder neu belegt und bewiesen worden ist, diese Abstammungslehre mußte den Grund legen für das sogenannte Anthropomorphisieren, das leider oft recht hemmungslose Vermenschlichen der Tiere, denen auf Grund äußerlicher Verhaltensähnlichkeiten die gleichen psychischen Eigenschaften zugeschrieben wurden wie dem Menschen beim vergleichbar ähnlichen Handeln. Der alte Darwin selbst ist auf diesem Gebiete so behutsam vorgegangen wie auf jedem anderen, mit dem er sich befaßt hat, er hat zwar ein Buch über den Ausdruck der Gemütsbewegungen beim Menschen und bei den Tieren veröffentlicht, aber nicht dieses Buch ist grundlegend geworden für die Schule, die ihr Gebäude auf seiner Lehre errichtete, sondern ganz im Gegenteil das Buch seines nicht gerade hervorragend begabten Schülers Romanes über die *Geistige Entwicklung im Tierreich*, in welchem man die Schlichtheit und Strenge des Darwinschen Denkens vergeblich sucht, und das daher in unseren Tagen auch nicht mehr von irgendwelchem Wert sein kann. Ich weiß nicht, Herr Froment, ob Sie über die heutige Bedeutung des alten Darwin in unseren Naturwissenschaften hinreichend informiert sind. Natürlich gibt es einige Leute, die ihn und seine Lehre als längst abgetan ansehen, obwohl sie, manchmal wirklich, ohne es zu wissen, lustig weiter mit den Werkzeugen arbeiten, die er uns geschaffen hat; andere wiederum können nicht laut genug loben, wie sehr doch sein damaliges Denken und Forschen unseren heutigen Arbeitsweisen entsprochen hat. Er suchte die effektiv bedingten Bewegungen der Tiere durch die Annahme biologischer Vorgänge zu erklären, eine Art des Forschens, die heute ganz allgemein in der Biologie gepflegt wird. Nur soweit es unbedingt erforderlich erschien, hat er zum

Vergleich oder zur Anschaulichmachung auf Eigenschaften der Menschenseele zurückgegriffen. Von ihr ausgehend, hat er Arbeitshypothesen aufgestellt und diese immer wieder am verfügbaren Wissensbestand nachgeprüft. Nein, nein, meine Herren, der alte Darwin ist immer noch keineswegs überholt und erledigt, ich glaube, wie manche meiner Kollegen, daß er nun lange genug totgeschwiegen worden ist, um heute endlich als das aufzuerstehen, was er in Wirklichkeit gewesen ist: ein großer Wegbereiter der forschenden Wissenschaft. Und man kann auch nicht mehr, wie es bisweilen geschehen ist, die Männer mit einer Handbewegung ablehnen, die seine Gedanken aufgegriffen haben und mit ihnen weiter arbeiteten. Welche Männer das gewesen sind? Nun, auf dem Gebiet der Tierpsychologie hebt sich Alfred Edmund Brehm besonders hervor!"

Er unterbrach sich und sah mit lächelndem Seitenblick auf Michael Delos, der die Hände aus der Hosentasche gezogen hatte und in der Haltung eines Kämpfers vor ihm stand. "Ihr Glück!" trompetete er. "Ihr Glück, Doktor, daß Sie den alten Brehm als einen großen Mann gelten lassen!"

Der Doktor Arnold lächelte zurück: "Ich habe keine Veranlassung, gerade diesen Mann zu verkleinern, auch ohne daran zu denken, daß er Ihnen eine Art Hausheiliger ist. — Ganz im Ernst, Delos, Herr Froment: dieser Brehm hat eine gewaltige Arbeitsleistung vollbracht, hat einen ungeheuren Stoff zusammengetragen und hat ihn der internationalen Welt in gefälligster Art dargeboten. Daß manche seiner Erkenntnisse heute überholt sind, heute anders fundiert und erklärt werden, nun, das spricht in keiner Weise gegen diesen Mann, es spricht nur für den Fortschritt unserer Wissenschaft. Daß diese Wissenschaft aber nun solche guten Fortschritte hat machen können, das verdankt sie wieder zum großen Teile gerade dem alten Brehm. Selbst ein so kritischer Geist wie der Baron von Uexküll bezeichnet in unseren Tagen sein Werk als das klassische Buch für die gesamte Tierpsychologie. Das ist es ohne Zweifel, und wenn man unvoreingenommen seine Ausführungen über die Tierseele liest, wird man vieles davon trotz der uns heute in manchem widerstehenden Terminologie nur zu unterstreichen haben. Ich zitiere: *Das Tier handelt genau so verständig, als sein Gehirn es ermöglicht. Dieses Gehirn kann mehr oder weniger entwickelt, mehr oder weniger geschult, das Handeln dementsprechend*

sehr verschieden sein: eine Hirntätigkeit aber und nichts anderes regelt und leitet die Handlung. Das geschieht beim Tiere wenigstens annähernd in der selben Weise wie beim Menschen. Für die Wahrheit gibt es ganz andere Beweise, als unsere Gegner wahrhaben wollen: jede Gehirnverletzung macht sie auch dem blödesten Verstand erkenntlich. Ähnliches wirkt ähnlich: um über die geistigen Fähigkeiten eines Tieres zu urteilen, braucht der Anatom nicht die Lebensweise desselben zu beobachten — ihm genügt eine sorgfältige Untersuchung des Gehirns. Gehirn aber haben die Tiere, zum mindesten die Wirbeltiere, und einzelne von ihnen sogar ein sehr ausgebildetes, dem des Menschen höchst ähnliches. Und ein solches Gehirn sollte in jeder Hinsicht anders arbeiten als das des Menschen? Das glaube, wer da will und kann, ohne mit seinem eigenen Gehirn in Zwiespalt zu geraten. — Das ist zweifellos das, was man gemeinhin als materialistische Denkungsweise zu bezeichnen pflegt, aber es ist wahr, und die Richtigkeit dieser Beweisführung ist nicht zu widerlegen, wemgleich wir heute wissen, daß die Intelligenz des Tieres keineswegs ausschließlich von der Struktur des Hirnes abhängt — Rabenvögel beispielsweise sind ganz unbestreitbar klüger als manche Säuger mit augenfällig besser entwickeltem Hirn. Aber das ist nicht so wichtig, ich zitiere weiter: Das Säugetier besitzt Gedächtnis, Verstand und Gemüt und hat daher oft einen sehr entschiedenen, bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Orts-, Farben- und Tonsinn, Erkenntnis, Wahrnehmungsgabe, Urteil, Schlußfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Erfahrungen auf und benutzt sie, es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohltäter, Haß gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Mißachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmut, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Tier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewußtsein Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drange zu genügen. Das Tier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesamtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und teilt mit Hungrigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen, zeigt also auch selbständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft, sammelt und spart für sie."

Er schwieg nachdenklich. Michael Delos pflanzte sich dicht vor ihm auf: "Weiter!" rief er. "Zitieren Sie weiter, Doktor!"

Der Doktor Arnold lächelte ihn wie verlegen an: "Nein, nicht ich — tun Sie es, Delos!"

Und der Alte fiel sofort ein: *"Die verschiedenen Geistesgaben bestimmen den Charakter. — Das Tier ist furchtsam oder mutig, tapfer oder feig, kühn oder ängstlich, ehrlich oder diebisch, offen oder verschmitzt, gerade oder hämisch, stolz oder bescheiden, zutraulich oder mißtrauisch, folgsam oder störrisch, dienstsam oder herrschsüchtig, friedfertig oder streitlustig, heiter oder traurig, lustig oder grämlich, gesellig oder ungesellig, freundschaftlich gegen andere oder feindselig gegen die ganze Welt — und wer könnte sagen, was sonst noch alles! — Eines dürfen wir hier nicht vergessen: ich meine die Steigerung, welcher alle Geisteskräfte des Tieres fähig sind, wenn ihm Erziehung zuteil wird. Es gibt ebensowohl gesittete, wohlerzogene oder ungesittete, flegelhafte, ungezogene Tiere als Menschen. Der Erzieher übt einen unendlichen Einfluß auf das Tier aus. Schon eine wohlerzogene Tiermutter vererbt einen guten Teil ihrer Tugenden auf ihre Kinder; der hauptsächliche und vorzüglichste Erzieher aber ist der Mensch. Ein einziges Beispiel mag genügen: unser am besten erzogenes Tier, der Hund soll es sein. Dieser wird mit der Zeit ein wahres Spiegelbild seines Herrn; er eignet sich sozusagen dessen Charakter an: der Jagdhund den des Jägers, der Fleischerhund den des Fleischers, der Schifferhund den des Schiffers, der Lappen-, Eskimo-, Indianerhund den seiner bezüglichlichen Gebieter."*

Delos schwieg, der Doktor Arnold legte den Kopf schräg und sah ihm versonnen auf die Lippen: "Nun ja, Delos, ich weiß, ich weiß — aber hier kann ich nicht mehr ganz mit. Hier geht es mir ein wenig allzusehr in das Vermenschliche hinein. Diese Anschauungen sind nicht mehr die der Wissenschaft von heute. Freilich: Jäger, Tierzüchter, Tierhalter aller Art verteidigen und vertreten sie noch heute, jaja, Delos, ich weiß, und ich weiß auch, daß Sie lieber Fachzeitschriften aus diesen Kreisen lesen als unsere streng wissenschaftlichen Bücher, obwohl Sie die ja eigentlich auch ganz gut kennen ... Vielleicht können Sie sich auch nur nicht recht von der alten Terminologie trennen, wie das so viele Jäger und laienhafte Tierbeobachter nicht können und damit ihre Mitwirkung an der Lösung wissenschaftlich-psychologischer Fragen

unmöglich machen. Diese ganze unwissenschaftliche, gefühlsmäßige und vermenschlichende Betrachtungsweise — schade um die guten Männer, die sich nicht davon freimachen können. Würde man sie endlich aufgeben, könnten gerade die Jäger uns einen großen Schatz an Beobachtungen für unser Fachgebiet zur Verfügung stellen."

"Moment mal, Doktor!" fiel Delos ihm in das Wort. "Ich glaube, hier sind Sie auf falschem Pferde. Sagten Sie vorhin nicht selbst, daß der Wissenschaftler immer noch gezwungen ist, mit kleinen Tieren zu arbeiten, mit Insekten und Molchen und Lurchen, daß er sich an ihnen in die Höhe tasten muß? Und sagten Sie nicht auch, daß Lehrer wie Ihr Bastian Schmid der Ansicht sind, daß die Instinkte nach der höheren Tierwelt hin stark abnehmen, daß Lorenz sogar den Menschen dieser Säugetierreihe anreicht, bei der die Instinkthandlungen zugunsten von Erfahrungen und Einsicht abnehmen?"

"Gewiß, Delos!" nickte der Doktor Arnold gleichmütig zurück. "Unser alter Zankapfel! Was wollen Sie jetzt damit sagen?"

"Daß vielleicht das ganze Mißverständnis zwischen den Männern der Wissenschaft und den Männern des praktischen Umganges mit den Tieren aus höheren Säugetierordnungen zurückzuführen ist auf die Verschiedenartigkeit der Tiere, die von diesen beiden Kreisen beobachtet werden! Doktor — die Amöbe ist ein Tier, und der Schimpanse ist ebenfalls ein Tier. Wenn nun die Lebensgesetze der Amöbe nicht die des Menschen sind, und die Lebensgesetze des Schimpansen ebenfalls keineswegs denen des Menschen gleichen, so ist damit noch immer nicht gesagt oder gar bewiesen, daß sich die Lebensgesetze von Amöben und Schimpansen ähneln. Bitte, lachen Sie jetzt nicht, Doktor, ich weiß, ich überspitze das Problem, blende es zu scharf an, damit es Ihnen sichtbar werden soll, aber lachen ist nur dumm: Sie sind den Jägern und den ihnen geistig Verwandten gram, weil sie sich nicht die Terminologie und die Betrachtungsweisen zu eigen machen wollen, die sich die Wissenschaft in ihren Laboratorien bei den niederen Tieren erarbeitet hat, und die sie nun bei allen Tieren angewandt wissen will, obwohl erwiesenermaßen die höheren Säuger ganz anderen Lebensgesetzen unterstehen als Ihre üblichen Versuchstiere, und trotzdem die Wissenschaft noch immer nicht mit diesen höheren Säugern derart

gearbeitet hat, daß sie sich ein Urteil über ihre Verstandesleistungen erlauben könnte. Vielleicht, Doktor, vielleicht würde dieser ganze unnötige Streit beizulegen sein, wenn die Wissenschaft den Männern der Praxis ein wenig entgegenkommen würde, anstatt sich nur an ihrer schlichteren und doch vielleicht zweckmäßigeren Ausdrucksweise zu stoßen?!"

Der Doktor Arnold seufzte: "Mit Ihnen läßt sich disputieren wie mit einem Omnibus, Delos, wenn man nicht niedergerädert und plattgewälzt werden will, muß man Ihnen aus dem Wege gehen. Wenn es nach Ihnen ginge, fürchte ich, würde man alle unsere Laboratorien und Studios schließen und uns bemitleidenswerte Schemelreiter zwingen, Kutscher oder Hundeabrichter, Löwenbändiger oder Elefantendompoteure zu werden!"

"Es würde mir ein Vergnügen sein, diese Sache selbst in die Hand zu nehmen!" gab Michael Delos mit ruchlos fröhlichem Grinsen zurück.

"Na ja, ich weiß!" nahm Doktor Arnold den Faden wieder auf und wandte sich an Hans Froment. "Sie sehen selbst, wie populär die Anschauungen des alten Brehm noch heute sind, und wie fest sie wurzeln bei allen denen, die sich nicht in exakt wissenschaftlicher Weise mit dem Tier befassen. Die Wissenschaft selbst ist längst über seine Betrachtungsweise weit hinausgegangen und hat eine ganze Reihe seiner Anschauungen umgestoßen. Zuerst einmal schlug das Pendel zurück, folgte das Wellental dem Wellenberg, die bisweilen hemmungslose Vermenschlichung wurde gestoppt mit dem Eingeständnis unseres Nichtwissens in diesen Dingen. Wir wußten, wollten wir bei der Wahrheit bleiben, daß wir nichts wissen konnten von den Gefühlen und von einem etwaigen Bewußtseinsinhalt der Tiere. In der wissenschaftlichen Neubearbeitung des Brehmschen Werkes, unter welcher seine vollendet erzählten Tiergeschichten sich wandelten und zusammenschlossen zu einem großartigen und ganz unentbehrlichen Nachschlagewerk, wurde dieser neue Standpunkt mit aller Schärfe umrissen. Es hieß da: *Wir wissen jetzt, daß die Fähigkeit des 'Lernens aus Erfahrung' zwar weit im Tierreich verbreitet ist, aber nur bei einer Anzahl höchster Säuger einen Grad erreicht, der es rechtfertigen mag, von 'Intelligenz' zu reden. Und gerade mit den meistbewunderten Leistungen der Tiere hat diese Lernfähigkeit am wenigsten zu tun: diese beruhen vielmehr fast durchwegs auf*

*angeborenem 'Instinkt'. Was aber 'Gefühle' und sonstigen Bewußtseinsinhalt der Tiere betrifft, so hat man eingesehen, daß wir darüber zur Zeit nichts Sicheres wissen, ja nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit Vermutungen bilden können — je ferner uns eine Tierart körperlich steht, um so weniger; weshalb in dieser Hinsicht eine starke Zurückhaltung geboten ist. — Die breiten Schichten der tierfreundlichen Leser haben diesen Standpunkt stets erbittert bekämpft, obwohl hier eigentlich nichts anderes versucht wurde, als endlich einmal den Boden zu bestimmen, von dem aus eine wirklich unvoreingenommene Tierpsychologie ihren Weg zu neuen Erkenntnissen antreten konnte. Man hat recht höhnisch von *Reflexmaschinen* und *Instinktautomaten* gesprochen, aber so schlimm ist das alles ja gar nicht gemeint gewesen, seit Descartes hat kein Wissenschaftler noch einmal das Tier ganz und gar zu mechanisieren versucht — nun, die Wissenschaft hat weitergearbeitet und ist auf den verschiedensten Wegen nach vorn marschiert.*

Da war ein Grundirrtum der primitiven Tierpsychologie: daß man die Sinne der Tiere für gleichartig mit den menschlichen Sinnen ansah. Man war davon überzeugt, daß die Tiere mit ihren Augen die gleichen Gegenstände, die gleichen Bilder erblicken mußten, die wir Menschen sehen. Die Physiologen, die jetzt daran gingen, die Sinnesphysiologie der niederen Tiere zu erforschen, hatten zuerst einmal diesen Grundirrtum richtigzustellen. Auge war nicht Auge, Ohr nicht Ohr, in wissenschaftlich gründlicher Weise schaltete man den zu ewigen Mißverständnissen Anlaß gebenden Begriff Sinnesorgan ganz aus und setzte dafür den Begriff Rezeptor. Beispielsweise nannte man das Auge den ‚Photorezeptor‘, und man betrachtete die einzelnen Rezeptoren als eine Art Siebe, die nur ganz bestimmte Reize der Außenwelt dem Nervensystem übermittelten, und man nahm vollständig Abstand von jedem Versuch einer Feststellung, welche Sinnesqualitäten sie im Tier erweckten. — Jacques Loeb, der hier als erster zu nennen wäre, ging sogar als reiner Physiker an dieses Problem heran und kehrte die Fragestellung um. Für ihn war das Tiersubjekt Nebensache und das reizaussendende Objekt die Hauptsache, wie etwa bei der magnetischen Wirkung der Magnet die Hauptsache ist und die Eisenfeilspäne nebensächlich sind. Alle äußeren Wirkungen, das Licht, die Schwerkraft, der Schall, die Luft- oder Wasserströmungen sowie sämtliche chemische Reize

übten nach Loeb's Lehre eine drehende Wirkung auf das Tier aus und veranlaßten es, sich bald der Reizquelle zu, bald sich von ihr abzuwenden. Diese Wirkungen nannte Loeb dann auch schlichtweg Tropismen, das heißt Drehungen. Nach ihm bestimmten diese äußerlichen Reize sämtliche Handlungen der Tiere. Ihre physikalischen und chemischen Stärken konnte man messen, und man konnte feststellen, bei welcher Intensität dieser Reize das Tier antwortete. Mit einer solchen Lehre nun war der Boden bestens vorbereitet für eine sich schnell ausbreitende akademische Laboratoriumsarbeit, die rasch zu scheinbar imposanten Resultaten in Form ungezählter und endloser Tabellen, Kurven und Skalen führte. Aber natürlich wurde man dem Tier damit nicht gerecht, denn ganz ohne Zweifel bestehen die Handlungen der Tiere nicht nur aus Zwangsdrehungen.

Immerhin bildet diese Tropismentheorie trotz aller Einwände, die von den verschiedensten Seiten kamen, noch heute die theoretische Grundlage vieler sinnesphysiologischer und tierpsychologischer Arbeiten. Am weitesten ist auf diesem Wege der Russe Pawlow vorgeschritten. Für ihn ist der tierische Organismus ein reiner Reflexmechanismus, und selbst die höchste Nerventätigkeit wird von ihm auf einfache mechanistische Prinzipien zurückgeführt. Gewisse Reflexe sind angeboren. Diese bezeichnet Pawlow als die unbedingten Reflexe. Sie werden durch unbedingte Reize ausgelöst. So nennt man biologisch bedeutsame Marken im Umfelde des Tieres, wie beispielsweise die Nahrungsreize. Durch einen kleinen Kunstgriff ist es nun möglich, diese Reflexe auch durch biologisch unbedeutsame Reize hervorzurufen. Dazu wird beispielsweise der Ausführungsgang der Speicheldrüse eines Hundes nach außen verlagert. Auf Nahrungsreize hin tritt sofort eine Speichelsekretion ein. Die Menge des abgesonderten Speichels kann gemessen werden und bildet so die quantitative Grundlage aller Vorgänge. Nun wird der Nahrungsreiz mit einem Ton oder einer Farbe, mit einer optischen Form oder einer Körperberührung gleichzeitig geboten. Wiederum tritt eine Speichelsekretion auf. Hat man eine dieser Versuchsreihen lange genug fortgesetzt, so braucht man schließlich nur den biologisch unbedeutsamen Reiz

zu verabreichen, und man erhält die gleiche Speichelsekretion, denn es hat sich ein bedingter Reflex ausgebildet. Im Zentralnervensystem hat die Erregung eine neue Bahn eingeschlagen. — Diese Methode nun war sowohl sinnesphysiologisch wie nervenphysiologisch äußerst ertragreich, und so ist es durchaus zu verstehen, daß in Rußland ganze Institute in dieser Richtung arbeiten und die Untersuchungen, die ursprünglich ausschließlich an Hunden vorgenommen wurden, auch auf andere Tiere ausdehnten. Sogar noch am Menschen erwies sich diese Methode als durchaus brauchbar. Pawlow ist der Ansicht, daß dieses Verfahren eine Forschung auf rein objektiver Grundlage ist. *Müssen wir, so fragt er, um die neuen Erscheinungen zu verstehen, in den inneren Zustand des Tieres eingehen, uns seine Empfindungen, Gefühle und Wünsche nach unserer Art vorstellen? Für den Naturforscher ist, wie mir scheint, hier nur eine Antwort möglich: ein ganz entschiedenes Nein! Denn wo gibt es ein einigermaßen unbestreitbares Kriterium, daß wir richtig raten, und daß wir erfolgreich für das Verstehen der Sache den inneren Zustand eines Tieres mit uns selbst vergleichen? Und weiter: besteht denn der ewige Kummer des Lebens nicht gerade darin, daß zwei Menschen sich meistens gegenseitig nicht verstehen können, daß ein Mensch sich nicht in den inneren Zustand eines anderen versetzen kann? Ja, wo bleibt denn dann das Wissen, wo ist die Macht des Wissens, die uns befähigen könnte, den Zustand eines anderen, wenn auch nur richtig mitzufühlen?* — Nach seiner Methode jedoch, so glaubt Pawlow, läßt sich durch Herausgliederung bedingter Reize und Bildung bedingter Reflexe das komplizierteste Verhalten auch der höchsten Tiere exakt wissenschaftlich erklären und durch die Menge des ausgeschiedenen Speichels quantitativ darstellen. Und man kann den Erfolg dieser Methode keineswegs bestreiten. Pawlow hat bewiesen, daß das Unterscheidungsvermögen der Hund erstaunlich groß ist, daß sie ein absolutes Gehör haben, und daß sie noch viel höhere Töne wahrnehmen können als wir Menschen, daß endlich auch das Farbenunterscheidungsvermögen bei ihnen hervorragend ausgebildet ist. Und man würde ihm Unrecht tun, wenn man behaupten wollte, daß er das Seelische leugnet, Pawlow ist keineswegs Nur-Materialist. Aber er definiert die Aufgabe des Naturforschers von vornherein so, daß er ihm nur die sogenannte objektive Welt zuweist. Psychologie ist für ihn keine Naturwissenschaft, daher weist er

sie zurück. Und so gibt es bei ihm auch keine geistig-körperliche Gesamtpersönlichkeit, sondern nur ein unübersehbares Wechseln von Hemmungen und Ausstrahlungen dieser Zustände auf die Hirnrinde und wieder Zusammenziehen auf enge Bezirke. Die psychischen Erscheinungen existieren, aber sie sind belanglos, lehrt Pawlow, sie einzubeziehen verstößt gegen den Geist der Naturwissenschaft.

Von diesen Lehren Pawlows ist dann Watson ausgegangen, der in Amerika eine physiologische Richtung der Tierpsychologie fundiert hat, die man als Behaviorismus bezeichnet. Auch er lehnt jede Art von geistig-seelischer Deutung ab und beschränkt sich lediglich auf die Darstellung des Verhaltens der Organismen. Nach ihm liegen diesem Verhalten zwar gewisse angeborene Reflexe zugrunde, es wäre aber falsch, sich lediglich auf eine Analyse dieser Reflexe zu beschränken. Nervensysteme und Sinnesorgane spielen überhaupt nicht die überragende Rolle, die man ihnen bisher zugeschrieben hat. In jedem Verhaltensakt äußert sich die Aktivität des gesamten Organismus. Das Spiel der Hormone, der Blutzuckerspiegel, die Verdauungstätigkeit, Herzschlag und Atemfrequenz müssen ebenso in der Aktivitätstabelle verzeichnet werden wie der Erregungsverlauf im Nervensystem. Gewiß liegt in dieser Forschungsweise ein großer Fortschritt, denn wenn es sich auch um eine ausgesprochene Milieutheorie handelt, so findet man hier doch bei aller Einseitigkeit zum ersten Male eine Art ganzheitlicher Auffassung, einen Versuch, den Organismus im Wirken und Handeln als ein Ganzes zu erfassen.

Neben Pawlow und Watson hat sich dann in Amerika eine mehr psychologische Richtung durchgesetzt, deren Untersuchungen sich im Laufe der Jahre zu einer gewaltigen Wissenschaft ausgewachsen haben. Small führte das Labyrinth in die Forschung ein, Thorndike, MacDougall und Yerkes bauten die Methode aus, die ihnen ermöglichte, sich vorwiegend mit dem Lernprozeß zu beschäftigen, also einem typisch psychologischen Phänomen. Ihre Labyrinthmethode erlaubte es, die Lernfähigkeit der einzelnen Geschöpfe mit ziemlicher Leichtigkeit am Verhältnis zur Weglänge, Durchlaufzeit und Zahl der gemachten Fehler zu bestimmen. Wiederum also eine typische

Laboratoriumsmethode, nicht wahr, sie hat Berge von Resultaten gezeitigt, aber sie hat uns wenig Brauchbares in die Hand gegeben. Denn hier hat zweifelsohne die Methode den Sieg über die wirklichen theoretischen Grundprinzipien davongetragen – vielleicht der Fluch unseres der Technik verfallenen Zeitalters. Es ist also nur allzu verständlich, daß sich gegen diese Schule wiederum eine Reaktion erhob, die nun einfache, schlichte Beobachtung den vorzeitigen und einförmigen Experimenten vorzog. Hier wurde der Amerikaner Jennings der schärfste Widersacher der Loeb-sehen Tropismenlehre. Er studierte vor allem das Verhalten der niederen Organismen, der Amöben, Paramecien, Trompetentierchen. Dabei kam er zu der Überzeugung, daß der Organismus keine Maschine im Sinne Loeb's sein konnte, die zwangsmäßig den Kräften des Umfeldes gehorcht. Das Lebewesen ist vielmehr bestimmten inneren Zuständen unterworfen, sucht nach Möglichkeit optimale Bedingungen aktiv auf und reagiert in jeder Antwort als Ganzes. Jennings ging sogar so weit, die Reize als Anzeichen für irgend etwas biologisch Bedeutungsvolles, als Repräsentanten für etwas anzusehen. Dennoch löste er sich nicht von seiner physikalisch-chemischen Grundeinstellung. Der Organismus blieb für ihn eine dynamische Maschine von dauernd wechselnder physikalisch-chemischer Konstellation, die keine festgelegten Reflexe zeigt, sondern nach Versuch und Irrtum ihren Weg durch das Umfeld findet. Die richtigen Wege werden gedächtnismäßig fixiert, aber es wäre unwissenschaftlich, von Bewußtsein zu reden, weil die Introspektion nicht als wissenschaftliche Methode angesprochen werden kann."

Doktor Arnold unterbrach sich und sah unwillig auf Michael Delos, der, wieder die Hände tief in den Hosentaschen, vor ihm stand und amüsiert vor sich hin kicherte. "Was haben Sie denn nun wieder, Delos?" fragte er nervös und voller Unmut, weil er sich aus dem Konzept gebracht fühlte.

"Mein Vergnügen!" gab der Alte trocken zurück. "Alle Hochachtung, Herr Doktor, vor Ihrem phänomenalen Wissen, mein Kompliment für Ihre Gabe der präzisen Darstellung – aber nun sehen Sie sich doch einmal unseren bedauernswerten Kunstmaler hier an! Er macht ein Gesicht wie ein Kind, das sich auf den Naturgeschichtsunterricht gefreut hat, weil es gern von den großen

und schönen Tieren erzählen hört, und dem der Herr Lehrer etwas von Kontinentverschiebungen und Eiszeiten versetzt, um ihm die Grundbegriffe der Paläontologie klarmachen zu können!"

Aber nun war es Hans Froment, der den Doktor Arnold lebhaft verteidigte: "Nein, Delos, so ist das nun nicht! Ich verstehe schon und kann durchaus folgen. Es ist notwendig, denke ich, daß man sich zuerst über die Entstehung und Wandlung der wissenschaftlichen Grundbegriffe klar wird. Bitte, fahren Sie fort, Herr Doktor!"

Doktor Arnold warf dem alten, ungerührt weiter belustigt vor sich hinlächelnden Präparator einen triumphierenden Blick zu, setzte sich auf dem Heizkörper so bequem zurecht, wie es nur möglich war, und begann mit frischem Eifer seinen improvisierten Vortrag fortzusetzen: "Das war also der Jennings in Amerika — in Europa, in Deutschland kam jetzt Jakob von Uexküll auf mit seiner Schule, die sich Vitalisten nennen, und die weder Philosophen noch Psychologen, sondern experimentell arbeitende Biologen sein wollen, durchdrungen von der einen Erkenntnis: daß wir mit materiellen Faktoren allein nicht zum Ziele gelangen. Ihm steht der Organismus als Subjekt dem Umfeld gegenüber, das er durch planvolles Merken und Wirken meistert. Tier und Welt, Physisches und Psychisches bilden ein monadologisches Ganzes. Die Sinnesorgane dienen als verstellbare Siebe für die von den Objekten ausgehenden Reize. Sie entscheiden darüber, was vom Tiersubjekt gemerkt werden kann. Die Eigenschaften des Objektes, die vom Tiersubjekt gemerkt werden, dienen ihm als Merkmale. Nur solche Objekte, die für das Leben des Tieres von Bedeutung sind, besitzen Merkmale. Sie werden dadurch zu Bedeutungsträgern des Subjektes. Das Auftauchen eines Bedeutungsträgers in der Merkung eines Subjektes wird immer mit einer Wirkung beantwortet, die dem Bedeutungsträger ein Wirkmal erteilt. Dieses Wirkmal löscht stets das Merkmal aus, und damit ist dann die Handlung beendet. Entweder wird das Merkmal objektiv vertilgt, wenn es der Nahrung angehörte, die aufgefressen wird, oder es wird subjektiv ausgelöscht, wenn Sättigung eintritt, wobei das Sieb des Sinnesorganes sich schließt. Sobald das dem Bedeutungsträger erteilte

Wirkmal sein Merkmal auslöscht, wird, wie Uexküll sich ausdrückt, der Funktionskreis, der vom Objekt ausgehend das Subjekt durchlaufend wieder zum Objekt zurückkehrt, geschlossen. Nun gibt es verschiedene Arten von Funktionskreisen. Die hauptsächlichsten sind die Funktionskreise des Mediums, der Beute, des Feindes, des Geschlechtes. In jedem Fall tritt ein bestimmter Bedeutungsträger in den Funktionskreis des Subjektes ein. Es gilt also, die Objekte in der Umwelt des Tieres daraufhin zu prüfen, welche von ihnen als Bedeutungsträger im Leben des Tieres eine Rolle spielen. — Die reichen Umwelten der höheren Tiere umschließen eine große Anzahl von Bedeutungsträgern, die, entsprechend den Funktionen der Tiere, bald den Hinderniston, den Feindeston, den Beute- oder Nahrungston und den Geschlechtston tragen. In den Umwelten der niederen Tiere nimmt nicht bloß die Zahl der Bedeutungsträger ab, sondern auch diese selbst büßen immer mehr Merkmale ein. Schließlich kann man kaum mehr von Funktionstönen reden. — Nach Uexküll ist es nunmehr die dringendste Aufgabe der Biologie, die Umwelten der Tiere aufzusuchen. Denn die Natur besteht nach ihm keineswegs aus einer einzigen Weltbühne, sie baut sich aus ungezählten Umwelten auf, die ineinander verschränkt sind, und bietet mit tausend Spezialbühnen dem Naturforscher einen ungeheuren Reichtum dar.

Auch dem Menschen steht nach Uexküll eine solche Spezialbühne zu. Die Sinnesinsel, die jeden Menschen wie ein Gewand umgibt, nennen wir seine Umwelt. Sie zerfällt in verschiedene Sinnessphären, die beim Herannahen eines Gegenstandes nacheinander in Erscheinung treten. Alle in weiter Entfernung gelegenen Gegenstände sind für den Menschen nur Sehdinge, nähern sie sich, so werden sie auch Hördinge, dann Riechdinge und schließlich noch Tastdinge. Die mit allen Sinneseigenschaften versehenen Dinge kann der Mensch noch zum Munde führen und auch noch zu Geschmacksdingen machen. Dabei bleiben die mit allen erdenklichen Sinneseigenschaften ausgestatteten Gegenstände ihrem Wesen nach immer Erzeugnisse des menschlichen Subjektes und sind keine Dinge an sich selbst, die ohne Subjekt für sich allein bestehen könnten. Erst wenn sie alle Sinneshüllen, die das Eiland der Umwelt

zu verleihen hat, sich übergeworfen haben, stehen die Objekte dieser Welt in ihrer vollen Gegenständlichkeit vor uns. Was sie vorher sind, solange sie nicht völlig hüllenlos dastehen, das werden wir, meint Uexküll, niemals ergründen, und er meint, daß es nichts anderes als Denkbequemlichkeit sei, von der Existenz einer einzigen objektiven Welt auszugehen, die man möglichst seiner eigenen Umwelt angleicht und die man nach allen Seiten räumlich und zeitlich erweitert hat. Hier werden die individuellen Abweichungen vom konventionellen Weltbild, die man bei seinen Mitmenschen feststellt, aus ihren Denkfehlern und Sinnestäuschungen erklärt. Dabei bildet nur allzu leicht die eigene Persönlichkeit das Maß aller Menschen und Dinge. Die positivistische Lehre von der einen, alles umfassenden objektiven Welt gipfelt in der sogenannten Milieutheorie, die den einzelnen Menschen für ein Produkt seiner näheren Umgebung erklärt. Damit hätte man endgültig den Schatten zum Herrn der Wirklichkeit gemacht. Denn die objektive Welt ist nichts als ein sehr durchsichtiges Schattenbild aller menschlichen Umwelten und besitzt nicht die mindeste eigene Realität.

Und hier nun kann ich dem Baron von Uexküll²³, den ich sehr hoch schätze und dem ich manches verdanke, nicht mehr recht folgen. Hier landet er im Solipsismus, in der Lehre von der Nichtexistenz der wirklichen Welt. Für einen Menschen ist ein Tisch ein Tisch, für einen Hund ist der Tisch im Zimmer nichts als ein Hindernis, für einen Holzwurm ist er eine Welt, die er niemals in seinem Leben ganz auszuentdecken vermag. Das ist unbestreitbar richtig, daraus aber nun folgern zu wollen, daß es ein Ding *Tisch* überhaupt nicht gibt, erscheint mir doch nicht haltbar, ebensowenig wie die Behauptung Uexkülls, daß, weil der Mensch von verschiedenen Standpunkten die Sonne oder bestimmte Sterne ganz verschieden sieht, es eben diese Sonne, diese Sterne nicht geben kann. Wir können das Walten und Wirken dieser Sonne aus unserer Erdgeschichte ablesen, für die eben diese Erde selbst tausendfache

²³ Gemeint ist der Biologe Jakob Johann v. Uexküll (1864-1944). Er entwickelte das Grundgerüst der Biosemiotik, die Leben als biologische Zeichen- und Kommunikationsprozesse versteht. Er führte den Begriff der Umwelt in die Biologie ein und gilt damit als Wegbereiter der Ökologie. Er war ein wichtiger Pionier der theoretischen Biologie, der Kybernetik, der Semiotik, der Physiologie und der wissenschaftstheoretischen Linie des radikalen Konstruktivismus. Leider war er in mancher Weise verstrickt in die nationalsozialistische Ideologie.

Beweise trägt in ihrem Gestein, in ihrem Pflanzenwuchs, in ihrer Tierwelt. Also hat die Sonne geschienen, bevor noch der Mensch auf dieser Erde gelebt hat, und ohne die Sonne wäre dieser Mensch nicht. Hier also sehe ich für mich keine Möglichkeit, Uexküll noch weiter zu folgen, während seine Worte von den tausend ineinander verschränkten Spezialbühnen unbestreitbar von allergrößter Wichtigkeit sind, und wir ihnen unsere schärfste Aufmerksamkeit zu widmen haben. Hier bieten sich dem Biologen unendlich reiche Möglichkeiten, mit exakten Mitteln die Fähigkeiten der tierischen Sinnesorgane zu prüfen, um dann nach diesen Fähigkeiten Größe und Wesen und Zusammensetzung der tierischen Umwelten zu umreißen. Hier auch ist der Ausgangspunkt für alle wissenschaftliche Arbeit gegeben, die sich nun wirklich rein psychologisch mit dem Tier befaßt, nämlich von vornherein im Organismus mehr zu sehen als Maschine oder Reflexbündel und auch den Mut zur Deutung zu haben, der nicht vor behutsamem Analogieschluß zurückschreckt. Vielleicht haben die Gegner dieser Richtung nicht ganz unrecht, wenn sie in ihr eine Rückkehr zur anthropomorphen Tierpsychologie sehen. Aber schließlich hat die moderne Psychologie genügend Erkenntnisse zutage gefördert, die einen Rückfall in gröblich vermenschlichende Anschauungen verhindern, und so wird man auch diese Art der Naturbetrachtung in den Reihen der exakten Naturwissenschaften getrost zu Worte kommen lassen können.

Die Arbeitsweise dieser Schule ist nun die, daß man die Tiere in Situationen versetzt, in welchen der direkte Weg zur Erreichung eines Zieles nicht gangbar ist, die aber einen Umweg offen lassen. Zur Erlangung der Nahrung müssen Werkzeuge wie Stöcke und Kisten nach Einsicht in räumliche Strukturen benutzt werden. Sicherlich gibt derartiges einen guten Einblick in die Struktur des tierlichen Wahrnehmungsfeldes, für das Eingreifen der Handlung in dieses Feld und auch für die Grade individueller Abweichungen. Dabei wäre jedoch noch zu sagen, daß alles, was in diesen sogenannten Intelligenzprüfungen an den verschiedensten Tieren von einer Reihe von Forschern an außerordentlich wertvollen und wichtigen Tatsachen zutage gefördert worden ist, mehr oder minder ähnlich auch beim Menschen

vorkommt, ja sogar einen recht beträchtlichen Teil seines Intelligenzbedarfes deckt, selbstverständlich nur der Art und nicht der Stufe nach, denn es ist noch nicht das gleiche wie das eigentliche Denken. Hier nun aber spitzt sich die Frage darauf zu, ob die Intelligenzhandlungen der Tiere als eine wesensgleiche Vorstufe des abstrakten Denkens angesehen werden können. Positiv für diese Auffassung läßt sich zweifelsohne die Selbstbeobachtung des Menschen auswerten, die uns zeigt, daß er bei solchen Handlungen, wie auch die Schimpansen sie vollziehen, bereits Überlegungen anstellt, man wird außerdem hier auch Parallelen aus der Psychologie der Kinder und auch der Primitiven heranziehen können. Im negativen Sinne fällt jedoch unbedingt die Tatsache ins Gewicht, daß es ein allgemeines Gesetz zu geben scheint, nach welchem die höhere Leistungsform die Tendenz hat, sich auch jener Aufgaben zu bemächtigen, die durchaus bereits von einer niedrigeren durchgeführt werden könnten. Wir Menschen verwenden abstraktes Denken auch für solche Leistungen, die sich ausgezeichnet auch ohne dieses Denken lösen ließen. Vielleicht ist es gut, wenn gerade wir Akademiker uns hier des öfteren des sogenannten gesunden Menschenverstandes erinnern, der sich gemeinhin nicht mit dem streng abstrakten Denken zu befassen pflegt.

Sie sehen: diese Arbeitsweise verbirgt mancherlei Klippen, aber die Schule ist der Meinung, daß alle Theorienbildung auf diesem Gebiet damit anhebt, daß man die am klarsten bewußten Inhalte der Vorstellung und die bisher am bestimmtesten begrifflich gefaßten Seelenfunktionen von hochentwickelten Menschen in das tierische Erleben hineinzuprojizieren pflegte. Das führte jedoch immer wieder zu Widersprüchen mit der reicher aufschließenden Beobachtung, mit der vollen gründlich durchdachten Wirklichkeit. Das Verhalten vornehmlich der niederen Tiere läßt sich auf solche Art nicht sachgemäß begreifen. Da wir jedoch auf Vergleiche mit dem Menschen angewiesen sind, bleibt nur übrig, jenen summarischen und zugleich einseitigen Anthropomorphismus durch einen gegliedert kritischen zu ersetzen.

Dagegen lehnen nun wieder alle Empiriker überhaupt jegliche Theorienbildung ab. Sie vertreten den Standpunkt, daß die Tierpsychologie ein

noch ganz unbekanntes Feld, daß sie zudem nichts als eine reine Erfahrungswissenschaft sei. Theorien können das Resultat einer Forscherarbeit sein, Ergebnis von Beobachtung und Experiment, sie haben aber niemals am Anfang einer Erfahrungswissenschaft zu stehen. Sie meinen, daß die Tierpsychologie eine Naturwissenschaft sei und also nach den Grundsätzen der Naturwissenschaften zu arbeiten habe, also mit Beobachtungen, Experimenten und Analysen. Sie lehnen es ab, auf Grund von Analogieschlüssen, die zum Vergleich den Menschen heranziehen, Aussagen über die Qualität des tierischen Erlebens zu machen. Jedoch hat sich für ihre Arbeit der vergleichend stammesgeschichtliche Gesichtspunkt für das Verständnis der Instinktausübungen, welche die Voraussetzungen für das Verstehen von tierlichen Verhaltensweisen darstellen, ebenso bewährt wie das von Organformen, und somit ist ihre Fragestellung in fast allen Punkten auch die eines vergleichenden anatomischen Zoologen geworden. Nur dieser stammesgeschichtlich vergleichende Gesichtspunkt macht die Anwendung des Homologiebegriffes möglich und erlaubt damit Rückschlüsse von menschlichem auf tierliches Erleben, deren Wahrscheinlichkeit die von einfachen Analogieschlüssen weit übertrifft. Wenn wir nämlich bei Tieren Instinkthandlungen vorfinden, deren stammesgeschichtliches Homologon sich auch bei uns Menschen feststellen läßt, so bekommt unsere Annahme, daß die Erlebnisseite dieser Verhaltensweise beim Tier ähnlich wie bei uns selbst sei, eben eine Wahrscheinlichkeit, welche über die Annahmen eines Analogieschlusses hinausgehen. Auf diesem Wege hat man dann auch recht gute Fortschritte gemacht. Man hat von diesem Boden aus auch unter anderem aufgeräumt mit dem veralteten und längst ebenso undurchsichtig wie unbrauchbar gewordenen Begriff Instinkt, hat ihn neu gefaßt in den Begriffen Instinktbewegung und Instinkthandlung, man hat damit ein brauchbares Instrument gewonnen, mit dem man dem Aktionssystem der tierlichen Psyche nachgehen und durch neue Versuche und Experimente einwandfreies neues Material zusammentragen kann."

Doktor Arnold ließ sich von dem Heizkörper herabrutschen, stellte sich auf die Füße und wandte sich lebhaft Hans Froment zu, der auf seinem Platz saß und mit leeren Augen durch das Fenster sah, dessen Scheiben noch immer von den flinken Regenbächen überflutet wurden, während doch dieser Regen bereits stark nachgelassen hatte und der Platz vor dem Museum sich wieder mit hastenden Menschen belebte. Aber ehe er von neuem hätte sprechen können, legte Michael Delos ihm seine Hand auf den Ärmel:

"Schön und gut, Doktor. Aber was Sie uns da nun erzählt haben, das sind alles Theorien, nicht ganz einfache Theorien dazu, wir Laien können nicht allzu viel damit anfangen, denke ich. Eure Versuche aber — schauen Sie, Doktor, ich habe mir einiges davon angesehen, ich kann nicht sagen, daß ich davon begeistert wäre, daß ich sie alle auch nur recht verstanden hätte. Beispielsweise habe ich da einmal in einem mit dicken Vorhängen verhangenen Laboratorium einen Hund gesehen, der mit einem überwältigend dummen und recht gequälten Gesicht neben einem Holzkreuz stand, das sich ziemlich schnell und unter beträchtlichem Lärm um seine Achse drehte. Auf dem einen Balkenende hatte man ein Stück Fleisch lose befestigt, das sollte der Hund sich also schnappen, und nach der Schnelligkeit, mit der er das tat, wollte man dann seine Intelligenz bestimmen und mit der anderer Versuchshunde vergleichen. Es hat verdammt lange gedauert, bis der Hund begriffen hatte, was man hier von ihm wollte, ich fürchte, er hat eine sehr schlechte Zensur bekommen. Sehen Sie, Doktor, so etwas ist doch nun wirklich keine besonders intelligente Fragestellung. Der Hund ist ein Hetzraubtier, hier aber hatte er nicht die geringste Möglichkeit, hinter diesem Balken herzuhetzen, er hatte nur die eine Chance, schnell zuzuschnappen, wenn das Balkenende mit dem Stück Fleisch dicht an seiner Nase vorüberflog. Und das ist nun eine Aufgabe, die dem Wesen eines Hundes ganz fremd ist — dagegen würde sie vermutlich ein Kater glänzend und in kürzester Frist gelöst haben, weil er eben durch Generationen daran gewöhnt ist, ein schnell Vorüberflitzendes mit schnellem Prankenschlag zu haschen. — Und ich habe gesehen, wie man Elefanten nach winzigen, kaum fingergliedgroßen Rübenstücken suchen ließ, Elefanten, die seit Jahrmillionen gewohnt sind, ihre Nahrung in überreicher Fülle an ihren Wegen zu finden, sie

sich zentnerweise einzuverleiben, um dabei mindestens die gleiche Anzahl von Zentnern achtlos zu verwüsten. Ist schon mal ein hungriger Mensch auf den Gedanken gekommen, nach den paar Brotkrümelchen zu suchen, die ihm am vergangenen Abend auf den Teppich gebrösel sind? – Lieber Doktor, wenn eure Experimente alle solcher Art sind, dann tut ihr mir beinahe noch mehr leid als die Tiere, die ihr euch da zu solchen Versuchen heranzieht!"

Diesmal aber war der Doktor Arnold weit davon entfernt, beleidigt zu sein, im Gegenteil, er strahlte den alten Präparator an: "Ausgezeichnet, Delos, ganz ausgezeichnet! Sie nehmen mir geradezu vom Mund, was ich jetzt ausführen wollte: die Fülle der Irrtumsmöglichkeiten und Fehlerquellen nämlich, die überall auf uns lauern. Sehen Sie, was heißt denn Tierpsychologie? Wenn ich sie richtig betreiben will, dann muß ich zumindest zwei Wissenschaften gründlich beherrschen: einmal die Zoologie, ich muß ein gründlicher Tierkenner sein, und zum anderen muß ich mir das Rüstzeug eines Psychologen angeeignet haben. Aber hier schon ist eine gefährliche Klippe: wir wissen immer noch so gut wie nichts von der Tierpsyche, wir sind erst dabei, uns in sie einzufühlen, einzubohren ... Vom Menschen aber wissen wir bereits allerlei, allzuviel, möchte ich beinahe sagen – es ist durchaus nicht ungefährlich, den Humanpsychologen zu unserer Arbeit heranzuziehen. Er kann uns bisweilen überraschend gute Definitionen und Analysen geben, aber damit haben wir nur Augenblickserfolge errungen, in Wirklichkeit verwirrt sich damit oft genug nur unsere Arbeit, denn wir haben vor allen Dingen erst wieder festzustellen, ob diese Erklärungen, die von Menschen für Menschen geprägt worden sind, nun auch wirklich taugen für das Tier. Man sollte, gerade in den Anfängen, in denen wir uns heute noch überall befinden, die Straßen gerade und sauber halten, tierpsychologische Erkenntnis, meine ich, zielt auf das spezifisch Tierhafte. Und da muß ich vor allem immer wieder beklagen, daß es so wenig Tierpsychologen gibt, die eine Tierart in allen ihren Verhaltensweisen so genau und gründlich kennenzulernen trachten, wie der Zoologe sie kennt, bevor er sie zu Versuchen heranzieht. Unser Objekt ist das Tier, unsere Möglichkeit zu seinem Verstehen ist liebevolles Einleben, treue Beobachtung und exakte Abstimmung der experimentellen Bedingungen auf

die Möglichkeiten gerade dieser Tierart im Gegensatz zu anderen, und die erste Voraussetzung für alle tierpsychologischen Erörterungen ist ein großes und einwandfreies Material gesicherter Beobachtungstatsachen. Wirkliche tierhafte Betrachtung bedingt aber auf alle Fälle eingehende Kenntnisse der artbedingten Verhaltensweisen. Der Fleischfresser ist seelisch ein anderer als der Pflanzenfresser, Tiere von sozialen Bindungen unterscheiden sich weitgehend von den Einsiedlern.

Schon aus diesem ersten und größten Unterschied ergibt sich die Unmöglichkeit einer Uniformierung psychologischer Methoden wie auch der Übertragung humanpsychologischer Arbeitsweisen auf einzelne tierpsychologische Bezirke. Aber wie viele meiner Kollegen gibt es denn schon, die ihre Tiere unter möglichst natürlichen, der Lebensweise der Art entsprechenden Bedingungen zu studieren versuchen? Viele von ihnen, ich weiß das gut, genieren sich einfach, den hier einzig richtigen, ja den vorgeschriebenen Weg zu gehen, weil er nämlich nicht wissenschaftlich genug aussieht. Sein Beginn erfordert weder komplizierte Apparate noch Laboratorien, und er liefert auch nicht so bald ein Ergebnis, das sich als Zusammenfassung unter eine wissenschaftliche Arbeit schreiben ließe. Wirklich und dauernd befruchtet aber haben unsere Wissenschaft gerade die Männer, die das Laboratorium verlassen und das Wesen einer Tierart von Grund auf im engen Zusammenleben mit möglichst zahlreichen Vertretern dieser Art selbst erlebt haben, bevor sie zu Versuchen schritten. Da ist vielleicht nur der alte Heinroth, dessen Werke eine unerschöpfliche Fundgrube für uns Tierpsychologen bedeuten, Lorenz, der uns mit seinen Arbeiten über den Instinkt neues und gutes Werkzeug gegeben hat, da ist mein Lehrer Bastian Schmid. Alle diese Männer waren keine Experimentatoren im alten, strengen akademischen Sinn, sie waren vor allem Beobachter, sie lebten mit ihren Tieren zusammen. Denn wenn das Laboratorium als solches auch unentbehrlich ist, so bleibt es doch durchaus nicht der einzige Versuchsort. Manches, was im Laboratorium wie ein Nichtkönnen des Tieres aussieht, erweist sich nur als eine Uninteressiertheit, als ein Nichtwollen des Tieres vor Aufgaben, die unter freiem Himmel und natürlichen Gegebenheiten gern und mit Eifer gelöst

werden. Natürlich müssen dazu die Aufgaben, die man dem Tiere stellt, nicht nur seinem Fassungsvermögen entsprechen, sie müssen auch nach Möglichkeit seinen tierhaften Lebensverhältnissen eingepaßt sein – das ist für mich das Problem von grundlegender Bedeutung. Einen Elefanten nach verborgenen Rübenschnitzeln suchen zu lassen, halte auch ich für ganz abwegig; wenn ich dagegen im Zoologischen Garten selbst beobachten kann, wie eine säugende Elefantin schräg über eine Treppe tritt, damit ihr schnell gewachsener Sohn, den sie einige Stufen tiefer weiß, bequem trinken kann, so hat sie mir damit eine weitaus bedeutsamere Probe ihrer Intelligenz gegeben, als ich ihr jemals mit Versuchen abnötigen könnte, die dem inneren Wesen des Elefanten fremd und gleichgültig bleiben müssen.

Aber das Sammeln, Zusammenstellen, Vergleichen und Analysieren solcher Beobachtungen wertet der übliche Akademiker nicht als wissenschaftliche Betätigung, er versteift sich auf seine Experimentiermethoden, um zu Resultaten zu kommen, die man präsentieren kann. – Meine Methode, Delos? Ich habe keine, ich handle nach einem Arbeitsplan. Er besteht aus den Beobachtungen, der Forschung, den Versuchen und endlich aus der Deutung. Die Beobachtung ist Feldarbeit, das heißt, sie hat tunlichst am freien, ungehemmten Tier einzusetzen. Die Forschung hat zum Ziel die Inventarisierung tierlicher Merkwelt und Verhaltensweisen, sie müht sich, das Aktionssystem der einzelnen Tierarten klarzulegen. Sie beobachtet das Tier in seiner Gefangenhaltung unter Verhältnissen, die möglichst weitgehend seiner Freiheit angepaßt sind. Dazu bedingt sie eingehendstes und kritisches Verarbeiten der Literatur, vor allem der biologischen und psychologischen. Dieses ständige kritische Literaturstudium ist auch bei der Beobachtung unerlässlich, ein einzelner Forscher kann niemals sämtliche Tierarten ausreichend in ihrer Freiheit beobachten, aber er hat die Möglichkeit, die Resultate anderer Forscher mit seiner Einzelarbeit zu vergleichen. – Die Versuche, die dann zu unternehmen sind, müssen so weitgehend wie möglich der tierischen Intelligenz angepaßt werden, der jeweiligen Eigenart ihrer Umwelt und den Gegebenheiten der Sinnesphysiologie der betreffenden Tierart. Und die Deutung endlich überprüft und wägt die vier grundlegenden

Triebfedern tierlichen Verhaltens oder ihrer Handlungskette: die Instinktbewegungen oder Taxien, wie man auch sagen kann, die Instinkthandlungen, die Handlungen auf Grund früherer erfolgreicher Erfahrungen und schließlich die Handlungen aus Einsicht und Verständnis. Ich denke, daß ich bei solchem Arbeitsgang, wenn ich nur die Vorsicht und die ständige Voraussetzungslosigkeit nicht aufgebe, zu Resultaten kommen muß, die stichhaltig bleiben!"

Nun hatte auch Hans Froment sich aufgestellt, die drei Männer standen dicht einander gegenüber, während draußen der dünn gewordene Regen versickerte, und die ersten Sonnenstrahlen glühend durch die Feuchtigkeit der Luft stachen. Er lächelte den Doktor etwas verlegen an: "Vielen Dank, Herr Doktor, daß Sie mir das so eingehend auseinandergesetzt haben!"

Aber Delos unterbrach ihn mit meckerndem Lachen: "Tun Sie doch nur nicht so, Froment, wie wenn Sie etwas von diesen ausgekochten Thesen und Antithesen verstanden hätten!"

Aber der Maler ließ sich nicht beirren: "Ich denke doch, ich habe einiges verstanden, zumindest soviel, daß die wissenschaftliche Tierpsychologie vorerst immer noch daran arbeitet, ihre Forschungsweisen festzulegen, daß sie noch keine wesentlichen Resultate aufzuweisen hat und daß sie auch noch kein Ziel für ihre Arbeit sieht."

"O doch!" fiel der Doktor Arnold wieder ein: "Das Ziel ist selbstverständlich eine umfassende vergleichende Tierpsychologie, die aus den Bildern tierlicher Ganzheit, die aber erst noch zu erarbeiten sind, zusammensetzen wäre. Eine Aufgabe, von der wir heute noch nicht recht sprechen können, wie der Künstler nicht sprechen kann von einem Mosaik, zu dem er erst noch die Steine zusammensuchen muß. Noch suchen wir nach diesen Steinen, Froment, noch ist unser ganzes Forschen nicht mehr als eine stille Kärnerarbeit, und erst bei der endlichen Gestaltung des großen Bildes werden wir ganz der Phantasie entraten können, eine streng wissenschaftlich gezügelte und kontrollierte Phantasie, verstehen Sie mich hier um des Himmels willen recht, ohne die wir aber heute noch nicht auskommen. Manche freilich liebäugeln schon heute mit diesem großen Bild, aber dieses Bild ist noch längst

nicht errichtet, sie träumen es sich wie die Kinder ihren Weihnachtsbaum, ich meine, es ist noch nicht die Zeit dazu, darum habe ich Ihnen auch nicht davon gesprochen."

Hans Froment sah ihn an, dann schüttelte er langsam und schwer den Kopf: "Das habe ich nicht gemeint. Soweit ich Sie verstehe, kann der Wissenschaftler heute noch nichts Endgültiges, etwas Festes und Greifbares über die Tierseele aussagen. Wenn ich Sie recht verstanden habe, bietet Ihre Wissenschaft dem Suchenden vorerst noch kein Brot, sondern nur Steine."

Der Doktor Arnold lächelte leise: "Nicht so, Herr Froment, nicht so. Man kann natürlich unsere ganze Welt als einen Steinbruch nehmen, kann sich mitten hineinsetzen in dieses Trümmerfeld und kann endlos weinen über die Unzulänglichkeit der Schöpfung. Aber vielleicht sind es gar nicht Steine, was wir da vor Augen haben, vielleicht gelingt es der Wissenschaft, Brot daraus zu mahlen!"

Delos lachte trocken und höhnisch auf, als sich der Doktor Arnold dann aber sogleich ihm zuwandte und ihn strafend ansah, erwiderte er furchtlos seinen Blick und sagte: "Froment hat natürlich nichts verstanden, merken Sie das, Doktor? Sonst würde er jetzt nicht wiederum so laienhaft von der Tierseele sprechen, nachdem Sie sich so rührend abgemüht haben, ihm einzutrichern, auf welche verschiedenen Weisen die Wissenschaft sich müht, die tierliche Intelligenz zu messen!"

"Ja!" blickte nun auch Hans Froment mit fordernden Augen auf den Doktor. "Hier hat Delos einmal recht! Sie haben immer nur von der Intelligenz gesprochen. Und die ist doch nur ein Teil, ein kleiner und vielleicht nicht einmal allzu wichtiger Teil des Innenlebens eines lebenden Geschöpfes. Instinkt, Erfahrung, Einsicht, gut und schön — aber wo bleibt Gefühl und Gemüt und Charakter und Seele, wo bleibt all das Unwägbare, das uns manchen Menschen verbindet und dessen Ahnung uns wohl auch zum Tier zieht?"

"Herr Froment!" hob der Doktor Arnold noch einmal an und war jetzt sehr ernst. "Wir fassen es so: Instinkt, Erfahrung und Einsicht machen die Intelligenz aus, Gefühle, Gemüt und Charakter sind ganz andere Dinge, die wir heute noch

kaum recht benennen, geschweige denn erfassen können. Aber wenn man sie in ihren verschiedenen Stärken der Intelligenz anreihen würde — von der sie gewiß nicht ganz unabhängig sind —, hätte man immer noch nicht ein Gesamtbild von der geistigen Verfassung des in Frage stehenden Tieres, denn dann käme noch die Seele hinzu, und an diese können wir uns heute überhaupt noch nicht ehrlich heranwagen. Sie ist das Integral, der Zusammenfluß, der Zusammenschluß aus allen Gefühlsregionen des Menschen oder des Tieres. Ehe wir diese nicht ausgetastet, ausgeforscht haben, können wir nur schwatzen von der Seele — und schwatzen steht der Wissenschaft nicht zu. — Natürlich weiß ich recht gut, Herr Froment, daß Intelligenzprüfungen allein noch längst nicht ein Ganzheitsbild ergeben, es verbleibt auch nach gründlichster Klarstellung des Physiologischen, Biologischen und Psychologischen immer noch das Irrationale des Seelischen, des Gefühls- und Gemütslebens. Wie aber der Weg zur Intelligenz des Tieres einzig über das Physiologische und Biologische geht, so kann man auch erst nach umfassender und endgültiger Inventarisierung der tierlichen Intelligenz wagen, sich in diese zwar magisch anziehenden, aber auch dunkelsten Bezirke vorzutasten. Und wenn ich auch auf diesem Gebiet menschliche Einfühlung und die wissenschaftlich streng gebändigte Phantasie gelten ließe, so gilt doch aber auch hier — und zwar noch wesentlich strenger als bei den Intelligenzprüfungen! — das Wort von der sparsamsten Erklärung, mit der allen Äußerungen geistigen oder seelischen Lebens gegenüberzutreten ist. Gilt hier ganz besonders, wenn auch oder weil gerade hier unstreitbar die am leichtesten beschreitbare Brücke ist, die vom Menschen zum Tier führt!"

"Mit anderen Worten", mengte sich hier wieder Michael Delos ein, "die Wissenschaft hat Angst, Erkenntnisse und Ergebnisse zu finden, die gesunder Menschenverstand und unverdorbener Menschensinn längst vorweggenommen haben!"

"Sie sind ein notorischer Spötter, Delos!" widersetzte sich der Doktor Arnold. "Ihnen ist nur wohl, wenn Sie alles in das Komische und Lächerliche ziehen können."

Aber nun verteidigte Hans Froment seinen Freund: "Nein, Herr Doktor, ich glaube, gerade jetzt meint Delos es recht ernst. Was denn ist es, das uns zum

Tier zieht? Seine Klugheit, die interessanten Abstufungen und Unterschiede in der tierlichen Intelligenz durch die Reihen der Arten? Keineswegs — selbst sehr kluge Menschen können uns ebenso gut abstoßen wie anziehen. Seine äußere Form, die so ganz anders ist als der menschliche Leib? Die mag uns in Seltsamkeit und Geheimnis und Schönheit oft genug anziehen, aber ein solches ästhetisches Angerührtwerden allein schafft noch keine innere Bindung. Eine Bindung kann doch erst dann entstehen, wenn wir einmal wenigstens einen Hauch des wirklichen Wesens eines Tieres verspürt haben. Ich meine damit, Herr Doktor: wir können uns an einem schönen Hund ästhetisch erfreuen, seine Intelligenz kann uns frappieren und interessieren und kann uns nötigen, ihm mit Achtung zu begegnen — die Fröhlichkeit aber, die einen jungen Hund unwiderstehlich macht, oder auch die leise Melancholie, die manchen Rassen eigen ist, diese, so meine ich, diese Unwägbarkeiten sind es doch eigentlich im letzten Grunde, die Mensch und Tier zusammenführen und Liebe zwischen ihnen entstehen lassen. Und von diesen Unwägbarkeiten will also die Wissenschaft nichts wissen?"

"Nichts wissen ist zu hart ausgedrückt, Herr Froment!" antwortete der Doktor Arnold. "Die Wissenschaft möchte logischerweise am liebsten alles wissen, was des Wissens wert ist. Nur darf sie, eben des exakten Wissens wegen, niemals schwärmen und nur phantasieren und sich im Ungreifbaren verlieren. Ich sagte Ihnen schon: noch können wir diese Dinge nicht fassen, noch haben wir zuerst einmal andere Aufgaben zu lösen. Ihre Resultate werden es uns erst ermöglichen, zumindest werden sie es uns erleichtern, dann auch an das Gemütsleben, an die Seele des Tieres heranzutreten — im heutigen Stadium unserer Forschungen jedoch müssen wir diese Aufgabe noch eine gute Weile am Rande liegen lassen!"

Michael Delos schob die Hände noch tiefer in die Hosentaschen, er legte den Kopf schräg, sah den Doktor Arnold an und zitierte, leise, schnell und surrend:

"Was ihr nicht tastet, steht euch weltenfern!

Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar!

Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr!

Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht!
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht!"

Aber der Doktor Arnold kapitulierte nicht, er hob die Hand und winkte müde ab: "Lassen Sie nur, Delos, Sie imponieren mir nun wirklich nicht mit einem Goethe-Zitat!"

"Nanu, Herr Doktor!" entrüstete sich der Alte fröhlich. "Was haben Sie denn gegen meinen guten, in allen Lebenslagen bewährten Goethe?"

"Nichts!" kam die rasche Antwort. "Absolut nichts. Ich habe sogar die denkbar größte Achtung vor dem Mann, vor dem Dichter wie auch vor dem Forscher. Aber wenn ich als Naturwissenschaftler nicht einmal der Natur kritiklos gegenüberstehe, sondern mich bemühe, Einblick in ihr Walten und ihre Gesetzmäßigkeiten zu erlangen, die Natur, die ich seit meiner Kindheit förmlich anzubeten geneigt bin, warum dann soll ich kritiklos alle die vielen Worte eines Mannes hinnehmen, der achtzig Jahre lang gelebt und gedacht, gesprochen und geschrieben hat? Gedacht, gesprochen und geschrieben von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, vor, während und nach mancher stillen Wandlung, immer im Fluß seiner ständigen Entwicklung. Delos — nicht jedes Wort eines Mannes, selbst nicht eines Mannes, wie es Ihr Goethe gewesen ist, ist nun immer und unter allen Umständen lauterer Gold. Es ist nett von Ihnen, daß Sie mir heute mal etwas anderes zitiert haben als das Wort, das Sie mir sonst ständig unter die Nase zu reiben pflegen, das von den Hebeln und Schrauben, meine ich. Aber, sehen Sie, Delos: wir haben mit unseren Hebeln und Schrauben der Natur allerlei abgerungen, von dem Goethe sich nichts hat träumen lassen. Sie hat uns nichts geschenkt, sie hat uns um alles kämpfen lassen. Wir Naturwissenschaftler waren es, die das Mikroskop und das Fernrohr, die Taucherglocke und das Flugzeug gebaut haben — was wäre unsere ganze Naturerkenntnis ohne diese Werkzeuge, ohne ihre Hebel und Schrauben? Wir arbeiten, Delos, der spekulative Geist, der auf seine Begnadigung, auf seine Erleuchtung von oben rechnet, hält längst nicht mehr Schritt mit uns. Und die Biologen von heute haben ein wesentlich breiteres und tieferes Gesichtsfeld als die Dichter von einst. Und ich möchte Sie, gerade Sie,

Herr Michael Delos, einmal schimpfen hören, wenn Sie von dem Herrn Geheimbden Rat durch ein Naturalienkabinett seiner Zeit geführt werden könnten – was Sie da wohl Ihrem hochverehrten Herrn Goethe alles sagen würden über die Monstren, zu denen man damals die Tiere im Sinne des Wortes ausgestopft hat. Ich lege meine Hand dafür ins Feuer: Sie würden sich ganz schrecklich mit Seiner Exzellenz verkrachen ... Und auch Sie, Herr Froment, Sie sind Künstler, Maler, Sie bilden das Tier in seiner Welt. Was sagen Sie zu diesem Goethe-Zitat: *Wir wissen von keiner Welt als in bezug auf den Menschen. Wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezuges ist!* – Was sagen Sie dazu, heh? Wenn Sie diesen Richterspruch anerkennen, sind Sie damit ein toter Mann, dann ist das, was Sie schaffen, nicht würdig, geschaffen zu werden, dann ist es ganz wertlos, nichts anderes als eine müßige Unterhaltung für Kinder vielleicht.."

Als Hans Froment betroffen schwieg, lachte Michael Delos laut heraus: "Bravo, Herr Doktor, heute haben Sie mich einmal glänzend abgeführt, Sie machen sich, Sie machen sich, mein Kompliment! Also lassen wir jetzt den alten Goethe wieder aus dem Spiel, wir sprachen von anderen Dingen, wir sprachen von der Tierseele. Doktor, was wir meinen, Froment und ich, das ist doch nur dieses: kann das Seelische nicht wesentlicher und wichtiger sein als all das andere, von dem Sie uns gesprochen haben, zusammen, kann es nicht all dieses andere bestimmen und in sich enthalten, kann der Mensch, der den Hauch der Tierseele verspürt und sich ihm geöffnet hat, das Tier nicht besser und, wie Sie sagen, ganzheitlicher erkennen als der, der nur an einer einzigen Seite seines Innenlebens, der Intelligenz nämlich, mit unzureichenden Werkzeugen schüchtern herumstochert? Weiß ein Mann, der ein Mädchen küßt, nicht mehr von ihr als ihr Lehrer, der sie nach ihrer Begabung für Mathematik und nach ihrer Handschrift für kalt und unfähig zur Liebe hat einschätzen müssen?"

"Diesen Vergleich wollen wir gleich einmal wegen seiner völligen Deplacirtheit wieder aus der Diskussion ausscheiden!" bestimmte der Doktor Arnold und lächelte dabei fröhlich zu Hans Froment hinüber. "Und was Sie da sonst noch sagen: Delos, Sie wissen recht gut, daß Sie sich damit vom Boden

einer wissenschaftlichen Arbeitsmöglichkeit weit entfernen. Ich bin nicht zuständig für solche Fragen, ich bin Wissenschaftler, ich will forschen, ich will wissen, ich kann meine Wissensmöglichkeiten nicht aufgeben für unkontrollierbare Gefühle und ihre Strömungen!"

"Bums! Da habe ich es also mal wieder!" lachte Delos. "Ich hätte es mir denken können – was in eurer Terminologie nicht enthalten ist, das erkennt ihr eben nicht an. – Aber nun will ich Ihnen mal etwas sagen, Doktor! Sie haben uns jetzt einen langen und höchst gehaltvollen Vortrag gehalten, darüber nämlich, wie seit Jahrzehnten die Gelehrten einander im Wege gestanden haben, um nur nicht wirklicher Erkenntnis einige Schritte näherkommen zu müssen. Wenn ich mir so alles überlege, was Sie uns hier auseinandergesetzt haben, dann spüre ich eigentlich weniger als zuvor irgendwelche Veranlassung, meinen guten alten Brehm aufzugeben, weder ihn noch einen der anderen Vulgär-Psychologen, die zwar nur eine recht sparsame wissenschaftliche Terminologie, dafür aber viel Erfahrungen im praktischen Umgang mit den Tieren gehabt haben. Womit der alte Brehm angefangen hat, eben mit diesem engen und praktischen Umgang mit den Tieren, das stellt ihr heute wichtig als neugebackene Forderung auf, ihr gebt damit zu, daß euch gerade das fehlt, was er sein Leben lang gehabt hat; aber wenn er, der die Tiere nun wirklich gründlich aus ihren Freiheiten und ihren Gefangenschaften kannte, von ihrem Gemüt, von ihren Gefühlen und von ihrem Charakter spricht, dann erhebt ihr sogleich schockiert den Zeigefinger und verwarnt ihn ernstlichst. Dabei ist es mit ihm genau so, wie es mit manchen anderen Größen der Wissenschaften gewesen ist: zuerst bekämpft man ihn, dann lobt man ihn über allen grünen Klee, dann lehnt man ihn wieder ab, und just die Leute, denen ohne seine Arbeit ganz und gar der Boden entzogen wäre, auf dem sie stehen, diejenigen, die auf seinen Schultern sitzen, die negieren seine Existenz und Arbeit ganz und gar – aber schließlich muß man sich dann doch wieder zu neuer Anerkennung bequemen. So war es mit Darwin, so war es mit Brehm – ach, mit welchem bedeutenden Mann war es eigentlich nicht so? – Schauen Sie, Doktor, ich habe den alten Brehm immer sehr hoch geschätzt, es ist fast hundert Jahre her, daß er sein grundlegendes Werk geschaffen hat, und es ist wahrlich

im Sinne des Wortes ein Werk gewesen, das Grund gelegt hat, den Grund für alle unsere Kenntnisse vom lebenden Tier. Acht Lexikonbände stark — Doktor, es ist zudem eine ungeheure Arbeit gewesen, die einen ganz neuen Stoff von allen Seiten zusammenzutragen hatte, um ihn in eine bis dahin noch nicht dagewesene Form zu schmelzen, nach Gedankengängen, die ebenso neu waren wie diese Form. Nur selbstverständlich, daß dabei Fehler, Irrtümer und Entgleisungen vorgekommen sind, kein vernünftiger Mensch kann glauben, daß ein solches Riesenwerk eines einzelnen Mannes ganz schlackenfrei sein könnte, ich habe auch meinen alten Brehm immer so kritisch gelesen wie Sie Ihren Goethe. Durch Jahrzehnte, bis heute — um heute zu finden, daß er wichtiger und wesentlicher geworden ist, als er das je zuvor war. Noch immer ist er der beste Tierkenner, weil er von allen, die über das Tier schreiben, den innigsten und lebhaftesten Verkehr mit den Tieren gehabt hat, nicht als Zoodirektor, nein, vor allem als Jäger und Forscher, dem die Natur Inhalt seines Lebens war, in der er wurzelte, und die er intuitiv begriff. Und wenn ich mir seine heute veraltete Terminologie ein wenig aus seiner Zeit herausrücke und sie auf den Glanz unserer Tage poliere — Doktor, dann habe ich in meinem guten alten Brehm immer noch ein tierpsychologisches Werk, das mir mehr gibt als alle eure Streitigkeiten über Taxien und Tropismen, über bedingte und unbedingte Reflexe, über Aktionssysteme und ganzheitliches Verhalten. Und wenn er die Tiere mitunter allzu stark vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet und erklärt hat, lieber Doktor, die Humanpsychologen, die in eurer Tierpsychologie herumspuken, gestehen ja doch selbst ein, daß es keinen anderen Weg zum Tier geben kann als gerade diesen, den man dem alten Brehm nun wieder erbittert vorwirft. Und gerade diese Psychologen sind es, die heute wiederum das Tier vermenschlichen, wenn sie nun auch heute mit unendlich verfeinerten, mit den diffizilsten und differenziertesten Apparaten an die Psyche des Tieres herangehen. — Aber der Himmel mag wissen, ob dieses überfeine, überempfindliche Rüstzeug, das für den mit schweren Domestikationsschäden behafteten Kulturmenschen taugen mag, nun auch wirklich taugt für das schlichte Tier! — Nanu, Doktor, nanu — was haben Sie denn jetzt mit einem Male?"

Der Doktor Arnold streckte jählings beide Hände gegen Hans Froment auf, nahm seine Hand und schüttelte sie: "Jetzt wird es aber die allerhöchste Zeit, daß ich mich davonmache!" lachte er. "Wenn Delos erst einmal seinen Brehm hervorgeholt hat, ist alles umsonst. Mit dem Brehm behält er immer Recht, und weil man ihn in Einzelheiten anerkennen muß, besteht er natürlich darauf, daß man dem Ganzen seine Reverenz erweist. Er will nicht einsehen, daß das auf zwei ganz verschiedenen Ebenen abläuft: die Betrachtungsart eines Brehm und die Arbeitsweisen unserer modernen Forschungen. Ich habe tausendmal mit ihm darüber debattiert, aber machen Sie einmal etwas mit diesem Dickkopf! – Auf Wiedersehen, Herr Froment, es hat mich sehr gefreut, Sie kennengelernt zu haben – man sieht sich doch einmal wieder, wie?"

Und klopfte dem verstummen Delos auf die Schulter und rief im Davonstürmen: "Gut, gut, Delos, wir kommen noch einmal darauf zurück, aber nicht heute, heute habe ich noch was anderes zu tun. Leben Sie wohl!" Und damit war er dann auch schon zur Tür hinaus ...

Michael Delos sah dem Verschwundenen lächelnd nach: "Da läuft er hin! Komisch ist der Mann. Wenn ich mit dem alten Brehm anfangen würde, wird er entweder mächtig gesprächig und streitet gegen mich an, oder aber er verstummt und läuft mir, das hat er in der letzten Zeit häufig getan, läuft mir einfach davon!" Und dann sah er Hans Froment an und strahlte: "Gegen den Brehm kann er nicht an, aber sonst lasse ich nichts auf den Doktor Arnold kommen, ein feiner Kerl und ein sehr fähiger Wissenschaftler, von ihm haben wir bestimmt noch eine ganze Menge Gutes zu erwarten!"

Hans Froment konnte nicht anders, er mußte lachen: "Nett von Ihnen, daß Sie eine so gute Meinung von ihm haben! Aber warum sagen Sie das dem Herrn Doktor nicht einmal selbst? Ich glaube, er würde sich freuen darüber. Wenn Sie mit ihm debattieren, merkt man nämlich ganz gewiß nichts davon, daß Sie ihn schätzen!"

Michael Delos kniff vergnügt ein Auge zu: "Taktik, Hannes, Taktik!" meinte er schmunzelnd. "Man darf die jungen Leute nicht so einfach in das Gesicht hinein loben, davon werden sie nur übermütig. Widerspruch erhält

jung und geschmeidig, Widerspruch kann gar nicht kraß genug sein, ein gesinnungstüchtiger Widerspruch zwingt die jungen Leute bisweilen sogar, sich just mit den Dingen zu beschäftigen, die sie sonst gleichgültig am Wege liegen lassen würden. Ich erzähle ja einem gewissen jungen Maler auch immer wieder, daß die Tiere unserer Heimat nicht weniger interessant sind als die großen und starken Fremdlinge ferner Länder, daß ein ganz kommuner Haushahn nicht weniger schön ist als ein Strauß, ein Fuchs im Winterpelz nicht weniger als ein kanadischer Wolf, ein Haushund mindestens ebenso anziehend wie ein Elefant, ein Wanderfalke vielleicht noch um vieles schöner als ein Lämmergeier. So etwas hat seinen Zweck und seine Richtigkeit, und unsere jungen Tierpsychologen muß man eben immer mal wieder auf den guten alten Brehm stoßen, sonst vergessen sie ihn und halten sich selbst für das Salz der Erde. Und der alte Brehm hat nun mal eine sehr anständige Arbeit geleistet, natürlich soll man sie nicht unkritisch hinnehmen, unsere Erkenntnisse schreiten ja gottlob fort, aber ich mag es nicht, wenn junge Leute die Lebensarbeit eines großen Alten gleichgültig übersehen und in ihrer Laboratoriumsarbeit aufgehen, die ihnen just das Werk, das sie abzulehnen pflegen, erst erschlossen und ermöglicht hat. — Und wenn Sie bei seinem kleinen Vortrag aufgepaßt haben, Hannes, dann haben Sie merken müssen, daß es viel zuviel Schulen gibt, die sich natürlich eine wie die andere für ganz unfehlbar halten, und von denen einige ihren Lebenszweck geradezu darin zu sehen scheinen, die anderen Schulen heftiglichst zu bekämpfen. Ich sehe mir das schon recht lange und weit mehr aus der Nähe an als Sie, manchmal zeitigt das recht wunderliche Blüten, kann ich Ihnen nur sagen. Da geht es den Herren keineswegs um irgendwelche Wahrheiten, da geht es ihnen einzig und allein um ihre siebenfach geheiligten Methoden. Und wenn ein anderer mit anderer Methode etwas wirklich Wissenswertes herausgefunden hat, so lehnt man dergleichen energisch ab oder nimmt einfach keine Notiz davon. Es ist nicht mit der einzig patentierten Methode festgestellt, also kann es von vornherein nichts wert sein. Und dann gibt es immer noch alle Extreme der Vermechanisierung oder der Vermenschlichung des Tieres, gibt es die unaufhörlichen Streitigkeiten um Begriffe und Terminologie, über Experiment und Versuch, und das rennt

sich gegenseitig die Schädel ein, statt miteinander zu arbeiten — Froment, man kann in diesem Hin und Her und Für und Wider nichts Besseres tun, als immer wieder auf die goldene Mittelstraße verweisen, auf welcher der gesunde Menschenverstand wie in vielen Dingen auch in der Erforschung der Tierseele marschiert. Natürlich bleibt die Kluft zwischen dem Praktiker und Liebenden auf der einen Seite und dem strengen Wissenschaftler auf der anderen. Dieser tastet sich vorsichtig an Gesetzmäßigkeiten heran, jener sieht das blühende Leben und das einzelne Individuum, es ist ein Unterschied wie zwischen einem Band Lyrik und einem Gesetzbuch — aber das ist doch nur gut, beides muß sein ... Aber für diesen gesunden Menschenverstand ist mir auch heute noch der alte Brehm das beste Schulbeispiel, und meine klugen Herren Gelehrten sollen mir gefälligst nicht die Jäger und Hirten und Viehzüchter und Tierhalter aller Art schmähen, weil sie immer noch Anschauungen huldigen, denen Brehm das Wort gegeben hat, sie sollten besser einmal ergründen, woher das kommen mag, daß Menschen, die sich praktisch mit den Tieren befassen, mit ihnen leben, jagen, wandern, hüten, arbeiten, züchten, heute immer noch die gleichen Anschauungen über ihre Tiere haben wie jener alte Forscher vor hundert Jahren, der die Welt bereist hatte, die Tiere mit offenen Augen beobachtete und als kluger und wissenschaftlich durchaus gebildeter Mann die Schlüsse aus seinen Beobachtungen und Erfahrungen zog, um sie in seinen Büchern niederzulegen, die von der Wissenschaft heute noch benutzt werden! Wenn Wahrheiten sich länger als hundert Jahre halten, dann muß schon was dran sein an ihnen, denke ich, dann sind sie es zumindest wert, einmal gründlich untersucht zu werden, heute hält sich nämlich eine landläufige Wahrheit kaum jemals länger als zwanzig Jahre ... Und nun kommen Sie, Froment, wir wollen uns in meinem Atelier noch ein gute Tasse Kaffee kochen!"

Als sie dann bei diesem Kaffee saßen, Delos liebte dieses Getränk über alles und verstand es ausgezeichnet zuzubereiten, an jenem Tisch, an dem zu sitzen Hans Froment immer eine kindliche Freude war, auf dessen Platte sich dicht an dicht die kleinen Plastilnfiguren reihten, nach denen Delos seine großen dermoplastischen Arbeiten schuf, und von denen Hans immer wieder

die eine oder andere zur Hand nahm, sie aufhob und mit Freude und Gewinn betrachten konnte, als sie die erste Tasse tranken, Delos seine Pfeife in Brand setzte und Hans seine Zigarette anzündete, legte der Alte, wie das seine Art war, den Kopf ein wenig schräg und sah Hans Froment über den Tisch hinweg forschend an: "Wenn Sie noch ein, zwei Stunden im Museum bleiben wollen, Hannes, könnten wir zusammen nach Haus fahren, und ich würde mich freuen, wenn Sie einmal wieder bei uns zu Abend essen würden!"

Hans Froment erwiderte den Blick nicht, er stellte die kleine Plastik, die zwei Seelöwen auf ihrer Klippe zeigte, vorsichtig auf die Tischplatte zurück und schob sie in die Reihen der anderen Bildwerke. "Bitte, Delos, lassen Sie mich gehen!" sagte er leise. "Der Regen hat mich schon so lange in der Stadt festgehalten, wenn ich nun noch mit Ihnen gehe, verliere ich den ganzen Tag. So aber könnte ich noch gut einige Stunden arbeiten!"

"Ist die Arbeit so wichtig?" meinte Delos mit mildem Vorwurf in seiner Frage. "Seit meine Tochter wieder im Hause ist, sind Sie noch nicht ein einzigesmal zu uns herübergekommen!"

Jetzt hob Hans den Kopf: "Die Arbeit ist wichtig, Delos! Es ist wahr: sie geht mir von der Hand wie nie zuvor in meinem Leben, Bild wächst nach Bild, und manchmal erschrecke ich selbst vor den Resultaten und vor der sicheren Reife, in der die Bilder erstehen. Aber was will ein einziges Bild besagen, wenn sich sechs oder zehn oder zwanzig, wenn sich hundert Bilder in meinem Hirn drängen, mein Herz bewegen, wenn sie danach rufen und schreien, endlich, endlich erstehen zu dürfen in Glanz und Herrlichkeit! Immer, wenn ich einen Tag für die Arbeit habe ausfallen lassen, brauche ich Tage, um die inneren Vorwürfe zum Schweigen zu bringen – ich muß malen, Delos, Bild um Bild muß ich malen, ich habe meine Aufgabe, ich habe immer noch meinen Dank dafür zu entrichten, daß ich um die Welt fahren durfte ... Und wissen Sie, daß vorhin, als uns der Doktor Arnold die verschiedenen Richtungen und Arbeitsweisen in der Tierpsychologie erklärte, als draußen der Regen gegen die Fenster klatschte, als die toten, präparierten Tiere uns stumm umstanden, daß es da wie eine heftige, wütende Begierde über mich kam: nach Hause zu eilen, in mein Atelier, meinen Kittel anzuziehen und zu malen, zu malen ohne Ende ...

Wie tappt da alles in den Wissenschaften noch immer in den Anfängen herum, wie künstlich, wie lebensfern ist euer Museum, ihr lebt neben der Welt her wie auf einer künstlichen Insel, wie unter einer Tarnkappe — ich aber, Delos, ich kann mit meinen Bildern das Leben erstehen lassen, das Ganze, das Vollkommene, das ewige Leben eben, das zu allen Menschen spricht. Und wenn die Wissenschaftler bisweilen am Tier und mit seiner Intelligenz experimentieren auf eine Weise, für die nur wenige Menschen das rechte Verständnis aufbringen können — Delos, ich kann den Menschen das Tier hinstellen in seiner ganzen Schönheit und in seinem tiefsten Geheimnis! Und wenn die Wissenschaft meint, daß vorerst noch wenig zu sagen ist vom Tier, Delos, ich habe unendlich viel auszusagen, und es ist meine Pflicht, auch nicht ein einziges Wort davon zu verschweigen! — Lassen Sie mich nach Hause fahren, lassen Sie mich arbeiten, ich bitte Sie darum!"

Delos stand auf und schenkte ihm zum anderen Male die Tasse voll, schob ihm die Zuckerdose fürsorglich zurecht und setzte sich dann wieder. "Aber natürlich, Hannes!" sagte er dann hastig. "Ich wäre der letzte, der versuchte, Sie von der Arbeit abzuhalten. Ich werde mich doch nicht selbst um meine schönste Freude bringen: vor einem Bild stehen zu dürfen, das Sie eben vollendet haben, und das noch kein anderer Mensch gesehen hat. Und Sie haben recht: nie zuvor hatten Sie eine solch reiche und reife Zeit wie in diesen Wochen. — Fahren Sie, arbeiten Sie ... Ich meinte nur", neigte er jetzt seinen Kopf, "meine Christa hätte ihre Freude daran gehabt, Sie einmal bei uns zu sehen. Sie bewirten zu dürfen. Sie liebt Ihre Bilder sehr, seit langen Jahren schon, ich glaube, jetzt bildet sie sich ein, daß Sie sie nicht mögen, weil Sie nicht einmal zu uns kommen! — Lassen Sie nur!" unterbrach er Hans, der, errötend wie ein junges Mädchen, sich entschuldigen wollte. "Ich werde dem Mädchen schon alles klarmachen, werde ihr sagen, daß es nur die Arbeit ist, die Sie von uns fernhält. — Ich verstehe Sie ja so gut, Sie müssen Ihre Zeit nützen, fahren Sie also, Hans Froment, arbeiten Sie!" —

Als Hans Froment wenig später die breite Freitreppe hinabsprang und zum nahen Stadtbahnhof eilte, lauschte er verwundert in sich selbst hinein.

Gewiß: er hatte durchaus nicht gelogen, da drinnen klopfte und flackerte die heiße Begierde des Bildners, der seiner Aufgabe und seiner Arbeit entgegenfieberte, und da war auch eine leise Trauer, denn er hatte es doch gefühlt, daß Michael Delos trotz aller guten und verständigen Worte von seiner Absage, der letzten aus einer ganzen Reihe, die ihr vorausgegangen waren, schmerzlich angerührt worden war – und dennoch war hinter, hinter all diesen Gefühlen eine still verbissene Freude: zurückkehren zu dürfen in sein Atelier, zurück zu der bunten Pracht seiner Bilder, der Tiere aus aller Welt, wieder einmal den Menschen entronnen zu sein und nicht an einem Familientisch einem schmalen, dunklen jungen Mädchen mit sehr wachen und klugen Augen gegenüber sitzen zu müssen, einem Mädchen, das die Tochter von Michael Delos war, und von der er nicht wußte, wie er sie auf die Dauer von sich fernhalten konnte, er, der nichts als arbeiten und sich auch von der zartesten und sanftesten Verwirrung nicht in dieser Arbeit stören lassen wollte ...

Sumas Zahn

Als Hans Froment am anderen Morgen erwachte, hatte sich die hochsommerliche Temperatur abgekühlt, unter dem blauen Himmel war der Wind aufgestanden, und das Rauschen des Waldes schwang sich, ein dunkel verführerischer Sang, durch alle Fenster in das stille Haus und erfüllte es bis in seine letzten Ecken mit dem großen Anruf der lebendig atmenden Natur. Er lief sich die Unruhe des Vortages aus auf stundenlanger Wanderung über die Waldwege und unter der großen Orgel der Bäume im sommerlichen Wind. Und wieder einmal, wie sooft schon, nahm der stille Wald alle seine Ängste von ihm, seine Zweifel lösten sich aus ihm, flogen davon auf dem Rücken des Windes, und in der Begegnung mit einem Reh, das sein Junges über den Weg führen wollte, und nun stillstand und ihn sorgend ansah mit großen, schwarzen, feuchten Märchenaugen, indessen das Kitz mit noch ungelenk steifen Läufen einige neugierige Schritte dem Menschen entgegengat, in dieser Begegnung löste sich sein Herz und öffnete sich abermals voll Liebe und Sehnsucht der Welt und dem Zauber, der um die freie Kreatur ist. Und wieder wußte er: er gehörte nicht der eisern und steinern drohenden Welt der Städte an — er gehörte der freien Weite, der Welt, wo sie noch wild war und ungeschändet, dem Tier in seinen letzten Freiheiten, die groß waren und immer noch vom Rätsel der Schöpfungstage durchpulst und voll von ewig lockenden Geheimnissen, vor denen alle Offenbarungen der gefangenen, dem Menschen nahen und von ihm gezüchteten und wider ihre Natur verbogenen Haustiere verstummen mußten.

Und als er nach dem Mittagessen in sein Atelier trat, das erfüllt war von der hundertfältig rauschenden Harfe des Windes, dessen Sang sich breit und voll durch die weit geöffneten Fenster schwang, da beugte er sich abermals und freudig diesem großen und geliebten Anruf und hob die über den Keilrahmen gespannte und grundierte Leinwand auf die Staffelei. Und dann entstand unter dem Rauschen des Windes, dem Brausen des Waldes und dem nahen Flüstern der Pappeln an seinem Hause in tagelanger, fast pausenloser Arbeit das neue Bild: dunkles Geklüft sprang auf, zerrissen und schattend unter dem vollen Mond, der silbern glühend am Himmel hing, das Wasser des Sees leckte irisierend in das Bild, der Elefantenbulle stand wie ein Felsblock in der Nacht und sah seinem Sohn zu, der fröhlich in das Wasser hinaus-watete, und zur Seite wachte die Mutter mit gespannten Ohrfächern über das Kleinkind, das mit ängstlicher Neugier den noch kurzen Rüssel gegen den fremden Ruch ausstreckte, der vom Wasser kam. Und hinter den Tieren lag der Mondnebel dünn und schleiernd weiß über der in ihrer Endlosigkeit sich verlierenden Steppe.

Das Bild wuchs schnell und gut heran, und es war wie immer in der Zeit nach seiner Heimkehr, daß Hans Froment sich aus seiner Arbeit heraus über sich selbst verwundern mußte. Da standen in langen Reihen seine Skizzenbücher in den Regalen, in denen er in unzähligen Studien und jahrelanger Arbeit das Material zusammengetragen hatte, das er glaubte, für seine Arbeit zu benötigen, Vorwürfe und Details für die großen Gemälde, die er einst, im sicheren Atelier der Heimat, mit der Hilfe dieser Studien schaffen wollte. Aber nun griff er nicht ein einziges-mal nach einem dieser vielen Skizzenbücher, ja, er hütete sich sogar, eines zur Hand zu nehmen, weil er sich das innere Bild nicht mit den alten Skizzen ändern oder gar verderben wollte. Er brauchte keine Hilfsmittel mehr und keine Krücken, das Sehen da draußen war wichtiger gewesen als all das viele Zeichnen, nun trug er die Tiere in sich, und seine Hände ließen sie erstehen in all ihrem Glanz, ihrer Macht und ihrer Schönheit ohne Fehl.

Die Farben trockneten rasch in der warmen Sommerluft, unter dem Wind, der mit sanfter Gewalt über die Bildfläche strich, als das Bild fertig war und nur

noch der dunstige Nebel über der Steppe nach einigen gebrochenen und vage verzitternden Lichtern rief, als sich an einem frühen Nachmittag ein dünner, rascher Pfiff unter seinem Fenster erhob und er im Aufblicken die beiden silbergrauen Wolfshunde stumm und schön durch seinen Gartenpark federn sah, da erst fiel ihm ein, daß wiederum eine Woche zu Ende war, und daß Delos' letzter Besuch schon um acht Tage zurücklag.

Als Michael Delos das Atelier betrat, fand er seinen jungen Freund an der Fensterbank lehnend und mit glänzend großen Augen sein Werk betrachtend. Der Alte trat ohne Umstände neben ihn, lehnte sich wie er an die Fensterfüllung, atmete einmal hoch auf, als seine Augen mit dem ersten Blick das neue Bild erfaßten, und dann lehnte er eine gute Weile still und in sich versunken an seinem Platz. Schließlich holte er tief Luft und sagte begeistert: "In acht Tagen, Hannes, Sie sind ein Mordskerl! Und wie Sie das wieder hingestellt haben, die Tiere, die Nacht, die sich im Nebel verschleiernde Landschaft — die sind wohl verdammt schwer zu malen, was, diese Nebel? Aber Sie haben auch das hingekriegt, der alte Caspar David Friedrich hat es nicht besser gekonnt als Sie! Und der konnte doch einiges, der Alte ..." Dann schwieg er wieder, um nach einiger Zeit mit wild vergnügtem Lächeln unter seinem Landsknechtbart hinzuzufügen: "Und wie frech Sie da mal wieder geschwindelt haben, Sie mondsüchtiges Malerlein!"

Hans Froment sah ihn erschrocken und erstaunt auch von der Seite an, aber der Alte ließ seinen Blick nicht von dem Bild und schmunzelte in sich hinein: "Sie haben es in der letzten Zeit und überhaupt und so mächtig mit dem Mond, Hannes! Na ja, ich weiß, Sie haben dort draußen Ihre besten Beobachtungen in der Nacht machen können, in den Mondnächten, und dazu gibt so eine Mondnacht immer eine gute und wirkungsvolle Stimmung, zumal, wenn man wie Sie den Mut hat, sie zu verfälschen. — Ach, stellen Sie sich doch nicht dümmer, als Sie sind, Herr Kunstmaler Johannes Froment! Sie wissen genau so gut wie ich, daß auch auf diesem Bilde hier wieder mal sämtliche Farben verlogen sind, schlichtweg gelogen sogar, daß der Mond alle Farben austrinkt, daß er recht eigentlich nur eine einzige Farbe leben und glimmen läßt — das Grau, nicht wahr, Sie kluger Mann, das Grau der ausgebrannten Asche ...

Schweigen Sie, reden Sie mir nicht herein, so dumm bin ich nun wieder nicht, daß ich nichts von künstlerischer Freiheit wüßte, die ich Ihnen selbstverständlich einräume. — Und trotzdem, Hannes, trotzdem: ich hätte nicht den Mut dazu, die Wahrheit derart nach meinem Gusto zu verbiegen, und je länger ich Ihnen auf die Finger sehe, um so klarer wird mir, warum ich kein Künstler geworden bin. Mir hat es nur an der Frechheit gefehlt, das ist alles!"

Er wandte sich ihm lebhaft zu: "Was machen Sie denn jetzt für ein Gesicht, Mann? Beleidigt, empfindliche, höchst sensible Künstlerseele, die keine sachlichen Feststellungen mehr vertragen kann und am besten in Watte zu packen ist? Machen Sie sich nicht lächerlich, Hannes, solch ein Spiel gibt es nicht zwischen uns beiden! Ich werde doch wohl noch sagen dürfen, daß grau grau ist und grau bleibt, auch wenn Sie es golden malen! Tadel, Kritik? Aber, Menschenskind, das hat doch nichts mit den Gesetzen der Kunst zu tun und nichts mit Ihrem Bild. Das Bild ist großartig, das Bild ist wundervoll — ich wünschte nur, ich könnte so etwas malen, Froment! Ich, wenn ich dieses Bild gemalt hätte — Herrschaften, ich würde nur noch in der dritten Person mit mir selbst verkehren!"

Er stützte die Hände hinter sich auf die Fensterbank, zog sich in die Höhe, setzte sich und schlenkerte mit den Beinen in den langen, nicht sonderlich gut gebügelten Leinenhosen, holte die Pfeife hervor und stopfte sie sich mit Andacht, ohne seine Augen auch nur für eine Sekunde von dem Bild zu lassen. Dann blies er endlich die erste blaue Tabakswade gegen das Gemälde und sagte noch einmal, bekräftigend und abschließend: "Wirklich, Hannes, Sie sind ein Prachtkerl!" Und dann rauchte er seine Pfeife und sah eine gute Weile den Elefanten zu, die ihr Kind still durch die Mondnacht zur Tränke geführt hatten, und die nun schwer und stark und gut sein Spiel behüteten.

Hans Froment nahm die Palette auf und trat vor das Bild, sicher und schnell setzte er die dünn flirrenden, verfließenden Lichter in den grausilbernen Nebel, dann nahm er einen anderen Pinsel auf und legte mit ihm seinen Namen in die Bildecke, legte die Palette zurück und zog den Malerkittel aus. Wie er dann durch das Atelier ging, hinüber in die Sessecke und zu den Zigaretten, die auf dem Rauchtisch standen, nickte Michael Delos zufrieden mit dem

Kopfe: "Nun ist es gut – jetzt ist es ganz fertig!" Und dann saß er wieder still, schmauchte seine Pfeife und baumelte mit den Beinen hin und her. Hans Froment zündete sich eine Zigarette an und ließ sich dann wie erschöpft in einen der tiefbeinigen Sessel gleiten – es tat gut, sich einmal ganz auszuspannen, einmal für eine kurze Zeit nicht das Bild vor Augen zu haben, dieses Bild, das die letzte Woche seines Lebens gefressen hatte ...

Bald dann aber sah er argwöhnisch auf den Alten in der Fensterbank. Der war ihm zu ruhig, er kannte ihn gut, er wußte, daß diese Ruhe unnatürlich war und fühlte untrüglich, daß Michael Delos irgend etwas in seinem Inneren bewegte, mit dem er allein nicht fertigzuwerden verstand. Er kannte ihn gut, darum hütete er sich, direkt zu fragen, denn er wußte gut, daß er dann keine Antwort bekommen würde, oder nur eine solch ungebärdige und wilde, aus der er nicht klug wurde, und an deren Undurchsichtigkeit er dann herumkauen konnte wie auf einem Rätsel. Er schwieg, wenn Michael Delos zu ihm gekommen war, um sich etwas vom Herzen zu reden, dann würde er schon von selbst zu sprechen beginnen, wenn es an der Zeit war.

Aber erst bei der dritten Pfeife tat der Alte dann endlich den Mund auf. Er saß auf seinem Platz und schlenkerte mit den Beinen, er sah gegen das Bild der Elefanten, von dem er die ganze Zeit nicht ein Auge gelassen hatte, er rauchte seine Pfeife, er brummelte so vor sich hin, raunzte und räusperte sich viele Male, sprach sich langsam frei: "Wie Sie diese Elefanten da in ihre Welt gestellt haben, Froment, das ist schon was ... Sonderbare Tiere, die Elefanten, merkwürdig, höchst merkwürdig. Man findet sich eigentlich nie ganz mit ihnen zurecht, und je länger man sich mit ihnen befaßt, desto dümmer kommt man sich vor ... Na ja, das brauche ich Ihnen nicht zu erzählen, Sie sind ja auch mit dem Elefantenklaps geschlagen, der jeden befällt, der sich einmal mit diesen Tieren einläßt. Ja, die Elefanten ... Ich war übrigens heute bei ihnen, ich war nicht im Museum, ich hatte dienstlich im Zoo zu tun. Nun ja, die Inder ... Sind ganz andere Tiere als die Afrikaner, Hannes, Ihr Bild von den badenden Elefanten auf Ceylon ist doch einzigartig, ich kann es nicht vergessen, immer, wenn ich da draußen den indischen Elefanten gegenüberstehe, fällt es mir

wieder ein ... Ein großer Wurf, Hannes, ganz unvergleichlich, dabei sind Ihre anderen Bilder, die von damals und gar die von heute, weiß Gott nicht schlechter, im Gegenteil ... Was meinen Sie, ob es wirklich wahr ist, daß der Inder degeneriert? Teils an seiner Gefangenschaft, teils an seiner Nahrung, die ja grundlegend anders ist als die des Afrikaners ... Ich habe da letzthin eine These gelesen, nicht von einem unserer europäischen Gelehrten, sie ist in Indien aufgestellt worden von Männern, die engen praktischen Umgang mit den Elefanten dort haben, eigentlich leuchtet sie mir ein ... Degeneration aus Mangel an Vitaminen ... Sie wissen das nicht? Traurig, Hans Froment, sehr traurig, ich habe Ihnen schon immer gesagt, Sie sollen sich nicht auf Ihre Bilder und Bilderbücher beschränken, Sie können bei mir im Museum alle wissenschaftlichen Zeitschriften einsehen, und wenn man nicht vor dem darin ausgebreiteten wildgewordenen Gelehrtenrotwälsch kapituliert, sondern ein wenig seinen gesunden Menschenverstand anstrengt, dann sind diese Blätter bei allen ihren Mängeln doch immer noch das Gescheiteste, was wir haben – die Gelehrten sind gar nicht so dumm, Hannes, wie sie uns immer scheinen wollen ... Aber die Theorie also ... Sie wissen doch, daß die afrikanischen Elefanten sehr starke Stoßzähne schieben, die Bullen natürlich die schwersten, aber die Elefantinnen geben ihnen nicht sonderlich viel nach. Bei den Indern dagegen haben die Kühe nur Zahnstummel, die äußerlich oft genug nicht einmal sichtbar werden, und die Bullen mit wirklich schwerem Elfenbein werden dort immer seltener. Man will festgestellt haben, daß die Zahl der Elefanten, die nur noch einen einzigen Stoßzahn entwickeln, ständig im Steigen begriffen sei. Und man schiebt das, ich sagte es schon, auf die Ernährungsweise. Die Afrikaner nähren sich noch immer vorwiegend von Zweigen und den saftigen Trieben der Bäume, von Wurzeln und Früchten. Der indische hat sich schon in seiner Freiheit längst auf weit weniger gehaltvolles Grünfutter umgestellt, auf Gras und junge Blätter, und in seiner Gefangenschaft wird er seit tausend und abertausend Jahren mit Heu und Reis und Weizenkleie ernährt. Und so geht es ihm eben wie dem Menschen, den die weiche und wenig gehaltvolle Nahrung seiner Zivilisation mit immer schlechteren und schwächeren Zähnen schlägt, zum Aufbau guter, starker Gebisse gehören eben

Vitamine — der Inder hat nicht genug davon zur Verfügung, also verkümmert sein Zahnwuchs, also degeneriert er ... Interessant, nicht wahr, wert, daß man sich das alles mal gründlich durch den Kopf gehen läßt, meine ich ..

Überhaupt eine hochinteressante Geschichte, die von den Elefantenzähnen ... Nicht nur die Stoßzähne sind interessant, auch die Backenzähne. Und heute Morgen habe ich da einen ganz besonderen Fall gesehen..."

Hans Froment blickte erschrocken auf. *Suma!* dachte er — gewiß würde Michael Delos jetzt von der alten Suma sprechen. Warum eigentlich hatte er sich niemals mit seinem Freund über dieses Tier unterhalten, über Suma? Deren Leiden und dazu die Begegnung mit dem Orang, den die Menschen "Golem" genannt hatten, waren schuld daran, daß er jetzt schon seit Monaten den zoologischen Garten mied, obwohl sein Herz bisweilen schrie in Sehnsucht nach dem lebenden Tier, daß er sich lieber im "Leichenschauhaus der Tiere", wie Delos mit zynischer Trauer das Museum nannte, aufhielt, als daß er den Park besuchte, in der seine Jugend fröhlich und stark herangewachsen war ... Suma — was würde Michael Delos, der Unerbittliche, ihm nun von diesem Tier erzählen wollen?

Aber der Alte schlug erst noch einmal einen Haken, er schien sich zu scheuen vor diesem Thema, das ihm in Wahrheit allein am Herzen lag und auf der Zunge brannte: "Sie wissen doch Bescheid, Hannes, über die Backenzähne beim Elefanten, meine ich? Er entwickelt in jedem Kiefer nur einen einzigen Zahn, etwa eine Frauenhand breit und zwei Frauenhände lang und etwa anderthalb Hände hoch. Und er wechselt diese Zähne ungefähr achtmal in seinem Leben. Sobald ein Zahn abgenützt ist, schiebt sich der neue Zahn aus dem Kieferwinkel vor wie in einer Gleitschiene, und drängt den alten hinaus, man findet sie manchmal im Elefantenstall oder Auslauf, Kilogramme schwer in all ihrer Verbrauchtheit. Manchmal aber geht es nicht so glatt und einfach, wie ich das hier eben erzählt habe, manchmal hapert es mit den Zähnen, beim degenerierten Elefanten ebenso wie beim degenerierten Menschen ... Da draußen im Park lebt also die Suma, ich kenne sie seit einigen Jahrzehnten, sie ist für mich immer das Urbild und der Inbegriff einer braven, willigen, gescheiten und gutmütigen Elefantenkuh gewesen, sie hat klug und mit ruhiger

Selbstverständlichkeit dem Menschen die Dienste geleistet, die er von ihr erwartete, hat ihr Leben lang gearbeitet, für nichts anderes im Grunde als für ihr Futter, für eine kläglich karge Liebkosung im besten Falle ..."

Er schwieg schon wieder und verbarg sein Gesicht hinter den blau und dicht ziehenden Schleiern der Tabakswolken. Und dann plötzlich brach es aus ihm heraus wie die glühende Lava aus dem Krater eines Vulkans, schnell, ungehemmt, erbittert und böse:

"Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Hannes: ich habe eine Stinkwut im Leibe, und es hat an diesem Vormittage nicht viel gefehlt, daß ich mir eine Anklage wegen tätlicher Beleidigung zugezogen hätte — und, weiß Gott, mir wäre jetzt wohler, wenn ich dreingeschlagen hätte! — Was? Die Direktoren? Die Besitzer des Parkes? Pöh — wer sind denn die, Froment? Tierhändler, Geschäftsmänner — was kann man schon von ihnen verlangen? Aber stören Sie mich jetzt nicht, ich sage es Ihnen schon, wenn ich für Fragen Zeit habe, jetzt will ich von Suma sprechen! Sie ist meine Freundin, verstehen Sie mich, meine gute Freundin, seitdem ich sie kennengelernt habe, und das liegt mindestens drei runde Jahrzehnte zurück! Ein gutes Tier, das beste vielleicht im ganzen großen Park!

Sie kam in den Garten, als man noch an der neuen großen Freianlage baute. Suma kam und machte sich sogleich an die Arbeit. Sie zog den schwersten Wagen, den unhandlichsten Karren durch das unwegsamste Gelände, sie wälzte und trug die Stämme aus dem Weg, die aller Menschenkraft spotteten, sie arbeitete vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, sie war bereit und geschickt zu jedem Dienst, immer willig, immer sanft und klug und gut und zufrieden mit dieser Lausewelt, wenn sie nur am Abend hinter ihren Heubergen im stillen Elefantentall stehen durfte. Und war dankbar wie ein reich beschenktes Kind, wenn während der harten Knochenarbeit mal einer kam und ihr einen halben Laib Brot unter den Rüssel schob. Hans Froment, noch immer, wenn ich den Menschen mit seinen Tieren verglichen habe, beschämten mich die Tiere. Denn es ist doch so, daß das Tier die Arbeit des Menschen verrichtet, die ihn ernährt, an der er verdient, die seine ureigenste Erfindung ist und dem Tier nur fremd oder gar zuwider sein kann.

Denn das Tier kann nichts wissen vom Sinn und Wert irgendwelcher Arbeit, aber es tut sie, weil es sich dem immer gleich unverständlichen Willen des Menschen fügt. Und es ist ein dreister Unsinn des Menschen, wenn er davon schwatzt, daß auch das Tier unter seiner Obhut sich sein Futter verdienen müsse, wenn es ihm selbstverständlich erscheint, daß das Tier arbeitet, weil ja auch er arbeiten muß. Die Gesetze des Menschen sind nicht die Gesetze des Tieres, und wenn der Mensch den wirklichen Aufgaben seines Lebens in dumme Arbeit entflohen ist — das Tier ist von den Göttern zu seinem Leben bestimmt und gewißlich nicht für das ameisenhafte Arbeitsgewühl der Menschen. Es ist der reine Unfug — aber wir können ihn nicht mehr ändern, wir leben nun einmal in dieser merkwürdigen Menschenwelt und müssen sie, ob wir wollen oder nicht, anerkennen. Suma hat sie von allem Anfang an anerkannt: sie arbeitete am Bau, sie arbeitete als Zugtier, sie arbeitete auf dem Güterbahnhof, holte die schweren Käfigwagen von den Loren und rangierte mit ihnen so klug und verständig und einsichtig, daß sich selbst die ältesten Elefantenwärter wunderten. Sie war dabei, wenn neue Elefanten in den zoologischen Garten eingebracht wurden, sie führte die scheuen und oft auch renitenten Fremdlinge in das Haus und an ihren Platz, sie brach manchen bösen und gefährlichen Widerstand, indem sie den Aufsässigen ihren Rüssel rechts und links um die Ohren schlug — ach, Hannes, Ohrfeigen, die jedem Schulmeister die Schamröte ob seiner eigenen Unzulänglichkeit in die Stirn trieben.

Als es dann stiller geworden war im Garten, als man auf besondere Attraktionen verfiel, die man den Besuchern und ihren Kindern bieten wollte, Suma war es, die sich geduldig die Haudah aufschnallen ließ, die täglich ungezählte Kinder, frech und laut schnatternde Kinder, die sich als Herren und Besitzer der Elefantin fühlten und keineswegs sanft oder zartfühlend mit ihr umgingen, ungezählte Kinder, sage ich, über die Wege des weiten Gartens trug, im gleichmäßigen, bedachtsamen Schritt, ruhig und gewissenhaft und immer ganz und gar zuverlässig, sieben lange Nachmittage in der Woche. Und wenn irgendwo im täglichen Betrieb des Parkes die starke Kraft eines Elefanten gebraucht wurde, man holte Suma heran — und Suma tat die Arbeit. Sie war es,

die das Futter in das Elefantenhaus trug oder fuhr, während ihre Mitgefangenen sich auf der Freianlage verlustierten oder in ihrem Bad plantschten. Sie war das Arbeitstier, der stille Prolet, der ruhig und wortlos das tut, was notwendig ist, damit die anderen, die sich so klug und fein dünken, leben können. Und als die Tiergartenmenschen sich herausgefordert fühlten von den ersten Zuchterfolgen, die ein anderer zoologischer Garten mit seinen Elefanten erzielt hatte, als sie schon resignieren wollten, nachdem sie erfolglos mit anderen Kühen herumexperimentiert hatten, die nach Gutdünken und also mit völliger Einsichtslosigkeit ausgesucht waren, als sie, halb zur Belustigung nur der Tiergartenmenschen, die das gute Arbeitstier nicht ernst nahmen, Suma dem Bullen gesellten, da ist es diese Suma gewesen, die das Elefantenkind empfing und trug und in die Welt setzte, dieses Kind, mit dem der Garten ein ganz großes Geschäft gemacht hat, weil es das erste in der Gefangenschaft geborene Elefantenjunge unseres Landes gewesen ist, zu dem die Menschen in hellen Scharen gewallfahrtet sind. Ja, die Suma hat ihr Heu und ihren Quetschhafer, ihren Eimer voll Kleie und ihre Runkelrüben ehrlich verdient, mehr als reichlich verdient, der Profit, den sie ihren Besitzern eingebracht hat, ist gar nicht auszurechnen. Aber haben Sie schon mal einen Menschen getroffen, Hannes, der zu den Tieren anständig ist, weil sie ihm sein Geld verdienen? Der Mensch ist nicht einmal gegen den Menschen anständig, zu der einfachsten menschlichen Haltung muß ihn erst eine ausgeklügelte Gesetzgebung zwingen, und immer wird er lieber billige als teure Arbeitskräfte verwenden, immer will er verdienen, verdienen – Sie können es sich ausrechnen, wie er mit dieser stolzen Gesinnung zu einem Tier ist, das brav und willig und ohne jeden Anspruch alle ihm aufgetragene Arbeit tut ...

Jetzt hat diese Suma nämlich eine Zahngeschichte, seit länger als einem Jahre schon. Im rechten Unterkiefer hat sich ihr Zahn abgenützt, und der neue schiebt sich vor. Aber der alte Zahn hat sich nicht so leicht aus dem Kiefer gelöst, wie das sonst geschieht, er sitzt vorn fest, und so hat sich nun der neue Zahn unter den alten geschoben, hat ihn hinten in die Höhe gedrängt, er steht nun schräg zwischen den Kiefern, die Suma muß sich längst den Gaumen völlig zerschunden haben und kann das Maul nicht mehr schließen. Und natürlich

kann sie mit diesen Zähnen auch ihr Futter nicht mehr ausnützen, das Kauen allein muß ihr eine unendliche Qual sein, sie quält sich herum, schlingt das Futter unzerkleinert und fällt dabei ab, in den wenigen Wochen, in denen ich sie nicht gesehen habe, ist sie erbarmungswürdig verkommen und macht einen fast greisenhaften Eindruck."

Michael Delos glitt von seinem Sitz und lief im Atelier auf und ab wie ein gefangenes und schwer gereiztes Tier. "Natürlich könnte man dem Tier helfen, mit Leichtigkeit, und wenn der Tiergarten nur ein wenig die Reklametrommel rührte, dann würde sich noch obendrein so eine Elefantenoperation zehnfach bezahlt machen, hundertfach — denn was kostet das schon: Suma zu betäuben und von einem Tierarzt den alten Zahn entfernen zu lassen? Hundert Taler — und der Tiergarten hat Abertausende an diesem Tier verdient in den vergangenen Jahren. Ich habe den Inspektor im Elefantenhaus getroffen, und natürlich habe ich ihn gestellt und ihm meine Meinung mit einer Baßgeige beigebracht. Er hat müde von seiner hohen Warte des wissenschaftlichen Beirats und des mit ach so unendlich großer Verantwortung beladenen Geschäftsmannes abgewinkt. Ja, gewiß, der Zahn steht schräg im Rachen, und selbstverständlich drückt Suma ihn bei ihren Versuchen, ihr Futter zu kauen, immer noch tiefer ein, statt ihn zu lockern und zu lösen, und sie zerschindet sich den Gaumen, ganz recht, und sie ist unheimlich vom Gewicht gekommen in der letzten Zeit, nun ja, sie ist ja auch nicht mehr die Jüngste, und wenn sie sich schon mal ein bißchen mit ihrem Zahn quält, was will denn das groß heißen? Schließlich haben doch die Elefanten in der Dschungel auch keine Zahnärzte, und wir Menschen müssen uns ja auch oft genug elend mit unseren Zähnen herumquälen, und die ganze Angelegenheit kann sich überdies jeden Tag in Wohlgefallen auflösen, nicht wahr, der Zahn kann ausfallen, und die Geschichte ist damit erledigt, um so einen Dreck braucht man sich doch nicht gleich in Unkosten zu stürzen, man weiß ja auch gar nicht, ob sich solche Unkosten noch amortisieren würden, vielleicht ist die Suma ja nun wirklich schon greisenhaft und durchaus nicht bei ihrer vielleicht möglichen Unterernährung heruntergekommen. Und dann ist sie eben die hundert Taler nicht mehr wert, und man täte gut, sie baldmöglichst einem Museum zu

verkaufen — und wie wohl die Herren bei mir über einen solchen Ankauf dächten .. .

Ja, Froment, da haben Sie es: so steht man also da draußen in dem Garten zum anvertrauten Tier, sehr gleichgültig nämlich, unmenschlich, nein, eben menschlich gleichgültig — von Verantwortung weiß man überhaupt nichts! Wenn Suma sich quält, so ist das ihre Sache, und wenn sie sterben muß, weil die Menschen zu geizig sind, ein paar Taler für ihre Rettung zu opfern, dann muß sie eben sterben und ihren endlichen, sie von ihren Leiden erlösenden Tod mit ihrem Fell und mit ihren Knochen bezahlen. Und die alte Suma wird auch hier gut und reichlich zahlen, wie sie immer gezahlt hat in ihrem Leben, ich kenne die Zahlen, die man dem Tierpark für den Verkauf einer Elefantendecke und eines vollständigen Skelettes genannt hat!"

Er blieb mit jähem Ruck vor Hans stehen, fuchtelte ihm mit dem Pfeifenstiel vor dem Gesicht herum: "Und wollen Sie mir nun immer noch die Erkenntnis bestreiten, daß der Mensch eine dumme und abscheuliche Bestie ist? Ich habe mein langes Leben dazu gebraucht, zu dieser Erkenntnis zu kommen und sie tausendfältig zu fundieren, ich weiß, was ich weiß, mich erschüttert heute kein Widerspruch mehr, auch nicht von Ihnen, Froment, nein, auch nicht von Ihnen — aber die Suma, aber um die Suma könnte ich heulen!"

Er stoppte seine Rede, ehe sie zum Schrei werden konnte, ließ sich in den Sessel auf der anderen Seite des niedrigen Rauchtisches fallen, warf die Pfeife achtlos auf die Platte, fischte sich eine dicke, schwere Brasil-Zigarre aus dem Silberkasten und setzte sie umständlich in Brand. Schon schien er wieder ganz ruhig, aber Hans Froment sah wohl, wie seine Hände leise, aber heftig und unaufhaltsam zitterten in mühsam gebändigter Erregung. Und dann war es ihm, wie es ihm schon mehrfach mit Michael Delos geschehen war: unter seinen Augen sah er den alten Mann sich verwandeln, das gute alte Gesicht wurde zur strengen Maske, die hellen blauen Augen verdunkelten sich, der fröhliche Landsknechtsbart verschwand, und ihm saß nicht mehr ein freundlicher, gutartiger älterer Herr im leichten Leinenanzug des europäischen Sommers

gegenüber, sondern, dunkel und streng, ein alter Indianer, der mit einer Zunge, die schwer vom Haß war, die Skalpe seiner Feinde forderte:

"Der weiße Mann ist das undankbarste Kind des großen Gottes, er ist der verlorene Sohn der Schöpfung. Er hat die Worte in seiner Bibel gelesen, die Worte von den Tieren, die ihm untertan sein sollen. Und er hat diese Worte als Aufruf und als Befehl genommen, er hat nach ihnen gehandelt, und er hat niemals gefragt, ob sein Handeln recht sei, und recht auch das mehrfach aus einer Sprache in die andere übersetzte Wort aus dem Jahrtausendealten, um Jahrtausende fernen Buch. Er hat gehandelt wie sein Gott, nach dessen Bild er sich erschaffen dünkte, ein Bild, das dem Gotte gleich war. Aber den Tieren dieser Erde ist er ein Gott gewesen, daß der strenge und zürnende und strafende Gott des alten Testaments ein gütig weiser Patriarch ist gegen ihn. Den Tieren weist er ein Antlitz, wie es die dunklen und blutigen Götzen der Neger ihren furchtgeschüttelten Gläubigen entgegenblecken, die sich vor ihnen im blutig düstenden Rauch der Opferhöhlen drängen. Den Tieren ist der weiße Mann kein Gott, er ist ihnen das große und sinnlose Strafgericht – sinnlos, denn die Tiere sind es nicht, die eine Strafe verdienen...

Froment: das Tier ist gut, und die Elefant in Suma war so brav wie eine gute Arbeiterfrau. Ich habe keine sonderliche Hochachtung für Männer, die von irgendwelcher Propaganda für Heroen erklärt werden, für die Männer der Uniformen etwa, für die in Ämtern und Würden, mit Orden und Tressen, denn das Laute und Bunte ist niemals das Wesen wirklicher Helden gewesen. Aber wenn ich jemals Menschen bewundert habe ihres stillen Heldentums wegen, dann sind das die braven Arbeiterfrauen gewesen. Haben Sie schon einmal nachgedacht über das Leben dieser Menschen, Froment? Ich habe es hundertfach beobachtet, eines der üblichen bürgerlichen Erfolgsleben ist ein stinkender Dreck dagegen!

Das wächst in Kargheit und Enge heran, das kriegt kaum Luft in seinen elenden Quartieren und selten einmal die Sonne und noch seltener einmal satt zu essen, das darf in seinen jüngsten Jahren ein wenig spielen, auf den Hinterhöfen vielleicht, zwischen den Mülleimern. Und wenn es laufen gelernt hat und sprechen, und wenn es weiß, daß zwei Groschen und nochmal zwei

Groschen vier Groschen sind, dann muß es der Mutter helfen, diese Groschen zu verdienen, denn der Lohn, den der Vater nach Hause bringt, der reicht nicht aus für einen einzigen Menschen, geschweige denn für eine Familie. Und so trägt das Kind dann Zeitungen aus, macht Botengänge, hilft der Mutter im Haushalt und wartet die kleineren, heranwachsenden Geschwister. Und sogleich nach der Schulentlassung verdingt es sich um niedrigsten Lohn, um den Eltern nicht länger mehr zur Last fallen zu müssen, um sie vielleicht mit einem Talerstück hier und mit einem Talerstück dort etwas unterstützen zu können und ihnen danken, daß sie es in diese herrliche Welt gesetzt haben. Und das arbeitet also und ist fleißig und ist brav, nicht, weil es da irgendwelche Gesetze gibt, vor denen es Furcht hätte, sondern von innen heraus, weil es eben nicht anders sein kann, als es ist: ein gutes Menschenkind. Und dann kommt das Leben mit Reife und erwachendem Blut, und das Mädchen geht ein paarmal zum Tanz, und dann gerät es an einen Mann, und dann heiratet es ihn und oft genug um der Kinder willen, die da kommen. Und es baut mit dem Mann, dessen kleiner Lohn zu nichts reichen will, ein Heim, ein Heim für ihn und für die Kinder, vielleicht enthält es auch ein Eckchen für sie selbst, sonst aber ist sie auch mit dem schmalen Platz im Bett des Mannes zufrieden. Das scheuert anderen Menschen die Treppen, das wäscht ihre Wäsche, das schwenkt ihre Nachttöpfe, nur um die paar Groschen zu verdienen, die man für das nackte Leben braucht, damit sie ihre Kinder ernähren, damit ihr Mann seine Pfeife rauchen und vielleicht am Sonntag einmal ein kleines Glas Bier trinken kann. Und ist still und geduldig, und wenn irgendwo selbstlose Güte in unserer Welt ist, dann bei diesen Menschen, die niemand beachtet, über die sich alles erhaben dünkt oder gar lustig macht. Einer Scheuerfrau, einem Waschweib — du liebe Zeit, so etwas reicht man keine Lorbeeren, unsere Dichter brauchen, um ihr Publikum zu interessieren, Helden, die in Schönheit und Glanz und Sorgenlosigkeit erstrahlen — und eine Aufwartefrau ist bis heute für alle Künstler nur dazu da gewesen, daß man sich amüsiert an der Unbildung oder über das Ungeschick der kleinen Leute. Denn daß sie ihre Kinder zu guten und braven Menschen heranzieht, wie sie selbst immer ein guter und braver Mensch gewesen ist — so etwas zählt natürlich nicht. Aber daß sie sich vielleicht einmal

mit dem Handrücken unter der Nase lang fährt oder den Löffel in der Tasse stehen läßt, das degradiert und ächtet sie für alle Zeit. Ja, unsere Welt, Hans Froment, unser glorreiches Jahrhundert, unsere Zivilisation, unsere Kultur, unsere humanistische Bildung und unser Christentum .. .

Und dennoch: hier haben Menschen mit Menschen zu tun, und ich habe bei aller Erbitterung mich doch immer wieder mit dem Gedanken getröstet, daß der geschundene Prolet seinem übelsten Schinder schließlich doch seinen Bettelkram vor die Füße werfen, daß er ihm, wenn gar nichts anderes hilft, auch den Schädel einschlagen kann im gerechten Zorn. Und daß eine Waschfrau dem Plebejer, der sie gemein sekkiert, weil er weiß, daß sie die paar Groschen braucht, die er ihr für die Arbeit zahlt, und weil er sich vor sich selbst als Herr und Herrenmensch beweisen will, daß sie ihm also den Scheuerlappen um die Ohren schlagen und sich eine andere Stelle suchen kann.

Aber mit einem Tier ist das alles anders. Tiere sind nicht nur gut, sie sind auch wehrlos dem Menschen in die Hand gegeben, und der Mensch ist nicht durchsichtig für sie und niemals verständlich, am wenigsten in seiner Gemeinheit — er ist ihnen wie ein Gott über das Leben gestellt, und dem Schicksal, das er über sie verhängt, ist niemals zu entrinnen. Froment, immer wenn ich die alte Suma gesehen habe, wie sie so brav und so willig und so einsichtig die Arbeit tat, die der Mensch von ihr verlangte, immer dann habe ich an die stillen und guten Arbeiterfrauen denken müssen, von denen ich Ihnen eben erzählte. Die Suma hat kein anderes Leben geführt als diese Frauen, auf denen zuletzt unser ganzes Kulturgefüge ruht. Denn wären sie nicht so, wie sie sind, so wären auch ihre Männer böse, und ihre Kinder würden im Bösen heranwachsen, und unsere Welt wäre eine Welt voller Wölfe. Ja, vielleicht hat Suma noch manche dieser Frauen beschämt, denn sie ist noch selbstloser gewesen, sie hat auf ihr ganzes eigenes Leben verzichtet, weil der Mensch das von ihr verlangte, sie hat sich ergeben den oft so unverständlichen Wünschen des Menschen gefügt, sie hat alles getan, was er von ihr verlangte. Und hat dabei selten genug einmal ein Lob geerntet, sondern oft genug noch Prügel, und war umgeben von rauhem Geschrei und wild geschwungenen Knüppeln

alle Tage ihres Lebens mit den Menschen, die da glaubten, das große Tier regieren zu müssen mit Drohung und Schrecken und Strenge. Und die Peitsche knallte und zischte, und die Prügel fielen klatschend und dröhnend – und oft genug, wenn Suma durchaus das Richtige tat und die Menschen sie nur nicht gleich verstanden. Und Suma hat die Prügel hingenommen wie eine der seltenen Belohnungen, vielleicht hat sie einmal verstört den Kopf geschüttelt, in ihren Augen ist etwas wie eine dumpfe Trauer gewesen, es war so hoffnungslos schwer, sich im Menschen auszukennen und ihn zu verstehen, und dann hat sie getan, was notwendig war, dann hat sie weitergearbeitet. Und wenn sie solcherart auch manchmal den Menschen beschämte, daß man eben einsehen mußte, die ElefantIn hatte das Richtige getan und man hatte sie mißverstanden, so erntete sie damit doch höchstens nur ein überaus belustigtes Gelächter, und die Menschen amüsierten sich königlich darüber, daß dieses große Vieh klüger sein wollte als sie, oder daß die Arbeit, die geleistet werden sollte, auch auf eine andere Art zu lösen war als auf jene, die der Mensch sich ausgedacht hatte.

So war Suma, Hans Froment, und so sind Hunderttausende, so sind Millionen von Tieren in der Welt Sklaven des Menschen, der sie schindet, der nichts von ihrem Wesen weiß und sich in keiner Weise bemüht, sie zu verstehen – Froment, haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie solch ein Tier uns sehen muß, uns, den Menschen, homo sapiens, die Krone der Schöpfung, das Bild des Gottes auf Erden? Können Sie das menschliche Antlitz formen, wie es sich spiegelt, in den Augen, in den Herzen der Tiere – und können Sie es ertragen, diesem Gesicht in die Augen zu sehen? Wenn das Tier nur ein wenig denken, wenn es nur schwach fühlen kann, so muß es doch gewiß sein, daß sein Leben auch in der kargsten und härtesten Freiheit ein Leben im Paradiese ist, und daß die Welt des Menschen nichts anderes als eine Hölle ist, bevölkert von ungezählten Teufeln, denen nicht und niemals zu entrinnen ist, und die das Böse tun aus Lust am Bösen.

Und so also hat die alte Suma gelebt, und der stille Mut, mit dem sie ihr Schicksal getragen hat, das sie zu einem Leben unter den Menschen verdammt, dieser stille Mut müßte jeden menschlichen Heros beschämen.

Aber wenn der Mensch schon dumm ist und grausam und gemein, so ist er dazu ganz und gar ohne jede Scham. Ich habe heute morgen dem Herrn Inspektor einiges erzählt, darauf können Sie sich verlassen, Hannes, aber er hat sich meinen Zorn zur Belustigung dienen lassen. Er kennt mich seit vielen Jahren, und wahrscheinlich hält er mich ebenso lange Zeit für einen Narren. Wenn ich ihm von den Tieren spreche, lacht er mir ins Gesicht, sie stehen unter seiner Hand, ihnen geht es gut, denn er denkt ja für sie, er ist ein Mensch, und natürlich dünkt es ihm, ein Gott zu sein. Und keiner versteht nach seiner Meinung so viel von den Tieren wie er, denn es ist ja sein Beruf, mit den Tieren umzugehen, sein sich lohnender, sein recht nahrhafter Beruf. Er bekommt im Monat einige Taler mehr als ich und weiß das, und natürlich hält er sich für anerkannt klüger, als ich es sein kann mit meinem geringeren Einkommen. Und er ist ein Mann und ich bin auch ein Mann, er empört sich ehrlich, wenn ich wage, als Mensch für die Tiere zu sprechen und ihre Partei zu ergreifen. Als Mensch gehöre ich zu den Menschen, und ihn, der mehr Geld verdient als ich, habe ich besonders zu ehren — so meint er wirklich in seines Herzens Einfalt ... Und neben seiner Arbeit sind ihm andere Dinge wichtig — er hatte einen neuen Film gesehen, eine neue Zigarettensorte war herausgekommen, davon wollte er mir erzählen. Natürlich habe ich nicht locker gelassen, denn schließlich sprach ich ja nicht für mich, nicht wahr, ich sprach für die alte Suma. Sie schlotterte dahin auf der großen Freianlage, schlapp und müde, die Haut schlug ihr in schweren Falten, der Kopf hing herab, die Augen waren ohne Ausdruck und ohne Glanz, und sie hatte das Maul um zwei Hände breit geöffnet, sie konnte es nicht schließen, weil der alte Zahnstummel sich gegen ihren Gaumen stellte.

Ich versuchte, den Mann von der anderen Seite zu packen. Er konnte sich doch einen Namen machen, er konnte dem Tierpark zu gutem Verdienst verhelfen. Ich malte ihm die Reklame aus, die er lancieren konnte, Zahnoperation an einem Elefanten, an der guten, alten Suma, die zehntausend Kinder auf ihrem Rücken durch den Park spazieren-getragen hatte, und Tausende von diesen Kindern waren heute schon erwachsene Leute — das war doch mal eine schöne Propaganda und würde auch ein recht schönes Licht auf die Tierparkverwaltung werfen, die mit soviel Verständnis und Anteilnahme

für ihre Tiere sorgte. Und die Menschen würden strömen, um sich den operierten Elefanten anzusehen, und selbst wenn sie es für einen Jux halten sollten, daß man einem Elefanten den Zahn ziehen mußte, Suma würde von ihren Qualen befreit sein. Und zu der Operation selbst konnte man die Presse einladen, die sah sich gern so etwas an und würde nette Artikel schreiben, nicht nur über diese Operation, sondern über hundert andere Dinge im Park außerdem — ein Geschäft, ein aufgelegtes Geschäft! — Aber der Mann blieb so uninteressiert wie zuvor, er wollte ganz einfach nicht, er hatte keine Lust, er hatte genug andere Arbeit und war nicht gewillt, sich selbst noch mehr aufzuladen. Dazu hatte er einen albernem Streit mit dem Tierarzt gehabt, dem würde es nur gut tun, wenn er mal für eine Weile brav im Schattenwinkel zu bleiben hatte, er würde ihn da nicht herausholen, noch nicht ... Ich redete ihm von anderen Tierärzten, die ich kannte, die sich vielleicht ein Vergnügen daraus machen würden, die Operation selbst ohne Honorar vorzunehmen, aus Interesse an der ausgefallenen Sache, um einmal eine gute Reklame für sich starten zu können — es war alles umsonst, der Mann war einfach zu faul, er wollte nicht, er hatte keine Lust ... wollte nicht das Ehrliche und Anständige, das Notwendige und Selbstverständliche tun: das gute Tier von seiner Qual befreien lassen, von dem Hungertod erlösen, dem es verfallen war hinter seinem Heuberg und den Kleieeimern. Suma hatte ihr Leben lang jene tierliche Anständigkeit bewiesen, die der Mensch vielleicht nur als die Dummheit der Sanften versteht, sie hatte dafür keinen anderen Lohn bezogen als ihr Futter. Dieser Mensch, der gut bezahlt wurde, dachte nicht daran, gleiches mit gleichem zu vergelten, und er hatte ganz schamlos nur die trügsten Ausreden für seine Unlust, etwas in die Wege zu leiten, das ihm vielleicht einige Arbeitsstunden kosten konnte. Es war ja gar nicht so schlimm mit dem Zahn, Suma benahm sich doch ganz gesittet, nur Menschen, die schon einiges vom Elefanten verstanden, konnten sehen, was los war, dazu konnte ja der Zahn in jeder Stunde von selbst ausfallen, und wenn er wider alles Erwarten doch nicht ausfiel, nun, dann mußte man die Suma eben töten, schließlich hatte sie sich ja bezahlt gemacht, und jetzt war sie durch die Hungerkur ohnehin verbraucht. Und dann schwatzte er wieder von seinem blöden Film, von den albernem

Praktiken der Zigarettenfabriken, die neu zu lancierende Zigarettenarten besonders gut ausstatteten, zumindest für den Anfang, um die Käufer damit anzulocken – am liebsten hätte ich ihn durchgeprügelt!"

Michael Delos fuhr aus seinem Sessel in die Höhe und lief wieder durch das Atelier wie ein in die Falle geratenes Tier, der Zigarrenstumpf, zerbissen, zerfleddert und zu einem unförmlichen Pilz zusammengestaucht, kohlte im Aschbecher. Hans Froment sah dem alten Mann mit verhängten Augen nach. Er hatte ihn gern, ja, er liebte ihn, immer aber, wenn Delos ins Erzählen geriet, stieg es in ihm auf wie eine Bedrückung und wurde zur Qual, die bisweilen untragbar erschien. Dieser Michael Delos ging mit unerbittlich hellen Augen durch die Welt, und immer sahen diese klugen und scharfen Augen Dinge, die, wenn er sie in seiner unwiderlegbaren Weise erzählte, sich wie ein Alpdruck auf den Zuhörer knieten und ihm den Atem nahmen. Er sah auf den Mann und wünschte aus tiefstem Herzen, allein zu sein, allein mit seinen Bildern und Büchern, in denen sich die Welt der Tiere farbig und funkelnd und in der reinen Schönheit des Ungeschändeten spiegelte. In dieser Welt war er daheim, er, der ein Künstler war, ein Bildner, warum stieß ihn dieser schreckliche alte Mann immer wieder aus seiner Welt hinaus in die andere, die verschmutzt war von menschlichen Gemeinheiten, von Blut und Grausamkeiten und erfüllt von schmachvoll dunklen Geheimnissen? Wenn er ihn doch endlich verlassen wollte, wenn er wieder allein wäre, allein mit seinen Bildern! Nun war das Elefantenbild vollendet, nun sollte ein anderes Bild erstehen! Schon wuchs es auf vor seinen Augen: diesmal sollte nicht der Mond scheinen, die große Sonne Afrikas sollte über der Steppe glühen, diese Steppe aber sollte nicht ausgebrannt sein, gelb und verdorrt, wie sie es durch den weitaus größeren Teil des Jahres war, er wollte sie einmal zeigen in ihrer satt grünenden und wild blühenden Pracht, mit der sie sich nach den Regenzeiten für die Dauer von kurzen zwei Wochen zu schmücken pflegte. Und durch diesen üppig blühenden Garten sollte eine Phalanx aufgestörter Zebras preschen. Er sah den Hengst an der Spitze des Keiles, breitstreifig, leuchtend schwarz und weiß, gestreckten Sprunges warf er sich über ein gelb und violett glühendes

Blumenbeet, die Nüstern gebläht, den Stolz an seiner spielerisch fliegenden Kraft in den tiefen, dunklen Augen, die kurze, gestreifte Mähne stand aufrecht in seinem starken Nacken, das spielende Ohr hatte er rückwärts der Gefahr zugewandt, vor der er floh, stumm hingen die bunten Pferde seines Rudels links und rechts an seinen Flanken, und das Trommeln der hundert Hufe schwang sich dumpf und befeuernd aus dem Bild. Er sah es, es wuchs leuchtend auf vor ihm und füllte sich mit ungezählten Einzelheiten – warum nur war er nicht allein, warum konnte er jetzt nicht die neue Leinwand auf die Staffelei heben und an seine Arbeit gehen?

Michael Delos am anderen Ende des geräumigen Ateliers, blieb mit einem Ruck stehen, baute sich breitbeinig auf und schob energisch beide Hände in die Hosentaschen: "Ich habe ihn natürlich nicht verprügelt, denn das würde der alten Suma ja kaum etwas geholfen haben, und dann kam Herr Hickes zu uns in das Elefantenhaus, Herr Paul Hickes, der Vorsitzende des Tierschutzvereines, der Tierphotograph und Klugschwätzer, der Mann, den ich ebensowenig schätze, wie ich seine Arbeit ernst nehme. Und dann hatte der Inspektor natürlich gewonnen, er grinste sich eins, er müsse nun gehen, und da sei ja nun auch der gute Herr Hickes, und mit dem könnte ich mich ja nun weiter über den Fall unterhalten und möchte mich von ihm über eine ungekünstelte und vor allem unsentimentale Beurteilung des Tieres belehren lassen, der Herr Hickes sei ja auf diesem Gebiet der renommierteste Fachmann. Und lief davon und ließ mich allein mit meinem teuren Herzbruder ...

Dieser Herr Hickes – Sie kennen ihn ja, Froment – war strahlend guter Laune und überfiel mich sogleich mit einem Redeschwall, der nicht zu stoppen war. Er hört sich gern reden und ist davon überzeugt, daß alle Welt ihn so wichtig nimmt wie er sich selbst, aber er hat eine merkwürdige Aussprache, recht feucht, wissen Sie, er sprudelt und sprüht, es ist kein Vergnügen, ihm gegenüberzustehen, man möchte nach einem Regenschirm rufen, um sich zu schützen. Er hatte wieder einmal große Erfolge zu verzeichnen, der Herr Hickes, Erfolge, von denen nach seiner Meinung die Welt sprach, er hatte wieder einmal der Tiergartenleitung ein feierliches Ehrendiplom ausgefertigt,

das diese natürlich sogleich behufs Reklame durch die Presse gejagt hatte, bei welcher Gelegenheit der Name und die eminenten Verdienste des Vorsitzenden unseres Tierschutzvereines natürlich überall mit gewünschter Ausführlichkeit erwähnt worden waren, heute hatte er sich im Aquarium eine Kragenechse aussuchen dürfen, *Chlamydosaurus Kingii* Gray aus Queensland, Sie wissen, einen jungen *Pithecia satanas*, diesen interessanten Affen vom Amazonasstrom, und dazu noch ein Pärchen Zwerggalagos von Sansibar, die durfte er mit nach Hause nehmen und durfte sie photographieren, solange er wollte, die illustrierten Zeitschriften schrien nach den naturhaft echten Lichtbildern von seiner Hand, so versicherte er mir, aber natürlich brauchte er die Tiere nicht allein für sein Photographieren, sondern vor allen Dingen zur Forschung. Und seine Sekretärin habe jetzt eine große Arbeit begonnen, ein umfangreiches Buch, das ihn bei seiner streng wissenschaftlichen tierpsychologischen Arbeit zeigen sollte und ganz gewiß einmalig großes Aufsehen in der Welt erregen würde ... Merkwürdig, Hannes, seit fast zwanzig Jahren nun sehe ich diesem Mann auf die Finger, ich habe noch nicht hundert Zeilen von ihm zu Gesicht gekriegt, die man wirklich ernstlich als tierpsychologische Arbeit hätte ansprechen können, aber er versteht es immer wieder zu arrangieren, daß die Zeitungen auf ihn als auf den führenden Tierpsychologen aufmerksam machen. Es gibt schon sonderbare Heilige und höchst merkwürdige Ehrgeize unter uns — wenn dieser Herr Hickers über das Spezialgebiet, das er mit souveräner Geste für sich in Anspruch nimmt, nur eine einzige Broschüre oder auch nur eine Reihe von Aufsätzen schreiben wollte, würde ich selbstverständlich sogleich meinen Mund halten und mich sachlich mit ihm auseinandersetzen, so aber regt mich seine Dreistigkeit langsam auf, zumal ich weiß, daß er den Namen und die gute, von der Öffentlichkeit immer gern geförderte Idee unseres Tierschutzvereines dazu benutzt, um von sich persönlich reden zu machen. Er soll doch nicht glauben, daß die Welt so dumm ist, wie er sie gern machen möchte ...

Dieser Herr Hickers — natürlich versetzte ich ihm in einer Pause, in der er notgedrungen einmal Luft holen mußte, den Grund meines Streites mit dem Inspektor. Und siehe, der Herr Hickers wandelte sich vom Forscher und

Photographen und Günstling der Tierhandlung zum beamteten führenden Tierschützer unserer Stadt einschließlich Umgebung und dekretierte von der hohen Warte seines Amtes und seines Wissens herab. Nun aber nicht etwa, daß der armen Suma umgehend der böse Zahn gezogen werden mußte, sondern ganz im Gegenteil, daß nämlich alles in bester Ordnung und nur ich ein hoffnungsloser Querkopf war, anscheinend darum, weil ich es bis heute versäumt habe, bei dem Herrn Hickers Privatstunden zur Erlangung primitiven Tierversständnisses zu nehmen. Selbstverständlich konnte ich ihm nichts Neues erzählen, natürlich hatte er mit seinem wissenschaftlich geschulten Blick schon längst gesehen, was mit der Elefant in los war. Aber es bestand hier gar kein Grund zu irgendwelcher Aufregung, alles war in bester Ordnung, nicht nur die erfahrenen Männer der Tiergarten-leitung wachten hier über ihre Tiere, sondern vor allen Dingen doch auch er, Paul Hickers, der Große und Einmalige. Und die Suma habe natürlich keine Schmerzen an ihren Zähnen, Schmerzen könne der Elefant nur an seinen Stoßzähnen empfinden, und daß sie wegen dem schräggestellten alten Zahn das Maul nicht schließen könne, das sei doch nichts anderes als ein kleiner Schönheitsfehler, und daß längst der Gaumen zerschunden sein mußte, leugnete er einfach, und daß sie nicht fressen konnte, nun ja, so meinte er, das war eben eine zeitweilige kleine Unbequemlichkeit, aber was wollte denn das schon sagen — ich vermenschlichte eben mal wieder das Tier, ich war unfähig, es mit dem kühlen Auge des objektiv betrachtenden Wissenschaftlers zu beobachten, mir fehlte ja in meinem Museum jeder so notwendige Umgang mit dem lebenden Tier, dieser Umgang, den er dagegen täglich und stündlich hatte, er, der Paul Hickers! Dieses traurige Gewächs ...

Froment: es ist ein ganz eindeutig klarer Fall, hier muß sich ein Tier elend quälen, weil die Menschen zu faul und zu gewissenlos sind, ihm zu helfen, und auch zu geizig vielleicht einem Tier gegenüber, das Jahrzehnte willig und mit bedeutender Kraft und Geschicklichkeit für den Menschen gearbeitet hat. Und da ist der Mann, den einige tausend gutgesonnene Menschen damit beauftragt haben, das durchzuführen, was sie als recht und notwendig erkannt haben und für das manche recht fühlbare Opfer bringen: die Tiere zu schützen vor jeder

Quälerei. Und dieser Mann nützt sein Amt dazu aus, um seiner kümmerlichen Person ein Relief zu geben und sich in der Öffentlichkeit spreizen zu können, er läßt sich, es ist gar nicht anders zu nennen, von der Tierhandlung schmieren und bestechen, und verteidigt dann natürlich devot auch diejenigen ihrer Handlungen, die nicht zu verteidigen sind ..

Und da haben Sie nun also den Grund für meine hilflose Wut: ich kann der guten alten Suma nicht helfen, weil zwei Männer, die ein Amt haben, gegen diese Hilfe sind. Der Inspektor, weil er zu faul ist, und der Herr Hickers, weil seine goldene Domestikenseele natürlich nicht wagt, die hohen und ihm so überaus nützlichen Herren des Tierparkes zu verärgern, indem er ihnen mal mit einem kräftigen Männerwort entgegentritt. Und so kann ich mich abzappeln, wie ich will: ich bin ein Museumsmensch, ein Ignorant, ein Nichts, der Herr Hickers fährt mir über den Mund, macht mich lächerlich und bringt mich zum Schweigen. Kein Mensch braucht irgendwie wissenschaftlich gebildet zu sein, um zu sehen, daß ein Tier leidet — aber der Herr Hickers schiebt die Debatte skrupellos auf dieses Geleis, aus keinem anderen Grunde, als daß er sich bei der Tierparkleitung beliebt machen und nicht seine Pflicht tun will. Also muß sich Suma weiter quälen, und Herr Hickers bleibt fürderhin Schoßkind der vermögenden Herren, aber sein Amt deckt alle seine kläglichen Schmutzigkeiten zu. — Hannes: unsere Ämter sind der Quell allen Übels, überall stehen sie dem Menschenherzen im Wege und ertauben und erlahmen mit der Zeit auch den gläubigsten Willen. Der Mensch in unseren Ländern ist längst ein Sklave seiner Ämter und Behörden geworden, und die handeln allein nach Vorschriften und Verfügungen und Paragraphen, und so machen sie unsere Welt kalt und gefühllos und grau in grau — und statt Blut regiert Druckpapier unser Leben. Und wer auf dem Papier recht hat, der triumphiert über alle, die das papierene Recht ein Unrecht nennen. Und der beamtete Tierschutzmann — —"

Er lachte kurz und höhnisch auf, wandte sich ab, trat an das Fenster und sah in den Garten hinaus, durch dessen Heidekraut seine beiden silbergrauen Hunde witternd strichen. Nach einer guten Weile erst nahm er dann wieder seine Rede auf: "Hannes, Sie müssen mich richtig verstehen: dieses ist natürlich

nicht der erste Fall, den ich mit Herrn Hickes oder seinem Verein erlebe. Daß man einer Bewegung so kritisch gegenüberstehen muß, der man doch so eng mit dem eigenen Herzen verbunden ist! Natürlich ist die Idee gut – ach, die Ideen der nach dem Guten sehnsüchtigen Menschen sind immer, sind alle gut, aber dann kommen die Eigensüchtigen, die Unzulänglichen, die Besserwisser und verderben aus Eigennutz oder aus Dummheit oder auch aus hilfloser Paragraphenreiterei die beste Idee und machen sie nicht nur unfruchtbar, sondern mitunter auch einfach schädlich. Dieser Herr Hickes – ach, Hannes, Sie dürfen mich hier nicht falsch verstehen: der Mann wiegt ja nicht und zählt nicht, er bedeutet nur einen Typ. Er handelt aus persönlichem Eigennutz und ist also nichts anderes als ein Schädling auf der Stelle, die er maulflink usurpiert hat. Aber das Groteske bei der Geschichte ist nun, daß ich mich für ihn schäme und mich scheue, ihn in aller Öffentlichkeit anzugreifen – weil ich mich nämlich davor fürchte, daß die anderen Menschen, die ihn kennen und die mich kennen, annehmen könnten, daß ich eifersüchtig auf ihn bin und aus eigensüchtigen Motiven handle ... Es ist eine hoffnungslos verbogene und verlogene Situation...

Aber wenn man in solch einer Klemme steckt wie ich, dann fängt man an, die Dinge von allen Seiten zu betrachten und zu überdenken. Und dann meine ich immer wieder, daß es mit dieser Form der Vereine, die sich schützend der Tiere annehmen wollen, nicht geht. Und weiß zur gleichen Zeit doch wieder sehr genau, daß sie notwendig sind und daß wir sie weder heute noch auf lange Zeit hinaus entbehren können. Sie haben die kleine, die zivilisatorische Arbeit des Tages zu leisten, sie haben die Kultur vorzubereiten, der wir zwar entgegenstreben, von der wir aber immer noch hoffnungslos weit entfernt sind. Denn solange wir noch Tierschutzvereine brauchen, haben wir eben diese Kultur noch nicht, sondern reden nur erst von ihr. Für eine wirkliche Kultur kann Tierschutz keine Frage, kein Problem sein, über das man sich ereifern müßte und für dessen Verwirklichung zu kämpfen wäre. Für eine wirkliche Kultur ist eine anständige Haltung und Behandlung der uns anvertrauten Tiere eine wortlose Selbstverständlichkeit, weil ihr jedes Leben so viel wiegt, daß es

nicht geschändet und nicht sinnlos zerstört werden darf. Eine wirkliche Kultur des Herzens, Hannes, denn alles, was das Herz ausschließt, davon mag man noch so viel reden, das ist ja niemals Kultur, das bleibt doch immer nur Zivilisation . . .

Aber von solcher Kultur des Herzens sind wir noch weit, weltweit entfernt, und manchmal denke ich, daß uns die Zivilisation unserer gnadenlosen Technik nur immer weiter von ihr entfernt. Das Gute wiegt immer weniger in unserer Welt, es wiegt allein das Nützliche. Das fühlende Herz ist jedem Spott ausgesetzt, wo der kühle Verstand regiert. — Gut: man mag behaupten, daß wir niemals sagen können, ob ein Tier ähnliches denken, fühlen, empfinden kann wie ein Mensch, und für einen zünftigen Wissenschaftler soll getrost die Parallele, die ich zwischen einer Arbeiterfrau und der Elefantⁱⁿ Suma gezogen habe, ein grotesker, ein lächerlicher Unsinn sein. Ein Tier, nur ein Tier, wir wissen nichts von ihm, also haben wir das Recht, es zu mißachten. Nein, Hannes, nein! Ich sehe doch das Tier mit meinen Menschaugen, ich fühle, was wir ihm schuldig sind; wenn wir auch nicht wissen, wie ein Tier denkt, wie es leiden kann und leiden muß, das können wir täglich und stündlich an unserem Wege sehen, ich weiß, wie vergeblich es ist, danach zu rufen, daß dem Tier Gerechtigkeit geschieht — und dieses ist für mich die nackte Unkultur. Und daß ein Männlein wie dieser Hickes sich der schlichten und selbstverständlichen Gerechtigkeit in den Weg stellen kann, das ist schlechthin verbrecherisch.

Wir leben in einer harten, in einer eiskalten, in einer sehr bösen Welt, Hans Froment, ich weiß das, ich weiß! Die Menschen, die sich nach dem Guten sehnen, nach dem Wahren und Schönen, sie werden ihr Leben lang getäuscht und enttäuscht, werden betrogen und oft genug geschmäht und verlacht. Und der Mensch, der sich in dieser Welt behaupten will, muß es lernen, sein Herz zu verleugnen und kühl und glatt seine Straße zu gehen. Aber er lernt es nicht, der Mensch, und das ist es, warum ich immer an ihn glauben werde, trotz allem, ja, trotz alledem, Hans Froment! Und wieder und wieder erheben die Enttäuschten unserer Welt ihre Stimme, finden sich hier und da zusammen, scheue

Fremdlinge unter der Masse der Mitmenschen, deren Hohn und Schimpf sie fürchten lernen mußten. Fremdlinge unter den Mitmenschen: trotz all der klugen Reden, mit denen sie von Kindesbeinen an gefüttert worden sind, haben sie immer noch den Mut zu ihrem Herzen, zu ihrem Gefühl, zu den ersten Tränen ihrer Kindertage — so und auf keinem anderen Wege sind auch die Vereine erstanden, die sich für eine menschenwürdige Behandlung der Tiere einsetzen. Viel reine Glut, viel gute Menschlichkeit — und dann kamen die halb Gescheiterten des Lebens, die aus eigener Kraft nichts erreichen konnten, Nieten wie mein Hickes, und setzen sich in das gemachte Nest und reden den Guten und Sehnsüchtigen nach dem Mund und lassen sich von ihnen in die Höhe tragen. Karriere, Hannes, Karriere sagt man dazu — aber der Teufel soll mich holen, wenn ich vor einem dieser Schaumschläger, die in unseren großen Vereinen oder in unseren politischen Parteien Karriere machen, auch nur einen Funken Respekt habe. Karriere in den großen Organisationen unserer Welt — das ist die Chance für die kleinen Leute, die von sich aus nichts sind als eitel und ehrgeizig und lebensuntüchtig und faul! Dieser Herr Hickes wäre gern ein Künstler und ein Wissenschaftler zur gleichen Zeit geworden, aber es hat ihm an allem gefehlt, was notwendig ist dazu. Heute ist er der Vorsitzende des großen Tierschutzvereines und kann natürlich als solcher überall hineinreden. Und tut das nicht zu knapp und mißachtet die Sache und spielt nur seine Person in den Vordergrund, denn es gibt für so etwas wie ihn nun mal nichts anderes als die eigene Person...

Ach, Hannes, und das vielfach enttäuschte und auch im Alter sich immer noch nach dem Guten sehrende Menschenherz trägt oft ein Gesicht, daß der unbefangene Beobachter vor ihm zurückschreckt und den Hohn der Herzlosen schmerzhaft verstehen muß. Menschen, die sich hier zu einem Tun zusammenfinden, das keinem etwas einbringt und niemandem nützt, die für das Recht der Tiere streiten, weil ihnen selbst das Leben niemals Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Es sind die Mühseligen und Beladenen, es sind die Erniedrigten und Beleidigten, die sich in solchen Vereinen zusammenfinden, Menschen, die vielleicht am Ende ihrer Tage für sich noch einen leidlich stillen Winkel erobert haben und nun ihre freie Zeit und ihr bißchen Geld daran

setzen, daß es etwas lichter werden möge in dieser Welt der Trübsal und der Finsternisse.

Hannes, Sie sollten sich das endlich einmal ansehen! Natürlich sind diese Menschen noch längst nicht dort, wohin wir alle streben, bei der großen Gerechtigkeit und bei der verständigen Güte, die alles Leben umfaßt und frei ist von Vorurteil und Berechnung, ach nein, dort sind sie noch nicht! Sie leben allzusehr für sich, fast jeder ist irgendwie vereinsamt, viele sind sonderlich und voller Schrullen, mitunter ist es, wie wenn Stifte und Spitäler ihre verschrobensten Insassen in die Versammlungen entsandt hätten. Kein Grund, über sie aburteilen zu wollen, ich weiß, ich weiß, Hannes, aber mit solchen Menschen erobern wir die Welt nicht und niemals die Jugend, auf die es ankommt. Wunderliche alte Frauen, die ihrem Mops daheim ein Fettherz anfüttern und glauben, damit berufen zu sein, der Welt die Liebe zum Tier predigen zu dürfen. Andere Frauen, denen das Schicksal Ehe und Mutterschaft versagt hat, die sich dann mit der ganzen Inbrunst der unbefriedigten Gefühle auf das Tier gestürzt haben, das sie am liebsten in warnenden Flanell wickeln und in Watte packen möchten. Pensionierte Lehrer, mißvergnügt, weil ihnen die Schulbehörde nicht erlaubt hat, den Biologie-Unterricht nach den Lehren irgendwelcher Außenseiter abzuhalten, an denen sie sich einmal berauscht haben. Alte Militärs, die etwas zu tun haben müssen und organisieren wollen. Alte Männer, die für ihr Leben gern auf dem Lande gelebt hätten als Förster oder Bauern, wie sie sich das so denken, und die doch niemals aus ihren Büros herausgefunden haben, und die sich nun an ihrem Lebensabend mit dem Tier beschäftigen, das ihnen bei aller Liebe doch im tiefsten Grunde ganz und gar fremd geblieben ist. Und immer wieder Frauen, alte Frauen und alte Mädchen – Hannes, Welch eine Summe von unerfüllter Liebesfähigkeit muß in unseren Städten täglich und stündlich ohne Sinn und ohne Nutzen dahinsterven!

Und das ist es wohl auch, was die vielen Frauen in diese Vereine gebracht hat: die Sehnsucht, lieben zu dürfen, diese lebenslang unerfüllt gebliebene Sehnsucht der einsamen Frauen. Und sie haben sich auch redlich mit den Tieren befaßt, wie der Stadtmensch das so tut, mit dem eigenen Hund oder mit der Katze, mit den Singvögeln im Bauer oder mit einem Pferd vor dem Wagen.

Und sie haben allerlei gesehen und haben noch mehr gelesen, und die vielen klugen Reden, die man ihnen gehalten hat, haben sie ein wenig scheu gemacht, aber dann ist gerade an ihnen auch ihr Trotz wach geworden: diese klugen Reden nützen den Tieren gar nichts, und das einzige, das notwendig ist, diese Welt endlich zu bessern, das ist eben nichts anderes als die heilige Liebe. Und dann geraten sie an einen Hickes, der ihnen breit und unaufhaltsam von seiner unübertrefflichen Tierliebe vorsalbadert — der Kerl taugt schon im Grunde nichts, der von seiner Liebe und seinen weichsten Gefühlen sprechen kann! — und der dann auch immer wieder durchblicken läßt, daß er ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist und als Praktiker noch dazu vieles besser weiß als die Gelehrten — und den Mann also haben sie zu ihrem Vorstand gewählt, haben ihm ein Büro eingerichtet, zahlen ihm Spesen und besolden ihn — und nichts geschieht von dem, was sie wünschen, sie bleiben ein nutzloser Verein, sie bleiben in ihrer halben Lächerlichkeit, nur ein Pfiffikus hat es wieder einmal verstanden, auf Kosten derer, die nicht alle werden, einen bequemen Stuhl zu finden!"

Er verließ das Fenster, kam, mit den Händen in der Tasche, zum Rauchtisch gebummelt, griff sich eine frische Zigarre aus dem Kasten, beschnupperte sie interessiert, aber dann verzog er sein Gesicht in Unmut, legte die Zigarre zurück, nahm seine Pfeife auf und stopfte sie. Als sie brannte, lief er wieder auf und ab zwischen den Bildern und setzte seine Meditation fort:

"Dieser Herr Hickes also ... Sie können sich denken, daß ich ihn heute da im Elefantenhaus nicht geschont habe, obwohl ich sehr gut weiß, daß der Mann gefährlich ist wie eine giftige Natter, wie alle diese Kreaturen giftig sind, die weder Mut haben noch Kraft noch wirkliches Selbstgefühl, und die eine gemeine Verleumdung, eine fein gesponnene Intrige stets für nützlicher und wirksamer halten werden als einen herzhaft ehrlichen Männerstreit. Der Herr Hickes hat mir schon so einiges eingebrockt, weil ich mich nicht vor seinen Wagen habe spannen lassen, und weil ich immer nur gelacht habe über sein wichtigtueriesches Gehabe. Aber es ist nicht anzukommen gegen seine ölige Taktik, ich war für ihn ein armes, von ganz und gar unnötigen Sentiments

zerquältes Menschenkind, und er nahm mich an seine väterliche Brust, er sprach mir Trost zu wie der Vater seinem Sohn: *Wenn du erst einmal so alt bist wie ich heute, mein Junge, und so klug und so gebildet und so erfahren und so einsichtsvoll und so bewunderungswürdig beschlagen in den wirklichen Wissenschaften, daß du dann, wie ich es bin, ein universeller Geist bist, dann, mein Sohn ...* Ach, Froment, früher, im Wilden Westen, das muß ein Leben gewesen sein — da durfte man auf so etwas schießen!

Aber die Suma steht also immer noch da und wiegt den Kopf, der ihr wehtut, ihr Zahn wird nicht gezogen, und der Herr Hicke lacht sich eins über mich alten Dummkopf. Er hat nicht schlecht triumphiert, süß und höflich hat er sich von mir verabschiedet und hat gesagt, daß er sich auf das Wiedersehen am heutigen Abend freue. Ich habe das zuerst nicht begriffen, bis ich nach Hause kam, da lag ein Schreiben vom Tierschutzverein, der heute in der Stadt einen großen Abend hat, eine Einladung also, und zwei Karten lagen dem Schreiben bei — hier sind sie!"

Er zog zwei länglich schmale, rosarote Papierstreifen aus der Tasche und legte sie vor Hans Froment auf den Tisch. "Sie müssen sich wirklich das einmal ansehen, Hannes, gehen Sie also hin heute abend! — Still!" sagte er energisch und legte dem Maler, der abweisend den Kopf schüttelte und aus dem Sessel wollte, die Hand auf die Schulter: "Still! Es nutzt Ihnen jetzt doch nichts mehr: da sind die Karten und Sie gehen in die Versammlung! Ich? Nee, mein Bester, ich denke nicht daran, ich gehe nicht! Was denn soll ich dort mit meinem Ärger über Hicke, über die arme Suma mit ihrem Zahn, den sie nicht los wird, ich würde nur Krach schlagen und mich wieder einmal höchlichst unbeliebt machen. Und das habe ich nun schon so oft getan, daß ich weiß: es lohnt sich nicht! Aber für Sie ist das Ganze noch neu und lehrreich, Sie können an so einem Abend 'ne Menge lernen, nicht gerade über die Tiere, aber doch über die Menschen, die sich mit ihnen beschäftigen, und darum gehen Sie also! — Zwei Karten? Natürlich sind das zwei Karten, Froment, Sie sollen doch nicht allein gehen, meine Tochter wird mit Ihnen kommen, ja, die Christa!"

Er blieb vor ihm stehen und blickte mit schräg scharfem Blick auf ihn herunter: "Das war nämlich die dritte Sache, die mich heute verärgert hat, und die will ich nun endlich mal bereinigt wissen! — Als ich nach Hause kam und Christa die Karten zeigte und ihr sagte, daß ich für kein Geld die Versammlung besuchen würde, meinte sie sofort, daß sie wohl mit Ihnen gehen möchte, daß Sie sich aber ganz gewiß weigern würden. Denn sie hätten etwas gegen sie, seit vier Wochen sei sie nun wieder daheim, aber Sie hätten bis heute noch nicht wieder zu uns gefunden. Und sie hat recht, mein Mädchen, und ich finde das recht albern von Ihnen. Hannes! Arbeit hin, Arbeit her, wir haben ja früher auch oft und gemütlich bei mir zusammengesessen, warum soll es heute anders sein — die Christa stört uns nicht. Ich weiß, daß sie seit langen Jahren Ihre Bilder geliebt, daß sie sich gefreut hat, Sie nun kennenzulernen, vielleicht in Ihr Atelier kommen zu dürfen, von dem ich ihr allerlei vorgeschwärmt habe, können Sie mir glauben. Und nun haben Sie noch keine zehn Worte mit ihr gesprochen — Mann, mein Mädchen trachtet Ihnen doch nicht nach dem Leben! Sie brauchen sich wirklich nicht anzustellen wie ein junger Mann auf der Flucht vor heiratswütigen alten Schachteln — solche Absichten hat meine Christa nicht gegen Sie, hochverehrter Herr Froment!

Überhaupt können Sie froh sein, daß das Mädchen noch immer nicht eingeschnappt ist über Ihr unmögliches Verhalten und Ihnen nun ihrerseits die kalte Schulter zeigt. Ich schick sie Ihnen nachher 'rüber, dann könnt ihr zusammen losfahren! Und für diese Versammlung wird Christa Ihnen eine bessere Gesellschaft sein, als ich das wäre, das Mädchen ist entschieden milder in seinem Urteil als ich! — Also, ihr geht, viel Vergnügen, und hoffentlich vertragt ihr euch! Und ich werde mich jetzt mit meinen guten Hunden ein paar Stunden im Wald auslaufen; wenn Sie wollen, sehen Sie doch noch zu mir herein, wenn Sie zurückkommen, ich denke, ich werde dann genießbarer sein!"

Er wandte sich ab und marschierte durch das Atelier zur Tür, wo er seinen Stock aufnahm, den er dort gegen die Wand gelehnt hatte. Und dann stand er auf der Schwelle und feixte vergnügt: "Eigentlich hatte ich Sie ja mit in den Wald nehmen wollen, aber es kommt nicht mehr mit der Zeit aus, und nun

sitzen Sie auch da wie ein verregnetes Huhn! Mächtig bittere Sache, was, mit einem jungen, hübschen und gescheiten Mädchen ausgehen zu müssen, Sie Stubenhocker, Sie Feigling! Jawohl, Feigling, denken Sie denn, als ich so alt war wie Sie, ich hätte mich vor 'nem netten Mädchel gefürchtet? Sie hätten es ja sinniger angehen lassen können, hat ja ganz in Ihrer Hand gelegen, hoher Herr, nun sitzen Sie drin in der Bredouille. Nun ziehen Sie sich man fein an und binden Sie sich einen weißen Kragen um, die Kultur eines Gentlemans erkennt man an der sorgfältigen Frisur, am Glanz seiner Schuhe und an den sauberen Fingernägeln, Herr Froment! Und zeigen Sie mal, daß Sie wissen, was Sie dem hochverehrten Vater der jungen Dame schuldig sind! Die Christa baut Häuser auf mich, wehe Ihnen, Hannes, wenn Sie mir mein Mädchel enttäuschen. Aber so einen guten Eindruck können Sie ja gar nicht machen, wie sie schon von Ihnen hat durch meine unverantwortlichen Erzählungen... Aber immerhin: Haltung, Hannes, erstklassige Manieren — und viel Vergnügen, wenn das dann noch möglich sein sollte!" Und lachte noch einmal und war dann mit diesem Lachen zur Tür hinaus.

Hans Froment stand am Fenster und sah dem Alten nach, der, stumm umsprungen von seinen beiden Hunden, durch den Gartenpark stapfte und voller Ingrimms und heimlicher Freude seinen Wanderstock durch die Luft pfeifen ließ. Da ging er hin, Michael Delos, und die brüske Art, mit der er ihn zum Besuch der Versammlung verurteilt hatte, sah ihm wieder einmal recht ähnlich. Aber er hatte schon recht: er, Hans Froment, hatte sich wirklich fast albern scheu gegen seine Tochter benommen, und wenn er sich jetzt auch ein wenig bedrückt fühlte, weil er ihr bald gegenüberstehen und sich wohl würde verteidigen müssen, während er doch nichts anderes zu solcher Verteidigung vorzubringen wußte, als daß die Menschenscheu seiner jungen Tage ihn nach seiner Heimkehr mit ungeahnter Stärke übermannt hatte und ihn hilflos machte bei aller besseren Einsicht — obwohl also eine kleine Furcht in ihm war neben einer recht bedeutenden Verlegenheit, fühlte er doch gleichzeitig zu seiner Verwunderung, wie eine kleine Freude zart und süchtig in ihm auferstand — und dann wußte er miteins, daß er an diesem Abend durchaus nicht ungerne

Haus und Atelier verlassen und mit der jungen Tochter von Michael Delos in die Stadt fahren würde .. .

"Mächtig bittere Sache, was, mit einem jungen, hübschen und gescheiten Mädchen ausgehen zu müssen!" hatte der Alte gehöhnt — dort stand er hinter dem Zaun und schwenkte im Triumph seinen Hand-werksburschenstock. Hans Froment lächelte, hilflos noch und bedrückt, aber dann hob er doch den Arm und gab den Gruß winkend zurück.

Die Debattanten

Noch immer, wie an allen Tagen der vergangenen Woche, ging der warme Sommerwind groß durch die Welt und ließ die Bäume rauschen oder singen nach seiner Lust. Jetzt aber, müßig am Fenster lehnend und das geschaffene Werk hinter sich, das Bild, das er gemalt hatte unter der verführerisch schmeichelnden Melodie des Sommers, jetzt fühlte Hans Froment, daß dieser Sang voller Unruhe war und eine zitternd leise Erregung durch seine Adern trieb. Oder kam diese Erregung allein aus dem Streich, den Delos ihm gespielt hatte, der ihn mit seiner Tochter in die Stadt schickte? Er wußte es nicht und lächelte schwermütig in den Wind hinaus, schwermütig, weil er sich gestehen mußte, daß die stille Menschenscheu, die seit seiner Jugend in ihm lebte, übermächtig geworden war in ihm während seiner großen Reise, während der langen Jahre, die er im wilden Herzen der Welt hatte verbringen dürfen, und daß er sich nun in die Stille seines Ateliers und in die strömende Fülle seiner Aufgaben vergraben hatte wie ein weltabgekehrter, menschenfeindlicher Eremit. Er lächelte schwermütig: nein, er konnte dem Alten nicht gram sein, der ihn fast roh aus seiner Verkapselung gestoßen hatte und ihn nötigte, einzusehen, daß der Mensch, der unter Menschen leben will, auch die Verpflichtungen menschlichen Zusammenlebens anerkennen muß. Und wenn auch eine scheue Abwehr in ihm verblieb – fern hinter den Wäldern lag die große Stadt auf der Lauer, ein kreischender Moloch, er hatte sie seit seinem Einzug in dieses Haus stets nur für flüchtige Morgenstunden besucht, von denen er die meisten im stillen Museum zugebracht hatte, das nahe am Bahnhof lag, er haßte den Lichterglanz, die hetzende Musik, die nervös vibrierenden Erregungen ihrer Abende, ihrer Nacht – so lebte doch zur

gleichen Zeit auch noch ein anderes in ihm, und das war wie eine kleine Freude. Wohl: er würde in die Stadt hineinfahren müssen, aber er fuhr ja nicht allein, er fuhr mit einer jungen, sehr hübschen Dame, mit der Tochter seines Freundes Michael Delos – wann eigentlich war es ihm zum letzten Male geschehen, daß er mit einer jungen Frau Seite an Seite durch die abendlichen Straßen gebummelt war? Ach, vor Jahren, vor ungezählten Jahren, damals war ihm Prinz Yussuff zur Seite gegangen, die Hände in den Taschen der weißen Leinenjacke und mit dem federnden Schritt der Tänzerin ...

Erinnerungen kamen ihm, süß und schwer und voll einer gefährlich erglühenden Verlockung, er vertrödelte eine gute Zeit in seinem Atelier, rauchte eine Zigarette nach der anderen, wanderte auf und ab zwischen den bunten Bildern im langen, hellen Raum. Sie sahen auf ihn herab, die Werke, die unter seiner Hand erstanden waren, aber er erwiderte ihren Blick nicht, und nur manchmal, wenn er am Rauchtisch vorübertrieb, warf er einen wie verwunderten Blick auf die schmalen Papierstreifen der Einlaßkarten für die Versammlung des Tierschutzvereines ... Später dann machte er mit viel Sorgfalt Toilette, und es war ihm, wie wenn er sich zu einem kleinen Fest ankleidete. Der dunkle Anzug aus New York kam wieder einmal zu Ehren, er wählte lange in seinen Hemden und brauchte eine noch längere Zeit, um sich für eine Krawatte zu entscheiden und ein Brusttuch zu finden, das mit ihrem Muster harmonierte. Und einmal dann mußte er in verlegener Fröhlichkeit über sich selbst lachen, als er sich abermals dabei ertappte, daß er sich mit beiden Händen über die Frisur strich, daß er sich davon überzeugte, daß seine Schuhe blitzblank waren und seine Fingernägel so ordentlich gehalten, wie er es gewohnt war. Aber da stand er dann schon hinter der Gardine seines Wohnraumes, und just, als er betreten die Stirn runzelte – es war doch eigentlich unmöglich, daß das Mädchen zu ihm kam, es wäre seine Pflicht gewesen, an ihrer Tür zu schellen, was hatte ihm dieser schreckliche, ungebärdige alte Mann da wieder mal eingebrockt?! –, da klappte die Gartentür, und das Mädchen Christa kam über den Weg. Sie trug ein knappes Kostüm aus ungefärbter Seide, getönt wie altes, vergilbendes Elfenbein, eine dunkelrote Bluse dazu, ausgeschnittene Schuhe mit hohen Absätzen, sie hatte

nichts von einer Emanzipierten und nichts von einer Amazone. Sie kam auf ihn zu, mittelgroß, schlank und fast zierlich, eine sehr gepflegte junge Dame, elastisch aber und mit dem blühend frischen Fleisch ihrer Jugend, unter dem breitrandigen Hut stand schmal und braun ihr Gesicht, das alle Aufmachung verschmähte und nur auf den Lippen einen zarten Hauch des Schminkstoffes duldete. Aber als er dann zur Tür sprang und sie vor ihr öffnete, als sie sich gegenüberstanden, sah er, daß unter den dunklen Brauen im Schatten des Hutes die hellen und sehr klugen Augen ihres Vaters lagen.

Er verbeugte sich stumm, sie lächelte ihn an und streckte ihm die nackte Hand entgegen: "Mein höchst gescheiter Vater glaubt natürlich, alles mal wieder ganz märchenhaft arrangiert zu haben. Daß es gegen alle guten Sitten ist, ein junges Mädchen in das Haus eines alleinstehenden Herrn zu schicken, das ahnt er nicht einmal. Aber ich denke, Sie werden mich nicht fressen, Herr Froment!" Er neigte sich abermals stumm über ihre Hand. Als er wieder aufsaß, lächelte sie ihn tapfer an: "Denn ich bin viel zu früh gekommen, wir haben noch eine Menge Zeit. Und ich bin mit der Absicht gekommen, Sie gleich ganz unverschämt zu belästigen. Herr Froment, Vater hat mir so viel von Ihren neuen Bildern vorgeschwärmt, von Ihrem Atelier — darf ich es sehen, das Atelier und die Bilder?"

Jetzt lächelte er zurück: "Aber selbstverständlich, es wird mir eine Freude sein!" gab ihre Hand frei und ließ sie an sich vorüber in das Haus treten.

Als Christa Delos dann im Atelier stand und sich mit einem ersten raschen Blick in ihm umsah, hob sie in unwillkürlicher Geste beide Hände und preßte sie vor der Brust zusammen. Da reihten sich die Bilder, und das wilde und starke Leben der freien Tiere sprang sie an in leuchtenden Farben und vollkommener Schönheit. Die Leoparden, die Tiger, die Elefanten — dann schritt sie gegen das Bild an, das auf der Staffelei stand, und ihre Füße setzten sich wie im Tanz.

"Oh, Herr Froment!" sagte sie einmal, flüsternd leise, und dann war es eine gute Zeit ganz still in dem großen, hellen Zimmer, durch dessen Fenster der Wald hereinrauschte, während die Pappeln am Hause surrend zu beten schienen. Froment hielt sich zurück, es hatte ihm niemals sonderlich gelegen,

vor und von seinen Bildern zu den Menschen zu sprechen, und dieses junge Mädchen, das konnte er sehen, brauchte weder Einführung noch Deutung. Er überließ sie sich selbst und stellte sich still in die Fensterecke, sah auf die im Wind erbrausenden Baumkronen und fühlte dabei doch die kleine Erregung des Ungewöhnlichen: zum erstenmal war eine junge Frau in diesem Hause, in seinem Atelier, er hatte sich halb abgewandt, er sah sie nicht, aber wie eine körperliche Berührung rührte ihn der zarte Duft ihrer Gepflegtheit an, der in vager Welle im Zimmer aufstand.

Sie stand lange vor den Elefanten, die ihr Kind zur Tränke führten, dann wanderte sie von Bild zu Bild und verbrachte vor jedem eine gute Zeit wie im Gebet. Ihr Vater hatte ihr viel von diesen Bildern erzählt, aber die Wirklichkeit übertraf alle ihre Erwartungen. Dabei waren diese ihre Erwartungen keineswegs niedrig gewesen, denn sie kannte die Arbeit von Hans Froment gut und verfolgte sie seit vielen Jahren. Sie schenkte ihm zwischen zwei Bildern einen kurzen Blick, dunkel und wie abweisend stand er im Eck der gläsernen Wände — ob sie es ihm wohl jemals sagen würde, daß er seit zehn Jahren der Künstler war, der ihrem Herzen am nächsten stand? Länger als zehn Jahre: damals war ein Bild von ihm prämiert worden, ein Tiger, der im schlanken Sprung, funkelnd in seiner wilden Schönheit, über einen flachen Bach am Waldrand setzte, sie war fast noch ein Kind gewesen, als sie sich für dieses Bild begeistert hatte. Und darum hatte sie wohl auch immer geglaubt, der Maler Hans Froment müsse längst ein alter Mann sein, mindestens so alt wie ihr Vater etwa — und nun war es dieser dunkle, elegante Mensch und war noch nicht vierzig Jahre alt ... Sie war das Kind ihres Vaters, an dessen Hand sie die Welt entdeckt und sehen gelernt hatte, diese Welt, die voll war von unausschöpfbarer Schönheit und tiefstem Geheimnis. Aber sie hätte nicht eine Frau sein dürfen, wenn ihr nicht die Kunst mehr bedeutet hätte als die Wissenschaft, und darum also hatte sie alle Bilder des Malers Froment gesammelt, die ihr in Reproduktionen zugänglich waren, hatte alle Magazine aufgehoben, die Illustrationen von seiner Hand enthielten, und als dann in den großen Zeitschriften die Berichte von seiner Reise zu erscheinen begannen, hatte sie auch alle diese Blätter sorgsam aufbewahrt, hatte sie immer wieder

gelesen, und ein dutzendmal und mehr hatte sie mit dem Maler die drei Kontinente durchzogen auf seinen abseitigen Pfaden. Und sie hatte verfolgt, wie er herangewachsen war und war mit ihm gewachsen, das Werk liebend, das sich immer reicher und breiter und voller entfaltete, und kaum jemals fragend nach dem Mann, der hinter diesem Werke stand. Ob sie ihm dies alles einmal würde sagen können? Wieder streifte sie ihn mit flüchtigem Blick und glaubte es nicht ...

Sie hatte eine gute Schule besucht, sie hatte aus Interesse, aus der Freude an Bildern und in der Lust am Bildermachen früh das Photographieren betrieben, nach der Abschlußprüfung, noch nicht recht wissend, was sie nun im Leben beginnen sollte, war sie als Volontärin bei einer Filmgesellschaft eingetreten, eigentlich nur, weil das Technische, in dem sie sich vervollkommen wollte, sie interessierte. Aber dann war man dort aufmerksam geworden auf ihre Klugheit und auf ihr Geschick und auch auf ihre viele Fachleute beschämenden naturwissenschaftlichen Kenntnisse, und jetzt hatte sie schon seit einigen Jahren eine selbständige Existenz und drehte mit Mikroskopen und Kameras kleine Kulturfilme, die das Leben der niedersten Formen, die dem menschlichen Auge immer unsichtbar blieben, aufwies und in seinem oft so merkwürdigen und faszinierenden Ablauf darstellten. Und vielleicht war es eben wegen dieser Arbeit, die dem Kleinsten hingegeben und bemüht war, das Unsichtbare sichtbar werden zu lassen, daß sie stets mit besonderer Aufgeschlossenheit der großen Schönheit der Welt gegenüberstand, und daß sie sich begeistern konnte wie in ihren jungen Jahren an der vollendeten Wiedergabe tierischer Schönheit und der Offenbarung des geheimnisreichen Lebens der großen Tiere in ihren Wildnissen.

Und nun also war dieser Hans Froment, dessen Bilder sie durch die entscheidenden Jahre ihres Lebens begleitet hatten, und die ihr immer wie eine tägliche gute Zwiesprache mit dem Maler selbst und dem von ihm gestalteten Paradies der Tiere erschienen waren, in ihr Leben getreten, war nun einer ihrer Nachbarn, war der Freund ihres Vaters, und sie stand in seinem Atelier und sah die Bilder an, die noch kein anderer Mensch gesehen hatte. Sie kniete nieder, um ein Bild, das unter dem Fenster stand, besser betrachten zu können, es

zeigte eine Leopardenmutter, die mit ihren unruhigen, drollig tollpatschigen Jungen in der Wurzelhöhle eines vom Wind gebrochenen Baumes lag, und während ihre Zunge schmeichelnd über den Nacken eines der Kleinen fuhr, hing der bernsteinhelle Blick der großen, wildschönen Katze weich in einer vagen Ferne verankert – und vor diesem Blick der Tiermutter fühlte das junge Mädchen jählings, wie die sichere Fröhlichkeit, mit der sie bisher durch ihr Leben gegangen war, von ihr genommen wurde wie von einem raschen Wind, und wie es aus den leuchtend bunten Bildern hier und dem Rauschen der Bäume draußen in Garten und Wald aufwuchs wie ein Schicksal und sich über sie legte gleich einem Block von Erz und Gestein. Und sie fühlte, daß diesem Schicksal niemals zu entrinnen sein würde. Da war dieser Mensch, Hans Froment, ein junger Mann noch und sehr einsam, sie wußte es von ihrem Vater, daß er ohne einen Menschen war, der ihm nahestand, er war einmal verheiratet gewesen vor langer Zeit, jetzt kannte er nichts als seine Arbeit. Und da war ihr Vater, ihr bester Freund, und der Freund dieses Mannes, und nun stand sie zwischen diesen beiden Männern, hatte das unentrinnbare Schicksal nur die Absicht, durch sie die beiden Männer noch fester, noch enger zu einen? Nein, da war dieses Werk, das im stillen heranwuchs, bunt und leuchtend, wild und schön, aber groß auch in der Gewalt der Schöpfung, und Werk eines reinen Herzens dazu, das ihr aus allen Bildern entgegenatmete, das sie ansah aus den Augen der Tiere und zu ihr sprach im unhörbaren Wind, der die Blätter der Palmen und Farne durchsang – es mußte namenlos groß und beseligend schön sein, an diesem Werk teilzuhaben, war es darum, daß sie sich angerufen und gebannt fühlte?

Sie blickte auf, sie lauschte dem Ruf. Ja, sie würde sich ihrem Schicksal stellen, dann war es also dieses Werk, das sie erfüllen, dann war es dieser Mann, dem sie gehören würde. Da stand er, dunkel und einsam, wie ausgestoßen und sehr fern der bunten und leuchtenden Welt, die er in diesem Zimmer erschaffen hatte, er sah nicht so aus, wie wenn er sie einmal fordernd bedrängen und sehnsüchtig in seine Arme schließen würde. Etwas wie ein vages Mitleid mit seiner Einsamkeit stieg in ihr auf, mischte sich mit der Begeisterung, die sie vor seinen Bildern empfand und vertiefte schmerzhaft

stark das Gefühl einer bindenden Zusammengehörigkeit, das sie seit langen Jahren schon seinem Werk entgegengebracht hatte, und das nun zu dieser Stunde auch den Menschen und sein Leben einschloß. Sie kniete, das helle, geschäftig rasche Flüstern der Pappeln war in ihren Ohren, sie sah durch den Raum zu ihm hin: ob auch er wohl fühlte, wie unter der Hand des Schicksals der gemeinsame Weg vor ihnen aufbrach, der zu fernen, namenlos verheißenden Horizonten führte? Aber nein, er fühlte es wohl nicht, Männer dünken sich klug zu sein und glauben, selbst und allein ihr Leben zu entscheiden und zu bestimmen, gewiß war er ahnungslos wie nur je ein Mann. Und das war nur gut so, denn wie hätte sie ihm sonst nach dieser Sekunde der Erkenntnis in die Augen sehen können! Sie kniete, und es war ihr, wie wenn sie vor dem Altar einer Gottheit kniete, der sie zum erstenmal begegnet war und der nun ihr Leben gehören sollte für alle Zeit, sie sah dem verwehenden Blick der mütterlichen Raubkatze nach, aus ihrem erglühten Gesicht ebte das Blut zurück, eine tiefe Ruhe stand in ihr auf und gab ihr die äußerliche Selbstsicherheit des Mädchens wieder, das auch dann noch still in sich selbst ruht, wenn sie schon den Ruf ihres Schicksals vernommen hat und bereit ist, ihm zu folgen.

Später, als die dünne Beklemmung dieses ersten Beisammenseins von ihnen gewichen war, als sie lebhaft miteinander von hundert Dingen sprachen, konventionell genug und wohl auch immer noch ein wenig befangen, als er ihr Zigaretten anbot, die sie ablehnte, weil sie nicht rauchte, ein Glas Wermut, das sie ebenfalls mit lächelndem Dank zurückwies, als sie nebeneinander durch das Haus gingen, die Bilder anzusehen, die Froment in den einzelnen Räumen aufgehängt hatte, später war es dem Mann, wie wenn ihm von diesem klug und rasch und amazonenhaft unabhängig denkenden Mädchen eine besondere Kühle entgegenkam, und er, sehr bereit, sich ihr aufzuschließen, zog sich wiederum müde vor ihr zurück. Klug und selbstsicher, das moderne Mädchen, das sich seinen guten Platz im Erwerbsleben erobert hatte, sie interessierte sich wohl für seine Bilder, aber das mochte rein fachliche und sachliche Gründe haben, sie war ja schließlich die Tochter von Michael Delos, aber sie hielt auf

eine kühle Distanz, sichtbarlich wollte sie nicht mit privaten und persönlichen Dingen ennuyiert werden, sie interessierte sich also nicht für den Menschen, schade drum, Menschen, die ihn als Maler schätzten, konnte er an jeder Straßenecke finden, er hatte keine sonderliche Sehnsucht nach Bewunderinnen, aber er hätte vielleicht gern die warme Nähe eines Menschen gespürt ..

Aber dann gab es im Wohnzimmer einen kleinen Zwischenfall, der sie einander näherbrachte und fröhlich einte. Auf dem Abstelltisch nämlich standen zwei Pakete, deren Umhüllung aufgerissen war. Als Christa sie mit neugierigem Blick streifte, trat Hans Froment hinzu und entnahm jedem Paket ein Buch, es waren Belegstücke seiner beiden nunmehr erschienenen letzten Bücher, der Bericht über seine Kanadafahrt und das andere, das bunte Skizzen aus aller Welt vereinte. Und hier nun konnte Christa ihre freudige Überraschung nicht verbergen; als er ihr die Bücher anbot, zum Andenken an ihren ersten Besuch in seinem Haus, stieg wieder die Röte in ihr Gesicht, überrumpelt vom Glück des unerwartet Beschenkten bat sie, stotternd wie ein kleines Schulmädchen, Hans Froment, ihr in jedes Buch eine Widmung schreiben zu wollen. Und als sie dann die also verzierten Bücher in ihren Händen hielt, vertiefte sich die Röte auf ihrem Gesicht noch, aber dann blähte sie sich im lustig triumphierenden Stolz: das waren nun also die ersten Autogramme ihres Lebens, die sie hier erhalten hatte ... Fröhlich lachend verließen sie miteinander das Haus, Christa sprang schnell durch ihren Garten und legte die beiden Bücher in ihrem Hause ab, dann gingen sie nebeneinander durch den Vorort, bestiegen die Bahn und fuhren in die Stadt hinein.

In dem großen Konzerthaus, in dem die Versammlung stattfand, waren alle Säle gefüllt, und sie hätten nicht erst, wie sie es taten, die Plakate vor dem Eingang und im Vestibül lesen brauchen, um das zu wissen. Hier hielt man ein Operettenkonzert ab, da drängten sich die Menschen zu einem sommerlichen Ball, dort feierten Künstler ein Fest, und anderswo wieder tanzte man in Holzschuhen zum Schifferklavier. Während sie die langen Gänge entlangschritten, an den Saaltüren vorüber, hinter denen sich unbeschwert lustig lachendes, bedenkenloses Leben entfaltete, erinnerte sich Hans Froment,

daß er schon vor Jahren, als er seine ersten Ausflüge in die vielfachen Strömungen des Großstadtlebens gemacht hatte, des öfteren hatte denken müssen, daß just jene Zirkel, die sich vorgenommen hatten, dem Leben der Menschen neue Inhalte zu geben oder es neuen Formen entgegenzuführen, immer tagen mußten in den halbleeren Hinterzimmern jener großen und hellen Säle, in denen sich eben dieses flache und unbedenkliche Leben, dem leeren Amusement oder der heißen Lust verschworen, lärmend laut vergnügte...

Aber dann waren sie am Ziel, und an der geöffneten Tür des langen und schmalen Raumes am Ende der Gänge stand Paul Hickers und begrüßte die Gäste seines Abends. Er hielt Christas Finger mit beiden Händen fest, er sprudelte und sprühte: "Das schöne Fräulein Delos! Recht von Ihnen, daß Sie gekommen sind, sehr recht! Sie werden Interessantes zu hören bekommen, vielleicht geht es Sie sogar recht nahe an, Sie arbeiten ja auch beim Film! — Aber Sie kommen nicht mit Ihrem Vater?" Er legte den Kopf schräg und blinzelte sie wie vorwurfsvoll an. "Ich habe erst heute vormittag ein langes Gespräch mit ihm gehabt, eigentlich sind einige meiner Ausführungen geradezu für ihn bestimmt!"

Dann ließ er sie jäh los und schoß auf Hans Froment zu, nahm seine Hand und hielt ihn fest beim Aufschlag seines Rockes: "Aber das ist doch — ja, natürlich, das ist wirklich Herr Froment, unser Maler!" Und legte wieder den Kopf schräg und klagte: "Schlechter Mensch, ein schlechter Mensch sind Sie, Froment, ja, das muß ich schon sagen, es tut mir leid! Kommen wirklich mit leeren Händen zu meinem Abend, und ich hätte doch wohl erwarten dürfen ... Es sind doch neue Bücher von Ihnen erschienen, ich habe die Ankündigungen gelesen, und ich hätte mich sehr zu einem Dedikationsexemplar von jedem Buch gefreut. Müßte doch auch für Sie eine Freude sein, Froment, wenn wirkliche Kenner und Fachleute Ihre Bücher in die Hände bekommen, und ich hätte daran gesehen, daß Sie meine selbstlose Arbeit im Dienste des Tierschutzes zu würdigen wissen! Und das Bild, das Sie mir versprochen haben, haben Sie auch bis heute noch nicht abgeliefert, schlechter Mensch, schlechter Mensch, und ich war doch der erste, der Sie nach Ihrer Rückkehr in unsere Stadt besucht hat!"

Christa war zwei Schritte zur Seite getreten und sah mit spöttisch gehobenen Augenbrauen auf die beiden Männer, auf den kleinen, krummrückigen alten Mann, der das nichtssagende Gesicht mit einer großen, überaus auffälligen Hornbrille aufgeputzt hatte, von der er sich wohl erhoffte, daß sie ihm das Air eines Gelehrten geben sollte, und in das Gesicht des Malers, der steif wie ein Stock vor dem schwadronierenden Hickes stand, in dieses stille, verschlossene Gesicht, dessen Tropenbräune unter dem künstlichen Licht wesentlich dunkler erschien als bei Tage. *Er kann sich nicht im mindesten verstellen!* dachte sie, und wieder zog ein vages Mitleid sie zu ihm hin. *Ein Kind kann ihm vom Gesicht ablesen, wie degoutant ihm diese Anzapferei ist. Und je mehr er zurückweicht vor der feuchten Aussprache des Hickes, desto näher rückte der ihm auf das Fell — sie werden nicht miteinander auskommen, diese zwei!* — Und dann hörte sie auch schon Froment, sehr kühl und sehr knapp — jetzt spielte er den Sahib, lächelte sie überrascht, und die Rolle steht ihm gar nicht mal schlecht —: "Verzeihung, Herr Hickes, ich konnte wirklich nicht ahnen, daß Sie sich für meine unbedeutenden Bücher interessieren. Und sonst habe ich recht viel zu tun, ich muß Bilder für eine neue Ausstellung schaffen und zusammenstellen, das verbietet vorerst alle Privatangelegenheiten, vielleicht kann ich später einmal an Sie denken!"

"Später, später einmal!" machte Hickes traurig und erregt. "Das kennt man schon, später heißt niemals, das kenne ich! Das soll wohl jetzt eine Absage sein, Herr Froment, wie?" Aber dann wartete er die Antwort auf diese drohend klingende Frage nicht ab, ließ Hans Froment plötzlich ungnädig stehen und wandte sich neuen Besuchern zu, die durch die offene Tür traten. Christa griff lächelnd ihrem neuen Freund unter den Arm und zog ihn mit sich, er streifte sie mit einem verstörten Blick, dann ging er mit seinem verschlossensten Gesicht neben ihr den Gang hinunter und zu ihren Plätzen, die in der zweiten Stuhlreihe fast genau unter dem erhöhten Pult des Vortragenden lagen. Sie setzten sich, Froment sah eine kurze Weile stumm vor sich hin, dann wandte er sich plötzlich ruckhaft seiner Begleiterin zu und sagte, wie aus weiter Ferne zurückkehrend: "Dieser Herr Hickes ist ein höchst merkwürdiger Mensch!" — Sie sah ihn unter ihrem schattenden Hut belustigt von der Seite an, und ihre

Lippen verfäلتeten sich im Spott: "Merkwürdig — na ja, man kann ihn auch merkwürdig nennen, aber sonderlich erschöpfend ist das nicht gerade!"

Dann breitete sie einen Zettel auf ihren Knien aus, den ihr ein junges Mädchen beim Eintritt überreicht hatte, und überflog flink den anspruchsvoll aufgemachten Schriftsatz. Und wandte sich dann wieder lebhaft zu Froment: "Also darum redete er vom Film! — Sehen Sie hier, wie der Herr Hickers sein Geschäft versteht, wir werden wirklich einen großen Abend haben heute!" — Sein Blick folgte ihrem weisenden Finger: das Programm des Abends gliederte sich in zwei Teile, zuerst würde Herr Hickers eine Ansprache halten und würde in ihr seine Ansichten über das Tier in der Kunst und im Film darlegen. Danach würde ein Filmmann sprechen, der Regisseur Martin Kenna, den man aufgefordert hatte, die Filmindustrie gegen die Anklagen zu verteidigen, die von den Tierfreunden in aller Welt gegen sie erhoben worden waren. Eine Diskussion sollte folgen, und dann würde ein Schlußwort von Hickers diesen ersten Teil des Abends beenden. Im zweiten Teile dann würde er zu eigenen Lichtbildern einen Vortrag über seine Erfolge in der Tierphotographie halten, und es war im Fettdruck vermerkt, daß Originalabzüge dieser Photos, von denen Presse und Publikum einstimmig behaupteten, daß sie die vollendetsten Tierbilder seien, die jemals eine Kamera geschaffen hatte, an einem Verkaufsstand im Saale käuflich zu erwerben seien.

Christa lächelte spöttisch in sein indigniertes Gesicht: "Sehen Sie, Herr Froment, so sorgt man für das Geschäft! Dabei sind seine Bilder nichts anderes als platte Dutzendware, es gehört ja heute schon ein märchenhaftes Ungeschick dazu, mit einer guten Kamera schlechte Aufnahmen zu machen. Und der gute alte Hickers macht es sich obendrein noch ganz besonders leicht; wenn er nicht Haustiere photographiert, Kühe oder Fohlen auf der Weide. Ziegen im Stall oder Schafe, die Hund und Schäfer ihm in Positur drücken, dann knipst er exotische Kleintiere, so fremd und seltsam und unbekannt wie möglich, knipst sie in aller Bequemlichkeit bei sich zu Hause, und die Menschen staunen über das Getier, das ihnen ganz fremd ist, das sie noch niemals gesehen haben — und der Herr Hickers nimmt ihr Staunen als Anerkennung seiner Kunst. — Aber

Sie werden später ja selbst sehen!" lächelte sie belustigt über sein sich verhärtendes Gesicht. "Er hat ganz sicher eine recht reichhaltige Musterkollektion seiner Bilder zur Vorführung und zum Verkauf mitgebracht – Paul Hickers, der Meister der europäischen Tierphotographie!"

Hans Froment wandte den Kopf und sah starr vor sich hin. "Ich weiß nicht, ob ich so lange bleiben werde!" sagte er trotzig, und da wurde ihr spöttisches Lächeln weich, ihre Hand legte sich für einen Augenblick auf seinen Ärmel, und als er sie nun wieder ansah, sprach sie ihm tröstend Mut zu: "Wenn es gar zu schlimm wird, verdrücken wir uns, ja? Mag der Hickers denken, was er will, der Vater nimmt es uns bestimmt nicht übel, der lacht nur!" Und da löste sich auch schon seine Verärgerung, er gab ihr Lächeln zurück: "Ich will mir das hier gern einmal ansehen und anhören, aber vorläufig sieht das alles nach einer langweiligen Anöderei aus!" Und elegisch fügte er hinzu: "Der Mensch ist ja eine Landplage!" Aber nun war er durch Christas Zuspruch doch wieder aufgelebt, und interessiert sah er sich im Saale um.

Kleinbürgerliches Publikum, sonntäglich gekleidet, und es war wohl auch so, wie Michael Delos es im Zorn seiner Enttäuschung gezeichnet hatte: ältere, rundliche Frauen voll harmloser Gutmütigkeit, die ernsthaft glauben mochten, wenn jeder Mensch seine Tiere so lieben und so füttern würde, wie sie es hielten mit ihren behaarten oder gefiederten Lieblingen daheim, dann würde die Welt mit einem Schlage von allem Bösen befreit und gut sein müssen. Neben ihnen hagere Frauen mit rechthaberisch verfalteten Gesichtern, unerfüllte Weiblichkeit, an irgendwelchen Bitternissen leidend, mit denen sie nicht fertig zu werden wußten, viele ältere Männer auch, von denen die meisten einen merkwürdig sonderlinghaften Eindruck machten. Ja, so also war dieses Publikum, aber es war nicht nur so: Hans Froment sah doch hier und da das gutgeschnittene Gesicht eines Mannes, die hellen Augen eines Mädchens, einer jungen Frau, die wache Gespanntheit in den Gesichtern junger Männer. Und er dachte wie Michael Delos: daß es nämlich auf diese jungen Menschen ankam, die auf der Suche waren, angerufen von den Sinnwidrigkeiten des Lebens, die nach dem Sinn ihrer jungen Herzen nicht sein durften in einer Welt, in der sie

menschlich leben wollten, und dann fühlte er einen leisen Schmerz, weil er zu wissen glaubte, daß diese Vereinigung der fordernden Jugend kaum etwas zu bieten hatte als leeres Geschwätz, und daß diese Jugend früher oder später sich abwenden und niemals wieder kommen würde.

Ein hochgewachsener Mann fiel ihm auf, groß und elegant, blonde Haare über einer hohen Stirn und einem durchgearbeiteten, vergeistigten Gesicht. Er ging an der vordersten Stuhlreihe entlang, blickte auf Christa Delos und grüßte sie vertraut, dann ging er weiter, fand seinen Platz und setzte sich. Als er das Mädchen fragend ansah, flüsterte sie ihm zu: "Das ist Martin Kenna, der nachher sprechen wird. Wir kennen uns aus den Ateliers unserer Firma her. Ein sehr kluger, sehr geschickter Mensch, und er hat ein gutes Gefühl für die Tiere — da ist keiner in diesem Saal, der ihm etwas vormachen könnte!"

Aber nun wurde hinter ihnen die Saaltür geschlossen, ein Gong ertönte, zweimal, dreimal, und dann kam Paul Hickers, klein, krummrückig und übereifrig den Gang herab und bestieg sogleich das kleine Podium, über dessen Pult die kleine Leselampe glühte. Hier und da im Saal wurde dünn geklatscht, Hickers, sichtbar angenehm berührt, verbeugte sich geschmeichelt nach allen Seiten. Dann reckte er seine schwächliche Gestalt in die Höhe, hielt sich mit beiden Händen an der Platte des Pultes und begann seinen Vortrag, hin und wieder einen Blick in das Manuskript werfend, das vor ihm lag.

"Meine Damen und Herren! Liebe Mitstreiter in meinem Kampf, den ich seit Jahrzehnten führe, um das Los der Tiere auf dieser Welt zu bessern! Wieder einmal sind wir hier zusammengekommen, um Gerichtstag zu halten über menschliche Unzulänglichkeiten und Verantwortungslosigkeit, die sich erdreistet, mit dem Leben unserer Brüder in Wald und Feld ihr schmutziges Geschäft zu machen. Aber diese Kreise sollen sich empfindlich getäuscht haben, wenn sie glauben, mit der stummen Kreatur verfahren zu können, wie es ihren eiskalten Geschäftspraktiken entspricht. Wir sind auf der Wacht, unseren spähenden Augen entgehen heute diese Machenschaften nicht mehr, und wir haben den Mut, vor die Welt hinzutreten und die Wahrheit in alle Winde

hinauszurufen, und ganz unstreitig haben wir heute auch die Macht, unsere Stimme dieser Welt vernehmbar zu machen!"

Hans Froment sah erschrocken zur Seite, da saß Christa und sah ruhig mit erhobenem Gesicht zu dem Vortragenden auf. Und sein Blick, der verstört die Stuhlreihen entlang lief, begegnete überall dem gleichen Ausdruck: die Menschen fühlten sich angesprochen und lauschten interessiert der Rede. Bedrückt senkte er den Kopf, ihm schien es unerträglich, diesen bombastischen, überheblichen und selbstgerechten Phrasen ausgeliefert zu sein, zusehen zu sollen, wie ein eitel sich blühender kleiner Nichtsnutz den hier versammelten Menschen ein recht klägliches Theater vorspielte. Gewiß waren doch nicht derartige Vorträge und Veranstaltungen notwendig, um den Tieren in ihrer Bedrängnis zu helfen, dazu hatte man doch recht einfache, sehr kurze und gerade Wege zu gehen. Aber schon hob er wieder das Gesicht, und jetzt brannte es wie im Haß: wenn dieser schwätzende Mann dort oben an diesem Morgen zu den Inhabern des Tierparkes gegangen und ihnen als Vorsitzender dieser Vereinigung seine eindeutige Meinung gesagt haben würde, dann — ja, dann brauchte die gute alte Suma vielleicht schon zu dieser Stunde nicht mehr an ihrem quälenden Zahn zu leiden, an ihrem zerschundenen Gaumen und an der Unmöglichkeit, ihr Futter zu kauen ... Und während er dem Redestrom zuzuhören schien, verfloß ihm die Gestalt des Vortragenden zu einem dünnen Nebelfleck, und ein anderer, ein dunklerer und kompakterer Schatten erstand aus ihm: das war eine alte Elefantenkuh, sie hatte ihr Leben lang dem Menschen gedient, hatte gearbeitet für ihn, hatte sich in der Zirkusmanege produziert, hatte tausend Kinder täglich über die Gartenwege getragen, hatte junge Elefanten geboren, an denen die Menschen viel Geld verdient hatten, ach, alles, was sie getan, hatte dazu gedient, den Menschen zu bereichern, den Menschen, der heute zu träge war, einen Tierarzt zu rufen, der sie in einer Stunde von ihrem Leiden hätte befreien können. Er sah sie, die alte und gute Elefant, sie wiegte sich auf der Stelle, sie bewegte den Kopf hin und her, von rechts nach links, von links nach rechts, ihr Mund stand halb geöffnet, sie konnte ihn nicht schließen, schräg stand der böse Zahn zwischen ihren Kiefern,

unter dem blutig zerschundenen Gaumen, sie litt über alle Maßen, sie litt seit sehr langer Zeit ...

Er saß still, er sah die alte Elefant in weben auf ihrem Platz, die Worte des Redners hörte er nur mit halbem Ohr. Der holte sehr weit aus, er wollte von gewissen Filmen sprechen, die in letzter Zeit für ihre Sensationen Tiere aller Art verwandt hatten und nicht davor zurückgeschreckt waren, diese Tiere übel und raffiniert zu peinigen, damit man die Bilder bekam, die für den Film nötig erschienen. Aber bevor er diese Dinge zur Sprache brachte, hielt es Hickes für nötig, seinen Zuhörern auseinanderzusetzen, daß die Kunst aller Zeiten von ihren Anfängen bis zum heutigen Tag völlig falsche Wege gegangen sei, sobald es sich um die Darstellung des Tieres gehandelt hatte. Und es mußte unter seinen Worten allen Zuhörern klar werden, daß alle bildenden Künstler nicht länger eines wirklich sachverständigen Beraters entbehren konnten, um sich von ihm belehren und auf den rechten Pfad führen zu lassen. Und es konnte auch keinerlei Zweifel darüber bestehen, daß dieser Berater nur Paul Hickes heißen konnte ...

Dann plötzlich war Hans Froment ganz wach, sah mit verengten Augen wieder das Männlein dort oben hinter seinem Katheder, er fühlte, dieser holte jetzt zu einem scharfen, persönlichen Angriff aus, und noch ehe das erste Wort gefallen war, wußte er auch, daß dieser Angriff ihm gelten würde: „... und wenn so manche Künstler die Tiere in ihrer natürlichen Haltung und Bewegung und der ihnen angeborenen Wesensart auch grundfalsch aufgefaßt und wiedergegeben haben – noch andere sind nicht davor zurückgeschreckt, die übelsten Tierquälereien in ihren Bildern festzuhalten und so auf traurige Weise zu verewigen. Wenn ein Goya sich so tief erniedrigt hat, die Brutalitäten des Stierkampfes und seiner bluttriefenden Matadore mit offensichtlichem Behagen an solcher Darstellung wiederzugeben, so lehnen wir Tierschützer den Maler Goya eben ab, und er existiert damit nicht mehr für uns. Aber wenn ein lebender Tiermaler sich erdreistet, uns eine andere, nicht weniger verwerfliche Barbarei zu präsentieren, durchaus nicht, um sie damit an den Pranger zu stellen, sondern weil er Freude hat an der wilden Entfesselung der Gebärden,

der Tierleiber in blutiger Hatz, wenn uns beispielsweise ein Maler, auch wenn er sich unstreitig einiges Verdienst in der künstlerischen Darstellung exotischen Tierlebens erworben hat, wenn uns Hans Froment das Bild einer berittenen eleganten Gesellschaft malt, die mit ihrer Hundemeute ein armseliges Fuchslain durch das Brachland zu Tode hetzt — ja, meine lieben Mitkämpfer, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als diesem Hans Froment zu sagen, daß er sich auf beklagenswerten Abwegen befindet, daß er vielleicht mit solchen feilen Sensationshaschereien sein Bankkonto angenehm vermehren mag, daß er aber auch durch sie die letzte Achtung aller anständig denkenden Menschen verspielt. Ja, wir haben die Pflicht, ihm dieses zu sagen, wir dürfen niemals feige sein, und Sie, meine lieben Mitstreiter, Sie wissen ja auch, daß ich niemals feige gewesen bin, wenn es galt, die Tiere vor ihren Feinden oder vor ihren falschen Freunden zu schützen. Was ich zu sagen habe, das sage ich auch in diesem Falle dem von mir Angegriffenen in das Gesicht, sage es also jetzt dem Maler Hans Froment, der sich hier unter uns befindet!"

Er fühlte Christas Hand auf seinem Ärmel, und obwohl er ihren Blick nicht sah, fühlte er ihr Erschrecken und Entsetzen. Aber der kalte Zorn spannte ihn wie in einen eisigen Block, er wußte: dieser Angriff war die Quittung dafür, daß er diesem schäbigen kleinen Wegelagerer bis heute noch nicht den Tribut entrichtet hatte, den dieser von ihm forderte, ehe er ihn anzuerkennen beliebte. Er glaubte, daß der Maler ihm das Bild, das er ihm abverlangte, nicht geben wollte, nun zeigte er ihm, daß sein Wort wog in der Öffentlichkeit, daß er ihn nicht anzuerkennen brauchte, daß er ihm schaden, wenn er ihn nicht gar vernichten konnte. Er wußte: nun wäre es klug gewesen, zu schweigen, Herrn Hickers am anderen Tag ein recht schönes Bild zu schenken, vielleicht das von der Leopardemutter mit ihren Jungen, dann würde alles vergessen sein, auch die Worte, die da eben gefallen waren, würden bald der Erinnerung der Zuhörer entfallen, der Herr Hicker würde sein Lob singen und alles würde geregelt sein. Aber zur gleichen Zeit wußte er auch, daß er diesem Mann nicht den kleinsten farbenverschmierten Papierfetzen schenken würde; wenn dieses merkwürdige Männchen da oben Streit mit ihm suchte — dieser Kerl, der die alte gute Suma an ihrem Zahn leiden ließ, um hier dummes Zeug zu

schwätzen —, dann nahm er eben diesen Streit auf. Und schon stand er auf seinen Füßen, Christas Hand glitt von seinem Ärmel, er straffte sich, er stellte sich:

"Sie reden Unsinn, Hickers!" rief er, und der Zorn machte seine Stimme dunkel und schwer. "Ich bin der Fuchsjagd nicht nachgelaufen, um eine Sensation einzufangen, sie ist mir über den Weg geritten, und ich habe sie eingefangen. Drüben in Amerika, und zu Ihrem Trost will ich Ihnen sagen, daß die Hunde den Fuchs nicht gekriegt haben bei jener Jagd, daß er frei ausgegangen ist. Und ich will Ihnen sagen, daß ich meine Freude an der gewandten Schlauheit des Fuchses gehabt habe und an dem Rennen, das er den Hunden geliefert hat, die er zum Schluß spielend übertöpelte. Und ich will Ihnen auch sagen, daß ich eine Fuchsjagd ebensowenig schön finde wie irgendeinen anderen Kampf zwischen Tieren, wie er täglich tausendfach geschieht und wie er tausendfach abgebildet ist in den Künsten. Aber sie ist ein Kampf und also nicht eine Gemeinheit. In unserem Lande ist die Fuchsjagd verboten, er wird mit Gift bekämpft oder in Fallen gefangen. Haben Sie, Herr Hickers, haben Sie schon einmal einen Fuchs gesehen, der nur eine Nacht in der Falle gehangen hat? Nein? Aber ich, sehr oft sogar, auch drüben in Amerika, in den kanadischen Wäldern. Das Tier ist immer so gut wie wahnsinnig, hat sich alle Zähne am Eisen ausgebissen, sich das Fell zerschunden und zerbissen — wenn ich ein solches Bild malen wollte, Herr Hickers, dann würde kein Mensch es ertragen können. Und es ist nichts als dumm, diese Fallen verschweigen zu wollen und die Fuchsjagd hinter den Hunden anzuprangern. Und wenn ich ein Fuchs wäre — Herr Hickers, Sie können ganz sicher sein, daß ich mich dann lieber von Pferden und Hunden hetzen lassen wollte, als vielleicht tagelang, nächtelang in einer Falle zu hängen und in den Klauen Ihres Eisens elend krepieren zu müssen. Die Hatz würde ich als Fuchs nämlich verstehen und würde wissen, um was es dabei geht — darum nämlich, den Hunden zu entrinnen, denn nur darum geht es dem Fuchs, kein Tier weiß etwas von Todesfurcht und Sterbenmüssen. Und ich würde also als Fuchs meine ganze flinke Schlauheit aufbringen, es wäre ein Kampf und somit noch längst nicht das Schlechteste oder Schlimmste in dieser Welt. Aber unsere Falle, die versteht

kein Tier, die kann es niemals begreifen, die Falle ist der heulende Wahnsinn, das Grauen, das für jedes fühlende Wesen im kalt berechneten Mord lebt. — Also kümmern Sie sich um unsere Fallen, Herr Hickers, die hätten Sie zu interessieren — die Fuchsjagden in Amerika gehen Sie gar nichts an!"

Er mußte sehen und fühlen, wie alle Gesichter im Saal ihm zugewandt waren, alle Augen auf ihm lagen, und empfand, daß er nicht gut sprach. Sicherlich kannten die meisten der Anwesenden seinen Namen und sein Werk, er fühlte die Blicke an sich saugen und trinken — ach, welch ein einfältiger Esel doch war er gewesen, diese Veranstaltung zu besuchen und damit jenem kleinen Gernegroß dort oben hinter dem Katheder eine gute Gelegenheit zu geben, ihn abzukanzeln wie einen Schulbuben und sich auf seine Kosten zu erhöhen. Und jetzt machte er ihm den Triumph noch leichter, indem er in die Schlinge getreten war, die der alte Schlauberger ihm gestellt hatte. Der stand da oben und lächelte, verständig wie ein gütiger Vater scheinbar, aber Hans Froment sah wohl das lauende Glitzern hinter den Brillengläsern, und jetzt nickte er ihm zu wie der Lehrer in der Schule dem Kinde, das seine Antwort gegeben hat und sich setzen kann. Und Hans Froment, der gesagt hatte, was zu sagen war, und dem jetzt einfiel, daß schließlich nicht er, sondern daß dieser Herr Hickers dort oben in diesem Saal einen Vortrag zu halten hatte, und daß es überdies nicht üblich war in guter Gesellschaft, einen Vortragenden zu unterbrechen, sondern daß man mit seiner Meinungsäußerung bis zur Diskussion zu warten hatte, Hans Froment setzte sich, müde und erleichtert doch auch wieder zur gleichen Zeit. Und wie einen holden Trost in all der elenden Bitterkeit fühlte er Christas schmale Hand, die aufflatterte und sich weich auf seinen Ärmel legte.

Hickers stand mit dem Lächeln des Siegers über ihm: "Sie sehen, meine Damen und Herren, wie vieles uns noch zu tun übrig bleibt. Wenn selbst ein Mann wie der Maler Froment, der doch, denke ich, einige Gelegenheit gehabt haben sollte, sich mit der Psyche der Tiere zu befassen, eine derart verbrecherische Belustigung, wie sie eine Fuchsjagd darstellt, zu entschuldigen wagt — ja, meine lieben Mitstreiter im großen Kampf, was wollen wir dann von der indifferenten Masse des Volkes erwarten? Wenn ein Froment in völliger

Verkennung tierlichen Gefühlslebens gar eine solche Verirrung, wie das eine Fuchsjagd unstreitig ist, zu loben wagt und ihr die vielfach erprobten, als human befundenen und daher staatlich zugelassenen und von uns Tierschützern befürworteten Fallen schmähend gegenüberzustellen wagt, nun, da wüßte ich nichts anderes, als eben meine alte und immer wieder ausgesprochene Forderung zu wiederholen: daß nämlich die Anfänge und Grundlagen unserer modernen Tierpsychologie bereits in der Schule gelehrt werden müßten! — Sie sehen, meine Damen und Herren, daß ich gewillt bin, Milde zu üben und dem Maler Froment ein sanfter Richter zu sein, obwohl ich glauben möchte, daß ihn keinerlei psychologische Gedankengänge geleitet haben, als er jenes Bild malte, sondern allein die — ich möchte sie die ruchlose Begierde des Künstlers nennen —, die Begierde nach dem Außerordentlichen, dem Ungewöhnlichen, nach dem Sensationellen eben, wenn er auch dieses Wort nicht wahrhaben will. Und diese ruchlosen Begierden des künstlerischen Menschen sind es ja nun gerade, mit denen wir uns am heutigen Abend beschäftigen wollen. Sie ignorieren nicht nur die einfachsten und fundamentalsten Wahrheiten, sie setzen sich auch skrupellos über jede Verantwortung hinweg, und das Leben und Sterben unserer vierbeinigen Mitgeschöpfe gilt ihnen nichts ..."

Weiter plätscherte der Redeschwall über die Häupter der Versammelten dahin. Hans saß steil auf seinem Platz und sah vor sich hin, er fühlte, wie ihm das Blut hoch und heiß in den Schläfenadern pochte. Daß er diesem Männchen da oben eine solche Gelegenheit gegeben hatte ... Aber die schmale Hand des Mädchens an seiner Seite blieb auf seinem Ärmel liegen, und in der Reihe vor ihm wandte sich ein Mann, es war Martin Kenna, er lächelte Christa zu, er suchte und fand den Blick von Hans Froment und nickte ihm zustimmend und ermutigend entgegen, ehe er sich wieder zurückwandte. Und vielleicht war es dieser gute, klug verstehende Männerblick, der Hans aus seiner Erstarrung des Überrumpelten löste, der eine bittere und starke Erheiterung in ihm aufsteigen und ihn lächeln ließ über den kleinen, komisch selbstgefälligen Schwätzer dort oben. Ja, vielleicht hätte man über das Männlein dort oben lachen können, und sicherlich hätte ihn ein einziges herzhaftes Männerlachen aus der Welt gefegt,

wenn da nicht eben die alte Suma gewesen wäre, die gute, alte Elefantenkuh, die draußen im Park auf ihrem Platz im Elefantenhaus angekettet stand mit vor Schmerzen müde gesenktem Schädel, die leiden und wahrscheinlich sterben mußte dieses Mannes wegen ... Aber dann wandte er sein Gesicht zur Seite, und als er die hellen, klugen Augen von Christa Delos mahnend ihm entgegenkommen sah, ging eine warme Welle durch ihn hin: ein Mensch, ein guter, ehrlicher, aufrechter Mensch saß da an seiner Seite, mitten in diesem unwirklichen Spuk ... Und da lächelte er leise zurück und legte in der aufwallenden Zärtlichkeit sich knüpfender Freundschaft einen Herzschlag lang seine freie Hand über ihre braunen, schmalen Finger, die auf seinem Rockärmel lagen.

Von seinem Katheder herab aber sprach der Herr Hickers unaufhaltsam weiter: daß es die Künstler in betrüblicher Weise nicht nur an gut fundierten Kenntnissen, sondern auch an der ganz und gar unentbehrlichen Verantwortung fehlen ließen. Er, Paul Hickers, der der Kunst aufrichtig zugetan sei, habe es sich seit Jahrzehnten zur Hauptaufgabe seines kämpferischen Lebens gemacht, diese auf die Dauer untragbaren Verhältnisse zu bessern oder, wo das nicht möglich sei, durch rücksichtslosen Angriff zur Umstellung zu zwingen. Und er habe die Freude gehabt, viele gute Ergebnisse mit dieser seiner selbstlosen Arbeit zu erzielen, wenn diese freilich in ihrer Auswirkung allein den von ihm beratenden oder gelenkten Künstlern zugute gekommen waren und nicht ihm, dem stillen Arbeiter und Mahner hinter den Kulissen. So hatte eine Reihe führender Wanderunternehmungen des Schaugeschäftes, Zirkusse und große Menagerien, seinen Anruf und seine ernste Mahnung wohl verstanden, er hatte sie für eine Zeit auf ihren Reisen begleitet und hatte ihnen aus dem Schatz seiner Erfahrungen aus vollen Händen gespendet: sie waren von ihm belehrt worden, wie sie ihre Tiere zu halten und zu pflegen hatten, welche Art Vorführungen angebracht und dem Empfinden der Zuschauer angemessen waren, und er könne mit gutem Gewissen sagen, daß alle diese Unternehmungen durch seinen klugen Rat einen neuen Aufstieg genommen hatten. Und alle die anderen Unternehmungen dieser Art und nicht nur die

reisenden Tierschaustellungen allein sollten, so meinte er, dem Beispiel dieser verständigen und einsichtsvollen Unternehmer folgen und sollten nicht länger zögern, den Fachmann hinzuzuziehen, wenn es darum ging, ihrer Arbeit ein repräsentatives Gesicht zu geben. Den wirklichen Fachmann aber, dessen Kenntnisse wissenschaftlich exakt fundiert seien und dessen Tierliebe gleichzeitig über jeden Verdacht erhaben war. Durch solch einsichtsvolles Vorgehen würde nämlich von vornherein allen Mißverständnissen und öffentlichen Ärgernissen der Boden entzogen, und die Tagesspesen, die einem solchen Beirat zu zahlen seien, kamen doch gar nicht in Betracht gegen den vielfachen Gewinn, den man aus seinem segensreichen Wirken zog ...

Hier lächelte Christa Hans Froment an aus dem Schatten ihres Hutes, sie flüsterte: "Aber für den Herrn Hickers kommen solche Spesen sehr in Betracht! Und er hat sich mal eine Weile nach Lust und Laune wichtig fühlen können, er hat das Geld eingesteckt und dummes Zeug dafür geredet, er hat eifrig im Zirkus herumphotographiert, alles unter dem Mantel der Wissenschaft, die Direktoren schlagen heute noch drei Kreuze, wenn sie nur seinen Namen hören!" Hans aber antwortete ihr nicht, er saß wieder stocksteif in seinem Stuhl, er ließ die Rede über sich ergehen wie eine Strafe.

Ja, und da war nun der Film, steuerte Hickers auf das eigentliche Thema des Abends zu, und unstreitig sei diese Kunstgattung die populärste und von einem geradezu überwältigenden Einfluß auf breiteste Volksschichten. Und gerade darum sei es von allergrößter Wichtigkeit, daß die Kämpfer für das Gute und Wahre und Schöne, diese Bildwerke, deren Herstellung ja durchaus nach industriellen Grundsätzen vor sich ging, auf das schärfste überwachten. Er für sein Teil sei durchaus davon überzeugt, daß bei unterschiedlichen Entgleisungen sehr selten wirkliche Böswilligkeit festzustellen sei, wenn auch einzelne Regisseure sich oft in Geschmacklosigkeiten ergingen oder Szenen drehten, die dem gesunden Volksempfinden nur als abscheuliche Brutalitäten erscheinen konnten. Auch diese Filmgesellschaften, so meinte er, würden über kurz oder lang zu der Erkenntnis kommen, daß es nicht ohne den Fachmann abging, sobald sie Tiere zu ihren Filmen heranzogen, den Fachmann, der ihnen ratend und helfend zur Seite stand.

Hier lächelte Christa Delos wiederum: "Das wäre das Rechte für den Herrn Hickers: eine gut bezahlte Stellung in der Filmindustrie!" Aber da oben ging es weiter, er, Paul Hickers, würde nicht müde werden in seinen Versuchen, den großen Gesellschaften diese Probleme wieder und wieder gebührend klarzumachen. Denn wenn er Tierschützer sei, so kämpfe er in erster Linie gegen Unwissenheit und Gleichgültigkeit. Die galt es in erster Linie zu beseitigen, denn nur so könne man dem Tier wahrhaft dienen, indem man nämlich dafür sorgte, daß Tierquälereien gar nicht erst stattfinden konnten. Ein bestrafter oder gebrandmarkter Tierquäler nütze dem Tier selbst gar nichts, selbst durch die gewichtigste Strafe sei das dem Tier zugefügte Leid nicht aus der Welt geschafft, und wenn er auch immer dafür stimmen würde, daß böse Gesinnung, wenn sie sich am wehrlosen und unschuldigen Tier vergreife, so hart wie möglich bestraft werde, so würde er doch auch kein Mittel unversucht lassen, unwissende Menschen mit Liebe und Geduld aufzuklären und ihnen gegebenenfalls, wie hier der Filmindustrie, mit seinem ganzen Wissen zur Verfügung zu stehen. Aber es wäre nunmehr auch an der Zeit, und es schiene ihm, Paul Hickers, bereits in der zwölften Stunde zu sein, daß die Filmindustrie nicht länger die warnenden Stimmen der Gutgesinnten und Wohlmeinenden überhörte, daß sie endlich Gebrauch machte von den vielen Ratschlägen, die man ihr bereits gegeben hatte, ohne jemals nach einer Gegenleistung zu fragen. Wenn sie aber noch länger säumen würde, dann könne man ihr kaum noch die Entschuldigung des Nichtwissens einräumen, dann müsse man ihre Haltung für die des reinen Desinteresses, der nackten Böswilligkeit halten, und dann freilich müsse man mit aller gebotenen Schärfe den Kampf für Wahrheit und Recht aufnehmen.

Dazu hatten sich in der letzten Zeit die Fälle gehäuft, daß ehrliche Männer gewissen Filmgesellschaften grausamste Tierquälereien hatten vorwerfen müssen, der Streit um verschiedene dieser Bildstreifen sei zu regelrechten Skandalen angewachsen, und es sei nun unabweisbar nötig geworden, daß man auch hier, in diesen mächtigen und einflußreichen Kreisen der vereinigten Tierschützer, mit aller Deutlichkeit erkläre, nicht länger gewillt zu sein, sich weiterhin irreführen und täuschen zu lassen. Im besonderen ginge der wohl

allen Anwesenden bereits bekannte Streit um drei Filme, um einen Expeditionsfilm aus den Dschungeln Hinterindiens, um einen Film aus dem Zoologischen Garten, der eine Revolte der dort lebenden Tiere zu zeigen versuchte, und um einen dritten noch, der im Milieu der Fahrenden Leute, der Artisten, spiele.

Abermals neigte sich Christa zu ihrem Begleiter: "Alle drei Filme sind ausländische Fabrikate, der Herr Hickers verdirbt es sich nicht mit den Mächtigen der einheimischen Industrie! Merken Sie, daß er seine Worte so setzt, daß ein Filmdirektor, wenn er anwesend wäre, nichts Besseres tun könnte, als ihn vom Fleck weg zu engagieren, um ihm für alle Zeiten den Mund zu schließen?"

Und wiederum antwortete Hans Froment ihr nicht und sah starr zu dem Vortragenden auf. Wieder sah er hinter dessen dürftiger Gestalt den schweren Schatten der alten Suma, die bei lebendigem Leibe und hinter ihrem Futter verhungern mußte, weil man sie nicht von ihren bösen Zähnen befreite, weil dieser Mann wegen kleinen Vergünstigungen, die man ihm einräumte, nicht wagte, mit den Verantwortlichen so zu sprechen, wie er in seinem Amt als Vorsitzender und Geschäftsführer des Tierschutzvereines hätte sprechen müssen. Und er fühlte, wie ein kalter und bitterer Ekel in ihm aufstieg: dieser Mann würde zu allen Schändlichkeiten schweigen, wenn man ihm eine Stellung geben wollte, die ihm gestattete, sich der Mitwelt in dem Glanz zu repräsentieren, den seine Eitelkeit für ihn ersehnte .. .

Hickers fuhr fort: er habe sich jeden der drei Filme angesehen, sehr genau und gründlich als der Kenner, der er war. Aber er wolle sich mühen, jetzt und hier ein leidenschaftsloses Urteil über sie abzugeben. — Da sei also zuerst einmal dieser Film "Dämon Dschungel"! Er spiele angeblich in Hinterindien, aber es sei weit wahrscheinlicher, daß man nur einige Landschaftsaufnahmen aus irgendwelchen Kulturfilmen verbunden habe mit Szenen, die in einer künstlich aufgebauten Dschungel irgendeines Filmateliers gedreht worden seien. Zur Hauptsache bestanden diese Szenen aus Tierkämpfen, wobei es dem Regisseur nicht darauf angekommen war, ob dergleichen Szenen biologisch

möglich waren. Einige von ihnen seien das nämlich in keiner Weise, so sei beispielsweise in Hinterindien ein Zweikampf zwischen einem Tiger und einem Löwen ganz undenkbar, der in Asien nur noch einen kleinen Landstrich Vorderindiens bewohnte, dort fast künstlich am Leben gehalten wurde und kaum je mit dem Tiger zusammentreffen könne. Ebenso unwahrscheinlich seien auch die Kämpfe der großen Schlangen mit Tigern, Leoparden und Büffeln. Auch das Duell eines schwarzen Panthers mit einem Krokodil müsse er als biologisch ganz unwahrscheinlich ablehnen, und es sei ihm in keiner Weise zweifelhaft, daß alle diese Kämpfe künstlich arrangiert worden seien. Er glaube annehmen zu dürfen, daß man die Tiere, von denen die meisten sich in ihrer Freiheit niemals begegneten, in Behältnisse gebracht habe, die mit tropischen Pflanzen, künstlichen Wasserstellen und dergleichen aus-dekoriert worden waren und so den Eindruck eines Stückchen Dschungels machen konnten. Daß man die Tiere hatte hungern lassen oder daß man sie auf irgendeine andere Weise künstlich erregt und aufgeputscht habe, bis sie sich gegenseitig anfielen und miteinander kämpften, bis eines von ihnen sein Ende fand und dem Hunger des anderen zum Opfer fiel. Und das alles sei unstreitig eine ganz üble Verfälschung der Wirklichkeit, die der Naturfreund mit aller Schärfe zurückweisen müsse. Millionen von Menschen müßten in Europa in engen Verhältnissen leben, hätten wohl die Sehnsucht nach der weiten Welt, aber es würde ihnen immer unmöglich sein, hinauszufahren und ihre Wunder mit eigenen Augen zu sehen. Somit aber bedeuteten derartige Filme eine grobe Irreführung des Publikums, die wilden und völlig unnötigen Kampfszenen einen verwerflichen Appell an die niedrigsten Instinkte der schaulustigen Massen, und die sinnlose Anhäufung solcher Greuel zwingt dazu, derartige Filme schärfstens abzulehnen. Denn wenn er selbst auch der Meinung sei, daß man auch mit künstlerisch einwandfreien Mitteln gute und biologisch richtige Tierszenen drehen könne, die das Tier in sonst kaum zu beobachtender Bewegung zeigen und damit auch tierverständigen Menschen etwas Besonderes geben konnten, so erschiene es ihm doch ganz unerläßlich, gerade bei solchen Filmen, die ein Höchstmaß exakter Kenntnisse voraussetzten, die

Filmmänner mit allem Nachdruck auf den notwendigen Einsatz solcher Kenntnisse hinzuweisen.

Und noch entschiedener als die wilde Dschungelgeschichte sei der zweite Film abzulehnen, den man "Empörung im Zoo" getauft habe. Völlig unmotiviert brach hier in einem großen Zoologischen Garten eine Revolte der Tiere gegen den Menschen aus und wurde in den wüstesten Szenen bis in das Abgeschmackteste durchgeführt. Die Grundidee, so meine er, Paul Hickes, sei dabei gar nicht einmal so schlecht, manche Menschen würden gewiß veranlaßt werden, einmal über das Schicksal der gefangenen Tiere nachzudenken, wenn ihnen im Film gezeigt würde, daß sie sich gegen schlechte und ungerechte Behandlung auflehnten, wenn er selbst auch gleich hier mit allem Nachdruck erklären möchte, und das als einer der besten Kenner der Zoologischen Gärten und als Vertrauensmann der verschiedensten Institute auf diesem Gebiet, daß in einem gutgeleiteten Tierpark auch nicht ein einziges Tier das moralische Recht zu einer Auflehnung gegen den Menschen habe, der ihm doch unter seinem Schutz ein Leben bereite, wie es ihm gleich sorglos und angenehm niemals in der Freiheit geschehen könne. Aber eine solche, im Sinne einer Märchenerzählung etwa durchaus wirksame Idee, müsse dann auch mit besonderer Konsequenz durchgeführt werden, und das war nun leider in diesem Film durchaus nicht der Fall, denn hier lehnten sich zwar im Anfang die Tiere gegen den Menschen auf, dieser Mensch verschwand dann aber bald ganz und gar aus dem Bild, die großen Tiere tobten in wilden Kämpfen gegeneinander oder zerstörten in höchster Sinnlosigkeit die Anlagen des Gartens. Wenn ein Elefant einen Rosenstrauch in Grund und Boden trampele, so möge das Publikum darüber vielleicht lachen, der wahre Naturfreund jedoch beklage eine solche mutwillige Vernichtung. Aber auch in diesem Film seien die Tiere irgendwie künstlich erregt, in Zorn und Wut gebracht worden, auch hier wurde bisweilen im Hintergrund planmäßige und skrupellose Tierquälerei sichtbar, und daher also müsse er im Namen des Tierschutzes auch diesen Film als ein verkünsteltes Machwerk mit aller gebotenen Eindeutigkeit zurückweisen — man könne jederzeit dem Publikum bessere Sachen zeigen!

Schließlich sei noch über den dritten Film zu sprechen, der unter dem Titel "Das Geheimnis im Zirkus Castelli" lief, und da habe er vor allem zu beklagen, daß man auch hier wieder einmal das ehrenhafte und arbeitsame Leben des Artistenvölkchens verbinde mit üblen kriminellen Sensationen, denen man gerade in diesem, ihm wohlbekanntem Milieu, weitaus seltener begegne als irgendwo anders. Es wäre ja gewiß von einigem Reiz, im Verlauf der Spielhandlung langsam dahinter zu kommen, daß in diesem Falle der Verbrecher kein Mensch, sondern ein Elefant sei, der rachsüchtig sich an mehreren Menschen für Prügel und sonstige Quälereien, die sie ihm vor Jahren zugefügt hatten, revanchierte, aber diese ganze Handlung wäre doch recht unglaublich, und jene Szenen, in denen scheinbar der Elefant ganz sich selbst überlassen sei und aus inneren Beweggründen zu handeln scheine, verlangten derartig viel von dem Tier, das seinem Körperbau und seiner Psyche ganz entgegengesetzt, ganz unmöglich auszuführen sei von ihm, daß sie nur unter Anwendung ganz besonderer, das Tier quälender Methoden gedreht worden sein konnten. Und die Kämpfe zwischen Elefanten und Löwen und Elefanten und Büffeln, die auch dieser Film glaubte, zeigen zu müssen, seien ebensowenig glaubhaft wie geglückt und dazu in ihrer entfesselten exotischen Wildheit wohl nur für völlig gedankenlose Gemüter erträglich.

Und das also wäre es, was er als Tierpsychologe und führender Mann des Tierschutzes zu diesen Filmen und den mit ihnen verbundenen Skandalen zu sagen habe. Als der verantwortliche Fachmann, der er sei, dessen Name und Urteil höchst schwerwiegende Bedeutung habe, wie er gut genug wisse, habe er sich bemüht, so objektiv und leidenschaftslos zu sprechen, wie ihm das nur möglich sei, wenn es ihm auch gerade in diesen Fällen bisweilen recht schwergefallen war. Und wenn den Anwesenden seine Ausführungen allzu leidenschaftslos erscheinen sollten, so könne er das wohl sehr gut verstehen, müsse aber nochmals und mit allem Nachdruck darauf hinweisen, daß man nach seinen Erfahrungen einer Sache wenig damit diene, indem man die kapitalkräftige Filmindustrie so hart wie möglich angriffe und sich ihr damit tödlich verfeinde — es sei von unvergleichlich größerem Wert, sich mit dieser Industrie in Verbindung zu setzen, denn er glaube, daß sie sich weder

Vernunftgründen noch solchen des guten Geschmackes widersetzen werde, um so weniger, wenn die Beachtung solcher Gründe ihre Geschäfte keineswegs verschlechterten, sondern ganz im Gegenteil ihren Werken eine noch größere Resonanz einbringen würden, als sie bisher gefunden hatten. Und auch hier müsse er wiederum sagen, daß durch eine rücksichtslose Anprangerung und scharfe Bekämpfung der geschehenen Tierquälereien allein dem Tiere in keiner Weise gedient sei, denn damit sei das Leid, das ihm widerfahren, nicht ungeschehen gemacht. Auch hier galt es, zu lehren, zu beraten, Vorbild zu sein und dahin zu wirken, daß derartige Vergehen gegen das Tier sich nicht wiederholen konnten. Und das war leicht zu erreichen, überzeugte man nur die Filmindustrie davon, daß zu derartigen Tierszenen stets und ständig ein Fachmann hinzuzuziehen sei, der die berechtigten Forderungen der filmkünstlerisch schaffenden Menschen zu vereinen hatte mit dem Wissen und den Erfahrungen des Biologen und den Ansprüchen des bewährten Tierschützers.

Aber auf diese Fragen wolle er in seinem Schlußwort noch eingehender zurückkommen, eine im Grundsätzlichen positive Beantwortung, die freilich nur von der Filmindustrie selbst kommen könne, bedeute ihm die völlige und glatte Lösung des ganzen gefährlichen Problems, vorerst wolle er jetzt seine Ausführungen unterbrechen und das Wort dem Herrn Filmregisseur Martin Kenna erteilen, der von ihm aufgefordert war, als Hersteller erfolgreicher Kulturfilme, die angegriffene Industrie zu rechtfertigen und zu verteidigen, soweit sich ihm dazu eine Möglichkeit bot. Und neigte sich dem Applaus und trat ab.

Hans Froment sah fragend Christa Delos an. Sie hob leicht die Achseln: "Er spricht heute so zahm und verständig wie noch nie — vielleicht habe ich mich doch getäuscht, vielleicht ist wirklich ein Filmdirektor anwesend, von dem er engagiert werden möchte. Daß er filmnarrisch ist wie unsere Backfische, das weiß ich schon lange, aber jetzt ist er ganz sicher auf eine gute Stellung in der Branche aus!"

Martin Kenna lächelte leise, als er hinter das Pult trat. Sehr hoch gewachsen, beugte er sich vor, legte die Unterarme auf die schräge Platte, faltete die Hände und begann ohne Pose und in einem fast familiären Ton zu den Anwesenden zu sprechen. Er sei, so meinte er mit seinem halben Lächeln, keineswegs dazu hierher gekommen, um die gesamte Filmindustrie gegen bestimmte Angriffe zu verteidigen. Dazu sei er einmal in keiner Weise befugt und würde sich zum anderen auch niemals zum Verteidiger von Dingen und Geschehnissen machen, die eben nicht zu verteidigen waren. Und am wenigsten könne er für ausländische Produktionen, deren Herstellungsbestimmungen ihm völlig unbekannt seien, eine Lanze brechen. Von allen diesen Problemen sei ihm auch nicht gesprochen worden, als man ihn aufgefordert habe, an diesem Abend zu den Mitgliedern des Tierschutzvereins von seinen Kulturfilmen zu sprechen. Das freilich wolle er tun und wolle es sogar gern tun, um so lieber, weil er sich auf diesem Gebiet auskenne und, so fügte er hinzu, während sich das jugen hafte Lächeln auf seinem klugen Männergesicht vertiefte, hier nun gleich dem verehrten Herrn Vorsitzenden einen guten Trost geben könne: der Fachmann, nach dem Herr Hickers so beweglich rufe, der war beim Kulturfilm schon längst und überdies sogar höchst zahlreich vertreten, er selbst, Martin Kenna, sei beispielsweise studierter Biologe ...

Und begann dann, interessant zwar, aber auch recht leicht und unverbindlich und mit keinem Wort auf das Thema eingehend, das Hickers zur Debatte gestellt hatte, von seinen filmischen Erlebnissen und Erfahrungen in den verschiedensten Weltteilen zu plaudern. Er war in der Antarktis gewesen und in Sibirien, am Amazonas, in Feuerland und in beiden Indien – Hans Froment schien es mitunter, als grüße ihn da oben vom Pult herab ein Bruder. Und wenn der Herr Hickers sich in recht allgemeinen Wendungen ergangen hatte, immer in Furcht, einmal fehlzutreten und etwas zu sagen, was besser ungesagt blieb, damit kein Filmgewaltiger daran Anstoß nehmen konnte, Martin Kenna plauderte fröhlich aus der Schule des Kameramannes, der hinter dem guten Bild herlaufen mußte, das sich ihm gar zu gern entzog. Gute Tierfilme zu drehen, das war wohl so ungefähr das Schwierigste, was es auf

diesem Gebiet gab, und wie das immer sei, gab es eine ganze Reihe guter Leute, die sich gerade in dieses Schwierigste mit besonderer Inbrunst verbissen. Und auch er könne nicht wieder davon lassen, seitdem er davon geschmeckt hatte, und der wirklich gute, biologisch einwandfreie Film von freilebenden Tieren sei immer noch das Ideal, dem er nachstrebte. Er wies die zahllosen Schwierigkeiten auf, die sich einer solchen Arbeit in den Weg stellten, das Unberechenbare: die Wetterverhältnisse, die Beleuchtung, die den Kameramann mitunter durch Tage und Wochen zwang, auf der Lauer zu liegen, um dann, wenn sich endlich alle Voraussetzungen, um ein gutes Lichtbild zu erlangen, erfüllten, abermals aufgeben zu müssen, weil die Sonne sich im kritischsten Augenblick hinter Wolken versteckte. Und dann pflegte der Film immer dann zu Ende zu sein, wenn sich die Situation besonders reizvoll entwickelt hatte, und ehe er ausgewechselt werden konnte, waren natürlich die Episoden, die dem Streifen besonderen Glanz gegeben haben würden, längst zu Ende. Und die Schwierigkeiten, die durch das Gelände entstanden oder durch die zu photographierenden Objekte, in diesem Falle also durch die Tiere — diese Schwierigkeiten waren unendlich, niemals vorausszusehen oder zu berechnen, ganz besonders, wenn einer, wie er es tat, sich darauf kapriziert hatte, die großen, freilebenden Säugetiere mit dem Auge seiner Kamera einzufangen. Diese Tiere seien längst in aller Welt durch die rücksichtslose Verfolgung des Menschen derart vorsichtig geworden, daß es nur mit einer unendlichen Fülle raffinierter Listen gelingen konnte, sich ihnen auf die Entfernung zu nähern, die ein gutes Photographieren ermöglichte. Und er kramte einige der lustigsten Episoden von solchen Kamerajagden vor seinen Zuhörern aus und wählte dabei launig gerade solche, in denen sich die beschlichenen Tiere dem Menschen überlegen gezeigt hatten und alle seine Listen mit ihrer Klugheit parierten ...

Christa Delos sah aus dem Schatten ihres Hutes auf den Mann an ihrer Seite. Sie kannte den Sprecher gut, und sie hatte von ihm und seinen Kollegen schon hundert Anekdoten dieser Art zu hören bekommen. Man konnte dergleichen auch oft genug in den Zeitungen lesen, denn die Pressechefs der

Filmfirmen sammelten sie eifrigst und brachten sie immer wieder neu frisiert in die Öffentlichkeit, weil sie in der breiten Schilderung der vielfachen Schwierigkeiten die beste und wohlfeilste Reklame für den schließlich doch zu gutem Ende gebrachten Film abgaben. Darum also sagten ihr die Ausführungen nichts, ja, sie langweilte sich sogar ein wenig bei ihnen, wenn sie sich auch im stillen daran freute, mit welcher ruhigen Sicherheit Martin Kenna sein Publikum in die Hand genommen hatte, das ihm angeregt und interessiert folgte, sich hörbar amüsierte über die drolligen Begebnisse, die er gewandt vor seinen Zuhörern ausbreitete, die ganz vergessen zu haben schienen, daß sie sich hier versammelt hatten, um ein gnadenlos strenges Gericht über die moralisch bedenkenlose Filmindustrie abzuhalten. Und sie begriff nicht recht, warum Hans Froment, der doch auch die Welt bereist und selbst photographiert hatte, mit solcher gespannten Aufmerksamkeit den Ausführungen Kennas folgte.

Sie konnte nicht wissen, daß er sich angerufen fühlte, er, dem es eigentlich nie allein um sein malerisches oder zeichnerisches Werk, um seinen persönlichen Ruhm gegangen war, sondern immer nur um die vollkommene Darstellung der Tiere. So oftmals hatte er vor seinen Bildern gesessen und war an ihnen verzweifelt, daran, die Tiere immer wieder nur in den Gelöstheiten oder Gespanntheiten eines einzigen kurzen Augenblickes, eines Sekundenbruchteils, wiedergeben zu müssen. Und wieder, wie sooft in seinen Jagdtagen, stiegen die scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten des Films vor ihm auf, er hörte das schmale Band sich surrend abrollen, er sah auf der leuchtenden Leinwand das Leben der Tiere erstehen in seiner letzten Schönheit und in seinem tiefsten Geheimnis. Welch eine ungeheure Fülle von Möglichkeiten gab es hier! Ehe diese reiche, bunte und starke Welt dahinsank für immer, ausgelöscht unter dem gnadenlosen Stiefel der nivellierenden Kultur, die den Erdkreis ihren Farmen und Fabriken unterjochte, konnte der Film sie eingefangen und also ihre Schönheit für alle Ewigkeit gerettet haben. Und welche Möglichkeiten gab diese Technik schon heute! Sie konnte den Menschen, die dazu verdammt waren, ewig in ihren Städten bleiben zu müssen, alle Schönheit und alle Wunder der Welt in ihre Straßen und Stuben bringen, sie konnte den Studierenden der Naturwissenschaften ein

unvergleichliches Material zusammentragen, wie es in dieser Art noch kein Zeitalter besessen hatte. — Ah, er war ein Maler und hatte als ein solcher diese Welt durchwandert, aber oft genug hatte er vor der Überfülle dieser Welt kapitulieren müssen, und er hatte ebensooft von den Möglichkeiten geträumt, die dort tausend Bilder gestalten konnte, wo er gerade ein einziges flüchtig erhaschte. Und vielleicht, wenn er noch einmal jung und an seinem Anfang sein könnte, würde er die ganze Malerei lassen und sich der Technik, der Kamera verschreiben. Mochten auch die Künstler in ihren Schulen und Ateliers über die Technik verächtlich die Nase rümpfen — Künstler waren nicht wichtig, wichtig aber war, daß die hunderttausend Bilder aus dem Buch der Natur erfaßt und sichtbar allen Menschen hingestellt wurden. Und während der Mann dort oben heitere Anekdoten erzählte, sah sich Hans Froment mit der Filmkamera auf der Spur des afrikanischen Elefanten, des Löwen, der Büffel und der bunten Hunde, lauerte er den Gorillas auf, den Schimpansen und den Orangs, surrte sein Filmband im Tigerturm mitten im Herzen der indischen Dschungeln, pirschte er auf den Nashornwechsellern der tropischen Wildnisse unter dem Himalaja. Und die blauende Dünung der südlichen See rauschte über die farbenbunten Korallengärten, seine Kamera fing die phantastischen Fische ein und das tausendfach seltsame Leben am Grunde des Meeres, sie folgte dem Flug der Vögel von Nord nach Süd, vom Süden zum Norden und zog mit dem Winde Ki-wä-din durch die kanadischen Wälder. Hundert, tausend Filme wußte er zu drehen, und ein jeder würde prall von Leben und Schönheit sein — ja, ach ja, er hätte sich der Kamera verschreiben sollen und nicht den Pinseln und der Palette...

Und dann konnte er seine Enttäuschung nicht verbergen, als der weltgewandte Filmmann seinen Vortrag so geschickt, wie er ihn aus dem Stegreif gesprochen, auch zu Ende brachte. So also war es mit der Tierphotographie, sie habe ihre bösen Nücken und Tücken, und natürlich hatte es hier und da auch einmal Männer gegeben, die glaubten, mit Fälschungen und Täuschungen den Schwierigkeiten aus dem Wege gehen zu können, oder indem sie recht robuste Mittel anwandten, die Tiere vor ihrer Kamera festzuhalten oder in gewünschte Bewegung zu setzen. Aber im Grunde hatten

sich alle derartigen Versuche längst selbst totgelaufen, die mit ihnen erzielten Resultate blieben weit hinter den auf ehrlichem Wege erzielten Ergebnissen anderer, geschickterer Kameraleute zurück, und was sich nicht auf einwandfreie Arbeit hatte umstellen können, das war ausgeschieden mit der Zeit. Natürlich tauchte ab und zu immer noch einmal ein derartiges Produkt auf und versuchte, den Markt zu erobern, aber Publikum und Presse hatten ja alle Möglichkeiten, derartige Machwerke eindeutig abzulehnen und damit eine weitere Produktion ähnlicher Art unmöglich zu machen. Dieses Verfahren sei ja bereits bei den auch hier genannten Filmen recht wirkungsvoll angewendet worden, er habe den Dschungelfilm gesehen und auch den Zirkusfilm, er persönlich halte beide für abwegig und obendrein noch recht schlecht, den Tiergartenfilm habe er nicht gesehen und könne daher nicht über ihn urteilen, aber wenn die Tierschützer gegen solch eine unehrliche Produktion Front machten, dann konnten sie nur sicher sein, daß alle guten Elemente aus der Filmindustrie sich in diese Front einreihen würden. Und verbeugte sich dem dankbar aufflatternden Applaus, glitt schnell die Stufen herab und setzte sich auf seinen Platz. Aber dann mußte er doch noch einige Male aufstehen und sich verneigen, der Beifall hielt an und war so ehrlich und herzlich, daß jeder fühlen mußte, wie dankbar das Publikum war, derartig gut unterhalten und belehrt worden zu sein. Christa beugte sich ein wenig vor auf ihrem Stuhl und spähte zu Paul Hickes hinüber, der jetzt ebenfalls in der ersten Reihe saß. Sein Gesicht war verkniffen, sie konnte sehen, daß er keineswegs zufrieden war mit dem Erfolg, den der Filmmann in diesem Saal erntete, in dem doch gerade Gerichtstag abgehalten werden sollte über die Industrie, der er diene.

Aber dann meldeten sich hier und da Männer und Frauen zum Wort, und die Diskussion nahm ihren Anfang. Zuerst stand ein alter Herr auf, der sich als pensionierter Oberlehrer vorstellte. Er dankte den beiden Rednern des Abends für ihre eingehenden und lichtbringenden Darlegungen, aus denen gewißlich jeder Interessierte reichen Nutzen ziehen konnte. Aber er möchte doch auf einen Umstand hinweisen, der scheinbar von beiden Rednern vergessen worden sei, und das wären nämlich die überstarken Lampen, die bei jeder

Filmarbeit im Atelier ganz unerlässlich waren. Und es sei erwiesen, daß Tiere, die zum ersten Male unter dieses starke Licht gebracht wurden, derart befangen, verwirrt und eingeschüchtert seien, daß gewöhnlich keine Aufnahmen von ihnen gemacht werden konnten. Und manche Tiere gewöhnten sich niemals daran, und damit sei es doch wohl erwiesen, daß es ihnen unzutraglich, ja, daß es für sie quälend war. Und man müsse doch immer darauf bedacht sein, alles Schlechte sogleich mit der Wurzel auszurotten, und daher schlage er vor, eine Gesetzesvorlage durchzudrücken, die der Filmindustrie die Verwendung von Tieren im Atelier ganz und gar verbot und solche Verwendung einzig und allein für Freiaufnahmen zuließ.

Eine rundliche Kleinbürgersfrau löste ihn ab und nahm temperamentvoll den Film vor allen seinen Angreifern in Schutz. Die Filmschauspieler seien doch sämtlich so prachtvolle Menschen, so große Künstler, und die meisten von ihnen seien dazu gute und echte Tierliebhaber. Erst kürzlich habe sie in einer Filmzeitschrift einen großen und reich bebilderten Artikel gefunden, der eine ganze Reihe prominenter Filmstars mit ihren vierbeinigen Lieblingen gezeigt und eine Fülle ganz reizender Episoden aus dem Privatleben der Schauspieler gebracht habe. Ja, alle, durchwegs alle Schauspieler und Schauspielerinnen hielten sich Hunde oder Katzen, es waren immer ausgesucht schöne und offensichtlich sehr gepflegte Tiere, manche aber auch hielten sich die absonderlichsten Hausgenossen, aber was bei einem Durchschnittsmenschen manchmal unverständlich sei, das würde man gottbegnadeten Künstlern doch nachsehen müssen. Und sie meine also, daß kein Anlaß vorliegen könne, gegen die Filmleute in irgendeiner Weise vorzugehen, wenn hier und da wirklich einmal Unrecht geschehen sei, so würden sicherlich die Menschen vom Film selbst dafür sorgen, daß sich solche Vorfälle nicht wiederholen konnten.

Dann erhob sich ein junges Mädchen, sie hatte ein reines, verträumtes Gesicht, und sie sprach stockend, befangen von den vielen Blicken, die sie auf sich gerichtet fühlte. Sie möchte sagen, daß der Film sie noch immer enttäuscht habe. Er sei doch zumeist, bei Licht besehen, recht inhaltslos, dumm und dreist, um nicht frech zu sagen. Eine einzige Stunde hinter einem guten Buch sei doch unvergleichlich wertvoller als eine ganze Serie aktueller Filme. Ja, sie möchte

sagen, daß für ihr Empfinden der Film geradezu eine überaus schädliche Volksverdummung darstelle, und daß die Filmgewaltigen skrupellos Unsummen aus dem Volk herausholten, das sie mit ihrem gewaltigen Propagandaapparat nach Herzenslust beeinflussen konnten, ohne daß irgendeine Macht jemals dagegen aufstünde. Nun sei Geschäft wohl Geschäft, aber man könne doch auch der kapitalkräftigsten Industrie nicht alles nachsehen, nur darum, weil sie eben kapitalkräftig sei, und wo ein Schwindel derart offen zutage lag wie in den drei hier besprochenen Filmen, da wäre doch wohl eigentlich die Regierung gezwungen, ihre steuerzahlenden Bürger vor weiteren Düpierungen zu schützen und also diesen Filmgesellschaften die Produktionserlaubnis zu entziehen.

Christa lächelte zu Hans hinüber: "Ein reines Kinderherz!" Aber da erhob sich schon mit beträchtlichem Stimmaufwand ein ziemlich abenteuerlich künstlerhaft aufgeputzter Mann: es wäre ja keineswegs der Film allein, so rief er, der sich derartige Schurkenstückchen an Volksverdummung und gemeiner Tierquälerei leiste, man könne in dieser Hinsicht beispielsweise auf allen Varietébühnen Ungeheuerlichkeiten erleben, wenn man nur ein wenig die Augen offenhielt. Da wären vor allem die Zauberkünstler, die sich zu ihren Verschwindetricks gern lebender Tiere bedienten. Er wolle sich über diese Tricks hier nicht weiter auslassen, denn sozusagen, gewissermaßen gehöre er auch zum Fach, und im Interesse der Kollegen müßten solche Tricks eben Geheimnisse bleiben. Aber soviel könne er doch sagen, daß diese verschwindenden Tauben und Enten, die Kanarienvögel, die in der Glühbirne auftauchten, und die Karnickel, die aus dem Zylinder des Zauberkünstlers hüpfen, einiges auszustehen hätten, daß ihre Leiden denen durch sensationelle Filme gepeinigten Kreaturen keineswegs nachstünden. Und er forderte mit Nachdruck ein völliges Verbot jeglicher Verwendung von Tieren zu öffentlichen Vorführungen jeder Art.

Ein kleiner alter Mann, der sich wie ein katholischer Priester trug und wie ein krankes Schoßhündchen bellte, antwortete ihm sogleich: das wäre der einzig richtige Weg, das vollständige Verbot jeglicher Tierdressur, aller öffentlichen Vorführungen. Dressierte Löwen oder Tiger in einer

Zirkusmanege, abgerichtete Bären oder Wölfe oder Elefanten wären eine Widernatürlichkeit, die mußte verboten werden. Ja, ihn selbst stimme sogar die Vorführungen von Pferden in dieser Art immer nur melancholisch, das Pferd sei ein Steppentier und nicht dazu geboren, immer in einem engen Kreis zu laufen, zu changieren und zu tanzen.

Eine ältliche Frau stimmte ihm bei, aber sie meinte, daß es mit dem Kampf gegen die öffentlichen Schaustellungen von Tieren allein nicht getan sei, wenn man aber schon diesen Kampf führen wollte, so gebe es Schaustellungen, die noch weitaus empörender seien als die im Film und auf der Bühne. Das wären die öffentlichen Prüfungen von Jagdhunden, die ihre Raubzeugschärfe im Katzenwürgen zu beweisen hatten. Wenn man sich hier gegen die Menschen vom Film, vom Zirkus und vom Varieté wende, so müsse man mit doppelter Schärfe endlich auch den Kampf gegen die Jäger aufnehmen, die alljährlich Hunderte und Tausende von Katzen, die sie sich zum größten Teil auf völlig dunklen Wegen beschafften, in ihren sogenannten Gebrauchshundprüfungen auf schändlichste Art vom Leben zum Tod bringen ließen, wobei sie sich nicht nur des schändlichen Mordes an den armen Tieren schuldig machten, sondern auch die Seelen der ihnen anvertrauten Hunde für alle Zeiten mit Mordinstinkten vergifteten und die guten Tiere zu Mördern an ihrer Mitkreatur machten.

Eine andere Frau schoß schwarz und hager auf und spendete ihr Beifall. So sei es, und die Katzen, die man zu solchen Vorstellungen gebrauchte, in denen sie gemein gemordet wurden, sie wurden zumeist ihren Besitzern gestohlen, gestohlen von gemeinen Menschen, die sich von den kleinen Prämien verleiten ließen, die den Ablieferern lebender Katzen von den Veranstaltern jener Gebrauchshundprüfungen gezahlt wurden. Da wohne in ihrem Hause zum Beispiel ein Oberpostschaffner, und sie wisse von ihm, daß er ihnen wie allen anderen Katzen in gemeinster Weise nachstelle, Baldrianfallen auf die Höfe und Gärten verteile und die auf solche Weise gefangenen Katzen an die Jägerschaft verkaufe. Wenn man also die Arrangeure derartiger Veranstaltungen angriffe, mit allem Recht natürlich, dann müsse man auch

ihren dunklen Mittelsmännern ein für alle Mal das schmutzige und gemeine, gemeine, gemeine Handwerk legen!

Hans Froment sah gequält auf Christa, deren Blick er auf sich fühlte. "Wollen wir nicht endlich gehen?" fragte er und erhob sich damit auch schon halb aus seinem Stuhl. Aber da ertönte die Glocke des Vorsitzenden, Paul Hickers stand wieder hinter seinem Pult, und Christa zog Hans am Ärmel auf seinen Platz zurück. "Lassen Sie uns noch das Schlußwort anhören, Herr Froment, dann gehen wir, dann fällt es auch nicht so auf!" tröstete sie ihn und lächelte in sein unglückliches Gesicht — und dann hörten sie beide noch einmal Paul Hickers an.

Dieser hatte einiges zu bedauern: daß Kenna leider nicht derart zur Sache gesprochen habe, wie das von ihm erwartet worden war, daß auch die Diskussionsredner sich verzettelt und nicht zur Sache gesprochen hätten, daß er doch aber, wenn er jetzt das Resumée des ersten Teiles dieses Abends ziehe, wohl der Ansicht sein dürfe, daß alle Anwesenden mit ihm darin übereinstimmten, daß man die Filmgesellschaften darüber informiere, daß die Tierschutzvereine nunmehr gewillt seien, sich nicht länger düpieren zu lassen. Also würde er im Namen des Vereins allen in Frage stehenden Filmgesellschaften eine selbstverfaßte Denkschrift überreichen, in der er sie mit gebotener Eindeutigkeit auf die verschiedenen Übelstände hinweisen und sie energisch auffordern würde, bei allen Aufnahmen dieser Art nicht nur Fachleute mit gründlicher biologischer Bildung, sondern auch Männer des tätigen Tierschutzes heranzuziehen. Denn solche Mitarbeit bliebe nach seinem Dafürhalten nun einmal die einzige Möglichkeit, um für die Zukunft die Wiederholung derartiger Tierschinderei endgültig zu unterbinden.

Und damit wolle er nun den ersten Teil dieses Abends beschließen, um nach einer kurzen Pause mit dem zweiten Teil der Veranstaltung zu beginnen. Aber er möchte doch nicht verfehlen, gleich jetzt und hier auf das Besondere dieses zweiten Teiles hinzuweisen. Man kenne ihn gut in diesem Kreise, er sei ein positiver, ein aufbauender Mensch, weit entfernt davon, nur zu kritisieren, niederzureißen und zu zerstören, die Kunst der Photographie berge viele

Möglichkeiten, die gerade den Tierfreunden viele und reine Freuden bereiten konnten. Aber diese Möglichkeiten müßten eben erkannt und nicht nur von fähigen, sondern auch von genügend vorgebildeten Männern verwirklicht werden. Er, Paul Hickes, er hatte, allen Anwesenden im Saale hier sei das ja wohl bekannt, er hatte sein Leben der künstlerischen Darstellung des von ihm so sehr geliebten Tieres geweiht und wolle den Versammelten also im zweiten Teil dieses Abends eine Serie seiner besten Photos als Lichtbilder vorführen. Und Abzüge dieser Photos seien schon jetzt in der Pause an den Verkaufsständen, die neben den Ausgangstüren errichtet worden seien, käuflich zu erwerben, natürlich zu Vorzugspreisen, da er ja an den Mitgliedern des Tierschutzvereins nichts verdienen wolle. Und er rate dringend zu solchem Ankauf: einmal seien alle Bilder höchst wertvolle Natururkunden und Beweise, wie ein künstlerisch und wissenschaftlich gebildeter Mann ohne die geringste Tierquälerei wahrhafte Kunstwerke mit der Kamera schaffen könne, zum anderen rissen sich Zeitungen und Zeitschriften um seine anerkannt erstklassigen Lichtbilder, daß sie bald vergriffen sein und er vielleicht gerade die besten seinen Freunden nicht wieder anbieten können würde ...

Und trat ab, die Menschen lösten sich aus ihrem stillen Zuhören, hundert angeregte Gespräche flatterten überall auf im Saal — Hans Froment erhob sich, drängte aus der Reihe hinaus und Christa folgte ihm nach. Aufatmend schritten sie dann nebeneinander her, den Gang hinauf und gegen die Ausgangstür.

Das lebende Bild

Neben dieser Ausgangstür war nun wirklich ein langer Tisch aufgestellt, und seine Platte war bedeckt mit hohen Stößen blankschwarzer Photographien. Und Hans Froment, der Maler, brachte es nicht über sich, an diesen vielen Bildern vorbeizugehen, er blieb stehen und sah sie sich an. Dann aber konnte er es nicht verhindern, daß vor seinem inneren Auge die fetten Lettern eines Briefkopfes erwachsen, der ihm einmal in die Hand gefallen war, und in denen sich Herr Hicke selbst als "europäischer Meisterphotograph" und "Lichtbildner der Tierwelt" anpries. Und dann sah er wieder diese Bilder da auf der Tischplatte, und sein Gesicht verzog sich: ein guter Apparat, gutes Filmmaterial, aber das Resultat war mäßiger Durchschnitt, nicht einmal immer tauglich zur Reproduktion. Haustiere und kleines exotisches Getier in engen Gelassen oder gar zwischen den Nippes und Deckchen einer kleinbürgerlichen Wohnstube — er wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte über die dreiste Selbstgerechtigkeit dieses Herrn Hicke.

Hinter ihren Schultern sagte jemand, leise und vergnügt: "Einmalige Meisterwerke der modernen Lichtbildkunst, aufgenommen mit unübertrefflicher Liebe und der allergrößten Fachkenntnis! Sehen Sie diesen Kanarienvogel auf seiner Stange, meine Herrschaften, dem Meister der Kamera ist es gelungen, das scheue Tier ohne Anwendung von brutaler Gewalt, die er tiefstens verabscheut, auf seine Platte zu bannen! Greifen Sie zu, meine

Herrschaften, kaufen Sie, kaufen Sie, nützen Sie diese nie wiederkehrende Gelegenheit!"

Das Fräulein hinter dem Tisch schien trotz des gedämpften Tonfalles die Worte verstanden zu haben und sandte einen bitterbösen Blick herüber, als Christa und Hans Froment sich wandten, halb amüsiert, halb erschrocken, stand Martin Kenna da und lachte sie an. Er schüttelte Christa Delos burschikos die Hand, dann war er sichtlich ehrlich erfreut, Hans Froments Bekanntschaft zu machen, und auch dieser fühlte sich sogleich zu ihm hingezogen, weil der Filmmann ihn nicht mit Komplimenten überfiel, sondern seine Anwesenheit so ruhig und selbstverständlich wie die eines alten, guten Bekannten hinnahm. Gemeinsam traten sie aus der Tür in den Flur hinaus und bummelten nebeneinander ein Stück über die breiten, roten Kokosläufer. Martin Kenna war es, der das Gespräch führte: "Was haben Sie jetzt vor, Herrschaften? Zurückgehen? Aber ich denke nicht daran, mich noch länger anöden zu lassen – dieser Hickes ist ja ein trauriger Witz. Wenn ich mich einmal in meiner Einfalt habe mißbrauchen lassen, schön und gut, oder vielmehr schlecht und traurig, aber jetzt habe ich meine Sünden abgebüßt, und jetzt will ich Abendbrot essen gehen, und zwar möglichst gut und anständig!" Und sie wollten auch nicht wieder zurück? Natürlich, das hätte er sich denken können, aber das füge sich ja eigentlich großartig, ob er sie einladen dürfe, sein Stammlokal liege ganz in der Nähe, schräg über die Straße nur, eine kleine, gemütliche Weinstube, man könne zusammen einen guten Happen essen, einen guten Tropfen trinken und sich gemeinsam von diesem Graus erholen – und ob das nun nicht eine ganz ausgezeichnete Idee von ihm sei?

Christa und Hans wechselten einen schnellen Blick miteinander, keiner von ihnen hatte gedacht, daß ihr erstes gemeinsames Ausgehen einen solchen Abschluß finden sollte, aber dann wurden sie sich mit diesem einen Blick schnell einig und stimmten fröhlich zu: das war ein glorioser Gedanke, und daß man jetzt miteinander fortging, das war mindestens so schön wie Schuleschwänzen. Und schon traten sie gemeinsam an die Garderobe heran, und die Herren ließen sich ihre Hüte geben. Aber dann geschah es, daß aus der offenen Tür des Saales eine Dame hervorschoß, eilig und geradenwegs auf sie

zusteuerte und sie stellte, ein nicht mehr allzu junges, fülliges Mädchen, angetan mit einem dunklen Rock und einer lachsfarbenen, vielfach gefältelten Bluse, das rundliche Gesicht umstanden von einer in seltsam starre Locken gebannten Frisur. Sie baute sich vor ihnen auf, sie funkelte die drei an aus blaßblauen Äuglein, sie stellte die offensichtlich Flüchtigen empört zur Rede: "Aber ich bitte Sie, Fräulein Delos, Herr Kenna, Herr Froment — der eigentliche, der wertvollste Teil des Abends beginnt doch jetzt erst! Wollen Sie wirklich Herrn Hickes den Affront antun und sein Lebenswerk ignorieren, indem Sie jetzt gehen?"

Hans Froment sah mißbilligend auf das Gefältel der lachsfarbenen Blusenbrust, welch eine unsinnige Arbeit mußte das doch sein, ein solches Stück zu bügeln! Christa Delos lächelte sich ihre Verlegenheit fort: "Es tut mir leid, Fräulein Schmidt!" hub sie zögernd an, aber dann war es wieder Martin Kenna, der sogleich die Situation begriff und die Entschuldigung formulierte: "Wir bedauern unendlich, gnädiges Fräulein, aber Sie wissen wohl, wir haben einen Beruf, so eine Art Morgenstelle, nicht wahr, und beim Film geht es noch immer nicht zu wie etwa auf einem Katasteramt, leider, leider! Fräulein Delos und ich müssen noch einmal ins Atelier, einen Schnitt kontrollieren, und da Herr Froment später Fräulein Delos nach Hause zu geleiten und unbeschädigt ihrem Herrn Vater wieder abzuliefern hat, bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn schon jetzt zu entführen. Entschuldigen Sie uns bei Herrn Hickes, bitte!"

Aber die lachsfarbene Bluse wich nicht zur Seite, die blauen Augen wurden stechend böse: "Sie schwindeln mich an, ja, Sie schwindeln! Sie beleidigen nicht nur unseren Herrn Hickes mit Ihrem Fortgang, sondern den Verein, die Bewegung, den ganzen großen Tierschutzgedanken! Prominente Leute, man kennt das ja, das findet sich immer zusammen, wenn es gegen das ehrliche Wollen wirklicher Könner geht, die nur weniger Glück im Leben gehabt haben als sie, weil sie weniger gute Geschäftsleute sind. Prominente, ja, man kennt das! Dabei könnten Sie noch eine Menge von Herrn Hickes lernen, zumindest, was die Ehrlichkeit der Arbeit und die untadelige Gesinnung betrifft — aber das interessiert Sie ja wohl wieder nicht, zum Lernen sind Sie wohl längst zu stolz und eingebildet, nicht wahr? Prominente — püh!"

Ihre Stimme wurde von Wort zu Wort lauter und schriller, und von den Menschen, die jetzt den Korridor füllten, wurden immer mehr aufmerksam und traten herzu. Aber dann schloß sie abrupt: "Wir werden uns Ihr Verhalten merken, verlassen Sie sich darauf!" wandte sich und stob davon mit fliegendem Rock. — Die drei gingen eiligst ein Stück den Gang entlang und dem Ausgang zu. Als sie den Menschen entronnen waren, die neugierig auf sie einstarrten, verhielt Hans den Schritt und sah Christa verstört an: "Mein Gott!" seufzte er. "Was war denn das nun wieder für eine Person?" Und das Mädchen lächelte mit süßem Hohn zurück: "Das war Olivia Schmidt, sie ist seit Jahren die treue Sekretärin des Herrn Hickes. Sie dichtet, viel und fleißig. Märchen und Tiergeschichten und auch Filmbücher, aber kein Mensch druckt ihren Kram oder interessiert sich auch nur ein bißchen für sie, natürlich wittert sie eine internationale Verschwörung aller Prominenten gegen sich und ihr Können, sie versteht sich außerordentlich gut mit ihrem Chef!"

"Gott schütze uns!" lachte Martin Kenna, der in ihrer Mitte ging und schob seine Hände rechts und links unter ihre Arme. "Gott schütze uns vor dem Zorn der ewig Erfolglosen! Nur ein sehr gutes Abendbrot kann mir heute meinen verlorenen Seelenfrieden zurückbringen!"

Wenig später saßen sie in einer getäfelten Nische des kleinen, stillen Weinlokals gemütlich um den weißgedeckten Tisch und unter dem milden Licht der Stehlampe mit dem bunten Pergamentschirm. Martin Kenna gab zu, reichlich viel für die Genüsse einer wohlbestellten Tafel übrig zu haben, er stellte mit viel Geschick und erprobtem Geschmack das Abendessen zusammen, wählte sorglich die Weine für Fisch und Braten, und solange sie dann tafelten, waren sie recht heiter, und besonders zwischen den beiden Männern, die viele gemeinsame Erinnerungen an die von ihnen bereisten fernen Länder auszutauschen hatten, sprangen Fragen und Antworten hin und her im angeregten Gespräch. Als der Filmmann dann aber nach dem Mokka eine Flasche alten Burgunder kommen ließ, die, wie er meinte, unumgänglich nötig sei für ein rechtes Männergespräch, als sie die Gläser gegeneinander hoben, das Mädchen Christa hatte sich ohne Ziererei Martin Kennas laut verkündeter Absicht, einer oder mehreren Flaschen dieses Weines den Hals zu

brechen, angeschlossen, als Kenna nun mit vergnügtem Blinzeln seinen Trinkspruch ausbrachte: "Prosit, Herrschaften, auf die große Karriere des von uns allen so hochverehrten Herrn Hickes!" da tat Hans Froment wohl erst einen guten, tiefen Zug von dem süßschweren alten Wein, dann aber stellte er das Glas rasch auf den Tisch zurück, und der Zorn, mit dem er dem Angriff des Hickes begegnet war, stieg wiederum weißglühend in ihm auf. Aber nun konnte er sich diesen Zorn rückhaltlos vom Herzen sprechen: welche eine bejammernswürdige impotente Gesellschaft war das doch, dieser Tierschutzverein, der sich anmaßte, in öffentlichen Dingen mitzureden. Da saßen diese Leute beisammen, hatten eine wichtige und gute Sache zu vertreten und galten doch nicht mehr als irgendein Klüngel hilfloser Sektierer, unfähig und wirkungslos und ohne jede Scham ausgenutzt von diesem traurigen Geschäftsführer, dem der Name und das gute Wollen des Vereins, die von allen Gutgesinnten respektierte gute Idee, der er diente, den Rücken stärkte, ihm ein Ansehen gab, das er allein für seine selbstsüchtigen Zwecke auswertete. Dieser Herr Hickes — wer war denn der? Ein Nichts, aber ein höchst dreistes, ein unverschämt freches Nichts! Ein Vorstadtphotograph ohne jedes Können und ohne jede Selbstkritik — aber er hatte ihn öffentlich angreifen dürfen, ihn, Hans Froment, weil er sich unterfangen hatte, das Bild einer Fuchsjagd zu malen. Welche ein Recht hatte dieser Mann dazu, ihn anzugreifen, ihn zu zwingen, ihm Rede und Antwort zu stehen? Er hatte doch wirklich Wichtigeres zu tun, als sich mit diesem kleinen Straßenpinscher herumzubeißen, und der suchte ja nur solchen Streit, um sich vor den Menschen ein Ansehen geben zu können! Und wenn ein solcher Verein nichts Besseres zu tun hatte, als solch einen Unfug ins Werk zu setzen und zu fördern, dann sei er nichtsnutzig, ja, dann sei er störend und schädlich und man wäre gezwungen, ihn zu ignorieren. Unfähig zu wirklich positiver Arbeit waren diese Menschen ja ohnehin, das hatte ihm dieser Abend zur Genüge bewiesen, was war denn das für ein trauriges Referat gewesen, das der Herr Hickes da gehalten hatte? Drei ausländische Filme, die angeblich Skandal verursacht haben sollten! Aber der Herr Hickes hatte so völlig ohne jede nähere Sachkenntnis gesprochen, daß es schon besser gewesen

wäre, wenn er geschwiegen hätte. Leere Schaumschlägerei, das war der ganze Mann, darin bestand die ganze Arbeit dieses Vereines ...

Martin Kenna, nun gemütlich in seinem Sessel lehnend und wohlgefällig die schwarze Brasil-Zigarre unter seinem Gesicht zwischen den Fingern drehend, blickte auf, und dann sagte er, langsam und mit Nachdruck: "Sie irren, Herr Froment! Zum Ersten: die Tierschutzvereine sind wichtig, sehr wichtig, sie sind ganz unentbehrlich. Und es gibt genügend solcher Vereine, die gute und positive Arbeit leisten. Und sie können alle, einer wie der andere, gute und positive Arbeit leisten, wenn sie von den rechten Männern geführt werden. Wenn sie freilich nicht vorsichtig genug sind in der Wahl ihres geschäftsführenden Vorsitzenden, wenn dieser eigensüchtige Zwecke verfolgt, dann — nun, Sie haben das heute abend gesehen. Aber vergessen Sie nicht, daß dieser Herr Hickes eine ungute Ausnahme ist, ein Schulbeispiel dafür, wie es nicht gemacht werden darf!"

"Dann sollte man ihn doch davonjagen!" knurrte Hans böse.

Kenna beugte sich ein wenig vor: "Wollen Sie das machen, Herr Froment? Wollen Sie sich mit dem Mann in aller Öffentlichkeit herumbalgen, bei soundsoviel Menschen Stimmung gegen ihn machen, seine Intrigen widerlegen, die er ganz sicher sogleich gegen Sie spinnen wird, wollen Sie sich ihn zum persönlichen Feind machen?"

"Ich glaube, er ist schon mein persönlicher Feind!" wütete der Maler, der den Angriff auf sein Bild nicht verwinden konnte. "Aber sonst danke ich schön — ich weiß mir was Besseres, ich sagte es Ihnen schon: ich beiße mich nicht mit diesem Straßenpinscher herum!"

"Na also!" lehnte sich Kenna wieder zurück. "Sie beißen sich nicht — und ich schon lange nicht, das können Sie mir glauben! Also bleibt der Herr Hickes in seinem Amt und schwingt weiter große Reden — aber wir haben kein Recht, uns darüber aufzuregen, wenn wir es ändern könnten und ändern es nicht. Aber, und das wollte ich Ihnen noch sagen, zum zweiten: der Mann hat die Wahrheit gesprochen, die reine Wahrheit. Und wenn wir uns lustig machen, weil wir das Theater durchschaut haben, so darf uns das nicht hindern, jetzt, wo wir unter uns sind, einzugestehen, daß sehr wichtige, sehr richtige und sehr

gute Worte gefallen sind an diesem Abend – nicht nur aus dem Mund des Herrn Hickes, sondern auch aus dem Mund der Diskussionsredner."

Hans Froment sah ihn verblüfft an, Christa Delos hatte den Kopf geneigt und zog über dem aufwölkenden schweren Duft ihres Weinglases ein krauses Näschen.

"Herr Froment!" fuhr der Filmmann eindringlich fort. "Ich sehe, Sie zweifeln. Aber, bitte, glauben Sie mir: er hat die Wahrheit gesprochen. Nur ist es so, daß die Wahrheit nicht im Munde eines jeden Menschen Wahrheit bleibt. Im Munde eines Hickes beispielsweise niemals. Denn er benützt seine Kenntnisse nicht dazu, um Unrecht aufzudecken und in Zukunft unmöglich zu machen, sondern dazu, um persönlich daran zu profitieren. Und das ist freilich schlimmer, als wenn er die abstrusesten Lügen aufgetischt haben würde – damit ist die Wahrheit tot, ganz tot. Und darum also ist der Mann ein Schädling, und man müßte ihn davonjagen. Wenn dann ein anderer Mund die gleiche Wahrheit aussprechen wollte, dann würde sie wirken, dann würde sie sichtbar in der Welt stehen, und die guten Menschen würden tun, was zu tun ist. Und das würde gar nicht wenig sein – unterschätzen Sie die Wirkung solcher öffentlichen Vereinigungen nicht. Sie sind zumindest so wichtig in unserem Kulturleben wie die Gouvernante im Bürgerhaus, von der die Kinder angehalten werden, sich die Fingernägel sauber zu halten. Und sie könnten noch eine viel größere Wirkungskraft haben, wenn sie sich anders, entschlossener und kämpferischer organisieren wollten!"

Aber Hans hörte nicht auf diese Worte, sein Gesicht war gespannt: "Hickes hat die Wahrheit gesprochen?" fragte er gedehnt. "Was wissen Sie von den drei Filmen?"

"Eine ganze Menge, sicherlich mehr als der kleine Schnüffler!" gab Kenna ruhig zu. "Ich weiß, daß die Konkurrenzfirmen dem Hickes das Material in die Finger gespielt haben, mit dem er sich wichtig vorkommt, er soll es veröffentlichen, er soll damit eine Empörung auslösen, die man dann zu finanziellen Schachzügen benützen will. Er weiß das natürlich nicht, weiß nicht, daß er hier den sehr billigen Hampelmann zu spielen hat, er glaubt, irgendein Direktor läßt sich von seinen Warnungen einschüchtern und engagiert ihn, um

ihn mundtot zu machen — er ist schon ein Stück Unglück! Aber diese drei Filme, Froment, von denen ist jeder ein Skandal, jeder eine dicke und runde Schweinerei!"

Hans Froment sah ihn an mit starrem Gesicht: "Erzählen Sie mir!" bat er, aber es klang wie ein rauher Befehl.

Martin Kenna setzte sich zurecht und sagte ruhig: "Gedulden Sie sich, Herr Froment, ich gebe Ihnen alle Aufklärungen, die Sie haben wollen! Zuerst also einmal die Vorgeschichte dieses Abends. — Die drei Filme sind im Ausland entstanden, ich sagte es schon, Übersee, in einem jener südlichen Staaten, in denen man im Tier nichts als ein Ding des Menschen sieht, das ihm in die Hand gegeben worden ist, damit er mit ihm verfähre nach seinem Willen. Sie kennen die barbarische Gleichgültigkeit jener Völker gegen die Leiden der Tiere, ich glaube, sie ist nur durch eine lange, bewußte, staatlich gewollte Erziehung aus der Welt zu schaffen. Es gibt dort drüben noch viele Dinge, die uns Europäern das Herz umdrehen, die Stierkämpfe beispielsweise ... Gewiß, wir haben ausreichend vor unserer eigenen Tür zu kehren, dennoch, denke ich, können wir nicht dulden, daß eine ungeheuer starke und, ich will einmal sagen, künstlerisch maskierte Propaganda diese skrupellosen und gemeinen Tierquälereien bei uns einführt und damit weite Kreise unserer Jugendlichen und auch nur Denkfähigen verdirbt. — Nun geht es beim Film natürlich zu wie bei jeder anderen Industrie auch: der Konkurrenzkampf besteht keineswegs allein darin, daß man sich bemüht, durch besondere Güte der eigenen Fabrikate die Konkurrenz zu überholen, oder daß man in seiner Propaganda nur die eigenen Produkte lobt und die der anderen Firmen selbstverständlich verschweigt, man macht auch recht gern — hinter der vorgehaltenen Hand natürlich — die Filme der anderen Firmen nach Kräften schlecht und erzählt Indiskretionen aus der Herstellung, die geeignet sind, Firma, Darsteller und Arbeit in das denkbar ungünstigste Licht zu stellen. Ganz so einfach liegt die Sache aber hier nun nicht, gegen diese drei Filme haben sich alle Produktionen einmal mit seltener Einmütigkeit gewandt und haben Protest gegen die überaus grausamen Herstellungsmethoden erhoben, aus denen übrigens die angegriffene Filmfirma keineswegs ein Hehl gemacht hat, sondern sie im guten

Glauben, damit für ihre Filme eine ungewöhnlich wirksame Reklame starten zu können, sehr laut und bis in die letzten Einzelheiten ausführlich in der ihnen zur Verfügung stehenden Presse ihrer Länder veröffentlichte. Drüben hat man sich auch bei der ganzen Geschichte gar nichts gedacht, aber hier bei uns ist sogleich der Sturm losgebrochen, ganz unbeeinflusst von irgendwelchen Interessen, muß ich sagen. Daß sich dann freilich gleich wieder gewisse Interessenten eingeschaltet haben, um bei diesem Trubel ein Schäfchen scheren zu können — lieber Herr Froment, dafür dürfen Sie nicht meine Industrie verantwortlich machen, daran ist das internationale Wirtschaftsleben schuld, das darin besteht, daß der größere Fisch den kleineren verschlingt, und daß die Haie große wie kleine jagen!"

Hans Froment sagte leise (aber es schwang ein Ton in seinen Worten, daß Christa aufschreckte und ihn großäugig ansah): "Ich habe Sie nach den Filmen gefragt, nach ihrer Herstellungsweise, Herr Kenna. Erzählen Sie mir davon — sind derartige Tierquälereien, wie sie von Hickes angedeutet wurden, überhaupt möglich im Film?"

"Sie ahnungsloser Engel!" lächelte der Filmmann trübe und streifte bedächtig den Aschenkegel seiner Zigarre in die Nickelschale. "Sie fragen besser, was nicht möglich ist im Film. Aber ich will es Ihnen sagen!" hob er dann wieder den Kopf. "Ich denke, Sie sollten es wissen! — Da ist also zuerst einmal dieser Dschungelfilm. Er ist natürlich niemals in Hinterindien aufgenommen worden, die Kosten hat man sich gespart, aber schließlich sagt das allein noch nichts Entscheidendes gegen ihn, fast alle Expeditionsfilme bringen eine Reihe von Aufnahmen, die im Atelier oder in einem atelierähnlichen Interieur gedreht worden sind. Das ist kaum anders zu machen, selbst wenn man bei einem Tierfilm eine Reihe guter Aufnahmen in aller Freiheit erreicht, gewisse Feinheiten, die notwendig sind, das Bild abzurunden, die Handlung plastisch zu machen, durch Gags aufzulockern, lassen sich nur dann herstellen, wenn man zumindest über dieses oder jenes einzelne Tier verfügen kann, es also in halbe oder ganze Abhängigkeit von des Menschen Hand bekommt. Hier die richtige Linie zu finden, die man nicht nur der Wissenschaft gegenüber, sondern auch der Wahrheit und dem Publikum

gegenüber vertreten kann, bleibt immer allein dem Gewissen und dem Feingefühl des einzelnen Filmregisseurs überlassen!

Dieser Film jedoch hat weder mit Wissenschaft noch auch mit irgendwelcher Wahrheit auch nur das geringste zu tun. Man hat einige alte Kulturfilm ausgemietet, die einige recht gut brauchbare hinterindische Landschaften hergaben — daß dabei auch eine vom Amazonas und eine aus den Kongowäldern war, ist noch nicht einem einzigen Kritiker aufgefallen! —, hat diese Streifen aufgeputzt und sie nun durchsetzt mit Szenen, die sämtlich im Atelier aufgenommen worden sind. Von den Liebesszenen wollen wir schweigen, nicht wahr, auch davon, daß der martialische Held niemals aus seiner Filmstadt herausgekommen ist, obwohl er da einen Großwildjäger hinlegt, vor dem alles Getier der Dschungeln zu erzittern scheint, sobald er nur, das Gewehr im halben Anschlag, in der Szene auftaucht — sprechen wir also nicht von den Menschen, sprechen wir von den Tieren!

Sie stammen sämtlich aus unterschiedlichen Menagerien, denen man sie für den Film abgekauft hat. Dann hat man einen künstlichen Graben aus Beton errichtet, eine Art Freianlage, wie Sie Ihnen aus den Zoologischen Gärten her bekannt ist, hat sie mit tropischen Pflanzen angefüllt, einen künstlichen Wasserlauf hindurchgeleitet, und dieser Graben ist also der Schauplatz aller Tierkämpfe gewesen, die der Film gebracht hat. Einige Male hat man einige Kleinigkeiten an der Szenerie geändert, hat ein paar Pflanzen umgestellt, hat den Apparat in einem anderen Blickwinkel herangefahren, aber zumeist hat man sich selbst diese kleinen Arbeiten erspart — wahrlich, die weltkundige Firma hat die Intelligenz der Kintopp-Besucher beileibe nicht überschätzt!

In dem Graben also hat man die Tiere gegeneinander getrieben und gehetzt. Es ist aber gar nicht immer so ganz einfach, Tiere zum Kampf gegeneinander zu bringen, auch nicht, wenn es sich um Raubtiere handelt, die der Durchschnittsmensch gemeinhin für Personifikationen hemmungslos wilden Blutdurstes sieht — man glaubt gar nicht, wie dumm diese Bestien sich oft anstellen, ehe sie den Willen des Menschen, daß sie sich gegenseitig ums liebe bißchen Leben bringen sollen, begreifen!

Aber ich will Sie nicht länger mit allgemeinen Redensarten abspeisen, die immer nur leer bleiben — ich kann Ihnen mit Einzelheiten dienen, mit authentischen Einzelheiten, Herr Froment, wie ich sie den Aufzeichnungen der Script-Girls, die Phase für Phase des Drehverlaufes mit protokollarischer Genauigkeit festgehalten haben, entnehmen konnte. — Da sind also einige Reihen recht guter Landschaftsaufnahmen gewesen, die man auseinandergeschnitten und reichlich mit Spielszenen gemixt hat. Und diese Spielszenen bestanden zum überwiegenden Teile darin, daß man die verschiedensten Tiere miteinander kämpfen ließ. Da ist also dieses Zementloch gewesen, dieser mit Tropenpflanzen vollgestellte Bunker, ein Gelaß, das kein Tier hat von einem Käfig unterscheiden können. Dort hinein warf man nun also eine Boa constrictor, Sie kennen diese Schlangen, nicht wahr, ein selten schönes Exemplar von fast fünf Meter Länge. Sie stammte aus Britisch-Guayana, und der Film spielte in Hinterindien, aber auf solche Kleinigkeiten achtet man in unserer Industrie nicht sonderlich. In der Freiheit ernährt sich diese Riesenschlange von kleinen Säugetieren und Vögeln, aber da man sie dazu bringen wollte, mit einem Panther zu kämpfen, hat man sie fast fünf Monate hungern lassen, und um ihr zu der notwendigen Gereiztheit zu verhelfen und zu wünschenswert lebhaften Bewegungen, sengte man ihr tüchtig das Schwanzende an — und dann drückte man den Panther durch den Käfiggang zu ihr in das Betonloch. Ein junges Tier, noch nicht erwachsen, zahm und verspielt, er war in der Gefangenschaft geboren und so harmlos wie ein Stubenkater, ein schwarzer Panther, seine Eltern kamen von den Sunda-Inseln, er war gewohnt, im Menschen seinen Beschützer, seinen Spielgefährten, seinen Futterbringer zu sehen. Nun, auch ihn hatte man vier Tage hungern lassen, und zu trinken hatte er in dieser Zeit auch nichts gekriegt, er war halb wahnsinnig, als er aus seinem Käfig gejagt wurde. Er stürzte, ohne nach links oder rechts zu sehen, an das Wasser, um seinen Durst zu löschen. Aber vor dem Wasser, halb in ihm, lag die Schlange und züngelte ihn an. Die Blicke der beiden Tiere begegneten sich, der Menageriemann, der dem Regisseur behilflich war, schoß aus einer lautlos arbeitenden Zwille kleine, spitze Drahtendchen gegen die Tiere, sie trafen gut, eines fühlte sich angegriffen vom anderen, die

Verzweiflung ihres Hungers brach lodernd auf in Zorn — es kam zu dem Kampf, den man gewünscht hatte. Der junge Panther sprang gegen die Schlange an, sie schoß vor und schlug ihre Zähne in seine Weichen — da fiel er zischend in Wut über sie her mit Klauen und Zähnen. Aber die große Schlange war die Stärkere, sie verbiß sich an seiner Brust, sie warf ihren Leib über ihn, um ihn, sie schnürte ihn ein. Dem also gedrosselten Panther ging rasch die Luft aus, er konnte sehr bald keine Tatze mehr rühren, er konnte nicht mehr beißen, er stak hilflos in der mörderischen Umschlingung und stöhnte und röchelte nach Luft. Minutenlang, man hat sein Sterben sehr gründlich gefilmt mit verschiedenen Kameras und Mikrofonen, die Filmleute meinen, daß dieses junge Tier das Geld wert gewesen ist, das man seinem Herrn dafür gezahlt hat.

In diesem Kampf ist nun eine kleine Szene, sie dauert nur einige Sekunden lang, ich glaube, niemand hat sie recht gesehen, vielleicht hat auch keiner auf das merkwürdige kurze Intermezzo geachtet, weil alles auf den großen Kampf sah, der sich da über die Leinwand wirbelte und durch den Saal schrie mit grellem Zischen und Röcheln und Stöhnen und Seufzen und versterbenden Rufen und grausig knirschenden Knochen. Eine kleine Szene — als ich mir den Film ansah, wußte ich längst gut, wie er zustande gekommen war, ich sah nicht den Kampf, ich sah die beiden Tiere: die gequälte Schlange, den hungernden und dürstenden, den vom Menschen verratenen kleinen schwarzen Panther. Schon stak er in den Schlingen, die ihn langsam, aber unaufhaltsam zermalmten, schon hatte sein Sterben begonnen, schon war die große Schlange im Sieg und warf sich hin und her nach ihrem Wollen, schon hatte er längst nicht mehr eine Brante auf dem Boden, schon hing er in seinem grausigen Galgen, in dieser fürchterlichen Garotte, hing halb über dem Wasser, von dem er hatte trinken wollen — da wälzte sich die Boa wieder einmal ein Stück. Und da kam sein Kopf aus der Höhe herab, seine Zähne, die er wie grinsend bleckte in seiner Atemnot, berührten das Wasser — er hing still, er war im Sterben, aber da kam — im Sterben, Froment — da kam seine Zunge und schlug zweimal, dreimal zage in das Wasser, wie wenn das Tier es nicht mehr wagte, vor den Augen der Menschen seinen Durst zu löschen, den es nur ihnen, ihnen allein verdankte. Zweimal, dreimal, kaum daß es seine Zunge netzte — ja, es hatte

begriffen, daß es nicht trinken sollte, sondern daß es zu sterben hatte nach des Menschen Willen. Es hatte den Menschen begriffen, Herr Froment — und es starb dann: in seinem Dienst und zu seinem Verdienst. Aber es ist diese kleine Szene im wilden Spiel, warum ich die Leute, die diesen Film gedreht haben, hasse, hasse, hasse bis aufs Blut!"

Er schwieg und sah abwesenden Blickes gegen die Gardine. Hans Froment, über das damastene Tischtuch gebeugt, drehte sein Weinglas zwischen leise zitternden Fingern, schräg sah er zu Christa Delos hin, die in ihrem Stuhl lehnte. Sie schien ihm bleich bis in die Lippen hinein, oder schien das nur durch die elektrische Beleuchtung, durch den Hutrand, der ihr Gesicht verschattete? Nein doch, sie war sehr blaß, und sie ähnelte in ihrer jung blühenden Mädchenschönheit in diesen Minuten auf eine seltsame und verstörende Weise ihrem Vater, wenn der seinen Lodenmantel wie eine Decke um sich schlug und den Indianer spielte.

Der Filmmann sog an seiner Zigarre, blies eine Wolke blauen Rauches von sich, kam zurück aus seiner Versunkenheit und sprach weiter: "Aber da war noch eine andere Szene — die mit dem Bären und dem Jaguar ... Es war ein grauer kanadischer Bär und ein Jaguar aus dem Gran Chaco, aber sie taugten natürlich gut für die hinterindische Dschungel des Filmes. Und man hatte den Jaguar hungern lassen durch Tage, den Bären selbstverständlich ebenfalls, aber weil dieser Hunger noch nicht genügte, ihn aus seinem Käfigloch zu treiben, gegen den Jaguar an, hatte man ihm mit der glühenden Eisengabel das halbe Hinterteil verbrannt — es rauchte noch wie ein naß gebügelter Lumpen, als er auf der Szene erschien. Und da lagen also die beiden Tiere einander gegenüber, beide rasend vor Hunger und Durst, beide geängstigt durch die fremde Umgebung, nicht wissend, was ihnen von dem anderen Tier, dem fremden, nie gesehenen dort, kommen sollte. Aber der Mann mit der Zwillie tat auch hier seine Pflicht und beschoß den Jaguar und beschoß den Bären mit seinen spitzen kleinen Drahtpfeilen. Der Jaguar brüllte auf, wütend und süchtig, der Bär aber blickte nicht den Jaguar an, er schien plötzlich den Mann dort oben gesehen oder gewittert zu haben, den Menschen, den er kannte aus dem Frieden der

wandernden Menagerie, in der er gelebt hatte, bevor er in diese Hölle und unter die Filmmenschen gefallen war. Er richtete sich plötzlich auf seinen Hinterbeinen in die Höhe, nicht achtend auf die Gefahr, die ihm von dem vor ihm lauernden Jaguar kommen konnte, kommen mußte, er sah mit sich bewegendem Fang zu dem Schützen auf, er erhob die Vorderbranten und schlug sie zusammen, wieder und wieder in der drollig rührenden Bettelgebärde, die allen Bären eigen ist und ihnen nicht anerzogen zu werden braucht. Er brummelte leise dabei, dunkel und gutmütig klagend, wie ein Bär so tut, er sah zu dem Mann auf, er warf die bettelnden Pfoten nach ihm – war es nicht, wie wenn er ihn anflehte, ihn hier heraus, ihn mit sich und fort zu nehmen, zurück in den stillen Käfigwagen, in dem er sicher gewesen war vor allen Menschen? Er war doch auch immer brav gewesen und hatte alles getan, was der Mensch von ihm verlangt hatte, er würde weiter und wieder brav sein, er hatte doch niemals den Menschen etwas Böses getan – warum ließ man ihn hier in seiner Not und seiner Verlassenheit, warum hatte man ihn mit dieser lauernden Raubkatze zusammengebracht, warum ließ man ihn verkommen in Hunger und Durst und aufglühendem Wahnsinn, warum half man ihm nicht in seiner Not, er war doch in die Hände des Menschen gegeben, er war doch ganz abhängig von ihm, er konnte sich doch nicht selbst helfen! Aber der Mann dort oben in seiner Sicherheit hinter dem Grabenrand grinste sich eins über den dummen Bären und schoß ihm einen neuen Pfeil gerade auf die Nase, man sieht es im Film, wie der Bär in seiner Bettlergebärde plötzlich zusammenzuckt, und dann traf ein anderer Pfeil den Jaguar hinter das Ohr – und dann sprang dieser mit donnerdunklem Aufbrüllen dem Bären an den Hals. Und dann rollten sie verknäuelte über den Betonboden und zerfleischten sich röchelnd und schreiend, brummend und fauchend, zerfleischten sich in Angst und Wahnsinn, in den der Mensch sie hineingehetzt hatte. Sie lieferten diesen Menschen ein großes Bild, eine ausgezeichnete Szene, sie kämpften, bis sie beide zerfetzt, verblutend, sterbend auf der Walstatt blieben."

Martin Kennas Stimme, die im Verlauf der Erzählung leiser und leiser geworden war, hob sich jählings wieder, und es war wie ein angewiderter, unmutiger Ruf: "Wollen Sie das wirklich alles erzählt haben, Herr Froment,

genügt es Ihnen nicht, wenn ich Ihnen versichere, daß Hickes die Wahrheit gesprochen hat, daß diese Filme mit der skrupellosesten und gemeinsten Gesinnung geplant und ausgedacht, daß sie mit mörderischer Brutalität und mit der abstoßendsten, niederträchtigsten Gesinnungslumperei gedreht worden sind?"

Hans Froment ließ den Blick nicht von dem blassen Mädchengesicht. Wie war sie jung, wie war sie rührend schön in ihrer Hilflosigkeit. Vor der selbstsicheren, amazonenhaften jungen Dame aus dem modernen Erwerbsleben hatte er sich scheu verkapselt, die Verstörte, Geängstigte, die von den Blutwellen der menschlichen Scham über den Menschen Durchschauerte rührte an sein Herz. Wenn er sie jetzt nehmen und mit ihr davonfliegen könnte über Meere und Kontinente, in die Steppen des fernen Afrika, durch deren Abenddämmerung drei Elefanten schritten unter dem vertropfenden Goldblut des Sonnenunterganges, in die indische Dschungel und zu einem von Sarbattis Tigertürmen im Herzen der Wildnis — ach, wie nur hatte er einmal an dem bunten und seltsamen Kontinent Asien leiden können, warum hatte er ihn grausam genannt, nur weil er nicht immer und überall das liebend der Kreatur sich neigende Herz in ihm gefunden hatte ... Jetzt war er wieder daheim, jetzt war er wieder in Europa — und Europas Grausamkeit war groß und kalt und ungeheuer wie seine großen und kalten und ungeheuren Maschinen. Jetzt war er in Europa und saß Martin Kenna gegenüber, dem Mann aus jenem künstlerischen Schaffen, aus jener Industrie, der die Menschen Europas untertan waren, die sie vergotteten — er hob den Blick, er sah über den Tisch dem Mann in das unwillig versperrte Gesicht, er sagte, sehr kühl, sehr schnell und entschlossen, diese Stunde durchzustehen bis zu ihrer letzten Bitternis: "Erzählen Sie mir, Herr Kenna, erzählen Sie mir alles, was Sie wissen!"

"Alles, was ich weiß!" stöhnte der andere auf, und es war wie das hilflose Lachen eines Gepeinigten. "Es ist nicht recht von Ihnen. Ich weiß jetzt, worauf Sie aus sind. Ich soll Ihnen erzählen, und Sie werden mit allem, was Sie von mir hören, einzig und allein den Film belasten. Aber es ist im Film nicht anders, als es überall ist in der Welt: der Mensch ist eine brutale Bestie und schreckt niemals und nirgendwo auch vor den unausdenkbarsten Gemeinheiten zurück.

— Aber gut, wenn Sie es so haben wollen: die Tierkämpfe jenes Filmes sind sämtlich so entstanden, wie ich Ihnen das hier beschrieben habe. Man hat die Tiere hungern und dürsten lassen, man hat sie gequält und geschunden und bis zur Raserei gepeitscht, man hat die Verzweifelten, die Wahnsinnigen gegeneinander gehetzt, damit sie sich selbst zerfleischten, denn das Tier wird niemals an einen unsichtbaren Gegner denken, wenn es einen vermeintlichen Feind oder Widersacher sichtbar vor Augen hat — man hat aus diesen schrecklichen und blutigen Szenen einfach einen Film zusammengestellt, an dem sich die Menschen in aller Welt zu Millionen amüsiert, erregt und ergötzt haben. Denn wenn höchst gefährliche und notorisch menschenverschlingende Raubtiere sich selbst an die Gurgel fahren — welchen Menschen freute das nicht? So sind zumindest die Empfindungen des Publikums solcher Filme, Herr Froment, Sie müssen erst dieses Publikum zum anderen, besseren Denken erziehen, ehe Sie es wagen, die Filmleute an den Pranger zu stellen, die doch auch nur wieder aus diesem Publikum hervorkommen und ihm nach ihrem besten Willen dienen!

Der Film von der Revolte der Tiere im Zoo ist genau auf die gleiche Weise zustande gekommen. Hunger und Durst und menschliche Schinderei treiben auch die zahmsten und gutartigsten Tiere zum Wahnsinn und in die zerstörerische Raserei. Dabei war hier manches bedeutend leichter zu arrangieren als in jenem Dschungelfilm, man trieb und hetzte die Tiere in besonders gesicherten Geländen durcheinander, aufeinander, gegeneinander, man hatte nur darauf zu achten, daß nichts von den treibenden, hetzenden Menschen in den Film oder in das Tonband geriet. Und darauf hat man selbstverständlich sorgfältig geachtet, bei den Aufnahmen selbst, beim Schnitt im Atelier, und so ist es der wildbewegte Tierfilm geworden, an dem das Publikum zweier Erdteile seine helle Freude gehabt hat.

Und der Zirkusfilm? Nun ja, auch er gehört zu dieser Kategorie von Filmen, in denen die Zuschauer auf die listigste, bedenkenloseste, auf die gemeinste Weise getäuscht werden, man hat in ihm mit den gleichen Tricks gearbeitet, etwas feiner wohl und nicht ganz so kraß, aber dabei vielleicht doch noch giftiger und abgefemter — immerhin, gegen die beiden anderen Filme ist

er beinahe harmlos zu nennen! — Und nun habe ich Ihnen den Gefallen getan, Herr Froment, nun lassen Sie uns endlich wieder von etwas anderem sprechen!"

Hans Froment sah ihn schwer und dunkel an, er schüttelte den Kopf: "Ich will an diesem Abend von nichts anderem reden als einzig und allein vom Film. Ich habe mich belehren lassen, Herr Kenna: Ich sehe ein, daß die Tierschutzvereine sehr notwendig und höchst nützlich sind; ich sehe ein, daß Herr Hickes die bittere Wahrheit spricht, die nur darum keine heilsame Wahrheit ist, weil er nicht so anständig ist, sie ohne Hintergedanken auszusprechen — jetzt will ich mich von Ihnen über den Film belehren lassen. Ich habe ihn geliebt, verstehen Sie mich recht, nicht so wie die kleinen Mädchen, die in jede Flimmerkiste laufen, um ihren ondulierten und geschminkten Helden anzuschmachten, nein, so nicht. Aber ich habe immer große Möglichkeiten in ihm gesehen, dem hundertfach gefesselten Menschen der großen Städte die ganze bunte, leuchtende, funkelnde, unausschöpfbar reiche Welt mit ihren Landschaften und Völkern und Menschen und Tieren in seine Straßen zu bringen. Und ich sehe jetzt, Herr Kenna, daß er gemein ist, sehr ordinär, verlogen, brutal, so blutig brutal wie — wie —"

"Wie der Mensch eben, dessen Werkzeug und Werk er ist!" fiel Kenna ernst ein. "Ich sagte Ihnen schon: Sie dürfen nicht den Film anklagen, Sie müssen die Menschen sehen — diejenigen, die vor der Leinwand sitzen, die anderen, die in ihrem Auftrag arbeiten und ihnen die Spiele geben, die sie haben wollen. Sie verdammen doch auch nicht den Messerfabrikanten, weil es Menschen gibt, die eines seiner Messer dazu brauchen, um auf andere Menschen einzustechen. Der Mensch begeht den Mord und nicht das Messer, und der Mensch macht sich seinen Film so wie er heute ist, nicht aber ist es der Film, der aus dem Menschen eine Bestie macht!"

"Ich glaube, das ist ein ewiger Kreislauf. Bestien machen bestialische Filme, die Filme machen aus guten und arglosen Menschen Bestien, und diese Bestien drehen neue Filme — und so weiter, und so fort... Der Film, wie Sie ihn mir zeigen, der ist nichts als eine gemeine Welt der Lüge, des Betruges, der plumpen oder raffinierten blutigen Brutalität!" Hans Froment hieb zurück wie

ein Fechter: "Und weil der Film so ist, kann der Mensch nichts anderes sein und nichts anderes werden als eine gemeine, verlogene, blutgierige, als eine plumpe oder raffinierte blutige Bestie!"

"Er kann durchaus noch etwas anderes sein!" antwortete der Regisseur mit bösem Lächeln. "Seine Welt ist längst nicht so einfach, so schlichtweg schwarz-weiß, wie Sie sie jetzt sehen wollen, Herr Froment! Er kann beispielsweise bei allem gemeinen Betrug, bei all seiner plumpen, blutigen Brutalität zugleich ein sparsamer, ein kühl und klar und umsichtig rechnender Bürokrat sein! — In jenem Film aus dem Zoologischen Garten — also da ist eine Szene, in der Affen mit dem Feuer spielen, mit einer Schachtel Streichhölzer, die der Wärter vergessen hat, und natürlich legen sie Feuer an, und ein Tierhaus geht in Flammen auf. Und in diese Flammen hinein geraten nun einige Raubtiere, ein Löwe, zwei Tiger. Und sie fangen Feuer und verbrennen bei lebendigem Leib. Sie sehen nicht viel davon im Film, Sie sehen nur die Tiere, die sich jählings zu einer Feuerkugel verwandeln, sich über den Boden wälzen, aber Sie hören sie — hören das Brüllen, die Schreie, das Röcheln und Stöhnen, das Greinen der Sterbenden. Natürlich ist es Unsinn, die Tiere derart in Flammen aufgehen zu lassen, in Wirklichkeit würden sich wohl die Katzen mit einigen raschen Sprüngen auch noch aus den Flammen heraus in Sicherheit bringen können und sich dabei vielleicht nur einige Stellen ihres Felles versengen. Aber um ein gutes Bild zu bekommen, hat man hier eben nachgeholfen, man hat sie unter den Schlauch genommen, mit Benzin bespritzt und sie förmlich durchgeweicht damit — dann genügte natürlich ein einziger Funke, um sie brennen zu lassen wie Fackeln. Aber was dann dem Regisseur nicht genügt hat, das ist das Brüllen gewesen, denn der Löwe hat nur geschrien, *wie ein Kalb, das abgestochen wird*, hat der Tonmeister gesagt, und einer der Tiger ist ganz und gar stumm gestorben, und so gut auch das Bild geworden ist, so wenig hat also der Ton getaugt. Also hat man nochmals einen Tiger und nochmals einen Löwen brennen lassen, denn brennen mußten sie schon, nicht wahr, damit das Gebrüll auch richtig herauskam, und dann hat man diesen neuen Tonstreifen mit dem alten gemixt, und nun ist die Sterbeklage der brennenden Katzen schon bedeutend besser gewesen, dem ehrgeizigen Regisseur aber immer noch nicht gut genug. Er

merkte, wie sich die Wirkung gesteigert hatte, er witterte die große, alles andere erschlagende Wirkung, er wollte die Szene ausschöpfen bis zum letzten, also forderte er noch einmal zwei Löwen und zwei Tiger an. Da aber mischte sich die Produktionsleitung höchst energisch ein und rieb ihm mit gebührendem Nachdruck seine bereits begangenen Überschreitungen des Kostenvoranschlages unter die Nase. Gewiß, gewiß, man verstand etwas von Kunst, man sah durchaus ein, wie interessant und auch wie wichtig diese Szene für das Gelingen und die spätere Wirkung des Filmes war, aber darum durfte doch nun nicht das gute Geld mit vollen Händen geradezu aus dem Fenster geworfen werden — dem Herrn Regisseur hat sein allerschönstes Toben nichts genutzt, er hat nur noch einen Löwen und noch einen Tiger zum Verschleiß bewilligt bekommen, und damit hat er sich begnügen müssen. Auch diese beiden Tiere haben gebrannt und haben gebrüllt und geschrien und gestöhnt und geklagt und geweint, wie man es von ihnen erwartet hat, und der Regisseur hat damit das Todesgebrüll noch einmal recht gut verstärken können — aber er ist dann doch recht böse gewesen, der Herr Regisseur, man hatte ihm nach seiner Ansicht seine künstlerischen Möglichkeiten in ganz unverantwortlicher Weise beschnitten, man hatte ihn durch schmutzigen Geiz oder niederträchtige Intrigen — er war ein Künstler, der Regisseur, und glaubte als solcher natürlich, daß man sich verschworen hatte, sein immenses Können, das das der anderen Angestellten turmhoch überragte und ihnen daher höchst gefährlich erschien, zu sabotieren, zu vernichten —, man hatte ihn also gezwungen, seine Künstlerschaft zu bändigen und zu verleugnen und eine zweitklassige Arbeit herauszubringen. Es hat sehr lange gedauert, bis er sich wieder mit dem Produktionsleiter ausgesöhnt hat, aber seine kleinliche Sparsamkeit oder vielmehr seinen filzigen Geiz, so drückte er sich aus, hat er ihm niemals verzeihen! Er war um eine Wirkung gebracht, er war in seinem künstlerischen Ansehen auf das übelste geschädigt worden!"

"Ach — schweigen Sie!" fuhr Hans Froment auf und schnitt ihm das Wort ab. "Das ist ja nicht auszuhalten ..."

Martin Kenna sah mit bitterem Lächeln über den Tisch: "Schon down, Herr Froment? Ich sollte Ihnen doch alles erzählen, was ich weiß von derartigen

Dingen? Und ich versichere Ihnen: ich habe eigentlich gerade erst angefangen zu erzählen!"

Die beiden Männer sahen sich eine Minute stumm in die Augen, böse, gereizt und sehr traurig der Maler, kühl und gnadenlos in seinem Zeugnis der Mann vom Film, es war, wie wenn ihr gutes Einvernehmen sich in plötzliche Feindschaft verwandeln könnte,— da legte sich Christa Delos vor in ihrem Stuhl, ihre Hände über der Tischplatte faltend, sah sie von einem zum andern: "Es ist grausig, Martin, was Sie da erzählen!" sagte sie, und die beiden Männer sahen gut, daß ihr Gesicht unter dem schattenden Hutrand noch immer sehr blaß war. "Und es ist nicht recht von Ihnen, Herr Froment, daß Sie sich in diese Grausamkeiten derart verbeißen, es hört sich fast so an, wie wenn Sie meinen guten Freund Martin Kenna für sie verantwortlich machen wollten. Das dürfen Sie nicht, denn er hat mit dieser Art von Filmen nichts zu tun. — Und Sie, Martin, merken Sie nicht, daß Sie mit Ihren Erzählungen und mit der provozierenden Art Ihres Erzählens Herrn Froment nur reizen? Er hat bisher nie von derartigen Dingen gehört, jetzt muß er denken, Sie hätten Ihre Lust daran, ihm mit Ihren Schilderungen weh zu tun!"

Martin Kenna stauchte seinen Zigarrenrest in den Aschenbecher, hob das Glas und leerte es mit einem Zug. Dann, die Gläser wieder füllend, dem Kellner die leere Flasche weisend und eine frische bestellend, sagte er in seinem leichtesten, verbindlichsten Plauderton: "Herr Froment hat mich gebeten, ihm von diesen Dingen zu sagen, was ich weiß. Ich denke, er ist ein Mann, der einen Stoß vertragen können wird und einsichtig genug ist, um meine sachlichen Schilderungen nicht für eine persönliche Herausforderung zu nehmen. Oder gar etwa zu glauben, daß ich in diesen Abscheulichkeiten vielleicht nur selbstverständliche Verfahren unserer Branche sehe. Ich stehe zu den Dingen nicht anders als er selbst ... Ich gebe zu, sie sind nicht angenehm zu hören, aber um die Situation zu übersehen, ist es nicht einmal nötig, von diesen groben und teilweise grotesk verindustrialisierten Grausamkeiten zu reden — sprechen wir doch einmal von den kleinen, schäbigen Niederträchtigkeiten, sie offenbaren uns den Menschen vielleicht noch plastischer als alle die anderen, die

verwerflichen Taten, die er um das Geldverdienen begeht. Seine Schabigkeiten aber sind uns längst zur zweiten, ach, sie sind uns zur eigentlichen Natur geworden, ob nun beim Film oder anderswo, das bleibt sich ganz gleich, aber wir können ja getrost beim Film bleiben, mit dem wir uns nun schon diesen ganzen netten angebrochenen Abend lang befassen. – Hören Sie also zu, Herr Froment, ich will Ihnen jetzt nichts mehr aus den Drehprotokollen erzählen, nur so ein paar von den beliebten kleinen Histörchen aus unseren Atelierstädten! Sie reiten nämlich immer noch auf dem falschen Pferde: Sie stolpern über die Fakten des Films und vergessen dabei ganz auf die eigentliche Einstellung des Durchschnittsmenschen zum Tier. Wie ist denn diese Einstellung? Der Mensch ist alles, und das Tier gilt nichts! Welchem Schicksal verfällt selbst das Haustier, wenn es sich nicht mehr bezahlt macht, wenn es seinem Besitzer lästig wird? Abgeschafft wird das Tier in solchen Fällen, und es darf froh sein, wenn es einen raschen und guten Tod findet und nicht in das Elend der Heimatlosigkeit hinausgestoßen wird, wie das täglich ungezählten Hunden und Katzen geschieht. Die Haltung des Menschen seinem Tier gegenüber ist sehr schäbig – das ist unsere Grundlage, nicht wahr, und sie ist ein verflucht guter Boden für die Blüten der Grausamkeit und Niedertracht, die ich Ihnen vorgeführt habe. Jetzt aber wollen wir also einmal von der Schabigkeit sprechen, ich könnte Ihnen da einen Querschnitt geben durch die ganze Welt und durch alle Kreise der Bevölkerung, aber weil Sie es so haben wollen, will ich nur vom Film sprechen ...

Sehen Sie, da hat auf dem Gelände meiner Filmfirma durch gute drei lange Jahre ein Tiger gelebt, ja, ein richtiger bengalischer Königstiger. Man hatte einmal für einen reichlich verrückten Film ein solches Tier gebraucht, und es war nötig gewesen, daß dieses Tier von einer unwahrscheinlichen Zahmheit war. Man hatte allerlei Versuche gemacht, die sämtlich fehlgeschlagen waren, bis man dann endlich diesen Tiger ausfindig machte, der auf den Namen Franz hörte und Eigentum eines Schlachthofdirektors war, der sich aus Liebhaberei eine kleine Menagerie hielt, in der die Tiere so langsam, aber recht sicher an Überfütterung und Fettsucht dahinsiechten. Franz übrigens, der Tiger Franz, machte sich nicht sonderlich viel aus den verlockendsten Bratenstücken, am

liebsten nahm er Schlagsahne zu sich – ein Haufen recht süßer Kuchenstücke mit einem Berg Schlagsahne darüber, das war sein Leibgericht. Er war zahm wie ein Hund und beinahe folgsamer als ein solcher, dazu war er willig und gelehrig, man konnte alles mit ihm anstellen, und ein Kind konnte ihn lenken. Er befreite also die Filmmänner aus ihren Verlegenheiten, legte seine Rolle hin, wie es sich gehörte, und verhalf jenem Film zu einem großen Erfolg. Als dann aber die Arbeit an jenem Streifen beendet war, starb der Schlachthofdirektor, der sich verpflichtet hatte, das Tier zurückzunehmen, und die Zoos und Zirkusse, denen man das Tier zum Kauf anbot, wollten nur lächerliche Preise dafür zahlen. Nun, in Geldsachen ist man bisweilen bei uns doch sehr genau, ehe man Verluste erlitt, behielt man das Tier schon lieber selbst. Er bezog also einen Käfig in der Kulturfilmabteilung, bekam sein Futter, seine notdürftige Wartung durch irgendein Faktotum, das ihn neben den Kanarienvögeln und den Kleintieren der Terrarien und Aquarien betreute, und darüber hinaus machte sich der Tiger Franz nach Kräften bezahlt. Ja, er hieß Franz, ich kann nicht dafür, daß die Menschen zu faul waren, für dieses schöne und edle Tier einen guten Namen zu suchen und ihn lieber vergnügt mit diesem Kutscherwort riefen. Ich sagte Ihnen doch schon, daß der Mensch schäbig ist, er hat nichts übrig für die Tiere, eine geistige Anstrengung zu allerletzt! – Er war das Renommierstück der Filmfirma, die Presse brachte immer wieder sein Bild und nette Artikelehen über ihn, unsere Stars ließen sich mit ihm sozusagen in allen Lebenslagen photographieren, unsere Regisseure fanden immer wieder eine Möglichkeit, ihn in diesem oder jenem Film für eine kürzere oder längere Szene einzusetzen – man konnte sich mit solchen Vorschlägen mächtig beliebt machen bei der Direktion, die unnütze Fresser nicht gern sah! – und wenn unseren Biologen gar nichts anderes einfallen wollte, kurbelten sie mit ihm eine Anzahl von Metern herunter, wie er ging und lief und sprang, wie er hinter seinem Futter lag oder hinter der Wasserschüssel, wie er gähnte, fauchte oder brüllte – kurz, die Branche machte sich schon lustig über unser gutes Stück, über unseren Franz, den Tiger. – Das alles ging, ich sagte es schon, so über drei Jahre, dann kam ich aus Hinterindien von meiner Expedition zurück, hatte einen Kulturfilm gedreht, führte ihn meinen Direktoren vor, sie waren

eigentlich alle recht zufrieden mit ihm, nur einer, der sich mal wieder so ein bißchen wichtig tun mußte, einer meckerte, ihm war zu wenig Salz in der Arbeit, es müßte noch etwas hinein, an dem das Publikum sich erregte. Und dann hatte er auch gleich die Idee dazu: eine Tigerjagd, ja, die fehlte in diesem Film wie das Pünktchen auf dem i, eigentlich ein ganz unverzeihlicher Fehler des Regisseurs, immerhin, dem war noch abzuhelfen, kinderleicht sogar, wir hatten ja den Franz, den unnützen Fresser, man konnte ihn schließlich nicht in alle Ewigkeiten durchschleppen, wir waren ja schon ein Gespött geworden, der Franz also sollte jetzt vor die Büchse. Alle die anwesenden Herren kannten den Tiger, nicht ein einziger erhob seine Stimme gegen diesen Vorschlag, hier ging es um das Geschäft, um bares Geld, sie ließen sich rasch überzeugen, sie gaben mir den Auftrag, die Szene zu drehen. Ich lehnte ab, ich konnte mir das damals leisten, denn ich hatte schon meinen rechtsgültigen Vertrag für die nächste Reise und für den nächsten Film in der Tasche, und ich hatte nicht die mindeste Lust, dieses schöne und gute Tier, das ich, wenn ich daheim war, täglich zu besuchen pflegte, abknallen zu lassen. Nun, nach einigem Hin und Her zeigte man mir, daß man mich nicht brauchte, ein anderer Regisseur übernahm die kleine Szene, steckte den Wärter in eine Art von indischem Kostüm, der Mann holte den Tiger aus seinem Käfig, der folgte ihm wie ein Hund, sie querten den Platz und traten in das Gewächshaus, das man gut ausgestattet hatte, und in dem die Kamera stand und neben ihr der Mann mit der Büchse. Der Wärter ließ den Tiger einige Male hin und her laufen zwischen den Bäumen und Blüten und kaschierten Topfpflanzen, Franz gab gute Bilder wie immer, den Mann filmte man zur gleichen Zeit einige Male in Lauf und Bewegung, daß man aus dem Streifen später eine Art von Verfolgung konstruieren konnte, dann kam der Wärter hinter die Kamera, er rief den Tiger, der zwischen den Pflanzen herumschnupperte, Franz kam auch sogleich brav heran, und der Schütze setzte ihm die Kugel zwischen die Augen — es war eigentlich nichts anderes als eine besonders groteske Art von Hinrichtung ... Und die Szene wurde eingebaut und wirkte echt und natürlich — jedermann aus unserer Firma hat sich daran gefreut, welch einen guten Streifen der brave Franz uns hier zum Abschluß seiner Filmlaufbahn geliefert hatte. Daß man ihn erschossen hatte,

das fand man nur selbstverständlich — was soll man denn schon anders tun mit einem Tiger, als ihn erschießen? Und daß er eigentlich ganz sinnlos ermordet worden war, nur darum, weil ein bedeutungsloser Mensch sich wichtig dünkte und absolut in einen durchaus brauchbaren Filmstreifen hineinreden mußte, und obwohl man schließlich doch wohl auch noch eine andere Szene hätte finden können als just diese alberne, nicht gerade überwältigend originelle Tigerjagd — daran hat kein Mensch gedacht...

Eine andere Szene, die hierher gehört, erlebte ich damals fast zur gleichen Zeit, ebenfalls auf dem Gelände meiner Firma. Wir drehten damals eine Filmserie, deren Star ein Hund war, ein schöner deutscher Schäferhund, der seinem Herrn, einem ehemaligen Polizeiwachtmeister, ein gutes Vermögen eingebracht hat. Diese Filme waren überaus beliebt im Verleih und beim Publikum, der Hund schien ein Wunder an Scharfsinn, fast menschlicher Klugheit, an unbändigem Mut und Angriffsschneid — nun, er hatte alle diese Eigenschaften, wenn sie selbstverständlich auch nicht so märchenhaft vollendet waren, wie der Film sie herausstellte — er war ein herrliches Tier! Man machte einen Überhund aus ihm — ach, man kann ja so wundervoll lügen mit der Kamera, daß es ein Jammer wäre, wenn man bei der Wahrheit bleiben wollte oder müßte! Wenn das Publikum auch nur ahnte, wie sehr und wie gut und wie vollkommen man mit dem Kameraauge lügen kann, auf dessen Unbestechlichkeit es so gern emphatisch schwört! Ich meine, die Beliebtheit derartiger Tierfilme zeugt davon, daß der Mensch noch viel, sehr viel für die Tiere übrig hat, es wäre leicht und verdienstlich, ihm gute und einwandfreie Bilder zu zeigen und damit unauffällig auch am guten Geschmack und an der besseren Einsicht der breitesten Massen zu arbeiten — aber zu solchen Selbstverständlichkeiten hat man in unserer Branche nicht den Mut, man schmeichelt lieber dem Publikumsgeschmack, dem niedrigsten, dem flachsten, wie ihn irgendein fixer Junge sich denkt ... Nun, es war also schon eine ganze Reihe jener Filme gedreht, als das Unglück passierte. Ich war auf dem Platz, ich hatte nämlich eine kleine Liebe zu dem schönen, mutigen, sehr intelligenten Tier, ich sah es mit an. Der Hund hatte einen Verbrecher zu stellen, der mit einem Raupenschlepper flüchtete, hatte ihn von seinem Sitz herunterzuholen.

Bei den Proben hatte alles gut geklappt, bei den Aufnahmen dann geriet der Schlepper irgendwie ins Schlingern, der Hund kam falsch aus in seinem Sprung und geriet unter das Vehikel, das ihm beide Vorderläufe abquetschte ... Sein Herr stürzte sogleich hinzu, nahm ihn auf die Arme und trug ihn zur Seite. Mir tat er sehr leid, er war ein recht gebildeter Mann mit guten Umgangsformen, er schien sehr an seinem Tier zu hängen — aber dann mußte ich sehen, wie er den Hund nur kurz musterte, sich sogleich wieder aufrichtete, einen Knüppel nahm und das Tier, das ihn voll ansah mit seinen großen, klaren, schönen, goldbraunen und jetzt traurig verstörten Augen, mit zwei brutalen Hieben über die Nase erschlug. Unsere Produktionsleitung tobte, natürlich: man war mitten in der Arbeit, der Hauptdarsteller war tot, wie sollte man jetzt den Film fertig bringen? Aber der Mann lächelte nur: er war nicht so dumm gewesen, sein Schicksal auf diese eine Karte, auf diesen einen Hund zu setzen. Er hatte daheim ein Double dieses Hundes, abgerichtet bis ins Kleinste, ihm bei einigen kleinen Nachhilfen ähnelnd wie ein Ei dem andern, er brachte ihn am andern Tag ins Atelier, die Arbeiten konnten sogleich fortgeführt werden, und alle Welt war zufrieden ... — Und dann war da —" Aber hier lehnte sich Kenna wieder in seinem Stuhl zurück, holte die Zigarrentasche hervor, setzte in umständlicher Prozedur eine frische Brasil in Brand und sah plötzlich in finsterner Verschlossenheit Hans Froment an: "Wozu denn — wozu soll ich Ihnen noch mehr erzählen. Es ist doch immer das Gleiche, Herr Froment, überall in der Welt: der Mensch achtet das Leben eines Tieres nicht und weiß nichts von anständigen Gefühlen, wenn es um sein Geld geht!"

Hans Froment hatte den Kopf erhoben, er schien Martin Kenna anzusehen, aber er sah in Wirklichkeit haarscharf an ihm vorbei, *er sah hinter dem Filmmann eine schmale, kleine Frau mit grauem Haar, sie trug Breecheshosen und einen wollenen Sweater mit Rollkragen, es war die Baronin Jossy, die Horde ihrer Hunde drängte schmeichelnd an sie heran, die einmal eine große Reiterin gewesen war und nun nicht mehr ritt, der Pferde wegen, und weil sie in der Hohen Schule etwas anderes zu sehen gelernt hatte als einen edlen Sport — nein, die Welt war nicht so, wie dieser Mensch aus der Filmindustrie sie sah!* Und so antwortete er dann,

und es klang sehr gereizt: "Eine böse, eine schmutzige Welt, Herr Kenna, eine Welt der Gemeinheit, der Gesinnungslumperei — daß Sie darin leben und arbeiten können!"

Der Regisseur deckte die Lider halb über seine Augen, vielleicht, um die Härte seines Blickes zu verbergen, weil er sich unversehens und zu Unrecht angegriffen fühlte. Dann aber sagte er, ruhig und überredend: "Herr Froment, Sie leben in dieser gleichen Welt. Und Sie müssen sie sehen und kennen, wie ich sie sehe und kenne. Ich kenne Ihre Bilder, ich weiß von Ihren Reisen. Wenn ich das alles nicht von Ihnen wüßte, wenn ich Sie nur als Fremden sprechen hörte — nach Ihren Worten müßte ich annehmen, daß Sie ein weltfremder reiner Tor aus einer stillen Klosterzelle sind, nicht aber, daß Sie ein reifer Mann mit einer Fülle von Lebenserfahrungen sind!"

Dann aber erschrak er fast, denn Hans beehrte wild auf: "Ich stehe nicht in dem gleichen Leben wie Sie. Nein, nein, ich will nicht, ich habe nie darin gestanden. Schon früher nicht, nein, nein, da habe ich mit den Tieren gelebt und in meinem Atelier gearbeitet. Und auf meinen Reisen — ach, auf meinen Reisen habe ich ganz zum Tier gefunden, und seit meiner Rückkehr in diese verdammte Welt des engen und vom Geld verschmutzten Europa weiß ich, daß ich den Tieren angehöre und niemals diesem feigen und geizigen und brutalen Menschenpack!"

Kenna sah ihn eindringlich an, dann lag es wie Trauer und Warnung in seiner Stimme: "Das ist schlimm, Herr Froment, schlimm und sehr gefährlich auch für Sie! Es ist das Schlimmste: sich von dieser Menschenwelt, der wir schließlich ja doch alle angehören, einer wie der andere, abzugrenzen und sie nicht mehr verstehen zu wollen!"

"Können Sie diese Welt verstehen und entschuldigen und gutheißen?" fuhr Hans ihn an. "Können Sie dieser irrsinnigen, gemeinen, blutverschmierten Bestie in die Augen sehen?"

"Nicht immer!" gab Kenna ehrlich zurück. "Aber man lernt es im Leben, an den Dingen, die man doch nicht ändern kann, vorbeizusehen!"

Die kleine Baronin Jossy schritt über den grünen Rasen, der sich einst vor dem Reichtum ihres elterlichen Hauses gebreitet hatte, freudig umsprungen von den Tieren,

die unter ihrem Schutz sicher vor den Menschen waren – Hans beehrte abermals auf: "Das ist Feigheit, nichts anderes. Das ist unser aller große, größte Schande: das Schweigen, das An-den-Dingen-Vorübersehen! Damit bleibt alles, wie es ist, oder verschlimmert sich gar von Generation zu Generation: das Leben und das Leiden der Tiere gilt uns einen Dreck, der Mensch kennt weder Anstand noch Ehrlichkeit, alles läuft weiter, wie es durch die Jahrtausende gelaufen ist – und unsereins kann ersticken am Ekel vor dieser Welt, vor diesen Menschen!"

"Ersticken Sie also!" hieb der Filmmann trocken zurück, und nun brannte unverschleiert in seinen Augen die Gereiztheit des Mannes, der den Vorwurf der Feigheit auf sich beziehen mußte. "Aber wer nichts Besonderes tut, um diese Schande, wie Sie sagen, aus der Welt zu schaffen, hat kaum ein Recht, über andere zu Gericht zu sitzen, die nicht schlechter sind als er!"

Christa Delos erschrak vor der Gespanntheit, in der die beiden Männer, die sich so gut miteinander zu verstehen schienen, sich jäh und unlösbar gegenüberstanden, sie fühlte den kalten Brand der ohnmächtigen Wut aus Zorn und Ekel, von welcher Hans Froment ganz erfüllt war, sie fühlte die eiskalte, eisklare Abwehr Martin Kennas, der sich angegriffen und verletzt fühlte – sie mengte sich rasch in das Gespräch, fing es auf, bog es ab, rettete es noch einmal in unverfängliche Bahn. Ihr schien es, daß nur ein Nichts die beiden Männer entzweit hatte, daß ein einziges Wort, eine Geste des Malers genügen würde, den Abend und die so freundlich begonnene Unterhaltung zu retten, sie fühlte auch, daß Martin Kenna wartete auf dieses Wort – aber Hans Froment fand es nicht, und der Filmmann war zu männlich stolz, um diesem Maler noch einmal entgegenzukommen, ihm noch einmal versöhnlich die Hand entgegenzustrecken. Mühsam und gequält schleppte sich das Gespräch noch über eine Stunde hin, bis die Flasche geleert war, und dann gab es beinahe doch noch einen offenen Streit, denn als Kenna die Rechnung verlangte, bestand Hans unnachsichtig darauf, die Hälfte von ihr zu übernehmen. Sie verließen zwar noch zusammen das Lokal, aber vor dessen Tür verabschiedete Kenna sich unter einem Vorwand, sehr schnell, sehr kühl, offensichtlich froh, endlich von dieser Gesellschaft loszukommen ...

Sie gingen schweigend nebeneinander her zum Vorortsbahnhof, sie fühlten sich beide erleichtert, als das Gedränge im Zuge, der die Theatergäste heimwärts brachte, sie trennte, daß jeder sich selbst überlassen war und sie nicht miteinander zu sprechen brauchten. Erst als sie dann den Zug auf ihrer Station verließen, als sie aus dem Bahnhof traten und in die ländlich halberleuchtete Straße einbogen, schob Christa ihre Hand unter den Arm ihres Begleiters und sagte im ehrlichen Bedauern: "Schade, daß die Stunde mit Kenna mit einem solchen Mißklang endigen mußte!" — Hans antwortete sogleich, leise und schnell, und Christa wußte nun schon, daß er so sprach, wenn die Leidenschaften in ihm brannten: "Schade, ja — er war mir recht sympathisch. Aber diese Art Männer macht es sich meistens ein bißchen allzu leicht mit ihrem Leben in dieser Welt. Sieh nur um die eigene Arbeit, um die eigene Sauberkeit zu kümmern und weder nach links noch rechts zu sehen, das genügt nicht, denke ich, das genügt nicht mehr. Damit wird nichts anders, nichts besser. Nur über die unanständigen oder schlichtweg verworfenen Methoden anderer zu spötteln, das genügt nicht mehr, auch wenn man selbst gute Filme macht!"

Das Mädchen ging eine Weile still neben ihm her, dann kamen ihre Worte, sicher und zwingend: "Sie malen gute Bilder, Herr Froment, sehr gute Bilder — genügt Ihnen das?"

Er blieb stehen, wie wenn er gegen eine Mauer gelaufen sei, ihre Hand fiel von seinem Arm, sie standen sich gegenüber. Hinter Hans Froment hing der halbe Mond am Himmel, sein zarter Glanz spiegelte sich in Christas Augen, und sie waren hell wie dunkle Teiche unter dem Mond. Er sah sie an, eine Weile bewegten sich stumm seine Lippen, dann brach es aus ihm hervor: "Nein — es genügt nicht mehr. Auch ich kann in dieser Welt nicht länger leben, an ihr vorübersehen und nur meine Bilder malen. Man sollte sprechen, man sollte reden, man sollte laut über alle Straßen schreien — so schlecht können die Menschen nicht sein, daß sie sich wohlfühlen in dieser verhunzten Welt. Man sollte etwas tun ... ich weiß noch nicht was, aber irgend etwas werde ich tun, muß ich tun ... wenn ich mich nicht erdrücken lassen will, ersticken. Und

zuerst werde ich dem Tierschutzverein beitreten, ja, Fräulein Delos, das werde ich tun, bitte, lächeln Sie nicht, und ich werde dem Herrn Hickes Beine machen mit dem Geld, das ich dem Verein zuwende. Und ich werde mich nicht scheuen, in aller Öffentlichkeit gegen ihn zu sprechen, wenn er weiter unanständig handelt – wenn man den Willen hat, für die gute Sache zu sein, muß man auch den Mut haben, gegen die Menschen zu sein, die ihr im Wege stehen!"

Wie abwesend setzte er dann seinen Weg fort, sie legte ihre Hand wieder auf seinen Arm und ging ihm zur Seite. Aber dann kam bis zu ihrer Gartenpforte kein Gespräch mehr zwischen ihnen auf, und vor ihrem Hause, in dem hinter Michael Delos' Fenstern noch das Licht brannte, forderte sie ihn zwar auf, noch mit hinein zu kommen und dem Vater Bericht zu erstatten, aber er entschuldigte sich mit der späten Stunde, verabschiedete sich rasch und förmlich und ging davon.

Christa blieb hinter der Tür auf dem Gartenweg stehen und lauschte seinem Schritt, der sich in der Nacht verlor. Dann hörte sie seine Gartenpforte klappen, hörte ihn über die Fliesen des Einganges gehen, einen Schlüsselbund rasseln, dann klappte eine Tür, und alles war nun sehr still in der Nacht. Das Licht des Mondes lag wieder auf ihrem Gesicht, es blühte weich und zärtlich in das schweigende Dunkel.

Jetzt ist er in seinem Haus, dachte sie. Jetzt geht er in sein Atelier hinauf und ist allein mit seinen Bildern, mit seinen herrlichen, herrlichen Bildern!

Dann hob sie den Blick, und ihre Augen wanderten durch den hohen Himmel, in dem dünn und fein die Sterne glitzerten. *Liebe ich ihn schon? dachte sie wieder. Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß er meinem Leben bestimmt ist, daß wir zusammengehören, er und ich. Er ist scheu wie ein erschrecktes Kind, Kenna hat recht, es ist sehr gefährlich, wie er sich neben unserer Welt, neben unser aller Leben eingerichtet hat. Und doch ist er anders, als ich ihn zuerst sah. Ich habe ihn für sehr weich gehalten, aber ich habe heute gesehen, wie hart und böse und wild er sein kann. Ein Katzenmensch, würde Vater sagen, scharf geschliffene Yatagane in samtenen Branten. Vater, der mich immer mit seinen Wolfshunden vergleicht, still und wohlherzogen und bissig zur gleichen Zeit. Wie sich das wohl mischen soll, wie das einen*

gemeinsamen Klang finden wird – die silberne Wolfshündin und das goldschwarzbunte Tigertier ...

Aber dann riß sie sich spöttisch aus ihrem Versinken: Ich träume Unsinn, ich bin gottlob noch immer dunkel und nicht silbergrau – und auch bei ihm sehe ich eigentlich wenig Ähnlichkeit mit einem Tiger. Geh ins Haus, Christa Delos, der Mond hat dir noch niemals gut getan – schon träumst du wieder einmal krausen Kohl!

Und wandte sich und ging mit dem schwingenden Schritt ihrer Jugend dem Hause zu, hinter dessen Tür sie die Hunde hörte, die sie erwartet hatten und nun, winselnd im Glück, ihr Sichnäheren erfüllten.

Eiswasser

In den folgenden Tagen jedoch geschah es mit Hans Froment so, daß er nicht einen einzigen seiner guten Vorsätze ausführte, und statt unter die Menschen zu gehen, verkroch er sich in sein Atelier, verbarg sich hinter seinen Bildern und richtete es so ein, daß er selbst mit den beiden Frauen, die seinen Haushalt versorgten, kaum jemals zusammentraf. Er sprach nicht, er redete nicht, er rief nicht über alle Straßen — er dachte und grübelte ohne Ende, er sann in sich hinein und rang mit sich selbst. Dabei war er so fleißig wie kaum zu einer anderen Zeit und schaffte gleichzeitig, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, an zwei Bildern.

Da war eine indische Szene, der schwarze Bock flog dahin in hufewirbelnder Flucht, aber der Gepard, der ihn beschlich, hatte ihn bereits eingeholt, lag ihm zur Seite und warf sich aus seinem Lauf gegen den gestreckten Hals der Antilope. Das Rudel der braunweißen Tiere des schwarzen Bockes querte das Bild, und im Hintergrund sah man die bunte Kavalkade der Jäger. Vor den anderen Männern hielt einer auf glänzend schwarzem Hengst, der Schnurrbart hing ihm schattend über die schmalen Lippen, und die vorgebeugte, gespannte Haltung, mit der Sarbatti im Sattel saß, fügte sich ohne Rest der Flucht der Tiere und dem Sprung der räuberischen Halbkatze.

Das andere Bild zeigte einen afrikanischen Leoparden, er schlich geduckt, schlangengleich niedrig durch das üppige, aber längst von der Sonne ausgebleichene Schilfgras an der Tränke, am Wasserrand stand ein Riesenelen-

Bulle mit seinem Weib, rotbraun leuchtete ihr Fell, weiß die schmalen Streifen, die sich über Rippen und Hinterhand legten, die Halswammen hingen herab, und das Gold des Sonnenunterganges schleierte um die starken Gehörne der Tiere. Ihnen zur Seite lungerte ihr Kind, es war noch sehr jung, seine Stirn zeigte kaum den ersten Ansatz der Hörner, es schätzte das Wasser nicht und fand es in keiner Weise interessant, neugierig strebte es von den Eltern weg und schlenderte ahnungslos gegen den Leopard an, der sich im nächsten Augenblick gegen das junge Tim. schleudern würde, das er sich zum Opfer dieses Abends und zum Fraß in der kommenden Nacht auserlesen hatte.

Zwei Bilder, wild und stürmisch bewegt, wenn er sich an dem einen müde gearbeitet hatte, flüchtete er zu dem anderen, und wenn er uneins mit sich selber war in diesen Tagen, so war es diese Unsicherheit, die ihn solche wilden Bilder malen ließ und nicht eines der großen und stillen, die sich in seinem Herzen drängten und von ihm befreit und gestaltet werden wollten. Diese Bilder waren seine Antwort auf den dummen und frechen Angriff, den Paul Hickers in der Öffentlichkeit der Versammlung gegen ihn geführt hatte, mit diesen Bildern rang er sich los von der zwiespältigen Atmosphäre, die um jene Menschen war, die für das Recht der Tiere zu streiten glaubten und in ihm nichts anderes als ein hilfloses und schutzbedürftiges Wesen zu sehen vermochten. Vielleicht — ach nein, sicherlich waren sie im guten Recht, denn sie sahen und wußten nur um die Tiere in den Städten und unter der Hand des Menschen. Hans Froment aber hatte sich verloren an jene starken Gesellen der großen Freiheiten, an die Tiere der wilden Wälder und der Steppen ohne Grenzen, angesichts ihres Lebens hatte er Freiheiten und Glücksmöglichkeiten des Menschen erahnt, die seit Jahrtausenden von ihm zerschlagen worden waren um das trügerische Glück der Städte, um die atemkeuchende Fron in Fabriken und Kontoren, in Häfen und Schächten und unter der drosselnden Faust des zum furchtbaren Moloch gewachsenen Staates, den die Menschen einstmals gegründet hatten, um ihren sicheren Schutz in ihm zu finden. Er lehnte sich auf gegen die Vorstellung, daß eine Gemeinschaft mit den Tieren nichts anderes sein sollte als ein Samaritertum an wehrlos schwachen, geschundenen und sinnlos verfolgten Geschöpfen inmitten der grauen Trübnis

der großen Städte, er sah die Städte, er sah ihre Menschen, er sah die Tiere. Und er wußte, daß die Städte unter anderem Gesetz standen als die freie Welt, er wußte, daß ungezählte Menschen an ihnen verdarben — und er sah in den Städten keinen Platz mehr für Tiere. Wenn der Mensch der großen Städte anständig sein wollte gegen das Tier, mußte er auf das Tier verzichten und allein bleiben in seiner steinernen Verlassenheit und unter den stählernen Gesetzen, die er für sich geschaffen hatte. Sie taugten nicht einmal für ihn, aber wenn er an ihnen verdarb — er hatte nicht das Recht, die Tiere mit sich zu verderben.

Aber er mochte denken und grübeln durch den langen Tag und durch schlaflose Nächte, immer wieder kam er zu dem gleichen Schluß und hielt ihn vor sich wie einen Schild: er war durch sein Erleben der freien Welt der Menschenwelt fremd geworden und hatte keinen Teil mehr an ihrem Treiben. Schlimm und gefährlich hatte Martin Kenna ein solches Leben genannt — als wenn dieser Zustand nicht zugleich auch alle, aber auch alle Glücksmöglichkeiten in sich barg, die Hans Froment dieser Welt und diesem Leben abzugewinnen verstand ...

Er war allein, gewiß, aber war es nicht hundertmal, tausendfach besser, allein und ganz auf sich selbst gestellt zu sein, als unterzugehen in der gestaltlosen Masse, die alles wahrhafte Leben ihrer seichten Leere nivellierte? Er brauchte nur den Blick zu heben, seine Augen durch das Atelier wandern zu lassen, und sie grüßten ihn von allen Wänden, seine Lebensbrüder, seine Kameraden, die Tiere! Elefant und Tiger, Büffel und Leopard, der Wanderfalke und die Adler, das edle Pferd, die Geparden und immer wieder die Elefanten, deren Größe und Wucht ihn bei jedem neuen Sehen neu anrührte wie ein Ruf und wie eine Mahnung. Ferne, fremde Tiere, ja, ja, er wußte das wohl, nur ihre Fremdheit gab ihnen einigen Wert in den Städten Europas, den Wert des Kuriosen nämlich — aber in ihnen war die ganze Welt, waren alle Weiten, und er, der Maler, er las auf jeder Gestalt den Daumendruck des großen Schöpfers. Ihm waren sie nicht fern, ihm waren sie sehr nahe, ihr Leben und Sein, ihr Wesen und ihre Heimlichkeiten wogen ihm mehr als alles, was die große Stadt

an Verlockungen und Lüsten zu geben hatte und selbst an Gedankengut, das einzig und allein und zu allen Zeiten immer nur um den Menschen kreiste, das ihn tausendfach zerfaserte und tausendfach wieder anders und neu formte, um seinen letzten Schabigkeiten Sinn und Gehalt zu geben.

Er gehörte den Tieren an, es war nicht mehr zu ändern und würde gelten für alle Zeit. Damit hatte er wohl seine Stellung bezogen, aber nun war das tiefe und stille Glück, das er aus solchem Traum und Denken geerntet hatte, gefährdet und erschüttert worden, nun hatte er einsehen müssen, daß er, wenn er bei den Tieren war und für sie lebte, gegen den Menschen sein mußte, der diese Tiere verfolgte mit Wut und Haß und Mord und mit sinnlos tötender Gleichgültigkeit auch, gegen diesen Menschen, der sich und nur sich allein von Gott erschaffen wähnte und alles andere Leben, das aus den Händen des Schöpfers erblüht war, wie Schmutz aus seinem Wege kehrte. Aber sein Los und sein Leben war nochmals schwerer als das der anderen Menschen. Es gab genügend von ihnen in den Städten, er wußte das nun, die sich um das Tier sorgten und sich mühten, ihm Gerechtigkeit zu schaffen in einer Welt, die nicht einmal von Gerechtigkeit zwischen Mensch und Mensch, zwischen Nationen und Völkern und Rassen wissen wollte. Er aber gehörte nicht zu diesen Menschen, obgleich er gut wußte, daß sie besten Willens waren. Er liebte die Schönheit des Tigers, die Kraft der wilden Büffel, das eherne Brüllen des Löwen, das allabendlich den Kontinent Afrika durchdonnerte, er hatte sich verloren an die Geheimnisse des Elefanten – was hatte er zu schaffen mit den Menschen, die ihre Schoßhündchen verzärtelten und die Schönheit ihrer Katzen mit seidenen Schleifen verunzierten? Nein, er war auch unter ihnen ein Fremdling, der Abend in der Versammlung des Tierschutzvereins hatte ihm das bewiesen.

Es war ein schweres Leben, und vielleicht hatte Martin Kenna recht, wenn er sagte, daß ein Mensch so nicht leben könne. Aber Hans Froment wußte nur allzugut, daß ihm längst keine Wahl mehr geblieben war, daß ihn der Zauber der Tiere eingefangen hatte, und daß er nicht einen Tag würde leben können zwischen den Menschen und den Tieren, er würde sich abermals zu den Tieren bekennen und den Menschen wiederum verlassen. Und es würde ihm nicht

schwerfallen, ihm war in seinem Leben wenig Gutes von den Menschen gekommen, und dann eigentlich nur von solchen, die wie er der großen Natur und den Tieren anhängen, und er glaubte zu wissen, daß die Menschheit in ihrer Gesamtheit sich seit Jahrtausenden auf dem falschen Wege, auf dem Wege des Untergangs bewegte, daß sie sich selbst bereits aus Stein und Eisen das große Mausoleum auf dieser Erde errichtet hatte, in dessen Schweigen einmal ihr Gebein einsam und verlassen von allen großen Mächten dieser Welt zu staubiger Asche zerfallen würde. Er hatte nicht teil an ihren Wünschen und Sehnsüchten, die diese Erde restlos unterjochten, sie mit Betonstraßen aufteilen und mit breit gelagerten Städten bedecken wollten, die vom Fortschritt redeten, der die Menschen frei machen würde, und die doch immer nur nach der einen zerstörerischen Maschinerie eine andere erfanden, die den Menschen in neue und schlimmere Sklaverei stürzte und ihn unlöslich dem Werk seiner Hände verkettete. Er gehörte nicht zu ihnen, denn er sah nicht in die Zukunft, von der die Menschen träumten, er wußte, daß diese Zukunft nur das steinerne kalte Grab alles Menschlichen weisen konnte — sein Blick war nach rückwärts gerichtet und längst vergangenen Zeiten verhaftet: groß gingen die Winde über eine freie Welt, die Tiere wanderten in Rudeln und Herden, und unter den ziehenden Wolken lag der Mensch und brauchte nicht von einem fernen Glück zu träumen, denn dieses Glück war ihm nahe, er lag mitten darin . . .

Er war sehr allein, aber er war auch frei, sein Leben gehörte den Tieren und es gehörte ihnen nicht in der demütigen Trauer des Mitleidenden, des gleich ihnen geschundenen Gefangenen, es gehörte ihnen in der stolzen und starken Erhebung dessen, der trotzig den listigen und unehrlichen, den gemeinen Verfolgern die Stirn bot — leuchtend schön in ihrer Vollkommenheit erstanden unter seiner Hand die neuen Bilder mit ihren Tieren, die um ihr Leben kämpften, wuchsen auf, vollendeten sich, und als er seinen Namen auf die Leinwände geschrieben hatte, es war an einem Vormittag, die Pappeln an seinem Hause flüsterten silbern und hell, durch die Bäume rauschte der Wind, und große Wolken verdeckten aufsteigend und abwandernd die Sonne wie im heiteren Spiel, warf er den Malerkittel von sich, wusch sich die Hände und lief aus dem Haus: jetzt wollte er in die Stadt fahren, zu Michael Delos, wollte ihm

die Hände schütteln, dem guten Freund, wollte ihm ehrlich sagen, daß er sich verleugnet hatte vor ihm und wollte sich mit ihm aussprechen, wissend heute um den Platz, auf den das Schicksal ihn gestellt hatte und dieses Schicksal starken und fröhlichen Herzens nun bejahend ...

Als er dann aber im Museum war, suchte er doch nicht gleich das Atelier des Präparators auf, er bog ein in einen der Säugetiersäle, in dem er in einer stillen Ecke um eine Bank wußte, auf der er bei seinen Besuchen gern eine Stunde oder auch längere Zeit verträumt hatte. Wenn man auf dieser Bank saß und lernte, das Fenster zu übersehen und die Mauer, die es durchbrach, die hohe weiße Decke und das Parkett des Saales, und solches lernte sich recht bald, dann konnte man sich an diesem Fleck in die Stille des Waldes verwunschen fühlen. Da lag zur Linken eine Fuchsmutter vor ihrem Bau und sah mit stillem Leuchten in ihren Augen den Jungen zu, die sich übereifrig um die Federn eines Entenflügels balgten, da wühlte sich zur Rechten eine Wildschweinfamilie durch moorigen Grund, der urstarke, schwere Eber mit dem langen, böse gekrümmten Gebrech, die Bache und die drollig-verspielten Frischlinge in ihrem gestreiften Harlekinsgewand. Und wenn man den Blick hob, dann sah man nicht in den Saal, der mit Tiergruppen aller Art vollgestellt war, dann sperrte die wuchtig starke Gestalt eines Rothirsches den Blick, zwei seiner Tiere waren ihm nahe und sahen wie staunend zu ihm auf, er hatte den Nacken gestreckt, den Schädel erhoben, das zwanzigendige Geweih lag auf seinem Rücken, sein Mund hatte sich geöffnet, und der Schrei der Brunft schien ihm zu entdonnern.

Aber als er den langen Gang mit federndem Schritt durchquert hatte, sich wärmend schon an der Vorfreude über die stille halbe Stunde Schauens, die er sich bereiten wollte, sah er einen Mann auf dieser Bank sitzen und wich unmutig zurück. Mit dem zweiten Blick jedoch sah er, daß mit diesem Manne irgend etwas nicht in Ordnung war. Er war gut gekleidet, groß, schlank und blond, aber er hing in der Bankecke wie ein Sterbender. Sein Gesicht war sehr bleich, ein grünlicher Schimmer schien über ihm zu liegen, unter den Augen wölbten sich breite dunkle Ränder, sie blickten starr und leer, die blutleeren

Lippen waren halbgeöffnet und schienen hilflos und kindisch zu brabbeln, und obwohl die Luft im Saal kühl und frisch war, glitzerten kleine Schweißtropfen auf der Männerstirn. Erschrocken trat Hans Froment einen Schritt näher, und dann erst, mit seinem dritten Blick, erkannte er den Doktor Arnold.

Er eilte auf ihn zu, er berührte den Abwesenden, dessen Blick ihn nicht zu halten, nicht zu erkennen schien, an der Schulter, er tastete nach seiner Hand, die war kalt wie die eines Toten und schweißig feucht, er rüttelte ihn, er sprach ihn an. Endlich dann ging es wie ein elektrischer Schlag durch den Sitzenden, er richtete sich auf aus seiner Haltlosigkeit, er sah den Maler an, aber dann schüttelte er nur den Kopf zu allen Fragen, die sich um seine Gesundheit sorgten und machte schließlich eine einladende Geste gegen den freien Platz auf der Bank. Hans Froment setzte sich, schweigend nun sah er auf den Mann an seiner Seite und verfolgte staunend, wie das Leben zurückkehrte in dieses grünlich fahle Leichengesicht. Als dann der Doktor Arnold einmal aus seinem Schweigen heraus auflachte, kurz und bitter, erschrak er vor dem Abgrund, der in diesem Lachen aufriß: ein Abgrund des Ekels, des heiligen Zornes, der ohnmächtigen Wut. Und dann wußte er, daß der Doktor nicht von einer jähen Krankheit befallen war, sondern daß er irgendein Schreckliches, Scheußliches, Grauenhaftes erlebt, das ihn fast vernichtet hatte.

Wieder nach einer Weile begann der Doktor Arnold zu sprechen, mit einer heiser belegten, merkwürdig trotzig Stimme, die gar nicht zu dem sonst so geschmeidig weltgewandten Mann passen wollte: "Eigentlich recht gut, Herr Froment, daß Sie gekommen sind. Ich bin gerade in der Verfassung, in der man einen Menschen gebrauchen könnte. — Sagen Sie mir doch mal, Sie sind ja ein Künstler, ein Mensch also, bitte, sagen Sie mir, was Sie von der Wissenschaft halten!"

Hans Froment sah ihn verwundert an, er wußte sehr gut, daß dieser Doktor Arnold seine Wissenschaft über alles liebte, daß er ihr mit Haut und Haaren, mit Leib und Geist und Seele verfallen war, er suchte nach einer Antwort, mit der er die Wissenschaft gebührend preisen und damit vielleicht diesem erschütterten Mann das seelische Gleichgewicht zurückgeben konnte. Aber dann war das gar nicht so leicht, und ehe er noch die rechten einleitenden

Worte fand, ehe er sie über die Lippen bringen konnte, hob Doktor Arnold neben ihm schon die Hand und winkte müde ab: "Ich weiß schon, ich weiß, Froment: jetzt wollen Sie mir Komplimente machen. Lassen Sie das, Herr Froment, dazu ist jetzt nicht die Zeit. Und ich muß es anders anfangen — ach, auch das Wissen um die Wissenschaft ist eine Kette von Erfahrungen, man muß erst diese Erfahrungen gemacht haben, dann darf man seine Schlüsse ziehen, kann man das Urteil fällen. Eiserne Regel, Herr Froment: feste Leit- und Lehrsätze gehören an das Ende, niemals an den Anfang einer Erfahrungswissenschaft. Also müssen Sie zuerst einmal wissen, was ich weiß, sehen, was ich gesehen habe, Sie müssen hören, was ich Ihnen zu erzählen habe, dann erst können Sie urteilen...

Also hören Sie mich jetzt an! — Wissen Sie, woher ich komme, wo ich an diesem Vormittag gewesen bin? Eine recht dumme Frage, Sie können das natürlich nicht ahnen, ich will es Ihnen also sagen: ich war im Physiologischen Institut. Man hatte mich eingeladen zu einem sehr interessanten Experiment, das mich als Psychologen angeht und zu interessieren hat, und das dazu für mich von einer besonderen Bedeutung war, weil das Objekt — aber nein, so geht es auch nicht, ich muß das anders erzählen!

Vielleicht so: Sie wissen, daß ich als Tierpsychologe nicht nur Tiere beobachte, sondern auch mit ihnen experimentieren muß. Nicht ungern, nein, durchaus nicht ungern, Herr Froment, experimentiere ich mit Hunden. Sie kennen meine Art von Experimenten, nicht wahr, das Laboratorium benutze ich nicht sonderlich gern, wenn man von den Tieren etwas wissen will, muß man sie schon tierlich befragen, denke ich, muß ihnen Aufgaben stellen, die ihrer Art und ihrem Wesen und ihren natürlichen Gegebenheiten angepaßt sind, und dazu stellt man diese Aufgaben schon am besten unter dem freien Himmel. Nun ja, nun ja — ist ja eigentlich ganz unnötig, daß ich Ihnen davon spreche, entschuldigen Sie, bitte, mir geht nur das Wort Experiment im Kopf herum, ich möchte nicht mißverstanden werden, Sie dürfen nicht meine Experimente verwechseln mit ganz anderen Experimenten ... Froment, ich bin kein Schwächling, ich bin kein Weichling, ich habe gesunde Nerven, ich behandle ein kräftiges Tier nicht wie eine Zierblume, ja, ich bin abgehärtet,

durch die Tiere selbst, wenn Sie so wollen — aber seit diesem Morgen kann ich das Wort Experiment nicht mehr hören — ich hasse es, hasse es, hasse es!"

Er schwieg, aber er saß jetzt sehr aufrecht in seiner Bankecke. Die dunklen Schatten unter seinen Augen hatten sich verloren, noch immer zwar war sein Gesicht sehr blaß, aber der grünliche Leichenschimmer war gewichen, und in die Lippen war das Blut zurückgekehrt. Er wischte sich mit einem Taschentuch den kalten Schweiß von der Stirn, rieb sich die Hände, dann schüttelte er streng den Kopf und sagte: "Auch nicht richtig, ganz und gar falsch, was ist heute nur mit mir los, ich verstehe mich doch sonst darauf, mich exakt auszudrücken! — Also, Herr Froment, ich fange noch einmal von vorn an. Lassen Sie mich zuerst einmal ganz subjektiv erzählen, so wird es leichter gehen, denke ich, später ist immer noch Zeit, objektive Schlüsse zu ziehen. Also — und jetzt habe ich auch den Anfang!"

Ich habe einmal einen Freund gehabt, einen guten Freund unter den Hunden, mit denen ich experimentierte, er wurde Peer genannt und war ein großer, selten schöner, goldgelber und schwarz gestreifter deutscher Doggenrüde mit den intelligentesten und ausdrucksvollsten Augen, die ich jemals bei einem Tier gesehen habe. Diese Augen, ja, diese Augen — aber nein, so weit bin ich noch nicht! — Also: ich habe ein gutes Jahr mit jenem Tier experimentiert. Er war mir von der Universitätsleitung zur Verfügung gestellt worden, und ich habe mich nicht lange besonnen, Sie wissen ja, wie schwer es für uns ist, größere Tiere für unsere Arbeiten zu bekommen. Aber mit dem Peer habe ich nicht nur gearbeitet, Untersuchungen angestellt über die Sehweite, über das Riechfeld, über die Verfolgung des Individualgeruches, über das Heimfindevermögen und andere Dinge, der Peer ist mein Freund gewesen. Er lebte drüben im Institut und hat es in den Nächten treu bewacht, wenn ich im Hause war, gab es für ihn keinen anderen Menschen mehr auf der Welt, obwohl er sonst zu den Menschen stets von der gleichen, etwas distanzierten Freundlichkeit war, die den großen Doggen eigen ist. Ich habe mich viel mit ihm abgegeben; wenn ich drüben arbeitete, lag er neben meinem Schreibtisch, aber am wohlsten ist uns beiden wohl immer dann gewesen, wenn wir uns

draußen haben tummeln dürfen, im Gelände am Institut, am Stadtrand oder in Wald und Heide, ja, das war also Peer, mein Hund. Er lebt noch, ja, ja, aber der Hund Peer existiert trotzdem nicht mehr – nein, Froment, das können Sie jetzt noch nicht verstehen ...

Ein Jahr gute Freundschaft also zwischen ihm und mir, dann mußte ich den Hund zurückgeben, er wurde anderweitig benötigt, ließ man mir sagen, und ich Esel habe mich nicht gesträubt, es ist mir zwar nicht leicht geworden, mich von dem guten Tier zu trennen, aber ich habe es hergegeben. Und heute morgen ruft mich der Professor an, ja, der vom Physiologischen Institut, ich sagte es Ihnen schon, sein Name ist ganz gleichgültig, und er hätte also heute den Hund Peer in Arbeit, und es handle sich da um ein Experiment, das mich als Psychologen sehr anginge, es gebe ja bereits Entartete in unseren Reihen, die der Meinung waren und sie sogar lehrten, daß durchaus nicht alle Geistestätigkeit an das Hirn gebunden sei, aber wenn er mir etwas raten dürfe, dann müsse ich mir also dieses Experiment ansehen, müsse das ganz einfach, und von ihm sei ich herzlichst eingeladen hiermit ... Froment, mir saß dann plötzlich das Grauen im Genick, ich kenne doch die Art von Experimenten, die man dort drüben vornimmt, ich hatte nicht einmal geahnt, daß der Hund Peer ihnen in die Hände gefallen war, aber um seinetwillen bin ich dann doch gegangen. Weil mich ein Schuldgefühl drückte, verstehen Sie, ich hätte mich darum kümmern müssen, was aus dem Hunde wurde, der mir ein guter, ehrlicher Freund gewesen ist, länger als ein gutes Jahr.

Als ich den Saal betrat, hatte man ihn schon auf den Tisch geschnallt. Sie kennen die Apparatur in einem solchen Experimentierraum nicht, nun, ich werde sie Ihnen auch nicht beschreiben, sie hat verdammte Ähnlichkeit mit einer mittelalterlichen Folterkammer, neu durchkonstruiert von den Ingenieurgehirnen unserer Zeit. Er sah nicht gut aus, mein Hund Peer, Vorderläufe und Hinterhand konnte er nicht um einen Millimeter bewegen, den schönen, schweren Doggenschädel hatte man in ein stählernes Gerüst gespannt, das ihn zur völligen Bewegungslosigkeit verurteilte. Nur der Schwanz, der von der Tischplatte herabhing, seine lange, kräftige Rute war frei, und mit dieser Rute wedelte er, Herr Froment, als er mich durch die Tür

kommen sah, und aus der schändlichen Apparatur, in die man ihn wie in eine Zwangsjacke gesteckt hatte, sahen mich seine guten und klugen Goldaugen wie freudig aufleuchtend an. Ach, Froment, ich bin Wissenschaftler, aber ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß der Hund Peer bei meinem Anblick gehofft hat, nun von mir befreit zu werden. Ich konnte ihn natürlich nicht befreien, ich konnte mich doch nicht lächerlich machen, nicht wahr, und ich hatte in jenem Saal auch absolut nichts zu sagen und keinerlei Recht auf das Tier — ich konnte nur zur Seite treten, bis er mich nicht mehr sehen konnte, so stark er auch seine Augen nach mir verdrehte — seine Augen, Froment, nie in meinem Leben werde ich diese Hundefaugen vergessen können! Gut, klug, unmenschlich nobel — welche Bestien sind wir doch!

Man ließ sich durch meinen Eintritt nicht aufhalten, man war schon mitten in der Arbeit. Der Professor nickte mir einmal flüchtig zu, seine Assistenten und die Studenten, die gekommen waren, zu sehen und zu lernen, sahen kaum auf. Das Experiment selbst — ach, es ist schon tausendmal ausgeführt worden, kein Mensch hat irgendwelchen Gewinn davon gehabt, noch irgendeine kleine Einsicht dadurch gewonnen, aber unzählige gute Hunde sind damit vernichtet worden. Um die Tätigkeit und die Aufgaben des Zentralnervensystems, also des Gehirns und des Rückenmarks zu erforschen, schaltet man gewisse Hirnteile aus, entfernt oder zerstört sie. Man kann hochstehenden Säugetieren, Hunden beispielsweise, das ganze Großhirn entfernen und sie dann noch monatelang am Leben erhalten, obwohl dieser Hirnteil mit allen sogenannten Denkleistungen auf das engste verknüpft und allen anderen Teilen des Zentralnervensystems übergeordnet ist. Diesen Schluß hat man jedenfalls aus der Beobachtung der operierten Hunde und der bei ihnen wegfallenden Lebensäußerungen ziehen können — immens wichtig, geradezu überwältigend, nicht wahr? Ein Wesen kann ohne Hirn am Leben gehalten werden, aber es ist doch nicht ganz so lebensfähig wie mit einem Hirn ...

Das Experiment an sich? Ach, das ging schnell und glatt und exakt vor sich, wie man das von einem gewandten, vielgeübten Operateur erwarten kann: der Professor nahm den Bohrer, den man benützt, um die Schädeldecke zu öffnen — nun ja, natürlich hat man längst Spezialinstrumente, was denken Sie

denn, eine ganze Industrie lebt von ihrer Konstruktion und Herstellung! —, bohrte also ein Loch in Peers Schädel, führte dann eine Kanüle ein und ließ dann mittels einer Spritze einen Strahl eisgekühlten Wassers so lange auf die Gehirnschubstanz einwirken, bis diese Gehirnmasse zu Brei zermantscht war. Eiswasser, ja, das bevorzugt man, um die Blutungen zu vermeiden, an denen sonst die Tiere während oder kurz nach dieser Operation verenden. Eine Betäubung? Nein, eine Betäubung hat nicht stattgefunden. Man kann sie, wenn es sich um Teiloperationen handelt, leicht durch Kompression der Gehirnmasse herbeiführen, man drückt durch ein zweites Loch im Schädel, das natürlich vorher zu bohren ist, einen Pfropfen ein, mit dem man das Hirn zusammenpreßt und somit die Empfindungsfähigkeit lähmt. Aber hier war ja keine solche Betäubung notwendig, in wenigen Sekunden mußte die Schmerzfähigkeit ausgeschaltet sein — und gewiß ist sie das auch gewesen ...

Der Hund Peer konnte sich nicht bewegen, er lag still auf seinem Tisch, er gab keinen Laut von sich — übrigens schweigen alle Hunde, solange der Vivisektor an ihnen arbeitet. Er ließ sich die Schädeldecke durchbohren, er ließ sich das Eiswasser durch das Hirn jagen, als die Spritze ihre Arbeit begann, war es einmal, wie wenn sein Körper sich in sich selbst zusammenzog, sich in sich krümmte, sonst war er ganz still, ohne jeden Laut. Ich bin dann herangetreten, ich habe schließlich direkt vor ihm gestanden. Was mich dazu trieb, wüßte ich nicht zu sagen. Vielleicht, daß ich albern genug war, zu glauben, mein Anblick könne dem Tier ein kleiner Trost in seiner großen Not sein. Aber er hat keine Notiz mehr von meinem Anblick genommen oder mein Anblick blieb ihm erspart — was weiß ich schon davon! Das Eiswasser brauste, unbeweglich stand der schöne, schwere Doggenkopf zwischen den Schrauben des blitzblanken Apparates, die Augen, die schönen, klugen, guten, noblen Hundeaugen sahen vor sich hin, ja, sie sahen mich an. Aber sie haben mich nicht mehr gesehen, nein, sie sahen mich nicht. Ich aber sah, wie unter dem dünn fauchenden Strahl des Eiswassers alles aus diesen Augen, aus diesem Tierleib wich, was ihn zu einem fühlenden, denkenden Wesen gemacht hatte. Sie verschatteten sich, diese Augen, die so oftmals fragend, in Zärtlichkeit und auch in Freude zu mir aufgesehen hatten. Unter dem mörderischen Strahl des

Eiswassers entwich die Intelligenz, entfloh die Seele, starb der Funke des Göttlichen, der auch dem Tier, jawohl, Herr Froment, der auch dem Tier gegeben worden ist. Vor meinen Augen starb das Tier – und blieb doch am Leben ...

Die Spritze verschwieg endlich, die Kanüle wurde entfernt, der Hund wurde losgeschnallt und auf die Fliesen gestellt. Er stand breitbeinig und unsicher, er machte ein paar sehr unbeholfene Bewegungen, er lebte, aber er war ganz hilflos, ein Student zog einen scherzhaften Vergleich mit einem bis zum Strich vollgesoffenen Schnapsbruder, eine Studentin lachte dazu – ich bin davongelaufen ...

Vivisektion? Froment, ich habe Ihnen gesagt, daß ich Wissenschaftler bin, natürlich weiß ich, daß es Vivisektionen gibt – anatomische Zerstückelungen lebender Wesen, präzise ausgedrückt. Man hat ausgerechnet, daß es fünf Millionen lebende Wesen sind, die jährlich an diesen Experimenten sterben müssen. Der Professor? Der ist sehr human gewesen, sehr modern, eine völlig unblutige Operation, mit Eiswasser, bitte sehr, ein anderer Forscher hat, vor einem Menschenalter schon, einem Hund einen glühenden Draht durch das Hirn geführt, danach schrie und heulte das Tier durch Tage und Nächte, daß sich die Nachbarschaft beschwerte, trotzdem es doch durch Prügel mit einer Eisenstange zum Schweigen zu bringen war und oft genug zum Schweigen gebracht wurde. Der Herr Professor ist sehr empört gewesen über den Unverstand der Laien, aber er hat dann das Tier doch schließlich töten müssen. Nun, das mag heute mancher für barbarisch halten, aber inzwischen haben sich unsere Methoden überaus verfeinert, und der Jammer bei der ganzen Geschichte ist nur, daß unsere Gesetzgeber in ihrem falsch verstandenen Humanismus den Vivisektoren die wirklich wertvolle und nutzbringende Arbeit fast unmöglich machen, indem sie ihnen für ihre Laboratorien nur Tiere überlassen. Heraststratos, dreihundert Jahre vor Christi Geburt, durfte Zergliederungen an lebenden Verbrechern vornehmen, und der alte Rufus, zweihundert Jahre später, vivisezierte Sklaven – wir sind ein armseliges Geschlecht von Pygmäen, angewiesen auf Affen, Hunde, Katzen, Kaninchen,

Meerschweinchen und Frösche —, und es gibt genügend Menschen, die glauben, daß die Menschheit in diesen Jahrtausenden ein erhebliches Stück fortgeschritten ist auf dem Wege zur Vollkommenheit — weil wir heute keine Menschen mehr bei lebendigem Leib zerschneiden, sondern nur noch Tiere, nur Tiere, Herr Froment ...

Ich bin kein Apostel, der gegen die Sünden der Menschen geifert, ich bin ein Wissenschaftler, ich sage Ihnen das immer wieder, aber seitdem ich aus dem Laboratorium fortgelaufen bin, geht mir eine Geschichte nicht aus dem Kopf, die man mir einmal erzählt, und für deren Wahrheit man sich verbürgt hat — jene Geschichte von der Gattin eines unserer größten Vivisektoren, die nach dessen Tode ein Hundespital errichtete, die Sünden ihres Gatten wenigstens zu einem kleinen Teil wieder gutzumachen ... Ich sehe die Augen des Hundes Peer, die sich verschatteten unter dem Eiswasser, und ich denke an jene ferne, fremde Frau .. .

Und dann weiß ich wieder, daß unsere ärztliche Wissenschaft nur einen Bruchteil von dem erreicht haben würde, was sie zweifelsohne erreicht hat, wenn sie nicht mit dem lebenden Tier hätte arbeiten und experimentieren dürfen. Denken Sie nur an die Tollwut, Herr Froment, die Diphtherie — die Tiere sind in Hekatomben gestorben, bevor das Serum gültig und wirksam war, aber sie sind gestorben, um ungezählte Menschen zu retten. Aus ihren namenlosen Leiden sind Rettung und Segen für die Menschen erwachsen, die vielleicht heute noch mehr als in den alten Zeiten hilflose Opfer der großen Seuchen sein würden. Ich weiß auch, daß es Menschen geben soll, die es ablehnen, ihr Leben zu verlängern durch Mittel, die gewonnen sind aus den grausamen Leiden ungezählter Tiere, ja, Herr Froment, ich weiß! Aber sagen Sie das doch einmal einem Kommerzienrat, der sich noch nicht von seiner Gicht, seinen Neurosen, seiner Impotenz und seinem Fettherzen trennen will, der bedenkenlos die ganze Belegschaft seiner Fabriken über die Klinge springen lassen würde, ginge er dabei straffrei aus und gelänge es ihm, mit solchem Blutopfer auch nur ein einziges Lebensjahr für sich herauszuschinden. Man kann vom Menschen nur Menschliches erwarten, und die Heiligen, die sich opfern für fremdes Leben, sind sehr selten. Dazu hat man durch die

Jahrtausende den Menschen erzogen zur Gleichgültigkeit, ja, zur Mißachtung des Tieres — warum sollte er es heute nicht in der Ordnung finden, daß die Tiere leiden müssen, damit er jederzeit eine gute Medizin gegen seinen Husten oder gegen die Masern seiner Kinder kaufen kann. Und wer selbst nicht ganz so gleichgültig ist, in unserem Leben lernt er schon, an den unangenehmen Dingen vorbeizusehen, nicht an sie zu denken — Nichtswissen ist Seligkeit in unserer Welt ...

Und auch ich habe nicht anders gehandelt, nein, auch ich nicht, bis zum heutigen Tage, bis Peer, der gute Hund, angeschnallt vor mir auf dem Tisch lag, bis er mich ansah, beglückt über mein Erscheinen und um Hilfe rufend in seiner Not, er, das starke, schöne, noble Tier — und er mich ansah zum anderen Male, mit den blöden, stumpfen Augen des Schwachsinnigen. Ich habe nicht gedacht und habe nicht wissen wollen, trotzdem ich denken kann und gewußt habe. Ja, ich wußte, es gibt keine Entschuldigung für mich, ich kenne unseren wissenschaftlichen Betrieb, die Kliniken, die Institute, unsere Operateure und Chirurgen, ich kenne auch die Laboratorien der großen chemischen Firmen. Denn es wird ja doch keineswegs nur von Ärzten, von den Helfern der Menschheit experimentiert auf diesem Gebiete, in den Laboratorien der chemischen Industrie, der Pharmakologie, ist das Experiment am lebenden Tier verindustrialisiert, und um ein einziges Medikament auszuprobieren, sterben mitunter zehntausend Tiere. Und es geht in der Industrie nicht nur um Medikamente, Froment, es geht auch um Gifte und um Giftgase, und man probiert sie selbstverständlich an den Tieren aus.

Und niemals, nie, sage ich Ihnen, wird ein Experiment nur ein einzigesmal ausgeführt. Jedem Versuch folgen Kontrollversuche, andere Gelehrte, die sich für die gleichen Dinge interessieren, stellen Parallelversuche an, empfehlen sie ihren Assistenten, den Studierenden, und wenn ich in den Erinnerungen alter Ärzte lese, kann ich finden, daß sie schon in ihrer Jugend den gleichen Operationen zugesehen haben, die man der heutigen Jugend vorführt, nur daß sich eben die Technik verbessert und vervollkommnet hat, Eiswasser statt des glühenden Drahtes, Sie verstehen mich schon, Herr Froment ...

Es gibt genügend viel Versuche, deren Sinn und Zweck klar auf der Hand liegt, es gibt andere, die ganz und gar zwecklos und ohne jeden Sinn sind. Aber der Operateur ist niemandem Rechenschaft schuldig, und wenn es ihn kitzelt, ein schwieriges oder nur merkwürdiges Experiment durchzuführen, kann er sich noch immer vor sich selbst und anderen damit entschuldigen, daß er die Übung braucht, um der Sicherheit seiner Chirurgenhand gewiß zu sein. Und jedermann, der annehmen muß, daß er selbst einmal operiert werden könnte, ist von ganzem Herzen damit einverstanden, daß der Chirurg sich seine Hand an Affen und Katzen und Hunden geschmeidig erhält, ehe er ihm, der Krone der Schöpfung, mit seinen Messern und Skalpellen auf den Leib rückt. Und so sind diese zwecklosen Experimente bei uns vielfach zum Selbstzweck geworden, Tausende von Studenten geben sich ihnen mit Eifer hin, und wenn man ihnen wohlwill, so sieht man in ihnen die neugierigen Knaben, die das schönste Spielzeug, das man ihnen schenkte, zerlegen und auf immer zerstören müssen. Denn die sichere Hand, von der so viel gesprochen wird, kann man sich auch am betäubten und auch am toten Tier erwerben, und die unzähligen Wiederholungen eines einzigen Experimentes sind heute, im Zeitalter des Filmes, längst unnötig und sogar zu einer unnützen Zeitverschwendung geworden.

Zwecklos — sinnlos! Vor Jahrhunderten schon ist das Experiment ausgeführt worden, das meinen Hund Peer zum Idioten gemacht hat, kein Forscher hat je irgendwelchen Gewinn aus diesen Experimenten gezogen, wenn sie etwas mit Wissenschaft zu tun haben, so sind sie eben nichts als ein wissenschaftlicher Zeitvertreib und wären als solcher gerade von den ernstesten Wissenschaftlern mit Nachdruck abzulehnen. Und vielleicht müßte man neunzig, fünfundneunzig Prozent aller derartigen Versuche mit Nachdruck ablehnen und die Experimentatoren als Schädlinge ihres Berufes bekämpfen, weil sie es sind, die allen wirklichen Fortschritt aufhalten. Aber wenn man sich einmal gründlich umsieht in den Laboratorien und Instituten — was sieht man dann schon, Hans Froment?

Zuerst natürlich die Experimentatoren selbst — da stehen sie, über die Tiere gebeugt, die Studenten und Assistenten, die Doktoren, die Dozenten und die Professoren, da senken sie die kalten Messer oder den glühenden Platindraht, mit dem man unblutiger und genauer in das warme Leben schneiden kann, in die Leiber der Tiere. Perverse Barbaren, zynische Sadisten? Aber nicht die Spur, Herr Froment, ich kenne doch meine Kollegen, ich kenne sie alle miteinander und kenne sie gut. Sehr gebildet, sehr wohlerzogen, wissenschaftlich geschult — da ist nicht einer unter ihnen, der ein Pferd, einen Hund unnütz prügeln würde. Da pflegen sie daheim die Sittiche ihrer Gattin oder führen mit Stolz und Eifer ihr Schoßhündchen aus, da gehören sie zu den seltenen Menschen, die zu den Rennen gehen, nicht um zu wetten, sondern weil sie ehrliche Freude haben an den gelösten Bewegungen der Tiere. Und ich als Psychologe kann mich glänzend und immer mit einigem Gewinn mit ihnen unterhalten, sie sind allen Fragen aufgeschlossen, und die meisten von ihnen haben ein gutes Gefühl für die Schönheit der Natur, einer Landschaft, eines Tieres. Ich bin einmal mit unserem Physiologen spazieren gegangen vor die Stadt, ein Hase stand vor seinem Hund auf, der Professor hat sich wie ein Kind gefreut über die Schnelligkeit und Schlauheit, mit welcher der hakenschlagende Hase den eifrigen Hund Schach und matt setzte. Wie ein Kind, Froment — aber wenn er den Hasen in seinem Laboratorium gehabt hätte, würde er ihn sofort aufgeschnitten haben, sezieren, würde er, angeregt durch den Anblick des so schnell und gewandt flüchtenden Tieres, mit der größten Sorgfalt Muskeln und Sehnen und Sprunggelenke der Hinterläufe bloßlegen, um die Mechanik der phänomenalen Sprungfähigkeit, an der er sich begeistert hatte, ganz genau untersuchen zu können und vielleicht darüber eine wissenschaftliche Abhandlung schreiben, obwohl es vielleicht schon tausend derartiger Präparate und Aufsätze gibt.

Also niemals und in keinem Falle Sadismus, Herr Froment, wir wollen doch keinen Kinderschreck aus unseren Gelehrten machen, die Neugierde ist es, die sie immer wieder von neuem anstachelt, die niemals zu befriedigende Neugierde des wissenschaftlich forschenden Menschen. Sie sind hinter dem Leben her, hinter allen seinen Geheimnissen, aber es ist mit diesem Leben nun

mal so, daß es vielleicht diesen oder jenen Suchenden eines der kleinen und geringen Rätsel lösen läßt, um dann Berge, Gaurisankars, Chimborassos neuer Rätsel vor ihm aufzutürmen. Und am Ende ihrer Tage wissen es unsere Gelehrten zumeist recht gut, daß sie wenig, daß sie gar nichts wissen. Nun ja, das ist eine Abc-Schützen-Weisheit, die uns allen schon in der Schule eingetrichtert worden ist, aber so leicht ist der Mensch nicht zu belehren, durch Erfahrungen, die andere, die Fremde gemacht haben, nun schon gar nicht, er wird immer nur durch eigene Erkenntnisse klug. Wenn er dann aber wirklich und endlich klug geworden ist, dann ist er alt, und wenn er alt ist, dann ist er traurig ...

Froment, ich habe eine kleine Liebhaberei, ein hobby, ein Steckenpferdchen: ich sammle Altersbildnisse von großen und berühmten Männern. Ein höchst interessantes Studium, sage ich Ihnen, außerordentlich aufschlußreich. Nicht nur Bilder von Gelehrten, Forschern und Wissenschaftlern, auch von Männern der Kunst, der Industrie, des Handels und der Wirtschaft. Und es ist immer wieder dasselbe, abgesehen von den paar Schaumschlägern, die sich überall, also auch unter den Prominenten finden, Tenöre und Schauspieler vielleicht — es sind immer solche, bei denen die geringste Leistung hinter dem ihnen zugefallenen oder für sie gemachten Erfolg stehen —, die blitzen natürlich auch aus diesen Bildern heraus wie reisige Helden in schimmernder Wehr und scharfem Gewaff, sie sind es ja auch zumeist gewohnt, vor dem Apparat zu posieren und sich zu entfalten. Die anderen aber versinken, den lang und umständlich hantierenden Photographen übersehend, gewöhnlich in sich selbst und offenbaren sich dann. Froment, sie haben alle traurige Augen, tieftraurige, oftmals sterbensunglückliche Augen, alle diese großen, alle diese berühmten Männer, alt geworden in Arbeit und Erfolgen und gewöhnlich mit tausend Ehren überhäuft. Da sitzen sie vor dem Photographen, den sie so wenig beachten wie einen Friseur, da gehören sie sich einmal ein paar Minuten selbst, und in ihrer aller Augen ist nichts als die eine große Frage: habe ich dafür gelebt und gearbeitet, um so tief unten zu stehen, wie ich heute stehe, um zu wissen, daß ich nichts weiß, um zu wissen, daß ich

mein Leben vertan und alles falsch gemacht habe? Ich bin leer geblieben, so sagen die Augen auf diesen Bildern, leer, unbefriedigt, ohne Glück, ich habe gearbeitet wie ein Kuli, aber ich habe immer nur eine Existenz gehabt und niemals ein Leben gelebt, immer habe ich gehofft, daß dieses Leben noch einmal kommen würde für mich, aber nun bin ich alt, und das Leben hat sich nicht gelohnt für mich, zutiefst bin ich mit allen meinen Erfolgen ein sehr unglücklicher Mensch geworden ... Doch ja, Herr Froment, ein sehr interessantes Studium, solche Bilder, wenn Sie mich einmal besuchen, will ich Ihnen meine Sammlung zeigen.

Und wenn ich meine Kollegen sehe, wie sie da sezieren und schneiden, schinden und töten, ohne Unterlaß und wie am laufenden Band einer Industrie viele, viele unter ihnen, Froment, dann habe ich oft unter meinem Blick die noch so glatten Gesichter sich verwandeln sehen, dann blickten plötzlich die so energisch strahlenden Augen aus Runzeln und Falten und fragten betrübt und traurig nach dem verlorenen Sinn von Leben und Welt. Ich denke, ihrer aller Augen werden so blicken, wenn sie am Ende ihrer Tage die Wege und die Arbeit übersehen, die sie gegangen sind und die sie geleistet haben, um schließlich mit leeren Händen vor ihrer Grube zu stehen. Und ich möchte wissen, was sie auf ihren Sterbebetten von den Sälen und den Kabinetten denken, in denen sie viele Tage gestanden und lebende Tierkörper anatomisch zerlegt haben. Laboratorien in den Kliniken, den physiologischen, den pathologischen und den pharmakologischen Instituten, Laboratorien, die den Universitäten angereiht sind und in denen die Studenten zu solchen Studien an lebenden Tieren angehalten werden, sich ausbilden und vervollkommen können und durchaus auch müssen an ihnen. Aber auch an den tierärztlichen Instituten wird viviseziert, und es gibt eine Fülle rein privater Laboratorien in der Welt, und die großen Industrien, ich sagte es schon, lassen ihre Forscher in den Laboratorien an den Tieren arbeiten und experimentieren wie ihre Arbeiter in den Fabrikhallen, ihre Angestellten in den Büros, hier wird geschnitten und zerlegt, geimpft und gebrannt, und wenn man auch oft genug nicht weiß, wo hinaus das alles soll — einmal zeigt einem vielleicht ein gelungenes oder ein

aus Langerweile zum tausendsten Male wiederholtes Experiment einen Weg zu neuen, interessanten und aufschlußgebenden Experimentreihen ...

Diese Säle, ach, sie sehen sich alle gleich: hohe und breite Fenster, weiße Fliesen, gekachelte Wände, die Tische stehen bereit, Riemen hängen, Schrauben blitzen, und überall trifft das Auge auf den herzlos kalten Glanz der Instrumente. Eine unübersehbare Reihe von Spezialinstrumenten gibt es hier: eiserne Maulkörbe für Hunde und Katzen, aber auch eiserne Gebisse, mit denen man dem Versuchstier den Mund öffnen und offenhalten kann, Halteapparate für die kleinen Tiere, die man nicht auf die großen Tische zu spannen braucht, besondere Halteapparate wieder für Hunde, für Katzen, für Gänse, für anderes Geflügel, Halteapparate für Schlangen, Fische und Frösche — es ist alles vorhanden und klingt so einfach: Halteapparat — aber lassen Sie sich doch einmal in einen solchen einspannen und zur völligen körperlichen Unbeweglichkeit darin verurteilen ... Zangen, mit denen man die Zungen hervorziehen und festhalten kann, Zangen, mit deren Biß man den Tieren an bestimmten Stellen Schmerzen zufügt, um ihre Reaktionen nachzuprüfen, Rippenklammern, Ohrenklammern, Bohrer und Schrauben, Apparate für Gasinjektionen unter die Haut des Tieres, damit diese für Einschnitte zugänglicher wird, Messer, Scheren, Nadeln, Knebel, Apparate für künstliche Atmung, denn bei manchen dieser Experimente geht den Tieren der Atem aus, und sie werden mit künstlicher Atmung über die Operation und in das Leben des Verstümmelten hinübergerettet ... Und die Schränke, gefüllt mit chemischen Produkten, mit denen man experimentiert, Wunden zeugt oder offen hält, mit denen man Verbrennungen herbeiführt oder Erfrierungen, die Atmungsorgane zerstört, das Herz, die Nieren oder die Därme, mit denen man verstümmelt, vergiftet, blendet, ertäubt, lähmt oder reizt — ach, Herr Froment, ich wollte Ihnen das alles ja gar nicht erzählen, Sie verstehen es ja doch nicht, wenn Sie es sich vielleicht auch vorstellen können mit der Phantasie des Künstlers — den wirklichen Wert und die wahre Wirkung derartiger Apparate und Instrumente, Präparate und Drogen versteht doch nur der, der mit ihnen umgegangen ist, der sie ausprobiert hat am lebenden Tier ... Aber besser noch,

unstreitig, weiß das Tier, das man damit behandelt hat, darüber zu urteilen — aber das Tier schweigt, zu unserem Glück schweigt es ...

Sie sind für die Wissenschaft gebaut worden, diese Säle und Kabinette, aber recht eigentlich gehören sie den Tieren, denn die Tiere leiden in ihnen, wie es sich keine Vorstellung eines Laien erträumen läßt, sie sterben in ihnen — ja, sie gehören den Tieren, und wer auf dieser Welt den Straßen der Tiere nachgeht, der darf an den Tieren, mit denen die Vivisektoren arbeiten, nicht vorübergehen, schon nicht an den Speichern, in denen die zum Leiden und Sterben bestimmten Tiere sich sammeln ...

Merkwürdig, ja, recht merkwürdig, Froment, ich hatte Ihnen doch mal unser Leid geklagt, die vielfachen Beengungen von uns Psychologen, die wir nur selten an größere, an wertvollere Tiere herankommen und mit ihnen arbeiten dürfen. Wie anders liegen die Dinge immer noch bei den Physiologen. In der Theorie macht es sich so schön, in der Theorie sind wir so fortschrittlich und so modern, in der Theorie ist der alte Erkenntnisweg der Anatomen und Physiologen längst abgelöst von dem biologisch arbeitenden Psychologen. In der Praxis aber, ach, in der Praxis darf nicht an die alten und durch ihr Alter geheiligten Zöpfe gerührt werden. Einen Hund für ein Experiment, vielleicht um festzustellen, ob er noch Schleifen laufen kann, nachdem man ihm die Zehen mit einer eisernen Keule zertrümmert hat — eine Kleinigkeit! Wenn wirklich einmal kein Hund auf Lager sein sollte, so genügt ein kurzes Telefongespräch mit dem städtischen Hundesayl, mit dem beamteten Hundefänger oder Abdecker, und sogleich wird dem Institut ein Tier, wie man es sich nur wünschen kann, geliefert. Denn es ist ja nicht so, daß man sich beschränkt auf die Tiere, die man für solche Experimente heranzüchtet, auf die Kaninchen und Meerschweinchen, auf die Ratten und Mäuse, auf das Geflügel auch, das da in Scharen, gelenkt und geleitet von einem tüchtigen Fachmann, heranwächst, und dessen Leben nach Zeugung und Vermehrung einzig dem Leiden und dem Sterben geweiht ist, nein, so ist es nicht. Da sind die Hunde, sie sind recht billig, denn es gibt in einer großen Stadt immer eine große Anzahl von Hunden, die sich verlaufen haben oder die ausgesetzt wurden, die man

aufgegriffen hat und um die sich kein Mensch mehr kümmert, die als herrenlos gelten, und von denen dann also die meisten auf die Seziertische wandern. Es gibt Hunde mehr als genug, manche kleinen Leute, die ihre Tiere nicht mehr ernähren oder auch nicht die Steuern für sie zahlen können, verkaufen sie für ein paar Groschen dem Institut, manche gerissene Großstadtpflanzen verdienen sich einiges Kleingeld damit, Hunde einzufangen und den Institutsdienern abzuliefern. Und Katzen sind noch billiger zu haben, die Katze ist ja so gut wie vogelfrei in unserer Welt, es gibt auch genügend Leute, die allen Katzen Tod und Verderben geschworen haben, die sie hassen und verfolgen, mit List und Schlaueit fangen und ihre Freude daran haben, sie unter dem Messer der Anatomen zu wissen und obendrein noch ein gutes Trinkgeld für solche gemeine Tat einstecken zu dürfen. Und dann kommen die Tiere, die zur Schlachtung bestimmt waren, welche Schlachtung jedoch vom Tierarzt hat verhindert werden müssen — man bindet sie auf die Tische, man schneidet sie auf, man studiert an ihnen die Phasen der Krankheiten, von denen sie befallen sind, aber man benützt sie natürlich auch zu ganz anderen Experimenten, denn man studiert ja nicht allein die Krankheiten an den Tieren, Tuberkulose vielleicht oder Rotz oder Epilepsie, man interessiert sich auch für den Blutkreislauf, für die Verdauung, für das Nervensystem und das Hirn, für Milz und Magen und Drüsen, man braucht das Tier nicht dazu, um ihm zu helfen oder an seinem Leid Wege zur Heilung zu finden, man braucht es vor allen anderen Dingen, um mit ihm alte oder neue Gedanken zu demonstrieren, zu lehren an ihm und auch zu lernen.

Wenn es so einfach wäre, wie ein großer Chirurg es einmal gefaßt hat: daß er mit jedem geopfertem Tier das zukünftige Wohl eines Menschen verbinden wolle — ach, Herr Froment, dann wäre ja alles klar, dann dürften auch wir nicht, nein, auch wir nicht ein einziges Wort gegen die Vivisektion sagen. Denn, nicht wahr: diese Welt ist eine Menschenwelt, und das Tier ist der Schwächere, und es ist das Gesetz der Menschenwelt, daß der Schwächere dem Stärkeren zu dienen hat mit Haut und Haar, mit Leib und Leben. Nein, wenn es so wäre,

dann liefen wir mit unseren Köpfen gegen eine Mauer aus Quadern. Aber es ist nicht so, Froment, es ist nicht so, es ist vielfach ganz, ganz anders!

Das Tier dient zum Experiment, zur Demonstration, zur Anschauung, zur Forschung — und es gibt viele Leute, Männer von Verdienst und Namen, die behaupten, daß die ganze Tätigkeit aller Vivisektoren uns nicht um einen einzigen kleinen Schritt weitergebracht habe, daß diese Arbeit unnützlich, ja, daß sie schädlich sei, denn es sei offensichtlich verfehlt, Analogieschlüsse zu ziehen aus dem tierischen Organismus für den menschlichen Organismus. Daß jede Tierart sich anders einer gleichen Einwirkung gegenüber verhalte, daß der Mensch als einzelner über allen Krankheitsgesetzen steht — oder daneben, wenn Sie so wollen — und daß nur der einzelne Fall unter der einzelnen Bedingung wirklich exakt sei. Wenn man schon eine Methode wissenschaftlich nennen soll, so muß einem immergültigen Phänomen eine immergültige Reaktion gegenüberstehen. Das ist jedoch bei der Vivisektion nicht der Fall. Ganz grob gesprochen: wenn der Chirurg heute einen Hund operiert und morgen einen Menschen, so trifft er heute auf ganz andere Verhältnisse, als er ihnen morgen beim Menschen begegnen wird. Und man behauptet — in wissenschaftlichen Kreisen, verstehen Sie mich recht, Herr Froment! — daß die Erkenntnisse, die von den Vivisektoren verkündet worden sind, nichts anderes seien als ein leeres, wenn auch mit der Terminologie der Wissenschaften verbrämtes Geschwätz ...

Froment, ich komme von dem Hund Peer, dem man das Gehirn entfernt hat, mit Eiswasser, mit Eiswasser, Herr Froment! Ich habe mich als Psychologe selbstverständlich auch mit der Anatomie des Gehirns befaßt, ich weiß von einem sehr berühmten Physiologen, der Hunderte von Exstirpationen durchgeführt hat. Und was hatte er zu verkünden nach diesen tausend Operationen, nach diesen tausend vernichteten Tierleben? Daß die unterschiedlichen Arten der Bewegungen eines Säugetieres abhängig seien vom Kleinhirn, daß man sich an einem Organ von solcher Wichtigkeit und derart feiner Struktur nicht betätigen könne, ohne eine hemmende Wirkung zu erzielen, welche sich auf alle Zentren übertragen müsse, so daß die hervorgerufenen Störungen im gleichen Verhältnis zu den Zerstörungen der

Gehirnmasse stünden, und zwar so, daß, je größer die Abtragung derselben sei, um so größer auch die Störungen waren, und daß auch die Funktionen, welche ihren Sitz in den zerstörten Teilen hatten, sich niemals wieder zeigten!

Haben Sie das verstanden, Herr Froment, haben Sie das recht und genau verstanden? Das ist nämlich nichts anderes als eine Platitüde, über die selbst ein Volksschüler nur grinsen kann, das ist das Eingeständnis völliger Ohnmacht, absoluten Nichtswissens! Und das nach tausend vernichteten Kreaturen! — Froment, ich glaube nicht, wie es ein Leonardo da Vinci angeblich geglaubt hat, daß einmal ein Tag kommen wird, an dem die Menschen über die Tötung eines Tieres genau so urteilen werden, wie sie heute die Tötung eines Menschen beurteilen, nein, ich glaube das nicht, denn wir haben in unserem Jahrhundert allzu gut und reichlich Gelegenheit gehabt, zu sehen und zu erkennen, wie sich das Leben des einzelnen Menschen im Wert verringert hat vor dem Wollen oder vor dem Wahnsinn der Massen, die das Einzelne weder sehen noch dulden wollen, die sich berauschen an ihrer hitzenden Zusammenballung, aus der ihre Hilflosigkeit Mut zum Glauben an ihre Stärke und Unüberwindlichkeit schöpft. Und trotz alledem kann ich wiederum nicht glauben, daß der große Anatom, der in der ganzen weiten Welt berühmte Nervenphysiologe an seinem letzten Tag mit seinen leeren Händen von den Tieren, die unter diesen Händen hatten sterben müssen, daß er von seinen Operationen gleichgültig und gelassen als von einem *experimentum in corpus vili*, also von Versuchen an wertlosen Körpern hat denken können — nein, ich glaube das nicht, nein, ich will es nicht glauben, weil ich sonst den Glauben an den Menschen verlieren müßte, den Glauben auch an die Wissenschaft.

Ich bin Forscher, Herr Froment, Sie wissen das, ich bin meiner Wissenschaft ergeben, ich kenne nichts anderes als sie. Aber heute ist mir, wie wenn ich mich ihr nicht mehr als Liebender nahen könnte, sondern wie wenn ich als ihr Verteidiger vor sie treten müßte. Oder, schlimmer, viel schlimmer noch, ist es schon so weit mit mir, daß ich sie anklagen, daß ich gegen sie in die Schranken treten muß, als Kläger für die Tiere, und dann nicht nur gegen die Wissenschaft, sondern gleich gegen die Menschen in ihrer Gesamtheit? Da ist der Hund Peer, Herr Froment, er war ein so feiner Kerl — und nun lebt er da

drüben und ist ein blödes Vieh, weil man ihm das Hirn mit Eiswasser zerstört hat. Und Hirne entfernt man seit Jahrzehnten, teilweise oder ganz, und man hat dabei nichts anderes herausgefunden bis heute, als daß man mit der Zerstörung des Hirnes auch das Tier zerstört, ganz oder teilweise ...

Und man entfernt durchaus nicht nur Hirne, Herr Froment, o nein, die Wissenschaft ist ein weites Feld. Da ist das Herz, da ist der Blutkreislauf! Welch eine Fülle von Möglichkeiten gibt es hier, wieviel Experimente! Zumeist freilich gleichen sie sich, man beschränkt sich auf die Bloßlegung des Herzens oder der Arterien und Venen. In manchen Ländern zeigt irgendein Elementarschullehrer den Kindern derart an einem Frosch oder auch an einem Kaninchen das arbeitende Herz, die Pulsschläge, und für unsere Studenten sind dergleichen die einfachsten physiologischen Übungen, die man zu lernen, die man schließlich spielend zu beherrschen hat, das lernt sich dann schon durch die Fülle der gelösten Aufgaben, das Spielende ... Aber natürlich gibt es auch hier Methoden für Fortgeschrittene, man kann beispielsweise die Verlangsamung des Herzrhythmus studieren. Man tötet das Tier, ja, man durchschneidet die Gehirnwurzel, aber dann hält man es mit künstlicher Atmung weiter am Leben — oh doch, Herr Froment, unsere Wissenschaft versteht ihr Handwerk! Man kann auch mit Spezialkanülen verschiedene Gruppen von Blutgefäßen im Kreislauf in einer bestimmten gewünschten Gegend aufhalten — ach, was kann man nicht? Betäuben, schmerzunempfindlich kann man das Tier nicht immer machen, das geht leider eben nicht immer in der harten Praxis. Eine gute Zeit hat man für Curare geschwärmt, es macht den Körper unbeweglich, aber man hatte dabei noch das tröstliche Bewußtsein, daß das Tier, jener wertlose Körper, alles das fühlte und empfand, was mit ihm vorgenommen wurde. Jedoch haben es die Institutsdiener niemals gern gesehen, wenn man die zu operierenden Tiere mit Giften vollpumpte. Es werden ja nicht nur Hunde und Katzen zu solchen Experimenten verwandt, sondern auch Kaninchen, Hühner, Enten, Gänse, und die sind doch recht schmackhafte Braten, nicht wahr, ganz gleich, auf welche Art sie ums Leben gekommen sind. Man schätzt einen Gänsebraten in Institutsdienerkreisen, aber Gifte, Curare oder ein anderes, mag man durchaus nicht, die sind nicht nur gefährlich, sie stören überhaupt den

Feinschmecker. Unterschätzen Sie das Gewicht eines Institutsdieners nicht, Herr Froment, ein Professor wird sich nicht ohne Not mit seinen geschulten und getreuen Helfern überwerfen, er tut ihnen gern mal einen kleinen Gefallen, und dieser hier macht ihm ja keine besonderen Umstände, er muß ja sowieso die Tiere derart festschnallen oder festschrauben, daß sie unbeweglich sind ...

Und da ist die Milz. Die schätzt man ungemein in wissenschaftlichen Kreisen, weil man eigentlich noch immer nicht recht über ihre Funktionen orientiert ist. Immerhin: mit dem Tierversuch ist man auch hier schon zu recht beachtlichen Resultaten gekommen. Man hat beispielsweise zwei Dutzend Hunde genommen, hat dem einen Dutzend die Milz herausgeschnitten, dem anderen Dutzend hat man sie gelassen – und dann hat man sie alle eingesperrt und hat sie hungern lassen, durch Tage, durch Wochen, nach zwanzig Tagen begannen die operierten Hunde zu sterben, einer nach dem anderen, die nichtoperierten Hunde hielten eine gute Woche länger aus – also ist die Milz doch recht wichtig, nicht wahr – Wesen ohne Milz verhungern schneller als solche mit Milz, bitte sehr, die Wissenschaft hat das eindeutig bewiesen!

Wenn man die Nieren entfernt, hat man keine rechte Freude daran, denn die operierten Hunde sterben in neun von zehn Fällen binnen zwei Tagen nach der Operation, in solch kurzer Zeit kann man natürlich kaum sonderlich wertvolle Beobachtungen bei den unvernünftigen Tieren anstellen. Aber es gibt ja genügend andere Organe, an denen man sich schadlos halten kann, indem man sie aus dem Tierkörper ausschneidet: Adern, Sehnen, Knochen, man kann auch Lungenflügel mit Paraffin vollpumpen und derart lahmlegen, man kann Teile der Eingeweide mit der Fahrradpumpe aufblasen, man kann enthaupten, ohne zu töten, man entnimmt die Schildknorpel, die Nebenschilddrüse, die Hirnanhangdrüse, die Rinde oder das Mark der Nebennieren, man entfernt Krallen, Nervenstränge, Augen, zerstört Gehirngänge, man zieht dem Tier das Fell über die Ohren – o doch, Herr Froment, das ist durchaus möglich, die Tiere bleiben am Leben, aber sie scheinen dann zu frieren, ja, regelrecht zu frieren! – man beraubt sie völlig ihrer Federn, doch, doch, man hat überreiche Möglichkeiten, um sich von der Funktion der Organe zu überzeugen!

Auch Muskeln sind recht interessant, man legt sie bloß, man reizt sie mit elektrisch geladenen Nadeln oder mit ätzenden Säuren, dabei kann man sie dann mit Registrierapparaten verbinden, die selbsttätig jede kleinste Bewegung dieser Muskel aufschreiben – wahrlich eine rechte Herzensfreude für den gern so exakt wie möglich arbeitenden Wissenschaftler! Aber das alles gibt es ja schließlich schon seit Jahrzehnten, die Steckenpferde unserer modernen Forschung sind heute vor allem das Nervensystem und die innere Sekretion, die Drüsen, nicht wahr...

Da werden die Hirndächer durchbohrt oder trepaniert, werden die Schädeldecken abgehoben und die Hirne bloßgelegt, da ist kein Teil eines solchen zu untersuchenden Tieres, das nicht mit elektrischem Strom, mit glühenden Drähten, mit Säuren behandelt worden ist. Da hat man Hunden durch die Löcher, die man durch ihr Schädeldach bohrte, konzentrierte Chromsäure in das Gehirn geträufelt, andere sind der einen oder der anderen Hirnhälfte beraubt und dann auf eine Weise gequält worden, wie sie sich ein Mensch, der weder Psychologe noch Chirurg ist, niemals ausdenken kann, um den Grad des ihnen verbliebenen Empfindungsvermögens zu studieren. Da hat man Hunden das ganze Gehirn genommen und hat sie anschließend in den Fluß geworfen, weil es notwendig schien, einwandfrei festzustellen, ob die gehirnlosen Tiere noch schwimmen konnten. Viele von ihnen konnten nicht mehr schwimmen. Ach, Froment, wenn ich denke, daß da drüben der Hund Peer, der gute, der noble, der kluge, wenn sie ihn – hoffentlich kann er nicht mehr schwimmen! ...

Um die Nerventätigkeit gründlich studieren zu können, muß man bis zur Wurzel der peripherischen Nerven vordringen, die sich in kleinen Löchern der Wirbelsäule befinden. Also muß man diese Wirbelsäule bloßlegen, und es ist, ganz besonders bei Hund und Katze, eine Reihe von Muskel- und Sehnenschnitten notwendig, um schließlich die Knochen der Wirbelsäule durchsägen zu können. Und dann hat man in das Rückenmark der Tiere einen Bindfaden eingeführt, hat ihn hin und her gerissen, bis das ganze Rückenmark völlig zerstört gewesen ist. Es läßt sich vorläufig noch nicht sonderlich präzise arbeiten auf diesem Gebiet, die Vorbereitung der peripherischen Nerven zu

Versuchszwecken ist überaus kompliziert, und der weitaus größte Teil der Versuchstiere stirbt nach sehr kurzer Zeit an der Operation.

Aber da sind ja die Drüsen, ist die innere Sekretion, die ist noch moderner, noch aktueller, und am Anfang steht wohl jener alte Gauch, der selbst die Pillen, die er aus Affenhoden gewonnen hatte, schluckte und eine lärmende Propaganda für ihre Wirkung schlug. Aus dieser Art von Forschungen hat sich dann mit den Jahren eine Reihe gutgehender Geschäftchen entwickelt, wenn die Forschung selbst auch nicht sonderliche Fortschritte gemacht hat dabei. Aber Millionen und Abermillionen von Affen, Hunden, Katzen, Kaninchen und Meerschweinchen haben sich aufschneiden lassen müssen, damit man ihre Drüsentätigkeit beobachten und studieren konnte, haben unendliche Qualen gelitten, haben ihr Blut gelassen und schließlich ihr Leben. Und die Resultate? Noch immer nicht gibt es die Präparate, von denen unsere alten Roués träumen, aber daß die Drüsen recht wichtig sein müssen, das hat man mittlerweile doch herausgefunden. Da hat man einmal sechzig Hunden die Schilddrüse herausgenommen, und nur ein einziger von ihnen ist am Leben geblieben – wenn das kein Beweis für die Wichtigkeit der Schilddrüse ist! Ganz nebenbei hat sich der Forscher, der diese Operationen ausgeführt hatte, hohes Verdienst um die Durchführung aller Experimente am lebenden Tier erworben, er hat eine brandneue, rein mechanische Betäubungsmethode ausgedacht, die auch nach der Operation ihre mitunter wünschenswerte Wirksamkeit behielt, die Durchschneidung der Stimmbänder nämlich. Damit ist jeder unnütze Lärm von vornherein ausgeschaltet, und kein feindlich gesonnener Nachbar kann nun noch einem ernstem Forscher in seine so überaus wichtige wissenschaftliche Arbeit hineinreden. Übrigens sollen die Vögel und die pflanzenfressenden Nagetiere diese Operationen weitaus besser vertragen können als die Fleischfresser, als Fuchs, Hund oder Katze, die sogleich nach der Operation von Zittern und Muskelkrämpfen befallen wurden, die sich meist zu außerordentlich heftigen epileptischen Anfällen steigerten, denen die Tiere dann schließlich erlagen. Aber das muß alles erst noch sehr gründlich nachgeprüft werden, denn es bleibt ja so, wie es immer gewesen ist: was der eine Forscher behauptet, bestreitet der andere, dessen Feststellungen wiederum

von einem dritten geleugnet werden. Und da natürlich jeder von den Wissenschaftlern recht behalten will, operiert er, seziert er, demonstriert er weiter am lebenden, am wertlosen Körper ...

Ja, zu demonstrieren gibt es immer etwas, und wenn es nur die Schmerzempfindlichkeit eines Tieres wäre, denn ein Student, der lernen will, exakt wissenschaftlich zu arbeiten, muß doch wissen, daß ein Hund entsetzt zusammenzuckt und aufheult, wenn man ihm ein glühendes Eisen auf das Fell setzt! Und wenn er sich für Psychologie interessieren sollte, ist es verdienstlich, kann man ihn mit der Stärke der Instinkte bekanntmachen. Man schneidet da beispielsweise eine Hündin auf, kaum daß ihre ersten Wehen eingesetzt haben, dann kann man nämlich beobachten, daß die sterbende Hündin noch sorglich ihre Kleinen leckt, daß also der Mutter- und Pflegeinstinkt in ihr wach ist, obwohl keine normale Geburt stattgefunden hat, durch welche dieser Instinkt nach anderer Auffassung erst ausgelöst werden soll.

Und dann gibt es eine unübersehbare Reihe von Möglichkeiten auf dem Gebiet der Sonderforschungen! Höchst interessant sind da die Angsterscheinungen bei Tieren, die man in einen Backofen setzt und sie dann einer Temperatur von siebzig Grad aussetzt. Dabei kann man nebenher noch mit der Uhr in der Hand die Anfänge der Atemnot messen und an den verschiedenen Tieren vergleichen. — Man kann Tiere auch in einen Zylinder sperren und diesen in eine rotierende Bewegung von dreitausend Umdrehungen in der Minute versetzen — diese Tiere machen offensichtlich einen höchst verstörten Eindruck, wenn sie dem Zylinder wieder entnommen werden und sich aus eigener Kraft fortbewegen sollen. — Man kann auch Hunde oder andere Tiere mit Terpentinöl bestreichen und anzünden, das Feuer dann wieder löschen und am anderen Tage und an den folgenden Tagen das Experiment wiederholen, bis der endliche Exitus eintritt — immerhin, das Experiment ist nicht unwichtig zum Studium der Gewebe-Verbrennungen! — Man kann zwei Tiere in Symbiose versetzen, sie durch Hautstreifen und Halsgefäßverbindungen für dauernd vereinigen, so, daß das Herz des einen Hundes den Blutkreislauf des anderen treibt, daß der Magen des einen Tieres das andere ernährt. Aber das ist eine höchst diffizile, eine beinahe künstlerische

Operation, und es gehören schon höchst gewandte Chirurgenhände dazu, sie auszuführen. — Man kann einen Hund auf den Tisch schnallen, einen seiner Läufe in widernatürlicher Stellung an den Leib fesseln, und ihn so fünf, sechs Monate liegen lassen, unstreitig finden in einem solchen Zeitraum bemerkenswerte Veränderungen der Muskeln, Sehnen und Blutgefäße in dem gefesselten und abgebundenen Glied statt. — Man kann, man kann — ach, Herr Froment, man kann schinden und schlachten, schlachten und schinden, und man tut es, man metzgert alljährlich fünf Millionen Tiere auf diese Weise zu Tode ...

Fünf Millionen Tiere — sind sie wirklich nur eine Bagatelle, nicht der Erwähnung wert gegenüber den Fortschritten der Wissenschaft? Wirklich nicht — wirklich nicht? Ich habe diese Zahl gewußt, ach, seit langen Jahren schon, aber sie ist mir immer ganz unpersönlich geblieben — fünf Millionen Tiere, was kann ein Mensch sich darunter schon vorstellen? Man stellt sich nichts darunter vor, bis dann ein Tier, ein einziges Tier — ja, Froment, bis ich dann heute Peer unter dem Eiswasser stöhnen hörte, bis ich sehen mußte, wie seine guten, klugen Augen verblödeten unter der Hand des Menschen. Jetzt ist es für mich ein Tier zuviel geworden, eines von den fünf Millionen, jetzt muß ich immer nur den guten Hund sehen, angeschnallt, angekettet, angeschraubt, mich grüßend mit seinen schönen Goldaugen, schwänzelnd in seiner grausigen Not ... Und wenn ich mir heute fünf Millionen Tiere, fünf Millionen tierliche Individuen vorstellen will, die solcherart sterben müssen — Herr Froment, dann muß ich mich sehr fest in beide Hände nehmen, um nicht wahnsinnig zu werden!

Denn ich kenne die Zahlen und die Qualen der Ermordeten, aber ich weiß nicht, wofür sie leiden, wofür sie sterben müssen. Ich weiß nur, daß es unter den Physiologen hundert und abermals hundert Schulen gibt, von denen die eine die andere Ignoranten schilt. Ich weiß, daß es Gelehrte von Weltruf gibt, die den Wert solcher Tierversuche für die Erkenntnis wie auch für die Therapie des Menschen strikt abstreiten. Ich weiß, daß Hunderte von Ärzten — und es sind doch die Ärzte, für die dieses alles geschieht oder geschehen soll! — nichts

wissen wollen von derartigen Experimenten und sich zu organisierter Gegnerschaft zusammengeschlossen haben. Ich weiß aber auch, daß alle Proteste nichts helfen, daß trotz ihnen weiter gearbeitet wird, hier wie überall in der Welt. — Ich weiß nur, daß ein Tier zuviel gestorben ist, zuviel gelitten hat, ein Tier vor meinen Augen, ein Tier, das ich — ja, ich will es Ihnen gestehen, Herr Froment! — das ich gernehabt habe .. . Ich weiß, daß sein Sterben bei lebendigem Leib mich erbittert und ungerecht gemacht hat, daß ich die Wissenschaft, die ich liebe, verrate, daß ich Ihnen nur von Dingen erzählt habe, von denen auch die Fachleute verständnislos abrücken, daß ich die anderen Experimente und Versuche, die im Dienst einer großen und guten und segensreichen Idee geschahen oder geschehen, verschwiegen habe — ich weiß, daß ich die Männer dieser Wissenschaft hasse, hasse, hasse, Froment!"

Doktor Arnold saß längst nicht mehr an seinem Platz, er war während seiner Rede aufgestanden, war hin und her gelaufen vor der kleinen Bank, hatte gestikuliert, hatte zum Fenster hinausgesehen, hatte auf die toten Tiere geblickt, die den Saal erfüllten, auf die Gruppen, die den beiden Männern den Blick sperrten: auf die Füchsin am Bau, die über ihre spielenden Jungen wachte, auf die Schweine, die sich durch den Wald wühlten, auf den stumm röhrenden Hirsch. Er hatte mehrfach geschwiegen, dann wieder war seine Rede stark und anklagend geflossen, die Farbe war längst in sein Gesicht zurückgekehrt, aber es schien noch leidend, und seine Augen flimmerten. Jetzt stand er vor Hans Froment und sah ihn eindringlich an:

"Wissenschaft — ach, es gibt hundert Wege, Wissen zu erwerben, und ich werde Wissenschaftler bleiben, solange ich lebe! Mein Platz ist schließlich nicht in den Schlachthäusern, mein Platz ist anderswo. Haben Sie schon einmal den Namen Jean Henri Fabre gehört, Froment? Der alte Darwin hat ihn einen unvergleichlichen Beobachter genannt, die Wissenschaft schätzt ihn als Meister der experimentellen Methode in der Entomologie — erschrecken Sie nicht, wenn Sie das Wort Experiment hören, der alte Fabre²⁴ hat keinem Tier wehe

²⁴ Jean-Henri Fabre (1823-1915) https://de.wikipedia.org/wiki/Jean-Henri_Fabre

getan, er hat seine Käfer beobachtet und hat sie befragt nach ihrer Weise — und nachts hat er in den Sternenhimmel geträumt. Er hat da hinter den hohen Hecken seines armen, kleinen Landhauses gelebt, den Einsiedler von Sérignan hat man ihn genannt, den Bauernjungen, der sich aus eigener Kraft zum Lehrer emporgearbeitet hatte, um dann den Weg des unabhängig freien Forschers zu finden und zu gehen. Ein sehr kluger Mann, Froment, dem seine Wissenschaft allerlei verdankt. Mehr: ein weiser Mensch! Noch mehr: ein guter Mensch! Er hat sich niemals irgendwie in das öffentliche Leben seiner Zeit eingeschaltet, er hatte wichtigere Dinge zu tun — auf seine Käfer zu sehen, gegen seine geliebten Sterne — aber als man damals die Vivisektoren angriff, da ist auch der alte Mann hinter seinen Hecken aufgestanden, hat seinen Mund aufgetan und hat den Operateuren diese Worte in das Stammbuch geschrieben:

Ihr weidet die Tiere aus, und ich studiere sie lebend. Ihr macht sie zum Gegenstand des Schreckens, und ich sie zu einem solchen der Liebe. Ihr arbeitet in euren Folterlaboratorien, und ich beobachte unter dem blauen Himmel den Gesang der Grillen und Zikaden. Ihr unterwerft das Protoplasma und die Zellen den Reagenzien, und ich studiere den Instinkt in allen seinen Ausdrucksformen. Ihr erforscht den Tod, und ich analysiere das Leben. Wenn ich für die Wissenschaftler und die Philosophen schreibe, daß sie eines Tages versuchen werden, das schwierige Problem des Instinktes aufzuhellen, schreibe ich zugleich auch für die jungen Menschen, denen ich wünsche, daß diese Naturgeschichte sie zur Liebe veranlaßt, während es euch nur gelingt, Haß zu erregen!

Das ist es, Froment, das: *daß es euch nur gelingt, Haß zu erregen!* Haß, Haß — es ist der Haß gegen den Menschen, der mich fast erwürgt. Es ist der Haß, den ich sprechen lassen muß, wenn ich nicht ersticken will. Es ist der Haß, der mich zwingt, einzusehen, daß Schweigen ein ebenso großes Verbrechen sein kann wie irgendeine schändliche Tat. Es ist der Haß — "

Die leise, in Zorn und Wut und Scham vibrierende Stimme verschwang — als Hans Froment nach einer Weile aufsah, fand er, daß er allein war, daß der Doktor Arnold ohne Gruß und Abschied aus dem Saal gelaufen war. Da ließ er seinen Kopf wieder sinken und sah vor sich hin — auf das kluge, wache Gesicht

der Fähe, die mit einem heiteren, glückhaften Lächeln ihren Jungen zusah, die sich um den Entenflügel raufte – er hing in der Ecke seiner Bank, zerschlagen und zerschmettert.

Er war ein Fremdling in dieser Welt geworden, seit seiner Heimkehr wußte er das gut. Welches Schicksal aber verdammte ihn dazu, in dieser Hölle Kreis um Kreis tiefer zu steigen, Bilder sehen zu müssen, deren Anblick er nicht ertrug, Schreie zu vernehmen, denen er nicht antworten konnte, um Leiden und Qualen ohne Ende zu wissen und keine Hand rühren zu können, um sie zu stillen, sie zu beenden? Warum nur verfluchte das Schicksal ihn, gerade ihn, der den Schönheiten der Erde hingegeben war als ein Liebender, alle die Schrecken und Greuel sehen zu müssen, aus denen der europäische Mensch lebte, und mit denen er die klappernde Maschinerie seiner Kultur speiste? Welch ein Fluch hatte ihn getroffen an jenem Tage, als er heimkehrend seinen Fuß vom Dampfer auf das Land setzte?

Er hing auf seiner Bank, zerstört, zerstückt vom Sturm, der über ihn gefallen war aus heiter blauendem Himmel. Welch eine Welt war dieses Europa, von welcher Schmach nährte es sich, welche Bestie war der Mensch! Das Hirntier mit aller schändlichen Lust am klügelnd errechneten Bösen, am Widernatürlichen, am Wahnsinnigen, am Teuflischen – wahrlich, kein Tier war diesem Tiere gleich, das jenes Hirn, durch das es erhoben wurde über alle Kreatur, allein dazu nutzte, um wie ein satanischer Traum durch diese Welt zu räubern und alles Leben zu schänden und zu zerstören ...

Warum hatte er in die Welt der Menschen zurückfallen müssen, warum war er nicht fern von ihnen, warum durfte er nicht unter den Tieren leben? Hoben sich nicht in der Ferne, der glückhaften Ferne, die Drommeten der ziehenden Elefantenherde und riefen nach ihm? Durchstieß der Donner des röhrenden Löwen nicht den afrikanischen Kontinent und war ihm wie ein großer Ruf aus der Heimat seines Herzens? Hatte sich nicht einmal um seinen Nacken der Arm Rimbas gelegt, des Orang-Weibes, hatte ihn nicht einstmals ein Elefant getragen durch das duftende Blütenwunder seiner Heimat, zur großen Herde am Fluß, zu Zena, dem guten und klugen Hirten der Elefanten? Wo war Sarbatti mit seinen Tigern und Geparden und Karakalen, wie fern war

der tiefe Frieden des marmornen Falkenhauses! War da nicht das wilde Lachen des Mijnheer ter Veen, der im Niedergang stand und mit der Schnapsbuddel winkte, stand da nicht der Alte vom endlosen Pfad unter dem Mond am See und lauschte dem nächtlichen Heulen der Wölfe? Wo war Nick Boone – und wo war das gute Männerlachen jener Offiziere am Kongo, die den Elefanten zähmten und ihm, dem reisenden Maler, seine besten Bilder abräuberten, wo waren die alten, wilden Jäger geblieben, die in Nairobi gezecht und es geduldet hatten, daß er seinen Grapefruitsaft neben ihre Kognakgläser stellte? Warum nur hatten sie alle ihn verlassen, alle die Männer und Menschen, die ihm diese Erde bewohnbar machten, warum holten sie ihn, den Verlorenen und Verlaufenen und Verdammten, nicht hier heraus und brachten ihn zurück zu seinen Tieren? Verflucht war er heute für alle Zeit, niemals würde er in dieser blutigen Welt leben können – sein Herz schrie wild nach den verlorenen Einsamkeiten fern von den Menschen ...

Unruhig, gehetzt sprang sein Blick auf und durch den Saal. Tote Tiere, tote Tiere, seltsam trostreich und still. Schönheit, Adel und Unschuld der nicht vom Geiste geschlagenen Kreatur ... Wie dort die Füchsin auf ihre Jungen sah, so schlau und vergnügt und voll guten Mutes ... Aber dann sah er jählings, daß dieses Tier ja tot war, daß es aus gläsernen Augen blickte, und dann quoll es bitter und ekel in ihm auf: hier saß er und war umgeben von hundert, von tausend toten Tieren, hier saß er und freute sich an der geretteten Schönheit ihrer Formen – und dabei wußte er doch nicht von einem einzigen Tier, wie es gestorben war, Welch einen Tod der Mensch ihm bereitet hatte! Tote Tiere in des Menschen Hand – das Wort war nicht zu ertragen, wenn man wußte um Eiswasser und Skalpell, um den Schädelbohrer und entfernte Hirne, um den Bindfaden, der das Rückenmark zerschleiß, um die verhungerten Hunde mit der herausoperierten Milz. Hier saß er und wollte sich Trost suchen an alter Freude – was denn hatte ihm einstmals der alte Michael Delos erzählt von den Tieren in diesen Sälen?

Es flackerte vor seinen Augen, Nebel fielen und stiegen, Feuerräder drehten sich, und der Saal schwankte wie ein Schiff im Wellengang. Und aus Dämmern und Blitzen und Wettern sahen ihn die Tiere an, ungezählte Tiere aus

gläsernen, toten Augen – er preßte sich in die Bankecke, er hielt sich mit beiden Händen fest, er fürchtete sich maßlos vor dem dunklen Schacht der Ohnmacht, der sich klaffend und saugend vor ihm auftat ... – –

Die Bedenkenlosen

... Der Saal erzitterte, wie wenn eine jähe Brandung durch ihn flutete und ebhte, die Gruppen der Tiere bewegten sich – stürzten sie nicht auf ihn zu, alle diese Toten und Ermordeten, Hilfe und Rettung bei ihm suchend vor den Messern der Menschen? Aber nein, sie waren ja festgeschnallt, festgeschraubt auf den Tischen der Vivisektoren, sie standen nicht mehr schön und stolz und stumm, sie lagen blutend und röchelnd und mühsam atmend, sie lagen mit zersägtem Rückgrat, mit bloßgelegten Nervensträngen, mit geöffneten Hirnschalen und herausgenommenen Herzen, mit neben ihren Körpern liegenden pulsierenden Blutgefäßen, einen Napf statt des entfernten Magens unter dem geöffneten Leib tragend, sie waren gefesselt, ihre Augen verglasten, sie bluteten aus hundert Schnitten – und da nahte ein weißer Kittel, was trug er in seiner Hand, Messer oder Skalpell, die Knochensäge, den glühenden Platindraht oder die eiserne Keule, mit der man die Knochen der Lebenden zerschlug, die Luftpumpe, mit der man die Därme aufblies oder den Schlauch, durch den man das Eiswasser jagte? Dunkel und saugend klaffte der Schlund und war in aller Bedrohung doch wie ein Trost: ließ man sich fallen, stürzte man in diesen Schacht, so versank in der Ohnmacht auch die Qual des Denkenmüssens, die wirbelnde Schau der blutigen Bilder, die nicht mehr zu ertragen war. Man sollte sich, war man schon verflucht dazu, in dieser Menschenwelt zu leben, auch das Gehirn mit Eiswasser ...

Aber da verhielt der weiße Kittel schon dicht vor ihm, da legte sich eine Hand fest und wie tröstend auf seine Schulter, das gute Männergesicht von Michael Delos neigte sich ihm zu, besorgt lagen die klugen hellen Augen auf seinem Gesicht, und da war dann auch schon die trostreiche Stimme des Freundes: "Froment — Hannes — Menschenskind, stehen Sie gleich mal auf, kommen Sie, los, kommen Sie!"

Er erhob sich mühsam, aber doch auch sogleich diesem scharfen Anruf gehorchend, er duldete es, daß Michael Delos die Hand unter seinen Arm schob, fünf Minuten später war er im Studio des Alten in Sicherheit und schluckte folgsam die beiden großen Gläser des starken und schweren Birnenschnapses, die Delos ihm aufzwang. Und dann machte der Alte sich mit Eifer daran, einen Kaffee zu kochen: "Ihnen tut er gut, und mir schmeckt er immer. Ich kam gerade von meinem Mittagstisch, auf dem Gang lief mir der Doktor Arnold in den Weg, erzählen Sie mir nichts, Hannes, nein, ich will nichts hören — Junge, ich weiß doch Bescheid, mir brauchen Sie wirklich nichts zu erzählen, als ich zum erstenmal von jenen Schweinereien hören mußte, bin ich nach allen Regeln der Kunst aus den Stiefeln gekippt. Sprechen Sie nicht, wir wollen Kaffee trinken!"

Sie tranken zusammen die große Kanne mit dem schweren, überstarken Mokka aus, den Delos wie kein zweiter zuzubereiten verstand. Keiner von ihnen sprach, der Alte hantierte leise im Zimmer herum, Hans Froment saß vor der Platte des Tisches, vor der Parade der kleinen Tierplastiken, mitunter holte er das eine oder andere dieser Figürchen heraus, hob es in das Licht, drehte es zwischen den Fingern und betrachtete es mit andächtigen Augen. So viel Schönheit, so viel Adel, die sich in dieser Form, in dieser Haltung offenbarten, und dabei fehlte doch allen diesen Figürchen das, was am eindringlichsten sprach aus jedem Tiergesicht: die Augen, die klugen und kühnen, oder die sanften und demütigen Augen. So viel Schönheit, so großer und mannigfacher Adel — und das alles ausgeliefert den Metzgerhänden erbarmungsloser Menschen — nein, niemals, niemals in diesem Leben gehörte er den Menschen an, er gehörte zu den Tieren, einzig und allein zu den Tieren...

Später dann, da war die Kaffeekanne bis auf den Grund geleert, Hans Froment hatte immer noch nicht ein einziges Wort gesprochen, aber nun hatte er doch endlich zu den Zigaretten gefunden und holte just die zweite aus der gelben Packung hervor, später sagte Michael Delos: "Wissen Sie was, Hannes? Jetzt verdrücken wir uns! Ich hatte sowieso vor, heute einmal früher nach Haus zu fahren, ich habe allerlei zu erledigen dort. Kommen Sie also, fahren wir!"

Dann wollte es der Zufall, daß in dem Abteil des Vorortszuges, das sie bestiegen, das Mädchen Christa in der Ecke der Polsterbank saß, auf der auch noch Platz für die beiden Männer war. Christa hatte auch schon Schluß mit der Arbeit gemacht an diesem Tage, es lohnte nicht mehr, eine neue Arbeit anzufangen, und sie hatte im Haus einiges zu schreiben — aber so war es noch besser, strahlte sie und sah zu Hans Froment hinüber, der sich vor ihr hinter ihrem Vater versteckte, nun fuhr man zusammen heim und machte sich draußen einen gemütlichen Nachmittag. Aber dann kam sie sehr schnell dahinter, daß heute mit dem Maler irgend etwas nicht stimmte, einmal auch beugte sich Delos gegen ihr Ohr und flüsterte ihr leise und rasch einiges zu, und dann verstand sie wohl alles, es wurde eine recht schweigsame Fahrt.

Hans Froment wollte sich dann in sein Haus retten, aber sie ließen ihn nicht aus, er mußte zu ihnen kommen, Delos nötigte ihn in den ersten Stock und führte ihn dort in die Loggia, in der man saß wie in einem hölzernen Nest, die einen großen Blick freigab über die Gärten, über die Heide hinter den Häusern, von denen nichts zu sehen war, über den mächtig sich breiten Wald und gegen den hohen Himmel mit seinem großen Wolkenspiel. Er mußte sich setzen, der Alte brachte seinen Tabakkasten und Zigaretten für den Gast angeschleppt, Christa deckte den Kaffeetisch, gutes Porzellan, Silber, Tortenstücke und Schlagsahne, zwischendurch zog sie sich um und trug nun eine graue, sehr breite und scharfgebügelte Gabardinehose zu einem weißseidenen Blusenhemd, in dessen mattglänzenden Rücken ihre Haare wie eine blankschwarze Mähne fielen — und dann saßen sie beisammen, und langsam fühlte Hans Froment, wie er in die Welt zurückkehrte.

Zuerst war es, daß er den seidigen blauen Glanz des Himmels gewährte, die weißen Wolken, aufschimmernd nun und dann wieder verschattend, wie die

Sonne sie anleuchtete oder sich hinter ihnen verbarg, die wandernden Wolken, die stumm über das leise unter dem Wind rauschende Baummeer des Waldes zogen, die Heide, die sich hinter den Gärten breitete, die zu den Häusern gehörten, von denen man nichts sah von diesem gesegneten Fleck aus ... Nein, man sah nichts von der Menschenwelt, weder Haus noch Gitter noch Weg noch Zaun, man war in diesem hölzernen Nest zwischen Himmel und Erde ganz und gar den Menschen abgewandt und vor ihnen in Sicherheit, man sah das andere Gesicht dieser Erde, jenes Gesicht, das Gott gewollt hatte für sie.

Drunten im Garten auf ihrem Lieblingsplatz unter der Krüppelkiefer lagen die beiden silbergrauen Hunde, Stephen und Patrick, zusammengerollt der eine, lang ausgestreckt auf der Seite der andere — Hans Froment wandte den Blick und fand mit ihm zu den Menschen zurück. Ach, es war ja gar nicht so, daß er allein und verlassen war, ausgestoßen in eine schauerlich blutige Welt, die zur Verzweiflung einer Hölle glich — diese beiden Menschen da waren ihm sehr nahe: der alte Mann ihm gegenüber an der Schmalseite des gegen die Balustrade gerückten Tisches, Michael Delos, dessen kluge und gütige Augen wärmend auf seinem Gesicht lagen, und das schmale Mädchen zwischen ihnen, Hals und Gesicht entwachsen ihr goldenbraun dem offenen Kragen ihrer weißen Bluse, ihre dunklen Augen sahen ihn an. Dunkle Augen! Vielleicht zum ersten Male seit ihrem Bekanntwerden sah Hans Froment aufmerksam und wie forschend in Christas Augen. Waren sie ihm nicht hell erschienen, damals unter dem Mond in der Heide, im Glanz der elektrischen Birnen auch, der städtischen Beleuchtung, hell und klug wie die ihres Vaters? Aber sie waren nicht hell, sie waren dunkel, warm und weich — so mußte es wohl der Widerschein des nächtlichen Gestirnes, des künstlichen Lichtes gewesen sein, der sie ihm hatte hell erscheinen lassen ... Und dann merkte er, daß es nicht gut für ihn war, allzulange in diese nahen Mädchenaugen zu sehen, daß eine andere Verwirrung, eine süße und süchtige und gefährlich verzaubernde die der Qual und Beängstigung ablösen wollte, der er sich just in diesen Minuten mühsam genug entrang. Und da kehrte er eilig zu dem ehrlichen Landsknechtsgesicht von Michael Delos zurück, seine Hand schob

mechanisch den Kuchenteller zur Seite, und dann sagte er unter einem tiefen Atemzug und verlegen lächelnd dabei: "Ich fürchte, ich habe mich recht albern benommen, wie?"

Aber Michael Delos, der gute Freund, schüttelte sogleich energisch den weißhaarigen Kopf: "Das haben Sie durchaus nicht, Hannes! Es hat Sie schockiert, hat Sie beinahe umgeworfen, was der Doktor Arnold Ihnen erzählt hat, ich habe das nur zu gut verstanden, mir ist es einmal um keinen Deut besser gegangen, ich habe Ihnen also Zeit gelassen, und nun haben Sie sich ja auch wieder in unsere Welt zurückgefunden!" Und die beiden Männer sahen sich über den Tisch hinweg an, und ihre Augen hielten sich im Gruß unverbrüchlicher Freundschaft.

Aber das schmale Mädchen ihnen zur Seite lehnte sich vor in ihrem Stuhl, legte die nackten Unterarme auf die Tischdecke und verfaltete die Hände, sie ließ ihren dunklen Blick nicht von dem Gesicht des Malers, sie fragte geradezu: "Was war denn nun eigentlich los?"

Hans Froment sah sie an, bestürzt und voller Zweifel. Sollte er mit ihr von diesen Dingen sprechen, sollte er in dieses klare und reine Mädchengesicht hinein von jenen blutigen und abscheulichen Greueln berichten, deren Blutnebel noch immer durch sein aufgeschrecktes Hirn zogen und sein Herz quälend beengten? Konnte er auch nur einen Teil, einen geringen, winzigen Bruchteil von dem wiederholen, was der Doktor Arnold ihm ins Gesicht geschrien hatte? Dann würde dieses reine Mädchengesicht erbleichen müssen, dann würden diese dunklen Augen noch tiefer dunkeln, dann würde es für Christa Delos eine Stunde werden müssen, die ihr die Welt verfinsterte und für Jahre in ihrem Herzen brannte. Nein, er konnte nicht zu ihr sprechen, nicht und niemals von diesen Dingen, und es war ihm wie Rettung und Trost, als er die Stimme ihres Vaters hörte:

"Du hast doch auch den Hund gekannt, mit dem der Doktor Arnold fast ein Jahr herumgelaufen ist, den Peer, den großen, gestromten Doggenrüden, ja? Also, den hat er dem Physiologischen Institut abtreten müssen, und die haben ihm dort heute das Gehirn herausoperiert, und der Doktor Arnold hat das mit angesehen, – er ist davongelaufen, hat im Museum Herrn Froment getroffen

und hat diesem in seiner Wut alles gesagt, was er auszusetzen hat an der Vivisektion. Und das ist gewiß nicht wenig gewesen, jedenfalls hat es unseren Hannes beinahe umgeworfen."

Eine Weile stand das Schweigen über der Kaffeetafel, dann kam die Stimme des Mädchens, kühl und klar und angreiferisch: "Das ist alles?"

Hans Froment wandte den Kopf ab von ihr. Jetzt war in ihm eine leise, aber schmerzlich bohrende Scham, daß er sich derart hatte gehen lassen, daß er sich seiner Erschütterung so widerstandslos hingeeben hatte — natürlich mußte dieses junge und kühle, sehr selbstsichere Mädchen jetzt mit einiger Geringschätzung auf ihn herabsehen. Er hörte es ja aus ihrer Stimme: sie wußte von diesen Dingen, wer weiß, wie lange schon, vielleicht wußte sie sogar mehr als er, wußte alles und war längst damit fertig geworden, denn ihre Stimme klang, wie wenn sie ihn verspotten wollte ... Er sah über die Bäume, über die blank-grüne Heide, er sah gegen das große Wolkenspiel des Himmels, endlich blieb sein Blick haften an den beiden schlafenden grauen Wolfshunden. Ach, wenn er da unten im kurzen Gras neben und zwischen den beiden edlen Tieren hätte liegen und Trost ziehen dürfen aus der warmen Nähe der noblen und guten Kreatur ... Aber dann öffnete er den Mund, fast wider seinen Willen, er sprach — und sprach gegen den Himmel und hinein in das Flüstern des leisen Windes, der sanft an der Loggia vorübersummte:

"Ja, das ist alles, Fräulein Delos. Nicht viel, kaum mehr als ein interessantes Kolleg, das der gute Doktor Arnold mir da ganz privatim gelesen hat. Aber für mich ist es zuviel gewesen, mich hat es umgestoßen. Vielleicht ist es für meine Bilder gut, daß mich die Natur mit einer starken Vorstellungskraft geschlagen hat, im Leben habe ich es durch sie nicht gerade leichter als andere Leute ... Sie können mich natürlich einen Schwächling nennen, meinetwegen auch einen Hysteriker, ganz wie Sie wollen, ich werde das tragen müssen. Aber es war ja nicht dieses allein, es ist allzuviel über mich gekommen in den letzten Tagen, in der Zeit, seit ich wieder in Europa bin. Ich habe nie sonderlich viel gewußt von diesem Europa, ich habe es jetzt erst, nach meiner Heimkehr, und von außen also, sehen gelernt, ich ertrage es nicht, es ist mir, wie wenn es mich morden wolle!"

Er schwieg, und es war, wie wenn er diese Menschen vergessen hätte und in die sommerliche Weite hinaus träumte. Michael Delos warf einen mahnenden Blick auf seine Tochter, aber die erwiderte diesen Blick sogleich, und ihre Augen sahen ihn blank und scharf und kampfbereit an. Aber da sprach Hans Froment schon wieder:

"Ich habe mir in früheren Jahren niemals Gedanken gemacht über diese Welt und die Rolle des Menschen in ihr. Ich habe nur meine Arbeit gesehen und meine große Aufgabe: die Schönheit dieser Welt, die Schönheit der Tiere vor allen Dingen, wiederzugeben in meinen Bildern. Ich habe das große Glück gehabt, die weite Welt durchwandern zu dürfen, lange, gesegnete Jahre hindurch – wie gesegnet diese Jahre gewesen sind, das sehe ich erst heute ein. Heute, da ich in die Stadt eingeschlossen bin und ihr nicht mehr entrinnen kann. Ich habe die Meere erlebt, die fernen Kontinente, die gewaltigen Wälder, die Prärien und Savannen, schwülheiße Dschungeln und den Schneesturm im Lande Ki-wä-din. Ich habe diese Welt gesehen, wo sie wild geblieben ist und also groß und schön und allen meinen Maßen trotzend. Ich habe da draußen gelernt, mich zu neigen vor dieser Welt, deren Gesetze allzu gewaltig sind, als daß ich Mensch sie verstehen könnte, deren Schönheit aber so unendlich ist, in ihrer Fülle wie in ihrer Tiefe, daß ein Mensch allein sie niemals in sich aufnehmen kann, jedoch schon für sein Leben beglückt sein muß, streift ihn auch nur einmal ein einziger Hauch dieser ewigen und unzerstörbaren Schönheit. Und ich bin durch diese wilde Welt auf den Spuren der Tiere gewandert, weil das mein Auftrag als Maler gewesen ist, und weil ich mich nicht wehren kann gegen die Faszination, und auch nicht wehren will, die mir von den Tieren kommt. Es ist nicht allein die Schönheit und unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Formen und Farben, die mich hier fasziniert, es ist auch, daß ich in den Tieren ein Leben spüre, das auf geheimnisvolle Weise dem unseren verwandt ist. Ich habe die großen Tierherden gesehen, und ich bin den großen Einsamen nachgezogen auf ihren abseitigen Wegen: dem Elefanten in Afrika, dem Tiger im Indien, den grauen Bären in den kanadischen Bergen. Wenn ich die Augen schließe, rollt das Leben der Tiere, die ich belauschte, denen ich nahe sein durfte, vor mir ab wie ein farbenbunter, farbenwilder,

niemals enden wollender Film. Ich brauche die Vorwürfe für meine Bilder nicht zu konstruieren, ich brauche nur die Augen zu schließen und kann meine Wahl treffen aus der Überfülle jener Schätze, die ich heimgebracht habe. Und wenn ich die Augen schließe, dann höre ich das Brüllen der Löwen, das im abendlichen Dämmern den Kontinent Afrika durchstößt wie eine eiserne Glocke, dann höre ich das Raunzen des Tigers auf seinen heimlichen Dschungelpfaden, und ich höre die hungernden Wölfe weinen im heulenden Winterwald. Wenn ich die Augen schließe, bricht die Welt vor mir auf, heiß, bunt, wild, groß, tief und gefährlich – und der Mensch wiegt nicht viel in ihr. Man sollte jeden Menschen, der sich göttergleich dünkt, einmal für einen einzigen Tag im kleinen Boot mitten im Ozean aussetzen, einmal für einen Tag allein durch die Wälder des Kongo wandern lassen, einmal für eine Stunde auf einen der Gipfel des Göttergebirges führen und ihm vom Himalaja herab die Welt zeigen – er würde wesentlich bescheidener sein für den Rest seiner Tage. Die Welt ist groß und gewaltig – und groß und gewaltig ist auch die Fülle des Lebens, das uns die Götter gaben. Und ich denke, wir, die wir erkennen, wir hätten die innere Verpflichtung, zu bestehen vor dieser Größe und Gewalt. –

Ich weiß, daß diese Welt nicht gut ist im Sinne des kleinen Bürgers. Vielleicht ist sie für unseren Begriff von Größe viel zu groß. Ich weiß, daß alles Leben sich nährt von anderem Leben, ich habe immer gewußt, daß auch der Mensch nicht leben kann, ohne anderes Leben vernichten zu müssen. Ja, ich habe sogar immer eine Schwäche für die Jäger gehabt, für jene zumindest, die in den Ländern jagen, wo die Jagd noch das geblieben ist, was sie einmal in den Urzeittagen der Menschheit war: der Lebenskampf nämlich. Ich weiß, daß wir Menschen der Stadt nicht mehr alle Jäger sein können, daß wir das Töten unseres Nutztviehs verindustrialisieren mußten, daß uns kein anderer Weg blieb. Es mag schmerzen, das zu sehen und sich damit abfinden zu müssen, daß es nicht zu ändern ist. Es mag auch nicht ohne Scham und Schmerz anzusehen sein, wie man die Tiere hält in den Städten der Menschen, für die sie nicht geboren worden sind. Ich habe vieles gesehen von diesem Unabänderlichen, und es hat mich traurig gemacht.

Dann aber sind Sie gekommen, Michael Delos, und Sie haben mir Dinge gewiesen, die mich erschreckten. Und Martin Kenna ist gekommen und hat mir erzählt, wie man in seiner Industrie aus den. Sterben der Tiere die Erschütterungen eines Kunstwerks zu destillieren versucht. Und dann ist heute der Doktor Arnold gekommen und hat mir erzählt von dem grausigen Sterben – nein, o nein, nicht vom Sterben, von der endlosen blutigen Qual der Tiere in den Laboratorien unserer Wissenschaftler hat er mir erzählt! Und heute dann bin ich zusammengebrochen, denn hier ist nicht mehr Naturgesetz, ist nicht mehr Kampf und Größe, den alten Göttern gleich – hier ist nichts als eine niederträchtig gemeine Gesinnung, hier ist das blutige Handwerk abgefemter Mörder, hier ist der Schmutz unsäglich verpesteter Seelen, Schmutz, den ich erbrechen muß, wenn ich nicht auf elendeste Weise an ihm krepieren will ...

Irgendwie, ich weiß, ich weiß, irgendwie sind mir da draußen die Maßstäbe abhanden gekommen, da draußen in Weite und Wildnis, mit denen der Mensch sich selbst und das andere Leben auf diesem Erdball mißt. Irgendwie sind mir da draußen neue Maßstäbe zugewachsen – und nun wollen sie mir in den Händen zerbrechen, und ich fühle, daß ich, wenn ich sie aufgebe, mich selbst zerstöre. Ich kann in dieser Welt nicht leben, ich kann es nicht, ich will es nicht, es ist nicht zu ertragen, anzusehen, wie der Mensch sich wohlig und wohnlich eingerichtet hat in dem blutigen Sumpf, in dem sein Bett steht. Es ist nicht zu ertragen, wie er sich für unfehlbar hält und doch niedriger steht als jedes Tier. Es ist nicht zu ertragen, ihn von Geist und Güte schwatzen zu hören und sehen zu müssen, wie sein Leben sich erschöpft und nährt aus einer Fülle gemeinster Verbrechen. Ich habe niemals den Menschen verachtet, niemals über ihn zu Gericht gesessen, aber in diesen Tagen habe ich sehen müssen, wie er ist. Sein Gesicht ist eine blutige Werwolfsfratze, und ich will nicht teilhaben an ihr. Wenn der Mensch kein anderes Leben achtet als nur das eigene, wenn er mit Lust oder aus Neugier oder aus der gemeinen Gesinnung des Niedrigen alles schwächere Leben schindet und schändet und es grausam zerstört, dann ist dieser Mensch auch nicht wert, daß man sein Leben sonderlich achtet.

Sie haben mir erzählt vom Krieg, von der Filmindustrie, von der Wissenschaft. Wenn man das alles gehört hat, wenn man weiß, was ich heute wissen muß, dann hat man die Pflicht, sich zu entscheiden, wohin man gehört, zu den gemeinen Mördern oder zu den unschuldig Verfolgten und Gemordeten. Ich gehöre nicht zu Mördern, also gehöre ich nicht zu den Menschen — das ist es, was mich heute zutiefst verstört hat. Denn wenn die höchste und leuchtendste Zinne unserer Kultur, wenn die Wissenschaft derart verderbt, so ganz ohne Gewissen ist, wie man mir das heute bewiesen hat, dann taugt die Menschheit aus dem Grunde nichts. Noch weiß ich nicht, was werden soll mit mir. Wenn es nach den Wünschen meines Herzens ginge, würde ich noch heute aufbrechen, heim zu den Tieren. Eine stille Farm in einer der verschwiegensten Ecken von Afrika und ein Leben auf den Spuren des Elefanten — ich habe oft davon geträumt. Eine Insel, ein Haus unter Palmen in der südlichen See, nahe den bunten Korallengärten auf dem Grunde des Meeres. Ein Blockhaus in den Wäldern Manitous, der Wind singt in den Fichten, das Nordlicht blitzt im Tanz der toten Männer, im Herzen des Waldes blaut ein See, und durch das große Schweigen der Wälder wandern die stillen Tiere — ach, alles wäre gut. was mich nur wegführt von dieser verseuchten, verpesteten, blut- und mordstinkenden Schlachthauswelt, aus dieser Schöpfung Weltstadt, diesem Blutsumpf, in dem wir die Mauern einer Kultur errichten wollen und uns maßlos wundern, daß ihre Quadern immer wieder versinken.

So wünscht es mein Herz. Aber immer wieder streitet sich mein Hirn mit meinem Herzen, und mein Hirn meint, daß mein Herz auf feige Flucht sinnt, es meint, daß ich verpflichtet bin wie alle Wissenden und Erkennenden, auszusagen und für die Schwachen und Hilflosen und Stummen Gerechtigkeit zu fordern. Das ist der große Zwiespalt — und dazu kommt die Lähmung, mit welcher mich der Ekel geschlagen hat. Ihr habt mir die Menschen gezeigt, die Erkennende und Wissende sein sollten wie wir, und ihr habt mir bewiesen daß sie nicht taugen für die Stühle, auf die sie sich gesetzt haben, und daß ich, um meinen Platz zu finden in der Front der Guten und Gerechten, zuerst mich mit diesen kleinen und nicht sonderlich sauberen Leuten katzbalgen soll. Und das

kann ich nicht, nein, ich kann es nicht, ich bin müde und krank am Treiben der Menschen geworden, seitdem ich den Weg zu den Tieren gefunden habe!"

Wieder lag das Schweigen über den Dreien, dann lachte das Mädchen kurz, hart, verächtlich und wegwerfend, und die beiden Männer sahen erschrocken in ihr junges Gesicht. Aber sie erwiderte furchtlos den Blick, und nun leuchteten ihre Augen im Widerschein ihrer Erregung, daß ihr Dunkel wiederum hell erschien:

"Eher werden Sie Gefühl bei den Steinen finden, Herr Froment, als Gerechtigkeit bei den Menschen. Gerechtigkeit liegt ihm nicht, nicht einmal Anstand liegt ihm sonderlich und ganz und gar nicht Einsicht oder Verständnis für fremdes Leben, für fremdes Recht. Ihm gehört die Welt, und um ihn allein dreht sich das Universum. Aber Sie sollen mich verstehen, Herr Froment, ich will es also für Sie in eine Nußschale tun. Sehen Sie, ich habe meine Zeit gehabt, in der ich nicht nur die Biographien sogenannter großer Männer zu Dutzenden, sondern auch historische und heroische Romane serienweise verschlungen habe. Und immer, wenn ich Vater über die Menschen habe wettern hören müssen, dann sind mir gewisse Stellen aus den Büchern in das Gedächtnis zurückgekehrt, um die ich, da sie in allen, aber auch allen Büchern wiederkehrten, diese ganze Art Literatur und schließlich die Belletristik überhaupt zu lesen aufgegeben habe. Immer, wenn ein Mensch in Bedrängnis gerät, in innere oder äußere, das ist ganz gleich, sieht er zu den Sternen auf, und sein Herz erschrickt oder empört sich an ihrer Fühllosigkeit seinem Leiden gegenüber. Oder er steht vor der Größe des Meeres, vor der Gewalt der Berge, er steht den Naturmächten gegenüber und klagt sie an, daß sie nicht teilnehmen an seinem heroischen, seinem tragischen Geschick. Ein Feldherr, der seine Divisionen vor die Kanonen des Gegners schickt, ein Kapitän, der unter Wasser einem Handelsschiff einen Torpedo in den Bauch jagen will, ein Flieger, der seine Bomben in ein Arbeiterquartier absetzt, ein Mann, der eine Frau verführen will, ein Dichter, dem der Verlag sein Manuskript zurückschickt, ein Einbrecher, der mit der Beute flieht — das alles verlangt von der Natur, von Sonne, Mond und Sternen, vom Meer und vom Himmel und von der ganzen

Erde, daß sie den Atem anhalten vor seiner gewaltigen, übermenschlichen Tat, und daß sie schützend alle Arme um ihr geliebtestes Kind breiten, das da drauf und dran ist, den Lauf der Welten zu ändern. Und da er niemals einen solchen Widerhall in der Natur findet, wendet sich der Mensch mit gebührender Verachtung von ihr ab und wartet mit der Stillung seiner Sehnsüchte bis zu der Heimkehr zu den Menschen, in deren Beifall er sein Glück findet. — Im Ernst, Herr Froment: die kopernikanische Lehre wird zwar seit Jahrhunderten an allen Schulen gelehrt, aber der Mensch hat sich in all den Jahrhunderten nicht sonderlich darum gekümmert, und welche Folgerungen er aus ihr zu ziehen hat für sein Leben und für seine Einstellung zum Weltganzen, das ist ihm bis heute noch nicht aufgegangen und wird ihm auch niemals aufgehen.

Denn er selbst — Vater, Herr Froment, ich will euch ein Beispiel erzählen. Vielleicht werdet ihr darüber lachen, vielleicht wird es euch nicht hierher passend erscheinen, aber ich habe es erlebt, und für mich stimmt es schon. — Also ich habe da mal auf irgendeiner Reise bei einer jungen Witwe gewohnt — leider war das direkt gegenüber dem Schlachthof, aber das habe ich zu spät gemerkt. Da zogen also die Rinder und Schafe und Schweine täglich zu Hunderten und Tausenden in ihr Sterben, man hörte sie brüllen und kreischen, man hörte die dumpfen Schläge der Hämmer, mit denen die Tierstirnen zertrümmert wurden, man hörte die Messer klirren, die Äxte hacken — es war schaurig, ich bin bald umgekommen vor Grauen, aber da es nur für drei Tage war, habe ich es durchgehalten, ich wollte es mir auch nicht schenken, versteht mich recht, wir hätscheln uns ja so gern und sehen an den für uns unangenehmen Dingen zumeist virtuos vorüber. Aber da war also die junge Witwe. Sie sprühte vor Lebenslust, und alle ihre Gedanken kreisten um den Mann, den sie sich angeln wollte, sobald sie nur erst die Trauerkleidung ausziehen durfte, um das Kino, um Vergnügungen, um Tanz und Musik. Das heißt: Musik machte sie sich schon jetzt nach Herzenslust — vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht hinein jaulte und schnatterte ihr Radio, der Baß des Opersängers löste den schmalzigen Kaffeehaustenor ab, ein Jazzjüngling die miauende Mikrofonkatze, die Blaskapelle das Streichorchester, die Mandoline das Schifferklavier — es war zum Davonlaufen. Ich in meiner

Einfalt damals glaubte, die Frau rette sich auf diese Weise vor den Geräuschen der Schlachthäuser, denen ja nicht zu entrinnen war in jener Wohnung, ach, ich bin damals noch ein recht idealistisch gesonnenes Kind gewesen: die Frau sah die Schlachthöfe überhaupt nicht, die existierten gar nicht in ihrer Welt, und wenn sie wirklich einmal sehen mußte, wie Schweine ausgeladen, Rinder angetrieben wurden, so blickte sie gleichgültig darüber weg, was interessierten Tiere sie, sie suchte nach einem Mann! Und nur einmal, angesichts eines ganz außerordentlich fetten Schweines kam sie auf den Gedanken, daß dieses Tier wohl einen besonders guten und hohen Schinkenspeck geben müsse. Das ist der Mensch: er, der Gott verflucht, weil der Kosmos nicht teilnimmt an seinen Ekstasen oder an seinen Depressionen, er läßt sich angesichts des Sterbens ungezählter Tiere von seinen Tanzkapellen was vorspielen, vergißt darüber die Sterbenden vollständig und ist höchstens entrüstet, wenn die röhrende Angst der Kreatur ihm den Genuß eines kindischen oder vulgären Schlagers trübt!

Und diesen Menschen wollen Sie zum Anstand, zur Gerechtigkeit nötigen, Herr Froment? Sie werden ihn nicht einmal zum Nachdenken bringen, er wird Sie überhaupt nicht verstehen, wenn Sie zu ihm sprechen! Niemals durchbrechen Sie den Panzer, in dem er steckt, wie ihn kein anderer jemals durchbrochen hat. Ach, wie viele ehrliche und gute Menschen haben ihren Mitmenschen schon unmißverständlich die Meinung gesagt, man hört für eine Weile und mit einem Ohr hin, man lächelt über den Prediger in der Wüste, und dann geht man dem gewohnten Tagewerk nach oder geht in's Kino, alles bleibt, wie es war — alles rinnt ab vom Panzer des Menschen, von seiner Arroganz nämlich, dem unzerstörbaren Stolz aller Einfältigen und Eingebildeten. Auch Sie werden vor dieser Arroganz des Menschen kapitulieren müssen, wie noch alle vor ihr kapituliert haben!

Aber die Menschen werden Sie gar nicht erst zu Wort kommen lassen, Herr Froment! Sie werden schon Ihre ersten anklagenden Worte unter ihrem Schimpf ersticken. Wer sind denn Sie? Ein Mensch sind Sie. Und was wollen Sie? Für die Stummen, die Schwachen, die Hilflosen sprechen, für die Tiere? Sie wollen wirklich für die Tiere gegen den Menschen sprechen? Aber Sie sind doch auch ein Mensch, mit welchem Recht erheben Sie sich da gegen das

geheiligte Menschenbild? Pfui über den, der das eigene Nest beschmutzt — o ja, man wird Sie schon zum Schweigen bringen! Gewiß, mit diesem blödsinnigen, ganz und gar unlogischen Wort vom Vogel, der das eigene Nest beschmutzt, glauben Sie mir. Sie sind ein Mensch, also haben Sie sich zum Menschen zu bekennen, zu allem, zum ganzen Menschlichen, verstehen Sie mich recht — tun Sie das nicht, setzen Sie sich für eine arme Katze ein, die jeder Lausejunge mit einem Steinwurf um das Leben bringen kann, dann steht man gegen Sie auf und tritt vor den Buben, weil da fast jeder schon einmal in seinem Leben einen Stein gegen eine wehrlose Kreatur geschleudert hat, aus Langerweile, zum Spaß, aus Niedertracht — Hans Froment, dann zerlacht man Sie und Ihr ganzes Wollen zu Scherben. Sie werden gar keine Gelegenheit haben zum Sprechen, denn die Menschen schwatzen zwar gern von Idealen und Geist und Ethik und sonst noch was, aber das ist eine ganz unverbindliche Farce, etwa wie ein Handkuß, wirklich innerlich beteiligt ist daran kein Mensch — steht aber einer im Lande auf und verkündet ein Evangelium, das vom Menschen mehr verlangt als schöne, glatte Worte, dann rührt dieser Mensch sich schnell und heftig und bringt den Störenfried mit aller Gründlichkeit zum Schweigen. Nein, Sie ändern den Menschen nicht, auch Sie nicht, Herr Froment!"

Er sah sie an, ja, ihre Augen leuchteten jetzt und schienen hell — dann sagte er, leise und traurig: "Sie sind sehr bitter, Fräulein Delos. Sie denken, fürchte ich, noch geringer vom Menschen als ich. Aber ich kann nicht kapitulieren, jetzt noch nicht, ich muß etwas tun, ich muß handeln, oder ich zerschäme mich vor mir selbst für alle Zeit meines Lebens. Und weil ich selbst so fühle weil ich selbst so erbärmlich leide, seitdem ich weiß, was alles den Tieren in unserer Welt geschehen kann und ihnen geschieht alle Tage — im Krieg, im Film, in den Sälen der Wissenschaft — darum kann ich nicht glauben, daß die Menschen, meine Brüder, fühllos bleiben sollen, wenn ich zu ihnen von meinem Wissen spreche. Wüßte ich nur erst den Weg, den ich dabei zu gehen habe!"

"Welchen Weg Sie auch gehen, Sie werden sich auf ihm verlaufen und werden schließlich im Weglosen stehen und werden weinen wie ein Kind im finsternen Wald!" Schmal, behend, eine zur Attacke reitende Amazone, warf sich

das Mädchen Christa in ihrem Stuhl herum, brennend in wacher Klugheit lagen ihre Augen auf seinem Gesicht, dunkle Augen im hellen Glanz. "Und wenn Sie es so anfangen, wie Sie es eben andeuteten, dann wird man Sie mit allem Recht verlachen. Film, Krieg, Vivisektion — das ist was Rechtes! Andere Sorgen haben Sie nicht, nein?"

Michael Delos langte sich seine Pfeife, und während er sie stopfte, ohne auf die mechanische Tätigkeit seiner Hände zu sehen, blickte er mit gerunzelter Stirn zu seiner Tochter hinüber. Hans Froment lehnte sich auf: "Nein, ich habe keine anderen Sorgen! Was ich habe hören müssen, was man mir bewiesen hat — —"

"Das ist nichts, gar nichts!" wischte das Mädchen Christa seine Rede aus der Welt. "Sie sehen ein paar blanke Löcher im meilenweiten, grundlosen Sumpf. Wollen Sie diese Löcher mit einer Kaffeetasse ausschöpfen? Sie werden nicht einmal herankommen an sie, Sie werden schon auf diesem Weg im Morast versaufen, versacken, Herr Froment, tiefer und tiefer, die Jauche wird Ihnen schließlich in den Mund schlagen, wird Sie zum Schweigen bringen und wird Sie ersticken. Und Sie werden es noch bitterlich bereuen, daß Sie jemals in Ihrem Leben diesen Mund zu anderen Zwecken geöffnet haben als zum Essen und Trinken und Ihre Zigaretten zu rauchen, meinetwegen. — Sie sehen die Dinge, wie ein Kind sie sieht, Martin Kenna hat schon davon zu Ihnen gesprochen — ein Jammer bleibt es, daß Sie sich mit dem Mann nicht haben verständigen können! — aber Sie haben darüber hin und weg gehört. Jetzt will ich es Ihnen noch einmal sagen, aber so, daß Sie es verstehen können!" Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, ihre seidenen Ärmel flatterten auf die Armlehnen des Sessels, schmal und schön schien sie bequem auszuruhen, aber sie war gestrafft wie ein Bogen, der seinen Pfeil versenden will. "Sie sind doch schon geritten, Herr Froment?" fragte sie knapp.

Er blickte erstaunt: "Ja, natürlich, drüben in Indien, mit Sarbatti, dem Jäger."

"Mit oder ohne Kandare?" fragte sie wiederum.

"Ich weiß nicht recht!" zauderte er. "Sarbatti brauchte die Kandare nicht. Aber ich glaube, einmal, ja, bei dem Rappen, damals hat er darauf bestanden,

daß diesem die Kandare angelegt werde. Aber ich habe sie nicht gebraucht!" strahlte er auf. "Der Hengst war klug und willig."

"Haben Sie sich die Kandare wenigstens einmal angesehen?" inquirierte sie ihn ungerührt weiter.

"Nein!" gab er ehrlich zu. "Mich interessiert Technisches nicht sonderlich!"

"Bemerkenswerter Standpunkt!" höhnte sie. "Einfach wundervoll ausgedrückt. Technisches interessiert den hohen Herrn nicht! Ich will Ihnen jetzt aber einen technischen Vorschlag machen, hören Sie einmal gut zu: wir gehen heute oder morgen in den Tattersall hinüber, ich lege Ihnen dort eine Kandare an, nein, nicht in den Mund, keine Angst, da paßt sie leider nicht hinein, auf das nackte Schienbein, das wird Ihnen schon genügen und ist ein ausgezeichnetes Experiment. Ich hake dann die Kinnkette kurz ein, und dann werde ich zwei-, dreimal kurz und scharf an den Riemen reißen, wie man das so tut, wenn man ein scheuendes Pferd in seine Gewalt bringen will. Sie werden glauben, daß ich Ihnen die Knochen zerbreche und werden mindestens acht Tage lang das Bein recht vorsichtig auf die Erde stellen. Und dann übertragen Sie sich einmal mit Ihrer künstlerischen Vorstellungskraft diese Wirkung auf den Gaumen, auf die Kiefer eines Tieres, und denken Sie scharf daran, daß Sie sich für Technisches nicht sonderlich interessieren — da haben Sie sich selbst und den Menschen, dem sie etwas von der Vivisektion erzählen wollen!"

Sie sah seinen betroffenen Blick, das Lächeln vager Verlegenheit, das um seine Mundwinkel kroch, sie brauste auf: "Lachen Sie nur getrost, lachen Sie und zeigen Sie mir damit, daß Sie um nichts gescheiter, um nichts einsichtiger sind als die anderen Menschen, mit denen Sie in ein strenges Gericht gehen wollen. Der Mensch braucht die Kandare zum Reiten, natürlich, das weiß ich ebensogut wie Sie, das heißt, ich weiß es besser: er braucht ein Instrument, das seiner Unsicherheit Halt gibt, mit dem er augenblicks dem Tier, das ihn trägt, einen fürchterlichen, einen knochenbrechenden Schmerz zufügen kann. Er braucht dieses Instrument, um sich sicher zu fühlen im Sattel, im Sattel des Kameraden Pferd, nicht wahr, braucht es für die enge seelische Verbundenheit zwischen Pferd und Reiter, von der man so gern schwatzt, die Herrschaften mit

der Kandare am lautesten. Das Tier ist ja nun mal stärker als der Mensch, wenn es einmal rebellierte oder ausbrechen wollte, dann müßte er, der Herr des Pferdes, die Krone der Schöpfung, vielleicht gar aus dem Sattel, so etwas geht natürlich gegen sein Ehrgefühl, und anstatt richtig reiten zu lernen und sich wirklich mit dem Tier zu verstehen, hängt er ihm lieber ein mittelalterliches Folterinstrument zwischen die Zähne, und alle Welt findet das in bester Ordnung — ach, Sie edler Ritter, der jetzt für das Recht der Tiere ins Feld ziehen möchte! Denken Sie doch lieber erst einmal darüber nach, welche niedrige Gesinnung sich darin beweist, einem guten Tier, das freiwillig sein Bestes gibt, eine solch mörderisch wirkende Sicherung aufzuzwingen, Feigheit, Talentlosigkeit, echt menschliches Mißtrauen — alles, was Sie wollen! Aber wenn Sie mit Ihrem Denken zu keinem Resultat kommen sollten, dann fragen Sie doch einmal die Baronin, ja, die kleine Jossy, die hat profunde Kenntnisse von Pferden, Reitern und Kandaren, die kann Ihnen einiges erzählen, bitten Sie sie doch einmal darum!"

Hans Froments Gesicht rötete sich dunkel unter diesem offenen wilden Hohn, Michael Delos versteckte ein heimliches Lächeln unter seinem Schnauzbart, aber seine Augen sahen scharf und sehr ernst und mit einem sonderlich betroffenen Ausdruck auf seine Tochter. Die lehnte nach wie vor lässig in ihrem Sessel, aber schon holte sie zu neuem Angriff aus: "Übrigens kann ein Reiter, dem danach ist, auch mit der Kettentrense dem Pferd die Zunge zersäbeln, daß es nie wieder seines Lebens froh wird, weil die Zunge dann ewig ein zerschnittener Lappen bleibt. —

Aber nehmen wir doch gleich mal das Gegenstück zum Pferd: haben Sie schon einmal auch nur fünf Minuten lang über den Ring nachgedacht, den man dem Bullen durch die Nase zu ziehen pflegt? Ich weiß, ich weiß, so ein Bulle ist ein Tier von ungeheurer Kraft, völlig unberechenbar dazu, man muß sich eine Handhabe schaffen, ihn bändigen zu können. Und dazu ist dem klugen Menschen natürlich das brutalste, das niederträchtigste, das gemeinste Mittel gerade recht: der Ring durch die Nase. Sie ist ganz gewiß der empfindlichste Körperteil des Tieres, für das ja die Nase sehr viel mehr bedeutet als für einen Menschen, bei dem sie ja schon langsam ihre Funktionen einzustellen pflegt, in

ihr endigen viele der feinsten Nerven, und die Schmerzempfindlichkeit hängt bekanntlich von Zahl und Stärke der Nerven ab, nicht wahr? Und hier also zwingt man den Ring hindurch und klinkt ihn in eine Kette, und ein Kind kann nun das gewaltige, das gefährliche Tier dirigieren nach seinem Willen. Praktisch, einfach und höchst wirksam — homo sapiens bildet sich mit allem Recht einiges auf sein gutes Köpfchen ein —, wie dem Tier dabei zumute ist, das steht freilich auf einem anderen Blatt. Denn ich kann Ihnen das leider nicht exemplifizieren wie mit einer Kandare, selbst wenn Sie sich einen Ring durch die Nase ziehen lassen wollten, wäre es nicht dasselbe. Aber nun achten Sie einmal auf dieses: wie schnell ein solches Tier die Wirkung dieses Ringes begriffen hat und sich ihr unterordnet, wie willig und schnell es dem leisesten Zuge folgt — sicherlich nicht aus demütiger Unterordnung unter den Menschen, sondern um sich selbst Schmerzen zu ersparen, und achten Sie darauf, wie ungeschickt oder übermütig der Mensch mit Ring und Kette umgeht, wie er seine Freude daran hat, das mächtige und nun doch ganz hilflos in seine Hand gegebene Tier zu quälen und ihm Schmerzen zu bereiten nach seiner Lust und zu seinem Wohlgefallen! — Sie wollen sich über die Vivisektion erregen? Sie haben ja keine Ahnung, nicht von den Tieren, nicht von den Menschen — denken Sie doch nur einmal an eine solche Kleinigkeit, wie es die gestutzten Pferdeschwänze sind, die es dem Tier unmöglich machen, sich der Fliegen zu erwehren, dabei will ich nicht einmal von den kupierten Schwanzwurzeln sprechen, nur von den langen Haaren des Schweifes, der den Tieren gegeben ist, und den der Mensch verschneidet, weil er das für schöner anzusehen hält!"

Sie lehnte in ihrem Stuhl, schmal, schlank und schön, ihr Gesicht war höhnisch und wild, ihre Augen dunkelten und sahen unverwandt gegen Hans Froment, über dessen Gesicht Röte und Blässe wechselnd zogen: "Der Mensch ist das gedankenloseste Tier auf dieser Welt, und weil er gedankenlos ist, ist er gefühllos, ist das ganz und gar gegen das Tier — warum erregen Sie sich über Einzelfälle, in denen diese Gedankenlosigkeit als nackte Grausamkeit auch dem Blindesten offenkundig wird? Krieg, Industrie, die Messer der Chirurgen —

denken Sie besser erst einmal darüber nach, was ein Hund empfinden muß, den man an die Kette legt, und der an ihr sein Leben verbringen muß, Tag um Tag, Nacht um Nacht, Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr — ein ganzes langes fünfzehnjähriges Hundeleben! Ein Tier, das zu Lauf und Hetze, das zur Bewegung geboren ist und zu nichts anderem! Fahren Sie doch einmal hinaus in die anderen Vororte, in die Arbeiterquartiere, an die die kleinen Gärten grenzen, da liegt fast bei jeder Hütte, bei jeder Laube ein Hund und hat die alten Bretter und das armselige Gerät zu bewachen. Haben Sie auch nur ein einziges Mal über den Unsinn nachgedacht, der darin liegt, daß man einen Hund, der wachen und menschliches Eigentum schützen soll, an die Kette legt? Wie denn soll er, der Gefesselte, eigentlich seine Pflicht wahrnehmen? Durch Bellen etwa? Aber die Hunde dort draußen bellen Tag und Nacht, und kein Mensch hebt deswegen nur den Blick! Fahren Sie einmal im Winter dort hinaus, dann sind jene Hunde ganz sich selbst überlassen, und diejenigen von ihnen, die ihr gutes Herrchen alle drei Tage mal besucht mit einem Napf wässrigen Fressens, das sind die Aristokraten unter ihnen! Die anderen dürfen mitunter wochenlang hungern und noch länger, wenn das Wetter schlecht ist, wenn das gute Herrchen lieber in der warmen Stube bleibt, als nach dem blöden Vieh zu sehen, dem unnützen Fresser! Ja, natürlich unnütz, die ganze Qual und Quälerei ist ohne jeden Nutzen: wer einbrechen will, kann den kleinen Kreis, den der Hund an seiner Kette beherrscht, leicht vermeiden, und durch das bißchen Gebell wird sich ein alter Gauner nicht stören lassen, aber wenn es ihn tatsächlich einmal stören sollte — nun, der Hund ist ja angekettet, ist ja wehrlos, man braucht ihm nur mit dem Knüppel über die Nase zu schlagen, dann hält er schon das Maul! Der Mensch, der sich niemals an einen freilaufenden starken Hund heranwagen würde, ist ein Held dem angebundenen gegenüber! Die ganze Geschichte ist also völlig sinnlos, ohne jeden wirklichen Nutzen, sie ist nur möglich durch die absolute Denkfähigkeit des Menschen — aber es gibt Hunderttausende von Kettenhunden in der Welt! Hunderttausend Hunde, Herr Froment, die verrotten und verkommen müssen, hunderttausend Hunde, die fast alle bereits in der Mitte ihres Lebens so gut wie wahnsinnig sind, die ihre Jahre verbringen müssen wie Irre in ihrer Zelle, wie angeschlossene gemeine

Mörder – nur darum, weil der Mensch zu faul oder einfach unfähig ist, eine sehr simple Situation logisch zu durchdenken, zu erkennen, daß nur der gutgehaltene und freilaufende Hund ein wirklich wirksamer Schutz ist, der angekettete aber nichts als hilflos und eine alberne, empörend dumme Narretei!

Wollen wir nun aber mal zu denken anfangen, Herr Froment, wir, die wir hier zu Gericht sitzen über die Menschen und uns klüger dünken, als sie es sind? Wenn wir ehrlich sind: wir wissen nicht viel von den Tieren, aber gerade dann, wenn wir uns dieses eingestehen, dann erschauern wir bis ins tiefste Herz vor seinem Los unter der Hand des Menschen. Da ist dieser Mensch und ist der Herr dieser Erde, und wenn er sich tatsächlich zum Tier neigt, dann tut er das mit wohlwollender, gönnerhafter Herablassung: sieh mal einer an, was ich doch für ein feiner Mann bin, ich könnte dich prügeln, ich könnte dir die Rippen eintreten, dir den Hals umdrehen oder mit dem Knüppel über die Nase schlagen, mit dem Hammer vor die Stirn oder mit der Axt ins Genick, du bist ja nur ein kleiner Dreck gegen mich – aber ich tue nichts von alledem, ich streichle dich, obwohl du auf vier Füßen läufst und nicht auf zwei, wie sich das gehört, obwohl du nicht sprechen kannst und nicht lesen und nicht schreiben und noch nicht einmal das kleine Einmaleins, du unvernünftige Kreatur, obwohl du entsetzlich dämlich sein muß, weil du vieles tust, was mir ganz und gar unverständlich bleibt – aber ich bin ja gar nicht so, ich lasse dich gelten, solange du mir nicht lästig fällst; so für eine leere Minute vielleicht, mit der ich nichts Besseres anfangen kann, bin ich nett zu dir und streichle dich. Fällst du mir aber lästig, dann – nun, dann kastriert er beispielsweise den Kater, der gern nachts herumstreicht, wenn der Mensch seinen gesunden Schlaf haben will, der vielleicht einmal in den Gärten singt, wenn der Mensch gerade mal nicht sein Radio brüllen läßt.

Wir wissen wenig vom Tier, vom Menschen wissen wir zwar auch nicht viel mehr, aber wir schwätzen doch über ihn, sechstausend Jahre nun schon von allen Kanzeln, von allen Bühnen, in allen Büchern. Nun stellen Sie sich einmal diesen Stoff vor für einen Psychologen, einen Psychoanalytiker, für Symbolisten, Romantiker oder Naturalisten, stellen Sie sich nur einmal die Volumen der Bücher vor, wenn ein Dichter einen solchen Stoff aufgreifen

würde, daß etwa, sagen wir mal, ein eifersüchtiger Ehemann den Don Juan oder den Casanova auf frischer Tat ertappte und zur Rache kastrierte. Welch ein Stoff, Welch eine Fülle von Möglichkeiten, sich in das seelische Leben und Leiden der geschändeten Heroen aller Backfischträume einzubohren, die entsetzlichen Qualen seiner zerstörten Männlichkeit zu schildern, die Erregungen, die ihn beim Anblick einer alten Geliebten oder einer fremden Frau überfallen, die Unmöglichkeit, das zu tun, wonach sein Herz sich verzehrt – ungezählte Bücher, ach, was sage ich: Bibliotheken wären von einem einzigen solchen Stoff zu erwarten, wenn Geschichte oder Sage oder Überlieferung ihn den Schreibenden präsentiert hätte. – Ein Wallach aber, ein kastrierter Kater, ein Kapaun, ist das mehr als ein Grund zum amüsierten Lächeln? Aber wissen wir, Herr Froment, ob in einem Pferd, das zum Hengst geboren worden ist, nicht Gefühle und Triebe am Leben bleiben, an denen es langsam verblödet, wenn es nicht an ihren Unerlöstheiten verstumpft, auch, oder gerade weil man es verschnitten hat? Wird es so einfach und selbstverständlich sein für den Kater, der es gewohnt war, frei und wild nach dem Willen seines Herzens zu leben, sich nun verfetten zu lassen in warmen und weichen Sofaecken nach seiner Kastration – wird die gebrochene Kraft nicht weiter in ihm leben und ihn quälen und quälen? Wir wissen nichts davon, kein Mensch noch hat jemals dieses Problem gesehen, hat nachgedacht darüber, hat gar davon geschrieben – das kastrierte Tier steht uns noch niedriger als das normale!"

Sie unterbrach sich und sah ihren Vater an, der mit dick gerunzelter Stirn in seinem Stuhl saß und betreten ihre wilde Rede anhörte. Sie lächelte ihn an im zähneweisenden Trotz: sie war seine Tochter, warum sollte sie nicht auch von diesen Dingen sprechen? Ein kastriertes Tier war doch nun mal ein geschändetes, ein verstümmeltes Tier, es konnte doch nicht so einfach ... Wenn nun bloß nicht der Vater ihr über den Mund fuhr und sagte, daß sie von diesen Dingen nichts verstehe und nichts verstehen könne! Sie verstand nichts davon – aber vielleicht war es gerade darum wichtiger noch als alles andere, von dem man sprechen konnte alle Tage? Dann aber hielt sie es für klüger, die

gefährliche Bahn zu verlassen und wandte sich wieder dem Maler zu, der sie mit großen und erschrockenen Augen anstarrte:

"Haben Sie schon einmal die Gänse und Enten gesehen, wenn zu der Zeit des großen Zuges die freien Vögel in Keilen oder Schwärmen oder Heeren über ihre Bauernhöfe brausen, vom Norden gegen Süden, aus dem Süden gegen Norden? Wenn aus den Höhen der freien Himmel der Ruf ihrer wilden Brüder glockt, die auf der großen Wanderung sind? Das ist ein Lärmen und Kreischen und Schnattern, Herr Froment, ein gehetztes Laufen, ein verzweifertes Flügelschlagen — diese Tiere, seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden lebend unter der Hand des Menschen und maßlos verdummend unter ihr, sie wissen noch sehr gut um das uralte Erbe, sie verstehen den Ruf ihrer freien Brüder und antworten ihm — wer aber in der Welt des Menschen hätte den Mut, sich zum seelischen Leid einer Gans, einer Ente zu bekennen? Keiner hat diesen Mut, keiner nennt die Dinge beim richtigen Namen, jeder hat Furcht vor der tötenden Lächerlichkeit, mit der jeder geschlagen wird, der Dinge anzugreifen wagt, die seit Jahrhunderten tagtäglich überall geschehen. Weil sie seit Jahrhunderten geschehen, geschehen sie weiter — heute und bis in alle Ewigkeit!"

Sie schwieg, und nun träumte ihr dunkler Blick gegen die schimmernd weißen Wolken auf, die stumm über die blaue Seide des Himmelsmeeres segelten. Langsam dann, stockend und nach Worten suchend mitunter, fuhr sie fort: "Der Mensch kann nicht leben, ohne von anderen Wesen den Zoll ihres Lebens fordern zu müssen. Aber es ist ein Ding, zu töten, und es ist ein ganz anderes Ding, zu quälen. Eine Kugel, ja, selbst das blanke Beil ist eine ehrliche Sache — aber der Sporn schon und die Kandare, Stachel und Peitsche und Nasenring, das sind niederträchtige, das sind menschliche Gemeinheiten. Aber wir brauchen nicht zu den Reitern zu gehen und nicht in die Ställe der Züchter und nicht zu den Verschneidern — wir können im Haus des braven Bürgers bleiben, wir brauchen nur einmal aufzustehen vom Tisch der freundlichen Hausfrau, die uns üppig bewirtet und ihren Stolz darin findet, eine gute Köchin zu sein, und in ihre Küche zu gehen.

Ehret die Frauen — Herr Froment, haben Sie schon einmal gesehen, wie man Gänse mästet? Am besten steckt man sie in Säcke und hängt sie an der Wand auf, da machen sie keine unnützen Bewegungen und verlieren solcherart keins von den kostbaren Grammen, die ihnen der Mensch für sein teures Geld annudelt. Und man formt Teigrollen und sperrt den Vögeln den Schnabel auf und schiebt ihnen mit dem Stiel eines Holzlöffels oder eines Quirls diese Nahrung, gegen die sich das unvernünftige Vieh zumeist zu wehren versucht, so tief in den Hals, daß sie sie schlucken müssen, ich weiß nicht, wie viele Male am Tage, wie viele Tage im Jahr. Das gibt dann ein ganz besonders gutes Fleisch, eine überaus wohlschmeckende Leber — die freundliche Hausfrau hat ihre Freude daran, wenn ein gern gesehener Gast so etwas loben kann an ihrer Tafel. Der Vogel, die Gans, ihre Gefühle, ihre Leiden, ihre Qual, die Schmerzen ihrer kranken Leber — aber gehen Sie doch, Bester, wer macht sich denn Gedanken über so etwas, die Gans ist doch dazu da, daß wir sie essen, und wenn man was 'rauskitzeln will aus so einem faden weißen Fleisch, dann muß man halt ein bisserl nachhelfen, gelt?

Sind Sie schon einmal über einen Fischmarkt gegangen? Nein? Sie sollten das wirklich einmal tun — es ist so rührend, die Sorge der Frauen zu beobachten, die ihren Lieben daheim auch wirklich ganz frische, springlebendige Fische servieren wollen. Da werden dann die Fische aus ihren Behältern gehoben, werden gewogen und wandern dann in die Netze der Einkaufenden, und die schlendern dann mit dem Zappelnden, Sich-Werfenden davon, Sie wissen, Herr Froment, der Fisch erstickt nicht, er erleidet eine Art von innerem Verbrennungstod, und wenn die Frauen den Markt besichtigt haben, ihr Schwätzchen gehalten hier und dort, noch in dieses oder jenes Geschäft hineingesehen haben und endlich wieder daheim sind, dann ist der gute Fisch schließlich auch gerade tot, und man kann an die Arbeit gehen. Denn wenn er sich auf dem Küchentisch noch bewegt, sich schlägt und wirft, nein, das hat man nicht gern, solche Plage hat man schon genug mit den Aalen, die ja so unglaublich zählebig sind, mit denen es schon ein Stück Arbeit oder eine regelrechte Kunst ist, ihnen bei lebendigem Leib die Haut abzuziehen, und die dann immer noch eine gute Weile brauchen, ehe sie sich im Salz totgelaufen

haben. Dagegen ist es mit den Hummern viel weniger umständlich, man kauft sie mit gebundenen Scheren vom Eis, auf dem sie liegen und aus den Maulspalten schäumen, und dann bewegen sie sich zwar noch eine gute Zeit in dem aufkochenden Wasser, in das man sie gibt — aber dafür ist Hummer auch etwas ganz Delikates, nicht wahr, und jeder gebildete Mensch weiß ja schließlich, daß es sich hier um niedere Tiere mit kaum sonderlich ausgeprägtem Nervensystem handelt, die also kaum die Schmerzen so fühlen können wie wir, und schließlich kann man ja den Deckel auf den Topf legen, nicht wahr? Ja, wenn man uns vom Eis in das aufkochende Wasser, also nein, das wäre natürlich barbarisch, sowas hat das Mittelalter mit seinen Hexen gemacht, grauslich, nur daran zu denken...

Das hat man mir mal in einer Hotelküche auseinandergesetzt, in die ich geraten war. Aber in ihr wurden nicht nur Hummern zubereitet, da türmten sich auf den Fliesen Berge von lebenden Schildkröten, und alles, was abkömmlich war, die Küchenjungen, die Aufwaschfrauen, die Tellerspülerinnen, Hausknechte und Pagen, alles wurde mit Messern bewaffnet und hatte den Auftrag, die Tiere zu töten und aus ihren Schalen zu lösen. Es war gar nicht so leicht, ihnen den Hals durchzuschneiden, denn die unvernünftigen Tiere zogen ihn immer wieder in ihren Panzer zurück, und beim Kopf mochte keiner recht anfassen, man wußte doch nicht recht, ob und wie Schildkröten beißen können, und so schnitten und metzgerten die ungeübten, rohen Hände in den Tieren herum und holten sie erst einmal aus ihren Schalen heraus und machten dann erst ihrem Gezappel ein Ende, so gut es gehen wollte. Und die Weibsen kicherten und kreischten, die Männer grinsten animiert und machten gemeine Witze über die nackten, grotesken Krötenleiber, und die Jungens grölten vor Begeisterung an diesem Mordgeschäft — ich habe seit jenem Tage bis heute noch nicht wieder eine einzige Tasse Schildkrötensuppe zu mir genommen.

Und Sie — nein, Sie sollten sich nicht von den Eskapaden bildwütiger Filmmenschen erzählen lassen, nicht von verwilderten Wissenschaftlern — Sie interessierten sich besser erst einmal für die Fettherzen der Mastschweine und der körperlichen und seelischen Bedrängungen, die aus ihnen für die Tiere

erstehen. Oder wie wäre es mit den Ohrenkrankheiten, mit denen merkwürdigerweise alle jene Hunderassen gesegnet sind, denen der Mensch die Ohren verschneidet, weil sie dann besser seinem Schönheitssinn gefallen? Und bevor sie sich über die Vivisektoren und ihre grausige Apparatur erregen, sollten Sie doch einmal einem Sonntagsangler auf die Finger sehen! Das haben Sie noch nie getan? Tun Sie es, tun Sie es bald, es lohnt sich für Sie! Ich habe einmal eine ganze Stunde lang hinter einem gestanden, draußen am See hinter dem Wald. Er saß dort auf einem Steg, der ins Wasser führte, zwei Zentner schwer hockte er da auf dem Feldstühlchen, hatte den Rock abgelegt, den Kragen, saß in Hemdsärmeln und Hosenträgern, den Strohhut auf der feisten Glatze, unter der sich die Speckwülste wölbten, er hatte drei Angeln ausgelegt, eine nach rechts, eine nach links, eine geradeaus. Er kaute an einem kalten Zigarrenstummel, und der ganze Kerl roch nach kaltem Tabak – und er fing einen Fisch nach dem anderen. Er verstand sein Handwerk, wußte die Angeln auszulegen, wußte sie auch mit elegantem Schwung einzuziehen, so daß der zappelnde Fisch immer in seinem Schoß landete. Was er weniger verstand, war, die Fische von dem Angelhaken zu lösen. Er zerquetschte sie dabei fast zwischen seinen Würstelfingern, und zumeist hob er die Fische nicht aus den Haken, sondern riß mit diesem einfach Gaumen und Kiefer durch und warf dann den Fisch hinter sich in den Fischeimer. Es war nicht schön anzusehen, wirklich nicht, Herr Froment, und ich war damals gerade erst fünfzehn Jahre alt geworden. Ich sah ihm zu, eine Stunde lang, ich sagte es schon, er hat überhaupt nichts von meiner Anwesenheit gemerkt, so vertieft war er in seine Angelei. Und schließlich bin ich dann einige Schritte zurückgetreten, und mit einem kleinen Anlauf habe ich ihn dann auch glücklich in das Wasser hineinbefördert. Er kam gleich wieder hoch und schnaubte wie ein Walroß, da habe ich ihm die Fische aus seinem Eimer über den Kopf geschüttet und bin davongelaufen. Aber im Laufen habe ich geheult vor Wut und Verzweiflung: ach, das war nur ein einziger Angler, und an diesem schönen Tag waren gewiß tausende an ihrem Werk – ich konnte doch nicht alle Angler ins Wasser werfen!

Auch die Jäger — ja, du lieber Himmel, so überwältigend nobel ist das Waidwerk nun auch wieder nicht. Herr Froment — auch von den Jägern halten nur wenige Stich, wenn man einmal danach forscht, wie sie, die alle wahre Naturverbundenheit gepachtet haben, den Schöpfer im Geschöpfe ehren. Ich habe mal einen alten Förster weinen sehen, ja, richtig weinen, die blanken Tränen liefen ihm nur so in den grauen Bart, ein staatlicher, ein königlicher Förster. Zwei Tage zuvor hatte sein König Jagd gehalten im Revier, jetzt war der Alte immer noch nicht mit der Nachsuche zu Ende, da waren immer noch Tiere in den Dickungen und schlepten sich krank dahin: mit zerschossenem Lauf, mit zerschmettertem Kiefer, mit heraushängenden Eingeweiden ... Und wenn Sie einmal nach einer Hasenjagd das Revier kontrollieren, über welches das Treiben dahingegangen ist, dann können Sie das ganze Elend mit eigenen Augen sehen, genug, daß Ihnen für den Rest Ihres Lebens jeglicher Respekt vor sämtlichen Jägern vergeht. Wie sie da herumhumpeln, die halb oder ganz zu Schanden Geschossenen, wie sie manchmal nur noch kriechen können, wie sie sich vernichtet in blutige Gruben ducken, auf den Fuchs wartend, der sich zur Nacht schon einstellen wird, oder, wenn der Fuchs nicht zu ihnen kommt, weil man ihn als üblen, die Hasen dezimierenden Schädling längst ausgerottet hat im Revier, oder weil er soviel andere Beute findet nach der großen Jagd, oder, wenn der Fuchs also nicht kommt, auf die Krähen am anderen Morgen. Sehen Sie sich das einmal an, Herr Froment, und erzählen Sie dann alles, was Sie gesehen haben, einem Jäger, es ist sehr interessant zu sehen, wie er reagiert, wie er schimpft und flucht: nicht auf die Schlumpschützen, beileibe nicht, das ist nun mal nicht anders auf den Treibjagden, zu denen man ja Krethi und Plethi einzuladen pflegt, nein, auf Fuchs und Krähen schimpft er, die das zu fressen wagen, was der Mensch für sich bestimmt hat. So gedankenlos ist der Mensch, er erahnt nicht einmal das Unheil, das er über die Tiere bringt, er verflucht die Samariter, von denen die Leidenden erlöst werden!"

Und wieder war das Schweigen — Hans Froment sah gequält über den Wald, den die sinkende Sonne anleuchtete, daß seine Blätter und Nadeln metallisch erglänzten, während die weißen Wolken über ihm im zarten

Widerschein der untergehenden Sonne erglüheten. Michael Delos verbarg sein Gesicht hinter den dicken blauen Wolken, die er aus seiner Tabakspfeife lockte, das Mädchen Christa hob einmal beide Hände von den Armlehnen ihres Stuhles und ließ sie gleich wieder zurückfallen:

"Ach, wohin Sie auch sehen, auf Schritt und Tritt in unserer Menschenwelt treffen Sie auf den Unverstand, auf die Gedankenlosigkeit des Menschen, auf seine unsägliche, niemals in Wort und Rede auszudrückende Dummheit. Die Eule, die der Bauer an sein Scheunentor nagelt, um diese Scheune vor Blitzschlag zu schützen, die sehen Sie und können sich erbofen daran. Aber jeder Mühlenbesitzer dort draußen, der nur ein bißchen auf sich hält und auf die Tradition, die ihm von seinen Vätern überkommen ist, wird zumindest einmal im Jahre dem Stromgott ein Opfer bringen: er bindet einer Ente die Beine und die Flügel zusammen und wirft sie in das Wasser, in dem sie versinkt. Und eine dreifarbige Katze, in das Feuer geworfen, löscht jeden Brand, und Kutscher und Pferd sind vor allen Krankheiten und vor jeder Not geschützt, hängt ein Dachsfell am Kummet — und dieses Dachsfell besorgt man sich natürlich selbst, einmal ist das billiger, zum anderen ist sein Zauber weit wirksamer. Und Sie werden keinen Bauern und keinen Gärtner finden, der nicht unbelehrbar der Meinung ist, daß der Maulwurf ihm die Wurzeln seiner Pflanzen anfrißt, keinen Fischer, der nicht im Biber einen unerträglichen Konkurrenten sieht und den bunten kleinen Eisvogel haßt der paar Fischlein wegen, die der sich aus dem Fischwasser holt oder stiehlt, wie es in diesem Falle heißen muß, denn das Wasser gehört natürlich mit seinem gesamten Inhalt dem, der dafür die Fischpacht bezahlt. Sie werden — ach, Herr Froment, Sie werden niemals den Menschen verstehen, wenn Sie, wie wir drei hier an unserem Tisch, zu tief in die Augen der Tiere gesehen haben, wenn Sie das fremde und uns doch so nahe Leben begreifen mußten, sich ihm nun für immer verwandt fühlen, verbunden der Seele, die in allen Geschöpfen Gottes lebt, wenn auch mit unterschiedlicher Kraft und Helligkeit — und sehen müssen dabei, wie der Mensch über diese Erde stampft: ein rohes, dummes, nervenloses, gedankenschwaches Untier und Scheusal ...

Und Sie haben, denke ich, recht lange dazu gebraucht, Herr Froment, endlich das Gesicht des Menschen zu sehen, das gleichgültig grinsend über den Leiden der Tiere steht. Sie hätten das schon früher tun können, tun müssen, sehr viel früher, denke ich, Sie haben doch im Zoologischen Garten angefangen zu zeichnen und zu malen – haben Sie sich dort vor den Tieren niemals Gedanken über die Menschen gemacht?"

Er wandte mit raschem Ruck sein Gesicht dem Mädchen zu. "Nein!" sagte er hastig. "Ich habe die Tiere dort gesehen, nur die Tiere!"

"Die Tiere, die gefangen sind, die man aus ihrer Heimat entführt und in ein Leben gezwungen hat, das sie niemals begreifen können, das kein Leben sein kann für sie!" Das Mädchen Christa sprach langsam und schwer. "Sie sind nicht besser und nicht gescheiter gewesen als alle die anderen Menschen, Herr Froment. Sie haben sich auch im Zoo keine Gedanken gemacht. Und ich habe immer geglaubt, daß Sie alles gewußt haben!"

"Ich habe nichts gewußt und weiß noch heute nichts!" sagte er heftig, fest entschlossen, sich von diesem gnadenlosen Mädchen nicht auch noch das Paradies seiner Jugend zerschlagen zu lassen. "Ich weiß nur, daß ich alles, was ich bin, den Tieren in jenem Park verdanke, daß ich das meiste, was ich von den Tieren weiß, dort gelernt habe!"

"Dann ist eben Ihre Hand immer schon klüger gewesen als Ihr Kopf!" lächelte sie ihn wie mitleidig an. "Denn schon damals, als Sie noch die Tiere im Zoo gemalt oder gezeichnet haben, schon damals haben Sie es gemacht, wie es mein Vater heute noch tut, schon damals, vor Ihrer großen Reise, haben Sie den gefangenen Tieren die Haltung und die Augen der Freiheit gegeben!"

Er schwieg einen Augenblick betroffen, dann lehnte er sich auf: "So ist das nicht richtig, Fräulein Delos. Ich habe die Tiere so gesehen, wie sie da hinter ihren Gittern lebten, und wie ich sie gesehen habe, so habe ich sie dann auch gemalt!"

"Wie wenig Sie von sich selbst wissen!" höhnte sie zurück. "Ich sprach doch von Ihrer Hand, die immer klüger gewesen ist als Ihr Kopf, in dem Sie Ihre Augen haben!"

Er wurde dunkelrot, ihr Spott verletzte ihn, und er wußte dazu, daß sie seine Unehrlichkeit erspürt hatte, ach, er konnte ja längst nicht mehr den Garten so uneingeschränkt verteidigen wie damals vor seiner Reise, wie noch am Tage vor dem Besuch, den er dem Garten nach seiner Rückkehr gemacht hatte. Sie hatte recht, und er log: schon damals, in seinen jungen Jahren, hatte er so lange vor den gefangenen Tieren gestanden, bis er die Gitter vergessen hatte und sich das Bild ihm wandelte zur Schau, bis er das Tier so gesehen hatte, wie es gedacht war von der großen Schöpfung. Aber in dieser Minute wollte er das alles nicht wahrhaben, weil er nicht kapitulieren wollte, nicht vor sich selbst, nicht vor dem Mädchen hier, das ihm klug und kampfbereit gegenüber saß, dieses herzlose Mädchen, das ihn weder getröstet hatte noch ihm herausgeholfen aus seiner Qual, die ihn, ja, die ihn noch ärger gequält hatte als der Doktor Arnold mit seinem Bericht, die ihn geduckt und gedemütigt und hohnlächelnd geschlagen hatte und die ihn nun noch verhöhnen wollte in ihrem Triumph — er brauste auf, er schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte, daß die Löffel in den Kaffeetassen erkirrten, aber da mengte sich Michael Delos in den aufflackernden Streit.

"Christel!" sagte er mild. "Es fängt schon an zu dämmern. Wenn du mir einen Gefallen tun wolltest, gingest du noch eine kleine Stunde mit Stephen und Patrick durch die Heide. Ich bin den Hunden einen Spaziergang schuldig, aber ich fühle mich nicht so recht!"

Sie blitzte ihn unwillig an, sie erkannte nur zu gut seine Absicht, den Streit zu vermeiden und sie von ihrem Gegner zu trennen, bevor dieser seine unausweichliche Niederlage eingestehen mußte ... Aber dann begriff sie auch ebenso schnell, daß der Vater klüger war als sie. daß es für heute mehr als genug war für den Maler, sie erhob sich lächelnd, rasch und behend: "Gern, Vater!", strich im Sichwenden über sein weißes, wirres Haar und glitt hinaus. Eine Minute später tauchte sie im Garten auf, im Gehen eine dünne, helle Jacke über Arme und Schultern ziehend, schon freudig umtanzt von den grauen Hunden. Sie lief über den Weg, ein schmaler, hochbeiniger Jüngling, die dunklen Haare wehten ihr nach wie eine seidene Mähne, die silbergrauen

Wölfe sprangen stumm und schön ihr zur Seite — so entschwand sie den Männern hinter Büschen und Bäumen.

Sie saßen stumm einander gegenüber, Delos rauchte, Hans Froment griff nach seinen Zigaretten und sah erstaunt, daß seine Hände leise zitterten. Ja, es war wohl reichlich viel gewesen für ihn an diesem einzigen Tag ... Als er dann den Rauch des ersten Zuges durch Mund und Nase spielen ließ, sah Delos ihn an, sehr gutmütig und wie um Verzeihung bittend: "Eigentlich hatte ich mir diesen Nachmittag ja etwas anders für Sie gedacht, Hannes, aber nun ist es einmal geschehen, und wer kann wissen, wozu es gut gewesen ist. Die Christa schlägt eine scharfe Klinge!"

Hans Froment senkte das immer noch glühende Gesicht: "Sie hat mir böse zugesetzt, ja!" Aber damit hob er auch schon wieder den Kopf und sah seinen alten Freund scharf und fragend an: "Ich möchte wissen, was sie eigentlich gegen mich hat!"

Die Augen des Alten weiteten sich verblüfft: "Gegen Sie hat?" machte er gedehnt, und dann fuhr er empört fort: "Aber nichts hat das Mädchen gegen Sie! Sie hat Sie nicht bemitleidet, das ist wahr, sie hat gedacht, eine Pferdekur würde Ihnen wohl besser tun als der verständnisvollste Zuspruch, und da hat sie also vom Leder gezogen. Aber etwas gegen Sie haben — nein, die Christa bestimmt nicht!" Und er fuhr aus seinem Stuhl: "Kommen Sie doch mal mit, Froment, ich will Ihnen jetzt was zeigen, kommen Sie gleich mit!"

Sie hatten nur aus der Loggia zwei Schritte in den Gang hineinzutreten, dann öffnete Delos zur Rechten eine weißlackierte Tür und übertrat sogleich die Schwelle:

"Da — bei Ihrem ersten Besuch habe ich Ihnen dieses Zimmer nicht gezeigt, ich wußte nicht, ob es meinem Mädchen recht sein würde, wenn Sie es sahen. Es ist ihr Zimmer — nun sehen Sie sich einmal um!"

Hans Froments Augen wanderten durch den lichten Raum: halbhohe Bücherregale, dicht an dicht gefüllt, helle Gardinen, großblumig gemusterte Sessel auf einem schönen Teppich, ein guter alter Schrank, ein breites Ruhebett, ein Mikroskop auf dem Schreibtisch am Fenster, Bilder an den Wänden. Er sah sie an, seine Augen verengten sich, er trat näher hinzu. Eigentlich allzu billige

Bilder für dieses gut eingerichtete Zimmer, präparierte bunte Drucke, aber nicht alte, aus vergangenen Jahrhunderten — alle diese Bilder waren von ihm. Da war die Reproduktion des springenden Tigers, der ihm den ersten Preis seines Lebens eingebracht hatte, eine Wiedergabe des großen Elefantenbildes von Ceylon, Flamingos am grün schillernden Wasser, kreisende Adler, ein Löwenkopf, ein schnürendes Wolfsrudel im vereisten Winterwald ...

Er fühlte die Hand des Alten an seinem Arm, der zog ihn gegen die Regale: "Da!" deutete er auf einen Stapel Zeitschriften. "Da hat sie alle die Berichte von Ihrer Weltfahrt gesammelt, alle irgendwo reproduzierten Nachdrucke Ihrer Bilder. Und da stehen Ihre Bücher, auch die großen Werke, die noch im Erscheinen sind, und da sehen Sie das Gegenstück zu dem Album von Photos Ihrer Gemälde, das ich im Museum habe — und nun will ich Ihnen mal etwas sagen, Hannes: meine Christa hat für Sie geschwärmt von Kindesbeinen an, für Christa sind Sie heute noch der größte Künstler aller Zeiten! Es ist ihr ganz sicher nicht recht, daß ich Ihnen ihr Zimmer zeige, daß ich Ihnen das alles sage, aber ehe Sie falsch oder gar schlecht von meinem Mädchen denken, tue ich lieber meinen Mund auf, das will ich nicht!"

Hans Froment stand und fühlte, wie eine weiche Rührung in ihm auflebte und stark und stärker wurde und ihn schließlich ganz erfüllte. Das also war sie, die schmale, stolze, behende Amazone, die ihre Worte führte wie ein Florett ... Das war ihr Zimmer, das ihre Tage und Nächte sah, und da hingen seine Bilder, die sie liebte, hingen dort schon seit Jahren und hatten ihr zugesehen, als er noch nichts von ihr wußte. Dunkle, kluge, rasche, merkwürdige Christa ...

Nach einer Weile hörte er wieder die Stimme seines Freundes, die sich merkwürdig unsicher an ihn herantastete: "Weil wir nun mal gerade hier sind, Hannes: das Mädchen hat nämlich in acht Tagen Geburtstag. Ich möchte ihr gern etwas recht Schönes schenken, ich habe ja nur das eine Kind und hab's recht gern. Sie liebt Ihre Bilder — haben Sie nicht eins, das ich erschwingen kann? Wenn es freilich nach mir ginge, würde ich das von der Leopardin mit ihren Jungen wählen, das hat es ihr nämlich angetan, es geht auf keine

Kuhhaut, Hannes, was mir das Mädchen schon von diesem einen Bild vorgeschwärmt hat!"

Hans Froment hörte zu seinem Erstaunen sich selbst antworten, sehr kühl und prompt: "Das geht leider nicht, Delos! Außerdem mache ich keine Geschäfte mit Freunden, prinzipiell nicht!" Und wie er noch stand und sich über sich selbst wunderte, hörte er eine Stimme in seinem Inneren, und die lächelte: ‚Wenn einer dem Mädchen das Leopardenbild schenkt, dann bin ich das selbst und kein anderer!‘ Und dann sprach er schon wieder: "Aber ich habe eine Idee — geben Sie mir doch bitte mal einen Zollstock!"

"Wozu brauchen Sie denn einen Zollstock?" brummte der Alte verärgert gegen ihn an. "Ich verpumpe meine Zollstöcke prinzipiell nicht an meine Freunde!"

Aber Hans lachte ihm jetzt in das verbitterte Gesicht: "Die Rahmen will ich ausmessen, Delos, die Rahmen sind nämlich gut. Ich mache nach den Maßen was zurecht, dann komme ich zu Ihnen 'rüber, wir nehmen diese gräßlichen Drucke 'raus und setzen Originale dafür ein — was meinen Sie, wird sie sich dazu freuen?"

"Wie ein Kind zu Weihnachten!" strahlte nun der Alte und lief auch schon eilig zur Tür hinaus, den Zollstock zu holen. Hans aber blieb am Fleck stehen, seine Augen wanderten — dort, gegenüber dem Schreibtisch, dort war ein guter Platz, dort sollte das Leopardenbild hängen. Dann war auch Michael Delos schon wieder bei ihm, und sie machten sich an ihre Arbeit. Es würde eine großartige Überraschung werden, Christa wollte nämlich an ihrem Geburtstag nicht arbeiten, dafür blieb sie am Vortage bis zum letzten Zug im Atelier, kam dann also beinahe erst im Morgengrauen nach Haus, da hatte man also die beste Gelegenheit, alles vorzubereiten — der Alte hüpfte wie ein Jüngling durch das Zimmer.

Aber dann zog er doch wieder ein enttäushtes Gesicht, als Hans Froment sich sogleich verabschiedete, sobald er alle Maße beieinander hatte. "Bleiben Sie doch bis zum Abendessen, Hannes!" bettelte er. "Jetzt hat sich die Christa ihren Zorn ausgelassen, jetzt tut es ihr sicher leid, Sie so attackiert zu haben, jetzt wird sie nett zu Ihnen sein!" Aber es half ihm nicht, Hans wollte in sein Atelier,

wollte allein sein, wollte auch seine Arbeiten nach etwas Passendem durchsehen – Delos brachte seinen Gast durch das Haus und die Gartenpforte hinaus auf die Straße, er lauschte ihm nach, dessen Schritt sich rasch in die sich vertiefende Dunkelheit verlor.

Ein schneller, energischer Schritt! dachte Michael Delos – er wußte nicht, daß das Glück des Schenkenden diesen Schritt beflügelte ... Hans Froment brannte: seine schönsten Bilder würden gerade gut genug sein für das Mädchen Christa – ein Jammer eigentlich, daß die guten Rahmen nicht größere Formate hatten! Aber den Löwenkopf würde er ihr neu malen, den springenden Tiger und auch die Wölfe im Winterwald. Und für das Elefantenbild bekam sie ein Interieur, den Marmorhof im fernen Indien, über dessen glänzende Quadern ein Pfau seine funkelnde Schleppe trug, während ein Palasttiger ihm nachsah aus achatenen Augen; die Flamingos würde er gegen ein Original austauschen, das die gleichen Vögel zeigte – was aber gab er für die kreisenden Adler? Nichts anderes als eine Korallenbank am Grunde der See, farbenbunt glühend, umspielt von den glitzernden Fischen, die ein europäisches Auge für seltsam fremde Märchen halten mußte ...

Kerker und Gärten

Alles fügte sich leicht und gut, wie es die beiden Männer miteinander besprochen hatten: am Nachmittag vor dem Geburtstag des Mädchens Christa kam Michael Delos frühzeitig aus dem Museum heim, sprach bei Hans Froment vor, sie schafften die Bilder aus dem einen Haus in das andere, sie begannen mit Eifer ein großes Schneiden und Nageln und Kleben. Als dann die Bilder an den Wänden hingen, den Raum mit ihrem funkelnd farbigen Leuchten erfüllend und ihn seltsam wandelnd, versteckte Michael Delos seine helle Freude hinter lustigem Maskenspiel: er war ein alter Indianer, er schritt feierlich auf und ab im Wigwam seiner jungen Tochter, er sprach mit hallendem Pathos und sparsamen, aber großen Gesten sein Lob über den Bruder Maler, dessen Bilder die Schönheiten Manitous aus allen Teilen der Welt zusammentrugen und sie bannten zwischen diese vier Wände. Er behymnete die metallisch glühende Schleppe des Pfauen auf den weiß gleißenden Marmorquadern, den schläfrig verträumten Blick des Tigers, der ihm folgte, er konnte sich nicht trennen von dem weichen Farbenspiel des Bildes, auf dem sich das bunte und geheimnisvolle Leben fernsüdlicher Korallenbänke offenbarte, er dichtete einen Negersong zu der Parade der Flamingos am See. Aber dann wurde er gnadenlos vor die Tür gesetzt, und während er im lustigen Zorn durch sein Haus brummte und schalt, schlug Hans Froment noch einen weiteren Bilderhaken ein und hängte an ihm das Bild der Leopardenmutter auf, das er heimlich in das Haus geschmuggelt hatte. Und als er dann hinter dem Schreibtisch saß und die gegenüberliegende Wand anschaute, wußte er, daß ihm sein Werk gelungen und daß das Zimmer nun vollkommen war. Michael

Delos jedoch, als er endlich wieder eintreten durfte, geriet in einen Begeisterungssturm, der durch das Zimmer stampfte und dröhnte — dieses Bild, dieses herrliche Bild, welches einen großartigen Geburtstag hatte er doch seiner Tochter beschert, er, der gute, der beste aller Väter ... Und dann schlug seine Begeisterung in ein vehementes Streiten und Schelten um, denn Hans Froment erklärte ihm mit dürren Worten, daß alle diese Bilder sein Geschenk für Christa Delos seien, daß also der Alte keinerlei Grund habe, sich mit ihnen zu brüsten. Aber er würde sie nun schon in seinem Hause dulden müssen, auch diese Mappe mit den Reproduktionen der Bilder, die noch für die im Erscheinen begriffenen Bände der großen wissenschaftlichen Werke vorgesehen waren, und die er jetzt auf dem Schreibtisch placierte. Natürlich wollte Michael Delos dergleichen nicht auf sich sitzen lassen, er beehrte heftig und beleidigt auf: solch ein armer Mann sei er nun doch noch nicht, er sei durchaus in der Lage, für die Geburtstagsgeschenke seiner Tochter zu zahlen — aber dann fügte er sich doch überraschend schnell, als Hans sich kategorisch das Recht vorbehielt, dem Mädchen, dem er ein Freund zu werden hoffe, Geschenke machen zu dürfen nach seinem Belieben. Und es hätte nun wieder Hans Froment höchlichst erstaunt, wenn er geahnt hätte, wie Michael Delos, der weit mehr von seiner Tochter wußte, als es sich der Maler träumen lassen konnte, diese seine Worte auffaßte ...

Schwieriger war es am anderen Vormittag, als ihm, schon im Bett, einfiel, daß ein zum Geburtstagsfest Eingeladener unmöglich mit leeren Händen das Haus betreten konnte, und daß obendrein dieses Problem keineswegs leicht zu lösen war bei einem Mädchen, das keine Schnittblumen um sich duldete, weil sie es für eine Sünde hielt, in den Zimmern Blumen künstlich am Leben zu halten und doch immer schnell verwelken sehen zu müssen, während sie im Garten vor den Fenstern nach ihren natürlichen Gesetzen wachsen und sich entfalten konnten und wieder vergingen. Und so war diese Frage nicht anders zu lösen als daß er sogleich mit beiden Füßen aus dem Bett fuhr, in die Kleider stieg, im Stehen, den Hut auf dem Kopf, eine Tasse Kaffee trank und sich dann eiligst in die Stadt begab. Eine Bonbonniere war schließlich verhältnismäßig leicht aufzutreiben, wenn auch die Ansprüche des Malers erst ein halbes

Dutzend Verkäuferinnen in augenrollendes und heimlich naserümpfendes Entsetzen trieben, bevor sich etwas fand, das diesen Ansprüchen nicht allzu weit nachstand. Und in einem Antiquitätengeschäft, das man sonst niemals betreten hatte, machte man im Vorübergehen einen ganz außerordentlichen Fund: alle sechzig großen Kupferstiche von der Verwandlung der Surinamischen Insekten der Maria Sibylla Merian, nachweislich von ihrer eigenen Hand koloriert – und das war natürlich ein großes Geschenk, wenn man auch wie ein Gepäckträger an dem Gewicht der Tafeln zu schleppen hatte. In dem Blumenladen jedoch, den man dann trotz aller besseren Einsicht dennoch aufsuchte, stand man dann ziemlich ratlos und stotterte herum wie ein Tölpel, man konnte ja doch schließlich nicht diesem Mädchen, auch wenn das mit noch so spitzer Zunge einem zugesetzt hatte, einen stacheligen Kaktus schenken, auch nicht, wenn dieser schon einen Ansatz zur Blüte zeigte, die sich bald entfalten mußte ... Aber dann zeigte der Geschäftsführer, der schließlich die ratlosen Verkäuferinnen abgelöst hatte, ihm im Treibhaus eine seltsame Ampel: in einer bastgeflochtenen Wiege lag ein Stückchen faulendes Holz, nichts weiter, aber aus ihm entsprang, behaart und fleischig, ein mattgrünlicher Schaft, schoß in die Höhe, bog sich zur Seite, stürzte hinab und bog sich wiederum, zeigte dick lappende Blätter und an seinem Ende eine Blüte im Aufbruch, groß wie eine Zitrone, sie wies in den Falten ihrer noch eng zusammengelegten Blätter alle Farben des Regenbogens und sollte sich, der Mann im dunklen Rock schwor es bei Gott und dem Barte seines noch glücklich lebenden Vaters, diese Blüte sollte sich heute noch öffnen. Und das war also eine Orchidee, der Geschäftsführer nannte ihm einen langen, sehr langen Namen, der ebenso fremd wie wohlklingend war, und an dem man sich nach Gebühr erfreute, als dann aber die Pflanze in eine Wolke von Seidenpapier eingeschlagen war, hatte man ihn schon wieder vergessen und mußte zum zweitenmal nach ihm fragen – und dann vergaß man ihn doch wiederum und nun endgültig, bevor man mit seinen Paketen zur Tür hinausgefunden hatte ... Und also beladen, den Wälzer der Merian unter dem einen Arm, die Bonbonniere und die Wolke des Seidenpapiers, in der sich die Orchidee barg, in der anderen Hand – sie wollten und wollten sich nicht miteinander vertragen,

diese beiden Dinge! —, so trippelte man zum Bahnhof, fand löblicherweise zu dieser Morgenstunde ein freies Abteil, in dem man es sich bequem machen und sich ausbreiten konnte, als man dann aber wieder in den stillen Vorstadtstraßen war, fiel man doch hinein und hatte alles falsch gemacht, man konnte sich keineswegs noch für ein paar Stunden in sein stilles und sicheres Atelier zurückziehen, wie man das geplant hatte, um erst zum Nachmittagskaffee dem Geburtstagskind seine Visite zu machen — man kam nicht vorüber an Michael Delos' Haus!

Da waren die Hunde im Garten, aber dessen Pforte war wider alle Gewohnheit weit geöffnet, und Patrick und Stephen schossen natürlich gleich heraus, umtanzten ihn und bellten dabei lauthals, was ebenfalls wider jeden Brauch und alles Herkommen verstieß, und dann stand Delos neben seinem Hause und lachte sich eins über den hilflos mit seinen unterschiedlichen Lasten jonglierenden Mann, und dann erschien auch schon das Mädchen Christa in der Haustür, sie trug die lange, helle, scharfgebügelte Flanellhose, eine rotseidene Bluse, die ihre festen braunen Amazonenarme zeigte, sie schüttelte die schwarzen Locken, sie rief etwas Unverständliches, und dann kam sie über den Gartenweg auf ihn zugesprungen, als ob sie ihm geradenwegs um den Hals fallen wollte — mit Mühe nur konnte er noch im letzten Augenblick das luftige Gebilde, in dem die Orchidee sich barg, zwischen sich und sie bringen, um sie damit aufzuhalten in ihrem Lauf.

Sie hob beide Arme, aber da sie bei ihm keinen Flecken fand, an dem sie ihn fassen konnte, blieb ihr nichts anderes übrig, als die Hände vor der Brust zusammenzuschlagen, ihn anzustrahlen aus leuchtenden Augen, die in einem Gesicht standen, über das die Blutwellen der Freude fluteten und ebten nach geheimem Gesetz. Und sie nannte seinen Namen, ja, sie schrie ihn fast, aber damit machte sie es ihm nun auch nicht leichter, einzugestehen, daß er ihr nun doch trotz allem und allem eine Blume zum Geburtstag schenken möchte, und dann schämte er sich ganz schrecklich, weil ihm der so imponierend lange und vokalreiche Name der Orchidee nicht und nicht wieder einfallen wollte — aber da hatten sie ihn dann schon fest, der Mann rechts, das Mädchen links, die Hunde hinterdrein, so drängten sie ihn in den Garten, die Pforte schloß sich

hinter ihm und dann auch die Haustür, mit leidlich guter Haltung richtete er seine Geburtstagswünsche aus und übergab dem Mädchen die Seidenpapierwolke und die Bonbonniere, und das schwere Werk mit den Kupferstichen legte er verstohlen zur Seite. Es dauerte eine gute Zeit, bis Michael Delos das Paket fand und auspackte, sich begeistert darüber hermachte und es als herrenloses Gut für sich reklamierte, aber dann stieß seine Tochter auf ihn ein und wollte ihn davonjagen, er setzte sich jedoch zur Wehr, sie balgten sich und beschimpften einander sehr, und dann vertrugen sie sich wieder, und dann lagen sie auf dem Teppich nebeneinander und hinter den großen und schönen Tafeln der Sibylla Merian, fütterten sich gegenseitig mit Pralinen, und Hans Froment saß geniert und unglücklich in einer Ecke und schämte sich wiederum, denn er, der ohne Eltern und Verwandte aufgewachsen war, kannte nicht das Glück des Beschenkten und verspürte an diesem Tage zum erstenmal in seinem Leben das Glück des Schenkenden, und das war so tief und rein, daß es ihn sehr verwirrte ...

Dann mußte er sich von den beiden tüchtig ausschelten lassen über seinen Leichtsinn und über die viel zu teuren und kostbaren Geschenke, mit denen er das arme Geburtstagskind ja nun glatt erschlagen habe, und dann versprach er reuig Besserung, und dann wurde es ein großer und festlicher Tag: man aß miteinander zu Mittag, man machte, drei Menschen und zwei Hunde, einen ausschweifend langen Waldspaziergang, man kam wieder heim, man setzte sich an die Kaffeetafel, man ging in Christas Zimmer hinauf, kam vor den Gemälden, die das Mädchen mit glühendem Besitzerstolz anstrahlte, in ein langes Gespräch über tausend Dinge dieser Welt, die Mappe auf dem Schreibtisch gab die Fortsetzung dieses Gespräches, und dann nahm man das Abendessen in der Loggia ein, draußen dunkelte schon der Abend, und später lag die Sternennacht wie ein weicher, blauschwarzer Traum, gold-durchstickt, über der Welt, Michael Delos zauberte einige Flaschen uralten Burgunders hervor, die Gläser klangen unter den Sternen, und das Mädchen Christa hielt wacker Schritt mit den Männern, nur daß sie nicht, wie diese, laut und fröhlich wurde mit der wachsenden Zahl der gefüllten und geleerten Gläser, sondern sehr still und weich, daß die strenge Gespanntheit, die sie sonst zumeist umgab,

wie ein schimmernder Panzer die zum Streit gewappnete Amazone, von ihr wich und sie nichts anderes sein ließ als ein glückliches, überreich beschenktes Kind...

Und Hans Froment saß zwischen dem Vater und seiner Tochter, und manchmal im Laufe des langen Tages lauschte er betroffen in sich hinein: da drinnen war es so still und so friedlich wie — er fand keinen anderen Vergleich als diesen etwas sonderbaren und vielleicht auch lächerlichen — wie in einem sommerlichen Obstgarten unter den Bäumen, in deren schwer hängenden Zweigen die Früchte in ihre letzte Reife treiben. Oder — so dachte er später — so beglückt und beglückend still wie in der Heide dort draußen hinter den Gärten, die sich silbern und violett dem aufkommenden Mond breitete. Ja, es war, wie wenn er eine lang verlorene, kaum jemals auch nur recht geahnte Heimat wiedergefunden hätte: das warme Miteinanderleben nahe verwandter Menschen, das seinem Leben stets vorenthalten geblieben war von seiner ersten Jugend an bis zum heutigen Tag. Nichts als ein alter Mann und ein junges Mädchen, ein Vater mit seiner Tochter, nichts mehr, und doch war eine Welt darin beschlossen — eine Welt, die sicher und geborgen in sich selbst ruhte in gegenseitiger Liebe und Anteilnahme und im unzerstörbaren Wissen um das Zueinandergehören. Und er dachte, manchesmal im Verlauf dieses Tages, daß es sehr schön, daß es ein sehr großes Geschenk für ihn sei, daß er in diesen seinen Jahren, in denen er still am Werk zu schaffen hatte, Zugang gefunden hatte zu diesen beiden Menschen, zum einfachen und doch so tiefen Glück der Familie.

Später dann aber, viel später, mitten in der Nacht, als das Mädchen Christa ihn durch den Garten zur Pforte brachte, sie hatte eine weiße Leinenjacke übergezogen und glich auf bestürzende Weise einer fernen, fremden Frau, die man längst vergessen haben wollte, die aber doch einmal gewesen war, und die in den Stunden der Liebe Prinz Yussuff genannt wurde, einem Prinzen Yussuff nun aber wieder, wie Hans Froment ihn niemals gekannt hatte, Prinz Yussuff vielleicht vor seiner Flucht aus der gutbürgerlichen Sicherheit des Elternhauses, vor seinem Sturz in die trüben Wirbel der Welt, die ihre Kinder zeichnet, und die auch den Prinzen Yussuff,

der zu stolz gewesen war, nicht den Preis für die Erfüllung seiner Wünsche zu zahlen, gezeichnet hatte mit den beiden dünnen, scharfen Linien, wie mit der kalten Nadel des Radierers gerissen, die da von den Lippenwinkeln zum Kinn liefen und von der Trauer zeugten, mit der die Sieger des Lebens ihren Sieg bezahlen — später dann, an der Pforte, legte das Mädchen Christa ihre Finger über seine Hand und hielt ihn fest:

"Hannes," sagte sie, denn sie hatten sich beim letzten Glas dort oben in der Loggia geschworen, von nun an die förmlichen Anreden fortzulassen und sich nur bei den Vornamen zu nennen, "Hannes, ich habe Ihnen so unendlich viel zu danken. Sie haben mich beschenkt wie der Prinz im Märchen die arme Gänsehirtin. Aber ich bedanke mich nicht, ich habe sogar noch eine Bitte an Sie, eine große Bitte. Sie müssen mir zwei ganze Tage schenken, morgen und den anderen Tag noch dazu. Ich sage Ihnen nicht, was ich vorhabe, aber Sie müssen mir meine Bitte erfüllen. Wollen Sie?"

Er neigte sich, er haschte — eigentlich hatte er doch mehr von dem Burgunder getrunken, als er vertragen konnte! — nach ihrer Hand, er führte sie an seinen Mund, er küßte sie: "Morgen und den anderen Tag — die Bitte ist schon erfüllt, Christa!"

Sie runzelte die Stirn: "Ich meine ja eigentlich heute, denn es ist jetzt drei Uhr in der Nacht. Haben Sie das begriffen, Hannes?"

"Durchaus!" sagte er im ehrlichen Männerstolz. "Ich bin doch nicht betrunken, ich bin ganz nüchtern!" Aber das war keineswegs die Wahrheit, und das Mädchen Christa wußte das gut.

Sie lächelte ihn an mit gutmütigem Spott: "Nein, natürlich, Sie sind so nüchtern wie ein Täufling. Aber wenn Sie jetzt noch etwas schlafen wollen, müssen Sie sich ein bißchen beeilen, ich stehe nämlich punkt zehn Uhr vor Ihrer Haustür. Und weil Sie so lieb gewesen sind — Menschenskind, was haben Sie mir für herrliche Dinge geschenkt, am liebsten schlösse ich mich jetzt damit ein und käme acht Tage nicht aus meinem Zimmer heraus! Ach, Hannes!" schrie sie dann auf, "jetzt haben wir doch ganz die Orchidee vergessen, wir wollten doch noch nach ihrer Blüte sehen!" Sie blickten sich überrascht an: richtig, eine Orchidee war ja auch im Hause, aber man hatte sich doch mit dem Burgunder

beschäftigen müssen, man hatte keine Zeit gehabt, an sie zu denken. Und da fuhr das Mädchen auch schon fort: "Nun, jetzt ist es zu spät — ich wollte Ihnen sagen: weil Sie so lieb gewesen sind, will ich Ihnen auch eine kleine Freude machen: ich stehe nämlich gar nicht um zehn Uhr vor Ihrer Haustür, ich sitze! Ich komme nämlich mit einem Auto! Ja, ich habe mir ein Auto geliehen, wir fahren für zwei Tage über Land, packen Sie ein, was man für zwei Tage braucht — freuen Sie sich darauf, Hannes?"

Aber ehe er noch antworten konnte, entzog sie ihm ihre Hand, legte sie für einen Augenblick auf seine Schulter — und dann sprang sie ihm davon und lief unter den Sternen in das Haus zurück.

Er schloß langsam die Gartenpforte, er sah gegen das dunkle Holz, hinter dem das weiße Mädchen mit der schwarzseiden wehenden Mähne verschwunden war. Nicht Prinz Yusuff, etwas ganz, ganz anderes, mehr und anderes, als der Tänzerin jemals gegeben worden war — morgen, in einigen Stunden schon, würde er mit ihr durch die blühende Heide fahren...

Hinter dem Hause hervor, aus der Loggia, klang das Klirren eines Glases durch die schweigende Nacht — Michael Delos erbarmte sich über den Rest, der noch in der letzten der guten Flaschen geblieben war — dann hob sich seine Stimme, verhalten und monoton, und dennoch fehlgreifend bei jedem dritten Ton, er versuchte sich an einem der Liedchen der kanadischen Coureure, von denen Hans ihm und seiner Tochter erzählt hatte: "Par derrière chez mon père / Vole mon cœur, vole, vole, vole! / Par derrière chez mon père —" Aber dann schnitt der Gesang jäh ab, und Christas Stimme hob sich belustigt: "Mon père, mon cher père hält jetzt seinen Mund und geht schleunigst in die Baba! Marsch, en avant, du Trunkenbold!" Und dann lächelte Hans Froment schwermütig beglückt gegen das nun schweigende Haus, wandte sich ab und ging das Stück Straße entlang, das ihn vom eigenen Hause trennte, das ihn stumm und dunkel vor der nächtlich rauschenden Baumwand erwartete und ihn mit dem silbern schnellen Flüstern seiner Pappeln zum Schläfe lud ...

Als er die Tür hinter sich versperrte, stand Christa in ihrem Zimmer. Vor dem dunklen Vorhang, der jetzt ihr Fenster deckte, schwebte gleich einer

Ampel das bastgeflochtene Körbchen, die dicken Blätter der Orchidee hatten sich gebreitet wie lebende Wesen, in der Höhe ihres Gesichtes schwebte die Blüte und hatte sich entfaltet. Sie war ein rufender, Zärtlichkeit heischender, seltsame Zärtlichkeit atmender Mund in der Nacht, geöffnet zum schmelzenden Kuß, geöffnet zum vergehenden Ruf der Liebe, und die Farben ihrer Blütenblätter waren wie ein stummer und heißer und verschwebender Gesang. Christa stand wie ein Kind, die Hände vor der Brust gefaltet, sie sah auf dieses Blütenwunder, aber sie, die gewohnt war, den Dingen und Wesen der Natur mit Lupe und Mikroskop und mit scharfeingestellten Kameras nahezukommen, sie sah auf diese bunte, fremd verzaubernde, mit ihrer handgroßen Blüte das ganze Zimmer erfüllende Blume und dachte nicht mit einem einzigen Gedanken an sowas ...

Hans Froment erwachte am anderen Morgen rechtzeitig genug, daß er ausführlich baden, in Ruhe frühstücken und sein Köfferchen mit Nachtzeug und Toilettenuntensilien füllen konnte, und dann stand er immer noch eine gute halbe Stunde vor der Zeit hinter dem Fenster seiner Wohnstube und schaute erwartungsvoll auf die Straße hinaus. Fast auf die Minute pünktlich kam ein hellblau blitzender offener Zweisitzer die Straße heruntergefahren, wandte vor dem Wald und fuhr dann hupend vor seinem Hause an die Bordschwelle heran. Das Mädchen Christa saß am Steuer — er stülpte die Mütze über den Kopf, warf den Mantel über den Arm, griff die Tasche und stürmte hinaus.

Sie lachte ihn an, frisch und strahlend jung trotz der halb durchschwärmten Nacht, elegant wie immer, einen offenen Mantel über dem grauen Kostüm, und die dunklen Haare unter einer Kappe gebändigt: "Ausgeschlafen, Hannes? Brav, brav!" Sie wandte sich auf ihrem Sitz und hob die Klappe zum Kofferraum im Heck des Wagens an: "Da stellen Sie Ihren Koffer hinein, aber den Mantel ziehen Sie besser über, es weht heute ein reichlich kaltes Lüfterl, und der Fahrtwind ist mehr als frisch!" — Als er dann aber an ihrer Seite an den Schlag trat, denn es schien ihm selbstverständlich zu sein, daß er nun den Wagen zu fahren hatte, empörte sie sich: "Was wollen Sie

denn? An das Steuer etwa? Fehlanzeige, mein Lieber! Haben Sie denn überhaupt einen Führerschein?" Er hatte natürlich keinen Führerschein, aber er entrüstete sich nun ebenfalls: "Ich bin durch zwei Kontinente kutschiert, durch Afrika und durch Amerika, ich werde doch wohl noch —" — "Freuen Sie sich, daß unsere Polizei Sie nicht dabei erwischt hat!" schloß sie ihm den Mund. "Wer bei uns hier ohne Führerschein fährt, der kommt ins Kittchen, verstehen Sie, unsere Beamten dulden keine Amateure als Verkehrshindernisse! Setzen Sie sich also auf Ihren Platz und verhalten Sie sich nach Möglichkeit artig!"

Kaum saß er und hatte die Tür ins Schloß geschlagen, gab sie Gas und stob mit ihm davon. Bei der dritten Kurve schon sah er sie besorgt von der Seite an: "Sagen Sie, Christa, wären Sie nicht besser Rennfahrerin geworden?"

Sie erwiderte seinen Blick nicht, ruhig und sicher und doch auch wieder gespannt bis in den letzten Nerv, lehnte sie hinter dem Volant, ihre Augen lagen auf der Straße, aber vergnügt schmunzelte sie in sich hinein: "Bitte keine Angst um das teure Leben, hochverehrter Herr Kunstmaler! Sobald wir aus der Stadt heraus sind, werden wir genüsslich bummeln, das verspreche ich Ihnen, wir kommen dann nämlich durch Landschaften, die das Anschauen wert sind. Aber hier in der Stadt —" damit riß sie den aufheulenden Wagen scharf durch die vierte Kurve "— hier in der Stadt will ich doch auch mal was von der Fahrerei haben, wozu hat man schon einen so starken Motor in einen so niedlichen kleinen Wagen gebaut?"

Da lehnte er sich lächelnd zurück und hatte nun eine gute halbe Stunde Zeit, die nervensichere Fahrkunst zu beobachten, mit der sie den Wagen rasch und sehr gewandt durch die sich aneinanderschließen-den Vororte, durch das Zentrum der Stadt und dann durch eine andere Kette von Vororten wieder aus ihr heraus schleuste. Sie sah weder rechts noch links, aber wenn ein Verkehrsschutzmann aufgeschreckt den Hals reckte oder gar wie drohend seine Hand hob, schenkte sie ihm einen raschen Blick und ein fröhliches Lächeln. "Was knurrt der Gute?" meinte sie dann. "Eigentlich könnte ich gut noch einige Kilometer drauflegen, dann hätte ich erst die zulässige Höchstgeschwindigkeit. Ein schwaches Völkchen bei uns, Polizisten und Fahrer, in Hochachtung vor dem Gesetz ist man stillschweigend übereingekommen, um zwanzig Kilometer

langsamer zu fahren, als es erlaubt ist. Vater hat schon recht, wenn er immer sagt, daß der Mensch der Sklave seiner Technik ist und nicht ihr Herr! — Übrigens, der Vater ist drollig im Wagen. Wenn er mal mit mir gefahren ist, hat er immer geblökt wie ein Säugling, mit dem die Sportkarre durchgegangen ist. Jetzt fährt er nicht mehr mit mir, oder ich fahre nicht mehr mit ihm, wie Sie wollen, ich kann doch dem alten Mann nicht 'nen Schnuller in den Mund stecken, damit er den Mund hält!" Und vergnügt lächelnd überholte sie einen nach dem anderen von den ihnen vorausfahrenden Wagen.

Als sich dann jedoch die freie Landstraße vor ihnen breitete, verlangsamte sich die rasche Fahrt wie von selbst, Heide dehnte sich links und rechts der schweigend ausgerichteten Pappelreihen, Wiesen, Weiden, Felder, und die krause Silhouette des Waldes verschwang sich an den Horizonten. Die Heide blühte, Schnuckenherden zogen durch sie dahin, aber der Himmel war tief und grau und ohne Licht, und der Fahrtwind war so kühl, daß die beiden im Wagen ihre Mäntel schlossen.

"Wohin führen Sie mich eigentlich, Christa?" hob Hans Froment dann endlich an.

Sie blickte verweisend in sein Gesicht: "Es ist nicht erlaubt, zu fragen!" sagte sie streng. "Sie dürfen es sich bequem machen, Sie dürfen rauchen, wenn Sie wollen, Sie dürfen die junge Dame, die Sie spazierenfährt, hoher Herr, auf angenehme und möglichst gescheite Weise unterhalten, aber mit indiskreten Fragen dürfen Sie die junge Dame nicht belästigen. Erzählen Sie ihr etwas Interessantes, meinetwegen etwas vom Autofahren, von Autofahrten durch die Kalahari oder durch die Rocky Mountains vielleicht!"

Das war nun ein großes Thema, und Hans Froment biß sogleich und mit Eifer auf diesen Köder: von der Kalahari hatte er dem Mädchen Christa ja noch nichts erzählt, überhaupt noch gar nichts — das war ja kaum jemals wieder gutzumachen! Die Kalahari, in der er dem Geist der Steppen begegnet war: drei Elefanten zogen gegen die golden vertropfende Abendröte, ein Löwe brüllte unter den Sternen, und der Nachtwind spielte mit schmeichelnden Fingern in seiner dunklen Mähne ... Also hob er sogleich ein großes Erzählen an, und die lange Autofahrt verging ihm wie ein kurzer Spazierweg.

Sie aßen zu Mittag im Ratskeller einer kleinen Stadt, sie fuhren weiter durch Heide und Wald, Christa hatte den Mann dazu gebracht, einmal ausführlich und in guter Ordnung von seinen Begegnungen mit dem afrikanischen Elefanten zu sprechen, und nun stürzte er aus einer Geschichte in die andere und fand kein Ende des Berichtens und Erzählens, sie fuhren in den späten Nachmittag hinein, sie erreichten eine größere Stadt, Christa parkte den Wagen vor einem guten Kaffeehaus, *Operncafé* hieß das natürlich, weil es nahe dem städtischen Theater lag, Hans Froment war fast unmutig über diese Störung, aber dann fanden sie in der großen und hellen Veranda einen ruhigen Tisch, tranken ihren Kaffee, aßen ihren Kuchen, und Hans konnte hier die Geschichten zu Ende erzählen, die man einst in den Hotelhallen und in den Bars von Nairobi miteinander ausgetauscht hatte, die Elefantenjäger unter sich und er zwischen ihnen ...

Dann aber, es stand unter dem grauen Himmel eine frühe Dämmerung über der Stadt, und der Wind sang schrill und böse über den Platz und durch die Straßen, dann aber legte Christa ihre braunen, festen Finger auf seine Hand, sah ihn an und sagte ruhig: "So, Hannes, und nun zahlen Sie. Wir sind nämlich an unserem Ziel, und jetzt will ich Ihnen das zeigen, um das ich Sie hierher gefahren habe!"

Er verstummte sogleich, winkte dem Kellner, beglich die Rechnung und folgte dem vorausschreitenden Mädchen. Sie führte ihn nicht zu dem wartenden Wagen zurück, sie bog mit ihm in eine Straße ein und aus dieser in eine zweite, die sich lang und sehr gerade erstreckte, und die sie nun zwischen auffällig vielen und anscheinend recht angeregten und vergnügten Menschen zu Ende gingen. Aber ehe sie noch dieses Ende und das Ziel der sich nun schon drängenden Menschenmassen erreicht hatten, machte sich dieses Ziel den Nasen und Ohren bereits unabweisbar bemerklich. Da zog ein schmalzener Ruch durch die lange Straße und quoll den lüstern schnuppernden Menschen entgegen, ein Dunst von siedendem, spritzendem Fett, in dem Gebäck gewälzt wurde, von Waffeln und Zuckerzeug und strengriechendem Räucherfisch, und dann brandete ein Ozean von Lärm gegen sie an, der von den

verschiedenartigsten Musikinstrumenten erzeugt wurde, von schmetternden Orchestrions vor allen Dingen, von Blaskapellen, von Trompeten und Fanfaren, von rasselnden Trommeln und dudelnden Leierkästen – und nun wußte Hans auch um Christas Ziel: es war der Schützenplatz der Stadt, auf dem die Wagen der wandernden Schausteller zum jährlichen Volksfest aufgefahren waren, und dann sah er auch schon die Stadt der grauen Buden und Zelte, aus der ungezählte bunte Lampen glühten und das verschwenderisch angebrachte Licht magisch lockte, nun sah er, wie die vielen Menschen, die durch die Straße strömten, sich zur dichten Schlange vereinten, die sich in die Straßenzeilen des Jahrmarktes ergoß, die bereits dicht und schwarz vom wirbelnden Leben erfüllt waren.

Er zögerte, Christa hängte sich bei ihm ein. Als er sie fragend ansah, blickte er in ein sehr ernstes, fast trauriges, aber nun auch wieder wach gespanntes Gesicht. Nein, er hatte sie in einem grundfalschen Verdacht gehabt in dieser letzten Sekunde, sie war keineswegs erpicht auf einen übermütig fröhlichen Bummel durch dieses Gedränge, durch Lärm und Musik, den sie sich vielleicht im lustigen Schwips des vergangenen Abends ausgedacht hatte – sie wollte ihm etwas zeigen. Und Hans Froment, in die erhitzten, sonntagsfroh leuchtenden Gesichter der Menschen sehend, die links und rechts, wie angezogen von dem brodelnden Lärm, sie überholten, eilig, als hätten sie Furcht, zu spät zu kommen und etwas zu versäumen, Hans Froment wußte, daß er von dem Mädchen Christa kaum einem heiteren und frohstimmenden Anblick entgegengeführt werden würde, ganz gewiß nicht auf diesem Platz, auf dem die Menschen der Masse ihr johlendes Vergnügen suchten und fanden.

Das erste Tier, dem sein Blick begegnete, war ein alter Marabu. Er stand auf dem Podest einer Schaubude, er stand wie ein räudiges Kleiderbündel neben einer dicken Frau, die hinter ihrer Kasse saß, zwei Fuchsbälge um die Schulter gehängt, die roten Finger mit schweren Ringen besteckt und die dampfende Kaffeetasse unter die Nase haltend. Der Vogel aus dem fernen Süden stand hilflos und gelassen unter dem Lärm, der ihn umbrandete, unter dem Spott der Menschen, der gegen ihn anschlug, er hatte den keilförmigen Stoßschnabel auf die Brust gelegt und schien mit seiner Spitze gegen die Bretter

des Podiums zu zielen, er hatte sein Gefieder aufgeplustert, es war sehr schmutzig, und sein Schädel erschien wie grindig, man sah, daß ihm kalt war, daß ihn fror, daß er sich höchst unglücklich fühlte in dieser ihm ganz und gar unverständlichen Welt, aber man sah auch, daß er längst gelernt hatte, sein Unglück als unabwendbares Schicksal zu tragen. Auf der anderen Seite des Kassenpultes hing ein blanker Nickelring von der Decke herab, zwei Rhesusäffchen saßen darin. Sie hatten sich umarmt, sie schmiegteten sich eng aneinander, sie starrten aus weiten, wie entzündeten Augen gegen das grelle Licht, das sie blendete, gegen die Menschen, die da unter ihnen lärmten und grölten und gemeine Witze schrien. Ausgestoßen aus den klaren und verständlichen Bezirken des Reiches der Tiere, gestürzt in die rätselvolle und unfafßbar schaurige Hölle der Menschen, schmiegteten sich ihre Leiber und wärmten einander, denn die Kälte des Spätsommerabends im nordischen Land ließ sie zittern, mitunter bewegten sich ihre Lippen im unhörbaren leisen Schnattem, und es schien, als wolle das entsetzte Staunen niemals mehr in ihrem Leben aus ihren aufgerissenen Augen weichen.

Hans Froment hörte neben sich die gute dunkle Stimme des Mädchens: "Dieses war ich Ihnen schuldig, Hans, dieses mußte ich Ihnen zeigen. Sie sollen sehen, wie Gefangenschaft wirklich ist, ganz nackt, ohne Aufputz, ohne Zierat und falsche Fassade. Wir haben uns gestritten über die zoologischen Gärten. Sie täuschen uns, denke ich immer, sie täuschen uns über manches hinweg. Hier aber ist keine Täuschung möglich – und hier sollen Sie nun sehen!"

Und Hans Froment sah und mußte sehen, das Mädchen Christa ersparte ihm nichts, er mußte ihr in jede der Buden folgen, die lebende Tiere zur Schau stellten. Er mußte die törichten und unwahren Anpreisungen der Rekommandeure über sich ergehen lassen, die dem staunend sich drängenden Publikum schauerliche Märchen von den Tieren erzählten, die in ihren Etablissements für wenig Geld zu sehen waren. Er sah Seehunde und Seelöwen, angepriesen als die geheimnisvollen Meermädchen und Seejungfrauen der Fabeln, deren Rätsel auch die Wissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts noch nicht hatte lösen können, sie lagen in Waschbütten auf dem nackten Holz, von Zeit zu Zeit goß ein fauler Angestellter einen Eimer Wasser über sie aus, aber

die alten, verquollenen Behälter klafften überall, und das Wasser floß in eiligen Bächen wieder aus ihnen heraus.

Er sah frierende, schwindsüchtige Affen in Mengen, verschmutzte Vögel, Papageien, Aras, Kakadus, Inséparables²⁵, sie hingen mit toten Augen in ihren Bügeln, sie hatten sich, von den Milben bis zum Wahnsinn geplagt, alle Federn aus Brust und Bauch gezupft und zeigten ihre Haut in häßlicher Nacktheit.

Er sah Katzen, geblendet unter dem elektrischen Licht oder unter den fauchenden Karbidflammen, dressierte Katzen, die unglücklich und gedrückt die albernen Exerzitien verrichteten, zu denen man sie abgerichtet hatte, Füchse in engen, stinkenden Gelassen, aus ihren Augen schrie der helle Wahnsinn der Gefangenen, die ihre Gefangenschaft niemals begreifen.

Er sah Schlangen und Krokodile in Behältern, in denen ihnen das Leben eine einzige Qual sein und in denen sie verkommen mußten, er sah die schändliche Grotteske eines Affentheaters, dessen Spieler als bäuerliche Menschen kostümiert waren, er sah, wie die Tiere ungeschickt und ängstlich den heimlichen Strippen folgten, mit denen man sie dirigierte, er hörte das vergnügte Publikum brüllen vor Lachen, und er sah später, hinter der Bühne, wie die frierenden und verstörten Meerkatzen sich an die Kaninchen drängten, die man ihnen als Wärmespender in die Käfige gesetzt hatte.

Sie trieben in dem Menschenstrom, der sie von Bude zu Bude trug, sie trieben wie zwei Verdammte in stygischen Gewässern: es war nicht leicht, die Tiere zu verstehen, mit ihnen zu fühlen und mit ihnen zu leiden und ausgeschlossen zu sein von ihnen und dem Menschen anzugehören, dem die Qualen und Beängstigungen der Gefangenen nichts anderes waren als ein Anlaß zu nicht enden wollendem Spott und zum Gelächter gemeinen Hohnes, der sich den Gefesselten und den Gequälten weltweit überlegen fühlte und keinerlei Bande zwischen ihnen und sich selbst sah oder anerkannte.

Sie sahen Zigeuner, die einen Bären tanzen ließen, und als sie das Tier näher betrachteten, griff das Entsetzen nach ihren Herzen. Es war blind auf beiden Augen, sein Fell war wie von Ungeziefer zerfressen und zeigte in vielen

²⁵ *Unzertrennlliche* (Agaporniden, Agapornis), auch Liebesvögel (engl.: lovebird) genannt, sind farbenfrohe Zwergpapageien, die lebenslange Partnerschaften bilden.

handgroßen Placken die nackte Haut. Der Bär tanzte an einer Kette, die in dem Ring endigte, der durch seine Nase lief. Er hing nur noch lose in den Resten dieser zerschlissenen, mehrfach ausgerissenen Nase, aber man konnte sehen, welche eine große Furcht der braune Bär davor hatte, daß heftig an diesem Ring gerissen wurde, wie er nach den Menschen lauschte, wie er sich mühte und eilte, jedem Anruf zuvorzukommen, um sich den Schmerz, den grauenhaften Schmerz zu ersparen – und wie ihm das doch so selten gelang ... Und wie er an ihnen vorüberdrehte, schwerfällig auf seinen Hinterbranten, ruckend und zuckend, wie das Tambourin schlug, das die dirnenhafte junge Zigeunerin schlug, wie er an ihnen vorbeitanzte, ein Geschlagener, Geschundener, ein maßlos Geschändeter unter den Menschen, die sich ringsum an seinem ungeschickt plumpen Tanz verlustigten, Hans und Christa hörten es gut, wie er tief und dunkel seufzte in seiner Qual, in der Qual eines endlos langen Lebens, das nicht enden wollte, in der Qual, an der sich zu weiden die Menschen blanke Groschen zahlten.

Als sie diesen Raum hinter der lumpig aufgeschlagenen Zeltleinwand verließen, sah Hans das Mädchen an seiner Seite mit einem flehenden Blick an. Aber sie wollte diesen Blick nicht verstehen, sie ersparte ihm nichts, sie führte ihn quer durch die Budenreihen zu der großen im Licht berstenden Fassade, hinter der sich lange Zelte erstreckten, in denen ein unheimliches, ein brüllendes, stöhnendes, röhrendes, jaulendes, winselndes Leben war. Und das nun war die große, wandernde Menagerie, und ihr bekannter Name war die Hauptattraktion dieses Vergnügungsmarktes. Christa faßte Hans bei der Hand, sie führte ihn zur Kasse, er zahlte und sie traten ein.

Die Luft in den breiten und niedrigen Stallzelten, in denen die Lampen brannten, war wie dunstig und schwer von üblen Gerüchen. Zuerst sahen sie nichts von den Tieren, denn vor ihnen ballte sich eine dicke Traube Menschen um einen phantastisch in schmuddelige Beduinengewänder gehüllten Stallmann, der mit lauter Stimme und im ordinären Vorstadtjargon die Menschen von Stand zu Stand leitete und ungeheuerliche Dinge von der Wildheit und Bösartigkeit der hier ausgestellten Tiere zusammenlog.

Christas Hand stahl sich leicht unter Hans' Arm. "Kommen Sie!" flüsterte sie. "Wir wollen nicht mit jenen Menschen gehen, wir können uns wohl auf unsere eigenen Augen verlassen!" Und sie wandten sich ab und gingen nach der entgegengesetzten Seite in das lang sich streckende, dämmernde Zelt hinein.

Hier standen in ihrer Spreu exotische Rinder, Lamas auch, Kamele, Zebras, Hirscheber von Celebes, Yaks vom Himalaja, Elenantilopen und Gazellen in engen Hürden. Hans Froment entsann sich mit Bestürzung, daß er in den vergangenen Jahren seiner Jugend einmal durch Monate mit einem Zirkus gereist war, und daß er sich dort keinen schöneren Aufenthaltsort gewußt hatte als die langen Stallzelte, angefüllt mit Tieren aus allen Ländern. War er damals, benommen von der unerschöpflichen Formenfülle der Tierwelt, blind gewesen, waren ihm erst jetzt die Augen aufgegangen, daß er die Tiere sah, wie es in Wahrheit um sie stand?

Aber nein, es war damals anders gewesen, ganz anders als in dieser wandernden Schau, die, man konnte das mit dem ersten Blick sehen, nichts anderes wollte, als mit den Tieren Geld verdienen, und die darum schon an ihrem Futter und an ihrer Wartung sparte. Hier sorgte sich niemand um gesunde Unterbringung und gute Pflege, hier waren die Tiere auch keine Artisten, geachtet und oftmals geehrt und bisweilen förmlich angebetet, hier waren sie zusammengetrieben, wie der Zufall es gewollt hatte, standen an kurzer Kette im Stroh, das vom wochenalten Mist durchtränkt war, die starken Rinder waren mit dem grausamen Nasenring gebändigt, und fast alle Tierleiber trugen die Spuren roher und ungeschickter Behandlung. Und damals im Zirkus hatten die Burschen und Kutscher oftmals gestöhnt unter den unerbittlichen Stallmeistern, die nicht duldeten, daß ein Pferdeapfel auch nur zehn Minuten lang sichtbar liegen blieb, die ihre Zelte so sauber wie Kavallerieställe in Ordnung halten, dreimal am Tage die Spreu umschütten und den Mittelweg stündlich harken ließen, und die, wenn sie nur einen schlechtgeputzten Pferdehuf zu Gesicht bekamen, in Tobsucht verfielen, vor deren Brüllen alle Zeltäcker in Bewegung gerieten, und die wohl besinnungslos einem jeden an den Hals gesprungen wären, der es gewagt hätte, die Peitsche gegen eines ihrer

Tiere zu erheben. Nein, es war ganz anders gewesen damals beim Zirkus, diese aus dem Süden des Kontinents stammende Menagerie war mit dessen Ställen niemals zu vergleichen.

Diese Menagerie war eine Galeere, schmutzig, roh und gemein, ihre Tiere waren Verdammte. An der Seite des Mädchens wanderte Hans Froment langsam durch das weite Geviert der Stallzelte, er sah die Gefangenen, und sein Herz schrie in Zorn und versteinte in Trauer.

Sie standen vor dem Adler, er steckte in einem Drahtkäfig, der kaum für einen Papageien ausgereicht haben würde, er stand in einer Zeltecke unter einer zischenden Karbidlaterne, seine Krallen legten sich um ein zersplittertes Stück Holz, sein klares, scharfes, sein unglaublich stolzes Adlerauge sah an den Menschen vorbei gegen das graubraune Tuch der Zeltwand, die im Abendwind schlappte – er war gefangen, er war schmutzig und verkommen, seine Federn zersplissen, sein Schnabel geborsten, sein Käfig stank wie eine Kloake, aber seine königlichen Augen warfen sich aus diesem Kerker und vermählten sich frei den ewig ungeschändeten Weiten von Himmeln und Gebirgen, denen er auf ewig verloren war.

"Sehen Sie den Adler!" flüsterte das Mädchen an seiner Seite. "Das ist die Gefangenschaft, Hans Froment, und dieses Bild der Gefangenschaft wollte ich Ihnen zeigen. Sehen Sie seine Augen, er ist ein Tier der weiten Sicht, aber hier hat man ihm selbst das geraubt, was ihm noch die letzte Zoovolière gibt, damit er daran seine Sehnsucht betäuben kann, den freien Blick, hier kann er gegen die Zeltplane sehen – alle Stunden seines langen Lebens, und niemals mehr sieht er etwas anderes. Und nun denken Sie an die große Freiheit der Berge, der Himmel, denen dieses Tier angehört hat als ihr stolzester Sohn!"

Hans Froment schwieg, sie gingen langsam weiter, sie kamen in ein kurzes, breites Zelt, sechs Elefanten standen in ihm. Christa Delos sah und fühlte, wie eine warme Freude in ihrem Begleiter aufwallte, wie er sich löste von ihr, wie er den großen Tieren, denen er auf besondere Weise am innigsten verbündet war, entgegenfederte – und sie sah, wie er vor ihnen stehen blieb, als habe eine Faust gegen seine Brust gestoßen.

Sechs indische Elefanten, aber das waren nicht die Geschöpfe, die der alte Zena seine Brüder nannte, die den Jäger Sarbatti durch die Dschungel zum verschwiegenen Ansitz oder zum Tigerturm getragen hatten, das waren nicht Tiere, wie sie im zoologischen Garten ein bequemes Leben führten oder wie sie in den Zirkussen lebten bei gutem Futter und bester Pflege, die sie täglich badete, ihre Haut mit Fett und Bimsstein vom wuchernden Horn freihielt und ihre Zehen golden bronzierte – dies waren verbrauchte, geschundene Geschöpfe, die alle Arbeit in der Menagerie verrichten mußten, und denen man zum Dank mit dem eisernen Haken die Ohren zu Fetzen geschlagen hatte, die Haut an hundert Stellen blutig durchlöchert, die man hungern ließ, daß ihre fast fleischlosen Knochenberge durch die in leeren Falten schlappende Haut stießen. Sie blinzelten im dunstigen Zwielficht gegen die beiden Menschen an, die vor ihnen standen, sie nahmen keine Notiz von ihnen, sie wiegten sich in ihren klirrenden Ketten, vor und zurück, sie warfen im Rhythmus der Haftkranken die Rüssel von links nach rechts, von rechts nach links. Hans Froment stand wie eingeschlossen in einen Eisblock, der ihn erstarren ließ, knirschend biß er die Zähne übereinander: das waren die Tiere, denen er zutiefst verbunden war, deren großen Geheimnissen nachzusinnen er niemals müde werden konnte, die Tiere, die ihn in ihrer stillen Klugheit und Kraft immer wieder faszinierten, und die er liebte, soweit ein Mensch ein Wesen lieben kann, das ihm durch Welten fern ist und immer fern bleiben wird. Aber er wußte manches vom Elefanten, wußte von seiner unvergleichlichen Kraft, von seiner Klugheit, von seiner Güte. Wer von den Menschen vereinte die drei gleichen Gaben? Klug zu sein und sehr stark dazu und dann ein Herz voll Güte, das den Frieden liebt und jedem Streit aus dem Wege geht – nein, dergleichen war dem Menschen nicht gegeben! Da standen sie, die klugen und starken und gütigen Tiere – und sie waren ein Gespött und ein Grausen, für den, der nichts von den Tieren wußte, wohl immer noch merkwürdig anzuschauen, aber doch auch langweilig scheinend und nichtsnutzig, töricht und blutend aus vielen Wunden ...

Er wandte sich ab mit erloschenen Augen, ohne nach dem Mädchen zu sehen, aber in den Zelten der Raubtiere, die sie nun betraten, wurde die Verwirrung nur noch größer, die Pein noch ärger.

Sie waren, diese Zelte, erfüllt von dem beißenden, stechenden Gestank der selten und ungenügend gereinigten Käfige. Die Menschen drängten sich durch die Reihen der Menageriewagen, Mädchen und Frauen hielten sich Tücher vor die Nasen, Männer schnitten indignierte Gesichter, die jungen Leute höhnten roh über das stinkende Viehzeug und konnten sich nicht genug tun in Worten, die von Verachtung triefen. Niemand schien zu ahnen, wie töricht es war, für den Gestank und Schmutz, für den allein die Männer der Menagerie verantwortlich waren, die Tiere zu schmähen, denen man alle Möglichkeiten ihres freien Lebens genommen hatte, und die man verkommen ließ in diesem Unrat. Bitter sah Hans Froment auf die Menschen: wie wohl würden sie aussehen, wenn man sie in einen solchen Käfig warf und nur zwei Wochen darin ließ, wie wohl würden sie und ihre Zellen stinken, diese lachenden Burschen hier, die verächtlich wegwerfend lächelnden Männer und auch die jungen Mädchen und die schönen, gepflegten Frauen? Es war so leicht, auch einem Menschen alle Würde zu rauben, ihn noch unter das gefangene Tier zu drücken, ihn zum Abscheu und Graus anderer Menschen zu machen, wenn man das wußte, wenn man es sich einmal vergegenwärtigte, war es erregend und empörend, den gemeinen Hohn anhören zu müssen, den die gedankenlosen Vergnügungssüchtigen über die in schmutzige Käfige gezwungenen Tiere ausgossen.

Bären, die traurig hinter den Gittern lagen und an ihren Pfoten suckelten, Wölfe, die das enge Geviert der Bretter, auf das sie verbannt waren, glatt und blank geschliffen hatten mit den langen Krallen ihrer ruhelos durch Tage und Nächte trabenden Läufe. Eisbären, gelb und maßlos verdreckt, sie lauerten aus ihren Höhlen gegen die Menschen an, tückisch und krank. Hyänen, von aller Welt verachtet, von allen Menschen bespien, sie trippelten wie Galeerensklaven hinter den Wänden der Eisenstäbe. Leoparden, schwarze Panther, Pumas und Jaguare, alle ihre Augen schienen krank, glühten böse und gereizt – die

schönen und starken Tiere waren in diesem verschmutzten, stinkenden Bagno nichts als verachtete Gefangene, die Tiere fühlten das gut, und sie alle schienen dem Maler besessen zu sein von dem einen wilden Wunsch: ausbrechen zu können und ihr Elend und ihre Schande den Menschen heimzuzahlen mit metzelnder Pranke ... Löwen und Tiger, Rudel von Verdammten, in die tiefsten Schlünde einer Hölle gestürzt, von deren gemeinem Schmutz und gemeiner Qual sie in ihren Freiheiten niemals etwas hatten erahnen können, eine Hölle, schmutzig und gemein wie der Mensch.

Und da stand dann vor schräg aufsteigenden Sitzreihen ein großer Wagen, den ein Löwe allein bewohnte, ein starkes, schweres Tier mit zottig dunkler Mähne, die Stallburschen schoben die Menschen in die Reihen der Bänke hinein und kassierten eifrig die Nickelstücke, sie hatten Glück, sie kamen gerade zurecht zu der großen Sensation des Abends: Signor Fortunato, der weltberühmte Tierbändiger, würde sogleich den Käfig dieses wilden Löwenungeheuers betreten, und diese Bestie, die noch vor wenigen Wochen in der Wüste gelebt und dort täglich ungezählte Tiere und Menschen ermordet hatte, zwingen, sich ihm zu Füßen zu legen. Diese wilde Bestie war elend und krank und halb verhungert, ihr königlicher Leib trug viele Spuren roher Prügel, und ihre Mähne war an unzähligen Stellen verbrannt. Und der Signor Fortunato, ein Landstraßenapoll in hohen, lackledernen Kanonenstiefeln, weißer, goldüberladener Phantasieuniform, an deren Brust zwei Reihen dicker Denkmünzen klirrten, Signor Fortunato hetzte mit Nilpferdpeitsche und glühender Eisengabel das verstörte Tier hin und zurück durch den Käfig, drückte es in eine Ecke, der Ruch verbrannter Haare, verbrannten Fleisches stieg auf, ekel und grausig über alles Maß, dann sprang der Löwe geduckt und eilig zwei-, dreimal über den vorgehaltenen Peitschenstock, verkroch sich vor den knatternden, knallenden Platzpatronen, die der Dompteur aus seinem Revolver jagte, furchtsam in eine Ecke, der Mann schlüpfte aus dem Käfig und posierte vor dem Publikum mit tiefen Atemzügen den noch einmal glücklich Geretteten und den Freuden des Lebens Zurückgegebenen. Hans Froment glaubte, niemals in seinem Leben ein widerlicheres Schauspiel gesehen zu haben, aber er sah, wie Frauen und Mädchen sich gegen die brutale

Jahrmarktsschönheit des Bändigers drängten oder sich an ihn heranschmeichelten – er wandte sich scharf auf dem Absatz und trabte eilig und geradenwegs dem Ausgang zu.

Christa, die ihm nacheilte, erreichte ihn erst, als er schon draußen war und die Treppenstufen vor den Kassen hinuntersprang. Vor der Fassade bog er den herandrängenden Menschen aus, da war sie bei ihm und hielt ihn fest. Er blieb stehen, er sah sie an, sein Blick kam aus weiter Ferne zu ihr zurück. Sie aber blickte ohne Furcht zu ihm auf, sie sagte: "Es tut weh, Hans, ich weiß es, ich weiß es gut. Aber Sie mußten das einmal sehen, ich habe es gewollt, Sie sollen sich nicht trösten und düpieren lassen von nebensächlichen Dingen, die man scheinbar für die Tiere schafft, die das alles aber vielleicht niemals sehen und nur um ihr Gefangensein wissen. Dinge, welche die Tiere nicht beachten, die ihnen nichts bedeuten, weil ihre Gefangenschaft immer Gefangenschaft bleiben wird, und wenn man sie noch so bunt und lustig aufputzt!"

Er hob den Blick, er ließ ihn durch den grellen, kreischend wilden Vergnügungsrausch des Jahrmarktes gleiten. Nun war es Abend geworden, der Jahrmarkt lag unter den tausend bunten Lichtern wie eine brennende Höhle in der Nacht und unter dem niedrigen Himmel, ein herbstlicher Wind weinte durch die Gassen der Buden und Zelte. Hans Froment sah wieder neben der Kasse, neben der dicken, pelzbehängten, schmuckbeladenen Frau, den alten Marabu stehen, unbeweglich wie sein eigenes Denkmal, grau, schmutzig, zerfleddert und wie räudig. Aber dann sah er der Menagerie gegenüber ein anderes großes, rundes Gebäude, es badete sich im Licht, die Eingangstüren standen weit geöffnet, er konnte den roten Ring einer Manege sehen, gelb leuchteten Sand und Sägemehl, und in diesem Rund trabten Pferde und Ponys und trugen johlende Reiter, kreischende Reiterinnen und auch jubelnde Kinder im ewigen Kreislauf dahin unter der schmetternden Blasmusik. Der Wind fauchte, das grelle Licht schrie, ungezählte Menschen lärmten unbeschwert – zog der alte Marabu nicht zwinkernd seine helle Nickhaut über die braunen, klugen, traurig weltabgezogenen Augen?

Hans Froment wandte sich mit heftigem Ruck seiner Begleiterin zu, er sprach sie an wie drohend: "Christa — ihr geht nicht sanft mit mir um, ihr erspart mir nichts. Und ihr habt wohl recht: einmal muß ich dieses alles wohl sehen, mit euren Augen sehen — aber ich weiß nicht, Christa, wie das einmal enden soll, was einmal daraus werden wird! Sie haben etwas entfesselt um mich her, nicht Sie allein, Christa, Ihr Vater, Martin Kenna, der Doktor Arnold sind es zuerst gewesen, dann aber auch Sie, ja, Sie — es ist wie eine Flut, wohin ich blicke, dunkel, trübe, verschmutzt und voller Blut. Und diese Flut steigt und steigt und schlingt mich ein. Noch habe ich die Kraft, mich abzuwenden, mich nicht übermannen zu lassen, noch habe ich den Mut zum eigenen Leben — aber ich fühle, daß ich diese Kraft und diesen Mut nicht mehr lange haben werde, daß sie mich verlassen werden, daß die Flut über mich kommt und ich in ihr untergehe. Ihr habt mir alle Schleier von den Augen gerissen, ich bin nicht der Mann, diese Augen zu schließen — aber ich bin ein Künstler, Christa, und ich habe keine Macht über die Gewalt der Bilder, die in mir auferstehen und erfüllt sein wollen. Sie kommen von allen Seiten auf mich zu, sie kreisen mich ein, sie stellen mich, diese Bilder — Christa, was soll werden, wenn ich diesen Bildern, zu denen ihr mich gezwungen habt, nicht mehr entrinnen kann?"

Sie sah zu ihm auf, ihre Liebe zu ihm leuchtete aus ihren großen Augen und machte ihr Dunkel ganz hell. Er aber sah ihre Augen nicht, die sich verrieten, er hörte nur ihre Stimme: "Dann müssen Sie sich diesen Bildern stellen und müssen sie gestalten, um sich wieder von ihnen zu befreien!"

Er sah über den weiten Platz, schwarz gedrängt voller Menschen, die ihr abendliches Vergnügen wollten, er schüttelte wild und traurig den Kopf: "Von diesem Elend befreit man sich nicht durch Bilder! Dieses Elend verlangt nach der Rede, dem Ruf, dem Schrei, der Anklage — denn dieses Elend ist nichts als die Schmach des Menschen! — Bilder — glauben Sie denn, Christa, der Mensch hängt sich das in Bildern an die Zimmerwände, an dem er sich hier und an tausend anderen Plätzen gemein vergnügt? In seiner Stube duldet er die Wahrheit nicht und besteht auf den schönen Schein und auf die gefällige Lüge!"

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und ließ sie liegen dort: "Hans!" sagte sie. "Da sind wir wieder auf dem Punkt, auf dem wir uns schon sooft im Streit

gegenübergestanden sind. Sie sehen das Leid der Tiere, das ihnen vom Menschen bereitet wird, und Sie halten den Menschen für eine urböse Bestie. Aber der Mensch ist das nicht, Hans, er ist viel weniger, er ist ganz etwas anderes als ein grausames Untier, er ist weder gut noch schlecht, er lebt nur in der Gedankenlosigkeit, in der und zu der man ihn erzogen hat. — Sehen Sie doch da drüben, wie sich die Menschen dort im Hippodrom vergnügen! Dort sind genügend Menschen dabei, die es ehrlich zum Tier zieht, die sich allen Ernstes für Tierfreunde halten. Sie reiten in der läppischen Manege, unter den Lichtern und der Blasmusik, sie sind stolz, einmal im Sattel sitzen zu dürfen, auf einem richtigen, lebendigen Pferd. Das ist ihnen eine Sensation, und sie freuen sich oder erstaunen an jeder Bewegung ihres Tieres, dem sie noch nie so nahe gekommen sind, und sie zeigen ihm ihre Dankbarkeit, indem sie es mit Zuckerstücken oder auch mit Bier traktieren. Macht sich aber nur ein einziger einen einzigen Gedanken über das Jammerleben, dem diese Pferde ausgeliefert sind? Nicht einer, Hans! Sie müssen ja auch arbeiten, den ganzen Tag sogar, in Fabrik oder Büro, da wird doch wohl ein Pferd sie am Abend mal für fünf Minuten auf seinem Rücken dulden können — das ist doch keine Arbeit für das Tier, das ist doch ein Vergnügen! — Grausam? Ja, natürlich ist es grausam, Hans, aber der Mensch ist das nicht — er ist nur leer, erkennen Sie das doch, namenlos leer, denkfaul und trägen Herzens. Wie lebt er denn, der Mensch? Er ist begnadet, in einer unausschöpfbar reichen Welt voller Schönheit und Wunder leben zu dürfen, aber er sieht diese Schönheit nicht, er kommt sich bettelarm vor inmitten des großen Reichtums und beklagt seine Armut gern und laut. Und wenn man ihm zusieht, dann sieht man ihn gleichmütig durch Schönheit und Zauber und Geheimnis dahinlatschen, da hat er die Hände in den Taschen, sieht nichts von der Gnade und der Gewalt der Schöpfung, die ihn auf Schritt und Tritt umgibt, da pfeift er sich den neuesten seiner dummen Gassenhauer, um sich über seine Einsamkeit in der Natur hinwegzulügen, und denkt an den nächsten Kinobesuch oder an den letzten Tanzabend. Er ist blind und dumm, ein Produkt jahrtausendelangen falschen Lebens, man kann den einzelnen nicht sonderlich schelten darum, und wenn man ihn anschreit, nimmt er es krumm und stellt sich noch dümmer, noch bockiger als zuvor, man muß

ihn sehen lehren, denken lehren, das ist es, Hannes, man muß ihm die Ehrfurcht vor dem Leben predigen, man muß ihm das so fremde und doch so nah verwandte andere Leben zeigen. Denn erst dann, wenn der Mensch alles Leben, das aus Gottes Händen gekommen ist, mit der gleichen Ehrfurcht, ach, nur mit dem gleichen Anstand betrachtet, wie er das eigene Leben betrachtet und behandelt wissen möchte, erst dann, Hannes, macht sich der Mensch wirklich auf den Weg zu einer Kultur. Heute hat er diese Kultur noch immer nicht, heute ist er immer noch nichts anderes als ein Barbar, der mit tausenderlei buntem Tand spielt. Solange es gilt in der Menschenwelt, daß der Stärkere den Schwächeren unterdrücken darf oder quälen oder ungestraft erschlagen, ganz wie seine Laune es will, solange es Schreiber und Denker und Redner gibt, die solche Untaten, solche Gottverlassenheit mit hochtrabenden Reden weltanschaulich fundieren, so lange bleibt alles verkehrt, unsauber und gemein."

"Unanständig! Das ist das Wort!" fiel Hans Froment ein. "Er hat natürliche Lebensrechte, dieser Mensch, wie jedes Lebewesen sie hat, er muß und darf also auch töten, um sein Leben zu erhalten — ach, Christa, Sie schelten mich unduldsam, aber vielleicht gestehe ich dem Menschen mehr Rechte zu, als Sie ihm geben. Aber er hat ein Recht nicht, und niemand hat das auf dieser Welt — just jenes Recht, das er anwendet alle Stunden, alle Tage seines Lebens, in den Sälen seiner Wissenschaft, in den Ateliers seiner Kunst, zu seinem Vergnügen hier, aus schierer Langenweile auf allen Straßen, in seinen Häusern und in seinen Stuben, jenes Recht, das ihn ausgestoßen hat aus dem reinen und klaren Gefüge dieser Welt: das Recht zur Gemeinheit! Und ich will und kann nicht länger stumm zusehen, wie dieses Recht zur Gemeinheit, wie dieser falsche Stolz auf das träge Herz, dieser Dünkel auf den leeren Kopf sich überall breitmachen darf und alle Zustimmung findet und mir diese Welt verpestet bis ins tiefste Herz!"

Das Mädchen Christa schlug die Lider über die Augen, um vor ihm das heiße Gefühl zu verbergen, das sie zu überwältigen drohte: "Sie werden es nicht ändern können, Hans! Der Mensch wird bleiben, wie er immer gewesen ist, Menschen, die ihn zur Besinnung aufzurufen wagen, pflegt er zu verlachen,

Hans, zu verlachen, das ist die wirksamste und zugleich lustigste Art eines Totschlages — und der ist schon tausendmal geschehen in dieser Welt. Von Ihren herrlichen Bildern von den schönen, freien, ungeschändeten Tieren werden immerhin manche Menschen sich angeregt fühlen, sie werden nachdenken, werden zum Tier, zur freien Erde, zu den wirklichen Gesetzen unserer Welt finden ... Diese Hoffnung dürfen wir nicht aufgeben!"

Er wandte gequält seinen Blick: "Meine Bilder, ja — aber das ist nicht genug, das reicht nicht aus! Was ich in den letzten Monaten gesehen, erfühlt, erfahren habe, das ist zu viel gewesen für mich, es peinigt mich, es drängt mich zum Ruf, zum Schrei, zur Predigt meinerwegen!"

"Sie werden mit Ruf und Schrei und Predigt allein nichts erreichen, gar nichts, ebensowenig wie alle die anderen Rufer und Schreier und Prediger in der Wüste erreicht haben!" mahnte das Mädchen Christa.

"Doch!" Er schrie es fast, und seine Augen brannten ihr wild und drohend ins Gesicht. "Zumindest das eine: nicht unehrlich, nicht feige vor mir selbst dazustehen. Nicht geschwiegen zu haben über die Schmach, die der Mensch den Tieren tagtäglich zufügt, mit der er sich tagtäglich selbst beschmutzt. Denn hier zu schweigen, nur weil man sich vor dem höhnischen Lachen irgendeines albernen und nichtsnutzigen Fatzken fürchtet — das wäre die Schande, Christa Delos! Und wenn es nur Gedankenlosigkeit sein soll, wie Sie es haben wollen, dann hat jeder, der das erkannt hat, zu sprechen — schweigen nämlich zu dem blutigen Unrecht, das aus ihr entstanden ist und täglich neu entsteht, schweigen würde ein nicht kleineres, ein nicht weniger schmutziges Unrecht sein!"

"Was soll man tun?" fragte das Mädchen ratlos. "Man kann nicht der ganzen Welt den Krieg erklären, jeder kann nur auf seinem Platz das Gute und Richtige zu tun versuchen!"

"Nein, nein!" unterbrach er sie wild. "Das ist längst nicht genug, das reicht nicht aus. Wenn einer anständig ist und hunderttausend sind gemein, und einer von diesen hunderttausend Gemeinen schlägt dem Guten zum Zeitvertreib, so im Vorübergehen, aus Machtkitzel oder aus seiner Weltanschauung heraus, die nur das Gemeine dulden will, mit dem Knüppel das Hirndach ein — damit hat man nichts geändert, nichts gebessert!"

"Dann zeigen Sie den Weg, Hans, den hunderttausend Menschen sofort und freudigen Herzens gehen würden, wüßten sie nur um ihn!", sah Christa ihn nun wieder voll an. Aber er hob verzweifelt die Schultern: "Es bleibt die Kriegserklärung des einzelnen gegen die Welt – noch weiß ich, noch sehe ich keinen Weg! Lassen Sie mir Zeit, Christa, noch weiß ich nicht, was ich beginnen soll, ich weiß nur, daß gegen dieses Meer von Leid und Schmerzen und Tränen meine Kraft ein Nichts ist und ein Nichts auch meine Kunst, die mir nicht länger allein genügen kann!"

Damit wandte er sich ab, von ihr und dem Lärm des Platzes, der sie in tausendfacher Melodie umorgelte, sie fühlte mit warm aufquellender Freude, wie er, zum ersten Male, seit sie sich kannten, seine Hand unter ihren Arm schob und sie sanft mit sich zog: "Jetzt aber lassen Sie uns endlich diesen scheußlichen Platz verlassen, ich kann diese Menschen nicht länger ertragen, nicht diese Musik, nicht dieses Lachen ... Sie haben recht daran getan, mir dieses alles einmal zu zeigen, diese Tiere hier in ihrer Not, die keiner sieht, und vielleicht habe auch ich bis heute niemals die Gefangenschaft richtig gesehen. Und noch jetzt wird es mir nicht leicht, sie mit Ihren Augen zu sehen, vergessen Sie nicht, Christa, daß ich ein Maler bin, und auch wenn ich vor einem gefangenen, gekerkerten Tier stehe, sehe ich das Individuum, seine Formen, seine Farben, ich sehe seine Geheimnisse oder taste mich doch ihnen nach – vielleicht vergißt man darüber manches, allzu vieles, vielleicht sollte man nach anderen Dingen aussehen ..."

Als sie dann, eine Stunde später, beim Abendessen saßen, Christa hatte darauf bestanden, daß sie auch in dieser Stadt den Ratskeller aufsuchten, denn sie hatte wenig Vertrauen zu den Küchen fremder Hotels, in den Ratskellern aber war man immer gut aufgehoben, und sie liebte die getäfelten Räume mit ihren Nischen und dem bunten Glas ihrer Fenster, als sie ihr Abendessen beendet hatten, schob Hans Froment seine Mokka- und Zigarettenbox plötzlich von sich, holte seine Zigaretten hervor, und während er sich eine davon anzündete, sprach er plötzlich lebhaft und wie mit einer seltsam grimmigen Freude: "Und doch haben Sie nicht ganz und mit allem recht, Christa, es gibt auch andere – nun ja:

Gefangenschaften!" Er sah auf die Uhr über seinem Handgelenk und wandte sich ihr sogleich wieder zu: "Jetzt will ich Ihnen etwas sagen, hören Sie gut zu! Wir setzen uns wieder in Ihren Wagen und fahren noch einmal los. Einige hundert Kilometer, aber etwa eine Stunde nach Mitternacht können wir am Ziel sein. Dann können Sie im Hotel schlafen bis zum Morgen – und dann zeige ich Ihnen, was ich Ihnen zeigen muß. Ich will das auch selbst einmal wiedersehen, gerade jetzt, unmittelbar nach diesem Leichenschauhaus der Tiere auf dem Rummelplatz! Wollen Sie, Christa? Aber ich bin verschwiegen wie Sie: Fragen werden nicht beantwortet, bevor wir am Ziel sind!"

Sie nickte ihm nur mit einem stummen Lächeln über den Tisch zu, er zahlte, und sie brachen sogleich auf. Als sie sich dann aber im Auto wieder hinter den Volant setzen wollte, kam er ihr zuvor und lachte sie übermütig an: "Jetzt fahre ich, und wenn nun einer von euren vielen Schutzleuten kommt, die nichts Besseres zu tun haben, als arme Reisende zu belästigen, Christa, dann können Sie ihm ja sagen, daß ich bei Ihnen chauffieren lerne, vielleicht hat der Mann dafür Verständnis, schließlich haben wir ja alle mal klein angefangen!"

Sie mußte sich fügen, und dann zeigte er ihr, daß er nicht schlechter zu fahren verstand als sie: er preschte aus der Stadt hinaus wie ein Verfolgter – ach, nur erst einmal diesen Rummelplatz, diese Hölle der Verfluchten und Verdammten hinter sich haben, daß man wieder frei atmen konnte! – und dann ließ er den Wagen durch die Nacht rollen. Die Wolken hatten sich gelichtet und gehoben, Sterne funkelten hier und da hinter dem ziehenden Gewölk hervor, und der Wind, unter dem die Wälder sangen, durch die ihr Fahrweg führte, war wieder weich und warm geworden, wie es der Sommernacht angemessen war. Hans Froment, immer noch die Elendsbilder aus der Menagerie vor Augen, die für alle Zeit unzerstörbar in seinem Herzen weiterleben würden, er wußte das gut schon zu dieser Stunde, Hans Froment, um sich zu befreien von dem Druck des Gesehenen, Geschauten, des Erlebten, begann wiederum zu erzählen von seinen Freundschaften mit Tieren in aller Welt. Nun sprach er von der großen Herde des alten Zena auf Ceylon, des weisen Elefantenhirten, von den klugen Jagdelefanten, die der kluge Jäger Sarbatti sich abgerichtet hatte wie Vor-steh- oder Stöberhunde – hundert Tiere

wuchsen aus der Nacht und zogen schön und stark, gewaltig und voller Geheimnis an den Augen des schweigenden Mädchens vorüber, verwehten wieder im Dunkeln der unter dem Nachtwind rauschenden Wälder — sie war sehr erstaunt, als die späten Straßen einer großen Stadt den Wagen aufnahmen, als Hans vor einem Hotel vorfuhr, das noch hell erleuchtet war zu dieser Stunde. Man nahm die späten Gäste auf, sie aßen und tranken noch eine Kleinigkeit, Hans geleitete Christa zu ihrem Zimmer, als sie die Tür hinter sich schloß, war es wie eine Trauer in ihr, daß dieser Tag des engen Zusammenseins nun zu Ende sein sollte, aber dann tröstete sie sich mit dem kommenden Tag, der ja auch noch ihnen gehören würde, und als sie in ihrem Bett lag, in dem sie, wie sie sich vorgenommen hatte, noch eine gute Weile wach liegen und alle Ereignisse und Gespräche und Zufälligkeiten des Tages noch einmal besinnlich Revue passieren lassen wollte, schlief sie ein, kaum daß ihr Kopf die Kissen berührte, schlief fest und traumlos durch die Nacht und erwachte erst am anderen Morgen, als das Telephon auf ihrem Nachttisch schrillte — und es war Hans Froment, der sie weckte, er saß schon im Frühstückszimmer und wartete auf sie.

Als sie an seinen Tisch trat, lachte sie ihn an: "Dort neben Ihnen liegt eine Speisekarte, Hannes, die müssen Sie schleunigst vor mir verstecken! Ich weiß nämlich nicht, in welche Stadt Sie mich verschleppt haben, und ich will es mir nicht sagen lassen, ich will es selbst erraten, ja?" Fröhlich ging er auf ihren Wunsch ein, drehte die Karte herum und bestellte das Frühstück. Aber dann merkte sie bald, daß er es mit diesem Frühstück recht eilig hatte, daß es ihn drängte, davonzukommen, daß Unruhe in ihm war und etwas wie eine heißhungrige Erwartung, sie war es dann, die das Zeichen zum Aufbruch gab.

Vor dem Portal aber bog er nicht ab, den Wagen aus der Garage zu holen, er ließ sich vom Portier eine Taxe herüberwinken. "Wir werden freier und ungenierter sein!" meinte er, als er ihr in den Wagen half und an ihrer Seite Platz nahm. Die Straßen flogen links und rechts an den Fenstern vorüber, das Mädchen Christa sah neugierig hinaus. Dann lächelte sie ihm zu: "Schade, Hannes, ich bin nicht dumm genug oder die Firmenschilder und die der Straßenbahnen verraten allzu viel, jetzt weiß ich schon, wo wir sind." Sie nannte

den Namen der Stadt. "Und jetzt weiß ich auch schon, was Sie mir zeigen wollen und freue mich darauf. Ich bin zweimal hier gewesen und habe es beide Male verpaßt – vielleicht hat es so sein sollen, damit ich heute mit Ihnen eine doppelt große Freude haben kann!"

Was er ihr zeigen wollte, war der Tierpark, der vor der Stadt in den Flußauen lag, der schönste und der Vollkommenheit nächste, den er kannte in Europa. Und er kannte ihn seit langen Jahren, er liebte ihn und hatte ihn oft besucht, ja, er war damals mehrfach ernstlich versucht gewesen, um diesen Park seine Wohnung in der Hafenstadt aufzugeben und in den Süden, an den Rand der Berge zu ziehen.²⁶ Aber – und er lächelte traurig vor sich hin, als ihm während der Fahrt die alten Versuchungen in das Gedächtnis zurückfielen, dann war es doch damals so mit ihm gewesen, daß er in einem Park des alten Systems näher an die Tiere herankam, sie besser beobachten und zeichnen konnte als in diesem weiträumigen Garten, und darum also war er geblieben...

Sie stiegen aus dem haltenden Wagen, sie trieben durch ein anspruchsloses Portal, die Stille eines Waldweges nahm sie auf. Fein und warm und leise harfte der Sommerwind durch die Bäume, der Himmel war hoch und leuchtend blau, weiße Wolken segelten stumm, und als der Wald sich öffnete, lag die Sonne golden über den Gehegen der Tiere.

Christa blieb betroffen stehen und schaute mit erstaunt sich weitenden Augen umher. Das hier war nicht ein Park, der zum Vergnügen der Menschen angelegt war, dieser unübersehbare Garten gehörte den Tieren, es war ihr Reich, das man hier betrat.

Sie sah die Elche in ihrem Sumpf, die Gemsen auf ihrem künstlichen Gebirge, sie sah die Prärie, auf der die amerikanischen Wildbüffel standen, die große Anlage für die indischen Pflanzenfresser, für sich allein war diese Anlage

²⁶ Bei der hier folgenden Darstellung liegt die Vermutung sehr nahe, daß es sich um den Tierpark Hagenbeck in Hamburg-Stellingen handelt, der durch die angenähert artgerechte Umgebung der Tiere zum Vorbild für andere Tierparks wurde und der dem Autor, der offenbar lange in Hamburg lebte, zweifellos bekannt war. Jedoch vermittelt der Autor hier überdeutlich, daß es um einen Tierpark weitab von "der Hafenstadt" geht, dazu an einer "Flußaue" gelegen (die sich in Stellingen nicht findet). Andererseits wird später erwähnt (im Kapitel *Der Hund Treu*), daß Hans Froment noch immer "in der großen Stadt am nördlichen Meer" wohnt, also in Hamburg. – Vielleicht ein (inkonsequentes) Vertuschungsmanöver, weil manches hier Dargestellte auch bei Hagenbeck nicht verwirklicht war?

fast so groß, wie sie manchen Garten kannte, sie sah die Nilgau-Antilope und den schwarzen Bock mit seinen braunweiß-seidenen Tieren und den verspielten, rührend schönen Jungen, Kraniche stelzten und Pfauen zogen ihre Schleppen über das niedrige Gras und über das Geröll des kiesigen Grundes. Sie sah die Giraffen im Paßgang durch die Weite ihres Auslaufes wehen, sie sah auf der afrikanischen Steppe Zebras und Strauße, Thompson-Gazellen, Rappen-Antilopen, Gnus und Riesenelen friedlich nebeneinander — sie wandte sich, warm lag die Röte der Freude auf ihrem jungen Gesicht: "Hannes!" sagte sie mit einer kleinen Stimme, durch die ihre Seligkeit schwang. "Hans Froment, das ist schön hier, schöner noch, als ich es jemals zu hoffen wagte!"

Er nickte zurück, er nahm ihren Arm und zog sie mit sich davon, er zeigte ihr alles, was dieser Park bot und er sprach von ihm mit einem Stolz, als sei dieses Werk seinen eigenen Händen entwachsen. Jedes dieser Gehege war so groß, daß es allen Tieren Spiel und freien Lauf gestattete, mitunter brausten die Herden dahin wie auf stürmischer Wanderung durch freie Weiten. Jeder Tierart stand ein Stück Welt zur Verfügung, das ihr alles bot, was sie zum Leben brauchte: Schutz vor den Menschen, weicher Rasen oder kiesiges Geröll oder federnder Sumpfboden auch, Wasserläufe oder Teiche, versteckt, unauffindbar fast lagen im Hintergrund die warmen hölzernen Stallungen für die Nacht, und mit Bäumen und Büschen gehörte jede dieser Anlagen unverwechselbar der Flußaue im Herzen Europas an, aber die exotischen Tiere fügten sich in diese Landschaft, als sei dieser Boden von allen Ewigkeiten an ihre Heimat gewesen.

Die Waldwiese der Hirsche, das phantastische Teichbecken der Robben, der See der Wasserbüffel, die kunstreiche Polarlandschaft, in der die Eisbären hausten und eifrig die noch wenig zahlreichen Besucher des frühen Morgens zur Abgabe ihrer Tribute anhielten, indische Rinder in Wiese und Wald, die großen Raubtieranlagen, die ihresgleichen nicht hatten in der Welt, Tiger und Löwen, die in voller Freiheit zu leben schienen und nach fauler Katzenart ihre Tage verdämmerten oder räkelnd verspielten, die heißen, wilden Sprünge der Leoparden in offener Schlucht. Hier nun war eine ganze Reihe von Leoparden nebeneinander untergebracht, und Hans Froment wies dem Mädchen Christa die Unterschiede zwischen dem afrikanischen und dem indischen Leoparden,

die Ähnlichkeit des Afrikaners mit dem Perser und die Verwandtschaft des dicht behaarten Mandschuren mit dem aus Indien. Sie sahen den Wald der Wölfe, sie mußten eine gute Zeit am Gitter entlangstreifen, ehe sie das kleine Rudel entdeckten, das sich im Herzen der Kiefernwaldung gelagert hatte und aus der Sicherheit seines Dämmerdickichts gegen die Menschen sah. Und dann kam auf das Locken von Hans Froment ein alter, breitrückiger und silberhaariger Leitwolf an das Gitter heran, sah zu ihnen auf aus klugen Hundeaugen, stellte sich schließlich am Gitter auf, und als das Mädchen Christa ihre Hand durch die weiten Drahtmaschen zwängte, nahm er ihre Finger zwischen seine starken gelben Zähne und drückte sie, behutsam und sanft, während seine Augen wie im stummen Einverständnis dem Mädchen zuzwinkerten. Über die Weite des Plateaus vor dem großen runden Kuppelbau spielten sich die Elefanten, Indier und Afrikaner, die größte Elefantenherde Europas auf ihrer größten Freianlage. Christa preßte ihre Hände vor der Brust zusammen, sie sah zu den Elefanten auf, sie sagte und stöhnte fast: "Hier ist es gut, Hannes, hier ist wirklich alles gut!"

Er stand neben ihr und sah wie sie zu den Elefanten auf, ach, gewiß freute sich sein Herz, daß er diese Tiere hier grüßen durfte, und dennoch wußte er gut, daß er niemals das Bild ihrer Brüder würde vergessen können, das er sich in der Nacht auf Papierfetzen skizziert hatte, diese jämmerlich zerschundenen Arbeitssklaven der Menagerie mit ihren zerfetzten Ohren, mit den ungezählten blutigen Löchern in ihrer Haut und der Verstörung des Irrsinns, die in ihren Augen gloste. Aber dann wandte er sich dem Mädchen zu und sagte eifrig:

"Es ist noch besser, als es sich im ersten Augenblick ansieht. Der Direktor hier ist nicht gerade hoch angeschrieben bei den Tierhändlern, Sie sehen nämlich eigentlich recht wenige Importe in diesem Garten, Christa, nur dort vielleicht, wo man eine Zucht aufbaut. Denn der Direktor ist in erster Linie Züchter, unter seiner Hand wachsen die Hirsche und Rinder heran, mehren sich die Bären und Luchse, die Tiger und Panther, die Giraffen, die Elefanten, die Flußpferde und selbst Steinbock und Gemse und Hase. Er züchtet — und er zieht in diesem Park langsam die Tiere der Wildnis zu Gefährten des Menschen heran, und damit entfällt der letzte Vorwurf, den man diesen Gärten machen

kann. Denn diese Tiere sind nicht mehr seelisch reine Wildtiere, schon gehört der Mensch in ihr Dasein, sie nähern sich ihm, wenn sie auch noch keine Haustiere sind, was viele von ihnen niemals werden, so sind sie doch auch nicht mehr der ewigen großen Feindschaft verschworen, die zwischen Mensch und Tier ist. Hier wachsen sie umhütet in den weiten Gehegen heran, die Wärter haben Kontakt mit allen Tieren und haben die meisten von ihnen bis zu einem gewissen Grad dressiert. Nicht zu irgendwelchen Zirkusproduktionen, nein, aber doch soweit, daß man sie zu Bewegung und Spiel anhalten kann, was ihrem Wohlbefinden nur nützlich ist. Hier ist ein Zwischenreich, Christa, hier wachsen die Tiere heran in ihrer alten Gestalt, die ihnen die Wildnisse gegeben haben, aber von Generation zu Generation finden sie sich näher zum Menschen – finden Sie nicht, Christa, daß das ein guter und schöner Gedanke ist und gewißlich wert, verwirklicht zu werden auf dieser sich von Jahr zu Jahr mehr verengenden Erde?"

Sie nickte stumm, sie hätte ihm nicht widersprechen können, und es war auch so, daß sie sich erwärmte an seiner Freude, daß sie fühlte, wie stark sein Herz in diesem weiten, schönen Park beheimatet war. Nach einer guten Weile erst sagte sie still: "Hans, ich muß Ihnen danken, daß Sie mir diesen Garten gezeigt haben. Ich will wie Sie die Gerechtigkeit, und wenn ich diesen Garten niemals gesehen hätte, wäre ich wohl ungerecht geblieben, und das ist eine Sünde, denke ich. – Ja, Sie haben recht, hier ist ein Zwischenreich – und man darf sich ehrlichen Herzens daran freuen!"

Arm in Arm trieben sie dann wieder durch die Häuser und die verschlungenen Wege entlang, sie sahen das unterirdische Aquarium, die große Station, in der die Menschenaffen untergebracht waren, die Häuser der Terrarien und der Insekten. Es gab keinen Mißklang in diesem Park, selbst vor den großen Vogelkäfigen konnte sich keine Klage erheben, denn die vielen kleinen Sänger aus Gärten und Wald hatten einen Raum, der gewißlich mehrfach größer war, als sie ihn in der Freiheit gewählt hätten, bunt huschten sie durcheinander hin, Wald und Unterholz, Futterkrippen und Tränken standen ihnen reichgefüllt zur Verfügung – mit hundert Stimmen hob sich ihr Gesang, schallte süß und fein ihr nimmermüdes Gezwitscher.

Sie fanden einen verwunschenen Platz, das war eine hinter Büschen versteckte Bank am stillen Biberteich, da saßen sie, träumten über das Altwasser und merkten kaum, daß sie Hand in Hand nebeneinander saßen.

Sie fanden einen zweiten Platz, der lag zwischen dem großen Elefantenhaus und dem Dschungelstück, in dem die Tiger lebten, sie saßen dort lange in stummer Seligkeit, und ihre Blicke gingen hin und wider. Aber auch der Wolfswald grenzte an diesen Platz, und von Zeit zu Zeit, immer, wenn sich kein Mensch in der Nähe zeigte oder sich hören ließ, tauchte stumm hinter dem Gitter der Altwolf auf, und dann mußte Christa aufstehen und mußte zu ihm hinübergehen, mußte ihre Hand durch das Gitter zwängen und sich zart und liebkosend von ihm beißen lassen. Und wenn sie dann wieder neben ihm saß, verbarg Hans Froment seine Beglückung und Rührung hinter langen, fachlichen Auseinandersetzungen über die Versuche des Direktors dieses Parkes, die alten Stammformen aus den heute lebenden Rinder- und Pferderassen wieder herauszukreuzen, und übrigens hatte dieser Direktor auch einmal einen Rotfuchsrüden mit einer spitzhundähnlichen Hündin gekreuzt und das Produkt aus diesen beiden Tieren dann wieder mit einem Präriewolf, und das war nun wohl der gelungenste Beweis für die Verwandtschaft aller Caniden, und die Wissenschaftler konnten nun nicht länger mehr den Fuchs aus der Ahnenreihe des Hundes leugnen ...

Sie saßen lange im Garten der kleinen, behaglichen Wirtschaft am Wasser, auf dem die bunten Enten schwammen, sie waren sehr still geworden und nun wußten beide, daß in diesem Garten das verlorene Glück ihrer Kindertage beheimatet war: dieser Garten war in Wirklichkeit ein Garten Eden, und wie es weder Zwist noch Kampf zwischen den Tieren zu geben schien, so lebte hier auch der Mensch im tiefsten Frieden des unverlierbaren Paradieses mit aller Kreatur. Sie wußten, daß sich andere Gärten würden wandeln müssen nach diesem Vorbild, das würde nur eine Frage des Geldes und der Zeit sein, sie lächelten sich beglückt an, und dann kehrten sie, Hand in Hand, zurück zu der stillen Bank zwischen dem Reich der Elefanten und dem der Tiger, zur Dämmerung flogen von allen Seiten die wilden Enten aus den Flußauen herein

und fielen läutend auf die Gewässer des Parkes ein, sie blieben, bis der Garten in der späten Dämmerung geschlossen wurde, und der Wärter, der ihnen diesen Schluß ankündigte, traf sie auf der Bank am Biberteich, durch dessen Wasser stumm der Biber rann, während sein Kopf zwei Silberkeile durch die Fläche schnitt, die sich zitternd hinter ihm verspielten. Und wenn ein Wermutstropfen auch in dem randvollen Becher der Freude dieses Tages war, dann war das allein das dunkle Heulen des Altwolfes, der mit klagendem Gesang den Abschied des Mädchens begleitete, am Gatter stehend und den Fang gegen den dunkelnden Abendhimmel gereckt, während hinter ihm der Wolfswald mit seinen wilden Brüdern in der zwischen den Bäumen aufsteigenden Nacht versank ...

Später dachte Christa oft und oft an diesen Abgesang des schönen und starken Wildtieres, an jenem Abend vergaß sie ihn bald. Sie strebten miteinander dem Ausgang zu, aber dann stand an ihrem Weg die Tür zum Elefantenhaus noch geöffnet, und Hans Froment kam nicht an dieser offenen Tür vorüber und zog Christa mit sich in das Haus. Und da standen die großen Tiere, Inder wie Afrikaner, standen hinter ihren Heubergen und schmausten still mit tanzendem Rüssel, bisweilen holte sich das eine oder andere Tier eine dicke Rübe aus dem duftenden, schilfigen Trockengras, setzte den freien Vorderfuß darauf, zerknackte sie und verspeiste mit genüßlich blinzelnden Augen die einzelnen Stücke.

Und kein Mensch im großen Haus, zwanzig Elefanten, das duftende Heu und der tiefe, gute Friede, der um diese Tiere war – Christa fühlte, wie Hans Froments Arm kam und sich leicht und leise um ihre Schultern legte, während seine Augen nicht von dem stummen Tanz der Rüssel ließen.

Sie lehnte sich gegen ihn, sie schmiegte sich an ihn, da wandte er sich ihr plötzlich zu, ihm war etwas eingefallen, er fragte bestürzt: "Christa – hat die Orchidee geblüht? Wie hat sie geblüht?"

Sie hob das Gesicht, sie lächelte zu ihm auf, dann legte sie ihren Kopf noch weiter zurück, hob sich um ein kleines auf den Zehen, ihre Augen öffneten sich weit, nun waren sie vom nächtig tiefen Dunkel, sie wölbte die Lippen, sie hob

sich noch und abermals um ein kleines, seinem Gesicht, seinem Mund entgegen, sie murmelte wie verschlafen: "So blüht sie, Hannes – so!"

In den folgenden Monaten entglitt Hans Froment auf sanfte und vielfältig verführerische Weise seiner Vereinsamung und damit auch seinen Verzweiflungen. Er war einmal ohne Elternhaus herangewachsen, er hatte nie die gute Wärme kennengelernt, die von nah verwandten Menschen kommt, er hatte nicht einmal echte Freunde gehabt, und in seinen Bindungen zu Frauen war er sehr einsam und auf sich selbst gestellt geblieben – und gnadenlos ausgeliefert war er zu allen Zeiten dem Dämon des Künstlers gewesen, der ihn ausschloß vom engen und warmen Glück der kleinen Leute, ihn von allen Gemeinsamkeiten trennte und ihn einzig seiner Sendung verband. Verbunden der Dämonie des Werkes, das erschaffen sein wollte, einzig ausgeliefert den Gesichtern, die ihn erhoben, die ihn aber auch ebensooft zu zerschmettern drohten, nahm ihn die schöne Gemeinschaft, die zwischen Vater und Tochter war, als ihren angestammten Dritten auf, leicht und lind lösten sich nun die alten Bitternisse, alle Ängste und alle Verkrampfungen des Vereinzelten auch – wie leicht trug sich alle Härte und alle Schwere des Lebens und selbst seine gnadenlosesten Erkenntnisse, wenn man sich nicht allein unter diesen Lasten zu beugen hatte. Das Glück der warmen Nähe vertrauter, verwandter Menschen –

Wie gut waren die Abende, die man miteinander versaß, vor den Bildern vielleicht, die entstanden! Vor den Augen von Tochter und Vater erst bewährten sie sich und stiegen in die Wirklichkeit, vor ihren Zweifeln setzten sie sich durch, vor ihrer Anerkennung stiegen sie leuchtend in ihre Vollendung.

Die langen Sommerabende auf der Loggia, die kleinen festlichen Abende in seinem Heim, wenn Christa vor ihrem Vater erschien, sich in der Küche verschloß und mit lachendem Mund und strahlenden Augen den beiden Männern bewies, daß eine Frau ihre Gäste besser bewirten konnte als ein Hotelkoch. Ungezählte Abende in seinem Atelier über den langen Reihen der Skizzenbücher, den ungezählten Farbstudien, vor der erwanderten, erjagten Welt in ihren Formen und Farben, ausgebreitet lag hier sein Ich, sein Wesen

und seine Heimlichkeiten, wie gut war es, sprechen zu dürfen über alles, das vor seinen Augen geleuchtet und ihm das Herz angerührt hatte, sprechen zu dürfen und verstanden zu werden.

Aber das Beste war vielleicht doch, nicht allein der Gebende zu sein, manchmal, ach, oft genug, mußte er denken, daß er, der die Welt umrundet hatte, sich von diesem alten Museumspräparator und seiner Tochter darüber belehren lassen mußte, wie diese Welt wirklich und richtig zu sehen war. Michael Delos, der seine Tiere kannte und ihnen verbunden war vom Kronenhirsch bis zum Wasserfloh. Christa, die das Meer liebte, so stark, daß sie ihm würde verfallen können, der großen Wiege allen Lebens, ihr Leben daran zu setzen, nur das Plankton zu studieren oder die Quallen vielleicht. Und wenn Christa vom Meer erzählte, dann sah man die Wolken ziehen über der langen, weißgischenden Dünung, dann hörte man den Wind heranbrausen und hörte die harten Möwenschreie in ihm, dann fühlte man den fetten Sand des Watts unter seinen nackten Zehen oder das zitternde Erbeben der Felsen, die von der tobenden Brandung berannt wurden. Wenn Christa von der See erzählte oder schwärmte, gleich, ob von dem grauen und rauhen Nordmeer oder vom blau verzitternden Sonnenglast über der südlichen See, an deren Strand die großen Seewasseraquarien standen, in denen sie hatte arbeiten dürfen, dann leuchteten ihre dunklen Augen hell wie die ihres Vaters – und immer dann besuchte er sie anderen Tages in ihrem stillen, hellen Saal der Mikroskope und der Kameras.

Und da ihm in den späteren Jahren alles blieb, was sich in diesen Monaten anspann, in denen aus ihnen dreien eine Familie heran- und zusammenwuchs, ja, sich noch ungeahnt reich vertiefte und ausbreitete, meinte Hans Froment, das schönste, reichste und tiefste Erleben in diesen Monaten von Christas Brautzeit sei für ihn die Entdeckung und Teilnahme an ihrer Welt gewesen, diese Welt der Mikroskope, die sie zwar verließ, um ihm anzuhängen, die sie aber niemals aufgab in all den Jahren ihres späteren Lebens, sondern sie mit sich brachte in ihre Gemeinsamkeit und diese damit abermals bereicherte und vertiefte ...

Christa arbeitete in einem einzeln und abseits liegenden Gebäude der großen Filmstadt, es lag am Ende des weiten Geländes, das oft zu Freiaufnahmen benutzt wurde. Diese Lage hatte den großen Vorteil, daß ein Besucher sich nicht erst am Haupteingang zu melden brauchte, um dort von den Portiers peinlich befragt und dann unter Eskorte durch die Straßen der Aufnahmehallen geleitet zu werden. Es gab da draußen an dem Feldweg, der sich unter der großen Mauer hinzog, eine schmale Gitterpforte, drückte man auf den verborgenen, nur für Eingeweihte auffindbaren Knopf der Klingel, so kam eine der Laborantinnen aus dem niederen, fensterreichen, bungalowwähnlichen Gebäude und ließ den Besucher ein. Verlegen stand er bei seinem ersten Besuch in dem überhellen Raum. Ein Gewirr von Leitungen und Kabeln verschlang sich über den Fliesen des Fußbodens, Mikroskope standen auf den Tischen, merkwürdige Modelle, die er noch nie zuvor gesehen hatte, Kameras waren an ihnen festgeschraubt, starke Lampen prallten ihre Strahlenbündel gegen die Objektträger. Es summte und tickte in der Apparatur, der Eindruck eines Laboratoriums war unabweisbar — er sah aus schrägen Augen gegen die technische Apparatur, die ihm ein Greuel war. Und da stand eine seltsam veränderte Christa vor ihm, im hochgeschlossenen weißen Kittel, das dunkle Haar unter einem weitmaschigen Florentiner Netz gebändigt, sie schien ihm ernst und streng, wie er sie niemals gesehen hatte.

Aber sie war es dann, deren Führung und Worte ihm die verwickelten Apparate und Maschinen vergessen machten und ihn an das Leben heranführten, das in Bildern einzufangen ihre Arbeit und Aufgabe war. Sie arbeitete an einem Kulturfilm, der das Plankton zeigen sollte, jene zahllosen winzigen Kleinlebewesen, die im süßen wie im salzigen Wasser dahintrieben, unsichtbar dem menschlichen Auge, und die erst unter den starken Linsen der Mikroskope ihre seltsamen und abenteuerlichen Gestalten zeigten: Muschel- und Schneckenembryonen, Oikopleura, Krebschen und Krebslarven, Larven auch vom Seeigel und Seestern, Kieselalgen und Fischeier — und tausend andere Wesen noch, die auszuentdecken und zu studieren ihm die Arbeit eines Lebens zu erfordern schien.

Doch ging solche Einführung nicht ohne Schwierigkeiten vor sich und brachte zuerst nur Verlegenheiten und Gelächter. Sie zeigte ihm Stücke bereits entwickelter Filme, er hielt sie brav gegen das Licht, wie sie es ihm zeigte, aber dann wußte er doch nichts damit anzufangen und fand sich auf den winzigen Bildern nicht zurecht. Sie setzte ihn in eines der Schneidekabinette, drückte ihm das Glas ins Auge, ließ ihn so die Bilderfolge betrachten — aber er fand sich auch hier nicht zurecht. Da nahm sie ihn kurzentschlossen, erbot sich über sein Ungeschick, mit in den kleinen Vorführraum, legte eine Trommel in den Apparat, spannte den Film ein, im verdunkelten Zimmer leuchtete die Leinwand silbrig auf: in der Mitte des Bildes stand ein Trompetentierchen und strudelte sich mit wirbelndem Wimperkranz seine Nahrung gegen die Mundöffnung. Und dann war da ein ‚Wasserschlauch‘, dessen Körper einem Fangsack glich, ein winziges Krebschen glitt hinein, ein zweites, drittes und viertes. Und da war ein Paramaecium, ein Pantoffeltierchen, es war aufgenommen in den Dressurversuchen in den Kapillarröhrchen, in denen es lernte, Bewegung und Drehung den veränderten, ungewohnten Gegebenheiten des Raumes anzupassen, und in einem anderen Versuch, in dem das nicht zwei Millimeter große Tierchen Nahrungskörper von bestimmter Gestalt von anderen unterscheiden und auswählen lernte. Da war — ah, da war das große Wunder: schon in diesen winzigen Lebewesen leuchtete neben den Instinkten vage und ungreifbar das erste Wetter der Intelligenz auf.

Mit heißem Gesicht wandte sich Hans dem Mädchen zu: "Aber das ist ja phantastisch, Christa! Diese Tiere sind das Interessanteste, was ich je gesehen habe!"

Sie sah ihn mit amüsiertem Spott von der Seite an: "Findest du?" neckte sie ihn. "Ich weiß nicht recht — eigentlich kann ich mit Daddys Hunden mehr anfangen!"

Aber er ging nicht ein auf ihren Spott, er war erglüht: nach diesem ersten Blick in bisher nur erahnte Welten wollte er mehr sehen, mehr und mehr. Christa jedoch wußte ihn zum Schweigen zu bringen. Sie konnte ihm von dem Film, den sie in Arbeit hatte, noch nicht mehr zeigen als ein paar kurze Streifen, aber dann rückte sie ihm einen bequemen Sessel zurecht, sie rief eines der

Mädchen aus dem Laboratorium und von den dort entwickelten und gepflegten Kulturen ab, sie öffnete einen Schrank, Filmtrommel reihte sich in ihm an Filmtrommel, sie ließ Hans diese ihre Filme vorführen, während sie selbst an ihre Arbeit zurückkehrte.

Und der Maler vermißte sie nicht, er saß in seinem Stuhl und entstürzte in eine namenlos fremde, wilde, aufrührerische Welt. Eine Welt, die dem Menschen nur in tausendfacher Vergrößerung sichtbar, ihm aber dennoch kaum jemals begreifbar werden konnte, die Welt der niedersten Lebewesen. Alles dieses Leben spielte sich im Wasser ab, im Wassertropfen, aber diese Wimpertierchen und Geißler, diese flimmernden Kugeln und goldenen Amöben waren nicht minder groß und interessant wie Elefant und Tiger, wie Menschenaffen oder Stiere — und es war ein Abenteuer ohnegleichen, ihr seltsames, kaum geahntes Leben zu schauen mit eigenen Augen. Dieses Leben, das sich in unermeßlicher Fülle ergoß durch Meere und Seen, das alle Gewässer erfüllte, vom Weltmeer bis zur Regenpfütze, bis zum letzten, verdunstenden Tropfen in einer Dachrinne, dieses Leben, das einmal zuerst erstanden war und auf eine Weise, von welcher der Mensch immer noch nichts wußte, dieses mikroskopisch winzige Sein, dem alle anderen Formen entstiegen waren im Lauf der Jahrmillionen — aus dem Paramaecium, aus der Volvox war schließlich der Elefant gekommen, der Gorilla und der Mensch ...

Welch ein Rätsel, welch ein ewiges Wunder war dieses: das Leben! In diesen Stunden vor der flimmernden Leinwand, vor diesen Gründen und ersten Stufen des Lebens, lernte er, der Schönheit und unfaßbare Vielgestalt der weiten Welt mit seligen Augen in sich eingetrunknen hatte, hier lernte er die tiefste und die frommste Ehrfurcht, die auch den Forscher sich neigen läßt vor dem Unerforschlichen. Er sah das Leben der Tiefen und der jahrmillionenalten Anfänge, er sah es mit seinen Augen. Aber er kam ihm nicht näher bei all seiner Winzigkeit und Schlichtheit, bei der fluoreszierenden Durchsichtigkeit der Körper, die es bewegte, es wurde ihm größer und geheimnisvoller noch, als es ihm je in den großen und starken und wilden Tieren der fernen Wälder und Dschungeln erschienen war. Denn was war dieses: das Leben?

Niemand wußte es zu benennen, zu fassen, ein Endgültiges von ihm auszusagen. Nichts wußte der Mensch vom Leben — nichts anderes, als daß es zu zerstören war. Hans Froment aber saß zu dieser Stunde am verborgensten, aber auch am klarsten Quell des ewigen Lebens, und sein Blick drang tief in die Werkstatt der Schöpfungsgeheimnisse: da vor ihm auf der Leinwand erstand das durchsichtige Ei des Seeigels, es war befruchtet, es teilte sich, zweimal, viermal, unendlich oft, und die einzelnen Zellen bauten sich auf und zusammen nach ewigem Gesetz, bis der Wille des Lebens, der sich bereits in diesen Zellen und ihrer Bewegung manifestierte, zu neuem, endlichem Ausdruck kam im fertigen Tier. Dieses Leben — es war ein ewiges Rätsel, es war eine Welt der Geheimnisse und der Wunder...

Er, gewohnt, sich mit den Augen der Welt ohne Rest hinzugeben, nichts anderes zu sein ihren Eindrücken gegenüber als ein Schwamm, der sich voll Wasser saugt, er war wie zerschlagen und gerädert, als er am ersten Abend neben Christa den Atelierraum verließ — aber am nächsten Tage war er schon wieder bei ihr. Sie rückte ihn in dem Raum, in dem sie arbeitete, ein Tischchen an eines der großen Fenster, stellte ein Mikroskop mit zwei Okularröhren vor ihn hin und baute eine Serie von Präparaten neben ihm auf. Er setzte sich, er schaute durch die Gläser — und dann verstummte er für den Rest des Tages. Er sah das Protoplasma, den Urstoff des Lebens, aber es war kein Stoff, es war ein Gebilde, das sich im ewigen Stoffwechsel befand. Er hatte in früheren Jahren manchmal durch ein Mikroskop gesehen, aber der Blick durch die eine Linsenfolge war ihm immer beengend, war ihm wie ein Stück Arbeit erschienen, das zu leisten war, in diesen binokularen Apparat aber schaute er nicht anders, als er am Tage zuvor gegen die Leinwand geblickt hatte — plastisch und farbig erstand das Bild des Tieres, das Abbild des Lebens vor ihm, es war eine Zauberwelt, und er versank tief hinein.

Hatte er denn schon wirklich etwas gesehen von den Wundern dieser Welt? Er hatte nichts gesehen! Er hätte nicht die Welt zu bereisen brauchen, um das Schauern vor der Größe der Schöpfung zu lernen — wenn er sich ein Mikroskop gekauft und mit ihm gearbeitet hätte in den vergangenen Jahren, vielleicht hätte er eine größere Summe an Wissen, Erfahrung und Einsicht

erworben, als er sie sich in den wilden Wäldern, in den Prärien und den großen Sumpfdschungeln hatte erlaufen können. Er war über die Meere gefahren, gewiß, sie hatten ihn mit Schauern und Ehrfurcht geschlagen und begnadet – waren aber die Schauer, die er jetzt hinter den Gläsern des Mikroskopes erfuhr, geringer und kleiner? Da lagen die Präparate von Foraminiferen und Radiolarien vor ihm, ihre Skelette aus Kreide oder Kiesel zeigten eine Formenfülle, vor welcher der menschliche Geist, das menschliche Fassungsvermögen stumm verzagen mußten, sie zeigten den spielerischen Kunstwillen der Natur in einem solchen Übermaß des Reichtums an formender Kraft, daß ihm, dem Maler, nichts blieb, als gedemütigt für alle Zeit zu verstummen. Aber dann war es so, daß in dieser Demut, die zu erlernen war, auch die tiefste Beglückung wohnte: vor diesen Bildern, die das Mikroskop aufleuchten ließ, verstummte man wie ein spielendes Kind vor den bauend schaffenden Händen der großen Mutter – man brauchte sich nicht zu quälen, nicht sich abzumühen, nicht Sturm zu laufen, zu leiden und zu lästern, man barg sich in den mütterlichen Schoß, und alles war in diesem Schoß und auch der Schöpferwille, vor dem man sich zu bewähren hatte, vielleicht nur darum, weil man nun wußte, daß der Funke, der davon in der eigenen Seele brannte, dem tiefsten Geheimnis der Welt entstiegen war ...

Derart also gingen in ungezählten Tagen und Abenden die Monate dahin, vom Glück der fraglosen Zusammengehörigkeit durchwärmt, sie schlugen gemeinsam alle Anstrengungen Michael Delos' zurück, der wild entschlossen war, seiner Tochter eine standesgemäße Aussteuer mitzugeben, wie sich das nach seiner Meinung gehörte, und ihr Haus mit Plüschmöbeln aus der napoleonischen Zeit vollstellen wollte, sie heirateten im frühen Sommer, sie fuhren für einen langen Honigmond in das Gebirge.

Aber auch dort, verborgen fast in wilder Einöde, fing ihn der Blick seiner Götter, rührte die Hand, die sein Schicksal bestimmte, seine Schulter, er war geboren, sich zu erheben in der Welt und auch wider die Menschen – die Götter mahnten ihn und ließen ihn dem Hund Treu begegnen.

Der Hund Treu

Von irgendeinem Geräusch geweckt, schlug Hans Froment die Augen auf. Das nahe Fenster, breit und niedrig, war ganz geöffnet, und die warm duftende Luft des sommerlichen Morgens erfüllte das bäuerliche Schlafzimmer unter dem Dach des alten Forsthauses. Jenseits der Wiese erhob sich der Wald, dunkel und grün sah Hans Froment sein Baummeer bergab fließen und wieder bergauf, durch Täler und über die Hügel, silbern schnitt in der Ferne ein Fluß hindurch, wenn man an seinem Ufer stand, war er grün und rauschte eilig und seifig dahin, und dann reckten sich die Felsen, und vor den Himmel schwang sich die gewaltige Silhouette des großen Gebirges mit seinen Gipfeln und Stürzen und Schründen. Das ferne Eis der Gletscher glitzerte im Sonnenlicht, Sonnenlicht schwemmte golden über den endlosen Wald, über das Haus und fiel in schräger Bahn durch das Fenster. Und der herbe, wilde Duft der Bergwiese, das tausendfache feine Rufen und Singen und Zwitschern und Zirpen der ungezählten Vögel, und irgendwo schepperte blechern die Glocke einer langsam dahinschweifenden Kuh...

Christa trat vor das Fenster. Dünn, blau und seiden floß das Nachtgewand an ihr herab, nur mit einem schmalen Band unter der Brust gerafft. Wie sie jetzt im Lichte stand, war es, wie wenn die dünne Seide verwölkte, Hans Froment sah die knabenhaft hochbeinige Gestalt, die zierlich schlanken und doch festen Formen, die er so gut kannte — vor Wochen war die Hochzeit gewesen, seit Wochen lebten sie in diesem einsamen Bergjägerhaus, seit Wochen war Christa seine Frau und ward er nicht müde, diese schmalen, festen, behenden Glieder

in seinen Armen zu halten. Jetzt sah er sie stehen im Licht, und sein Herz war erfüllt von der Wärme zärtlicher Beglückung: Christa, sein Weib!

Draußen im Zwinger bellten zornig und traurig die Hunde, Christa beugte sich vor, aber dann knisterte und raschelte es schon an der Hauswand, und dann tauchten die beiden schwarzen Eichhörnchen an der Fensterbank auf und empfingen aus Christas Händen ihren morgendlichen Tribut. Eine Minute lang saßen sie auf dem blanken Holz und knabberten an ihrem Gebäck, dann glitten sie eilfertig wieder hinaus und hinab, und wieder bellten die Hunde, die sich täglich über die dreisten Eichkatzen ärgerten, die es wagten, unter ihren Augen und dicht am Zwinger vorbei, den Hof der Försterei zu überqueren. Dann aber, ohne Übergang, heulten die Hunde in langen, hohen Tönen, und Hans Froment, ohne sich aus dem Bett zu rühren, wußte genau, was dort draußen vor sich ging, er lachte: "Jetzt geht der Caspar mit dem Rauhbautz in den Wald und läßt wieder mal alle Setter im Stall!"

Christa wandte sich ihm sogleich zu, groß und weich und schimmernd standen ihre dunklen Augen in dem morgenfrischen Gesicht: "Ah — der hohe Herr haben geruht, zu erwachen!"

Er setzte sich in seinen Kissen auf und nickte voll Würde: "Sehr richtig, ausgezeichnet beobachtet und mit verblüffender Intelligenz analysiert! Aber warum eigentlich wird man nicht geweckt, wie es sich nach alter Sitte in einer guten Ehe gehört?"

Sie wies ihm lächelnd die blanken Zähne: "Weil mir das zu gefährlich ist, sehr geehrter Herr Froment! Ich habe nämlich herausgefunden, daß du ein ganz und gar unberechenbarer Mensch bist. Mitten in der Nacht bist du heimgekommen, dann hast du mich armes Weib aus Schlaf und Bett gejagt, ich hab dir Essen bringen müssen, und dann hast du mir endlos von deinen Igel'n erzählt und von einem Dachs im Wald, und ich war doch so müde, Hans, und dann —" sie errötete und sah zum Fenster hinaus, aber schnell lächelte sie wieder: "Nein, wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Und bei dir ist man immer in Gefahr — erzähl mir lieber, wo du nun eigentlich wirklich in der Nacht gewesen bist, Hans!"

"Bei den Igel natürlich!" nickte er. "Ich habe drüben im Wiesengraben auf der Lauer gelegen, ich weiß nicht, wie lange Zeit!"

"Ich möchte nur wissen, was du plötzlich mit den Igel hast!" sagte sie und zog grübelnd die Brauen zusammen.

"Was ich mit ihnen habe? Sie sind die interessantesten und zugleich die lustigsten Tiere, die man sich nur denken kann!" gab er voll Eifer zurück. "Und ich möchte was herauskriegen, was den Gelehrten bis heute nicht recht geglückt ist: ob der Igel nämlich Mäuse fängt oder nicht. Der eine Wissenschaftler sagt, ja, er fängt, und der andere sagt, nein, er fängt nicht, er kann gar keine Maus fangen, er ist viel zu langsam und zu ungeschickt dazu. Und ich glaube, diese Männer haben recht. Die Nacht war sehr hell, ich habe die Igel laufen gehört und habe sie oft recht gut sehen können, und überall piffen die Mäuslein, mitunter ganz nahe bei den Igel, sozusagen zwischen ihren Füßen, aber es hat nicht einer Jagd auf sie gemacht! Es ist überhaupt eine Menge Interessantes an den Igel, ich bin ihnen doch nun schon durch eine ganze Reihe von Tagen auf der Spur, aber ich habe bis heute noch keinen Laut von ihnen gehört, sie sollen keckern, sie sollen auch schreien können, aber meine Igel husten bestenfalls einmal. Sie husten wie wir, ja. — Das mit dem an ihren Stacheln aufgespießten Obst ist natürlich Unsinn, aber mit der Systematik müßte man sich einmal näher befassen. Man will da zwei Arten unterscheiden und zerlegt die in zehn Unterarten, ich glaube, da ist man auch auf dem Holzwege — wir wissen eigentlich beschämend wenig gerade von den Tieren, die von jeher in unserer nächsten Nähe leben!"

Christa war herangekommen und setzte sich nun auf die Kante seines Bettes, die schöne Stirn immer noch in ernsten Sorgenfalten: "Weißt du, Hans, manchmal habe ich Angst um dich! Du bist doch ein Maler und bist kein Wissenschaftler! Du brauchst dir doch nicht über solche abwegigen Dinge den Kopf zu zerbrechen, darfst es vielleicht nicht einmal — du bist ein Maler, du sollst sehen und nicht grübeln!"

Er lachte sie aus: "Wie einfach du dir das denkst, dumme Christa! Natürlich: ein Maler braucht nicht zu denken, der pinselt seine Bilder 'runter, wie das Pferd seine Äpfel fallen läßt!"

"Ach nein!" sagte sie unmutig. "So habe ich es selbstverständlich nicht gemeint. Aber — also ich weiß nicht, ob das alles gut ist für dich! Du hast immer mit dem Vater zusammengehockt und mit dem Doktor Arnold und mit beiden immer über den wissenschaftlichen Zeitschriften und Büchern — Anatomie, Systematik, Ökologie und Psychologie — fürchtest du nicht, daß du dir mit diesem unnützen Ballast die schöne freie Sicherheit verdirbst, mit der du bisher deine Bilder gemalt hast?"

"Die schöne freie Sicherheit habe ich mir schwer und mühsam erarbeitet, Christa!" sagte er ernst. "Um ein gutes Bild malen zu können, braucht man viel, viel mehr als das, was dann der Beschauer in ihm sieht. Ich bin vielleicht nicht einmal ein richtiger Maler, ich habe mir alles erreichbare Wissen um die Tiere angeeignet, und daraus habe ich sie dann gestaltet. Die Sicherheit kommt daher, weil ich viel mehr weiß und kenne von den Tieren, als ihr zu sehen bekommt: immer, wenn ich ein Tier auf die Leinwand lege, ist mir zumute wie einem Bildhauer, der einen Riesenblock Marmor in sein Atelier geschafft hat, und nun daran geht, aus diesem Riesenblock die kleine Statue zu meißeln, sie aus ihrem Gefängnis zu erlösen, die ihm vor dem inneren Auge steht und die für ihn lebt in diesem Marmorblock. jeder Mensch sieht später nur die Statue, an die Gesteinstrümmer denkt nicht einer, aber dem Bildhauer wäre es nicht möglich gewesen, sein Werk anders zu schaffen — zuerst mußte er einmal den Riesenblock finden und haben und bergen, und das war das schwerste Stück seiner Arbeit — die Statue selbst, ach, die wollte nur befreit sein ... Aber du kannst es auch anders sehen, Christa, du weißt, daß mir die Kunst nicht so wichtig ist, wenn ich mehr mit meiner Arbeit schaffen kann als nur ein Kunstwerk, wenn ich darüber hinaus vielleicht zu meinem Teil ein klein wenig der Wissenschaft dienen könnte — Christa, ich würde um solchen Gehalt immer die Forderungen der Kunst und der Künstler ignorieren!"

"Das eben ist deine Gefahr, meine ich!" beharrte sie. "Ein wirkliches Kunstwerk ist hundertmal mehr wert als hundert Lehrbücher. Und du kannst Kunstwerke schaffen — warum bekennst du dich nicht zu ihnen und liebäugelst mit anderen Dingen, mit denen du selbst deine Arbeit nur herabsetzt? Du bist ein Künstler —"

"Und habe also zu pinseln und nicht zu denken, ich weiß, ich weiß, mein kluges Eheweib!" fiel er ein. "Und mit den Wissenschaften habe ich mich keinesfalls einzulassen, die verderben nur die göttergleiche Naivität des künstlerischen Menschen, der bekanntlich kein Wissen braucht, sondern von Intuitionen erleuchtet wird – und wenn ich mich in meiner Freizeit einmal geistig mit den Tieren beschäftigen will, dann darf ich jene schrecklichen Wadenstrumpfbücher aus Wald und Heide, aus Kratt und Moor lesen: Schaftstiefel und Lodenmantel und Gamsbart am Hut, und Pastorentabak in der Piep und ein *Horrido!* auf den Lippen und Wildtöters niemals fehlendes Rohr auf der Schulter ... Oder die noch schrecklicheren Schwarten, in denen die Tiere gebildete Konversation treiben – ach, Christa, der Förster Caspar hat da unten in seiner Stube einen Hunderoman, und die Dogge, die Heldin dieser Erzählung, ist eine faustische Natur und zieht in die Welt hinaus und predigt den anderen Hunden, daß man zum Menschen halten müsse, um sich aufwärts zu entwickeln und vollenden zu können, und einmal kommt diese Dogge durch ein Dorf, und vor der Tür des Herrn Pastoren steht ein großer, schwerer Bernhardiner, und die Dogge, verkommen und verhungert von langer Reise, fühlt sogleich eine warme Freundschaft zu diesem Tier in sich aufsteigen und geht auf ihn zu und fragt ihn leuchtenden Auges: *Du gefällst mir, darf ich Onkel zu dir sagen, Onkel Bruno?* – Und die Pferde auf der Koppel bemitleiden tränenden Auges die armen Hirsche, die keinen Stall haben und immer im dusteren, dusteren Wald leben müssen – verlangst du wirklich von mir, daß ich mich mit diesem schwachsinnigen Zeug abgeben soll? Danke schön – dann hundertmal lieber die nüchternste Wissenschaft. Denn dabei kann ich immer noch was lernen, die anderen Bücher machen mich nur dumm im Kopf, ich will die Tiere und nicht das Bild, das sich haltlos phantasierende Schemelreiter von ihnen machen. – Habe ich dir überhaupt schon erzählt, daß mir in der Nacht wieder einmal der alte Dachs begegnet ist? Beinahe über den Kopf ist er mir gelaufen, als ich ihn anblies, machte er *Woff!* wie ein veritables Wildschwein, und dann verschwand er in einer für einen Dachs höchst unwürdigen Eile. Du – so ein Dachs ist mindestens ebenso interessant wie ein Igel!"

Sie sah ihn an, der umständlich seine Zigarette im Aschenbecher ausdrückte: "Ach du, mein Elefantenmaler, mein Tigerporträtist, mein Löwenheld, mein Taucher von den Korallenbänken der Südsee, mein Bärenmann aus dem dunkelsten Kanada! Den seltensten und scheuesten Tieren dreier Kontinente bist du nachgelaufen durch die dicksten Wälder, hast alle Skizzenbücher voll und könntest nun in Ruhe Bilder ohne Zahl malen – und jetzt opferst du deine Nächte, um Dachs und Igel belauschen zu können! Was ziehe ich nun an, heute – Dirndl oder Kurze, Hannes?" Das war ihre Frage an jedem Morgen: ging man nämlich in den Wald, dann zog sie das Kleid an, zartgeblumt, weitfaltig und bequem, das in den Bergen von den Frauen getragen wurde. Kletterte man jedoch im Gefels umher, dann stieg Christa in die kurze Lederhose, die landesüblich allen Gebirglern zustand, und schritt, ein schöner, schlanker, zäh ausdauernder Knabe, neben ihrem Mann dahin. Er sah sie am liebsten in dieser Tracht, die dunkle Lederhose an den hohen Beinen, das weiße Leinenhemd über der Brust und das Haar unter dem runden Hut mit der Spielhahnfeder geborgen, er hatte sie schon manchmal genasführt, hatte vom Klettern im Gebirge gesprochen und hatte dann doch den Tag mit dem Knaben in der Lederhose auf den heimlichen Waldwiesen verlegen – heute aber war er ehrlich, er schwang sich mit beiden Beinen aus dem Bett hinaus: "Das Dirndl! Wir wollen sehen, ob wir heute das Hirschrudel erwischen – wenn nicht auf der heimlichen Talwiese, dann vielleicht doch nachmittags am Hochsitz in der Bergwand!" Und dann stürmte er trotz ihres empörten Protestes das Waschzimmer.

Als sie zusammen aus der Haustür traten, blieben sie wie auf einen Anruf stehen und faßten sich unwillkürlich bei den Händen: aus dem Tal stieg, gelb und leuchtend in der Sonne, ruhend auf dem Wind mit weitklafternden Schwingen, der Adler auf, hob sich in die Höhe, schwang dahin, stand nun schon hoch über ihnen, aber dann war es, als ob er seinen Kopf zur Seite neigte und auf sie herabsah. Ohne einen Flügelschlag zu tun, ließ er sich dann vom Aufwind noch höher tragen und entschwand ihrem Blick hinter dem Haus. Sie sahen sich an mit leuchtenden Augen: allmorgendlich ward ihnen dieser

Anblick, und allmorgendlich fühlten sie die gleiche überstarke Beglückung in ihrem Herzen: leben zu dürfen in diesen Bergen, in diesem Haus, über dessen Dach sich allmorgendlich der Adler hob ...

Dann setzten sie sich auf die Bank am Haus, und sogleich kam das Mädchen herzugelaufen und deckte ihnen den Frühstückstisch. Und wie an jedem Morgen, so belustigten sie sich auch heute an den unglaublichen Quantitäten, die man da vor ihnen aufbaute, ernstlich erwartend, daß sie reinen Tisch machen würden mit ihnen. Frische Milch in Krügen, eine Riesenkanne voll duftenden Kaffees, die volle Butterdose, ein Körbchen mit weichgekochten Eiern, festes, helles Bauernbrot, Geräuchertes, Wurst und Käse und Bratfisch. Sie zierten sich nicht, sie aßen und tranken mit dem guten Appetit, den ihnen die Bergluft bescherte, aber als sie wieder aufstanden vom Tisch, da war es wie an jedem Tag: da war keine sonderliche Leistung festzustellen, nur genippt schienen sie zu haben an allen Tellern und Schüsseln – und wie an jedem Morgen schob das Mädchen die Unterlippe zur Schippe vor und sagte vorwurfsvoll: "Also Sie essen auch rein gar nix! Das kann doch nicht gesund sein, sowas von einer Hungerei!" Und wie an jedem Morgen setzte sie hinzu mit einem unzweideutigen Seitenblick auf die junge Frau, die längst schon wußte, was kommen würde und mit sanft errötendem Gesicht den hohen Himmel nach dem entschwundenen Adler absuchte: "Und dazu noch, wenn man auf seiner Hochzeitsreise ist und in den Flitterwochen! Meinen Sepp, den müßten Sie einmal sehen, wenn er zur Nacht bei mir eingeschaut hat – also, der würd' Ihnen die ganze Tischplatte ratzkahl leerfressen, und dann würd' er sich umschauen und würd' sagen: einen Hunger hab i!" Und dann kam, wie an jedem Morgen, das vergnügte Gelächter von Hans Froment, und dann lief das Mädchen Christa eilig davon, denn sie wußte gut, daß nun wieder zwischen ihrem Mann und diesem erschütternd offenerzigen Mädchen die nie zu Ende gebrachte Kontroverse anhob über die in diesen Bergen übliche Sitte des Fensterlins, die von beiden Seiten mit größtem Freimut und intimster Sachkenntnis geführt wurde, so daß es für eine junge Dame aus der Stadt weitaus besser war, vor den ungeschminkten Worten rechtzeitig zu entfliehen – sie lief also in die Küche und holte den Rucksack heraus, in den man ihnen

die Lebensmittel für den Wandertag eingepackt hatte, von denen sie am Abend stets mehr als die Hälfte wieder zurückzubringen pflegten. Und dann half sie scheinbar ihrem Mann, diesen Rucksack aufzuschnallen, aber statt ihm wirklich zu helfen, stieß sie ihm wieder und wieder die schmale Faust schmerzhaft zwischen die Rippen, es war doch ein Skandal, wie vertraulich er mit diesem Mädchen tat, und es konnte doch kaum mit rechten Dingen zugehen, daß dieses nette, hübsche, stramme Ding mit ihm so freimütig über die Burschen sprach, mit denen sie probiert hatte – "Aber no, es war nix mit ihm, gor nix!" –, so etwas mit lachendem Mund zu sagen war doch ganz unmöglich für ein vom Weibe geborenes Weib! Aber dieser schreckliche Hans lachte nur ruchlos und vergnügt, auf der Schwelle erschien die immer dunkelgekleidete, an der Weltferne hier melancholisch gewordene Förstersfrau und nickte ihnen nach, Hans schob seinen Arm unter den ihren – und dann tauchten sie für einen langen seligen Tag in den Bergwald ein, dessen grüngoldene Dämmerung sie aufrauschend umfing.

Und der Tag im Wald war ein wunschlos glückliches Aufgehen in seinen webenden Zauber, war Wandern und Schauen und endloses Beglücktsein von den unerschöpfbaren Wundern ringsum, war ein faules Ruhen im stillsten Winkel des wilden Waldes, war eine gelungene Pirsch gegen die kleine Waldwiese, auf der sie wirklich dann die Hirsche entdeckten, die sich still gelagert hatten und nichts davon ahnten, daß Menschengenossen sie beobachteten. Waren Küsse tief in der grüngoldenen Dämmerung, waren Stunden am heimlichen Ansitz, und die Hirsche kamen abermals und zogen an ihnen vorbei, und dann erlebten sie, wie die Dunkelheit aus den Tälern stieg, der Wald rauschte auf zur Nacht, Sterne erglommen über den fernen Gipfeln, selig müde strebten sie heim durch das sich rasch vertiefende Dunkel, und dann war es wie ein Gruß, als sie aus dem Wald traten und ihnen das erhellte Fenster des Forsthauses durch die Finsternis entgegenglühte.

Aber dann saß ihnen am Abendbrottisch ein düster verschlossener Mann gegenüber, und das war der Förster Caspar Frey, ihr Gastgeber, der sonst von einer stillen, aber unzerstörbaren Fröhlichkeit zu sein pflegte. Er war seit langen

Jahren ein guter Bekannter des alten Michael Delos, der manche Ferienwochen in seinem Hause verbracht hatte. Bei einem Besuch der Hafenstadt im letzten Winter hatte er den Maler kennengelernt und sich an seinen Bildern begeistert; als er hörte, daß Hans Froment für die Wochen nach seiner Hochzeit einen stillen Zufluchtsort suchte, hatte er ihm sogleich das obere Stockwerk seines Forsthauses angeboten. Hans und Christa hatten sich nicht lange besonnen, hatten eingeschlagen und das bis heute nicht einen Augenblick bereut: sie hätten kein schöneres Stück Erde finden können, sich und ihr Glück darin zu bergen, und sie hätten sich keine verständnisvolleren Wirte wünschen können. Sie waren umhegte Gäste und konnten doch tun und lassen, was sie wollten, gehen und kommen, wie es ihnen gefiel. Aber dann war es doch Brauch geworden, daß man die Abendmahlzeiten zusammen einnahm, und diese Stunden um den schweren Tisch in der niederen, getäfelten Stube pflegten mit fröhlichen und angeregten Gesprächen erfüllt zu sein, an denen sich mitunter sogar die stille Frau des Försters erwärmen konnte — heute aber stand finsternes Schweigen wie eine Mauer um ihren Gastgeber, und sein strenges Gesicht war wie eine einzige drohende Abweisung jeden Versuches, ihm nahe zu kommen. Die Frau und das bedienende Mädchen schienen solchen Zustand zu kennen und verschanzten sich ebenfalls bald hinter dem sicheren Schweigen, und so unterließen dann Hans und Christa schnell ihre nutzlosen Versuche, die stille, düstere Gesellschaft aufzuheitern, und kaum war das Essen fertig, so ging Christa hinauf in ihr Zimmer.

Hans bummelte noch einmal um das Haus, lauschte dem Nachtwind in den Bergwäldern und sah zu, wie die Sterne aufstanden über der dunkel in der Nacht ruhenden großen Silhouette des Gebirges — ach, es war ja nicht allein das Glück seiner jungen Ehe, das tiefe und trunkene, das ihm in diesen Wochen und in den seltenen einsamen Stunden, die er sich bescherte, das Herz weitete und wärmend erhellte, es war auch diese große und klare Landschaft, und immer, wenn er an den Abenden so vor dem Hause stand, pflegte er zu rechnen und zu planen und sich verwundert zu fragen, warum eigentlich er sich nicht den Wunsch nach dem Besitz eines solch abgeschiedenen Berghauses erfüllte. Es stand doch nichts solcher Erfüllung im Wege, und wenn er sich nicht

sogleich und ganz von der großen Stadt am nördlichen Meer trennen wollte, so konnte er es doch immerhin getrost erst einmal mit den Sommermonaten versuchen ... Ja, ein Berghaus für den Sommer, das war also der stärkste, der einzige seiner gegenwärtigen Wünsche, er würde sich realisieren lassen, man würde sich in Ruhe umsehen, der Förster würde ihm bei solcher Suche sicherlich gern behilflich sein, und auch Michael Delos konnte dann nicht murren, die Hälfte des Jahres würde man immer noch beisammen sein, und zudem würde er immer seinen sommerlichen Urlaub bei ihnen verbringen können ...

Der Geruch starken Tabaks, der wie eine Wolke durch die schweigende Nacht schwebte, riß ihn aus seinen Zukunftsträumen, als er sich wandte, sah er unfern den Förster vor seinem Hause stehen. Nun, dieser Förster hatte heute seinen un guten Tag, man ging ihm also besser aus dem Wege, mit einem flüchtigen "Gute Nacht!" wollte Hans sich an ihm vorbeischieben, zur Haustür hinein, da sprach ihn der Mann an, der am Eßtisch kaum einmal die Zähne zu mehr als einem Brummen auseinandergetan hatte: "Nun, Herr Froment, wollen Sie wieder auf die Igelpirsch?" Hans lachte zurück: "Nein, heute nicht, ich muß einmal wieder ausschlafen, denke ich!" Es kam keine Antwort, aber nun mochte Hans den Mann nicht gleich wieder allein lassen, schweigend standen sie eine Weile nebeneinander, die Pfeife des Försters glühte durch das Dunkel. Dann sagte er, langsam und wie bittend: "Wenn's Ihnen nicht sehr pressiert mit dem Schlafengehen, möcht ich Ihnen gern etwas sagen, Herr Froment!" Und da beeilte Hans Froment sich mit der Versicherung, daß er Zeit genug habe und eigentlich noch gar nicht müde sei, er habe ja auch am Tage im Walde geschlafen ...

Der Förster blieb noch ein paar Minuten still am Fleck stehen, dann wandte er sich stumm und ging um das Haus herum, Hans Froment folgte ihm ohne weitere Aufforderung. Auf dem Hofplatz blieben sie vor einem Schuppen stehen, Hans Froment kannte ihn, er diente zur Aufbewahrung des geschossenen Wildes bis zum Abtransport, er sah den Förster verwundert von der Seite an, was wollte der Mann ihm hier und zu dieser Jahreszeit schon zeigen wollen? Caspar Frey öffnete umständlich das Vorhängeschloß, schob die

Tür auf, und dann stieß er fast seinen Gast in den lichtlosen Bau hinein. Erst als er die Tür wieder hinter sich zugedrückt hatte, griff er zur Seite und ließ einen elektrischen Lichtstab anspringen. Der starke Lichtkegel sprang über Decke und Wände, dann fiel er auf den Boden hinab, lag dort still, kalt und weiß – Hans Froment sah, und schaudernd wich er um einen Schritt zurück. Dort vor ihm auf der nackten Erde lagen Tiere, tote Tiere, sie lagen, roh auf einen Haufen zusammengeworfen, wie ein Rudel heimlich Ermordeter. Und sie waren auch nicht auf ehrlicher Jagd gefallen, unter der schnell und sicher und gewiß zumeist ganz schmerzlos tötenden Kugel des Jägers: da lag ein Hirschkalb auf dem Boden, die verkrümmten Läufe waren blutig zerschunden, um den Hals wand sich ein Draht und schnitt würgend tief in das Fleisch, die gebrochenen Augen glasten, die Zunge hing blaurot und dick zwischen den Zähnen hervor, verkrustetes Blut sperrte die Mundwinkel – und das Gesicht des Tieres war zerrissen und zerfetzt von ungeheuerlicher Qual ... Und da lagen zwei Hasen, auch sie hatten sich die Läufe zerschunden und zerschlagen im nutzlosen Versuch, dem würgenden Draht zu entkommen, der sich auch um ihre Häuse schlang und sie gnadenlos erwürgt hatte. Eine Auerhenne noch, auch sie hatte den Draht um den Hals, sie sah aus wie ein Bündel im Staub zerschlagener Federlumpen ...

Das Licht erlosch, tonlos sagte Hans Froment in das über ihn stürzende Dunkel hinein: "Wilderer!" – Der Förster antwortete nicht, er legte den Leuchtstab zur Seite, er schob den Maler zur Tür hinaus, versperrte wiederum sorgfältig das Schloß, dann ging er mit ihm, weg vom Hof und vom Haus, ein Stück in die Wiese hinaus und gegen den Wald. Und dann endlich sagte er, und Hans Froment hörte die kalt verbissene Wut in seinen Worten: "Nicht einfach Wilderer – Lumpen, Schinder, hundsgemeine Mordbuben, Zigeuner!"

Die Nacht wurde hell, nun sah Hans sehr deutlich den Mann an seiner Seite: etwas größer als er selbst, sehr schlank, hager wohl, aber er wußte sehr gut, welch eine sehnige Kraft in diesem Bergler steckte, die nackten Knie schimmerten unter den kurzen Lederhosen, der Janker deckte das Hemd, das scharfe Profil stand vor den Sternen, und der Nachtwind spielte in den

schwarzen, straffen Haaren. "Ja!" wiederholte der schmale Mund und ließ die Pfeife nicht aus den Zähnen. "Ich habe Zigeuner im Revier!"

Hans sah ihn vergeblich in stummer Frage an, aber dann folgte er ihm ebenso stumm, der wiederum schweigend ein Stück den Wiesenhang aufwärts ging. Dann setzte sich der Förster ohne Umstände in das kurze Gras, Hans ließ sich neben ihm nieder und wartete geduldig, er kannte Caspar Frey gut und wußte, daß dieser sprechen wollte und sprechen würde, nur wenn man ihm mit Fragen das Konzept verdarb, pflegte er wieder in sich selbst zurückzukriechen. Aber da brach es auch schon aus seinem Mund heraus wie ein Strom:

"Zigeuner, ja, ja — Zigeuner und nichts anderes. Zigeuner sind nicht einfach Wilderer, Zigeuner sind Schinder, schleichende Mörder — wenn ich sie erst beim Kragen habe, werde ich ihnen persönlich sagen, was ich von ihnen halte, aber hoffentlich lassen sie sich nicht von mir beim Kragen nehmen, ich schieß das Lumpenvolk viel lieber, von Herzen gern schieß ich es zusammen!"

Der Nachtwind summte durch die Bergwälder, die Wiese duftete stark und verzehrend, stumm und gewaltig stand das Heer der Sterne über der Welt, einer spiegelte sich, grüngolden glitzernd im Eis eines Gletschers, Hans Froment faltete die Hände um seine Knie.

"Wilderer — lieber Herr Froment, es werden viele recht blumige Geschichten von ihnen erzählt, aber die sind zum allergrößten Teil nichts als erstunken und erlogen. Der Wilderer ist kein Jäger, er ist ein Fleischdieb, und weil das Fleisch, dem er in Gier und Hast nachstellt, lebt, ist er schlimmer als ein Raubtier im Wald — einem weidgerechten Jäger kann es das Herz abdrehen, wenn er sehen muß, wie ein solches Viech in seinen Wäldern haust. Weidgerecht — ich spreche jetzt nicht aus Zunftstolz zur grünen Farbe oder weil ich hier für die Jagd angestellt bin, Sie kennen mich, Herr Froment, aber ich denke, ein Tier ist immer noch die gute Kugel wert und die auch nur zur rechten Zeit. — Aber Fallen und Schlingen und Gemetzel feigster und gemeinster Art — gehen Sie mir mit den schönen Geschichten, mit den Wilderem ist nichts los. Wie ich damals hier im Revier angetreten bin, hat es hier böses ausgeschaut in dieser Hinsicht, denn mein Vormann ist schon recht alt gewesen, und man hat ihn über die Zeit lang im Amt gelassen. Na, und da

haben es sich also die Wildschützen gut gehen lassen hier in den Bergen, aber dann bin ich an die Arbeit gegangen und hab meine Leute recht bald hasenrein gehabt, heute kann ich mich auf sie verlassen. Und das ganze Wildschützentum ist nichts anderes als eine kleine, gemeine Lumperei gewesen, Fleisch haben sie gestohlen und haben es gefressen, das war die ganze Herrlichkeit, von der man so gern ein romantisches Gerede hermacht. Und nur ein einziger ist dabei gewesen, ja, das soll wahr sein, der war nicht ganz so ein Lump wie die anderen, der hat das Jagen im Blut gehabt, ich hab ihn auch erwischt und hab ihn im stillen Wald verdroschen wie alle die anderen, und den Stutzen hab ich ihm auch abgenommen, aber dann hab ich ihn nicht nach Haus geschickt wie die anderen, zum Schweinekoben, wo sie hingehören, dann hab ich mich mit ihm zusammengesetzt und hab mit ihm geredet, und zwei Jahr später ist er Jagdgehilfe gewesen, drüben auf der anderen Seite von der Grenze. Ja, der hat's von seinen Vätern gehabt, aber ein richtiger Jäger ist er auch erst geworden, als er dann im Amt gewesen ist, vordem war auch er nicht viel anderes als ein Strolch ...

Nein, von den Wilderem erzählt mir keiner was, und ich laß mir von keinem was vormachen. Und darum weiß ich heute auch, was jetzt los ist bei mir. Zigeuner sind es, richtige oder nachgemachte, darauf kommt es nicht an, ich kenne diese Fallen, diese Schlingen, ich kenne den Zigeunerknoten, ich habe ihn kennengelernt in meiner Lehrzeit, wer diesen Burschen einmal auf den Hacken gewesen ist, vergißt ihre Art im ganzen Leben nicht wieder, und meine Bergler hier sind gegen das dunkle Volk wie ihre Hammel gegen den Iltis.

Und jetzt also müssen Sie mir einen Gefallen tun, Herr Froment, darum sprech ich ja mit Ihnen. Ich kann nicht eher aus dem Revier heraus, bevor ich die Burschen nicht bei den Haxen habe. Und Sie sollen also morgen in der Frühe über die Berge gehen, zu meinem Kollegen, dem Gröblacher Urban, Sie kennen ihn schon, den sollen Sie bitten, daß er mir seinen Jägergehilfen ausleiht für einige Zeit. Sie können ihm getrost sagen, wie die Dinge hier bei mir stehen, ich hab ein paar gute Gelegenheiten, auf die Lumpen zu passen, aber die Täler haben halt immer ihre zwei Enden, und allein kann ich immer nur das eine

halten. Ich will mich im Lautertal ansetzen, dort hat das Diebsvolk die besten Chancen, ich aber auch. Und wenn ich den Franzel bei mir habe, das ist dem Glöblacher sein Bursch, das ist ein handfester Junge und steht fest in seinen Schuhen, also mit dem kann ich schon einiges ausrichten, das weiß ich, und eine gute Kugel schießt er auch, wenn sie nicht stehen, die Lumpen, legen wir sie eben auf die Decke ... Nun aber Schluß mit dem Gerede, Herr Froment: Sie tun mir die Liebe, nicht wahr, und gehen morgen hinüber. Und sagen Sie den Frauensleuten noch nichts, auch der Ihren nicht, bitte schön, die erfahren es noch früh genug, wenn alles vorüber ist, sonst hat man nur den Jammer und die Wehleidigkeit und die Angst der Frauen im Haus, und das ist schlimmer, als auf Raubschützen zu passen!"

Hans antwortete, leise, schnell und wild: "Sie brauchen nicht auf den Franzl zu warten, Caspar, ich gehe mit Ihnen!" Und sein Flüstern war wie ein Schrei in der Nacht.

Der Förster neben ihm klopfte seine Pfeife am Absatz des schweren Nagelschuhes aus, dann lachte er kurz: "Sie? Ein junger Hochzeiter? Das wär mir was Schönes!"

Zornig wandte Hans sich gegen ihn: "Ein junger Hochzeiter, und ein Maler dazu, und ein Stadtmensch obendrein — sagen Sie nur gleich alles, was Sie gegen mich auf dem Herzen haben! Aber nun will ich Ihnen mal etwas sagen!" fuhr er hitzig fort — dieser Mann sollte ihm nicht im Wege stehen, den Verbrechern auf den Leib zu rücken, er sah das verzerrte Gesicht des Hirschkalbes, die in unermesslichen Qualen gebrochenen Augen, die Hasen in ihrer rührenden Ergebenheit unter der drosselnden Faust des heimlichen Würgertodes, das schmutzige Lumpenbündel, das einmal eine Auerhenne gewesen war, alle diese Tiere waren auf die gemeinste, die fluchwürdigste Weise gemeuchelt, ihr grausiges Sterben in der Stille dieser Bergwälder war wie ein Anruf, wie ein Ruf, der ihm galt, der dieses Sterben zu rächen hatte, er ereiferte sich: "Caspar — Sie wissen ganz genau, daß ich mich nicht gern aufspiele, mich wichtig mache oder alles besser wissen will. Sie haben Ihren Beruf und haben ihn gelernt, er ist nicht leicht, und man muß allerlei verstehen, ehe man ihn anständig ausüben kann, ich weiß das alles und weiß es sehr gut

— aber schließlich, Caspar Frey, ich bin in Afrika gewesen und in Indien und in Kanada, ich habe in den Wäldern gelebt und zwischen den Tieren, und wenn ich selbst auch wenig gejagt habe, es ist nicht meine Art, Sie wissen das, so sind doch gute Jäger meine Gefährten gewesen, und daß ich mit der Büchse nicht viel schlechter umzugehen weiß als Sie, das habe ich Ihnen an der Scheibe bewiesen. Und Ihr Revier kenne ich jetzt auch, und es liegt mir am Herzen, und darum ist diese Sache ebensogut die meine wie die Ihre — Caspar, Sie müssen mich mitnehmen, dieses Pack zur Strecke zu bringen!"

Der Förster hatte sich inzwischen die Pfeife frisch gestopft und zündete sie sich jetzt mit dem altmodischen Luntfeuerzeug an. Dann sagte er ruhig: "Ich habe Sie nicht kränken wollen, Herr Froment. Ich nehme Sie lieber mit in mein Revier als jeden anderen. Ich meine nur: die Christa wird lieber ihren Mann bei sich haben als ihn auf Menschenjagd wissen. Und ich muß Ihnen sagen, Herr Froment, daß es nicht ungefährlich ist, ja, daß es sehr gefährlich sein kann — diese Menschen sind manchmal wie die Wölfe oder wie die Luchse, und sie scheuen das Blut nicht, vor dem unsereins leicht zurückschreckt!"

Hans federte vom Boden auf: "Daß ich keinen Sonntagsausflug mit Ihnen machen soll, ist mir klar, Caspar. Das will ich auch nicht — ich will dem Lumpenvolk an den Hals!" Und der Jäger, der sich nun auch wieder auf die Füße stellte, hörte, wie der Maler mit den Zähnen knirschte in seiner Wut.

Und dieser brennende Männerzorn gegen das heimtückisch schleichende und mordende Gesindel der Nacht verließ ihn nicht für eine Minute während der vielen Pirschen in den kommenden Tagen und Nächten, schwelte und flackerte ewig in ihm, und der Förster spürte ihn oft genug unter der kalten und sicheren Geschicklichkeit, mit der er die ihm anvertrauten Aufgaben ausführte. Dieser Maler, so dachte Caspar Frey sehr oft in dieser Zeit, das wäre ein Jäger geworden — ach, das war einer, der hundert andere beschämen konnte, und wenn er es tausendmal ablehnte, den Finger auf ein Wild krumm zu machen . . . Die beiden Männer waren nun fast ohne Unterbrechung zusammen, Christa schien sich sehr leicht davon überzeugen zu lassen, daß der Förster ihrem ewig wißbegierigen Manne vieles zu zeigen hatte, was nur in langer, stiller und einsamer Pirsch auszumachen war, sie ließ ihn ziehen Abend für Abend, sie

mengte sich niemals auch nur mit einem Wort ein, wenn er nun auch vielfach am Tage das Haus verließ, sie fragte ihn auch nicht, warum er jetzt immer die Büchse mit sich führte, streifte sie nicht ein einzigesmal auch nur mit einem verwunderten Blick. Er glaubte, daß er sehr geschickt war mit seinen dauernd wechselnden Ausreden und Vorwänden, daß sie nichts von dem ahnte, was in den Wäldern vor sich ging — daß sie vom ersten Tage an alles gewußt hatte, weil sie zufällig das erdrosselte Hirschkalb gesehen hatte, das in den Schuppen getragen wurde, daß sie ihn lächelnd ziehen ließ, trotzdem ihr Herz alle Stunde um ihn bangte und schrie, das ließ er sich nicht träumen und erahnte es nicht — er brannte, er verbrannte in seiner Aufgabe, endlich die Schurken zu fassen, die auf solch bestialische Weise die stillen Tiere des Waldes ermordeten, um ihr Fleisch fressen zu können.

Der Förster behielt recht: die Jagd war mehr als strapaziös und schien dabei doch nicht mehr zu sein als ein Kriechen durch die Dämmerungen, ein Lauern in den Nächten und schleichende Pirsch dann wiederum in der Morgenfrühe — und an jedem dieser Morgen dann der würgende Zorn und die niederdrückende Scham des Übertölpelten: Schlingen auf den Wechseln, die am Abend zuvor nicht gewesen waren, oft genug Tiere in diesen Schlingen, brutal erwürgt, Mund und Nüstern mit geronnenem Blut verklebt. Die Verbrecher waren im Wald und waren schlauer als ihre Verfolger, das hitzte den Zorn, der in beiden brannte, bis zur weißen Glut. Es wäre nicht mehr nötig gewesen, daß eines Morgens der Förster in einem Waldtal nahe einem Bach vor einem kleinen, schwarzverkohlten Aschenhaufen stehenblieb, den Überresten eines heimlichen Feuers, und mit dem Schuh auf verbrannte Erdstücke wies, die neben dem Feuer auf der Erde lagen wie zerbrochene Schalen: "Wissen Sie, was das ist, Herr Froment?" fragte er seinen Begleiter.

Hans sah verständnislos vor sich hin und schüttelte dann den Kopf — ein Feuer, die Wilderer waren im Revier, aber das wußten sie ja gut genug ...

"Der letzte Beweis für meine Behauptung, daß wir hinter Zigeunern her sind!" sagte Caspar Frey verbissen. "Hier haben Zigeuner gerastet und gefuttert, natürlich ein Tier aus unserem Wald, Ihren Freund, Froment, einen Igel. Sie

wissen nichts davon? Igelbraten ist ein Leckerbissen für Zigeuner, und sie wissen ihn zu finden, ja, was wohl entginge diesen hartgesottenen und vielfach gesiebten Halunken! Sie durchstöbern mit einem spitzen Stock das welke Laub an den Stellen, an denen sich die Igel gern zu verbergen pflegen, finden sie einen, spießen sie ihn kurzerhand auf, indem sie ihm irgendwie ihren Stock durch den Leib rennen, und dann wickeln sie ihn, wie er lebt, in Lehm, werfen den Klumpen in das Feuer und warten, bis er durchgebraten ist. Sie sehen es an der Farbe, die der ausbrennende Lehm annimmt, und hinterher können Sie die Probe aufs Exempel machen: der Braten ist gut, wenn die Igelstacheln im Lehm stecken bleiben — da, sehen Sie!" Er zerstiess mit dem Stock eines der mürben, braunen Lehmstücke: dicht an dicht steckten in ihm die schwärzlichen Igelstacheln ...

Dann ging er wortlos weiter, hätte er sich einmal umgesehen, wäre er sicherlich bestürzt gewesen über das bleiche Gesicht, mit dem der Maler ihm folgte. Igel — seine Igel! Diese harmlosen, drolligen und überaus interessanten Tiere, die er in den letzten Wochen vielfach in ihren Heimlichkeiten belauscht hatte ... Und diese Strolche rannten ihnen einen Stock durch den Leib, packten sie lebend in Lehm und brieten sie sich zum Schmaus ... Nichts in diesem Walde war sicher vor ihrem Hunger, ihrer Gier, die Hirschkälber nicht, die Rehe nicht und nicht der Dachs, die Hasen und das Federwild — und die unausdenkbar gemeinste Behandlung war ihr tägliches Gewerbe, sie waren von solch gemeiner, listenreicher Grausamkeit bei ihrer Jagd, wie es kein Tier auf der weiten Erde war, wie es nur der hemmungslos und verbrecherisch sinnende Mensch sein konnte. Seine Igel ...

Aber nach wie vor blieb ihr Pirschen und Lauern ohne Erfolg, und sie hatten auch keine nennenswerten Erfolge zu verzeichnen, als sie dann endlich den Hund Treu mit auf die heimliche Jagd nahmen, den besten der irischen Setter des Försters. Der war verliebt in die Hunde dieser schönen Rasse und unterhielt eine kleine Zucht davon in seinem Zwinger, denn nach seiner Ansicht waren sie auf dem steinigen Boden besser zu gebrauchen als die kurzhaarigen Vorstehhunde, wenn auch beide die verschiedensten Aufgaben

sonst mit gleich guten Chancen annahmen, er machte viel Propaganda für sie und freute sich, sie in seinem Lande, in dem sie noch recht selten waren, mehr und mehr zu verbreiten. Und Treu war ein Hund von solcher Schönheit und von solch bezwingendem, stillem Charme, daß ihm gegenüber Hans Froment schon manchmal bedauert hatte, Christa so auf das Wort gehorsam gewesen zu sein und nicht einmal ein einziges Skizzenbuch mit auf seine Hochzeitsreise genommen zu haben. Lang und seiden floß das kupferrote Haar über den schlankknochig kräftigen Körper, heller braun und warm schauten die Augen – und wenn der Hund Treu nicht bei einer Arbeit war, so hingen diese Augen fast ununterbrochen an seinem Herrn, dem er mit grenzenloser Liebe ergeben war. Hans war vom ersten Tage an in diesen Hund verliebt gewesen, der wohl freundlich und gelassen auf seine Annäherungsversuche eingegangen war, aber doch niemals gestattete, daß der Fremde in seiner Vertraulichkeit eine gewisse Schranke überschritt – er gehörte restlos seinem Herrn. Es wäre ganz und gar unsinnig gewesen, den Förster darum zu bitten, ihnen diesen Hund zu verkaufen, das hatte Hans ebenfalls von der ersten Stunde an gewußt, aber er trug sich mit der Absicht, einen Sohn dieses Hunde-Aristokraten aus einem bald zu erwartenden Wurf zu erwerben, sich selbst zur Freude und dem Mädchen Christa zur Erinnerung an diese ersten glücksschweren Wochen ihrer Ehe.

Nein, auch der Hund Treu verhalf ihnen nicht zu dem Wild, hinter dem sie her waren. Sie entdeckten mit seiner Hilfe wohl einige Male Fußspuren, die sich dann aber immer sehr bald wieder verloren und auch von dem Hunde nicht auszugehen waren, sie konnten auf zwei Männer schließen, die trotz der Anwesenheit des Försters in seinem Revier Nacht für Nacht und geradezu unter seinen Augen ihrem finsternen Gewerbe nachgingen und also irgendwo versteckt in diesen Bergen und Tälern hausen mußten, all ihren Verfolgern zum hohnlachenden Trotz, sie fanden mehr Schlingen, als sie allein wohl ausfindig gemacht haben würden, sie fanden einmal ein Messer, ein anderesmal eine unglaublich verspeckte und verdreckte Mütze, aber auch diese Funde halfen ihnen nicht weiter, denn das Messer war das eines Bergbauern und auch die Mütze stammte aus diesem Land, sie mochten beide gestohlen sein. Und noch

weniger vermochte der Hund ihnen bei ihrem nächtlichen Lauern beizustehen, wenn sie in ihren Verstecken lagen, die sie allnächtlich wechselten, der eine an diesem, der andere an jenem Ausgang des Tales oder auch bei einem Einstieg in die Bergwand. Der Hund Treu, der abwechselnd bei den Männern war, erfüllte seine Pflicht bei Hans Froment ebenso gut wie bei seinem Herrn, er lag neben ihm, in die Schwärze der Nacht geschmiegt, er lauschte mit gespanntem Ohr, er roch mit witternder Nase in das schweigende oder vom Wind durchstürmte Dunkel, manchmal winselte er leise und unterdrückt, es war kaum lauter als das Seufzen eines schlafenden Vogels und sollte wohl den Menschen aufmerksam machen auf irgendein Geräusch, auf irgendwelche Bewegungen, die nicht in die Nacht des Waldes gehörten. Aber es waren der Geräusche zu viele und zu mannigfache, die unter den Bäumen lebten und schliefen und verwehten, als daß die Menschen sie hätten auseinanderhalten oder ihnen gar nachgehen können – niemals erschien auf dem wenig helleren, kurzen Streifen des Wildwechsels, den sie mit Sicherheit überwachen konnten, eine der menschlichen Gestalten, die sie sich mit hassendem Herzen herbeiwünschten, die sie hätten anrufen, zum Stehen bringen oder auch niederschießen können – all ihr Pirschen und Lauern blieb vergeblich.

Dann aber war eine Nacht, dunkel und sternenlos, die Wolken hingen dicht über den Bergen, und der wilde Sommerwind wühlte in ihnen, der Wind, der sich pfeifend über die Kämme stürzte und hinunter in die Täler brauste, in denen er die Wälder rauschen und stöhnen und schreien machte. Und es war eine große Unruhe in der Natur, denn da war die vielfältige Orgel des Windes, und da war es wie Rufe und Schreie überall, bald nah, bald fern, und es war niemals zu sagen, wer da schrie in den stöhnend strömenden Dunkelheiten: die Bäume, vom Wind gebeugt und gequält ohne Unterlaß, die auf weichen Flügeln dahinsegelnden Käuze, Tiere in ihrer Todesnot oder Tiere oder Menschen auch in der blutigen Gier des Mordens ...

Hans Froment lag in halber Berghöhe an einem Hang, nahe bei einem schmalen Pirschsteig, das Gewehr neben sich, er schmiegte sich der sommerlich duftenden Erde, dem warmtrockenen Waldboden an, und er fühlte, wie die große Unruhe dieser Nacht sich in seine Adern ergoß und ihn zittern und

erbeben machte unter ihrer Lust. Am Talausgang wußte er den Förster mit dem Hunde Treu, verbissen wie er in die Aufgabe, die Lumpen zu fangen, die nun seit Wochen den Wald ausmordeten, die dem Wild räuberische Schinder waren, und die sie bis heute nicht hatten stellen können bei all ihrer Wachsamkeit. Da lag er in der Nacht, mit der Erde verschmolzen, dunkel in der Dunkelheit, nichts als ein atmender Teil des unter dem Sturme singenden und weinenden Waldes, das ruhelose Weben und Strömen war um ihn, nahe ihm waren Seufzer und Schreie, wie Wetter schlug die Unruhe durch ihn hin, aber wenn sie ihn übermannen wollte, legte er die Hand auf die kühlen Läufe des Drillings, bogen sich seine Finger wie sehnsüchtig um den Abzug. Ja, wie sehnsüchtig: Hans Froment, der nichts von einem Jäger hatte, mußte sich gestehen, daß in den Wochen dieser Pirsch hinter den unsichtbaren Wilderem eine düster wilde Gier in ihm auferstanden war, diese Männer zur Strecke zu bringen, ihnen das heimliche und grausame Handwerk zu legen, und er wußte, daß er nicht einen Augenblick zögern würde, auf sie zu schießen, wenn sie ihm in den Weg kommen und nicht auf seinen ersten Anruf die Hände in die Höhe heben würden...

Da lag er, nichts anderes als ein Jäger auf der Lauer, ein Jäger freilich, der dem höchsten Wild nachstellte, dem Menschen — und dann fühlte er, wie ein eisig kalter Schauer seinen Rücken aufwärts strich, wie eine fremde Kälte sich in sein Genick hockte, und wie sein Herz nicht zu wissen schien, ob es aussetzen sollte mit seinem Schlag oder dahinstürzen wie ein Renner mit wirbelnden Hufen. Denn da war nun ein anderes noch in der strömenden Nacht als der große Gesang des Waldes unter der Hand des Windes — da war ein Tappen und Schleichen, ein Flüstern und Raunen und Rascheln, da waren halbe Geräusche, hart und kurz, sie kamen weder von Tier noch Baum, sie waren bald nah, bald schienen sie fern, jetzt waren sie hell, jetzt klangen sie dumpf, nein, niemals kamen sie von den Dingen, die der Mensch tot nennt, von Busch oder Baum oder auch von rollendem Stein, sie konnten auch nicht von den Tieren kommen, die ohne Ruhe durch die ruhelose Nacht strichen — sie konnten nur von Wesen stammen, die nicht hineingehörten in den bei allem Aufgewühlten friedlichen wilden Wald. Es war ein Fremdes in der Nacht, das

war es, und seine Sinne, sein Blut spürten das viel eher und weitaus stärker, als sein denkender Kopf es erfaßte. Ein Fremdes — das aber, das immer fremd und feindlich blieb im Leben der Natur, das einzige Wesen, das mit seinem Erscheinen allein die Harmonie zerriß und zerstörte, er, der tausende Nächte in der wilden Welt verwacht hatte, er kannte dieses Wesen gut — es war einzig und allein der Mensch ...

Und dann — er packte mit beiden Händen die Büchse und zog sie an seine Schulter — dann kam es durch die Nacht gelaufen auf fliegenden Füßen und achtete nicht auf das Rascheln des aufgewühlten vorjährigen Laubes — aber das nun konnten nicht Menschenfüße sein, nein, es war ein Tier, und da war jählings ein weiches und wehes Winseln bei ihm, nahe, sehr nahe — und da drängte sich schon aus dem Dunkeln ein Dunkleres gegen ihn, er verbiß den Schrei, der aus seiner Kehle springen wollte da war es, da verschmolz es mit ihm, eng und fest, es war der Hund Treu, und es war, wie wenn das Tier, verstört und geängstigt über alles Maß, Schutz suchte bei dem Ihm vertrauten Menschen. Hans Froment schmeichelte dem Hund, der an allen Gliedern flog und leise, aber heftig und unaufhaltsam zitterte, er sprach ihm Trost zu, seine Hand glitt über den Leib des tierischen Kameraden — wie hetzte das geängstigte Herz in seiner Brust! — er tastete ihn ab, aber er konnte keine Verletzung an ihm finden, langsam beruhigte er sich an der warmen Nähe des Hundes — da fiel in der Ferne, an dem Fleck vielleicht, an dem der Förster saß, ein Schuß ...

Hans schnellte auf, der Schuß war ihm wie eine Erlösung vom längst unerträglich gewordenen Bann, er stieß den Hund von sich, er flüsterte ihm zu, scharf und befehlend: "Geh zum Herrn, Treu, geh zum Herrn!" Das Tier, er sah es gut in der Dunkelheit, stand zitternd am Fleck, sah zu ihm auf mit seinen Augen, die ein verlorenes Licht in der Nacht matt aufglänzen ließen, sah zu ihm auf — verwirrte ihn diese Nacht mit ihrem wilden und unheimlichen Zauber, wollte das eigene weiche Herz ihn übertölpeln? — wie bittend und flehend in Furcht und Qual. Aber sein Zaudern währte nicht einen Herzschlag lang, wieder scheuchte er den Hund: "Zum Herrn, Treu; zum Herrn!" Und da stöhnte

der Hund, dunkel und beengt aus tiefer Brust, seine Kontur verschmolz im Schwarz der Nacht, einmal war noch ein wehes Winseln nahe, oder trug es der Wind ihm zu – aber da bellte der zweite Schuß, und dann war ein Schrei, kam er von einem Menschen, wild und verzweifelt, dünn und gellend, kam er von einem Tier, von dem Hund Treu, der in den Tod lief, in den er, Hans Froment, ihn gehetzt hatte?

Er schmiegte sich zurück in die trockene, nächtlich duftende Walderde, er legte den Drilling zurecht, er spähte in das Dunkel – und da war das Grauen wieder und hockte sich eiskalt in seinen Nacken: nahe ihm gegenüber hing in der Höhe seines Gesichtes, einige Händebreit über der Erde also, nahe ihm gegenüber hing hell in der Nacht, blutlos bleich, großäugig und von einem schwarzen Bart umrundet, ein Gesicht – das Gesicht eines Menschen, das Gesicht der schleichenden Bestie im nächtlichen Wald. Das Zittern wollte ihn übermannen, das seine Hände vor einer kurzen Weile in dem Hund Treu erfühlt hatten, aber er zwang sich – das war der Feind, da war einer der Mörder, keinem anderen Wesen konnte das unbeweglich in der Dunkelheit hängende Gesicht angehören, er zog den Drilling in die Schulter, er rief, schnell und scharf: "Waffen weg – Hände hoch!"

Das helle Gesicht machte eine jähe Bewegung auf und zur Seite, zur gleichen Zeit riß etwas über seinen Kopf und nahm seinen Hut mit sich, ohne sich zu besinnen, zog er durch, der Schuß dröhnte, aber da war um ihn ein Springen und Hasten, harte Stöße gegen den Erdboden, in dem er lag, unmöglich konnten alle die Geräusche von einem einzigen Menschen kommen, er riß den Leuchtstab, der neben der Büchse gelegen hatte, an sich, schaltete ein, der breite Lichtstrahl sprang durch die aufglänzenden Büsche, und in der gleichen Sekunde fauchte es wieder durch die Luft, die Lampe wurde ihm mit einem harten Schlag aus der Hand gerissen, sie fiel klirrend gegen das Gewehr und erlosch – und da war wieder das schwere und doch leise Springen in seiner Nähe, er faßte die Büchse, die Feinde waren nahe, aber er sah sie nicht und wußte nicht, wie er sich zur Wehr setzen sollte – aber da war nun auch unweit eine Stimme in der Nacht, und sie gehörte unzweifelhaft dem Förster Caspar Frey, sie rief nach ihm. Und da war noch einmal das Springen, das leise

Dröhnen im Erdboden, aber es wurde schwächer mit jedem Schlag und verlor sich in der Ferne und erstarb, aufgesogen von den unter dem Wind bewegten Dunkelheiten. Und da war der Förster auch schon bei ihm und hielt ihn fest, der den sich in den Schoß der Nacht flüchtenden Geräuschen nachsetzen wollte: "Zu spät, Froment, in dieser Finsternis riskieren wir nur, selbst abgeschossen zu werden. Haben Sie den Treu gesehen?"

Hans berichtete mit sich hetzend überschlagenden Worten, der Förster hielt dagegen. Er hatte Geräusche gehört, die ohne Zweifel nur von Menschen stammen konnten, er hatte Treu ausgeschickt, sie zu stellen, zu verbellen, er wollte ihren Schock nützen, sie zu überraschen. Aber dann hatte er den Hund nur einige Male kläglich und wie schmerzgepeinigt winseln hören, und dann war es still gewesen. "Und der Hund war dann eben zu dieser Zeit bei Ihnen, Froment. Er hat gezittert? Also ist er mit den Strolchen zusammengetroffen!" Und dann hatte Caspar Frey das gleiche gesehen wie Hans Froment: ein bleiches, großäugiges Gesicht, vom schwarzen Bart umrundet, das wie wesenlos im Dunkel hing, er hatte gerufen, er hatte geschossen, dann war ihm gewesen, wie wenn von einer anderen Seite ein Dunkles schleichend gegen ihn anpirschte, er hatte ohne Warnung ein zweitesmal geschossen — und dann war deutlich ein Springen und Hasten zu hören gewesen, das sich in der Nacht verlor. Und dann war der Schrei gekommen, der wilde, klagende, er war ihm nachgegangen, aber dem Hund Treu war er nicht begegnet, und hier war er nun wohl gerade zur rechten Zeit angekommen.

Er holte seine elektrische Lampe hervor, blendete sie ab mit der Hand: da lag auf dem Boden der elektrische Leuchtstab, und ein schwerer Knüppel lag über ihm, mit dem er Hans Froment aus der Hand geschlagen worden war. "Nahe Sache! Lieber Herr Froment —", sagte der Förster Caspar Frey mit zusammengebissenen Zähnen, und dann beschrieb er, das abgeschirmte Licht immer gegen den Boden haltend, einen Kreis um den Platz, auf dem Hans Froment gelegen hatte. Und rief ihn dann leise an: da hing, einen halben Meter über dem Erdboden, ein unförmiges Ding an einem Baum. Hans Froment trat näher hinzu — und da war wieder der Alp, der ihm eisig im Nacken hockte: dieses zerknüllte Etwas war sein Hut, und ein Messer stak mitten darin, das

Messer, das ihm diesen Hut vom Kopf gerissen hatte, das Messer, das durch die Dunkelheit fauchend über ihn dahingeflogen war ...

Der Förster trat heran, zog mit spitzen Fingern das Messer aus der borkigen Rinde, knurrte mißmutig: "Gestohlene Ware natürlich — so etwas gibt keine Spur. Eins von den Messern, die man in der letzten Zeit bei unseren Waldarbeitern vermißt hat." Und schob sich das zur Mordwaffe gewordene friedliche Werkzeug hinter den Gürtel, dann ließ er die schirmende Hand von der Lampe, und ihr Lichtkegel fuhr hell und stark und breit durch die vom Wind bewegte Waldnacht, schlug einen langsamen Kreis und erlosch dann wieder. Die Männer standen nah beieinander in der Dunkelheit, die ihnen nach dem starken Licht wie eine undurchdringliche Schwärze erschien, sie lauschten in die Nacht und in den Gesang der großen Waldorgel, und dann sagte der Förster wie ratlos und verzweifelt: "Nichts mehr zu machen, Froment — die Schweine sind auf und davon!"

Dann pfiff er durch die Zähne, zweimal, dreimal, kurz und hell und scharf, und dann standen sie wieder still und lauschten. Der Förster wiederholte das Signal viele Male, aber es kam keine Antwort, der Hund Treu, dem es galt, meldete sich nicht, fand sich nicht zu ihnen — es war, wie wenn das stöhnende, schreiende, rauschend bewegte Dunkel den guten Hund verschluckt hatte wie ein nach seiner Beute gieriger Dämon, der sich vom blutwarmen Leben nährt.

"Wer weiß, was mit dem Hund ist!" tröstete Caspar Frey sich und den in Unruhe und Ungeduld zitternden Hans Froment. "Ganz gewiß hat er einen Zusammenstoß mit den Strolchen gehabt, das ist nicht gut für ihn ausgegangen, so ein Setter ist doch wohl zu weich für die Menschenjagd, wahrscheinlich hat er es mit der Angst gekriegt und ist nach Hause gelaufen. Wir werden ihn vor dem Zwinger finden, ich möchte wetten darauf. Kommen Sie, Froment!"

Sie schulterten die Gewehre, sie tasteten sich auf den Weg hinaus, dann gingen sie, Hans Froment dicht hinter dem führenden Förster, den schmalen Weg entlang, der zum Tal hinabführte und aus diesem wieder heraus, um in den breiteren Weg zu münden, der zum Forsthaus lief. Dort aber war dann

alles ruhig und still – im Haus, auf dem Hof und auch am Zwinger. Nur der Dackel Rauhbautz, der in der Wohnstube und dort natürlich in der ihm verbotenen Sofaecke schlief, kläffte fröhlich dem heimkehrenden Herrn entgegen – von dem Hund Treu aber war nirgendwo eine Spur.

"Also habe ich mich geirrt!" gab der Förster ehrlich zu. "Vielleicht ist etwas passiert, ich weiß es noch nicht, und jetzt kann ich der Sache nicht weiter nachgehen. Jetzt muß ich endlich einmal einige Stunden schlafen, wenn es hell wird, werden wir nach dem Hund sehen. Gute Nacht, Froment!" Und ohne ein weiteres Wort ließ er den Maler in der Diele stehen und verschwand in seinem Zimmer. Hans tappte die Treppe hinauf, Christa lag bei abgedämpfter Lampe wach im Bett, ihre Augen leuchteten ihm entgegen. Als er zu ihr kam, drängte sie sich an ihn: "Daß ich dich wieder habe, Hans ... Ich habe die Schüsse gehört – schweig, erzähl mir nichts, ich will nichts wissen –, aber wenn es dir möglich ist, laß mich nicht so viel allein in den Nächten, es ist nicht immer leicht, es ist mitunter sehr, sehr schwer, mein Hans!" Und dann schloß sie seinen Mund, der sich zur stotternden Lüge öffnen wollte, mit ihren Lippen. Da schwieg er und barg sich getröstet in den nächtlichen Duft ihres Bettes – nach den Stunden des dunklen Grauens, die hinter ihm lagen, schien ihm seine eigentliche Heimat hier zu sein – an der Brust und in den Armen seiner Frau.

Aber in der Morgenfrühe dann, tief und wie erschöpft, mit einem sanft verklärenden Abglanz ihres inneren Glückes auf dem Gesicht, schlief Christa neben ihm, in der Morgenfrühe hörte er einen leisen Schritt im Treppenflur, und er wußte sogleich, das war Caspar Frey, der seinen Hund Treu suchen ging, er wand sich lautlos zum Bett hinaus, fuhr in Hemd und Lederhose, nahm die Nagelschuhe in die Hand, drückte sich mit angehaltenem Atem durch die Tür und sprang dann eilig die Stufen hinab. In der Diele zog er sich die Schuhe an, und dann lief er rasch dem Förster nach, der seinen Dackel und zwei der Setter aus dem Zwinger gegen den Wald führte. Der Mann nickte ihm nur stumm und anerkennend zu, als er ihn eingeholt hatte: "Hoffentlich haben wir Glück, Froment!" meinte er kurz und beschleunigte seinen Schritt.

Sie hatten kein Glück. Sie durchforschten den langen Tag mit den Hunden das Revier, sie holten Waldarbeiter heran, sie waren bis in den späten Abend auf den Füßen – aber sie fanden nicht das kleinste Zeichen von dem Hund Treu oder gar einen Anhalt für sein Verschwinden. Einige wenige Schlingen entdeckten sie noch bei dieser Streife, aber die waren schon vor Tagen gestellt und waren leer, es war offensichtlich, daß die Wilderer in der vergangenen Nacht nicht zu ihrer Mordarbeit gekommen waren. Sie mußten dann endlich heimkehren, mit leeren Händen und ohne den verlorenen Hund, aber die Gewißheit, die der Förster aussprach auf diesem Heimweg, bestätigte sich in den nächsten Tagen: das heimliche Mordvolk hatte seine blutige Arbeit eingestellt, war aus dem Revier gewichen und kehrte nicht zurück – wie sie ohne Laut und Spur aus dem Dunkel der Wälder und der Nächte aufgetaucht waren, so waren sie nun wieder lautlos und ohne Spur aufgesogen von diesem Dunkel ... Hans Froment ging in den folgenden Tagen noch mehrfach mit dem Förster auf die Streife, aber es blieb kein Zweifel: das Revier war wieder rein, war gesäubert vom gefährlichsten, vom gemeinsten aller Raubtiere, vom fleischwildernden Menschen, sie hätten erlöst aufatmen können, alles wäre gut gewesen, wenn sich der Hund Treu wieder eingefunden hätte. Aber der schöne und stille Hund mit dem kupferfarbenen seidenen Haar und den ernsten und verständig klugen Augen blieb verschwunden nach wie vor.

Trotzdem mußte Hans Froment sich dem Förster fügen, der sich eines Tages energisch weigerte, ihn weiterhin als seinen Begleiter mit in sein Revier zu nehmen: "Sie sind jung verheiratet, Herr Froment, ein glücklicher Bräutigam in seinen Honigwochen! Sie haben weiß Gott eine bessere Gesellschaft als mich ledernen Waldläufer. Sie sind mir wie ein Mann zur Seite gestanden, als ich Sie gebraucht habe, ich könnte mir in keiner brenzlichen Situation einen besseren Gefährten wünschen – aber jetzt will ich, daß Sie endlich Ruhe geben, zu Ihrer Christa zurückkehren und sie entschädigen für die Zeit, die Sie mit mir im Wald verlaufen haben!"

Er gehorchte – und wiederum versank er tief in das Glück der Erfüllung, die ihm das Leben geschenkt hatte, in diese Gemeinschaft mit dem Mädchen

Christa, in der sein Leben vollkommen geworden war. Sie stellte keine Fragen, sie sprach niemals von den vergangenen Tagen und Nächten, einmal, als er selbst davon anfangen wollte, schloß sie ihm den Mund: "Später, wenn wir wieder daheim sind, später einmal sollst du mir alles erzählen. Jetzt nicht, nicht, solange wir hier sind!" — Und der Himmel blaute über ihre Tage, die Winde sangen und die Wälder rauschten, zur Nacht stieg der golden glühende Sternen-reigen über das Gebirge. Und an jedem Morgen, wenn sie sich hinter den Frühstückstisch setzten, ließ sich der Adler von den Aufwinden aus dem Tal über das Haus tragen, und wieder nahm der Wald sie alle Tage auf in seine grüngold verzaubernde Herrlichkeit.

Selig verschwärmte Tage, glücklich trunken verküßte Nächte — Hans Froment wußte sehr gut, daß er in einem Glück war, wie er es sich niemals für sein Leben zu träumen gewagt hatte. Und doch: er war im Glück — aber er war nicht mehr glücklich. Da war das Wissen um die heimlich im Dunkeln schleichende Bestie, die durch diese Wälder kroch, ein gemein grinsender Vampir, trachtend nach dem Blut des ahnungslosen und unschuldigen Mitgeschöpfes. Manchmal in den Nächten sah er das blutlos blasse Gesicht, großäugig und vom schwarzen Bart umrundet, wesenlos in der Nacht hängen, manchmal in diesen Nächten, neben der schlafenden Christa, griff die Kälte des Grauens vor den Menschen an sein verstörtes Herz, und im Glück seiner Liebe verzagte er an den Menschen und an ihrer Welt. Welch ein Fluch war ihm gesprochen worden, daß er seit seiner Heimkehr immer nur dieses eine Gesicht des Mitmenschen sehen mußte: das brutale, das gemeine, das hämisch grinsende des bösen Schinders? Es gab kein Paradies auf dieser Erde, er wußte das gut, auch durch das Reich der fernen Wildnisse zogen die Jäger, und dort draußen gab es wenig Gesetze, die ihre Leidenschaft bändigten. Und doch: welch ein anderes Gesicht hatte selbst die bedenkenlose und oft wenig waidgerechte Jagd dort draußen in der wilden Welt gehabt angesichts des natürlichen Tierreichtums, der unzerstörbaren Fülle des Lebens, als in diesen Wäldern, in denen die Jäger das sorgsam gehegte Wild zu bewachen hatten vor den Wilderern, die wie fleischgierige Wölfe in die Reviere brachen. Er hatte dieses Gesicht sehen müssen, und so war ihm diese an Schönheiten überreiche

Bergwelt zwar noch immer und an jedem Tag wie das Geschenk aus den Händen eines Gottes, aber jeden Tag auch schmeckte und wußte er um den Tropfen des bösen Giftes, der ihm auch in diesem Becher des Lebens lag, und er litt daran, weil er wußte, daß dieses Gift – ach, wie immer und überall – vom Menschen kam ...

Und da war nicht ein Tag und verging nicht eine Nacht, ach, da war kaum einmal eine Stunde, daß er nicht des Hundes Treu gedenken mußte. Dann fühlte er wieder das leise und heftige Zittern des Tieres unter seiner Hand, dann sah er ihn wieder im Dunkeln stehen, hilflos und flehend zu ihm aufblickend, der ihn von sich scheuchte, hinein in das Dunkel, in dem die Mörder lauerten, das blutlos bleiche Gesicht, großäugig und vom schwarzen Bart umrundet. Ja, er hatte den Hund in sein Verderben gejagt, statt ihn zu beschützen, wie es seine Menschenpflicht gewesen wäre. Und da war der Schrei in der Nacht, der hohe und klagende, der Schrei voller Entsetzen und Grauen, in dem der Hund Treu untergegangen war, immer wieder mußte er diesen Schrei hören und verzagte an ihm. Und da blieb das Rätsel des spurlosen Verschwindens, das unheimliche Dunkel, in dem die grinsenden Gesichter tausend teuflischer Möglichkeiten auferstanden für den grübelnden Menschen – ach, wenn sich nur dieses Rätsel um den verschwundenen Hund Treu geklärt hätte auf irgendeine Art, vielleicht wäre dann sein Herz freier und froher geworden, als es so sein konnte trotz der goldenen Sonne, die über Bergen und Wäldern atmete, trotz der Küsse der geliebten Frau ...

Das Rätsel sollte sich niemals lösen, aber Hans Froment sollte den Hund Treu wiedersehen. Schon hatten er und Christa den Tag ihrer Abreise festgelegt, den sie immer noch einmal wieder um eine Woche hinausgeschoben hatten, da geschah es an einem frühen Morgen. Hans, der nicht mehr hatte schlafen können, hatte sich aus Bett und Stube und Haus gestohlen und saß nun auf der Bergwiese hinter dem Hof, und der Förster, der wie an jedem Morgen früh in sein Revier ging, stand bei ihm, und sie sprachen von irgendwelchen gleichgültigen Dingen – da also geschah es, daß Hans Froment, der seine Augen absichtslos den Waldrand entlang wandern ließ, aus dem die Farben in

das morgendliche Sonnenlicht wuchsen, einen kupferfarbenen Flecken entdeckte, der ihn an das seidene Haar des verschwundenen Hundes Treu erinnerte, und der nun nicht still am Platz verharrte wie Busch und Strauch und Gras und Baum, sondern sich langsam aus dem Wald zu lösen begann und den beiden Männern entgegenzukriechen schien.

Er tastete nach dem Arm des Försters, er wies mit dem Finger nach dem seltsamen und noch unerkennbaren Etwas dort drüben, dem kupferfarbenen, und dann miefte der rauhaarige Dackel, der gelangweilt und unausgeschlafen im Gras neben seinem Herrn saß, plötzlich auf, stellte seine Nase dem Waldrand entgegen und windete eifervoll in den erwachenden Tag hinein. Und da riß der Förster schon das Fernglas, das vor seiner Brust hing, gegen seine Augen, schraubte daran, erstarrte – und dann stöhnte der Mann wie aus tiefstem Herzen, und schon lief er dem merkwürdigen Farbfleck entgegen mit langen, flachen Sprüngen, der Dackel schnellte sich ihm aufkläffend voraus, Hans Froment rannte hinter dem Förster her, sie querten die Wiese, das Kupferfarbene verharrte am Fleck, sie erreichten es endlich – und da standen sie also vor dem Hund Treu.

Vor dem Hund Treu? Vor dem, was von ihm übrig geblieben war, und vielleicht erinnerte nur die kupferne Farbe des Felles an den schönen Hund, der einstmals in diesem einsamen Berghaus aufgewachsen und Gefährte des Menschen gewesen war. Und selbst dieses Haar, das einmal seiden glänzend den schlanken und doch auch kräftigen Tierleib umflossen hatte, war stumpf nun und bis auf den Grund verdreckt, es zeigte handgroße Flecken, die wie verbrannt aussahen, es schien rüdig und an vielen Stellen von Blut verkrustet. Die Läufe waren hager und schienen nur noch aus Knochen, Sehnen und Haut zu bestehen, die Ballen der Zehen waren blutig zerschunden, und das Gesicht, das sich da aus dem Grase ihnen entgegenhob, war das eines alten, sehr müden Tieres, das über alle Maßen gelitten hatte. Aber im hellen Gold der klugen und traurigen Augen stand die große, herzsprengende Freude, und gleichzeitig war in ihm auch ein stummes Flehen und etwas wie eine ungeheure, geheime Angst – der Hund Treu blieb im Grase liegen und grüßte die beiden vor ihm

verharrenden Männer mit einem Laut, der wie ein Schrei und wie ein winselndes Schluchzen war.

Der Förster warf einen langen Blick auf den Hund, dann trat er einen Schritt zurück und rief den Dackel ab, der sich erbittert kläffend gegen den einstigen Kameraden drängte, ihn wie einen feindlichen Fremdling verbellend. Hans Froment kniete nieder und nahm erschüttert den abgezehrten Hundekopf zwischen seine Hände. Woher mochte es kommen, wo hatte es die Wochen seit dem Tage seines Verschwindens verbracht, was hatte es leiden müssen in dieser Zeit, die er, der Mensch, der dieses Tier vielleicht in sein Unglück gehetzt hatte, ohne Bedenken in den Armen seiner jungen Frau verlegen und verküßt hatte, mit vollen Zügen sein unbeschwertes Glück genießend? Ach, wenn dieses Tier jetzt hätte berichten können ...

Er suchte den Blick des Hundes zu halten, aber es gelang ihm nicht, denn die Augen des Tieres wandten sich immer wieder zur Seite, schauten angstvoll und gequält und in unendlicher Sehnsucht auf den Förster, seinen Herrn, an dem es mit unendlicher Treue gehangen hatte. Und da rief Caspar Frey den Hund an: "Treu — mein Treu, komm zu mir!" Es lief ein Zittern durch das Tier, wieder winselte es weh, dann stellte es sich mit ungeheurer Anstrengung auf die Füße, stand da, leise schwankend, zitternd in allen Gliedern, ein grauenvolles Bild der Schwäche, der Verwahrlosung, eine ewige Anklage und eine Schande für die Menschen. Der Dackel kläffte wütend und feindselig ...

Der Förster ging nochmals einige Schritte zurück, dann rief er den Hund abermals an: "Treu — komm zu mir!" Und dieses jammervolle Elendsbild eines Hundes, das kaum die Kraft hatte, zum Gruß um ein Geringes den Schweif zu rühren, diesen Schweif, der einer abgenagten Rübe glich, dieser Hund setzte sich sogleich gehorsam in Bewegung, seinem Herrn zu: schwankend trippelnd, mit steifem Kreuz und schlapp nachziehender Hinterhand. Als es dann endlich nach unendlich langer Qual und Anstrengung den Mann erreicht hatte und vor ihm stehen blieb, beugte sich Caspar Frey zu ihm herab und fuhr ihm mit der Hand über den Kopf, der Hund Treu winselte im Glück, nun endlich wieder bei seinem Herrn und von ihm aufgenommen zu sein, aber dann glitt diese Hand tastend das Rückgrat entlang — und dann schrie der Hund Treu gellend auf im

jähem Schmerz. Der Förster ließ sogleich wieder von ihm ab und richtete sich auf, neben ihm knurrte böse der rauh-haarige Dackel, mit kalt brennenden Augen sah er auf seinen Hund: "Versaut!" sagte er und brachte die Zähne dabei nicht auseinander. "Rettungslos versaut — diese Strolche!"

Und dann blickte er Hans Froment an, der hinzugetreten war: "Gehen Sie ein Stück dem Hause zu, Herr Froment!" bat er. "Rufen Sie dann den Hund und erschrecken Sie nicht, wenn ich schieße!"

"Was wollen Sie?" Hans Froment, in fassungsloser Überrumpelung, schrie auf wie geschlagen. "Sie wollen schießen — auf Ihren Hund?"

Der Förster sah ihn an mit furchtlos glühendem Blick: "Ja, auf meinen Hund! Ich erschieße ihn. Sie haben ihn versaut für sein Leben, er wird nicht wieder, niemals wieder, eine gute Kugel ist der beste Liebesdienst, den man ihm erweisen kann. — Und diese Kugel soll er von mir haben — wenn ich einen von meinen Hunden erschießen muß, hört das Tier nicht den Knall des Schusses!"

Hans Froment lachte bitter höhnisch auf: "Das ist die Liebe — leichtgemacht! Das Tier kommt aus dem Elend, und wir sind schuld daran, wir allein! Und anstatt es gesund zu pflegen, schießen Sie es jetzt einfach über den Haufen — und damit ist die Geschichte zu Ende und für alle Zeit aus der Welt, was? Ach, ihr Männer mit euren Gewehren!"

Caspar Frey war nicht gekränkt, er erwiderte ernst: "Froment, Sie wissen, daß ich einiges von Hunden verstehe. Und ich sage Ihnen, daß dieses Tier sich nicht wieder erholen wird, es wird schwach und lebensunfähig bleiben bis an sein Ende. Ich will aber nicht, daß es sich sinnlos quält, und darum mache ich jetzt gleich ein Ende. — Gut? — Nichts ist damit gut — wenn ich die Strolche zu fassen kriege, die meinen guten Hund — —" Die Stimme versagte ihm in Schmerz und Empörung, und jetzt sah Hans Froment, daß die Männeraugen voll Wasser standen.

Aber er ließ ihn nicht aus: "Das ist nur Ihre Pflicht — knallen Sie die Lumpen ab, sobald sie Ihnen begegnen. Aber damit ist dem Hunde hier nicht gedient, davon hat er nichts und wird ihm nicht geholfen in seiner Not! Ihre andere Pflicht, Caspar, Ihre andere Pflicht ist, jetzt an dem Tier gutzumachen,

was an ihm gesündigt worden ist. Pflegen Sie es, bringen Sie es wieder zu Kräften, machen Sie es wieder gesund, zeigen Sie ihm, daß nicht nur Gemeinheit und Niedertracht in dieser Welt ist, sondern auch Liebe — die Liebe des Menschen für sein treues und gutes Tier!"

Die beiden Männer sahen auf den Hund hinab, der sich, zu schwach, um sich längere Zeit aufrecht zu halten, zwischen ihnen niedergetan hatte und den abgezehrten Kopf müde hängen ließ, weil sein Nacken nicht die Kraft hatte, ihn zu heben. Dann schüttelte der Förster den Kopf und sagte traurig: "Es hat keinen Sinn, Froment. Dieses Tier ist erledigt für diese Welt, das Leben ist ihm längst zur Qual geworden. Ich tu nichts als meine Pflicht — also, bitte, gehen Sie!"

"Ich gehe nicht, niemals!" knirschte Hans heraus. Sein Gesicht hob sich, sein Blick sprang auf, gegen den Wald, gegen die schweigend im goldenen Morgen stehenden Berge, glitt die Wiese hinab — da kam aus dem Forsthaus ein schmaler, hochbeiniger Knabe in den kurzen Lederhosen des Berglers, das dunkle Haar hing wie eine glänzende Mähne über das schneeweiße Hemd — der Knabe hieß Christa und war sein Weib, und Christa kam über die Wiese auf die beiden Männer zu. Er atmete tief: das war die Rettung, Christa würde nicht dulden, daß der Hund erschossen würde. Triumphierend sah er auf den Förster, der biß schweigend die Zähne übereinander und senkte den Kopf.

Als Christa herangekommen war, übersah sie mit einem Blick die Situation. "Er ist zurückgekommen!" sagte sie, ihr Gesicht rötete sich in aufspringender Freude, und sie kniete sich sogleich neben das Tier ins Gras.

Fünf Sekunden später schon hob sie das Gesicht, aus dem alle Farbe gewichen war, und sagte mit blassen Lippen: "Das ist ja furchtbar!" Hans Froment sah sie an, er ging nicht auf ihre Worte ein, er rief, schnell und anklagend: "Der Förster will ihn erschießen!" Sie, den Blick in den Augen ihres Mannes, strich wie abwesend mit ihrer Hand über den Rücken des Tieres, das winselte wieder in Schmerzen, und dann schrie es gepeinigt auf. Und da nahm das Mädchen Christa in einer Geste des Entsetzens ihre Hand zurück, stand auf, stand zwischen den beiden Männern, sah verloren auf das Tier zu ihren Füßen, dann flog ihr Blick leer und traurig zu der blauenden Silhouette des

Gebirges hinüber, und sie sagte mit stockender Stimme. "Das wird wohl auch das Beste sein für das arme Tier!"

Aber da schrie es aus Hans Froment heraus, wild, entfesselt und im Aufruhr: "Nein, nein, es ist nicht das Beste, und es wird nicht geschehen, nicht, solange ich lebe! Eher schießt er mich über den Haufen, als daß er jetzt den armen Hund abknallen darf. Der ist für uns ins Feuer gegangen, der hat über alle Vorstellungen gelitten, der hat sich bis hierher gequält, was wissen wir davon, was das dem Tier gekostet haben mag, es kann sich ja kaum bewegen, ihr könnt es sehen, und jetzt soll er hier eine Kugel – nein, nein und nein! Ein Tier ist nicht vogelfrei, und wenn Sie nichts mehr von dem Hund wissen wollen, Caspar, wenn Sie nicht Ihre Pflicht an ihm tun wollen, wie sich das gehört, dann gehört er mir, ja, mir, denn ich war dabei, als wir ihn in sein Elend gehetzt haben, und vielleicht, vielleicht bin ich es ja selbst gewesen, der an allem schuld ist!" Er senkte den Blick und sah voll Scham auf den Hund – aber dann sah er auch schon wieder den Förster an: "Und darum will ich, daß er am Leben bleibt. daß ich ihn pflegen, daß ich an ihm unsere Schuld wieder gutmachen kann ..."

Der Förster Caspar Frey sah ihn mit einem langen, eindringlichen Blick an. Er verstand den Maler gut, denn jedes seiner Worte traf in sein Herz, aber dennoch ließ er solche Ansicht nicht gelten vor seinem männlichen Sinn, der sich immer verpflichtet fühlt, zu allen anderen Wesen so hart und herrisch zu sein, wie er gegen sich selbst ist, er rückte das Gewehr zurecht, er wandte sich ab: "Tun Sie, was Sie wollen, Froment, ich habe es nur gut gemeint mit dem Tier, Sie werden einmal einsehen, daß Mitleid allein der Kreatur ihr Los und ihr Leiden nicht erleichtert, daß Sie dem Tier mit falschem Mitleid den schlechtesten Dienst erweisen. Aber tun Sie, was Sie wollen, jeder muß in diesem Leben selbst sein Lehrgeld zahlen, der Hund gehört von dieser Stunde an Ihnen, ich kenne ihn nicht mehr, ich kümmere mich nicht mehr darum, ich will mit diesem wehleidigen Unfug nichts zu schaffen haben!" Und pfiff kurz und scharf seinem Dackel, der inzwischen den Bachrand inspizieren gegangen war, schritt davon und verschwand in den Wald.

Zögernd und betroffen sah Christa auf ihren Mann, auf den Hund, der da im Grase lag, dem entschwundenen Förster nach, dann sagte sie stockend: "Ich weiß nicht, Hans, ich weiß nicht, vielleicht wäre es doch richtiger gewesen ..."

Aber wieder schrie er, wild und böse: "Nein, nein, ihr seid nur feige, ihr seid nur faul! Ihr redet nur immer von eurer Verantwortung, aber wenn es darauf ankommt, wenn sie etwas von euch verlangt, wenn ihr euer Leben ändern sollt im Dienst, dann tut ihr niemals eure Pflicht, dann fügt ihr zu den alten Verbrechen nur immer ein neues, dann beendet ihr mit einem Mord ein Drama, das ihr nicht befrieden könnt — weilt ihr nicht wollt! — Der Hund gehört mir, und ich will doch sehen, ob es mir nicht gelingt — —"

Und damit kniete er nieder, nahm das stöhnende Tier auf seine Arme, hob es auf, trug es über die Wiese, in das Haus und hinauf in ihre Zimmer. Und dort machte er sich sogleich an seine Arbeit, richtete ein warmes Bad, hob das Tier hinein, er wusch und badete es, trocknete es sorgsam und vorsichtig, aber dabei doch auch sehr gründlich, er tröstete den Zitternden und Stöhnenden, dessen Leib unter den deckenden Haaren voller Schwären und Wunden war, er bürstete und kämmtete das Fell, und es war ihm ein Trost und schien ihm eine Verheißung, als dieses Fell nach solcher Behandlung schon wieder eine Spur seines einstigen seidnen Schimmerns zeigte. Er richtete aus vielen Wolldecken ein bequemes Lager, bettete das Tier darauf, er lief um Milch und Weißbrot, um Haferflocken und weißes Fleisch. Christa, die ihm geholfen hatte, lief ihm wortlos davon, er sah, wie sie sich im Hof auf das Fahrrad des Mädchens schwang und davonsob — nach Stunden erst kam sie zurück aus dem Bergstädtchen, ein Paket mit Drogen und Medikamenten, mit Balsam und Serum mit sich tragend, das sie sich vom Tierarzt und in der Apotheke hatte zusammenstellen lassen. Angesteckt vom Eifer ihres Mannes, strahlte sie ihn an: "Der Tierarzt kommt morgen, er hat mir Hoffnungen gemacht — ach, Hans, wenn wir den guten Hund retten könnten!"

Aber als der Tierarzt dann am anderen Morgen wirklich bei ihnen einsah, war er es, der ihre Hoffnungen fast bis auf den letzten Rest wieder vernichtete. Er untersuchte den sich still fügenden Hund sehr gründlich, sein altes Gesicht war dunkelrot in Scham, als er sich endlich von ihm abwandte. Unter dem Fell

des Tieres lag Striemen neben Striemen, Beule neben Beule, Loch neben Loch, zweifellos hatte es bei diesen bestialischen und sicherlich durch längere Zeit fortgesetzten Mißhandlungen auch inneren Schaden genommen, wahrscheinlich war das Rückgrat angeschlagen, wenn es dann auch ganz und gar rätselhaft wurde, wie sich das bedauernswerte Tier auch nur aus einiger Entfernung bis zum Forsthaus hatte schleppen können— nein, es bestand wenig Aussicht, den Hund Treu durchzubringen ...

Aber Hans Froment ließ sich nicht entmutigen, er glühte für seine Aufgabe, wie er noch niemals in seinem Leben an einem Auftrag erglüht war, er sah und hörte und dachte nur noch den Hund Treu, es lebte, er litt, er zweifelte und hoffte mit ihm. Christa blieb an seiner Seite, auch sie ging nun ganz auf in der Pflege des Tieres, in endlos geduldigen Fütterungsversuchen, im Waschen und Baden, im Einreiben und behutsamen Massieren, im tröstenden Zuspruch, dem das Tier lauschte mit seinen traurig dunklen Augen, und der ihm mehr zu geben schien als alle die vielen notwendigen Handreichungen — vorüber nun waren die Wochen ihres Honigmondes, beiden war es, wie wenn sie dem Tier das Glück, in dem sie leben durften, zu zahlen hatten. Und etwas war, das ihre Arbeit mitunter bis zum Unerträglichen erschwerte und sie ihnen bisweilen völlig sinnlos erscheinen ließ, das war die große Sehnsucht des Hundes Treu nach seinem Herrn, nach dem er sich verzehrte, nach dem er mit allen seinen Sinnen lauschte, wenn er ihn im Hause wußte, um den all sein Denken und Fühlen zu kreisen schien. Da war die Trauer des Tieres, müde und schwer und lähmend, diesen geliebten Herrn niemals zu Gesicht zu bekommen, ausgeliefert zu sein diesen beiden Menschen, die sich wohl um ihn mühten und denen er ihre Pflege dankbar entgalt, die aber Fremde für ihn waren und nicht sein Herr ...

Und dann doch eben diese stille, noble Dankbarkeit des Hundes, der jeden Freundschaftsdienst mit Vertrauen und Freundschaft erwiderte, der sich ihnen langsam, langsam aufschloß in seinem Leid und dabei doch wieder still und wie in sich selbst gekehrt blieb, niemals eine Forderung kannte und die selbstverständlichste Handreichung entgegennahm wie ein großes Geschenk. Und die Wochen zwischen Leben und Sterben, die scheinbare

Aussichtslosigkeit all ihrer Bemühungen, das wehe Winseln, wenn man an den geschundenen Körper rühren mußte, um ihn zu pflegen, um ihm zu helfen. Nein, es war kein Spiel, und sie mußten fast auf alles verzichten, was die Einsamkeit des Berghauses ihnen zu bieten hatte. Vorbei war es mit dem tagelangen Streifen durch Wälder und Gestein, nicht mehr konnten sie durch die Stunden am schäumend durch die Klamm waschenden Bergbach sitzen, nicht mehr konnte Hans Froment die Igel belauschen, den Dachs oder die Hirsche, ihre Zeit reichte ihnen nur noch zu kleinen Spaziergängen am Morgen, am Nachmittag, am späten Abend, wenn sie den Hund Treu schlafend wußten. Vorbei war das unbeschwerte Glück, die blühende Seligkeit, mit der sie einander in die Arme gesunken waren, zerstört war das verwehende Lächeln der blühenden Welt – groß und traurig wuchs das andere, das ewige Antlitz vor ihnen auf, das wohl um die Schönheit wußte, aber tiefer und besser noch um das unermessliche Leid in der Welt...

Und dennoch erschien es beiden, der Frau wie dem Mann, als wenn die ersten Wochen, die sie in diesem Hause verbracht hatten, ein wohl heiteres, aber auch gänzlich gewichtloses Spiel müßiger Kinder gewesen waren, daß sie erst jetzt, beide sich mühend im edlen Wettstreit, dem Hund Treu zu helfen und ihn zu heilen, daß sie erst jetzt die letzten und tiefsten Möglichkeiten menschlichen, glücklichen Zusammenlebens erkannt und erreicht hatten. Da war in dieser gemeinsamen Trauer und Sorge, im Leid und endlosen Mühen etwas, das sie tiefer und inniger miteinander verband, als alle die Stunden verliebten Spiels, als alle die Küsse und alle die sorglos wildernden Träume. Da war die Aufgabe, die sie erkannt hatten und der sie sich gemeinsam stellten, die zu lösen war, und um deren Lösung sie sich mühten.

Die Aufgabe, an diesem unschuldigen Tier gutzumachen, was an ihm gesündigt worden war von den Menschen. Aber da war, neben diesem Dienst am Leben noch eine andere Aufgabe, deren Ruf Hans Froment gehört hatte, seitdem er von seiner großen Weltfahrt zurückgekehrt war, dieser Ruf, der lauter und eindringlicher geworden war, je länger und gründlicher er sich

umgesehen hatte im alten Europa, dieser Ruf, der ihn nun endlich eingeholt hatte und ihn stellte in der weltfernen Stille dieses einsamen Berghauses .. .

Da war eine Nacht, groß und glühend schwang sich der ewige Sternenreigen über der dunkel zerrissenen Gebirgsfront auf, der Sommerwind sang ruhelos und süchtig durch die rauschenden Wälder, Hans Froment saß auf einem Kissen, das neben den Decken lag, auf denen der Hund Treu sich streckte, wie immer mit kranken und müden Augen in die Leere vor sich hinstarrend, Hans Froment sah auf zu seiner Frau Christa, die sich in die Fensterbank gesetzt hatte, ein schmaler Knabe, dessen reines und zartes Profil vor den Sternen stand. Und das also war die Stunde, in der es aus Hans Froment sprach:

"Mag er gesund werden, mag er sterben — ich habe diesem Tier schon heute zu danken. Ich bin ein Maler, ich werde malen, immer und immer, aber ich werde auch andere Bilder malen, als ich sonst, als ich bisher gemalt habe.

Ich werde das Gesicht in der Nacht malen, das bleiche, großäugige, vom dunklen Bart umrundet — und ich werde den Hund Treu malen. Und vieles noch, und alles — ach, ich bin vielleicht kein Künstler, wie die klugen und feinen Leute ihn haben wollen, aber ich bin berufen zu bildern, zu schildern. Und ich will alles, alles aus mir herausstellen, was mich einmal angerührt hat in Lust und auch im Schmerz, ja, gerade das, was mich schmerzt, will ich malen. Sie werden sagen, daß man solche Bilder nicht malen darf und darum eben nicht malt, ihr Gerede soll mir gleich sein, ich werde sie zwingen, auch diese meine Bilder anzusehen. Ich fürchte mich jetzt vor keinem Geschwätz mehr — man kann auch fechten mit seinen Pinseln!"

Er erhob sich, er trat an das Mädchen heran, das ihr Gesicht mit rascher Geste ihm zuwandte, er legte seinen Finger über ihre blühenden Lippen, er lächelte leise: "Still, Christa, still! Bitte, sag kein Wort dawider, es wird nur geschehen, was geschehen will, was geschehen muß — wir wollen es nicht zerreden, heute nicht und nie!"

Dann trat er noch näher an sie heran und legte den Arm um ihre Schulter. Sie lehnte ihren Kopf zurück und gegen seine Brust, ihre Träume schwebten miteinander durch die Sternennacht und trafen sich fern im dunkelnden Gefels.

Aber dann geschah es: trotz der trüben und düsteren Prophezeiungen des Försters und des Tierarztes besserte sich der Zustand des Hundes Treu, sehr langsam zwar und dem flüchtig prüfenden Auge kaum sichtbar, endlich aber, nach Wochen, derart, daß niemand diese Besserung mehr leugnen konnte. Das trübe Auge klärte sich, das gepflegte Fell behielt seinen Glanz, unter ihm heilten Schwären und Wunden, die Überempfindlichkeit des Rückgrats verlor sich, und die halb gelähmte Hinterhand kräftigte sich zusehends — bald konnte Hans Froment an jedem Morgen den Hund auf seine Arme nehmen, die Treppe hinunter und in das Freie tragen. Dann verlagerten sie den Tag unter der Sonne am Wiesenrand, bummelten auch einmal ein kleines Stückchen in den Wald hinein, saßen an einem der eilig dahinstürzenden Bäche und suchten erst mit der Dunkelheit wieder das Haus und ihre Zimmer auf. Und langsam auch, aber auch um so inniger schloß der gedemütigte Hund sich ihrer Liebe auf und gehörte ihnen an, und nur wenn er seinen alten Herrn, den Förster Caspar Frey, sah oder hörte, blickten seine Augen wieder krank und leer, und meistens dann stieg wieder das wehe Winseln aus seiner Brust. Niemals jedoch machte er auch nur den kleinsten Versuch, sich dem Mann zu nähern, der ihn, seinem Wort getreu, das ihm freilich zu halten längst schwer genug fiel, konsequent übersah. Der Sommerhimmel blaute, die Bergwälder sangen ohne Unterlaß unter dem warmen Wind, in den Nächten schwang sich glühend und glitzernd der große Sternenreigen über das Gebirge mit seinen Felsen und Schluchten. Wenn sie aus dem Hause traten, ließ sich der Adler vom Aufwind über ihren Tisch tragen, ruhte auf dem Wind mit ausgebreiteten Schwingen, und allmorgendlich, sie sahen es gut, wandte er um ein kleines den Kopf, und seine goldenen Augen sahen zu ihnen herab. Und noch einmal ging Hans Froment ein in diese große und wilde Welt, kletterte in den Bergen herum, streifte endlos durch die Wälder, niemals, er fühlte das stark und untrüglich, hatte sein Herz so befriedet geruht in Strom und Fülle dieser Welt wie zu dieser Zeit und in diesem Winkel seines heimatlichen Landes. Das kam nicht aus dem Segen dieser Berge allein; er hatte nun endlich den inneren Frieden gefunden, er wußte um seinen Weg und um sein Ziel, sein Entschluß, von nun an nicht mehr ein Künstler allein zu

sein, sondern zu kämpfen für eine große und selbstverständliche Gerechtigkeit, hatte ihn von Qual und Pein und Verwirrung befreit — mit hellen Augen stand er in seinem Leben, wußte um sein Glück, wie er um seine Aufgabe wußte, und er genoß zu jeder Stunde dieses Glück in tiefen Zügen: frei zu sein in dieser wildschönen Welt, das Mädchen Christa in seinen Armen halten zu dürfen, und der scheu erwachenden Liebe des Hundes Treu zu begegnen.

Aber um diesen Hund bestimmte er dann den Tag der Abreise. Sie waren sinetwegen weit länger geblieben, als es geplant gewesen war, und sie hätten wohl immer noch weiter mit der Abreise gezögert, um den Hund vor der langen Fahrt noch mehr gesunden zu lassen. Aber sie hatten es täglich vor Augen, wie er litt unter dem Schmerz, seinen Herrn verloren zu haben, von seinem Herrn, dem er in Liebe und Treue anhing, nicht mehr beachtet, nicht mehr gesehen zu werden. Darum also, um diesem untragbaren Zustand, der die endliche Heilung des Tieres nur verzögern konnte, ein Ende zu machen, brachen sie dann mit plötzlichem Entschluß auf und brachten in klug berechneter Reise, auf der sie einige Male Station machten, den Hund in ihre Heimat — in das stille Malerhaus am Waldrand, das Vorortshaus der großen Stadt am Strom und unter dem Wind der See.

Sie wußten schon nach wenigen Tagen, daß dieser Entschluß richtig und gut gewesen war: der Hund Treu lebte in der neuen Umgebung merkwürdig schnell auf, fand sich rasch überall zurecht und fügte sich ein, wie wenn er in eine alte Heimat zurückgekehrt sei. Er freundete sich auch gut und leicht mit Stephen und Patrick an, den beiden stillen und wilden Gefährten des alten Michael Delos, der sich sogleich in den kupferfarbenen Setter mit den klugen und ernsten Augen verliebte und sich voller Eifer mit allen seinen guten Kenntnissen des genesenden Tieres annahm, er genoß den Frieden des Waldgartens, er lag gern unter den silbern im Wind flüsternden Pappeln, gern auch ging er über die Straße und legte sich am Ufer des dahinströmenden Flusses nieder, oder er besuchte auch auf eigene Faust seine Freunde, den alten Mann und die beiden grauen Hunde — immer aber war er beim ersten Ruf, beim ersten leisen Pfiff zur Stelle, zumeist sogar schneller noch: Hans oder

Christa brauchten nur vor die Tür zu treten oder ein Fenster zu öffnen, um nach ihm auszusehen, sogleich gesellte er sich zu ihnen, auf seine merkwürdige Weise fröhlich und ernst zur gleichen Zeit. Ja, nun gehörte er zu ihnen, ohne Rest hing er ihnen an, gleicherweise dem Mann wie der jungen Frau, er zeigte es ihnen jeden Tag und jede Stunde und fand nun überraschend schnell zu seiner alten, von den Menschen für immer verloren geglaubten Schönheit und Kraft zurück.

Aber noch ein anderer lebte in diesem Haus und genoß seinen Frieden und erstarkte an dem reichen und tiefen Glück, das ihm in seinen Wänden erblühte — und das war Hans Froment selbst. Manchmal schaute er mit selig staunenden Augen um sich: morgens, wenn er in seinem Bett erwachte, immer früher als die Frau, die er schlafend an seiner Seite fand, um sie täglich mit fröhlichen Küssen zu wecken, im Eßzimmer und in der getäfelten Herrenstube, in denen er verwöhnt und zu einem kennerhaften Feinschmecker erzogen wurde, in seinem Atelier, oft genug auch einmal auf einer der Bänke im parkähnlichen Garten: daß es eine solche Summe von Glück geben konnte für einen einzelnen Menschen! Denn er schaffte mit einer Kraft, die er selbst niemals in sich erwartet hatte — sein Leben hatte sich ihm in seiner Ehe nicht geteilt, es hatte sich ihm verdoppelt.

Er schaffte: der Sommer ging hin und der Herbst, dem Winter folgte der Frühling, und wieder ein Sommer und wieder ein Herbst — Hans Froment stand in seinem Atelier und schuf Bild nach Bild in einem nicht enden wollenden Rausch der Arbeit, die nun keine Schwierigkeiten, keine Hindernisse und keine Bedenken mehr kannte. Bild um Bild: es erfüllte sich die Prophezeiung, die er Christa gemacht hatte in jener Sternennacht am Lager des leidenden Hundes. Er war zutiefst verfallen und verschworen dem Adel, der Schönheit und den Geheimnissen der freien Tiere, um davon lassen zu können, sie auf seiner Leinwand zu gestalten: in dieser Zeit entstanden in ihren weichen und doch auch wieder glühenden Farben seine Bilder von den Korallenriffen in der südlichen See, die Bilder auch von den schwarzgrünen Urwaldinseln, von ihren schleichenden gefleckten oder gestreiften großen Katzen und ihren menschenähnlichen Affen. Ja, von den Affen entstand eine ganze Reihe Bilder,

aus denen die so verwirrend dem Menschen gleichenden und dann doch wieder so tierisch wirkenden Gesichter der Primaten blickten: tollende Schimpansen und wuchtende Gorillas, die rostroten Orang-Utans und die grauen und dunklen Gibbons auch. Es entstanden seine Bilder von der großen Wanderung der Caribous im nördlichen Kanadien, die Gemälde von den halbwildem Pferdeherden der in Sonne und Sand glühenden südlichen Staaten Amerikas, er malte die Schlangen und Echsen Insulindes in ihren verwunschenen Formen, ihren metallisch schmelzenden Farben – so übergroß war die Fülle der Gesichte, so eng drängten sich die Tiere, die unter seinen Pinseln zum Leben erwachen wollten, daß er sich in den vielen Monaten nur zu einem einzigen Elefantenbild die Zeit nahm, und das war wieder eines seiner Mondscheinbilder, über die Michael Delos immer noch so gern spöttelte, wenn er sich auch immer wieder begeistert aufflammend und ohne Rest an die faszinierende Darstellung verlor: es gab den Blick aus einem hohen Baumwipfel, und aus der Waldwand löste sich die Herde, mit der Hans Froment im Tanganjika-Territorium gezogen war, und schob sich, ein wogendes Meer gekrümmter Rücken, schwerer Leiber, fächelnder Riesenohren, aufgleißen-den Elfenbeines und windend sich streckender Rüssel aus dem schirmenden Dunkel in das silbern dunstige Licht der Steppe, über die der Mond sich hob und die glühenden Sterne ihren großen und stummen Reigen hielten...

Bild nach Bild: unausschöpfbar tief war der Reichtum, mit dem die Schöpfung sich selbst und alle Kreatur begnadet hatte, im ständig wachsenden und immer reicheren Glück lebte der Mensch, dem es gegeben war, diese Schönheit der Natur mit seinen sehenden Augen in sich aufnehmen zu dürfen, um sich Herz und Seele von ihnen segnen zu lassen, niemals wieder konnte ein Mann, der diese Schönheit hatte erleben dürfen, davon lassen, von ihr zu künden und in seinen Bildern den Menschen das Paradies zu weisen, in dem sie lebten, und das sie nicht sehen wollten, weil sie verfallen waren und sich erschöpften und zerrieben und untergingen in den künstlichen Paradiesen, die sie sich selbst geschaffen hatten, und die ihnen längst zu Höllen geworden waren...

Neben diesen Bildern nun entstanden im stillen Atelier jetzt auch die anderen, von denen Hans zu Christa gesprochen hatte in der stillen Bergnacht, und das erste dieser Bilder war der Hund Treu, der einsam und geschändet und schmachvoll zugerichtet auf der Bergwiese saß und mit dem kranken Blick seiner guten und klugen Augen zu seinem Herrn hinübersah, der ihm den Rücken zugewandt hatte, damit der Hund nicht sehen konnte, wie er das Gewehr schußbereit machte, mit dem er den Hund strecken wollte, der ihm sein Leben lang gedient hatte und den er nun in seiner Not mit dem harten und rücksichtslosen Sinn des Menschen verließ und verstieß.

Und da war ein anderes Bild: da rauschte der warme Sommerwind durch den morgendlichen Bergwald, der stürzende Bach sang und die Blumen blühten an seinem Rand, und da war ein schmalgetretener Pfad in der grüngoldenen Wirrnis von Gras und Blumen und Bäumen und Büschen und Sonne, ein Tierwechsel, über den die zierlichen Hufe der Rehe scheu und heimlich zu ziehen gewohnt waren. Und quer über diesen verschwiegenen Pfad streckte sich der grausam gemordete Leib eines Rehes, sein Kopf war gedunsen und verzerrt, die Zähne bleckten, die Zunge würgte blau und dick zwischen den Lefzen, Blut gerann in den Mundwinkeln, auf dem sich die schillernden Schmeißfliegen drängten, und die Augen saßen zerquält und mit geborstenen Adern wie auf Stielen in ihren Höhlen. Eine Schlinge drosselte den Hals und zerschnitt ihn, der Boden rings war aufgewühlt und zerschunden vom stundenlangen Todeskampf des gemeuchelten Tieres – dicht neben dem Toten stand ein Junges und sah mit den nichtbegreifenden Augen der noch ungekränkten Jugend auf die tote Mutter, nicht ahnend, daß es diese Mutter nun für immer verloren hatte und dadurch selbst dem jämmerlichen Tod des Verhungerns geweiht war.

Und da war das Bild von dem Zigeunermädchen. Es schlug das Tambourin, mit bunten Fetzen aufgeputzt und mit dirnenhaft sich darbietender Pose, an ihrem Arm hing die Kette, die im Nasenring des Tanzbären auslief, in diesem roh zerfetzten, gemein zerrissenen Organ, dem empfindlichsten des gefangenen und zum belachten Spaßmacher degradierten Tieres. Da stand der

Bär und wiegte sich auf seinen kurzen Hinterbeinen, die Vorderbranten wie bettelnd an die Brust gezogen, irr blickten seine Augen gegen die kichernd und feixend sich drängenden Menschen – stieg nicht das Stöhnen aus seiner Brust, das dunkle Stöhnen der Kreatur, deren Not allzu groß war, um von ihr jemals begriffen zu werden?

Und da war das Bild von den Jägern nach dem Treiben. Sie standen in der Mitte des Bildes, hinter ihnen sank die blutende Sonne, sie schenkten sich den Kognak in die Gläser und stießen fröhlich mit ihnen an. Im Vordergrund aber lag die Strecke: Hasen und Füchse und einige Fasanen auch, und die Gesichter der geschossenen Tiere blickten mit gläsernen Augen den Beschauer an. Unerträglich war dieser Blick, der Ausdruck der Gesichter der aus ihrem vollen Leben Gerissenen für jeden Beschauer, und es war wie ein Schlag in das eigene Gesicht für einen jeden, der seinen Blick löste von diesen Tierantlitzen, die adelig geblieben schienen auch in ihrem grausamen Sterben – und der dem lachenden Mienenspiel der vergnügten Jäger begegnete.

Und da blaute ein hoher abendlicher Sommerhimmel über einer bunten und lärmenden Stadt aus Zelten, deren Fassaden im künstlichen Licht der elektrischen Birnen schrien. Und hinter der Kasse der einen Bude im Vordergrund saß eine dicke und gleich einem Götzenbild geschmückte Frau, Brillanten an den fetten Fingern, Schultern, Brust und Rücken mit Pelzen behängt, grün gleißende Smaragde protzten in den schaukelnden Ohrringen, und die aufgefärbten Locken legten sich wie gedrechselt um das gedankenlose und vulgäre Gesicht. Aber neben dieser Frau stand ein alter Marabu mit grindigem Kopf, den starken Keilschnabel gegen die verschmutzten Federn der Brust gedrückt, gläsern und weltabgezogen, wie einer fernen Welt verhaftet, der er für immer entrissen war, ging sein Blick über das Jahrmarktstreiben und an ihm vorüber. Auf der anderen Seite der Frau hing ein blanker Nickelring von der Budendecke herab, zwei Rhesusäffchen drängten sich in ihm aneinander. Sie hielten sich mit der Geste der Zärtlichkeit, wie wenn die Tiere wüßten, daß sie in dieser unverständlichen Hölle der Menschen nichts mehr hatten als sich selber, wie durchdrungen von der gütigen Weisheit des Erleuchteten Herrn: daß dieses Leben kurz und traurig sei und man gut sein

solle zueinander, solange man noch lebte und vereint war. Sie umarmten sich, sie wärmten einander, aber aus den weitgeöffneten Augen, mit denen sie gegen die Jahrmarktsbummler sahen, schrie das große Entsetzen und die grenzenlose Furcht der Kreatur vor dem Menschen.

Und da war — ja, da war nun doch ein zweites Elefantenbild: das alte Zelt schlappte unter dem Regen, der in dicken Tropfen durch das undichte Segelleinen drängte und auf den schmutzig vertretenen Platz fiel, grau in grau webte die Luft. Und da standen auf ihren Bohlen die vier Elefanten der Menagerie, standen trübe und traurig, die Köpfe hingen müde mit zerrissenen Ohren, aus den großen, vorweltlichen Antlitzen schrie das Elend, in das diese Tiere gestürzt waren; ihre Leiber bluteten und wiesen hundert Spuren der roh quälenden und gemein schindenden Menschenhände. Und es war in diesem Bilde nichts von dem Frieden, der sonst für Hans Froment immer um diese großen und fern fremden Tiere war, es war ein Bild des Leidens und der Verdammnis.

Die Verdammnis der Kreatur, die unter dem Menschen leben muß: da wurden die abendlich dunkelnden Himmel zerrissen von glühend pflügenden Granaten und Geschossen anderer, verruchter Art. Die tote, vergiftete Erde war aufgewühlt, wie von Dieben und Mördern durch-fleddert. Menschen schmiegt sich, ihre Waffen in den Händen, in den Kot ihrer Löcher, im sich sperrenden Drahtverhau hingen die Leichenteile halbzerfetzter Pferde, gedunsene Bäuche, sich sperrende Beine reckten sich wie klagend und drohend gegen den düsteren Himmel — quer durch das Bild galoppierte gestreckten Halses, mit auseinandergerissenen Zähnen, denen der gelle Schrei entsprang, eine dunkle Stute, die getroffen worden war, und die sich losgerissen hatte, und die nun im Wahnsinn ihrer Schmerzen und in ihrer namenlosen Verstörtheit über das Schlachtfeld rannte, wie wenn sie dem Grauen und dem Tod noch in dieser letzten Minute hätte entrinnen können, sie schrie und trat bereits in die aus ihrem zerrissenen Leib springenden Därme.

Und da hob sich unter dem dunkelnden Himmel der Nacht die grauenvoll zerschändete Silhouette einer Straße, deren Häuser aus nichts anderem mehr bestanden als aus leer und sinnlos dastehenden Fassaden und bis auf den

Grund zerstörten Ruinen. Am Ende dieser Straße aber, die keinem Menschen mehr Wohnung und Heim geben konnte, hob sich der klotzige Würfel aus Beton, in den die Menschen sich vor den Bomben der fliegenden Geschwader gerettet hatten. Die Scheinwerfer schlugen ihre Kegel wie ein Balkenwerk aus Licht in das Dunkel, hoch oben, zwischen den Sternen scheinbar, blinkten klein und silbern, ein zierliches Spielzeug, die Maschinen des Bombengeschwaders, die den heulenden Tod mit sich trugen. Kein Mensch war auf der Straße, auf dem Bild, sie saßen zitternd in ihrem Bunker, winselnd unter dem grausigen Geschick, das sie über sich selbst verhängt hatten. Und dennoch war Leben auf dem aufgerissenen, zersprengten, verwühlten Pflaster: ein Hund, eine große, löwengoldene Dogge, lag unfern von der Bunkertür und ließ sie nicht aus seinen zerquälten, vermarterten Augen. Und ein anderer Hund, ein Menschentier, ein kunstvoll und albern geschorener Pudel, trabte die Straße entlang, sein Gesicht sah aus dem Bild, und die erschreckend klugen Augen des Tieres brannten in Wahnsinn und Anklage.

Und da war die Düsternis östlicher Sumpfsteppe, über die der Krieg dahingerast, dahergewalzt war, alles Leben schlagend, wo er es traf mit seinen blutigen und stählern unerbittlichen Mörderfäusten. Zerbrochene Wagen am Straßenrand, abgerissene Planen, diebisch durchwühlter Hausrat der Flüchtenden, Männer und Frauen dahingeschleudert in den schmutzigen Schnee, wie der Tod sie getroffen hatte aus den Maschinengewehren der Tiefflieger, ausgeplündert auch sie, ohne Schuhe an den Füßen, mit Händen, von denen man die Ringfinger geschnitten hatte, der Mäntel und Röcke und Kleider beraubt: jeder Tote war längst zur Beute der noch Lebenden geworden. Sie säumten die Straße, auf der der große Treck der Flüchtenden das sichere Land hatte erreichen wollen und dann doch von der Zerstörung überholt und zertreten worden war – über diese Straße aber nun, schleichend langsam und eines hinter dem anderen schnürend, scheu witternd nach allen Seiten, jeden Augenblick bereit zur Flucht oder zum aufschreienden Angriff, kam das Rudel der Wölfe auf im Bild. Sie schlichen dahin, sie spähten, noch faßten sie nicht die Verwandlung einer Welt, die sich selbst zum Wolfsfraß gemacht und gemordet hatte, noch waren sie unsicher und scheu und feige – und dennoch glühte in

ihren grünen Augen bereits die Gewißheit: daß die Welt der Menschen nun endlich reif geworden war für die Rückkehr der Wölfe, die überreiche Ernte und tausendfachen Fraß zu finden hatten in der Menschenwelt, in der nun nur noch das Morden galt, weil längst ein jeder Mensch dem Mitmenschen zum Wolf geworden war ...

So arbeitete Hans Froment, so schaffte er Bild nach Bild in fast unübersehbarer Folge, Bilder, die der Schönheit dienten und ein singendes Dankgebet an die Schöpfung waren, und Bilder auch, die nichts waren als eine große Klage und eine ebenso große Anklage gegen den Menschen. Aber — und darüber verwunderte er sich mitunter selbst — er schuf auch diese Bilder voller Freude und voller Stolz und durchaus nicht gebeugt oder gar gebrochen von dem Leid, das er in ihnen zu gestalten hatte. Es war eine kämpferische, eine trotzig Freude in ihm, denn es war die große Befreiung für ihn, Schrei und Klage zu gestalten und sichtbar in die Welt zu stellen, so daß ihr nun niemand mehr aus dem Wege zu gehen vermochte — er hatte neben seinem Beruf die Berufung erkannt, den Auftrag besonderer Art, die große Pflicht, die Mission, auszusagen. Diese Pflicht zu erfüllen, das war es, was ihn mit stiller und starker Freude erfüllte und ihm mit dem Gelingen des einen Bildes bereits die Schau des nächsten gab. Er stritt, er kämpfte — und er war nicht allein in seinem Kampf.

Da war Christa — es arbeitete sich gut, besser als jemals in seinem Leben, wenn sie in der Wohnecke des Ateliers saß, über Bücher gebeugt oder auch über ihr Mikroskop, von dem sie nicht lassen konnte, und hinter dem auch er gern und oft seine freien Stunden versaß — wenn ihre Rede hin und wider ging, wenn sie am Abend über seine Schulter das ansah, was er am Tage geschaffen hatte, wenn er sich mit ihr aussprechen konnte über die Idee und ihre Gestaltung, über die Komposition des Ganzen und über die sich aneinander fügenden Details, über Farben und Licht und Schatten — wenn sie über sein Haar strich, wenn sie sich an seine Brust warf und ihn küßte im überwältigten Dank, vielleicht war es am schönsten, wenn sie vor dem Bild versank, die Hände hob, ihre Finger faltete und gegen ihre Brust drückte, wenn

sie hilflos stammelte: "Wie schön, Hans, wie schön!" Oder wenn sie – vor jenen Bildern, die voller Trauer und voller Auflehnung waren – nur zu sagen wagte: "Ach, Hans – mein Hans ..."

Spuren im Schnee

Und es kamen die Freunde, kamen aus eigenem Antrieb, oder sie kamen, von Michael Delos herangebracht, der die Entstehung dieser Bilder glühend und begeistert miterlebte. Es kam die Baronin Jossy und bisweilen sogar mit ihrer Freundin, die sonst nie das Haus verließ, weil sie ihre Katzen hüten mußte, es kam Martin Kenna, es kam der Doktor Arnold. Und es kam eine heimliche Freundin von Michael Delos, eine alte, verwetternete Löwendompteuse, die sich hatte zur Ruhe setzen müssen und keine Ruhe darin fand, denn es gab für sie nichts in dieser Welt als Löwen, nur Löwen. Und mit ihr kam einer ihrer Schüler, ein Elefantendompteur, den sein Lieblingstier zerschlagen hatte, der jetzt krank und ziellos dahinlebte, denn es gab für ihn nur Elefanten in dieser Welt, wie für seine Meisterin Löwen. Und dann gab es für beide noch etwas anderes, und das waren die Bilder von Hans Froment.

Und das Atelier sah viele gute Abende, an denen sich diese kleine Gemeinde der dem Tier verschworenen Menschen in ihm sammelte in nie endenden Gesprächen und Diskussionen, und die Debatten zwischen den Dompteuren und dem Doktor Arnold, dem akademisch disziplinierten Tierpsychologen, waren es vielleicht, an denen sich alle am stärksten erwärmten oder erhitzten. Aber es war die alte Löwendompteuse, die dem Wissenschaftler Zweifel und Trauer nahm: das Tier hatte dem Menschen durch Jahrtausende gedient, diente ihm und würde ihm dienen, bis er des Tieres nicht mehr bedurfte und es in das Nichts verstieß, aus dem er selbst gekommen war.

Es diente ihm vor dem Pflug und diente ihm auf dem Seziertisch — kein Mensch, der in einen Laden ging, sich Tabletten zu kaufen gegen sein Kopfweg, hatte das Recht, gegen die Tierversuche zu wettern, denn nach ihren Resultaten waren seine Pillen entstanden. Und kein Mensch in dieser Welt, auch nicht die enrasierteste Tierschützerin, würde sich bei einer diffizilen Operation einem Arzt anvertrauen, der ihr erklärte, dergleichen Operationen bisher nur im Film gesehen zu haben, aus Mangel an Übung seiner Skalpelle überhaupt nicht sonderlich sicher zu sein, jedoch es gern einmal mit ihr versuchen zu wollen.

Und die streitbare alte Frau zitierte dem Wissenschaftler ganze Absätze aus den Schriften seiner Kollegen: daß die Direktoren der Zoologischen Gärten beispielsweise weniger Gelegenheit hätten, die Geistesgaben ihrer Pfleglinge zu prüfen, als das langsame Absterben dieser Geistesgaben zu kontrollieren. Daß ein Tier, das man nur käfigte oder pferchte, mit Sicherheit verblödete, daß man mit wissenschaftlich verständnisvoller, behutsamer und einsichtiger Dressur dem Tier nicht nur eine Wohltat erwies, sondern es geradezu aufschloß und bei solcher ständigen Befassung von Mensch und Tier miteinander zu ganz anderen, wissenschaftlich ungleich wertvolleren Resultaten kam. Der Zoo sei keine Stätte für gefangene Wildtiere, er sei ein Platz für zu zähmende, dem Menschen anzuzähmende Tiere, deren große Freiheiten verlorengingen in unseren Tagen für alle Zeit, und für die nur noch ein Leben im gartenhaft umzirkelten Schutz des Menschen möglich war.

Man mußte den Dingen ehrlich in die Augen sehen, grobste die alte, unerschrocken wahrhafte Frau: Wenn jetzt die Tiere in den letzten großen Wildnissen dezimiert wurden, so geschah das, um sicheres Land für den Menschen zu schaffen, das gleiche also, was in Europa vor tausend, in Amerika vor wenigen hundert Jahren geschehen war. Und wenn sich an dieser wichtigen und einfach notwendigen Dezimierung auch Sportjäger beteiligten, so war es ein erregender Unfug, diese als barbarische Mörder zu verdammen, denn wenn sie für den Abschluß eines Elefanten fünfhundert Taler erlegten — für den Abschluß eines vielendigen Hirsches in den Alpen, den Vogesen oder im schwarzen Wald brauchten sie nur die Hälfte dieser Summe zu entrichten und blieben angesehene Staatsbürger dabei. Was not tat, war die Ehrlichkeit: das

Tier stand unter der Hand des Menschen, er hatte das Recht des Stärkeren, des Höherentwickelten, er durfte es ausüben, wie es überall und immer in der Natur ausgeübt wurde. Aber gerade solche Erkenntnis sprach ihn nicht frei von seinen schlechten Taten, sie verpflichtete ihn. Mit solcher Erkenntnis hörte nicht etwa seine Verantwortung auf, sondern begann sie recht eigentlich erst: es gab kein Recht in dieser Welt, das nicht auf und aus erfüllten Pflichten erwuchs, und die Verpflichtung des Menschen war, weder ein Unmensch noch ohne Anstand zu sein ...

Gespräche und Debatten ohne Zahl im stillen Atelier, unter diesen Bildern, die gesegnet oder mit Trauer beladen hier heranwuchsen und sich reihten. Aber wenn dann die eine große und schwere Frage angeschnitten wurde, einten sich ohne Widerspruch alle die vielen Stimmen, die mancherlei Meinungen und Bedenken. Wenn es galt, Hans Froment von der Ausstellung, von der Veröffentlichung seiner traurigen oder zornigen, seiner klagenden und anklagenden Bilder abzuraten, abzuhalten, waren alle seine so verschiedenartigen Freunde sich darin einig und hielten fest zusammen. Jedes dieser Bilder war ein Erlebnis, gewiß, gewiß, von jedem war man neu erschüttert, man würde keines vergessen, vielleicht war es richtig und gut, dem Menschen alle diese Bilder derart zu zeigen, daß er ihnen nicht ausweichen konnte, denn der Mensch hatte längst verlernt, das Wirkliche zu sehen — vielleicht war es für sehr viele die einzige Möglichkeit, in solchen Bildern sich selbst und die Welt zu erkennen. Aber es war ein Wagnis, es war eine große Gefahr, es konnte für Hans Froment den schlichten Selbstmord bedeuten. Niemand würde solche Bilder kaufen, die Kritik würde ihn abschlachten als sentimental Plakatmaler, als den letzten und ungeistigsten Banausen, man würde ihm nicht erlauben, den reinen, den tumben Toren zu spielen — es würde sich ein Lärmen ohnegleichen erheben, denn alle die Vielen und Gleichgültigen und Uninteressierten würden sich angegriffen fühlen und würden ihm jedes Recht zu solchem Angriff abstreiten, sie würden sich nicht dem Thema stellen, sondern ihm über den Mund fahren, sie würden, wie immer und immer, wo sie einer unausweichbaren Wahrheit gegenüberstanden,

vom Vogel sprechen, der sein eigenes Nest beschmutzt, sie würden ihm nicht zuhören, sie würden sich gegen ihn erheben — es war mehr als wahrscheinlich, daß sein Name und sein gesamtes Werk in diesem Lärm unterging und all sein Mühen für immer verloren blieb ...

Christa schwieg zu solchen Reden, aber auch Michael Delos sprach nicht anders als seine Freunde; Hans Froment hörte ihnen aufmerksam und still zu, aber wenn sie ihn zu einer Entscheidung zwingen wollten, wich er aus: man würde sehen, er wußte selbst noch nicht, was er tun würde, er wußte nur, daß er diese Bilder hatte malen müssen, er hatte sie erlebt, er hatte sie aus sich herausgestellt, nun waren sie da und lebten in der Welt, eigentlich war das ja alles, was er gewollt hatte, was er hatte tun müssen ...

Aber dann ging er mit der gleichen inneren Ruhe und Sicherheit hin — ach, er kannte sein Handwerk, er kannte sein Geschäft, er wußte, was er mit seinem Namen und mit seinem Geld auch fordern und durchsetzen konnte — er ging hin und mietete auf eigene Rechnung die beiden großen Ausstellungssäle der größten und bestgelegenen Kunstgalerie in der Stadt, er hing seine Bilder auf, jeweils an der einen Wand die Bilder von den großen und starken und freien Tieren, jeweils auf der gegenüberliegenden Wand die Bilder der vom Menschen geschändeten Kreatur. Er beauftragte ein Werbebüro mit Start und Durchführung der Ausstellung — sie begann, und wenige Tage später waren alle Befürchtungen seiner Freunde weit übertroffen und erfüllten sich alle seine stillen Hoffnungen in ungeahnter Weise. Die Kritik faßte ihn recht vorsichtig an, er hatte seinen Namen, man wußte um die Honorare, die ihm gezahlt wurden, er war eng verbunden mit dem größten Verlagshaus der Reichshauptstadt, sie werkten einen Text, der von naturalistischen, impressionistischen Tierbildern sprach und verschwiegen nach Möglichkeit die aggressiven, die kämpferischen Darstellungen. Andere erwähnten diese Bilder nur kurz und ohne eigene Stellungnahme, das obskure Mittagsblatt höhnte über die Bilderfibel für Klippschüler, die wohl im Auftrag dubioser Tierschutzvereine entstanden und für die geistige Primitivität ihrer Mitglieder bestimmt sei...

Aber das gleiche Blatt brachte schon am nächsten Tage eine Richtigstellung aus der Feder des Herrn Hickeys: nichts, aber auch nichts habe der Verein mit diesem unglückseligen Maler zu tun, nur vielleicht, daß man einmal in selbstloser Weise den propaganda- und skandalsüchtigen Mann auf die rechte Bahn zu bringen versucht hatte. Er habe sich nicht belehren lassen, denn es ging ihm ja nicht um die Tiere, sondern, wie diese Ausstellung eindeutig bewies, nur um seine eigene Person und um ihre Geltung. Denn recht eigentlich führe er mit diesen gräßlichen Bildern nur und zwar mit Vorbedacht einen heimtückischen und hinterhältigen Streich gegen Ziele und Zwecke der Tierschutzbewegung, daß diese eben gezwungen sei, von ihm abzurücken. Sie ließe sich nicht vor den Wagen eines Mannes spannen, der skrupellos die allergrößten Effekte anstrebte, um so weniger, als obendrein zu befürchten sei, daß er sich bei der Herstellung dieser unverantwortlichen Schilderungen recht unsauberer Mittel bedient habe. Eingestandenermaßen könne und wolle nämlich dieser Herr Froment nur das wirkliche Leben abbilden, es lag also nahe, daß er seine Modelle selbst in den bejammernswerten Zustand versetzt habe, in dem sie nirgendwo in der Welt, sondern eben nur auf seinen Bildern zu sehen waren ...

Michael Delos saß mit brennrotem Kopf über diesem Schmähartikel, als Hans ihn darauf betraf — er barst geradezu in gerechtem Zorn. Hans aber lachte nur und lachte ihn aus — er möge doch antworten, er, Michael Delos, verstand sich ja aufs Streiten und hatte es nicht einmal ungerne. Der Alte ließ sich das nicht zweimal sagen, er antwortete, er stellte richtig, um sich in einem prompt erscheinenden zweiten Artikel selbst von Hickeys angegriffen zu sehen: ein nichtwissender, nichtskennender Tierausstopfer, den das Museum unverständlicherweise sein Leben lang im Amt gehalten hatte, statt ihn, wie es seiner Ignoranz und Unfähigkeit zustand, an die Luft zu setzen, wie man ihm schon vor Jahren geraten hatte. Denn auch diesem hilflosen alten Mann, der ganz unbedarft einer schönen und großen Aufgabe gegenübergestellt war, hatte man einmal hilfreich und selbstlos unter die Arme greifen wollen und ... Aber da ergrimte der streitbare Alte gar erschrecklich und warf sich mit aufgerollten Hemdsärmeln in eine Presseschlacht ohnegleichen. Doch zu

seinem Leidwesen dauerte diese nur kurze Zeit, und dann hatte er sie zu seiner grenzenlosen Verblüffung mit fliegenden Fahnen siegreich gewonnen. Die Zeitungen sperrten Hickes ihre Spalten, alle Blätter der großen Stadt stellten sich vor Hans Froment, er hatte das Recht, zu sagen, was er wollte oder was er sagen mußte, und im Tierschutzverein fand eine tumultuöse Versammlung statt, die Hickes zum Rücktritt und sogar zur Herausgabe des von ihm bewohnten Hauses zwang, das eine gute Frau einmal dem Tierschutzverein vermacht, und das der Herr Hickes sich heimlich selbst übereignet hatte ...

Die Stimmung war umgeschlagen, die Ausstellung hatte sich durchgesetzt und das breite Publikum gewonnen, täglich brachten die Briefträger Hans Froment hohe Briefstöße in das Haus, Zuschriften ungezählter Menschen aller Bevölkerungskreise, die ihm dankten, daß er sie mit diesen Bildern angerührt und gleichsam erweckt habe. Stolz stand er an den Abenden hinter diesen Briefstapeln und vor seinen Freunden — daß aus dem ‚Goldenen Keller‘, in dem einmal sein Künstlerweg begonnen hatte, eine schmierige Karte mit unflätigen Beschimpfungen ihn erreicht hatte, aber auch ein Brief des Prinzen Yussuf, der ihm seine tiefste Verachtung ausdrückte, sie einmal verlassen zu haben wegen dieser Greuelschinken und zur Wiedergutmachung seines schändlichen Verrates eine runde Summe von ihm forderte, das verschwieg er, denn er hatte beide Schreiben mit ihrer Vernichtung auch vergessen:

"Da — Hunderte, ja, nun schon Tausende von Briefen, und die Redaktionen haben mir erzählt, bei ihnen seien es noch mehr! Gcgen Hickes — natürlich, aber was geht's mich an — für meine Bilder alle miteinander! Und die guten Bilder verkaufen sich wie einst und immer, und, ihr werdet's nicht glauben, ich habe auch von den bösen Bildern bereits einige verkauft. Einige andere werde ich verschenken, ich kenne jetzt einige Plätze, wo sie gut hängen und täglich von vielen Menschen gesehen werden! — Was wollt ihr denn?! So, wie ich diese Welt, diese Menschen der Stadt einmal gesehen habe nach meiner Heimkehr, so konnten sie nicht sein, und so sind sie nicht. Nicht leer und kalt und grausam, nicht steinern und stählern wie ihre Städte und Maschinen: sie sind leer von dem Vielzuvielen, das sie täglich, stündlich in ihren allzu engen Gemeinschaften bedrängt, sie können nur leben, wenn sie den Blick geradeaus

halten, auf ihren persönlichsten Weg, auf ihre persönlichsten Ziele — anders würden sie durchgehen wie scheuende Pferde. Sie haben nicht mehr den Mut, vielleicht nicht einmal mehr die Gelegenheit, fremdem, fernem Leid in die Augen zu sehen, sie tragen an ihrem eigenen schwer genug ... Aber sie brauchen nur angerufen, angesprochen zu werden, und sie bekennen sich ehrlich zu ihrem Menschlichen, denn die Sehnsucht nach diesem läßt sich in keinem Menschenherzen verschütten ... Da, seht sie, ungezählte Briefe — es ist billig, sich ein falsches Bild von den Menschen zu machen, sie zu meiden oder gar zu hassen — ich habe gerufen, und da sind die Antworten. Sie haben mich verstanden und haben die Sache verstanden, um die es mir geht, nicht einmal ein einziger Kunstkritiker, keiner selbst von denen, die naturgemäß meine Gegner sind in allen künstlerischen Fragen, wirft mir noch einen Stein in den Weg. Vielleicht wäre das zu leicht, ihrer Ansicht nach, ich denke, sie lassen mich ehrlich mit meiner Sache allein. — Und jetzt kommen die großen Zeitungen und Agenturen und wollen sich die Reproduktionsrechte sichern, von allen Bildern, versteht mich gut. Ich habe noch nichts abgeschlossen, ich habe zuerst einmal meinen guten alten Herrn Weidemann informiert, ich bleibe ihm verbunden, aber mag sich das gestalten wie es will: die Welt wird meine Bilder sehen, die guten wie die bösen. Und sie wird sich an den guten Bildern erfreuen, und vor meinen zornigen, meinen bösen Bildern wird sie wissen, was zu tun ist. Ach, es ist nur unsere eigene Schuld, daß wir uns fürchten vor den Menschen, daß wir uns vereinzelt haben und uns in diesen unseren Einsamkeiten nun noch mehr fürchten. Diese Welt ist voll von Mitmenschen, es kommt nur auf das Wort an, die Verstummtten zur Antwort zu bringen ... Ja, lacht nur, lacht mich aus meinetwegen, ich habe mein Wort gefunden, ich habe es gesprochen, und sie haben mich alle verstanden!" —

Und dann kam der Herr Weidemann und saß wie ein gütiger Vater, wie der Weihnachtsmann selbst, zwischen Hans und Christa, die er höchlichst charmierte, und in die er sich alsogleich über seine beiden alten Ohren verliebte. Ja, er hatte sich die Ausstellung angesehen, still und leise, so für sich, und die Reproduktionsrechte ständen ihm zu, für alle Bilder, wohlverstanden. Diese Bilder sollten über die Welt gehen, wie selbst die anderen Bilder nicht

gegangen waren, die von Hans Froments großer Reise berichtet hatten. Und dann würde man im Verlag Reproduktionen machen, in zwei Mappen vielleicht, in die eine die alten Bilder, in der anderen die neuen, und man würde beide Mappen in eine Kasette stecken und nur zusammen verkaufen, daß sich keiner um die bitteren und bösen Bilder herumdrücken konnte, sondern sie ansehen und sich mit ihnen auseinandersetzen mußte. Und die Wiedergabe in den großen Zeitschriften der Welt, die war sehr wichtig und vielversprechend, man konnte heute mehr denn je farbig reproduzieren, nein, Hans Froment dürfe ihm diese Freude nicht schmälern oder gar abschlagen, er freute sich darauf, diese Bilder über die Welt auszustreuen ... "Kunst — ach, mein lieber Herr Froment, kommen Sie mir altem Mann doch nicht damit! Sie wissen, wie ich mich sonst anstelle, wie verliebt ich bin in meine Spanier, meine Niederländer, meine Chinesen und Japaner, in das skandinavische Plein-air, und was weiß ich sonst noch alles ... Aber schließlich, wissen Sie, schließlich wiegt in meinem Alter ein gutes Herz schwerer als alle Kunst. Ich meine denn doch: wir sind nicht auf die Welt gekommen, um schöne Bilder zu malen oder dicke Bücher zu schreiben, sondern um dieses Jammertal nach Kräften bewohnbar zu machen und bewohnbar zu halten — Sie wie ich. Und nun lassen Sie uns Vertrag machen, damit ich endlich an meine Arbeit gehen kann! Sie haben Ihr Teil getan, Sie haben diese Bilder gesehen und haben sie gemalt, und jetzt also bin ich dran und streue diese Bilder aus über alle Welt!" ...

So lief es und so lief es aus: als er die Ausstellung schloß, hatte er einen großen finanziellen Erfolg davongetragen und einen Namen als einen Begriff dazu, wie er ihn zuvor nicht gehabt hatte — seine Bilder waren es gewesen und blieben das, die überall in der Welt Tausende und aber Tausende von Diskussionen entfachten und belebten, die die einzelnen sich besinnen ließen, sie aber auch einten und vereinten zu vorbildlichen Taten. Herr Weidemann überschwemmte die Kontinente mit seinen Bildern in Mappen und Büchern und Zeitschriften und großen Drucken, sein Ruf war in der Welt, millionenfach tönte das Echo — wenn er gelitten hatte und an seinem Leid zum Kämpfer geworden war, wenn es ein Kampf gewesen sein sollte, diese Bilder zu malen

und in die Welt zu stellen — dann hatte er diesen Kampf gewonnen wie ein Spiel. Gewonnen, weil er dem Zweifel an den Menschen seinen Glauben an sie gegenübergestellt hatte ...

Er war im tiefen Glück: er hatte Christa, er hatte seine Freunde, er hatte seine Arbeit und hatte sich in ihr den alten kämpferischen Willen erhalten, den ein Mann haben muß, um sein Werk gut zu tun. Noch immer lebten ungezählte Bilder in seinem Hirn, in seinem Herzen und wollten hinaus in die Welt, das Bewußtsein, sie zu schaffen, sie in diese Welt stellen zu können, die auf sie wartete, machte ihn froh und stark wie nie zuvor.

Aber sein Schicksal wollte ihn zum starken Kämpfer und nicht zum leichten Sieger, einmal schon hatte es ihn gemahnt und ihm den Hund Treu geschickt, es nutzte dieses Tier, ihn ein zweites Mal und nun unerbittlich und unausweichlich anzurühren — da war ein Tag im tiefen Winter, im frühen Januar, da traf Hans Froment auf die Spuren im Schnee, denen er nachgehen mußte, von seinem Schicksal gestellt und gezwungen.

Es hatte vom Mittag des vergangenen Tages bis in die späte Nacht hinein ununterbrochen geschneit, am Morgen nun hatte sich der Himmel um ein kleines erhellt, als Hans den Wald betrat, lag der Weg in unberührter Weiße vor ihm, dünne Tierspuren fährten sich, und der feste Schnee sang seufzend unter seinem Schritt. Den Hund Treu neben seinem Knie, atmete er tief die herbe, klare Luft und schwang fröhlich den Wanderstock, er hatte einen guten Weg vor sich, stundenweit durch diesen verzauberten Winterwald zum Förster, den wollte er bitten, daß er sich einen versteckten Ansitz errichten durfte an den Plätzen der winterlichen Fütterung, die nun bald beginnen mußte. Da wollte er dann sitzen, die Hirsche beobachten und sie zeichnen, zeichnen ohne Ende. Hirsche zu zeichnen war eine Aufgabe, die, wie er nur allzugut wußte, ihre großen und besonderen Schwierigkeiten hatte, denn kein Tier der Freiheit war so oft und von derart vielen Malen gestaltet worden, wie das edelste der jagdbaren Tiere, es würde sehr schwer halten, mit neuen Bildern von ihm vor einem Publikum zu bestehen, das nicht, wie so viele Waidmänner, vom

Schußfieber befallen wurde, sah es nur einen Hirsch abgebildet in einer Stellung, die einen guten Blattschuß ermöglichte. Aber schließlich lockte jede neue Aufgabe just darum mit besonderer Stärke, wenn sie besondere Schwierigkeiten in sich trug ...

Dann aber, schon ein gutes Stück im Wald, fühlte er miteins, daß er allein war, und daß der gute Hund Treu nicht an seiner Seite ging. Stehenbleibend und über den Weg blickend, sah er ihn eine gute Strecke zurück mitten in ihrer Spur stehen, merkwürdig geduckt in den Läufen und den eifrig witternden Fang fast vergraben im Schnee. Er rief ihn an, er piff, aber das sonst so folgsame Tier reagierte nicht, verriet nicht einmal, daß es seinen Herrn hörte. Da ging er zu ihm zurück, aber ehe er noch bei ihm war, richtete der Hund sich auf, sein Fell war gestäubt, sein Gesicht verzerrt, Angst und Entsetzen schrien aus seinen ernsten Goldaugen, er sank in die Hinterhand, reckte den Fang und entließ eine dunkel heulende Klage gegen den winterlichen Himmel, vor dem das blattlos schwarze Gewirr der Baumkronen stand. Betroffen blieb Hans Froment vor dem Tier stehen — was war mit ihm, welch ein Anruf kam ihm aus dem unberührten Schnee? Es mußten Spuren sein, die das Menschaugen nicht gewahren konnte, Spuren der Nacht, die der fallende Schnee überdeckt hatte — aber welcher Art war diese Spur, daß sie den Hund derart erschreckte und verstörte? Noch immer nahm das sonst so fügsame und sich anschmiegende Tier keine Notiz von seiner Anwesenheit, schien seine Stimme nicht zu hören, da beugte er sich nieder und faßte in sein Halsband.

Der Hund Treu verstummte sogleich, aber dann sperrte er sich mit gespreizten Füßen in den Schnee und duckte sich nieder — es war, wie wenn quer über den Weg eine nur dem Tier sichtbare Schranke lief, die es um keinen Lohn zu übertreten wagte. Hans hakte die Leine ein, aber der Hund sträubte sich nach wie vor, als er die Leine wieder locker ließ, witterte er von neuem im Schnee, quer über den Weg und hinein in den Wald. Da setzte Hans Froment ihn auf dieser unsichtbaren Spur an, aber es dauerte eine geraume Zeit, ehe Treu dem Befehl, trotzdem er ihn beim ersten Wort verstanden hatte, Folge leistete und die Arbeit, zu der er abgerichtet war, aufnahm. Und dann verrichtete er sie nicht mit dem freudigen Eifer, den er sonst zu zeigen pflegte,

er kroch förmlich dahin, die unsichtbare Spur entlang, die unter dem Schnee herlief, seine Bauchhaare fegten über diesen Schnee, an Hals und Rücken hatte sich sein seidenes Fell gesträubt, und von Zeit zu Zeit winselte der Hund wie in Angst oder wie unter einem untragbaren Schmerz. Mehrfach schien er ausbrechen zu wollen, strebte zur Seite, auf den Weg zurück, es bedurfte wiederholter scharfer Anrufe seines Herrn, ihn bei der Arbeit zu halten. Tiefer und tiefer durch den Wald und in ihn hinein, einen unsichtbaren Weg entlang, der sich in Schlangenlinien um die starken Baumstämme wand, um dann wieder schnurgerade durch das lichter stehende Unterholz zu stoßen. Immer tiefer hinein in die Region des Unterholzes, einen unsichtbaren Pfad entlang, dessen Glätte die Füße unter dem Schnee erspürten, einen Wildwechsel im Herzen des Waldes. Und da war es auch schon, daß ein Dunkles, Totes, das vor kurzer Zeit noch lebendig gewesen war, quer über dem Weg lag – und es war ein Reh, es hing in der Drahtschlinge, die es grausam erdrosselt hatte.

Hans Froment ließ den Hund und stürzte auf seinen Fund zu, ja, das Tier war tot und kalt, der aufgepflügte Schnee ringsum zeugte von seinem langen und vergeblichen Kampf um das arme Leben, das in der grausam gedrosselten Kehle ersticken mußte: die Augen waren gebrochen und gläsern, das Gesicht in Qual verzerrt, die zurückgenommenen Lippen zeigten die Zähne, blau und dick hing die Zunge zwischen ihnen hervor, und geronnenes Blut verklebte die Mundwinkel. Hans Froment unterdrückte mit aller Kraft den Schrei des Zornes und der Scham, der aus ihm heraus wollte, er kniete nieder in den aufseufzenden Schnee, er griff mit beiden Händen nach dem dünnen, aber für die stärkste Kraft unzerreißbaren Draht. Und dann blickte er betroffen auf die Schlinge in seiner Hand und auf den Knoten, der sie hielt, diesen merkwürdig verwickelten Knoten, den er doch schon einmal in seinem Leben gesehen hatte. Sagte der Förster Caspar Frey nicht in hilflos mit den Zähnen knirschender Wut nahe neben ihm: *Zigeunerarbeit, ich kenne diese Knoten, nun hab ich die Lumpen in meinem Revier ...* – Zigeunerarbeit? – wie damals in den Bergen, wie damals, als der Hund Treu – – –

Er fuhr herum: der Hund war nicht bei ihm. Nach einer Weile erst entdeckte er ihn, er hatte sich hinter einem dichten Baumgewirr verkrochen, er

stand geduckt und fluchtbereit, seine Augen flackerten krank und irr in hemmungsloser Furcht, als Hans ihn anrief, schrie er auf wie unter einem plötzlichen Schmerz. Hans stand auf, ging langsam hinüber, streichelte das Tier und gab trotz seiner Erregung eine gute Zeit daran, es zu beruhigen. Dann führte er es an der Leine zu dem toten Reh in der Schlinge zurück: die Spur mußte von hier aus weiter zu verfolgen sein, wenn Treu sie aufnahm, mußte sie zu den Verbrechern führen. Aber dann war es so, daß der Hund sich weigerte, die befohlene Arbeit aufzunehmen, er warf sich in den Schnee, er bellte und schrie, er schien irre geworden zu sein. Und da wußte Hans, daß ihn seine Ahnung nicht betrogen hatte, mußte er endgültig einsehen, daß das so wenig Glaubwürdige geschehen war: die Wilderer, denen vor Jahren in den fernen Bergen der Hund Treu in die grausamen Hände gefallen war, Zigeuner oder streifendes Gesindel, sie waren nun gleich streichenden Wölfen in diesen Wäldern aufgetaucht. Von den Bergen waren sie durch das weite Land gezogen bis an den Rand der Hafenstadt, die unter dem Winde der See lag – welche blutige Spur mußten sie durch das friedliche Land gezogen haben ...

Er ließ ab von dem zitternden Hund, er nahm die Schlinge an sich, dann lud er sich das erwürgte Reh auf den Rücken und setzte seinen Weg fort, den Weg zur Försterei. Aber der schwerfällige, vollbärtige Mann von der Wasserkante, der hier in seinem heimlichen Königreich allein im Walde residierte, hatte nichts von dem wilden Berglerblut des Caspar Frey. Wilderer im Revier, Fallensteller, Schlingenleger? Ach, das kam in jedem Jahr einmal vor, es wohnte allzuviel Pack in der Stadt und an ihren Rändern, als daß die Wälder ganz verschont bleiben konnten von dem hungrig gierigen Kropfzeug. Das kam und verlief sich, wenn der Spitzbube seine Schlinge nicht wiederfand und aus den Spuren im Schnee lesen konnte, daß man ihm die Beute vor der Nase fortgeräumt hatte, würde er schon die Konsequenzen ziehen und den Wald meiden wie das Fegefeuer, er kannte seine Pappenheimer aus den Siedlungen und Wohnlauben, bayerische Hiasls waren das gerade nicht ... Und er lachte dröhnend zu seinen eigenen Worten, die er recht witzig fand.

Hans ging von ihm, ohne mit ihm über den Ansitz an den Futterplätzen gesprochen zu haben, das Herz von Gram und Sorgen erfüllt, weil es ihm nicht gelungen war, den harmlos ehrlichen Mann vom Ernst dieser Gefahr zu überzeugen. Über seine Geschichte aus den Bergen hatte der Förster nur gelächelt, über seinen Verdacht, daß die gleichen Zigeuner jetzt hier und in seinem Wald sein sollten, hatte er laut gelacht: "Ihr Schemelreiter, ihr Stubenspintisierer! Nun machen Sie man noch gleich Werwölfe aus den Kesselflickern! Einmal hat es in meinem Revier noch niemals Zigeuner gegeben – und was Ihren Hund da betrifft, wer weiß, was der gewittert hat, Herr Froment! Vielleicht ist der Schlingenleger ein Liebhaber von Hundefleisch, kommt ja alles vor bei solchem Volk, und der Hund hat es gerochen, und da er ihm nicht an die Hosen fahren kann, hat er eben geheult, und das ist alles. Nichts für ungut, lieber Herr Froment, aber das sind alles nur Hirngespinnste, Einbildungen, nichts weiter! Natürlich sehe ich nach dem Rechten, ich kenne meine Pflicht, aber ich kann Ihnen heute schon sagen, daß der Spuk mit Ihrem Fund da sein Ende hat!"

Er nahm kein Ende, dieser Spuk, zwei Tage später schon, nach einem neuen Schneefall, verwies der Hund Treu seinem Herrn eine neue Spur, und als er sich nach mancher Mühe auf sie ansetzen ließ, führte er Hans nacheinander zu drei Schlingen im Wald, und in der einen Schlinge hing wiederum ein junges Reh, in der zweiten ein erdrosselter Waldhase, und in der dritten noch einmal eine Häsin, und die war noch warm, als Hans sie aus ihrem Galgen löste. Er schleppte auch diesen Fund in die Försterei, aber dieses zweitemal, daß er mit solcher traurigen Last ihren Hof betrat, war zugleich auch das letztmal, er überwarf sich im Streit mit dem Beamten, der auch jetzt noch nicht die Angelegenheit so ernst nehmen wollte, wie Hans Froment sie sah, der sich weigerte, an seine verrückten Räubergeschichten, so drückte er sich aus, glauben zu sollen und hartnäckig bei seiner Meinung blieb, daß es städtische Strolche waren, die sich in seinem Wald im Wildererhandwerk versuchten, kleine Lumpen, denen er bald genug hinter ihre traurigen Schliche kommen wollte. Hans wußte wohl, daß der Mann seine Pflicht tun würde, wie er sie verstand, aber er wußte zur gleichen Zeit auch, daß das nicht ausreichen

würde, daß die Männer des stummen und grausamen Schlingenwerkes dem harmlosen Forstmann weit überlegen waren — er nahm selbst das auf sich, was er für seine Pflicht hielt.

Und seine Pflicht war nun, an jedem Tag, in der Morgenfrühe und zur Abenddämmerung in den Wald zu gehen, den Hund Treu an seiner Seite, und nach jedem neuen Schneefall, und es fiel reichlich Schnee in diesem Januar, den Hund auf die neuen Spuren anzusetzen, die dieser ihm verwies. Auch der Hund Treu tat jetzt stumm und willig seine Pflicht, und die Bereitschaft und der stille Mut des empfindsamen Tieres rührte tief an Hans Froments Herz. Er sah und wußte wohl, wie immer noch das große Entsetzen in dem Hunde lebte, wie es ihn immer wieder neu überfiel, wenn er auf eine Spur unter dem Schnee stieß, er sah, wie er diese Spur zitternd in Angst und oftmals wie in Krämpfen vom namenlosen Grauen geschüttelt, ausarbeitete. Und er sah immer wieder, wie an einem gewissen Fleck der Mut das Tier verließ, wie die Angst übermächtig wurde in ihm und er mit keinem Mittel zu bewegen war, die Spur weiter zu verfolgen. Es war, wie wenn das Tier seine Aufgabe erkannt hatte, seinen Herrn zu den Schlingen zu führen, in denen fast immer die grausam erwürgten Tiere hingen, dann aber schien er mit einem unbekanntem Sinn zu wittern, wann und wo die Wilderer ihre Arbeit beendet hatten und den Weg zu ihrem heimlichen Schlupfwinkel antraten — und dann blieb der Hund Treu auf der Fährte liegen und winselte nur zu allen Worten der Ermunterung oder des Befehles. Er wies seinem Herrn die leise und dunkle Arbeit der Wildwürger in Wald, aber niemals war er dazu zu bringen, die Männer selbst zu verfolgen.

Hans hielt das Versprechen des Schweigens, das er dem Förster gegeben hatte, hielt es auch gegen die Menschen, mit denen allein er zusammenkam in diesem vom Schneefall weich durchflockten Januar, hielt es Michael Delos gegenüber und schwieg auch zu dem Mädchen Christa. Er wollte sie nicht beunruhigen, sie sollten sich nicht ängstigen, er erfand immer neue Ausreden und Gründe für seine abendlichen Gänge, die Christa nicht an ihm kannte und die sie, wie er ihrem Gesicht ablesen konnte, sehr wenig liebte. Aber er nahm ihren Unmut nicht ernst, er hielt ihn für eine kleine Verärgerung darüber, weil

er sich immer weigerte, sie mit auf seine Gänge zu nehmen, obwohl sie doch, wie er wohl wußte, über alles gern mit ihm in der Dämmerung des sinkenden Tages zusammen war, er ahnte nicht, daß sie längst mit dem hellsichtigen Instinkt der liebenden Frau erfüllt hatte, daß ein Besonderes und nicht Alltägliches, daß ein Gefährliches bei seinen miteins so eifrig betriebenen Waldläufeereien war, daß sie Furcht um ihn hatte und ihn trotzdem seinen Weg gehen ließ.

Aber an jedem Abend, wenn er seine Arbeit beendet hatte und Christa schon im Bett lag, widmete er sich noch eine gute Zeit dem Hunde Treu. Nie, so fühlte er, war er dem guten Tier so innig verbunden gewesen wie in diesen Wochen des stummen Schreckens, den sie gemeinsam, zwei Kameraden, die sich auf einander verlassen konnten, durchstanden. Er saß mit ihm zusammen auf dem Teppich unter seinen Staffeleien, er streichelte das kupferfarbene seidene Fell, er nahm den schönen Kopf des Tieres zwischen seine beiden Hände, er sah in die klugen und ernsten und jetzt immer auf ihrem tiefsten Grunde leise verstörten Augen, er sprach zu ihm:

"Du bist mein guter Hund, Treu, du darfst nicht glauben, daß ich gering von dir denke, weil du nicht alles leisten kannst, was ich mir von dir wünsche. Ich kenne dich, Treu, weil ich mich kenne. Wir sind zu weich, mein Tier, Michael Delos sagt das, Martin Kenna hat es mir gesagt und Caspar Frey, manchmal sagt es mir auch das Mädchen Christa. Aber, weißt, du, mein Hund, es ist leicht, ein dickes Fell zu haben und grobe Knochen und starke Nerven und dann mutig zu sein. Wir haben es da schwerer, wir beide, du und ich, mein Hund. Wir wissen um das Grauen, wir kennen das Entsetzen, wir sind ehrlich genug, einzugestehen, daß wir mitunter Angst haben und recht feige sind. Aber wir tun trotzdem das, was uns aufgetragen ist. Und wenn es jetzt nur das ist, daß wir die Spuren der heimlichen Mörder abgehen, ihre Schlingen zerstören und ihre Opfer davontragen, irgendwohin in den wildesten Wald, den Füchsen zum Fraß, von denen wir wissen, weil wir uns nicht mehr mit dem törichten Förster herumärgern wollen — wenn es nur das ist, es wird uns nicht ganz leicht, mein Hund ... Denn wir müssen durch das Grauen, das Menschen anderer Art nicht spüren, nicht empfinden, uns wird nichts geschenkt, mein

Hund ... Ich kenne nicht den tiefsten Grund deiner Furcht vor diesen Menschen, ich werde ihn wohl nie erfahren, aber ich weiß noch recht gut, wie du aussahst, als du damals zu uns zurückkamst, als dein Herr dich verstieß, und du dich zu uns fandest, zu Christa und mir. Es muß grausam und grausig gewesen sein über alle meine Vorstellung hinaus — und darum bist du heute sehr, sehr tapfer, wenn du mich führst, ich weiß, ich weiß, mein guter Hund! Und wenn du auch die Spur nicht zu Ende gehst — vielleicht überraschen wir ja doch einmal auf unsere Weise die Mörder in unserem Wald!"

Dann aber kam jener Tag, an dem der Januarsturm dunkel und tosend in den Schneefall fuhr, an dem er die großen Flocken fast waagrecht an den großen Fenstern des Ateliers vorüberpeitschte, an dem die nackten Bäume tanzen mußten gleich geschundenen und ekstatisierten Büßern und das ruhelose Toben der wilden Jagd den Raum zwischen Himmel und Erde erfüllte, kamen die Tage, an denen Christa mit nicht länger verhohlener Befremdung, wenn auch schweigend wie zuvor, die beiden Gefährten zu ihren täglichen Gängen ausziehen ließ, eine einzige große Frage, die niemals beantwortet wurde, auf ihrem blaß gespannten Gesicht, da war jener Abend — — —

Sie kämpften gegen den Schneesturm an, sie tauchten in den Wald, die beiden, Hans Froment und sein Hund. Aber der wilde Sturm dieses Abends hatte auch Zugang in den Wald gefunden, er heulte und piff zwischen den dunkelnden Säulen der Baumstämme, er wirbelte die Schneeflocken, es war, wie wenn er nicht aus einer Richtung des Himmels gegen die andere lief, es war, wie wenn er von allen Seiten zugleich ansprang, sich warf und schwang und tobte in einem besessen schreienden Reigen, der sich an sich selbst berauschte. Er riß und zerrte und brach im dürren Gesträuch, die Bäume stöhnten und schrien mitunter hell und gequält durch Sturm und Nacht, aber es half ihnen nicht davon, ihre Kronen wurden hineingerissen, mußten mittanzen im wilden Reigen, sie schwankten und schlugen, sie neigten sich und schnellten wieder in die Höhe, die Stämme schienen sich mit ganzer Kraft in den Erdboden zu verkrampfen, um nicht mitgerissen zu werden, schienen sich zu wehren gegen die tosende Aufforderung des Windes, sich mit allem, was sie

hatten und was sie waren, in seinen wirbelnden Tanz zu werfen. Es war dunkel in der Welt, aber allmählich gewöhnten sich die Augen an das düstere, vom Schneetreiben zerrissene Zwielflicht, die Stämme dunkelten hart im Dunkel, der Schnee deckte den Boden und fegte über ihn hin, so zogen sie ihren Weg, der Mensch und sein Hund. Es schrie und pfiff und heulte, es stöhnte und ächzte und weinte um sie her, sie gingen dahin, sie bogen aus dem einen Weg in den anderen, aus diesem in einen dritten, und dann geschah es auch schon, daß der Hund Treu stehenblieb über der unsichtbaren Spur. Er stand wie immer gesträubten Haares und tief geduckt, und wie immer war das leise aber heftige Zittern der Angst in allen seinen Gliedern. Als Hans sich zu ihm hinabbeugte und nach seinem Halsband griff, um die Leine einzuhaken, wich er zurück und knurrte wie böse. Dann aber drängte er sich eilig der schmeichelnden Hand entgegen, winselnd sah er zu seinem Herrn auf und sträubte sich dann nicht mehr, als dieser ihn auf die Spur ansetzte. Aber er schien sich zu fürchten wie nie zuvor, er drängte zurück und zur Seite, wollte ausbrechen, davonlaufen, immer wieder mußte Hans Froment ihn an der Leine zu sich heranziehen, mußte ihn trösten, mußte ihn streicheln, mußte ihm neuen Mut zusprechen, bis er sich endlich überwand, auch heute und wieder und hier in dieser Nacht seine Pflicht zu tun. Tief geduckt kroch er dann dahin, seine Bauchmähne wischte über den Schnee, nur sehr lose hing er an der Leine, immer neue Aufforderungen mußten ihn vorwärtstreiben, mitunter winselte er in heller Not, bisweilen kam ein tiefes, dunkles Stöhnen aus seiner Brust.

Hans, die Leine in der Hand, die Mütze tief in die Stirn gezogen, den Schal um den Hals und den Mantelkragen aufgestellt, die freie Hand in der Tasche, folgte ihm: man mußte seine Pflicht tun, der Hund so gut wie er selbst, man mußte das heimliche, mörderische Werk der Wilderer kontrollieren, man mußte es zerstören, wenn man die Verbrecher selbst nicht stellen konnte, vielleicht war es möglich, sie auf diese Weise aus dem Wald zu vertreiben.

Quer durch den Wald, durch das gefrorene, knisternd unter seinem Schritt brechende Unterholz, geduckt durch ein Tal, über das der Wind dahinheulte, und in dem man ein wenig Atem schöpfen konnte, ein Sprung über einen flachen Bach, dessen dünne Eisdecke noch nicht trug – und wieder dann durch

das Unterholz und dann endlich die Glätte des Wildwechsels unter den Schuhsohlen. Und dann blieb der Hund stehen, nein, er drückte sich gegen die Erde und in den Schnee, er schrie mit einer dünnen, geborstenen Vogelstimme, er versagte, was war nur heute mit ihm, er wollte nicht mehr, er konnte nicht mehr, ja, ein Setter war eben doch zu weich für solche Menschenjagd ...

Aber dort, wenige Schritte voraus, da war ein zuckendes, schnellendes, schlagendes, sich werfendes Leben auf dem schmalen Pfad, dicht über dem Schnee, der aufstiebt unter schlagenden, verzweifelt scharrenden Läufen — da vorn, ja, da hing ein Tier in der Schlinge, ein Hase, ein Kaninchen, es lebte noch, es schlug um sich, es kämpfte um das arme bißchen Atem, das ihm der drosselnde Draht aus dem Leibe schnürte, es würde das erste sein, das er dem grausamen, stummen Tod entreißen konnte — Hans Froment ließ die Leine des Hundes fahren, er stürzte nach vorn, endlich, endlich bekam heute sein Suchen und Spüren einen Sinn, jetzt galt es, ein Leben aus letzter und höchster Not zu retten.

Da war er heran, da sah er das sich werfende Tier, es war ein Kaninchen, die Hinterläufe schlugen den Schnee in stiebenden Wolken auf, schon streckte er die Hände vor, schon beugte er das Knie — da ging es wie eine Erstarrung durch ihn und hielt ihn, solchermaßen gebückt und verkrümmt, fest auf seinem Platz. Denn da war ein Geräusch im Sturm der vom heulenden Winde durchwühlten Nacht, da war ein Fremdes, Gefährliches, ein Tödliches und war nahe bei ihm, er war nicht allein im Wald, mit seinem Hund, bei diesem Tier in Todesnot — Menschen, ein Mensch war in seiner Nähe, er stand unter seinem Blick und war ihm ausgeliefert, es konnte nur einer jener Männer sein, die mit ihren Drahtschlingen das Wild erwürgten.

Er stand, und da war ein Zittern in seinen Gliedern, das noch ein jedes Mal den Hund Treu befallen hatte, wenn er über der Spur stand, die sich unsichtbar unter dem Schnee entlangzog, dunkel heulte der Wind, klappend und knarrend schlugen die Äste und Zweige der tanzenden Baumkronen gegeneinander — aber da war ein leises, unterdrücktes Husten, ja, da hustete ein Mensch in seiner Nähe, und dann kam ein dünner Pfiff durch die Nacht, kam aus dem Wesenlosen und schien in das Wesenlose hineinzurufen. Zu

seinen Füßen warf sich das gedrosselte Tier, matt nun schon und langsam und demütig sich fügend dem mörderischen Willen dieser grausamen Nacht, er konnte ihm keine Hilfe bringen, er stand gebannt, er starrte in das zwielichtende Dunkel, durch das der Schnee stürmte, und in dem die Stämme der Bäume standen wie schwarz basaltene Säulen. Tauchte da nicht etwas auf zwischen dicht beieinander stehenden, rissig rauhen Stämmen, hing es da nicht inmitten des Sturmes, in Gebraus und Geheul und Geschluchz — hing es nicht in der Nacht und entschleierte sich seinem Blick?

Er stand gebückt und gebannt, er starrte — und dann unterdrückte er mit seiner ganzen, zitternd sich noch einmal ballenden Kraft den Schrei des Entsetzens, der sich ihm auf die Lippen drängte: da hing es in der Nacht, das bleiche Gesicht mit den großen, dunkel brennenden Augen und vom schwarzen Bart umrandet, das Gesicht, das er kannte, dem er schon einmal begegnet war, vor langer Zeit, damals in den Bergen, als er den Hund Treu in sein Verderben jagte. Die Maske des lauernenden Mörders, des schleichenden Würgers, des Blutsäufers, das Gesicht, das Grauen war. Da stand er und starrte es an, dieses Gesicht in der Nacht, und konnte kein Glied rühren und konnte seine Augen nicht wieder von ihm lassen, stand wie gebannt, hypnotisiert unter diesem dunklen Blick, der tausend Tode gesehen hatte, unter diesem Blick, der Tod war und nun auch seinen Tod sehen würde.

Es ist nicht wahr, daß Schlangen ihre Opfer hypnotisieren! dachte Hans Froment. *Aber bei den Menschen ist es so, bei den Menschen ist es möglich, ist es so, wie es mir jetzt geschieht!* Wo mochte der Hund Treu sein? Ach, sicherlich war er geflohen, irgendwo weitab mochte er jetzt durch den verschneiten Wald hetzen, entronnen dem Verhängnis, um das er gewußt, und das er die ganze Zeit über alle Maßen gefürchtet hatte. Der gute Hund Treu — jetzt erst verstand er ihn ganz, seine große Furcht, die zitternde Angst, die Unsumme von Liebe und Treue, die er hatte aufbringen müssen, um den Mut zu zeigen, der von ihm verlangt wurde, der Spur jener Männer zu folgen, in deren Gewalt er gewesen war, und von deren Grausamkeit er mehr und tiefer wußte als irgendein anderes Wesen. *Mein guter Hund Treu!* dachte Hans Froment. *So sind wir nun, du*

und ich — zu weich sind wir! Du müßtest jetzt bellen und beißen, und ich — ich müßte schießen. Aber ich habe keine Waffe bei mir, ich habe nicht an mich gedacht, ich habe immer nur die Tiere in ihren Schlingen gesehen, sie habe ich retten wollen, schützen, ach, ich habe ihnen nicht helfen können, auch das Kaninchen zu meinen Füßen ist jetzt tot — und nun haben sie mich!

Er sah in das Gesicht, das körperlos in der Nacht zwischen den Baumstämmen zu hängen schien, seine Augen hingen in dem Blick des Vampirs, er wußte, daß er nicht mit diesem Gesicht allein war im heulenden Wald. Der dünne Pfiff — vor wenigen Sekunden, vor Ewigkeiten? — war nicht in das Wesenlose gegangen, er war ein Ruf gewesen: durch das wütige Brausen und Pfeifen, mit dem der Wind den Wald durchraste, hörte Hans Froment nahe hinter sich einen fast lautlos schleichenden, schlürfenden Schritt im leise seufzenden Schnee, und jetzt wußte er, wie dem Verurteilten ist, der den Schritt des Henkers vor seiner Tür hört. Er wollte sich zusammenreißen, sich aufrichten, sich herumwerfen, davonspringen vielleicht, zur Seite, quer durch den Wald, nach Haus, nach Haus, in sein Atelier, zu seinen Bildern, zu Christa, seiner Frau — aber er fand, gelähmt vom übermächtigen Grauen, nicht einmal die Kraft, auch nur ein einziges Glied zu rühren.

Christa! dachte er, meine Christa! — da verschwieg der schleichende Schritt im seufzenden Schnee hart hinter ihm, und es war eine Pause, in der selbst der wilde nächtliche Sturm seinen Atem anzuhalten schien. War es die zitternd atemstockende Pause, in der das geschwungene Henkerbeil eine Sekunde lang unbeweglich in der Luft stand, ehe es herunterfiel und sein blutiges Werk tat? — Das Tier zu seinen Füßen lag nun ganz still, es war besser daran als er, es hatte nun schon alles hinter sich — aber gleich, gleich würde er neben ihm liegen, es war alles aus und zu Ende, die dunklen Mörderaugen dort drüben im bleichen Blutsäufergesicht waren stärker gewesen als sein ganzes Streben, sein ehrliches Wollen, als alle Liebe und alles Mitleiden — wenn er für das Gute war, dann hätte er sich eine Waffe einstecken sollen, dann hätte er längst schießen müssen ...

Aber da war jählings ein Schrei in der Nacht, ein irr wilder, geller, sich überschlagender Schrei und zerriß das dunkle Toben des wütigen Windes — der entfesselte Schrei einer Kreatur, die in der Not und Gefahr, unter der sie den Menschen sah, den sie liebte, mehr als sich selbst und ihr Leben liebte, die in diesem Aufruhr der Gefühle ihre eigentliche Natur von sich stieß und sich verwandelte, und nun jählings nichts anderes mehr war als ein Schrei und Biß und Riß, ein sich in den Kampf werfendes, schnellendes, wütig angreifendes Geschöpf, das dem schleichenden Mörder an die Kehle fuhr. Da war der Schrei, der irre Schrei des Tieres, das gegen seine Bestimmung handelt, die allein die war, dem Menschen untertan zu sein, ihm zu dienen — da war ein anderer Schrei, der antwortete, er dröhnte in Hans Froments Ohr, so nahe war der Mann, der Mörder hinter ihm, dann war ein Fluchen, jetzt wollte er auf und herum — aber da kam schon der Schlag, der ihm bestimmt war und unter den er sich schon gebeugt hatte, er dröhnte durch seinen Kopf, er riß im flammenden Schmerz seine Schläfe entlang, verdröhnte in seiner Schulter und warf ihn vornüber.

Einen Augenblick lang war er hell und wach, kniend auf allen vieren sah er zurück, dem saugenden Blick aus dem Dunkel entronnen und durch den Schlag vom lastenden, knechtenden, knebelnden Bann befreit. Und er sah hinter sich einen dunklen Mann, das Beil in den Händen, und der Hund Treu war über ihm und wirbelte um ihn herum und schrie und gurgelte und stöhnte und schnappte und biß und riß, Blut floß dem Mörder von den Händen, die Kleider zerfetzten, Blut sickerte in den Schnee — *Wir sind zu weich, Treu!* dachte Hans Froment noch. *Du und ich — zu weich, zu weich! Aber wir haben trotzdem unsere Pflicht getan, du und ich, mein Hund!* Und dann fiel er zu Boden, fiel mit dem Gesicht in den Schnee, er fühlte das noch, aber dann hob sich aus dem Heulen des Windes eine mächtige schwarze Woge, rauschte auf, brach und vergrub ihn unter sich — er streckte sich wie wohligh aus auf der schneeeverwehten Erde und lag still.

Der Hund Treu ließ nicht für einen Augenblick ab von dem schleichenden Feind in der Nacht, den er gestellt hatte. Der Mann schwang fluchend das Beil, dessen stumpfer Knopf gerötet war von dem Blute Hans Froments, aber er

erwischte den Hund nicht damit. Der wirbelte um ihn herum, der Schnee stob um ihn auf in hellen Wolken, und aus dem Nebel dieser Wolken schoß er immer wieder vor, gegen die Beine, gegen die Fußgelenke, gegen die Hüften und gegen die Hände des Mannes auch — stieß vor, biß und riß und schnellte wieder zurück und warf sich herum und zur Seite und brach vor im neuen Angriff, und in jedem Ansprung traf er, und nach jedem Biß troff das Blut. Und nun fluchte der Mann nicht mehr, nun schrie er, er warf das Beil nach dem Hund, verfehlte ihn, und da spürte er dessen Zähne auch schon in seinem unbewehrten Arm, der mürbe Stoff seiner Lumpenjacke zerriß, und die Zähne des Hundes knirschten auf den Knochen seines Ellenbogens.

Hinter den Baumstämmen löste sich die Gestalt eines zweiten Mannes, er sprang heran, fast lautlos auf hanfenen Sohlen, und das blanke Messer bleckte nackt und bleich in seiner Hand. Aber auch er traf diesen Wirbelwind von einem Hund nicht, der sprang zur Seite, ehe er noch heran war, warf sich hinter den Kameraden des Mörders, schlug einen zweiten, einen dritten Haken, da war er schon im Rücken des Mannes mit dem Messer, warf sich mit wildem Sprung in seinen Nacken, schlug seine Zähne hinein, biß, biß, der Mann torkelte, ließ das Messer fallen, stieß beide Hände schützend und abwehrend in sein Genick, der Hund glitt an ihm herab, beißend und reißend mit wild schnappendem Gebiß, zerbiß ihm Hände und Arme, riß ihm die Kleider vom Leib, biß ihn in die Hüften, in die Schenkel, in die Waden, tief und mehrfach in die Fußgelenke. Der Mann schrie und schrie und wankte mühsam zur Seite. Sein Kamerad hatte inzwischen die Axt wieder aus dem Schnee und an sich gerissen, hatte ein paar Schritte auf den stillen Mann im Schnee zu gemacht, es war sehr wichtig, daß dieser Mensch niemals wieder die Augen oder den Mund öffnete — aber da war dieser fürchterliche Hund schon heran und hing nun ihm im Genick und biß und biß — und da ließ der Schwarze das Beil fallen, schlug die Hände schützend um seinen Nacken und lief davon, daß die zerrissenen Lumpen seiner Hose um seine blutig aufgeschundenen Beine schlappten, den Genossen mit sich reißend in seine Flucht. Aber noch immer nicht ließ der Hund von ihnen ab, er hetzte hinter ihnen her, er hing an ihren stampfenden Beinen, er biß in ihre Schenkel, er sprang sie unaufhörlich an, jetzt

diesen, dann jenen, er biß sie, wohin er nur traf. Sie brüllten, aus ihrem immer schneller werdenden Lauf traten sie nach ihm, manchmal blieben sie stehen in ihrer Verzweiflung und markierten einen wütenden Angriff mit Stock und Stein gegen ihn, aber er ließ sich nicht täuschen, er sprang gegen sie an, stumm nun und zähnefletschend, er stieß gegen ihre blutenden Blößen, er trieb sie immer wieder zu neuer Flucht, trieb sie davon, trieb sie weit, weit hinein in den Wald, und das Tanzen der Bäume im tosenden Winterwind war um sie wie ein höhnisch gespenstiger Reigen, der mit klapperndem Gebein die schmäbliche und jämmerliche Flucht der Mörder begleitete.

Tief in den Wald und durch lange Zeit, vom Winde umbrüllt und verhöhnt und verflucht – liefen die beiden Würger, das stumme Springen des Hundes noch immer in ihren Ohren, den flammenden Riß seiner Zähne in allen ihren Gliedern spürend, liefen immer noch, eilig und hetzend und greinend in hilfloser Wut, als der Hund dann schon längst von ihnen abgelassen hatte. Mitten aus seiner atemlos erbitterten Menschenjagd hatte er sich herumgeworfen und war in schnurgerader Linie, dem Sinne folgend, der nur den Tieren eigen ist, zurück durch den Wald gelaufen, zurück zu seinem Herrn, zu seinem Freund, der ausgestreckt und unbeweglich auf seinem Gesicht im Schnee lag, dunkel umsungen von der Totenorgel des Januarwindes im Wald. Der Hund umschlich einige Male scheu den Regungslosen, dann stand er eine Weile wie ratlos neben ihm, zitterte an allen Gliedern und weinte winselnd vor sich hin. Dann aber näherte er sich ihm von neuem, witterte ihn ab, von oben nach unten, von unten nach oben, und dann bellte er wie freudig auf und stieß wieder und wieder seine Nase zwischen Hals und Schultern des Mannes. Aber der rührte sich nicht und lag, wie ein Toter liegt, ein Erschlagener auf der Walstatt. Der Hund Treu setzte sich neben ihn, er reckte den Fang gegen die klappernd tanzenden Baumkronen, er stimmte sein Heulen an, das gedehnte, klagende Heulen des Hundes, der sich verlassen fühlt und dem graust vor der Einsamkeit, die er nicht erträgt – aber dann brach er diesen traurig wilden Gesang wieder so jäh ab, wie er ihn angestimmt hatte, noch einmal schnupperte er an dem Liegenden herum, lange und sehr gründlich, er stöhnte auf, er

winselte – und dann wandte er sich jäh ab und lief wie ein Gejagter durch den Wald davon ...

Die junge Frau Christa saß im Atelier, und ihr Vater war bei ihr. Er hatte zur Dämmerung bei ihr eingesehen, wie er es fast an jedem Winterabend tat, wenn er von seiner Arbeit aus dem Museum heimkam, er hatte mit dem alten Kopf geschüttelt und unwillig vor sich hingebrommt, als Christa ihm erzählt hatte, daß Hans auch heute und bei diesem Wetter in den Wald gegangen war – aber so ganz echt vom Herzen kam ihm sein Ärger nicht. Denn wenn sein Schwiegersohn nicht im Atelier war, dann wußte er sich dort ein Spiel, das er leidenschaftlich gern betrieb, und mit dem er auch heute sogleich begonnen, sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte.

Er entnahm den Stapeln, die an den Wänden standen, Bild um Bild und reihte sie nebeneinander rund um das Zimmer auf, an den Wänden entlang, auf den niedrigen Fensterbänken der großen Glasscheiben, die schwarz und glänzend vor der Nacht standen, auf einzelnen Möbelstücken, den Schränken und Regalen, er ruhte nicht eher, als bis er mitten im lückenlos geschlossenen Kreis der Bilder stand. Und dann stelte er stolz und glücklich unter diesen Bildern hin und her und konnte sich nicht satt sehen an der weichen Glut der Farben, an der gestalteten Schönheit der Tierleiber, der tropisch wuchernden oder unter dem Eis des Nordlandes vergrabenen Welt, an Bär und Luchs und Caribou, an dem brüllenden Löwen unter fremder Abendröte, am Tiger auf schmalem Dschungelpfad, von zeternden Affen aus sicherer Baumhöhe beschimpft, an den Elefanten, die durch das zerknirschende Schilf des Sees zum Bade stampften, an der funkelnden Geschmeidigkeit des lauernden, in sein Versteck geschmiegtten Leoparden, an den erschreckend menschenähnlichen Affen, die mit groß fragenden Rätselaugen den Beschauer ansahen, an den Büffeln im Sumpf und an dem stillen Zug der in unwirklichen Farben erglühenden Quallen der südlich fernen, unendlich blauenden See. Und da waren neben diesen Gebeten an die ewige Schönheit der ewigen Welt, neben Jubel und Beglückung, die dem wandernden Menschaugen täglich hundertfach widerfuhren, da waren auch noch andere Bilder: war die düstere

Karawane der bis auf den Tod geschundenen und ausgenutzten Pferde, die unter dem gelben Licht der Straßenlaterne in das Tor des Schlachthofes einbogen; waren die auf ihre Recke angeschnallten Falken und Adler, deren kühner Blick wie ein einziger Schrei nach den Freiheiten des verlorenen Himmels war; da war das Bild des von den Straßenjungen gesteinigten Hundes, der sich wimmernd duckte in seiner Räude und im grenzenlosen Jammer seines Ausgestoßenseins; da war der Wurf junger Katzen, die graziös spielten auf dem schmutzigen Sack, der am Rande des trüben Wassers lag, in dem sie ersäuft werden sollten.

"Weißt du, Christel", strahlte der Alte, "weißt du, daß du die großartigste Heirat von der Welt gemacht hast?"

Ihr Blick sprang dunkel durch den hellen Raum, gegen die blanken Glasscheiben an, ihre Stirn unter dem blanken Scheitel krauste sich: "Ich bin so in Sorge, Vater ... Ich Sorge mich um ihn. Er verbirgt mir etwas, und ich kann ihn nicht danach fragen. Es ist wie damals in den Bergen, als er mit Caspar Frey den Wilderem nachstellte, wie damals, bevor der Hund verschwand ... Ach, Vater, wenn du den Treu gesehen hättest, damals, als er zu uns zurückfand ... Und der Hund sagt mir heute mehr, als ich von Hans erfahren kann — er ist verstört, er ist verängstigt, wenn er allein ist, sieht er ins Leere und zittert wie in Angst und Grauen — ach, du weißt ja, ein Tier ist viel durchsichtiger als ein Mensch ... Manchmal denke ich, es ist das gleiche wie damals, er stellt wieder Wilderem nach, den gleichen Verbrechern wie damals, denn Treu muß sie kennen, er fürchtet sich davor, das Haus zu verlassen und möchte sich am liebsten verstecken, wenn Hans ihn ruft, er ist in Gefahr, Vater, und sie trachten ihm nach dem Leben!"

Michael Delos sah sie mit großen Eulenaugen an, dann lachte er schmetternd auf: "Wilderer — in unserem Stadtwäldchen hier! Auf was für verrückte Gedanken doch so eine Frau kommt, die sich um ihren Mann sorgt! Hier hätte unsere Polizei doch jeden Karnickeldieb beim Schlafittchen, ehe er noch damit nach Hause käme! Verrückt von Hans, sich bei solchem Wetter im Wald herumzutreiben, aber ich denke mir, er hat seinen besonderen Grund dafür. Er ist ein Künstler, er ist ein Maler, was er jetzt sieht in Sturm und Wetter

da draußen, das werden wir vielleicht bald auf einem Bild erleben, das er gestalten wird nach diesen Eindrücken!"

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da schrie es hinter dem Atelierfenster durch den Sturm, hell, verzweifelt, in der unendlichen Qual eines grausam geschundenen Geschöpfes. Christa schnellte auf wie gestoßen. "Treu!" schrie sie, blaß bis in die Lippen hinein. "Ich habe es gewußt!" Und war durch das Zimmer und zur Tür hinaus, ehe Michael Delos noch recht begriffen hatte, was hier geschah. Sie sprang die Treppe hinab, sie riß die Haustür auf, der Hund Treu drängte sich herein, die Leine hing von seinem Halsband herab, seine Augen flirrten in kranker Angst, er schrie wieder, hell und wild und gellend, ganz unnatürlich für einen Hund, er sprang sie an, er griff mit den Zähnen in den weiten Ärmel ihres Hauskleides, er drängte sie zur Tür.

Christa wehrte ihm mit fliegenden Händen: "Ich weiß, ich weiß ja, mein Hund!" flüsterte sie zwischen zusammengebissenen Zähnen, schleuderte die Pumps von den Füßen, fuhr in die Stiefel, die neben der Kleiderablage standen, riß den Wolfspelz vom Haken, warf ihn über, nahm den elektrischen Leuchtstab an sich, der im Handschuhkasten lag. Auf der Treppe, langsam abwärts steigend, erschienen die Beine ihres Vaters, sie schrie ihn an: "Beeil dich, Vater, beeil dich! Hans ist im Wald, und es ist etwas mit ihm geschehen!" Und nahm die Leine auf und trieb den Hund an: "Nun führe mich, Treu, führ mich, mein Hund — such, Treu, such den Herrn!" Das Tier jaulte auf wie im Glück, dann warf es sich in das Halsband und riß das Mädchen zur Haustür hinaus, über den Gartenweg, die Straße, in den Wald hinein.

Sie hing in der straffgespannten Leine, sie fühlte mehr, als daß sie es sah oder hörte, daß ihr Vater nahe hinter ihr herkeuchte, sie spürte den wilden, pausenlosen Zug in ihrer Hand, mit dem der Hund die Leine straffte, das dunkle Toben des Waldes schlug über ihr zusammen. Der Schneefall war dünner geworden, aber der tosend heulende Sturm schien sich noch verstärkt zu haben. Wie er die nackten Baumwipfel bog und raupte und brach, wieder und wieder sprang es wie ein weher oder trauriger Schrei durch die Nacht. Der Schnee seufzte unter ihrem Schritt, der Sturm riß in ihren Haaren, mitunter schien er ihr wie mit eiskalten Tüchern in das Gesicht zu schlagen. Vor ihr

keuchte der Hund Treu, er stöhnte von Zeit zu Zeit auf, es war etwas geschehen, der Hund Treu trachtete wild und eilig nach seinem Herrn zurück, der lag hilflos im Wald, und die Zeit verrann, und es konnte noch anderes, noch Schlimmeres geschehen sein, wie langsam doch eine Menschenfrau im Dunkeln war! Tief in den Wald, im Zickzack unter den schluchzend und schreiend tanzenden Bäumen entlang, quer durch das dünn zerberstende Strauchwerk, ruhelos und dunkel heulte der Wind, wie Totengebein schlugen die Äste der hin und her geworfenen Baumkronen gegeneinander — hinter sich hörte sie ihren Vater, ach, auf ihn war Verlaß, immer, wenn es ernst war, konnte man sich auf den Vater verlassen, er holte auf, er holte sie ein im Dunkel, er war bei ihr — aber sie war nicht nur seine Tochter, sie war eine Frau: wo war Hans, was war mit ihm geschehen?

Und da schrie der Hund Treu wieder, da riß er sie mit sich jählings verdoppelnder Kraft nach vorn, dann hörte sie ihn jaulen in der Dunkelheit und hörte das Glück und die Befriedigung aus seinen Schreien heraus — sie ließ die Leine fahren und das Licht ihres Leuchtstabes anspringen. Da lag er — er lag mitten im hellen Schein des kalten Lichtkegels, lag auf dem Gesicht, beide Arme über den Kopf ausgereckt, und zwischen seinen Händen, die sich hilflos in den Schnee gekrallt hatten, hing das tote Kaninchen in der mörderischen Würger-schlinge, schien das Mädchen Christa anzublicken aus gläsern gebrochenen Augen und bleckte ihr die Zähne entgegen, zwischen denen das geronnene und gefrorene Blut stand.

Sie schrie auf im grellen Schmerz, der sie wild und wütig durchbrannte, sie sah das tote Tier und konnte nichts anderes denken, als daß auch der Mann ihrer Liebe und ihres Lebens tot war, sie warf sich nach vorn, sie brach in die Knie, sie griff nach ihm, griff nach seiner Schulter und drehte ihn herum. Da hörte sie ein dumpf gequältes Stöhnen, zur gleichen Zeit fühlte sie, daß sie in Blut gegriffen hatte — und da war sein Gesicht vor ihr, das Blut verklebte seine eine Hälfte und entstellte es in furchtbarer Weise, der Mund war halb geöffnet, die Lippen waren blau, und zwischen den Zähnen perlte eine rötlich wässrige Flüssigkeit und bewegte sich in dünnen, schaumigen Blasen — aber es war, ja, es war sein Atem, der diese Blasen erzeugte und bewegte .. .

"Er lebt!" Sie schrie es zu ihrem Vater auf, der nun heran war. "Sie haben ihn geschlagen, aber er lebt, Vater, er lebt, wir müssen ihn nach Hause tragen, gleich, gleich – faß an, Vater!"

Er schien sie nicht zu hören, er kniete nieder, er wischte mit dem Taschentuch über die Lippen des Bewegungslosen, er drückte das Ohr gegen seine Brust, er tastete nach dem Puls. Dann, die Augen nahe über dem bleichen, blutverschmierten Gesicht, sagte auch er: "Er lebt, ja, Christa, er lebt!"

"Faß an!" trieb sie. "Nimm du die Füße, ich nehme ihn bei den Schultern!"

"Ich bin der Mann!" begehrte er auf. "Ich bin stärker als du, ich will ihn bei den Schultern tragen!"

"Faß an!" stieß sie in knirschender Wut gegen ihn. "Faß an, damit wir hier weg und nach Haus kommen mit ihm! Der Weg ist lang genug, wir werden manchmal wechseln müssen – du wirst schon dein Teil zu tragen kriegen, das dir zukommt!"

Sie faßten ihn, sie hoben ihn auf, der Hund Treu bellte jetzt, laut und freudig, wie eine Glocke der Hoffnung schwang sich sein Bellen durch den tosenden Wald, durch Sturm und Treiben und durch die Schreie der geschundenen Bäume, er lief ihnen voran, sie folgten ihm, der alte Mann, die junge, brennende Frau, sie trugen den Menschen, der ihnen der liebste auf der Welt war, mit sich wie einen Toten.

Wie lang, wie endlos lang ein solcher Weg war, ein Weg mit einer solchen Last, wie schwer und mühsam und atemschnürend, mit welchem niederziehenden Gewicht der regungslose Mann in ihren sich in seine kalten Glieder verkrampfenden Händen hing. Und das dunkle Wüten des Sturmes, die grellen Schreie durch den nächtlichen Wald, und der Gram, die Ungewißheit im Herzen – was war geschehen, was würde geschehen...

Und dann endlich doch der breitere Weg, die Straße, der Garten, das Haus – sie schleppten ihn mit ihrer letzten Kraft in das Atelier hinauf, das helle Licht und die strahlenden Farben der aufgereihten Bilder stürzten über sie, als sie die Tür aufstießen, sie trugen ihn zu der Couch, sie legten ihn darauf. Als sie dann von ihm zurücktraten, unterdrückte Christa nur mit Mühe einen neuen Schrei,

der ihr die Lippen sprengen wollte. Jetzt erst sahen sie ihn: bleich und schmutzig, blutleere Lippen, breite schwarze Ränder unter den Augen, die eine Gesichtshälfte verklebt vom Blut, auf der gleichen Seite, der linken, hing der Arm unnatürlich verdreht vom Lager auf die Erde hinab. Die Augen waren geschlossen, und das zerschlagene Gesicht wies den Ausdruck eines tiefen, unbegreiflichen, für jeden Lebenden unerahnbar tiefen Friedens — war das der Tod, der dieses Gesicht bereits so verwandelt hatte, ihm die letzte Form des Lebens gebend, die den tiefsten Gehalt dieses Lebens auch dem stumpfsten Blick offenbarte? Ja, es mußte der Tod sein, denn nicht das Leben, nur der Tod konnte nach dem Entsetzen der dunklen Tat im Wald diesen Frieden geben, der nicht mehr von dieser Welt schien. Er hatte seine Pflicht getan, er hatte sich erfüllt, nun hatte er sich abgewandt von dieser Welt, sie war nicht so, daß er hätte ohne Rest glücklich sein können in ihr, das Glück, nach dem er sich gesehnt, hatte er gefunden in seinem eigenen Tun und Handeln. Und es schien ihm recht zu sein, daß er für dieses Tun nun den letzten Preis gezahlt hatte — er war im Frieden ...

Aber da bleckten aus dem halb geöffneten Mund die Zähne, dünn und wässrig stand eine rötliche Flüssigkeit zwischen ihnen und warf schmutzige Blasen — es war nicht der Tod, noch nicht der Tod! Christa stürzte durch das Zimmer, wie eine flutende Woge brandeten die Farben der aufgestellten Bilder an ihren irr dahinspringenden Augen vorüber, sie warf sich über das Telephon.

Wie doch war der Name des Arztes, der nahe am Bahnhof wohnte, des nächsten, den sie im Orte wußte? Sie riß das Telephonbuch zu sich heran, als sie es aufschlug, sprang ihr ein anderer Name in die Augen, der Name ihrer Straße, die Hausnummer des Grundstückes, das zwischen dem ihren und dem ihres Vaters lag. Und sie las den Titel *Geheimrat* und las *Chirurgische Klinik* — und da hatte sie auch schon den Hörer in der Hand und drehte die Nummernscheibe. Und da war eine ruhige, warme Männerstimme, ja, es war der Geheimrat selbst, er war eben nach Haus gekommen, er stand noch in Hut und Mantel auf der Diele, was denn schon wieder sei, fragte er mit leiser Ungeduld. Er hatte sein Tagewerk hinter sich, er war müde und erschöpft, man hörte es ihm an, und er hatte ja keine private Praxis, er arbeitete nur in seiner Klinik, das alles

fiel jetzt Christa wieder ein und fiel über sie her und wollte ihr die Worte im Munde ersticken, aber dann zwang sie sich doch, er war nahe, er mußte ihr helfen ... Wie, die Nachbarin? Aber er sei doch dafür nicht zuständig, nur wenn man den Mann in seine Klinik bringen würde, ja, dann würde er sich ihn am anderen Tage ansehen ... Wie — Froment? Der Maler? Er habe einen Unfall gehabt, von Strolchen im Wald niedergeschlagen? Aber das war ja — natürlich, er komme sogleich hinüber, sofort, ja, ja, sie möge inzwischen den Wagen der Unfallstation anrufen, für alle Fälle — und dann war schon das Zeichen in der Leitung, daß drüben der Hörer aufgelegt worden war. Sie rief die Unfallstation an, ihre Worte hetzten und überschlugen sich, dann legte sie erschöpft den Hörer auf und wandte sich um.

Wieder sprang das Licht sie an und fiel über sie her, ringsum leuchteten und glühten die starken Farben: da war die Leopardennutter mit ihren Jungen am Reiß, da stampfte der Elefant durch die gelb verdorrte afrikanische Steppe, da stieß der Löwe seinen großen Ruf durch die erzitternde Nacht. Und dort unter der Lampe stand ihr Vater, klein und wie verloren, sehr alt sah er aus, zwei helle Bäche rannen ihm aus den Augen in den Landsknechtsschnurrbart, er sah sie an mit dem Blick eines wunden Tieres, er weinte: "Christa — Mädchen, mein Mädchen, jetzt haben sie uns den Hans erschlagen!" Und da lag, unter dem starken Licht, der bleiche, blutende Mann auf dem niederen Lager, das so manche Stunde ihrer innigsten Liebe gesehen hatte, da lag er und schien wie tot, und aus dem Bild, das über ihm stand, schaute ein alter Orang-Utan-Mann mit erschreckend wissenden, erschreckend traurigen Augen auf ihn herab ...

Sie federte auf und mit geballten Fäusten ihrem Vater entgegen. "Nein!" schrie sie ihn an. "Nein, nein und nein! Er ist nicht tot! Er —" da schlug die Hausglocke in ihre zornig aufbegehrende Rede, sie wandte sich und sprang die Stufen hinab in die Diele. Ein alter Herr im dunklen Pelz und schwarzem Hut, er ließ zuerst den Hund Treu herein, der vor der Haustür gesessen hatte, und die Scham würgte Christas Stimme: sie hatten den Hund vergessen und hatten ihn ausgesperrt in ihrer Hast, den Wunden zu bergen, das treue Tier, dem sie alles verdankten ...

Der Geheimrat küßte ihre Hand, selbstverständlich kannte er den berühmten Tiermaler, er hatte sich oft an seinen Bildern gefreut, eines besaß er übrigens selbst, bunte Korallenfische aus der südlichen See, er hatte immer eine Schwäche für das Leben im Wasser behalten, wenn es nach ihm gegangen wäre, dann wäre wohl ein Aquariumsleiter aus ihm geworden und nicht ein Chirurg. Aber man könne sich ja nun mal nicht das Leben nach seinen eigenen Wünschen einrichten ... Aber er hatte schon manchesmal darüber nachgedacht, Welch einen Vorwand er wohl für einen Atelierbesuch finden könne, ja, ja, er hatte sich also den Eintritt in dieses Haus ganz anders gedacht ... Und hing Hut und Pelz an den Haken, als sei er hier daheim, und ging, ohne zu fragen, vor Christa die Treppe hinauf.

Betroffen blieb er in der Tür des Ateliers stehen, sein grauer Blick hinter den starken Gläsern flog aufleuchtend wie der eines unerwartet Beschenkten über die Parade der Bilder. "Herrlich!" sagte er leise, aber schon riß er sich zusammen, nickte leicht zu Michael Delos hinüber, der immer noch verloren, alt und müde und einsam, die hellen Tränen im guten Runzelgesicht, unter der Lampe stand, tat ein paar Schritte und beugte sich über den reglosen Mann auf der Couch. Er tastete mit spitzen Fingern, er neigte sich tiefer, er lauschte und spähte — da hörte man durch die Stille, in der die Menschen mit angehaltenem Atem standen, ein Auto durch die Straße kommen und vor der Haustür halten. Und dann schlug auch schon der Hund Treu in der Diele an, und es waren Schritte auf dem Gartenweg. Der alte Arzt richtete sich auf: "Da ist das Auto von der Station!" sagte er, sich wieder der jungen Frau zuwendend. "Wir werden mit ihm sofort Ihren Mann in meine Klinik bringen, ich fahre mit, in einer Viertelstunde kann ich ihn auf meinem Operationstisch haben. Hier kann ich doch nichts Ernsthaftes unternehmen, in ein Krankenhaus muß Ihr Mann auf jeden Fall — so wird es das Beste sein!"

Die beiden Männer mit der Bahre, denen Michael Delos die Tür geöffnet hatte, traten in das Atelier und standen mit staunend geöffneten Mündern unter der bunten Bilderflut. "Mein Gott!" sagte der eine, dem die Überraschung den Mund öffnete. "So was Schönes habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen!"

Der Geheimrat lächelte ihn leise an: "Dann werden Sie also ganz besonders sorgfältig mit dem Mann umgehen, der diese Bilder gemalt hat! Da liegt er, schaffen Sie ihn in den Wagen, ich komme mit Ihnen!"

Als Hans dann auf der Bahre lag und der Mann die Decke über ihn zog wie über einen Toten, spürte Christa, wie ein Schluchzen ihre trockene Kehle aufbrechen wollte, sie brauchte ihre ganze Kraft, es zurückzuhalten, aber es war ihr, als ob sie hinter dem Sarg ihres Mannes die Treppe hinunterging, und sie hätte schreien mögen, als er durch die Tür in die Nacht hinausgetragen wurde – unter seiner Decke in die dunkel tosende Nacht, die ihn gemordet hatte, die ihn für sich verlangte ...

Der Geheimrat zog seinen Pelz an, als Christa nach ihrem Mantel griff, hielt er ihre Hand fest: "Es ist weit besser für alle Teile, gnädige Frau, wenn Sie nicht mitkommen wollten, wenn Sie hierbleiben. Dort in der Klinik sitzen Sie doch nur auf dem Flur oder in einem Wartezimmer herum und erfahren nicht eine Minute früher etwas. Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie sofort anrufe, aus dem Operationssaal, ja, sobald ich weiß, wie es um Ihren Mann steht. Daß ich Sie rufe, wenn die Sache ernst ist, so ernst, daß – aber daran glaube ich noch nicht ... Dergleichen sieht immer schlimmer aus, als es dann in Wirklichkeit ist. Er ist geschlagen worden, ja, von hinten, mit einem schweren, aber stumpfen Gegenstand, mit einem Hammer oder mit dem Rücken eines Beiles wahrscheinlich. Ja, ja –" nickte er trübe, "die schöne Welt und die lieben Mitmenschen auf ihr ..." Er gab ihr die Hand: "Also Sie bleiben! Seien Sie tapfer – ich rufe Sie an!" Und ging zur Tür hinaus, über den hell erleuchteten Gartenweg, nun schneite es wieder stärker, er sprach auf der Straße mit den Männern, dann drängte er sich in das Auto, es glitt weich an und fuhr dann schnell davon, schon verschwand das rote Schlußlicht im Schneetreiben der Nacht – und da stand sie nun im Rahmen der Haustür, warum hatte sie sich bereden lassen, ach, daß man immer vernünftig sein wollte und nicht das tat, was das Herz verlangte, warum war sie nicht bei ihm geblieben, mit ihm gefahren, nun war er ihr entschwunden – war es für immer – war es für immer? ... Niemals in ihrem Leben hatte sie eine solch eiskalte Verlassenheit in sich gefühlt wie in dieser todtraurigen Minute, in der der Wind vor ihren

Augen die Spur des Wagens verwehte, der ihren wunden, todwunden Mann von ihr getragen hatte ...

Aber als sie dann in das Atelier zurückkehrte – wie leer war es in ihm, ach, wenn doch der bleiche und blutende Mann noch dort auf dem Lager liegen würde, daß sie ihn sah, daß sie ihn fühlte, daß sie ihm nahe war und ihn bei sich hatte, nun war er ihr in Nacht und Finsternis entstürzt, entführt von fremden Menschen, ein wundes Stück Fleisch, das nicht ihr gehörte – da stand ihr Vater unter dem leuchtenden Fries der aufgereihten Bilder, und er weinte nicht mehr, er hatte seinen Mantel ganz eng um sich gewickelt, einer Decke gleich, er war wie der Krieger eines untergegangenen Volkes.

Erschöpft sank sie in einen Sessel, und dann kam es auf scheu trippelnden Pfoten zu ihr heran, es war der Hund Treu, noch immer hing die Leine von seinem Halsband herab und schleifte ihm zwischen den Füßen, wie ängstlich sah er aus seinen klugen und traurigen Augen zu ihr auf: was hatte er verfehlt, was hatte er falsch und verkehrt gemacht. daß niemand ihn ansah, daß keiner ein Wort für ihn hatte – weder einen Schimpf noch ein Lob noch einen Trost? Was war mit den Menschen und mit dem Herrn, dem Freund, dem Kameraden, den man fortgetragen hatte? Und was war es, was jetzt in der Frau lebte, die er liebte, Trauer oder Zorn?

Er stand vor ihr, er sah sie an – da schluchzte Christa wild und trocken auf und griff mit beiden Händen nach seinem guten Kopf, löste die Leine von ihm, zog ihn zu sich heran und wühlte mit zärtlichen Fingern in der weichen Seide seines kupferfarbenen Haares. Glückliche drängte er gegen sie, ihre Stimme sang: "Treu – mein Treu – wenn er gerettet wird, verdanken wir das dir, dir allein ... Ach, Treu, ob sie ihn wohl retten für uns? Wenn ihn einer retten kann, so ist es der alte Geheimrat ... Treu, mein Treu, was wird aus uns, wenn er nicht wieder zurückkommt?"

Und dann war die Stimme des Vaters, und sie füllte den Raum. Da stand er unter der vielfarbenen Glut der Bilder, die wie ein Gesang waren und wie ein Gebet und bisweilen auch wie ein dunkler Fluch, der den Menschen galt, da

stand er gestrafft, und es war der kalte Brand der Empörung, der aus seinen Worten schlug:

"Nun haben sie ihn also endlich erwischt, nun haben sie ihn niedergeschlagen und gemeuchelt! Ich habe nicht geglaubt, daß es auf diese Weise geschehen würde, ich habe an Gift geglaubt, an solches Gift vielleicht, wie es der Herr Hickes braut, unsere Zeit ist feige und schleichend und gemein, sie schreckt in ihrer Feigheit vor aller rohen Gewalttätigkeit zurück. Aber immer habe ich gewußt, daß es einmal kommen würde. Einmal mußte er dieser Welt den Tribut zahlen, dieser selbstgerechten Welt, die er herausgefordert hat, weil er ihr heimliches und dunkles Tun verabscheute, und weil er den Mut hatte, von seinem Abscheu zu sprechen. Er hat die Menschen nicht gekannt, der gute, dumme Junge, er hat geglaubt, auf sie einwirken zu können mit ehrlicher Rede und gutem Zuspruch, er hat nichts von den Menschen gewußt — nun hat er die Antwort auf seine Rede! Und nun will ich nichts mehr von ihnen wissen, jetzt habe ich genug von ihnen, ich hasse sie, ich hasse sie — ich wollte, ich könnte sie wegwischen aus dem Gesicht der Schöpfung, in das sie sich eingenistet haben wie eine giftige, lausige Krätze!"

Er schwieg erschöpft, er tat einige Schritte hin und wider unter den Bildern: da waren die Löwen, die Elefanten, die Tiger und Panther — ach, wenn er sie aus ihren Bildern beschwören, wenn er sie loslassen könnte gegen das feige und schmutzige Gezücht der Menschen! Aber das konnte er nicht, schade darum, ewig schade, und er war ein alter Mann, ihm blieb nichts, als sich dort dem Orang zuzugesellen, der die Gesichtszüge eines Tieres trug, das einmal "Golem" genannt worden war, und das sie beide gut gekannt hatten, sein Schwiegersohn und er, Michael Delos, der Orang, der jetzt mit traurigen und wissenden Augen — ach, alle Augen, die wußten, waren traurig an eben diesem Wissen! — hinabzuschauen schien auf das leere Lager, auf dem noch vor kurzer Zeit Hans Froment bleich und blutig gelegen hatte. Traurig, traurig — ja, auch in den Augen dieses Tieres lebte die große Traurigkeit am Menschen — auch er, auch er ...

Christa drückte den Kopf des zärtlichen Hundes enger gegen sich, sie sah in die klugen, ernsten und traurigen Augen des Tieres. Schon öffnete sie ihren

Mund, schon wollte sie ihrem Vater antworten und beistimmen, da schreckte sie zurück, denn der alte Mann schrie sie unvermittelt kreischend an: "Und was soll nun werden, mit diesen Bildern, Christa? Sie sind sein Werk, vielleicht sind sie sein Vermächtnis, sollen sie vergehen mit ihm, untergehen schon jetzt? Was soll aus der neuen Ausstellung werden, wenn er — — —"

Sie sah ihn ruhig an: "Wenn er nicht wiederkommt, Vater, arrangieren wir beide die Ausstellung. Sein Werk geht nicht mit ihm unter, solange wir leben. Sein Werk ist die Waffe, die wir aufzunehmen haben, wenn sie seiner Hand entsunken ist. — Aber warum sorgst du dich um diese Dinge, wenn du die Menschen verdammt, wenn sie es dir nicht wert sind, daß sie diese Bilder sehen?"

Er blieb überrascht vor ihr stehen, dann wandte er sich verlegen ab: "Man kann nicht aus seiner Haut heraus, immer geht man weiter im alten Trott! Natürlich sind es die Menschen nicht wert, daß man ihnen diese Bilder schenkt, über die sie ja doch nur ihre klugen und dämlichen Redensarten zu machen wissen, von Kunst und Naturalismus und Tendenz ohne jeden Geschmack und was weiß ich — und wenn es nach mir ginge, würde ich alle diese Bilder für mich allein behalten und mich allein an ihnen freuen bis an meinen letzten Tag."

Sie senkte die Stirn, ihr Gesicht schmiegte sich eng an das traurig ernste Gesicht des Hundes. "Dazu haben wir kein Recht, Vater!" flüsterte sie. "Er hat für die Menschen gelebt und hat für sie geschafft, seine Arbeit gehört nicht uns."

Der Alte stampfte mit dem Fuß auf, sie wußte, jetzt kam eine kalte, wilde, sehr böse Widerrede, gegen die sie keine Worte finden würde — da schrillte das Telephon auf. Sie schob den aufschreckenden Hund zur Seite, sie sprang auf, sie warf sich fast über den Apparat, an dem durch alle die langen Minuten, sie wußte es plötzlich, fort und fort ihre Augen gehangen hatten, sie riß den Hörer an das Ohr.

Die gute warme Stimme des alten Geheimrates: "Wie ich Ihnen schon sagte, gnädige Frau, solche Sachen sehen stets schlimmer aus, als sie in Wirklichkeit sind. Ein böser, böser Schlag, ja, aber er hat nicht richtig getroffen,

an der Schädeldecke entlang geschrammt und dann in die Schulter. Die hat also fast den ganzen Schlag aufgefangen, aber das ist unter diesen Umständen ein Glück, hätte es den Schädel getroffen, wäre nichts mehr zu retten gewesen. Das Schulterblatt scheint angeschlagen zu sein, vielleicht, daß er eine ganz geringe Steifheit darin behalten wird. Nicht schlimm, nicht mehr als von einem kleinen Rheumatismus, ja, der fängt ja bei vielen Leuten in der Gegend an ... Den Kopf? Ach, keine Sorge, gnädige Frau, den Kopf kriegen wir schon wieder hin, nicht einmal eine Narbe wird sichtbar bleiben, der Aufschlag liegt unter den Haaren. Natürlich wird man mit einer Gehirnerschütterung rechnen müssen, aber ich denke, daß diese nur von leichter Art sein wird. Auf alle Fälle: darüber bringen wir ihn weg, dafür garantiere ich. Wie lange das alles dauern wird – nein, das kann man natürlich jetzt noch nicht sagen, aber ich denke, im schlimmsten Falle haben Sie Ihren Mann zu Ostern wieder. Und jetzt will ich mich an meine Arbeit machen, ich bin nämlich noch nicht ganz fertig mit ihm, ich wollte Ihnen nur schnellen Bescheid geben, und nachher, wenn ich nach Hause komme, spreche ich noch einmal bei Ihnen vor, wenn ich darf. Ja? Vielen Dank! Nein, das ist nicht ganz uneigennützig, ganz und gar nicht, im Gegenteil – ich habe nämlich immer noch die wundervollen Bilder im Atelier im Kopf, ja, und ich möchte sie mir doch so gern noch einmal in Ruhe ansehen dürfen ..."

Sie legte den Hörer auf, sie hob die Hände, faltete sie und drückte sie dann gegen ihre Brust. Sich herumwirbelnd, strahlte sie ihren Vater an: "Ostern!" sagte sie und hatte die märchengläubigen Augen eines Kindes. Und dann schrie sie: "Vater – er wird gesund! Vater, er ist gerettet – er kommt zu uns zurück!"

Auch sein Gesicht war nun ein einziges Leuchten, ein einziger, tief aus dem Inneren kommender Glanz, er war mit wenigen Schritten bei ihr und legte in Freude und Trost seine Hände gegen ihre Schultern. Sie sah ihn an, sie lachte, merkwürdig blechern und unnatürlich, dann ließ sie plötzlich ihren Kopf vornüber und gegen seine Brust sinken, und dann kam das große, erlösende Weinen über sie wie eine Befreiung.

Später, wieder in ihrem Sessel, den Kopf des Hundes Treu auf ihrem Schoß, später mußte sie noch einmal den wilden und aufrührerischen Worten

ihres Vaters lauschen. Der gab sich noch nicht zufrieden mit der guten Botschaft, den konnte sie nicht aussöhnen mit der Welt ... Schön, schön, zu Ostern also war Hans wieder bei ihnen ... Und dann? Dann begann das alte Lied von vorn: Arbeit und ehrliches Mühen ohne Ende um die Menschen – und Hohn und Spott und Haß und Verfolgung zum Dank. Warum sollte Hans nach dieser Nacht noch länger so töricht sein und hier bleiben und das alte Leben weiterleben? Er hatte das doch gar nicht nötig, er hatte Geld genug – warum also fuhr er nicht in die Südsee, wie er es manchmal geträumt hatte, warum baute er sich nun nicht das Haus unter den Kokospalmen der Insel nahe den Korallenbänken? Wenn er zwischen denen im Taucheranzug herumspazierte, von den Haien umschwärmt – Christa brauchte weniger um sein Leben zu zittern, als sie es hier in der Stadt täglich und stündlich mußte, jederzeit konnte ein Lump sich an ihm ärgern und ihm den Schädel einschlagen – das war nun mal so die beste geistige Waffe des Europäers geworden, das Schädeleinschlagen ... Warum kaufte er sich jetzt nicht im innersten Afrika an oder in den tiefen Wäldern Kanadas – warum sollte er so töricht sein, bei den Menschen zu bleiben, die ihn haßten, weil er sich um sie mühte, wenn er seine Stimme für die Tiere und für die große Gerechtigkeit erhob? Solchen Haß konnte ein rechtschaffener Mann nur mit gesundem Gegenhaß beantworten – und Hans Froment hatte schließlich Besseres zu tun, als sein Leben an solchen Haß zu verzetteln ... Torheiten, Torheiten: wer einmal den Unwert der Menschen erkannt hatte, der habe konsequent zu sein, habe sich von den Menschen zu lösen und die eigenen Wege zu gehen, auf denen er sein eigenes Leben leben konnte, wie es Gott gewollt hatte für ihn ... Hans war noch jung, für Hans standen noch alle Paradiese offen – es war genug, daß er, Michael Delos, sich nicht beizeiten von den Menschen getrennt hatte und nun in seinen alten Tagen nichts anderes und nicht mehr hatte als den Haß, den Haß gegen sie ...

Christa lächelte aus ihrem Sessel heraus, schmerzlich und süß: "Wir bleiben, Vater, wir werden immer bleiben! Denn hier ist unsere Aufgabe, hier ist unser Haus ... Zu Ostern wird Hans wieder bei uns sein, und zu Pfingsten

etwa, ja, kurz nach Pfingsten, denke ich, dann werden wir nicht mehr allein sein!"

Michael Delos pfiff dünn und scharf durch die Zähne und blieb mit einem Ruck vor seiner Tochter stehen. Sie hielt seinen Blick, der prüfend über ihre Gestalt glitt, die ihm unverändert schlank und rank erschien wie immer, sie hielt diesem Blick stand, trotzdem er ihr weh tat, auch ihr Vater war ein Mann, und Hans wußte noch nichts von dem, was da kommen sollte, aber sie lächelte in seine großäugige Frage: "Ja, so wird es mit uns sein — Großvater!" Und dann neigte sie das erglühende Gesicht und verbarg es hinter dem guten Kopf des Hundes Treu, der nicht von ihren Knien wich.

Sie hörte ihren Vater auf und ab gehen im Atelier, nach einer Weile ging leise die Tür, dann hörte sie ihn auf der Treppe, die Haustür schlug, dann waren seine Schritte auf den Fliesen des Gartenweges, und dann verloren sie sich in die Nacht. Erstaunt hob sie den Kopf und lauschte ihnen nach. Ging er von ihr, ließ er sie allein in dieser Stunde?

Wie merkwürdig — der` Vater wußte doch sonst mit unfehlbarer Sicherheit zu erraten, wann sie allein zu sein wünschte, oder wann es ihr lieber war, mit Menschen beisammensein zu können ... Und nun war er gegangen — es war wohl doch zu viel für ihn gewesen, es hatte ihn umgeworfen, zuerst das Unglück, die Aufregungen, sein würgender Haß gegen die Menschen, nicht nur gegen die Übeltäter, nein, gleich gegen alle miteinander, anders tat es der Vater nicht, die Botschaft, die sie ihm dann hatte sagen müssen, um ihn aus seinem Haß herauszuholen ... Diese Botschaft, von der Hans immer noch nicht wußte, die nun der Vater als erster erfahren hatte ... Hans — sie würde es ihm sagen, wenn sie ihn zum erstenmal im Krankenhaus besuchen durfte, es würde ihn gewiß rascher genesen lassen ...

Ihr Blick wanderte durch das Atelier, den Fries der Bilder entlang, die ihr Vater aufgestellt hatte. Nun mußten sie stehen bleiben, bis der Geheimrat kam, der sie ansehen wollte, diese Bilder, die Werke des Mannes, dem sie gehörte, seine Arbeit, sein Leben ... Langsam schwammen ihre Augen durch das bewegte Meer der Farben, über die leuchtend und vollkommen gestaltete

Schönheit einer Natur, die nichts von den Menschen wußte. Hier war sie hundertfach eingefangen, diese Schönheit, die voller Glück und voller Verzauberung war, hier war sie gestaltet und sprach zu den Menschen, denen sie ihr Leben lang fremd geblieben war, und denen sie darum oft feindlich zu sein schien. Es war kein Haß in diesen Bildern, ein unendlich Liebender hatte sie geschaffen, und wer diese ganze Fülle geheimnisreichen tierlichen Lebens in sich trug, der konnte sich niemals hassend verschließen gegen seine Menschenbrüder. Auch die Bilder der Anklage — waren sie nicht weit mehr eine Klage um die Menschen als ein Richterspruch über sie? Auch sie riefen die Liebe und sprachen nicht vom Haß. Und die Liebe war alles, in diesen Bildern, in dieser Welt, der Haß blieb unfruchtbar, und wenn er doch zeugte, so konnte er nichts anderes zeugen als neuen Haß, neue Feindschaft, neuen Kampf, der Haß war es, der ewig und allein jede wirkliche Entwicklung hemmte, die nur aus dem warmen und verbenden Frieden der Liebe blühen konnte. Der Haß war das Gefährliche, der Haß war der große Feind, man hatte ihn zu überwinden, man hatte ihn zu bekämpfen, wo man nur auf ihn traf, auch in der eigenen Brust. Und es war die Liebe allein, die ihn besiegen konnte — die Liebe, die unsterblich war, die ewig neues Leben und mit ihm neue Liebe zeugte. Es war besser, sich den Menschen zu neigen mit der sanft überredenden Forderung der Liebe, als gegen sie aufzustehen im gewalttätigen Haß. Denn der Haß war laut und böse, und alles Laute und Böse hatte keinen Bestand in der Welt, es mußte vergehen mit den Zerstörungen, die es anrichtete — diese Welt wurde von den leisen und feinen Dingen regiert, die am Ende stärker waren als jede Gewalt. Und das Leiseste und Feinste dieser Welt blieb die Liebe, und sie war es, die nach dem jahrtausendealten Graus der Geschichte dieser Welt und ihrer Menschen, in all der scheinbaren Hoffnungslosigkeit, in die ganze Erdteile versanken, die den Menschen guten Willens immer wieder den Mut zum Leben und zum unablässigen Wirken gab. Nur die Liebe war es, die diese Welt erhielt ...

Sie neigte wiederum den Kopf und lehnte ihre Stirn gegen die des Hundes. "Ach, Treu, mein Tier!" seufzte sie. "Es wird uns nicht leicht gemacht, aber es hilft uns nichts davon, wir müssen es durchstehen. — Zu Ostern wird er

wieder bei uns sein, und dann wird Pfingsten kommen und dann das Kind, er wird glücklich sein, und sein Werk wird abermals wachsen und aufleuchten in neuer Schönheit und im Abglanz der Liebe. — Treu, wir wollen immer an der Liebe festhalten, wir zwei, und auch die Männer werden zu ihr finden, trotz all der wilden Wut, die jetzt in dem Vater brennt — zornige Männer wollen die Liebe nicht sehen, aber sie ist es doch gewesen, mein Hund, eben diese Liebe, die ihn heute gerettet hat vom Tode! Du bist es gewesen, dem wir sein Leben verdanken, Treu, mein Tier!"

Und sie glitt aus ihrem Sessel, sie kniete vor dem Hund, sie schlang ihre Arme um den glücklich gegen sie Andrängenden, sie sah in seine klugen und ernstesten Augen, sie wußte sich in dieser Minute ganz eins mit dem Tier und mit dem ewigen Atem der Welt. —

Michael Delos stampfte durch den wehenden Schnee in sein Haus hinüber. Schön, schön, zu Ostern würde Hans Froment wieder daheim sein, und gegen Pfingsten also sollte er dann Großvater sein ... Eine gloriose Angelegenheit — aber zuvor galt es noch einiges in Ordnung zu bringen, und mit dem war es nun recht eilig . .

Er liebte die gegen ihn andrängenden Hunde, die sogleich erregt an ihm zu schnüffeln begannen, ach ja, er mochte nach Blut riechen und nach dem Verbrechen dieser Nacht, er trat an seinen Schreibtisch, er steckte einen dunklen flachen Gegenstand in seine Manteltasche, dann zog er hohe Stiefel an, mit den Halbschuhen war er im Lauf des Abends mehrfach tief in den unangenehm naßkalten Schnee getreten, nahm den derben Eichenknüppel aus der Flurgarderobe, dann pfiiff er seinen Hunden und verließ mit ihnen das Haus.

Am Waldrand nahm er die verwundert zu ihm Aufblickenden an die Leine, dann trieb er sie voran. Er fand leicht und schnell die Stelle wieder, auf der sie den Niedergeschlagenen gefunden hatten, noch immer hing das erwürgte Kaninchen in seinem Draht und schaute ihn im Lichtschein seiner Laterne mit gläsern gebrochenen Augen an. Der kleine alte Mann suchte herum, dunkel und johlend umbraust von dem Sturm der Januarnacht — da war ein Beil, da lag ein Messer — er griff seinen Hunden in die Nacken und

drückte ihre Nasen gegen die beiden Mörderwerkzeuge. Und dann lächelte er grimmig: die Nasen seiner Wolfshunde waren weitaus besser als die Meinung jener Leute von ihnen, die sich für große Hundekenner hielten: Stephen und Patrick verstanden sofort, was der Herr von ihnen wollte, sie nahmen mit Eifer die Spur auf, sie folgten ihr. Das war zuerst recht leicht, und er hätte zu diesem ersten Teil der Fährte die Hunde kaum gebraucht, hier waren die Mordbuben durch den Schnee gestampft und gesprungen, verfolgt von dem reißenden, beißenden, springenden Hund – Michael Delos las mühelos das Geschehen dieser Nacht aus den Spuren im aufgewühlten Schnee, und eine tiefe, bewundernde Liebe zu dem Hunde Treu stieg in seinem Herzen auf. Der gute Hund, schön und klug und ernst und ein empfindsames, weiches Herz – und dann hatte er solchen Löwenmut gezeigt, als es um seinen Herrn gegangen war – der gute Hund ... Später dann wurde es schwieriger mit der Spur, die sich durch den Wald stahl und sich oftmals in den Schneewehen verlor, aber dann konnte er sich auf seine Hunde verlassen, sie hingen im stummen Eifer in den Riemen, sie zogen ihn im Zickzack oder in gewundenen Schlangenlinien unter den Bäumen entlang, der Wind toste und schrie nach wie vor, die Baumkronen tanzten und schlugen klappernd zusammen, mitunter warf die wilde Nacht ihm eine Wolke treibenden Schnees ins Gesicht – er achtete nicht darauf. Er hing mit der linken Hand in der Leine, in der rechten trug er den Eichenstock, im Schreiten fühlte er die Waffe in seiner Tasche, er stapfte durch die brüllende und schreiende Nacht, ein kleiner alter Mann hinter seinen Hunden, ein grimmiges Lächeln lag leuchtend auf seinem Gesicht ... – –

In der Frühe des nächsten Morgens bimmelte er den Gendarmen eines Nachbardorfes aus Bett und Schlaf. Vor sich her schob er zwei überaus übel zugerichtete Gestalten in das Amtszimmer, die auf eine ebenso geniale wie brutale Weise mit dünnen Drahtschlingen an den Händen zusammengebunden waren, und die sichtlich befreit aufatmeten, als der Gendarm im Zimmer erschien, während sie mit allen Anzeichen einer grenzenlosen Furcht den wild vergnügten alten Mann anschielten und die beiden grauen Hunde, die sie mit wie fröhlich leuchtenden Augen beobachteten. Von dem Beamten befragt,

gaben sie ohne Umschweife zu, seit Monaten im Walde gewildert zu haben, ohne sonderlichen Erfolg, weil ein Fremder immer wieder ihre Schlingen vernichtet habe. Um diesem Fremden einen Denkkzettel zu geben, hatten sie ihm dann in der vergangenen Nacht aufgelauert, hatten ihn auch überrascht und niedergeschlagen, aber der anscheinend tollwütig gewordene Hund des Überfallenen hatte sie dann angegriffen, sie hatten vor seinen Zähnen die Flucht ergreifen müssen, und als sie dann in ihrem Versteck gesessen hatten, einer Erdhöhle unter dem Schlagholz, und ihre Wunden pflegten, die von dem tollen Hund zerrissenen Kleider waren nicht mehr zu retten – da war dieser Mann da aus der Nacht aufgetaucht, hatte seine schrecklichen Hunde auf sie gehetzt und hatte sogleich mit seinem Knüppel auf sie eingeschlagen, sie konnten kaum ein Glied rühren, und wenn es Unrecht war, was sie getan hatten, dann gehörte auch dieser alte Mann vor den Richter, denn der hatte sie mißhandelt, wie sie selbst sich noch niemals weder an einen Menschen noch an ein Tier vergangen hatten. Und ihr Gerechtigkeitssinn war bis ins tiefste beleidigt, als der Gendarm sie nur auslachte, ihnen dann grob Schweigen gebot, ihnen die Fesseln abnahm, die tief in ihr Fleisch geschnitten hatten, und sie dann bis zu ihrem Abtransport in festes Gewahrsam brachte ...

Michael Delos verabschiedete sich von dem Beamten, dann stopfte er sich die Pfeife, setzte den Tabak in Brand, schlug mit seinem braven Eichenstock einen fröhlichen Kreis durch die klare Luft des stillen Wintermorgens, piff seinen Hunden, die sich in dieser Nacht zumindest ebenso gut bewährt hatten wie der alterprobte Knüppel, recht vergnügt nahm er den langen Weg durch den Wald unter die Füße – Christa hatte recht: Flucht war kein Ausweg, und Schweigen war nichts anderes als Feigheit, hier war die Walstatt, und hier hatten sie zu bestehen und ihre Pflicht zu tun! Er hatte seine Pflicht getan in dieser Nacht, das war nicht einmal unangenehm, es war eigentlich sogar recht vergnüglich gewesen, nun war alles geordnet, es war Gerechtigkeit geschehen in dieser Nacht, und er würde bestehen können vor den Augen seines Enkels.



NACHWORT 2024

Mondrian Graf v. Lüttichau

Sie waren gefangen, sie waren tief versunken in ihre Einsamkeiten, nur fremd und lästig und oft genug wohl auch erschreckend war ihnen der Mensch, der sich lachend breitmachte vor ihren Käfigen – ihm, der den Tieren anhing und sie zu verstehen glaubte, schien es ein Unrecht zu sein, wenn er sich unter die gedankenlosen Besucher mischte und die Tiere mit seiner Anwesenheit quälte. Wenn man die Gefangenen wirklich liebte, war es vielleicht die beste Tat, die man ihnen erweisen konnte, wenn man sie allein ließ in ihrer Gefangenschaft.

Wir sind nicht auf die Welt gekommen, um schöne Bilder zu malen oder dicke Bücher zu schreiben, sondern um dieses Jammertal nach Kräften bewohnbar zu machen und bewohnbar zu halten.

Hatte es einen Sinn, sein Leben an ein Werk zu geben, von dem man wußte, daß es sehr vielen Menschen durchaus gleichgültig war oder gar nur ein Gespött oder ein Grund zum Lachen des Hohnes oder zu den Schmähworten der Feindschaft??

Denn der Mensch kommt nicht los von der Verlogenheit falscher Begriffe. Noch immer ist ihm Roheit Stärke, Gleichgültigkeit klug, Herzlosigkeit Geist, Brutalität Kraft, noch immer nennt er die Trägheit des Herzens Tradition und die skrupellose Gemeinheit des Menschen, der nur sein eigenes Wohlergehen kennt, verdeckt er mit verzweifelt unlogischen Theorien und Programmen. Und wie der Mensch an seinem Menschenbruder handelt, so handelt er auch an der Natur und gegen alle Tiere.

William Quindt 1898 – 1969) kommt aus einer bäuerlichen Familie; er verlor früh seine Eltern und schlug sich ab dem 15. Lebensjahr in verschiedenen Berufen durchs Leben. Schließlich wurde er Journalist, später Pressechef bei großen Zirkusunternehmen wie Sarrasani und Busch, mit denen er Europa bereiste. Weitere Reisen brachten ihn nach Afrika und Indien.²⁷

Ab 1932 veröffentlichte er eine Vielzahl von Romanen, die (unter der Kategorie Tiergeschichten und Abenteuerromane) fast ausnahmslos zu Bestsellern wurden (siehe

²⁷ Diese biographischen Angaben stammen ausnahmslos von Wikipedia (Abruf 15.1.24, 9:05). Quellenangaben finden sich dort nicht. Ich konnte ansonsten im Netz keinerlei Informationen zur Biographie finden, auch kein Bild.

Bibliographie hier in der Folge). 1950/51 entstand unter der Regie von Harry Piel eine Filmversion von DER TIGER AKBAR, zu der Quindt das Drehbuch schrieb. Seine nach 1945 entstandenen Werke waren kommerziell weniger erfolgreich. Viele seiner Bücher blieben bis heute dauerhaft lieferbar, darunter vor allem STRASSE DER ELEFANTEN (1939), in dem sich Quindt kritisch mit der Elfenbein-Wilderei auseinandersetzte und eindringlich für den Schutz der Elefanten eintrat.

Die meisten seiner Romane sind nicht zuletzt Allegorien – begründet in verbitterter, resignierter Sehnsucht nach der Möglichkeit authentischen, menschenwürdigen Lebens, wobei im Mittelpunkt fast immer Tiere stehen. Der hier wiederveröffentlichte Roman GERECHTIGKEIT (sein letzter) legt den Schwerpunkt ganz und gar auf das Leid der Tiere in einer Welt der Menschen und die Notwendigkeit, sich dieser Zerstörungsnormalität zu widersetzen. Quindts radikales Nachdenken über das Verhältnis von Mensch und Tier läßt an Albert Schweitzer und Christian Wagner (Warmbronn) denken.²⁸

GERECHTIGKEIT *oder* APOKALYPSE DER TIERE

Der Tiermaler Hans Froment lebt für seine Kunst, Tiere in der Schönheit ihrer Lebenswirklichkeit zu porträtieren. Er erhält den Auftrag, für einen großen Verlag über sechs Jahre in Afrika, Asien und Nordamerika zu reisen, um die dortige Tierwelt für großangelegte Buchveröffentlichungen zu zeichnen und zu malen. Während dieser Reise nähert er sich dem Leben wilder Tiere auf ihrem heimatlichen Kontinent in einer für ihn umwälzenden und irritierenden Weise. Nach der Rückkehr nach Europa wird ihm schrittweise, in unzähligen Situationen, Begegnungen, Konfrontationen (mit Tieren und Menschen) erschreckend deutlich, in welchem Maße Tiere in der Menschenwelt (zumal in der zivilisierten Gesellschaft) mißachtet, versklavt, gefoltert, entwürdigt und zerstört werden. Sacht erkennt er, daß auch in der von einer

²⁸ Schweitzers Prinzip der "Ehrfurcht vor dem Leben" wurde allgemein bekannt; es wird im vorliegenden Buch zitiert. Siehe u.a. in: Albert Schweitzer: WAS SOLLEN WIR TUN? 12 PREDIGTEN ÜBER ETHISCHE PROBLEME (Heidelberg 1974). – Die Bedeutung des Bauern und Schriftstellers Christian Wagner (oft "Wagner-Warmbronn" genannt, nach seinem Lebensort) (1835-1918) für das Naturschutz-Bewußtsein wurde bereits zu dessen Lebzeiten erkannt (allerdings eher von Intellektuellen und Künstlern). Nach 1945 wurde, wiederum durch Intellektuelle und Künstler, in der BRD erneut auf ihn aufmerksam gemacht. Mittlerweile gibt es etliche Ausgaben seiner Arbeiten.
[https://de.wikipedia.org/wiki/Christian_Wagner_\(Schriftsteller\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Christian_Wagner_(Schriftsteller))

(scheinbaren) Gemeinsamkeit zwischen Mensch und Tier bestimmten Welt des Zirkus, auch in der Realität von Zoos, selbst im Umkreis des organisierten "Tierschutzes" die Tiere zumeist als Objekte der Menschen benutzt werden. – Diese Zusammenhänge werden von Quindt nicht als Streitschrift publiziert, sondern verwoben in eine romanhafte und zugleich essayistische Erzählung von im Original 732 enggedruckten Seiten. Zunehmend erinnert er sich dabei an seine Erfahrungen in Afrika und Asien: daß auch das scheinbar naturgemäßere Verhältnis zwischen Tier und Mensch in Afrika und Indien (mit der "Magie, die im vertrauten Umgang des Menschen mit den stärksten und schönsten Tieren der freien Wildnis" liegt) keine artgerechte Alternative ist, daß Tiere auch dort vielfältiger Grausamkeit und Gedankenlosigkeit ausgesetzt sind. Dabei muten mich die manchmal nur aufgezählten Tierarten (auch in anderen seiner Bücher) an wie das hilflose Auflisten Tausender Opfer des NS-Terrors, die keiner mehr kennt: um wenigstens die Namen zu nennen.

Im Schlußteil des Romans, nach etlichen erschreckenden alltäglichen Erfahrungen und Berichten anderer, erkennt Hans Froment, daß auch er mehr tun muß als stimmungsvolle und zoologisch exakte Bilder von Tieren zu malen... daß er das Schreckliche mit seinen Möglichkeiten darstellen, auf es hinweisen muß. – Genau dies entspricht der Intention Quindts für sein hier wiederveröffentlichtes Hauptwerk GERECHTIGKEIT. Der Autor nimmt seine Leser*innen an der Hand und führt sie hinein in die Welt der Tiere; in unzähligen Momenten skizziert er einzelne Tiergattungen mit ihren Eigenarten (und machen neugierig, sich weiter zu informieren!), – und dann vermittelt Quindt uns im nächsten Absatz wieder die – aufs Ganze gesehen: apokalyptische – Zerstörung dieser Tierwelt!

Quindts nuancierte Überlegungen zur Konsumindustrie (hier im Kapitel *Nächtliche Stadt*) korrelieren mit denjenigen soziologisch und psychologisch orientierter Zivilisationskritiker. Er unterscheidet sich von ihnen durch sein grundlegendes Erkenntnisinteresse: der Situation der Tiere als Opfer dieser strukturellen Zerstörtheit des menschlichen Lebens. Aber 1958 erschien nicht nur Quindts hier vorliegendes Werk als auch Bernhard Grzimeks berühmter Kinofilm "*Serengeti darf nicht sterben*".²⁹

²⁹ Es war der allererste Film, den ich sah (um 1960 in einem Reutlinger Kino) – was ich nie vergessen hatte im späteren Leben.

Als der Protagonist Hans Froment, zurück aus Afrika und Asien, heimatlos in seiner Herkunftsstadt Hamburg herumirrt, stößt er als erstes auf den Hamburger Schlachthof mit seinem Gleisanschluß. Ohne diese Assoziation auszusprechen, gerät sein Eindruck der Szenerie (über 12 Buchseiten im Original) zu einer beklemmenden Analogie der Mordfabrik Auschwitz. – Hans Froment sieht einzelnen Tieren ins Gesicht, stellt sich deren bisheriges Leben vor und jetzt das verständnislose Leid während der Prozedur des fabrikmäßigen Schlachtens.

In der zweiten Hälfte des Buches erkundet der Protagonist die zwiespältige, meist erschreckende Situation der Tiere (und der Menschen) in der westlichen Zivilisation (speziell in Deutschland). Themen sind unter anderem: *der ästhetische Kult mit Tierfotografien; die Tätigkeit von Dermoplastikern (die Tierskulpturen für Museen herstellen): der Protagonist nennt es "Kunst", jedoch für den Dermoplastiker ist es "Denkmäler schaffen für tote Tiere" (deren schlimme Lebensumstände der staunende Museumsbesucher nicht mehr erkennen kann); die Zwiespältigkeiten der zoologischen Gärten; die durch Menschen ausgerotteten Tiere; die Zerstörung des ökologischen Gleichgewichts; nicht tiergemäße Tierzuchtungen; eine tierfreundliche Hunde- und Katzenpension; Jägerei heute; akademische Tierpsychologie; die Abgründe kommerzieller Tierfotografie; Indolenz von Tierparkverantwortlichen; Tierschutzvereine, die sklerotisieren in Eigennutz und Narzißmus der Vereinsfunktionäre; Tierfilme (u.a. bestialische Quälerei, um "spannende" Tierfilme zu machen); Einzelheiten zu Tierversuchen/Vivisektion; Folter von Reitpferde durch die Kandare, des Bullen durch den Nasenring; gestutzte Pferdeschwänze (das Tier kann nicht mehr nach den Fliegen schlagen); Kettenhunde; kastrierte Tiere; Mästen von Gänsen; Umgang mit lebenden Fischen auf dem Fischmarkt; das Leid der Tiere auf Jahrmärkten (wie es sie heutzutage in Mitteleuropa vermutlich nicht mehr gibt); Situation in Schlachthöfen; ein einigermaßen artgerechter Tierpark; Wilderer (mit Drahtschlingen); lebend in Lehm geröstete Igel ..*

Alle diese Themen werden in berührenden, erschütternden Szenen dargestellt. So erinnern bestimmte Tierversuche oder die ausführlichen Darstellungen von Folterszenen, um publikumswirksame Filmszenen mit Wildtieren zu machen, an Zeugnisse von Opfern des NS und des sowjetischen Stalinismus. "Aber es geht doch nur um Tiere!" Dieser reflexhafte Einwand (im Buch) rührt an den Kern des Problems.

In dem einem krass eigennützigem Tierschutzfunktionär gewidmeten Kapitel führt uns der Autor die unwiderstehliche Gewalt einer virtuosen Rhetorik vor, mit der – seit der Antike – für jeden beliebigen Inhalt überzeugend geworben werden kann, mit der die Mehrheit jeder Zuhörerschaft zu jeder beliebigen "Meinung" verführt werden kann.

In einigen Passagen³⁰ werden ausführlich und nachvollziehbar wissenschaftliche Kontroversen der Tierpsychologie (heute meist Ethologie oder Verhaltensforschung) referiert, die in grundlegenden Argumenten wohl noch immer relevant sind. Diesen Themen ist ein im Original 30 Seiten langes Streitgespräch gewidmet. Ist die Nähe zwischen Tier und Mensch vorrangig seelisch-emotional oder aber auf Grundlage von Intelligenzleistungen möglich? "Verstehen" Tiere, was Menschen meinen, sofern eine "Bindung" zwischen ihnen besteht? Inwieweit ist "Instinkt" wissenschaftlich zu fassen? – Das in allen Büchern Quindts implizite Nachdenken über das komplexe und vielgesichtige Verhältnis von Mensch und Tier wird in *GERECHTIGKEIT* als tiefgründige Unsicherheit des Protagonisten Hans Froment nachvollziehbar dargestellt. Das fordert Leser*innen, die Achtsamkeit und innere wie äußere Zeit mitbringen, um diese Hunderte von Seiten, diese schrittweisen Reflexionsprozesse in der nötigen Genauigkeit nachzuvollziehen: Satz für Satz. – Es sind aber Probleme, die uns alle angehen, Bewußtseinsentwicklungen, denen wir uns unterziehen sollten!

Sicherlich gelten manche zoologischen und tierpsychologischen Hinweise, die Quindt seinen Figuren in diesem Buch in den Mund legt, mittlerweile als wissenschaftlich überholt – zu Recht oder Unrecht; das ändert jedoch nichts an der Relevanz der grundlegenden Fragen. So orientiert sich Quindts Protagonist Hans Froment stärker an der wissenschaftlich zweifellos niemals zu fassenden Entität einer (Tier-)Seele. Wir Menschen dürfen, aus unserer Innensicht, von unserer Seele sprechen; diesen Begriff "von außen" auf Tiere anzuwenden, ist meines Erachtens problematisch und in jedemfall nur eine menschliche Hypostasierung: die Innensicht von Tieren auf ihr eigenes Bewußtsein verschließt sich uns. "Was denn ist es, das uns zum Tier zieht?" fragt Hans Froment. Das Bedürfnis unseres (menschlichen) Seelenlebens, möchte ich vermuten. (Zu behaupten, Tiere hätten keine Seele, ist dagegen nur ein billiges, interessengeleitetes Ideologem!) – In den hitzigen und tiefeschürfenden Diskussionen der drei Protagonisten schlägt sich deutlich das wohl lebenslange Erkenntnisinteresse des Autors hinsichtlich dieser Fragen nieder.

Es gibt verbale Konfrontationen zwischen Michael Delos und Hans Froment, zwischen Froment und dem Tierfilmer Martin Kenna sowie zwischen Froment und Christa

³⁰ vor allem im Kapitel *Geist und Seele*.

Delos: jedesmal zwei Menschen, die beide in ihrer je eigenen Weise für die Tiere kämpfen... aber in unterschiedlichen Aspekten sich selbst eingerichtet haben in der Menschenwelt, wie sie nun mal ist: da nämlich, wo sie nichts ändern zu können meinen. Und zumindest die Männer können es jetzt nur schwer hinnehmen, vom Gegenüber ihre eigene Form der Anpassung, der Verdrängung vorgeworfen zu bekommen.

In der Gegenüberstellung des Tiermalers Hans Froment und des Dermoplastikers Michael Delos entfaltet der Autor den Unterschied zwischen dem menschen scheuen, tief mitfühlenden, jedoch angesichts der durch Menschen verursachten Schrecklichkeiten zur Resignation und zur Flucht in die Idylle der Tiergemälde neigenden Froment und dem lodernd empörten, in die Öffentlichkeit gehenden Kämpfer Delos: beide gleichermaßen mit allen Sinnen engagiert für die Tiere. Zweifellos ist hier der Protagonist Hans Froment seinem Autor William Quindt sehr nahe, und erst hier, in dem opus magnum GERECHTIGKEIT, hat Quindt diese kämpferische Empörung (die jedoch auch in allen anderen Büchern hintergründig mitschwingt) zum Mittelpunkt seiner Darstellung gemacht. Wie der Dermoplastiker Delos die toten Tiere nachbildet: in Trauer um deren massenhafte sinnlose Zerstörung –, so bildet William Quindt, in derselben Trauer, das Leben der Tiere auf seine Weise nach: schriftstellerisch. Er mußte zunächst Abstand nehmen von den einseitig an Abenteuer und tierlicher Schönheit orientierten früheren Arbeiten; sein Hans Froment mußte erst den Mut finden und sich (am Schluß dieses Buches) sagen lassen, daß seine Aufgabe nicht nur darin liegen kann, die Schönheit der Tiere zu malen, sondern daß sie auch darin liegen muß, das Schreckliche zu malen, das ihnen angetan wird.

Die Ausführlichkeit, mit der Quindt Empfindungen und Gedanken seiner Protagonisten und unterschiedlichste Aspekte des grundlegenden Problems (der Situation der Tiere in einer Menschenwelt) darstellt, kann ermüdend wirken, wenn wir uns die Lektüre abkürzen wollen, indem wir entsprechende Passagen diagonal lesen. Nein, nichts davon ist überflüssig oder geschwätzig.³¹ GERECHTIGKEIT zeigt einen subtil ausgeleuchteten Entwicklungs- und Erkenntnisweg, dessen Nachvollzug der Autor bei seinen Leser*innen anregen möchte.

³¹ Gelegentlich fühlte ich mich an Stifters NACHSOMMER erinnert.

Quindts lebenslange Annäherung an die Welt der Tiere, seine lebenslange Auseinandersetzung mit der Realität der Menschen auf diesem blauen Planeten wird in *GERECHTIGKEIT* nicht zusammengefaßt (sprich: verallgemeinert), vielmehr entfaltet in all seinen Nuancen. Bei jeder neuen Lektüre des Buches, selbst beim Blättern und zufälligen Hineinlesen finde ich neue, bedenkenswerte Momente dieser komplexen Bewußtseinsentwicklung des W.Q., aufgehoben in seinem Werk, das nicht zuletzt eine lebenslange Selbsterkundung ist (ähnlich wie die Romane Henry Millers). Und es ist eine Selbsterkundung mit unverwandtem Blick auf die Welt der Tiere, auf das Schicksal der Tiere auf einer von Menschen dominierten Erde. Verwoben wie in einem rhizomatischen Wurzelwerk sind in diesem wortgewaltigen Buch alle Themen, Assoziationen, Erinnerungen, Reflexionen, und durch alles flutet der Blick auf die legitime Wahrheit der Tiere: nicht abgeleitet von der Wirklichkeit der Menschen. Im Lesen – Satz für Satz, Passage für Passage – entfaltet sich uns ein eigener Blick auf diesen blauen Planeten. Wir erkennen, daß das biblische "Paradies" ja diese Erde gewesen ist! – Die Welt der Tiere ist der Menschenwelt fremder als alle außerirdischen Lebenswelten, die SF-Autoren erfinden: das wird deutlich an Quindts Roman *GERECHTIGKEIT*, einem Buch, das sich selbst naturwüchsig zu entfalten scheint – wie Wasserfall, Dschungel, Schneesturm oder überbordende Sonnenhitze; dabei ist es Szene für Szene, Gedankengang für Gedankengang folgerichtig aufgebaut bis zur letzten Seite.³²

Zweifellos ist *GERECHTIGKEIT* eher ein essayistisches Traktat; die romanhafte Fiktion hat vorrangig didaktische Funktion: sie gliedert die überwältigende inhaltliche Fülle, begrenzt die monologischen Argumentationen und macht die unterschiedlichen Standpunkte, Blickwinkel und Aspekte leichter nachvollziehbar, auch einfühlbarer. Auf andere Weise wären die Intentionen des Autors kaum darstellbar gewesen.

Dabei sollte uns Quindts einseitiger Blick auf die nichtmenschliche Natur an die landläufige Einseitigkeit erinnern, mit der die Schätze unseres blauen Planeten in aller Selbstverständlichkeit im Interesse der "zivilisierten Gesellschaft", des menschlichen "Fortschritts" gewürdigt werden.

³² Die allzuvielen "und" (rund 16.000) gehören zum strömenden Duktus dieses Buches. Die Fülle von Verallgemeinerungen, Superlativen und Übertreibungen, mit denen der Autor seine Vorstellungen, Einschätzungen und Argumente zu verdeutlichen versucht, hätte ein Lektor reduzieren können – aber auch dann wäre es ein anderes Buch geworden. Einige krass überpointierte Formulierungen oder Passagen wurden allerdings gestrichen.

Heutzutage gibt es zum Thema Tierschutz über 50 Millionen Einträge bei google, die allerdings größtenteils die von Quindt (und anderen) angeprangerten Zustände bestätigen, konkretisieren – und nicht selten für bedauerlicherweise unvermeidbar erklären. Zugleich finden wir im Netz Tausende von Abbildungen wilder Tiere, Tierfilme selbst in ärztlichen Wartezimmern (um den Patienten die Zeit zu vertreiben), opulente Bildbände... – Aber ob die Apokalypse der Tiere, der nichtmenschlichen Natur (und damit letztlich auch der menschlichen!) dadurch nicht nur besser kaschiert wird mit den Mitteln der Unterhaltungsindustrie, nicht selten auch gut gemeint von engagierten Tierschützern?

WILLIAM QUINDT UND DIE MENSCHEN

Nahezu immer gibt es in Quindts Romanen eine männliche Hauptfigur, deren Selbst- und Lebensgefühl bestimmend bleibt über die gesamte Handlung. Trotz ihrer unterschiedlichen sozialen und beruflichen Stellungen ähneln diese Protagonisten sich sehr. Im Mittelpunkt steht jedoch bei allen eine unbedingte Orientierung an Tieren. Explizit wird (mindestens einmal) hingewiesen auf tiefe, lebenslange Menschenscheu, die sie sich selbst meist mit ungunstigen Familienverhältnissen, auch frühem Verlust der Eltern erklären.³³ Angedeutet werden unbefriedigende oder nur sporadische Beziehungen mit Frauen. Quindts handlungsleitende Protagonisten haben generell eine sehr schlechte Meinung von der Majorität ihrer Mitmenschen – die allerdings auch begründet wird mit zweifellos häufig zu findender Gedankenlosigkeit, Trägheit des Herzens und krassem Eigennutz. –

Daß diese Protagonisten ihrem Autor sehr nah sind, läßt sich vermuten. Unter diesem Blickwinkel gelesen, läßt sich Quindts Werk insgesamt verstehen als ein lebenslanger Prozeß der Klärung des eigenen Gewordenseins und des eigenen Verhältnisses zur sozialen Welt.³⁴

³³ In *Gerechtigkeit* heißt es: ""(...) da draußen hatte er die stille und tiefe Scheu vor den allzu vielen, allzu nahen Menschen zu bekämpfen, die er wohl seit seiner Jugend in sich trug (...)"

³⁴ wie es innerhalb der künstlerischen, insbesondere schriftstellerischen Kreativität vielleicht nicht so selten ist; spontan fällt mir Henry Miller ein.

Vom ersten Buch an fällt Quindts durchgängig schematische, oft kolportagehafte Darstellung zwischenmenschlicher Begegnungen unangenehm auf.³⁵ All das, was Quindts Protagonisten an den Menschen in ihrer sozialen Alltäglichkeit anprangern, empört zu Recht und ist unbedingt auch Realität. Aber Menschen sind doch auch noch anders! Das hat William Quindt offenbar über die meiste Zeit seines Lebens nicht wahrnehmen können. Dafür gab es eventuell sozialisationsbedingte Gründe.

Männerfreiheit, Männerherrlichkeit, Männerzorn, Männergespräche, Männerfreundschaften, Männeraugen, das gute Männergesicht, männlicher Sinn, männlicher Stolz, Männerstreit, männliche Predigt u. dgl. sind bis in seine letzten Bücher hinein affirmierte Momente traditioneller Rollenvorgaben (die er ansonsten ablehnt). Einmal (im vorliegenden Buch) stellt Hans Froment dieses Zugehörigkeitsgefühl direkt neben die eigene Einsamkeit "im schwatzenden Strom der feindlich fremden Menschen". Einerseits wünscht er sich "die Frau, die nicht nur denkt wie ein Mann, sondern auch fühlt", andererseits sieht er den "weißen Mann" als unfähig, innere Bewegung zu verraten; daß er "lieber roh erscheinen wollte als weich und gut", daß er "unfähig zu Güte" sei. Solche Unvereinbarkeiten, die sich durch alle Bücher ziehen, sind vielleicht erklärbar mit Quindts eigener Ungeklärtheit über seine Gender-Identität.³⁶

Einmal allerdings läßt Quindt seinen Hans Froment eine Sehnsucht aussprechen, die sonst in seinen Büchern nicht in Worte gefaßt wird: "das warme Miteinanderleben nahe verwandter Menschen, das seinem Leben stets vorenthalten geblieben war vom seiner ersten Jugend bis zum heutigen Tag." –

Ein andermal finden wir³⁷ eine euphemistische Darstellung der treusorgenden, aufopfernden Mütter in armen Familien, mit denen eine Elefant in im Tierpark gleichgesetzt wird. Natürlich bleibt es hypothetisch, daß schon der junge William Quindt die Sehnsucht nach einer guten Mutter, aufmerksamen, treusorgenden Eltern projiziert haben könnte auf die Tiere, die selbst in ihrem aggressivsten Verhaltensweisen nicht "böse" sind.

³⁵ Mein Verhältnis zu Quindts Werk war wegen dieser Diskrepanz über 40 Jahre bestimmt von dem Wechsel zwischen Verbundenheit und Begeisterung einerseits und Empörung und Abscheu andererseits.

³⁶ In etlichen seiner Bücher (so auch in GERECHTIGKEIT) werden junge Frauen beharrlich als "Knaben" oder "Jünglinge" bezeichnet. Selbst als Christa sein "Weib" geworden ist, betont Hannes Froment zwei Sätze später ihre "knabenhafte" Gestalt.

³⁷ Kapitel *Sumas Zahn*.

Im letzten Drittel dieses Buches zeigt sich, daß Quindt so unsensibel im Hinblick auf die Kommunikationsformen zwischen Männern und Frauen nicht (mehr) ist, wie es in seinen früheren Arbeiten den Anschein hatte. Möglicherweise versteckt sich in der sensibel berichteten Annäherung zwischen Hans Froment und Christa Delos späte Lebenserfahrung des Autors? Daran lassen gerade die rührend naiven Betulichkeiten der Beiden denken. So läßt er die 20jährige Christa (in diesem 1958 erstmalig erschienenen Werk) berichten von kastrierten Tieren. Der Vater (ein kluger, weltoffener Museumspräparator) runzelt die Stirn, weil sie (als "Mädchen") über sowas redet, und sie verläßt umgehend das "gefährliche" (so im Buch) Thema. – Quindt mußte sich möglicherweise als Jugendlicher so weit zurückziehen in seine menschen scheue Orientierung am Tier, daß es ihm in mancher Hinsicht gar nicht möglich war, sich von den Sozialformen seiner Elterngeneration zu emanzipieren.

Zum Schlußteil des Buches gehört eine in ihrer emotional hochgekochten Darstellung übertriebene Szene, in der Hans Froment von den als teuflisch böse stilisierten "Zigeunern" (Wilderern) fast totgeschlagen wird, als er ein in der Schlinge gefangenes Kaninchen befreien will. – In der überschäumenden Dramatik des Mordversuchs ist möglicherweise das aufgehoben, was Quindt in seinen den Tieren gewidmeten Büchern nicht thematisieren wollte: die gegen ihre Mitmenschen gerichtete brutale Gewalt von Menschen, nicht zuletzt im Nationalsozialismus.³⁸ Die Apotheose des Grauens in dieser Szene könnte zugleich metaphorisch für (kindliche?) Urerfahrungen Quindts stehen: traumatische Bedrohungen durch Menschen, aus der Tiere (oder die Gewißheit der Nähe zu Tieren) ihn erlöst. Das Tier als archaischer, übernatürlich gewaltiger Retter.

Auch sonstige Momente in seinem Gesamtwerk lassen für mich den Schluß zu, daß der Autor sich in existenziell qualvoller Weise nicht als zugehörig zur Menschenwelt fühlen konnte. Was er als menschenwürdig, human in sich spürte, schien ihm letztlich nur in der nichtmenschlichen Natur, insbesondere von Tieren gelebt zu werden. In einer kaum zu überbietenden Dichte und Komplexität entfaltet Quindt dieses sein Lebensthema in dem hier wiederveröffentlichten späten Hauptwerk.

³⁸ Quindts rassistische Darstellung von "Zigeunern" als brutal tötende Wilderer in *GERECHTIGKEIT* (auch bereits in *WOLKEN WANDERN IM WIND*, 1948) entspricht der gesellschaftlichen Normalität jener Zeit und der Darstellung auch in der etablierten Literatur seit Jahrhunderten, wahrscheinlich nicht nur in Deutschland. Vgl. hierzu Wilhelm Solms: Zigeunerbilder deutscher Dichter, in: *ZWISCHEN ROMANTISIERUNG UND RASSISMUS. Sinti und Roma – 600 Jahre in Deutschland*. <https://www.lpb-bw.de/publikationen/sinti/sinti10.htm>

William Quindt veröffentlichte 15 Romane von 1932 bis 1945, anschließend 14 weitere in den Jahren 1946 bis 1960. Dabei liegt der Schwerpunkt seiner ersten Schaffensperiode auf abenteuerlichen Erzählungen, nach 1945 überwiegen problemorientierte Darstellungen, besonders zu Tierschutz und tierbezogenen ethischen Fragen. Protagonisten sind letztlich immer Tiere, die nuanciert dargestellt werden, auch in ihrer Interaktion mit Menschen. Die Zeit der Handlung ist bei Quindt generell nie deutlich zu erkennen; am ehesten spielen seine Bücher etwa 1926 bis 1935.³⁹ Hinweise auf den Alltag im NS gibt es nicht; das ist nachvollziehbar.⁴⁰ Allerdings wird Machtmißbrauch und allgemein böses Verhalten in einer ungreifbaren Deutlichkeit erwähnt, die während des NS wohl politisch verstanden werden konnte.⁴¹ Auch die Darstellung der Tiere in ihrer natürlichen Lebensfähigkeit als Mahnung an die Menschen dürfte grade während des NS verstanden worden sein. Obwohl GERECHTIGKEIT 1958 veröffentlicht wurde, wird hier (wie in allen Büchern) deutlich, daß Quindt sich implizit im wesentlichen an der Zeit vor 1933 orientierte. Die folgenden 12 Jahre dürfte er, der Menschenscheue, den schon das Wort *Nazi* krank machte (Ingeborg Hecht), sich weitestmöglich in die Arbeit an seinem Lebensthema zurückgezogen haben. Die menschliche Verwerflichkeit jener Zeit dürfte sein Menschenbild nur noch bestätigt haben. In GERECHTIGKEIT schreibt er: "Dann aber war der Mensch auf dieser Erde erschienen, ein schwaches, nacktes, furchtsames und feig-verschlagenes Tier mitten in diesem umgebrochen starken Leben, gegen dessen Kraft die seiner Arme ein Nichts war. Aber es lag nicht in seiner Natur, in Frieden zu leben mit Wesen anderer Art. Was ihm nicht glich, was anders war als er, das war ihm fremd und feindlich und schreckhaft, er fand nicht eher zum Frieden seiner Seele, als bis dieses Fremde und Feindliche vernichtet war und getilgt von dieser Welt. (...) es schien ein völlig aussichtsloser Kampf, aber er schuf sich die Waffen, die er brauchte, er erklärte allem Leben den ewigen Krieg, er nahm den Kampf auf und dezimierte grausam alles Leben, das ihn umgab – heute war er daran, es in seinen letzten Resten

³⁹ Als späteste historisch datierbare Erwähnung findet sich in GERECHTIGKEIT Charles William Beebes Tauchgänge in der Bathysphäre 1934 bei Bermuda und Galapagos. <https://sporttaucher.net/2018/07/27/taucherhelm-und-tiefseekugel/>

⁴⁰ Ingeborg Hecht, Verfolgte im NS, erwähnt William Quindt in ihrem Erinnerungen ALS UNSICHTBARE MAUERN WUCHSEN. EINE DEUTSCHE FAMILIE UNTER DEN NÜRNBERGER RASSEGESETZEN. VORWORT VON RALPH GIORDANO. Im Zusammenhang mit der versuchten Ausreise schreibt sie: "(...) was an Fahrgeld dann noch fehlte, gab mir ein Freund unseres Hauses: der in Blankenese lebende Schriftsteller William Quindt. Diesen weitgereisten Kenner von Land und Leuten in Übersee – er war lange Pressechef bei Zirkus Sarrasani gewesen – machte schon das Wort 'Nazi' krank, und viel Hilfreiches verdanken wir ihm." (dtv-Ausgabe, München 1987, S. 96).

⁴¹ DIE PANTHERBAUT (1937) zeigt, wie Menschen aus nackter Beziehungslosigkeit, aus panischer Angst vor den Menschen in faschistoide Raster verfallen. Dabei auch hier keinerlei eindeutiger Bezug zur NS-Gegenwart.

zu vernichten und auszulöschen." An anderer Stelle: "Wir haben in unserem Jahrhundert allzu gut und reichlich Gelegenheit gehabt, zu sehen und zu erkennen, wie sich das Leben des einzelnen Menschen im Wert verringert hat vor dem Wollen oder vor dem Wahnsinn der Massen, die das Einzelne, weder sehen noch dulden wollen, die sich berauschen an ihrer hitzenden Zusammenballung, aus der ihre Hilflosigkeit Mut zum Glauben an ihre Stärke und Unüberwindlichkeit schöpft."

Drei seiner Bücher halte ich hinsichtlich seines Gewordenseins für Schlüsselwerke: MEIN KATER HINZ, in dem er in Ich-Form explizit von der Weichenstellung zu seinem Erwachsenenleben für die Tiere schreibt. Wohl nicht zufällig erschien dieses Büchlein 1946, also direkt nach der Befreiung vom NS. Das andere ist DER TIGER AKBAR, 1933 als zweite Veröffentlichung erschienen und bis weit nach 1980 ein immer wieder neu aufgelegter Roman. Biografisch gesehen, liest es sich wie eine direkte Folge von MEIN KATER HINZ. Schon DER TIGER AKBAR ist eine in sich abgerundete Allegorie für den durch die gesellschaftliche Normalität in seinem Menschsein weitgehend gestörten oder zerstörten Menschen. Krasser konnte Quindt seinen Haß auf die nicht nur von ihm als unmenschlich empfundene gesellschaftliche, soziale Normalität des beginnenden NS innerhalb Deutschlands kaum darstellen. – Und dann als drittes sein letztes Buch, GERECHTIGKEIT, erschienen 1958. Hier wird (nach einer letzten Reminiszenz an die wilden Tiere in Afrika und Asien) über Hunderte von Seiten der Mensch in seiner ganzen Ekelhaftigkeit (insbesondere den Tieren gegenüber) fast journalistisch exakt dargestellt. Dann, im Schlußteil, muß der Protagonist Hans Froment erkennen, daß das Malen wunderschöner Tierbilder auch eine Flucht sein kann... daß es zu seiner Lebensaufgabe gehören sollte, sich auch mit seinem Protest in die Menschenwelt hinein zu begeben... weil es eben doch auch Menschen gibt, die guten Willens sind, und die Orientierung und Unterstützung brauchen. Weil sich nichts ändern kann, wenn wir uns vor dem Schrecklichen, was andere Menschen tun, nur zurückziehen. Dem Mädchen Christa legt der Autor die Worte in den Mund: "[Der Mensch] ist ganz etwas anderes als ein grausames Untier, er ist weder gut noch schlecht, er lebt nur in der Gedankenlosigkeit, in der und zu der man ihn erzogen hat. (...) er ist nur leer, (...) namenlos leer, denkfaul und trägen Herzens. (...) Er ist blind und dumm, ein Produkt jahrtausendelangen falschen Lebens (...) und wenn man ihn anschreit, nimmt er es krumm und stellt sich noch dümmer, noch bockiger als zuvor, man muß ihn sehen lernen, denken lehren, das ist es, Hannes, man muß ihm die

Ehrfurcht vor dem Leben predigen, man muß ihm das so fremde und doch so nah verwandte andere Leben zeigen."

Quindt nimmt Tiere ernst, wie sie ernstgenommen wurden in alten Mythen unterschiedlicher Völker und Traditionen. Quindts Bücher sind Träume, die wir, in der zivilisierten Gesellschaft des 20./21. Jahrhunderts kaum mehr träumen können.

Aufmerksam gemacht auf William Quindt hatte mich meine Großmutter Luise Gräfin Lüttichau (1886–1970). Am 14. März 1967 gab sie mir DIE STRASSE DER ELEFANTEN zu lesen und sagte, das sei ihr Lieblingsbuch. 1969 hat sie es mir geschenkt.

Zur Neuausgabe

GERECHTIGKEIT. EIN ROMAN VON MENSCHEN UND TIEREN erschien 1958 (das Buch hatte 733 engbedruckte Seiten). Im Jahr 1982 wurde eine gekürzte Taschenbuchausgabe (224 Seiten) unter dem Titel AUF VERWEHTEN SPUREN. GERECHTIGKEIT veröffentlicht. Der vorliegenden einzigen Wiederveröffentlichung (2024) unter dem neuen Titel GERECHTIGKEIT ODER APOKALYPSE DER TIERE liegt die Originalausgabe zugrunde.⁴² Hinzugefügt wurde dieses Nachwort sowie die Bibliographie und Literaturempfehlungen, außerdem einige Bilder, zumeist Gemälde des Tiermalers Wilhelm Kuhnert (1865–1925).

Als Schrift wurde die Palatino Linotype von Hermann Zapf gewählt.

⁴² Einige krass überpointierte Formulierungen oder Passagen wurden gestrichen.



ZU ANDEREN WERKEN WILLIAM QUINDTS**Mein Kater Hinz (1949)⁴³**

Der Ich-Erzähler erwähnt seine Kindheit in einer dörflichen Umgebung, "von einem Schinder tyrannisiert". Zur zentralen positiven Erfahrung werden Kontakte mit Tieren, darunter auch ein Kater. Ebenfalls nur stichwortartig wird eine darauffolgende "zügellose Jugend" angedeutet. Er spricht vom (Ersten Welt-)Krieg, als sei er selbst Soldat gewesen (1914 war der Autor 16jährig). Erzählt wird von der Orientierung an Feuilletonliteratur, dem Anspruch an literarische Bildung, was der Erzähler jetzt als Sackgasse einschätzt, als Verlust des Lebens.

Kater Hinz kommt in sein Leben. Von jetzt an sucht er in den Bibliotheken nicht mehr nach Weltliteratur, sondern vertieft sich in zoologische Literatur, nimmt einen Band von Brehms Tierleben mit – zu Katzen.

Er besucht den Tierpark Hagenbeck (Hamburg) und findet dort "das wirkliche Leben". – "(...) das beste in uns ist das, was bereits in der Seele unserer Kindheit schlummert. Das naive Entzücken an der Schönheit der Welt, der zärtliche Drang zu den scheuen und schönen Tieren."

Er liest eine Entwicklungsgeschichte der Tiere und beginnt, das Leben in seiner Gesamtheit zu überschauen. Er besucht naturhistorische Museen, zoologische Gärten, Naturschutzparks und ähnliche Einrichtungen. Er erwirbt den Großen Brehm (in der nichtrevidierten Erstausgabe), kauft zoologische Fachbücher.

Durchgehendes Motiv des Buches ist die Beziehung mit dem Kater Hinz, dessen kätzische Autonomie in der Erzählung des Autors sehr vorstellbar wird.

Er erkundet Arbeitsbereiche, in denen es um Tiere geht: Dompteure, Hunderzüchter, Reitschulen, Pelztierfarmen, Zoos Aquarien. Dann entscheidet er sich dafür, im Zoo zu arbeiten.

⁴³ MEIN KATER HINZ. GESCHICHTE EINER FREUNDSCHAFT (Deutscher Literatur-Verlag Otto Melchert, Hamburg 1946) – Wiederveröffentlichung bei A+C vorgesehen.

Der Tiger Akbar (1933)⁴⁴

Diese Erzählung um den jungen, wurzellosen Peter Petersen, der im Zirkus zu arbeiten anfängt, knüpft inhaltlich an die biografische Darstellung in *MEIN KATER HINZ* an, wurde jedoch 16 Jahre früher veröffentlicht. (Es ist, nach einem ersten Buch 1932, die zweite Buchveröffentlichung Quindts). Es ist das Buch eines jungen Menschen, der sich hier über grundlegende Kriterien seiner Persönlichkeit, seines Weltverständnisses im Klaren wurde. In seiner Holzschnitthaftigkeit ist *DER TIGER AKBAR* vermutlich ein Schlüssel für Quindts Persönlichkeit und auch für seine späteren, vielschichtigeren Bücher.

Der Autor war damals 35 Jahre alt. Er konnte nicht vorhersehen, daß dieses Buch nach 1945 zu einem Bestseller werden würde, der in etlichen Neuauflagen bis 1979 erscheinen würden und von dem es 1950/51 einen seinerzeit bekannten Spielfilm gab.⁴⁵ Schon dieser Roman stellt Quindts Weltbild unmißverständlich dar: "Leben ist Feuer, ist Flamme, ist Glut. Flamme ist Leben, formte die Welt, einte die Geschöpfe des Gottes. – Die Menschen nennen sie Seele... Gleich ist die Seele von Mann und Weib, gleich ist die Seele von Pflanze und Tier, gleich ist die Seele von Stein und Sturm. (...)" Und andererseits: "Ich kann nicht in der Gruppenkolonne marschieren. Ich kann vor einer Uniform nicht in Respekt ersterben. Ich kann ein Amt nicht wichtiger nehmen, als es für die Allgemeinheit ist. Ich taue nicht zum guten Staatsbürger." – Das 1933!

Die Dompteurin und Tänzerin Daphne Dennys arbeitet mit dem Tiger Akbar, der Protagonist Peter Petersen ist ihr Mitarbeiter. Diese Konstellation bedeutet eine der tiefgründigsten Verbindungen zwischen Mann, Frau und Tier, die William Quindt gelungen sind. (Eine ähnliche Konstellation findet sich in *DIE STRASSE DER ELEFANTEN*.) Daphne Dennys stirbt jedoch, weil der Tiger Akbar sie nicht teilen will mit dem Menschenmann.

Peter Petersen, der sich manchmal als Feigling diskreditiert, weil er Daphne Dennys nicht mit Gewalt "nimmt", ist sich letztlich darüber im klaren, daß die Wahrheit einer Beziehung etwas anderes ist. Eine Liebesbindung zwischen Mann und Frau scheint für Quindt jedoch lebenslang kaum vorstellbar.

⁴⁴ *DER TIGER AKBAR* (Wegweiser-Verlag Berlin 1933)

⁴⁵ Der Roman *GÖTTER UND GAUKLER* (1954) ist eine Art Fortsetzung von *DER TIGER AKBAR*.

In einem der letzten Kapitel kauft sich der Protagonist ein Notizbuch und beginnt, über sich nachdenkend zu schreiben. Was allerdings eingeleitet wird durch eine plausible Ablehnung von Schriftellerei und Literatur. Peter Petersen will kein Schriftsteller werden, jedoch: "Ich muß schreiben, sonst explodiere ich." Das aber ist ja eine Grundlage von literarischer Arbeit im Gegensatz zu dem, was er (der Autor?) zu Recht ablehnt als kommerziell. – "In früherer Zeit habe ich oft über Bindungen und Pflichten gehöhnt, nun will ich still hingehen und still meine Pflicht tun. Mein Leben soll nützlich werden!"

Die Straße der Elefanten (1939)⁴⁶

Dieser Roman wurde nach 1945 (bis heute) immer wieder neu herausgegeben. Neben *DER TIGER AKBAR* (1933) ist es das Buch, durch das der Autor am bekanntesten wurde. Es nimmt den Schwerpunkt seiner Bücher nach 1945 voraus: Achtung gegenüber der artgemäßen Lebendigkeit wilder Tiere und ihren natürlichen Lebensräumen.

Zur Ausgewogenheit trägt die Konstellation dreier Protagonist*innen bei: Roger Robin, Yala und Lady Dorothy. Achtungsvoll dargestellte weibliche Figuren können bei Quindt nur Frauen sein, die weit entfernt sind von konventionellen weiblichen Geschlechtsrollen (in der unterkomplexen Wahrnehmung des Autors!); dies gilt für die Afrikanerin Yala (eine mythisch überhöhte "Schwester der Elefanten") wie auch die egozentrische alte englische Lady Dorothy, die an die "Verwandtschaft allen Lebens" glaubt und das missing link zwischen Tier und Mensch sucht, indem sie Ausgrabungen an einem spekulativen Standort des biblischen Paradieses sucht.

Der Protagonist gebärdet sich zunächst in kaum übertreffbarer Ignoranz als kolonialistischer Übermensch. Dies kolportiert die kolonialrassistische Attitude, die 1939 zweifellos noch zur Normalität gehörte und von den NS begrüßt wurde. Allerdings fällt der Protagonist Roger Robin mit dieser großmäuligen Arroganz in peinlicher Weise herein... und im Verlauf des Buches solidarisiert er sich schrittweise mit derjenigen Afrikanern, die selbstbewußt und redlich für ihre legitimen Interessen eintreten (das ist die Gruppe um Yala), wobei er weiterhin die Mentalität der von der

⁴⁶ DIE STRASSE DER ELEFANTEN. EIN ROMAN AUS AFRIKA (Hamburg 1939)

zivilisierten Entwicklung depravierten Afrikaner als nicht achtenswert darstellt. Eine subtile Gratwanderung, zu der noch die Notwendigkeit im NS kam, eine selbstverständliche Vorherrschaft der weißen "Rasse" gegenüber den Afrikanern bis zuletzt deutlich zu machen... gerade wegen der Nähe Roger Robins zu der nackten jungen Afrikanerin Yala.

Im Gegensatz zu Quindts anderen Büchern wird *DIE STRASSE DER ELEFANTEN* bestimmt von einer märchenhaften Dimension um die magisch begabte Afrikanerin Yala, die nicht nur in unbegreiflicher Weise vertraut ist mit den wilden Löwen und Elefanten, sondern auch ein heranstürmendes Nashorn durch ihre pure Präsenz abbremst. Zum eigenen Schutz vor menschlichen Feinden kann Yala Imaginate wilder Tiere herbeizaubern.

In diesem Buch zeigt sich der erste Impuls zur Veränderung des Blickwinkels von der Orientierung an Tieren innerhalb von abenteuerlichen, spannenden Lebensweisen und Situationen (meist Zirkus) hin zur Orientierung an der Legitimität des authentischen Tierlebens. Auf der anderen Seite kommt der Autor hier zu einer Überlegung, die in späteren Büchern immer wieder anklingt: die Eigengesetzlichkeit der menschlichen Lebensweise (als Ausdruck seines "denkenden Geistes") ist unser unabänderliches Lebensgesetz. Aber wir sollten über diese Ebene des Bewußtseins hinauskommen: "Wir müssen denken können mit der Seele in uns, in der die gleiche Flamme brennt, die diese Welt zeugte und erhält, die Flamme, die alle Wesen auf der Erde leben läßt!"⁴⁷ – "Leben will nichts als Leben" schreibt Quindt; dies war auch Albert Schweitzers Satz.

Zu Beginn geht es dem Protagonisten Roger Robin noch darum, den legendären Elefantenfriedhof zu finden, den dort erhofften Schatz von Stoßzähnen auszugraben und zu Geld zu machen: als in doppeltem Sinne (hinsichtlich der Afrikaner wie der Elefanten) ausbeuterisches Selbstverständnis. Im Verlauf des Buches, durch die leibhaftige Erfahrung wilder Elefanten, die noch keinen Weißen kennen für die der Mensch noch ein mit ihnen gleichberechtigtes, nicht bedrohliches Wesen ist, ändert sich Roger Robins Haltung grundlegend. – Die feindliche Konfrontation der Lady Dorothy (Auftraggeberin für die Suche nach dem Elefantenfriedhof) mit dem

⁴⁷ Dies ein Axiom vieler spiritueller Lehrer*innen. (Siehe den fast gleichlautenden Satz in *DER TIGER AKBAR*, hier zuvor zitiert.)

klarsichtig gewordenen Roger Robin steht für unseren notwendigen Erkenntnisprozeß, was unsere Verantwortlichkeit für den blauen Planeten angeht.

Eine (bittere) Pointe der Konstellation ist, daß Lady Dorothy das Geld, das sie durch die Elefantenstoßzähne zu erlösen hoffte, für ihre Ausgrabungen nach dem historischen Paradies einsetzen wollte. – Das reale Paradies, die noch unzerstörte Region der Elefanten, wäre dadurch zerstört worden! Ein an innerer Wahrheit kaum zu übertreffendes Paradoxon für den sogenannten menschliche Fortschritt (wie ihn Walter Benjamin andeutet in seinem bekannten Text zum *"Engel der Geschichte"*).

Das Kind im Affenhaus (1949)⁴⁸

Protagonist ist ein Zoodirektor, der eine Schimpansin mit menschlichem Spermium befruchtet, wobei tatsächlich ein Affen-Mensch-Hybrid entsteht und gedeiht. Dabei geht es dem Autor nicht um das Sensationelle oder Anstößige des Themas, vielmehr um die in der Tierforschung virulente Frage nach dem "Verbindungsglied" zwischen Mensch und Tier, speziell zwischen Menschenaffe und Mensch.

Gerade für William Quindt war dies möglicherweise eine Lebensfrage. Durch sein Werk zieht sich seine grundlegende Fremdheit den Mitmenschen, der menschlichen Gesellschaft gegenüber. Manches in seinem (implizit wohl immer auch autobiographischen) Werk deutet hin auf eine tiefe Menschenscheu seit der Kindheit, die zu konsequenter Orientierung an der Tierwelt, ja: einer Art Identifikation mit den Tieren geführt hat. (Siehe auch mein Nachwort hier zuvor.) Bereits seine frühen selbständigen Romane zeigen eine irritierende Diskrepanz zwischen nuancierter, sensibler Darstellung tierischer Verhaltensweisen und einer geradezu grobschlächtigen, kolportagehaften Darstellung zwischenmenschlicher Situationen. Die vielen expliziten Hinweise auf "Menschenscheu" (der jeweiligen Protagonisten) lassen den Schluß zu, daß der Autor soziales Miteinander, zwischenmenschliche Nähe, nicht zuletzt: erotisch-sexuelle und Liebesbeziehungen in Kindheit und Jugend nur sehr fragmentarisch erfahren konnte und von daher bei der Darstellung solcher Aspekte menschlicher Lebendigkeit teilweise angewiesen war auf Romane und Spielfilme.

⁴⁸ DAS KIND IM AFFENHAUS (Hamburg 1949), mir vorliegend: Neuauflage (Wien/Berlin/Stuttgart 1959)

Der Zoodirektor Erich Palander (von der Ausbildung Tierpsychologe) hat seit jeher eine seltsame Fremdheit den Menschenaffen gegenüber empfunden. Er vermutet, daß "diese dem Menschen nächsten Tiere ihm am entferntesten, daß sie ihm feindlich fremd sind – weil der Mensch nicht über die Vorstellung hinauskam, in diesem Tiergesicht nur sein eigenes Antlitz gespiegelt zu sehen..." Der Zoodirektor dagegen sucht seit jeher das "rein" Tierische, das Gegenüber – jenseits der Assoziation mit dem Menschen.⁴⁹

Plausibel wird diese Empfindung allerdings nur unter der speziellen Voraussetzung daß jemand ein ihn ansehendes menschliches Antlitz generell als feindlich oder zumindest fremd empfindet. Ein solches Fremdheitsempfinden den Mitmenschen gegenüber wird beim Protagonisten dieses Buches zwar nicht dargestellt, jedoch finden wir es, wie bereits erwähnt, bei etlichen Hauptfiguren Quindts (und können es beim Autor selbst vermuten). Allenfalls unter dieser Voraussetzung wird dann die Intention des Zoodirektors einigermaßen plausibel, die Nähe des eng menschenverwandten Tieres zum Menschen erzwingen zu wollen durch das Projekt eines Mensch-Schimpansen-Hybrids. Ausgehend von Quindts in allen Büchern zutage tretender Überzeugung vom höherrangigen Wert der Tiere, läßt sich sein Projekt verstehen als Versuch, das Gute von Tier und Mensch miteinander zu kreuzen oder sogar: den Menschen "zu veredeln" durch die Kreuzung mit dem Tier!⁵⁰

Das Experiment gelingt, es entsteht ein Kind, das bald deutliche Anzeichen (auch) menschlicher Entwicklung zeigt. Nun ist diese Buch jedoch nicht als Thriller gemeint: es ist ein ernstgemeintes Gedankenexperiment. –

Jetzt, das Kreuzungsprodukt als anrührendes Kleinkind vor Augen, entfaltet sich die eigentliche Selbstreflexion des Zoodirektors über das Verhältnis von Mensch und Tier. Auslöser ist die plötzlich sich aufdrängende Frage: Was soll aus diesem Mädchen nun werden? Soll sie eine Jahrmarktssensation werden wie (früher) Menschen mit bestimmten Fehlentwicklungen? Eine Hilfsarbeiterin in der Menschenaffenstation des Zoos? Oder einfach Dr. Palanders Tochter (denn er war der Samenspender)? Wie könnte dieses Kind je glücklich werden: im menschlichen oder im äffischen Sinn? – – Diese letzten Seiten des Buches gehören zum Tiefsinnigsten, was Quindt geschrieben hat.

⁴⁹ Eine längere Passage über Forschungsergebnisse zu Menschenaffen folgt.

⁵⁰ Der Untergrund einer eigenwilligen rassistischen Schlußfolgerung ist offensichtlich.

Wolken wandern im Wind (1948)⁵¹

William Quindts eigene grundlegende Fremdheit gegenüber den Mitmenschen zieht sich implizit, aber unverkennbar durch alle seine Bücher. Explizit wird dieses Problem thematisiert in dem Roman WOLKEN WANDERN IM WIND, erschienen nur 1948 (in zwei Auflagen). Es geht um einen schriftstellernden Tierarzt, der eine Praxis in ländlicher Gegend übernimmt. Bald zeigt sich ein zweiter Protagonist: der Schäfersohn Christian, der sich auf abenteuerlichen Reisen in fremde Länder weitgehend autodidaktisch zum Tierbehandler gebildet hat. Der Tierarzt Dr. Seelewind entwickelt eine tiefe Affinität zu Christian, der sich immer deutlicher als Alter Ego zeigt, in dem Dr. Seelewind ersehnte Lebensmöglichkeiten verwirklicht erscheinen. Christian lebt Verbindungen scheinbar unvereinbarer Momente: Er ist ein radikaler und fachkompetenter Kämpfer für die Tiere – und zugleich fähig, selbstbestimmt in der zivilisierten Gesellschaft zu existieren. Er durchstreift die Welt – und bleibt doch emotional und in mitmenschlichen Bindungen beheimatet in seiner deutschen Herkunftswelt. Er wird umschwärmt und geliebt von Frauen – und lebt dennoch unabhängig von ihnen sein "Männerleben". Er ist im Grunde introvertiert und menschenscheu – aber zugleich fähig, mit den Menschen umzugehen, er wird von ihnen geachtet.

Zumindest auf dem Hintergrund anderer Bücher von Quindt können diese wunschtraumartigen Empfindungen aus dem Text herausgelesen werden. Allerdings ist selbst hier, wo Quindt sich deutlich bemüht, menschlichem Seelenleben gerechtzuwerden, der Erzählfluß in diesem Aspekt langweilig, peinlich und letztlich Kolportage. Tiere sind in diesem Buch zwar Thema, aber nicht Subjekte der Handlung. In diesem Buch geht es vorrangig um Menschen. Lesenswert und von grundlegender Bedeutung sind hier essayistische Passagen zur Entfremdung des "zivilisierten" Menschen (S. 272-277). Darin dürfte das Wolken-Buch ein Keim zu dem 10 Jahre später veröffentlichten Buch GERECHTIGKEIT sein.

⁵¹ WOLKEN WANDERN IM WIND. ROMAN EINES SOMMERS (Hamburg 1948)

Götter und Gaukler (1955)⁵²

Das Buch wurde verkauft als "neuer Roman um den Tiger Akbar"; dies war zweifellos vorrangig werbetechnisch begründet, nachdem es von DER TIGER AKBAR 1950/51 einen Spielfilm des (im NS und in der BRD) berühmten Regisseurs und Schauspielers Harry Piel gab.

Der Peter Petersen aus DER TIGER AKBAR gelingt 20 Jahre älter der Absprung aus Europa, nach Indien. Er bekommt eine Stellung als Hofbeamter eines Radshas, also eines selbständigen indischen Fürsten, zuständig für alles, was mit den Tieren des "Hofes" zusammenhängt. Dieses 630 Seiten-Buch verbindet unterschiedliche Themen William Quindts zu einer mitreißenden Handlung.

Protagonistin ist jedoch nicht Peter Petersen, sondern – sehr selten bei Quindt! – eine Frau: Diana Petersen, seine Tochter, die aufwächst in dieser Szenerie. Sie trägt grundlegende Empfindungen des Autors bzw. seiner ansonsten männlichen Protagonisten: "Sie leidet am Menschen." Ihr legt er die Erkenntnis in den Mund, daß auch die Tierfängerei für Zoos und Zirkusse Gewalt und Versklavung ist, daß auch die Jagd verwerflich ist, sofern sie nicht der Nahrungsaufnahme dient.

Quindts schrittweise Erkundung der Menschenwelt wird in diesem Roman besonders deutlich. Es ist nuancierter, vielfältiger nicht nur, wo es um Tiere geht, sondern vor allem im Hinblick auf zwischenmenschliche Themen. Gerade die Sozialisation der jungen Diana ermöglicht es dem Autor, Momente der gesellschaftlichen Entfremdung dazustellen, die jungen Menschen aufgezwungen wird. – Aber Diana findet eigene Lösungen für den Umgang mit den Menschen; sie ermahnt den Vater: "Du magst allzuviele nicht leiden! Und dann sprichst du deine Abneigung völlig hemmungslos heraus. Du legst es ja direkt darauf an, dich mit den Menschen zu verfeinden!" – Und sie protestiert: "Vater, sind wir Frauen die Ausgestoßenen, zählen wir nicht als Menschen mit in der Welt der Männer?" Ein solcher Satz wäre in Quindts früheren Büchern undenkbar gewesen. Damals gab es für ihn nur eine Welt der Männer!

⁵² GÖTTER UND GAUKLER. EIN NEUER ROMAN UM DEN TIGER AKBAR (Wien/Berlin/Stuttgart 1955)

Als sie später böse betrogen wird von einem Mann, formuliert sie: "Ach, wenn dieses möglich gewesen ist, dann ist alles möglich auf Erden, und dann kann man nicht leben mit den Menschen!" – Darin schwingt zweifellos auch Quindts Erfahrung der NS-Zeit mit.

Zuletzt findet sie einen Mann; es ist ein Tiermaler (dem "die Menschen gleichgültig sind, zuwider, verhaßt"); sie hat ein Kind mit ihm, aber er bleibt nicht bei ihr – er will weg, in die Welt. So schließt sich der Kreis: Peter Petersen, Diana, die beiden Tiermaler (und noch einige andere): Individualist*innen, die auf sich gestellt ihre Lebensaufgabe erfüllen – Quindts Menschenwelt.

Quindts Bücher (und gerade GÖTTER UND GAUKLER) explodieren von unmittelbaren, einfachen Emotionen, und doch ist das kein Kitsch, und Kolportage nur zu dem Zweck, aus dem Märchen, Opern oder auch bildende Kunst Kolportage (Verallgemeinerungen) brauchen: weil die Wahrheiten, um die es geht, nicht direkt formuliert werden können. Die Kolportage ist dann wie der Finger, der zum Mond zeigt, aber nicht der Mond selbst. – Die märchenhafte Ebene seiner Bücher (besonders dicht in DIE STRASSE DER ELEFANTEN) steht für die nichtrationale Dimension des Lebens, das Nichtbeweisbare, nicht Identifizierbare. Auf den genauen Inhalt dieser märchenhaften Szenen kommt es oft nicht so sehr an, sondern auf die Öffnung des Bewußtseinsraums: die Erinnerung daran, daß wir eben nicht alles wissen/können, daß wir eben nicht Herr der Welt sind.

Diana ist später Pressechefin eines großen Zirkus - also das, was WQ war, bevor er anfing, Bücher zu schreiben. Auch dieses biografische Moment ermöglicht dem Autor, mit seiner Vergangenheit abzuschließen. Manche von WQs Büchern heute auch als Abgesänge der fast ausgestorbenen Zirkuswelt verstanden werden. Dieses Sterben der großen Zirkusse dürfte schon in den 50er Jahren begonnen haben.



William Quindt – Werkverzeichnis⁵³

- Dschungelblut. Ein Buch vom unbezähmbaren Herzen (Dresden: Artur Moewig, ca. 1932) - nicht in DNB. Später unter dem Titel: Ewig soll Feindschaft sein. Geschichte eines Tigers. Mit 10 Zeichnungen von Wilhelm Eigener (1946, 1955)
- Der Tiger Akbar. Ein Roman zwischen Mensch und Tier (1933, 1935, 1936, 1955, 1956, 1957, 1961, 1975, 1979)
- Peters Dschungelferien. Was ein deutscher Junge in den Wäldern Indiens erlebte (1934)
- Das hungernde Herz (1934, 1942)
- Der Wildpfad. Ein Roman zwischen Weltstadt und Dschungel (1936, 1948, 1957, 1980)
- Die Pantherbraut. Roman einer Dompteuse (1937, 1949, 1958, 1980)
- Dschungelblut (1938)
- Die Straße der Elefanten. Ein Roman aus Afrika (1939, 1947, 1949, 1953, 1955: 3 Ausgaben, 1957, 1979, 1983, 1997, 1999, 2018)
- Bambino. Ein Artistenroman (1940, 1947, 1954, 1960, 1978)
- Yala, elefanernas system (Stockholm 1941)
- Der weisse Wolf. Die Geschichte vom ersten Hund (1941, 1943, 1949, 1960, 1978) (auch mit dem Untertitel: Eine Tiergeschichte aus der Vorzeit)
- Sehnsucht nach Joana. Roman einer großen Nummer (1943, 1949, 1956)
Übersetzung:
- Heimwee naar Joana: de roman van een internationaal varietei-nummer (Amsterdam 1949) – nicht bei DNB
- Die fremden Brüder. Geschichten von Tieren und Menschen (1943, 1948, 1949, 1956)

⁵³ einschließlich Neuauflagen bzw. Ausgaben in verschiedenen Verlagen; Angaben meist nach DNB. Die Untertitel wechseln gelegentlich in unterschiedlichen Ausgaben. Nicht verzeichnet wurden die Archiv-Faksimiles der DNB, die es von den allermeisten Büchern gibt, herausgegeben im Jahr 2022 und 2023.

- Die Bestie. Tiergeschichten (1943, 1962, 1980)
- Curupira. Eine abenteuerliche Erzählung vom Amazonas (1943, 1984)

- Mörderin Rosa. Geschichte einer Elefantin (1946)
- Mein Kater Hinz (1946)
- Mein Hund Struppke. Geschichte eines schottischen Terriers (1946)
- Wolken wandern im Wind (1948: 2 Aufl.)
- Das Kind im Affenhaus (1949, 1959)
- Götter und Gaukler. Ein neuer Roman um den Tiger Akbar (1954, 1981)
- Die Gefährten. Die Geschichte einer Tierfreundschaft (1954)
- Der schwarze Jaguar. Eine Geschichte von der Fremdheit zwischen Mensch und Tier (1955, 1957, 1958, 1963, 1979, 2019)
- Le Jaguar noir (Paris 1957)
- Gerechtigkeit. Ein Roman von Menschen und Tieren (1958) (*gekürzte Taschenbuchausgabe unter dem Titel:*) Auf verwehten Spuren (1982)
Neuausgabe unter dem Titel Gerechtigkeit oder Apokalypse der Tiere (Berlin 2024: Autonomie und Chaos)
- De tijger en de vrouw (Den Haag 1958)
- Die fremden Brüder und andere Tiergeschichten (1959) (*unter dem Titel:*) Die fremden Brüder. Geschichten von Tieren und Menschen (1983)
- Crni jaguar (Novi Sad : Bratstvo-Jedinstvo 1959) (serbokroatisch)
- Weisse Wildnis. Nach dem Film beschrieben von William Quindt (1960) (Film: Walt Disney 1958) (Sachbuch)

Literaturempfehlungen

... *Pro captu lectoris habent sua fata libelli.* Terentianus

Igor Akimuschkin: Vom Aussterben bedroht? Tiertragödien, vom Menschen ausgelöst (Leipzig 1972)

Der sowjetische Biologe und Schriftsteller (1929-1993) erzählt – sachlich, aber zugleich niederschwellig – von ausgestorbenen sowie vom Aussterben bedrohten Tieren. Deutlich wird die allerdings illusionäre Haltung des Autors: "Der Tag wird kommen, und zwar bald, da die gesamte Menschheit das sinnlose Morden von wilden Tieren ebenso unter Strafe stellen wird wie den Mord an einem Menschen."

Romain Baertsoen: Berggorillas. Ein einfühlsamer Film über das Familienleben der Berggorillas in Ruanda (DVD Black hill 2005)

Der Film entstand in Ruanda 1994, noch vor dem Völkermord an den Tutsi. Der Autor und sein Team leben über Monate vertraut bei einer Gruppe Berggorillas. Der Film steht meines Erachtens gleichrangig neben Arbeiten hauptberuflicher Tierforscher. Über Baertsoen (auf der DVD falsch geschrieben) ist kaum etwas zu finden im Web.

Gaston Baissette: Das Goldhaff (Berlin/DDR 1969)⁵⁴

Der französische Arzt und Schriftsteller Raymond Gaston Marie Baissette (1901–1977) arbeitete Mediziner arbeitete er bis ins Rentenalter. Baissette war zugleich ein produktiver, in Frankreich noch immer bekannter und populärer Romancier und Dichter. Etliche seiner Romane und Kurzgeschichten erinnern an das Languedoc seiner Kindheit.

"Das Goldhaff hat mir eine letzte Gewißheit gebracht: daß nämlich unserer menschlichen Natur, die immer vorwärtsstrebt, der Anteil am Unbekannten vorbehalten ist. Weil ich weiß, daß es auf unserem Planeten verlorene Winkel gibt, kann ich leben. Man darf die Dinge nicht von allen Seiten genau betrachten. Gebieterisch waltet in mir das unabdingliche Gebot, das Haus meiner Großmutter nicht bis auf den Grund zu durchforschen, und das Haff auch nicht."

⁵⁴ Neuausgabe bei A+C vorgesehen,.

"Wie können so viele Anstrengungen, eine humanistische Kultur zu schaffen, zur Einöde führen? Was ist der ständige Fehler im Verhalten der Gattung? (...) Dieses Lebensgesetz, so fühlte ich, mußte jeder zunächst für sich selber finden, sich in Einklang bringen mit den Dingen, seine Bindungen verstärken zu allem, was sich jenseits der Reichweite seiner Hände bewegt."

In kindlicher, also ursprünglicher Spiritualität erkundet der Icherzähler diese einzigartige, Wasser, Land und Himmel verbindende Küstenlandschaft seiner Heimat, des Languedoc südlich von Montpellier, am Mittelmeer. Lehrmeister ist die Natur, aber daneben die Cabaniers, einige alte Fischer und Bauern, die, weitgehend als Außenseiter der dörflichen Gemeinschaft, in alten Fischerhütten leben: den cabanes de Melgueil, auch: cabanes de Salaison.

Dieser autobiographische Entwicklungsroman ist nicht zuletzt poetische Regionalgeschichte; heute ist die Region um das Étang de l'or einerseits als ökologisches Biotop geschützt, andererseits touristisch entwickelt (und denaturiert).

György Bálint: Lob der Tiere (Leipzig 1963)

Der ungarische Publizist (1906-1943) gilt als bedeutender Essayist. Er kam aus einer jüdischen Familie, wurde 1942 in einer Strafkompagnie verschleppt. Er starb 1943 in einem Lazarett in der Ukraine. – In seinen hier gesammelten kurzen Texten (das einzige auf Deutsch erschienene Werk des Autors) sind ausnahmslos Tiere Subjekt der Handlung. Zweifellos hätte William Quindt sich diesem Autor sehr nahe gefühlt.

Fred Bodsworth: Der letzte Eskimoeisvogel (Berlin/Weimar 1977)

Der Autor (1918–2012) war in kanadischer Schriftsteller und Amateurnaturforscher. Das Buch erschien zuvor (1976) im Universitas Verlag Berlin/West unter dem Titel "Der große Flug", wobei die DDR-Titelgebung stimmiger ist. Gerade in seiner Nüchternheit ergreifend, wird ein Flug eines Eskimobrachvogels von seiner Heimat in der kanadischen Arktis an die Südspitze Argentiniens berichtet (wo die Vögel überwintern). Es war zugleich der letzte Eskimoeisvogel, er sollte kein Weibchen mehr finden. *(Später entstand ein Zeichentrickfilm nach dem Buch, der einen Preis in der Rubrik Kinderfilm erhielt; eine typische Methode für Erwachsene, berührende Inhalte, auf die sie sich nicht einlassen wollen, von sich abzuhalten! Dafür dann lieber noch eine Love Story-Schnulze.)*

Karsten Brensing: Persönlichkeitsrechte für Tiere. Die nächste Stufe der moralischen Evolution (Freiburg i.Br. 2013)

Der Autor ist Meeresbiologe und Verhaltensforscher; er hat Forschungsprojekte in Florida und Israel geleitet. Seit 2005 arbeitet er für die internationale Wal- und Delfinschutzorganisation WDC.

Der Autor verbindet seine Forschungsarbeit über Wale und Delfine mit Erkenntnissen, die andere Tierforscher weltweit über die Gefühls- und Gedankenwelt unterschiedlicher Tierarten gewonnen haben. Ein Plädoyer dafür, Delfine, Schimpansen und andere Arten als Persönlichkeiten anzuerkennen und ihnen entsprechende Rechte einzuräumen: Recht auf Mitsprache, Lebensraum, Unverletzlichkeit.

Kenneth Brower: Ozeane. Forschungsreisen in eine Wunderwelt (Berlin/Gütersloh 1993)

Es handelt sich um einen von der National Geographic Society, Washington D.C. herausgegebenen Sammelband. Trotz des etwas gewöhnungsbedürftigen Layouts ein großartiges Buch, insbesondere durch die Fotografien, aber auch die ergänzenden Texte.

Anne Collet: Tanz mit den Walen. Entdeckungsreisen in eine verborgene Welt (München 1999)

Die Meeresbiologin und engagierte Umweltschützerin (geb. 1954) gilt als eine der bedeutendsten Erforscherinnen der Lebenswelt von Walen und Delphinen (und deren Bedrohungen). 1992 gründete sie das Forschungszentrum für Meeressäuger in La Rochelle (Frankreich). Im Jahr 2000 wurde sie für ihre Verdienste zum Chevalier de la Légion d'Honneur ernannt. In ihrem Buch berichtet sie (nachvollziehbar für Laien) von der atemberaubend eigenen Physiologie der Waltiere (Cetacea, das sind Wale und Delphine). Sie räumt auf mit etlichen populären Legenden über sie, die zu den intelligentesten Säugetieren gehören. Auch von der Praxis wissenschaftlicher Arbeit in ihrem Bereich berichtet sie..

"Wen kümmert die Agonie einer Sardine, wen bewegt das Leiden einer Krabbe, wer entsetzt sich über das Ersticken der Tintenfische? Mehrere ökologische Verbände haben einen Wal, einen Seehund oder einen Delphin als Emblem gewählt, weil ihnen bewußt ist, daß das Image dieser Maskottchen Erfolg verspricht und nicht das einer Assel oder einer Spinne, selbst wenn diese gefährdet sind. Aber wenn man für den Schutz des Planeten arbeiten will, kann man sich nicht darauf beschränken, einige

Superstars der Tierwelt zu erhalten, die zu "Totems", zu Mythen geworden sind, weil sie in uns tiefe Gefühle wecken. Man läuft im übrigen Gefahr, die Arten, die wir lieben, zum Nachteil der anderen, die uns leider nicht bewegen, übermäßig zu schützen.

(...) Es ist nicht die Schuld der 'bösen' Industriellen, der 'abscheulichen' Landwirte, der 'grausamen' Fischer oder der 'inkompetenten' Politiker. Sie und ich konsumieren die Produkte der Industriellen, der Landwirtschaft und des Fischfangs. Sie und ich wählen die verantwortlichen Politiker. Sie und ich können dazu beitragen, daß sich die Dinge richtig entwickeln." (S. 175/6)

Paul Eipper: Die gelbe Dogge Senta. Geschichte einer Freundschaft (Berlin 1936)

Der Autor (1891-1964) veröffentlichte ab 1928 bis zu seinem Tod eine Vielzahl erzählender Tierbücher, die außerordentlich populär waren. Die Dogge Senta kam als bereits achtjähriger Hund zu Eipper und seiner Frau. Die Erzählung vom Alltag mit der sacht älter werdenden Hündin ist bestimmt von subtiler Einfühlung und Liebe zum Leben. Sicherlich eines der besten Bücher über eine Hundepersönlichkeit. Es wurde auch nach 1945 in etlichen Ausgaben und jeweils mehreren Auflagen wiederveröffentlicht – zu Recht!

Wolfgang Fischer: Das Jahr mit den Gibbons (Wittenberg 1965)

Der Autor war Tierinspektor im Tierpark Berlin (Friedrichsfelde), auch Mitarbeiter in Grzimeks Tierleben. Bei einer Forschungsreise nach Vietnam wurde ihm ein mutterloses, allein noch nicht lebensfähiges Schopfgibbonbaby angeboten, das dann über ein Jahr in seiner Familie aufgezogen wurde; später kam noch ein zweites Tier dazu. Sein fachlich nuancierter Bericht über dieses Zusammenleben enthält viele Abbildungen und ein Vorwort von Prof. Dr. Heinrich Dathe, dem damaligen Direktor des Tierparks Berlin.

Dian Fossey: Gorillas im Nebel (München 1989)

Das berühmte Buch der wohl bis heute bedeutendsten Gorillaforscherin. Dian Fossey (1932-1985) war ursprünglich Ergotherapeutin. Die Veröffentlichung ist de facto ein Referenzwerk der Gorilla-Feldforschung (jedoch von der Wissenschaft teilweise umstritten), zugleich aber allgemeinverständlich geschrieben. Die Forscherin kämpfte unnachgiebig gegen Wilderer und kritisierte touristisch orientierte Organisationen; 1985 wurde sie in ihrer Hütte im brutal ermordet. Für mich entstand aus ihrem Buch und Äußerungen über sie der Eindruck, daß sie in ihrer Rigorosität und ihrer

offensichtlichen Distanz zu Menschen William Quindt vielleicht nicht unverwandt war.

Ernst Fuhrmann: Das Wunder der Pflanze (Berlin 1935/1952)

Der Autor (1886-1952) war Begründer einer organisch-ökologischen Denkweise, die er "Biosophie" nannte. Er gilt als bedeutender Fotograf der Pflanzenwelt und wirkte im Folkwang-Museum Hagen. Er kann als ein Vorläufer der "grünen" Bewegung verstanden werden. – Fuhrmanns eigenwillige Überlegungen zu biologischen, insbesondere botanischen Zusammenhängen sind begründet in seinem tiefgründigen Bemühen um Verständnis für das Wunder des Lebens. Das Buch enthält eben dem Text 112 Abbildungen.

Romain Gary: Die Wurzeln des Himmels (München 1957)

Roman Kacew (1914–1980) wuchs in Vilnius (Litauen, damals Russisches Reich) und später in Warschau (Polen) als Sohn einer jüdischen Familie auf. 1928 zog seine Mutter mit ihm nach Frankreich. Unter dem Namen Romain Gary wurde er ein französischer Schriftsteller. Er schrieb: "Mein Buch handelt von dem für uns lebenswichtigen Problem des Schutzes der Natur, und diese Aufgabe ist im Zeitalter der Zwangsarbeit, der Wasserstoffbombe, des Elends, des versklavten Denkens, des Krebses, in einem Zeitalter, in dem der Zweck die Mittel heiligt, so ungeheuer, dass wir sie nur meistern können, wenn wir unsere ganze Kraft und alle Brüderlichkeit aufbieten, die wir nur irgend besitzen. Jedenfalls scheint es mir kaum möglich, die Verantwortung für dieses großherzige Werk denjenigen zu überlassen, die ihre politische Macht aus den primitiven Quellen des Rassenhasses, des religiösen Hasses oder der Stammesmystik schöpfen."

Der Protagonist hat sich die Aufgabe gestellt, die afrikanischen Elefanten zu schützen. Der Roman gilt als eine der bedeutendsten literarischen Aussagen der heutigen Tierschutzbewegung.

Antoine F. Goetschel: Tiere klagen dich an (Frankfurt/M. 2013)

Der Autor ist Rechtsanwalt und gilt als einflussreichster Anwalt für die Rechte von Tieren. Er war beamteter Rechtsanwalt für Tierschutz in Strafsachen des Kantons Zürich und ist Lehrbeauftragter an der Züricher Universität. 2016 begründete Goetschel den Global Animal Law GAL Verein. Mit seinen derzeit rund 80 Professoren und Anwälten mit Spezialgebiet *Tier im Recht* strebt der Verein an, eine weltweit

wegweisende Instanz für die Gesundheit und den Schutz der Tiere durch das Recht zu werden. Das Ideal von GAL ist eine Welt, in welcher der Mensch darauf achtet, Tiere in seiner Obhut gesund zu halten und gut zu behandeln, womit auch eine allfällige Nutzung gesunder Tiere würdevoll erfolgt.

Bernhard Grzimek: Zwanzig Tiere und ein Mensch (Berlin/DDR 1970)

Der allgemein bekannte Autor (1907–1987) muß hier nicht vorgestellt werden. In diesem (für die DDR-Ausgabe ergänzten) Buch berichtet Grzimek von eigenen tierpsychologischen Erfahrungen mit unterschiedlichsten Tieren.

Bernhard Grzimek: Kein Platz für wilde Tiere (München 1954)

Eine sehr deutliche kritische Darstellung zum Thema der progressiven Vernichtung der wilden Tiere. Das Buch unterstreicht die Aussagen in Quindts Buch GERECHTIGKEIT (wo es um Afrika geht).

Bernhard Grzimek: Wilder Tier, weißer Mann (München 1965)

Der Autor berichtet von seinen Reisen in verschiedene europäische Länder und die Situation der Tiere (sowie des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier) dort. Ein höchst informatives Buch mit vielen Einzelheiten über die Natur unterschiedlichster Tiere, zugleich eine zumeist deprimierende Reportage, soweit sie die Lebensverhältnisse wilder Tiere in Europa (einschließlich Rußlands) angeht.

Tim Haines: Dinosaurier. Im Reich der Giganten (Köln 1999)

Der Autor ist ein britischer Drehbuchautor und Regisseur, bekannt für seine Arbeit an populären Wissenschaftsshows des Senders BBC. Schwerpunkt seiner Produktionen ist die Zeit der Saurier. Das Buch entstand parallel zu einer Filmserie: https://de.wikipedia.org/wiki/Dinosaurier_%E2%80%93_Im_Reich_der_Giganten
Das Dino-Buch, da sich mir immer gewünscht hstte!

Juan Ramón Jiménez: Platero und ich (Wiesbaden 1957)

Der spanische Dichter Jiménez (1881–1958) erzählt in kurzen Episoden von der Gemeinschaft zwischen einem Icherzähler und seinem kleinen Esel. Handlungsort dieser 1914/17 entstandenen "Andalusischen Elegie" ist der ländliche Geburtsort des Dichters. Jiménez lebte seit 1936 im Exil (zunächst in den USA, später in Puerto Rico) und erhielt 1956 den Nobelpreis für Literatur.

Manfred Koch / Kurt Herschel: Falter bei Tag und Nacht. Aus dem Leben unserer Schmetterlinge (Radebeul und Berlin 1953)

Dem Entomologen (1901-1972) gelingt es, über dieses nicht unbedingt publikumsnahe Thema nuanciert und abwechslungsreich zu berichten. Die Abbildungen von Kurt Herschel sind – so wird ausdrücklich betont – ausnahmslos "im freien Gelände am lebenden Tiere aufgenommen". Nachdem mittlerweile die meisten dieser Schmetterlinge sehr selten geworden (oder ausgestorben) sind, bedeutet so ein Buch auch eine Art Nekrolog.

Jane van Lawick-Goodall: Wilde Schimpansen. 10 Jahre Verhaltensforschung am Gombe-Strom (Reinbek 1971)

Jane Goodall (geb. 1934; von ihrem 1. Ehemann Lawick ist sie geschieden) hatte nicht studiert, durfte jedoch aufgrund ihrer Forschung über Schimpansen in Cambridge in Ethologie promovieren. Seit den 80er Jahre lag der Schwerpunkt ihrer Arbeit auf der Vermittlung ökologischer Probleme und Umweltschutz (vor allem im Zusammenhang mit Menschenaffen). 1990 veröffentlichte sie ihr Buch *Through a Window*, in dem sie den Standpunkt vertrat, dass das anwachsende Wissen über die geistige und soziale Komplexität der Tiere dazu führen müsse, einen ethisch verantwortbaren Weg des Umgangs mit ihnen zu finden. Dies beziehe sich gleichermaßen auf die Haltung von Tieren als Haustiere, zur Unterhaltung, zur Fleischgewinnung oder in Versuchslaboren wie auch auf sonstige Arten des Umgangs mit ihnen. Heute setzt sich Goodall außerdem im Great Ape Project für bestimmte Rechte der großen Menschenaffen ein, die den Menschenrechten ähnlich sind. 2000 gründete sie die Organisation Ethologists for the Ethical Treatment of Animals. Seit 2002 ist sie Friedensbotschafterin der UNO. Vgl. auch ihre Website: <https://janegoodall.de/>

Claude Martin: Die Regenwälder Westafrikas. Ökologie, Bedrohung und Schutz (Basel, Boston, Berlin 1989)

Der Autor (Umweltschützer und Biologe, Nähe zum WWF) versucht, die westfrikanischen Regenwälder gesamtheitlich darzustellen: von der Biologie bis zur Waldnutzung und den kulturellen Rahmenbedingungen für den Waldschutz. Die Monographie richtet sich gleichermaßen an Fachleute wie interessierte Laien. Sie enthält Abbildungen und Grafiken.

Cynthia Moss: Die Elefanten vom Kilimandscharo. 13 Jahr im Leben einer Elefantenfamilie (Hamburg 1990)

Die Tierforscherin und Naturschützerin begann 1972 ihr Forschungsprojekt mit Elefanten im Amboseli-Nationalpark in Kenia. Ihre Arbeit befaßten sich mit dem Verhalten, der Struktur des Familienlebens und dem Lebenszyklus der Elefanten. In den 1980er Jahren richtete sie ihr Interesse auf die Erhaltung der Elefanten, weil deren Population durch den Elfenbeinhandel und durch die Zerstörung des natürlichen Lebensraums stark abnahm. Mit Joyce Poole flog sie 1988 nach Washington, um dort der African Wildlife Foundation (AWF) über das drohende Aussterben der Elefanten zu berichten.

Michael Nichols / Jane Goodall / George B. Schaller / Mary G. Smith: Menschenaffen. Die faszinierende Welt der Schimpansen, Bonobos, Gorillas und Organ-Utans (Berlin/Gütersloh 1993)

Wiederum eine Veröffentlichung der National Geographic Society. Jane Goodall ist Schimpansen-Forscherin, Mary G. Smith ist Lektorin der NGS (sie schreibt über Fortschritte der Primatenforschung, aber auch zu Dian Fossey), Michael Nichols ist Fotojournalist und George B. Schaller gehört als Zoologe zu den Primatenforschern. Insgesamt sehr empfehlenswert.

Jacques Perrin: Nomaden der Lüfte. Das Geheimnis der Zugvögel (2 DVDs, Arthaus 2001)

Der Schauspieler, Regisseur und Produzent Jacques Perrin begleitete 44 Vogelarten aus allen Erdteilen auf ihrem Weg von einem Pol zum anderen. Enthält umfangreiches Informationsmaterial. Perrin, der zunächst als Schauspieler in Spielfilmen bekannt wurde, initiierte als Produzent (und Mitwirkender) auch einen Dokumentarfilm *Mikrokosmos – Das Volk der Gräser*.

Gustav Schenk: Frucht und Same (Hannover 1947)

Der Autor (1905-1969) hat eine Vielzahl von Sachbüchern veröffentlicht. Etliche darunter beschäftigen sich – in sehr individualistischer Weise – mit Themen der Naturgeschichte oder Naturwissenschaft. Seine grüblerischen, meditativen Gedanken zum Thema Frucht und Same erinnern mich an Ernst Fuhrmanns Arbeiten. Das Buch enthält 66 Abbildungen.

Fritz Siedel: Wildtiere unter Menschen (Jena 1951)

Der Autor (1913–2006) war Tierfotograf und Schriftsteller. Er berichtet von vier Tieren, die er im Laufe der Jahre als Jungtiere aufzog und die halbzahm in seiner ländlichen Umgebung bei ihm und seiner Familie lebten: Dachs, Hase, Fuchs und Wildschwein. Die nuancierten Berichte über Verhaltensweisen der Tiere sind sehr lesenswert. Das Bedenkliche des Aufziehens von Wildtieren wird für mich aufgewogen durch die deutlich an der natürlichen Lebensweise der Tiere orientierte Nähe zwischen Tier und Mensch.

Roger Tabor: Katzen. Die Überlebenskünstler (Mürtenbach 1996)

Der Autor ist ein englischer Biologe und Fernsehmoderator, Fachautor zum Thema Katzen. Das Buch informiert intelligent und sehr gut lesbar über die Geschichte der Katzen in der Menschenwelt. Es unterscheidet sich in seinem Niveau deutlich von der Fülle populärer Katzenbücher.

Ursula Ullrich/Prof. Dr. Wolfgang Ullrich: Wildnis ohne Hoffnung? (Leipzig/Radebeul 1968)

Wolfgang Ullrich (1923–1973) war Zoologe, Tierfilmer, Tierbuchautor und Direktor des Dresdner Zoos. Unter seiner Leitung wurde der völlig zerstörte Zoo nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgebaut. Besonders populär wurde Wolfgang Ullrich mit der Fernsehserie *Der gefilmte Brehm*, die 1955 zum ersten Mal mit Prof. Karl Max Schneider, dem Direktor des Leipziger Zoos, ausgestrahlt und ab 1960 von Ullrich übernommen wurde. Ullrich nutzte innerhalb einer populären Fernsehserie gemeinsame Reisen mit seiner Frau Ursula, um das Publikum auf die Bedrohung der Tierwelt aufmerksam zu machen. Das vorliegende Buch berichtet von Reisen nach Sri Lanka, Nepal und Assam.

Christian Wagner: Neuer Glaube, Gedichte und Prosa (1894; Faksimile: Kirchheim/Teck 1980); Neuausgabe: Warmbronn 2013**Christian Wagner: Blühender Kirschbaum – Die schönsten Gedichte**, hrsg. von Jürgen Schweier (Kirchheim/Teck 1995)

Christian Wagner (oft nach seinem Lebensort und zu Unterscheidung anderer "Wagner-Warmbronn") gehört zu den literarischen Außenseitern des späten 19. Jahrhunderts. Sein vorwiegend lyrisches Werk, geprägt von einer Naturphilosophie der Schonung alles Lebendigen ist keiner Richtung oder Schule zuzurechnen. Als

Autodidakt ohne höhere Schulbildung hat Wagner ein Werk geschaffen, das von hohen ethischen Werten getragen ist.

Schon zu Lebzeiten erfuhr der Autor namhafte Unterstützung, so etwa von Gustav Landauer, Bruno Wille, Kurt Tucholsky und vor allem von Hermann Hesse, der 1913 einen Auswahlband der Gedichte Wagners herausgab. Nach seinem Tod setzten sich u.a. Theodor Heuss, Werner Kraft, Albrecht Goes, Hermann Lenz, HAP Grieshaber und Peter Handke für ihn ein. Es gibt viele Neuaugbwn, nicht nur vo der Christan Wagner-Gesellschaft: <https://www.christian-wagner-gesellschaft.de/>

Heathcote Williams: Elefanten (Zweitausendeins, Frankfurt/M. ⁸1990)

Eine berührende, erschütternde und ganz und gar einzigartige Sammlung von Aussagen über Elefanten von Autor*innen seit der Antike, verbunden mit wunderschönen wie auch erschreckenden Fotos über Elefanten in ihrer natürlichen Umwelt wie in der Zerstörung durch Menschen. (Die 8. Auflage wurde erweitert, bearbeitet und neu ausgestattet.)

Der Herausgeber Heathcote Williams (1941–2017) war ein britischer Dichter, Schauspieler und Theaterautor. In einem epischen Gedicht *Whale Nation* setzte er sich für den Verbot der Jagd auf Wale ein.

Hans Wollschläger: Tiere sehen dich an oder das Potential Mengele. Zürich 1989)

Dieser Essay des Übersetzers und Schriftstellers Wollschläger (1935–2007) ist eine der ganz wenigen neueren Veröffentlichungen, das in ähnlicher Tiefgründigkeit argumentiert wie Quindt in GERECHTIGKEIT. Bei Wollschläger geht konkret – pars pro toto – allerdings nur um die Situation von Schlachtvieh. Der Terror gegen die Tiere *ursächlich* mit der verbrecherischen Haltung der Nazis in Verbindung zu bringen (wie im Titel suggeriert), wäre allerdings wiederum eine Verharmlosung; so meint es Wollschläger jedoch nicht. Dier Terror gegen die Tiere gehört generell zum Potential des homo sapiens.⁵⁵

Sina Walden schrieb in iohrem Nachruf auf Wollschläger: "Zu ergänzen ist leider, dass Hans Wollschläger als Autor (und darüber hinaus) nicht nur zu den ersten Parteigängern der neuen Tierrechtsbewegung gehörte, sondern auch – mit Ausnahme von Helmut Kaplan und Karlheinz Deschner – der einzige geblieben ist aus der Gilde

⁵⁵ TIERE SEHEN DICH AN war der Titel einer Veröffentlichung Paul Eippers (1928). Bei Quindt (KATER HINZ, 25) kommt der ähnlich wie bei Wollschläger gemeinte Satz "Tausend Tiere sahen dich an" vor.

der Schriftsteller und Dichter, der Berufsphilosophen und Berufsethiker, der Feuilletonisten, Kulturspezialisten und Alles-Besprecher. Sie haben seinen Paukenschlag 'Das Potential Mengele' mit der gleichen Indifferenz hingenommen wie sie die schaurigen Tatsachen selbst hinnehmen. Dass Hans Wollschläger in diesem festgemauerten Überbau spezialistischer Selbstgerechtigkeit keine größere Bresche schlagen konnte, auch das gehört zu seiner Tragik. [...] Von seinem Humanismus, der die Anthropozentrik hinter sich gelassen hatte, ist kaum die Rede. Und so müssen wir das nachholen und ihn in die Ehrengalerie der großen Vordenker der Tierrechte stellen, nicht weit von Plutarch, Montaigne und Leonardo da Vinci."⁵⁶

Franz Xaver Graf Zedtwitz: Quer durch die Tierwelt (Berlin 1932)

Der Autor (1906–1942) war promovierter Zoologe (zeitweise Assistent am Berliner Zoo). dies ist das erste einer Vielzahl erzählender zoologischer Monographien, die bestimmt sind von der unbedingten Achtung des Autors gegenüber allen Formen des Lebens. Sie gehen weit hinaus über die bekannten "Förster-Bücher", in denen der Mensch als Handlungsträger dem Objekt Tier gegenübersteht, sei es auch im Bemühen, diese Tiere und ihr Leben korrekt und nachvollziehbar zu schildern. Zedtwitz exekutiert in seinen Büchern nicht zoologisches Wissen, sondern betreibt ganzheitliche Wissenschaft. Dies hier ist das erste seiner Bücher.

Franz Graf Zedtwitz: Wunderbare kleine Welt. Ein Buch vom heimischen Getier (Berlin 1934)

Der Autor erzählt von Kröten, Blattläusen, Libellen, Käfern, Schnecken, Schnaken, Flußkrebs, Waldameise, Hecht, Kreuzspinne, Leuchtkäfer, Schlupfwespe, Maulwurf, Maikäfer und anderen Tieren. –

Franz Graf Zedtwitz veröffentlichte neben seinen tierkundlichen Werken das Buch FELDMÜNSTER. ROMAN AUS EINEM JESUITENINTERNAT (Berlin 1940), einen Entwicklungsroman, der sich sehr kritisch mit der autoritären Erziehung in einem Jesuiteninternat auseinandersetzt und die Folgen der dortigen schwarzen Pädagogik zeigt. Der Autor (Vater von drei Kindern) war selbst Zögling einer solchen Einrichtung. Das Buch zeigt deutlich die innere Verwandtschaft zu Methoden der NS-Erziehung. Gleichwohl wurde es vom NS-Regime gefeiert als Kampfmittel gegen die

⁵⁶ Sina Walden: "Die Rede ist von Tieren." Ein Nachruf auf Hans Wollschläger. In: Anima. Zeitschrift für Tierrechte. Nr. 2, Sommer 2007, S. 6 f. (Hier nach Wikipedia)

katholische Kirche (und deshalb nach 1945 als literarisches Werk vollständig ignoriert). Die in diesem Roman wie in den zoologischen Büchern deutlich werdende Haltung zeigt Zedtwitz zweifellos als jemanden, der versucht hat, sich durch seine Tierbücher seelisch zu distanzieren von der NS-Realität (darin William Quindt nahe). Als er eingezogen wurde, konnte er als Kriegsberichterstatter arbeiten; er kam an der Ostfront ums Leben. FELDMÜNSTER wurde 2019 bei A+C wiederveröffentlicht.

..und noch einige Links:

- <https://www.tierschutzbund.de/tiere-themen/tierversuche/warum-tierversuche>
- <https://albert-schweitzer-stiftung.de/>
- https://de.wikipedia.org/wiki/Horst_Stern
- <https://www.brehms-tierleben.com>



Der 13jährige Kater Cous-Cous an meinem Arbeitsplatz